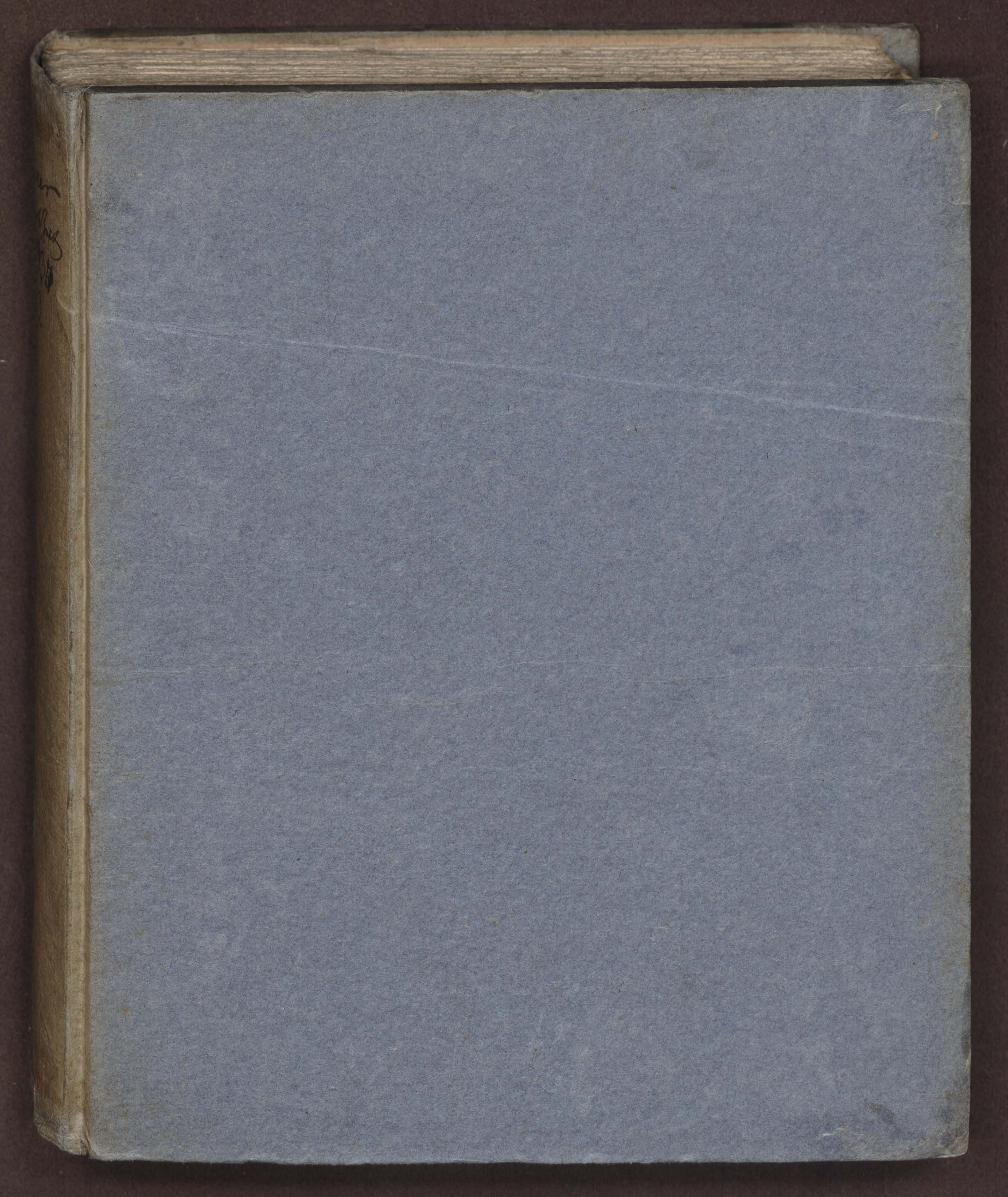
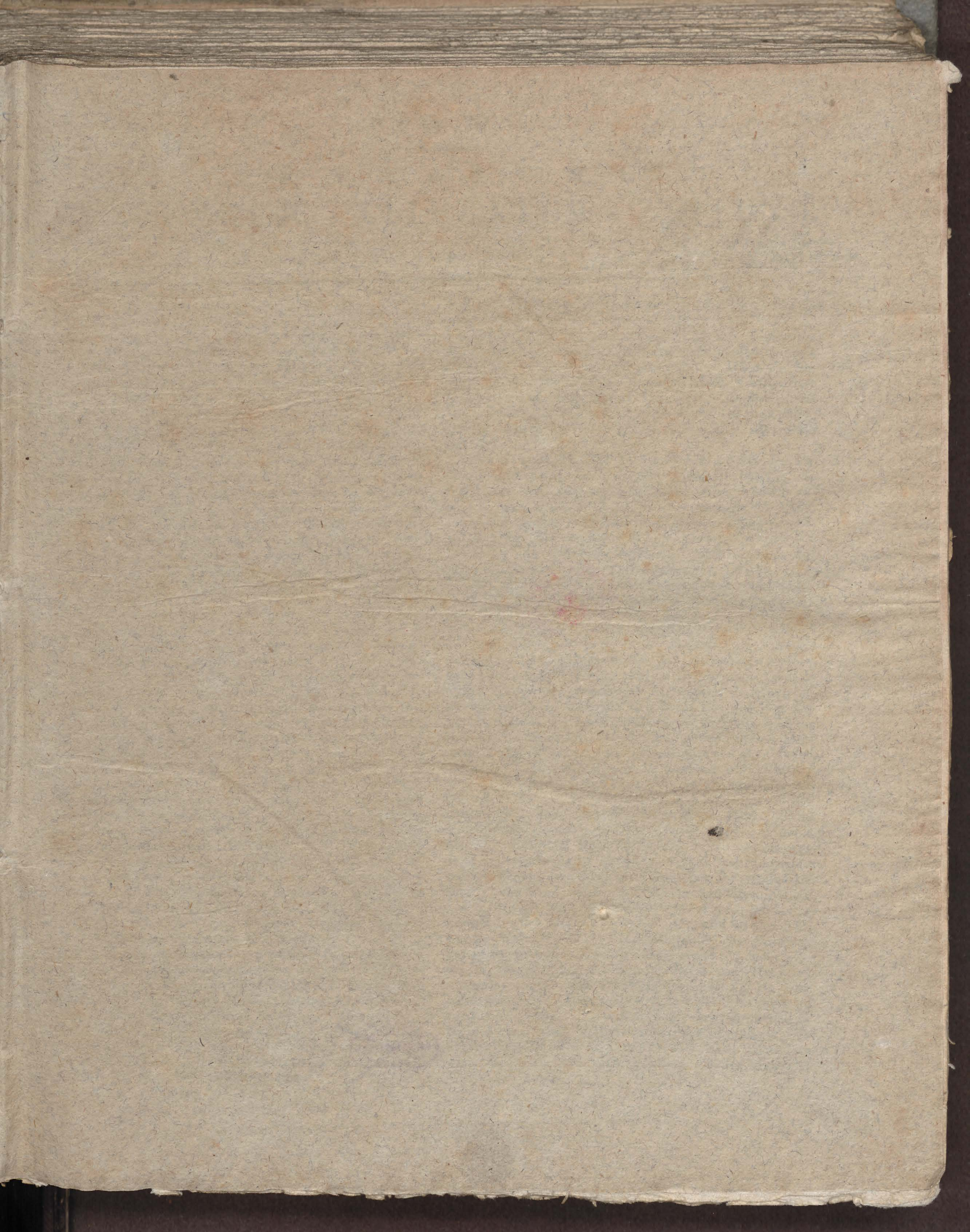



Stadt-
bücherei
Elbing




BIBLIOTEKA ELBLĄSKA



JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

THEOLOGIE.

Königsberg, in Bon's Buchhandlung: *Ueber den Urſprung des erſten canoniſchen Evangeliums.* Eine kritiſche Abhandlung von *Fr. Ludw. Sieffert,* Profeſſor der Theologie zu Königsberg in Pr. 1832. XVI u. 179 S. 8. (22 gr.)

Seitdem man überhaupt die zuerſt von *Erasmus* angeregte und ſeit *Wetſtein* mit Scharfſinn und wiſſenſchaftlicher Unbefangenheit von den verſchiedenſten Seiten erneuerte Frage nach dem Urſprunge unſeres erſten kanoniſchen Evangeliums ernſter zu erwägen angefangen, muſste ſogleich von vorn herein die Art, wie die alte Kirche hierüber referirt, ſehr auffällig erſcheinen. Denn während ihr Zeugniſs, welches ſich in den Ausſprüchen eines Papias, Irenäus, Origenes, Euſebius, Epiphanius und Hieronymus kund giebt, einſtimmig dahin lautet, daſs Matthäus ſeinen Landsleuten eine Evangelienſchrift, in hebräiſcher Sprache verfaſst, hinterlaſſen habe, findet ſich zugleich, ſoweit unſere Spuren darüber reichen, daſs nur ein griechiſches Evangelium unter dem Namen dieſes Apoſtels ſtets und ohne alles zweifelnde Bedenken in der Kirche bekannt und gebraucht war, und zwar eben dieſes, welches ſpäter als das erſte kanoniſche Evangelium aufgeführt und uns als ſolches überkommen iſt, — ohne daſs in den älteſten Nachrichten hierüber je des griechiſchen Matthäus und ſeines Verhältniſſes zu jener hebräiſchen Apoſtelſchrift gedacht würde. Der ſpätere Hieronymus iſt der Einzige, der das kirchlich kanoniſche Matthäusevangelium ausdrücklich als eine Ueberſetzung des hebräiſchen Originales bezeichnet, über deren Entſtehung er aber nichts Näheres zu wiſſen ehrlich genug eingeſteht. Erſt Theophylakt, in der Vorrede zum Matthäus, weiſs, daſs man Johannes für den Ueberſetzer halte; deſsgleichen das Scholion bey *Matthäi* S. 10, ſowie eine Schluſsbemerkung in mehreren ſpäteren Handſchriften des Evangeliums. — Als man ſich aber bey näherer Prüfung unſeres Evangeliums ſelbſt immer entſchiedener zu überzeugen glaubte, daſs dieſes griechiſche Evangelium in ſeiner vorliegenden Geſtalt keine Ueberſetzung ſeyn könne, ſondern urſprünglich griechiſch geſchrieben ſeyn müſſe, wurde die Frage noch verwickelter, — welche diejenigen in der That zu gewaltſam zu löſen verſuchten, die jenem alten Zeugniſſe der Kirche allen geſchichtlichen Grund abſprechen wollten, wozu ſie ſich um ſo mehr berechtigt glaubten, da ſich die Ausſage aller ſpäteren Kirchenlehrer von einem hebräiſchen Matthäusevangelium als eine bloſse Wiederholung der bekannten Notiz des Papias (b. Euſebius KG. 3, 39) darſtelle, den Euſebius aber ſelbſt als σμικρὸς τὸν νοῦν bezeichne. Da dieſe Anſicht auch noch in der neueſten Zeit Vertheidiger gefunden hat, ſo beginnt Hr. Prof. *Sieffert* ſeine Unterſuchung, wie billig, mit einer genauen Erörterung dieſes geſchichtlichen Zeugniſſes der alten Kirche.

Was zunächſt das älteſte Zeugniſs, das des Papias, und zwar in formeller Hinſicht betrifft, ſo weiſt der Vf. mit vollem Rechte jene Anſicht zurück; nach welcher Papias, jener σμικρὸς τὸν νοῦν, in dieſer Sache kein hiſtoriſch gültiges Zeugniſs abzulegen im Stande ſey; in ſofern ſeine beſchränkte Einſicht, die Euſebius auch nur in Beziehung auf ſeine Anſichten vom tauſendjährigen Reiche rügt, allerdings kein Grund ſeyn kann, den geſchichtlichen Ausſagen deſſelben ebenfalls zu miſstrauen, deren Gewährsmann in dieſem Falle noch überdieſs, nach der eigenen Ausſage des Papias, der Presbyter Johannes iſt, mit dem er in perſönlichem Verkehr geſtanden hatte. Bedeutender ſind allerdings die Bedenklichkeiten, welche aus dem inneren Gehalte dieſes Zeugniſſes gegen die Richtigkeit deſſelben erhoben worden, und die ſich beſonders auf den Zuſatz beziehen: ἡρμήνευσε δ' αὐτὰ ὡς ἠδύνατο ἕκαστος (*al.* ὡς ἦν δυνατος). Nach der gewöhnlichen Deutung dieſer Worte: „es dolmetſchte ſie aber Jeder, ſo gut er vermochte", würde dadurch eine Vielheit von ſchriftlichen Ueberſetzungen, etwa vor oder neben der ſpäter kirchlich ſanctionirten, behauptet, wovon ſich nicht nur durchaus keine geſchichtliche Spur findet, ſondern die auch an ſich völlig undenkbar iſt. Könnten die Worte nur ſo verſtanden werden, ſo würde darin allerdings ein ſehr bedeutender Grund gegen den übrigen Inhalt des Zeugniſſes liegen. Wie aber, wenn die Worte den Sinn hätten: „es deutete, legte ſie aus — Jeder, ſo gut er es konnte." So verſteht ſie Hr. *S.*, und iſt der Meinung, daſs Papias auf das Zeugniſs des Presbyter Johannes nur dieſes damit ſagen wolle: „Jeder, der die hebräiſche Schrift des Matthäus zur Hand genommen, ohne des Hebräiſchen mächtig zu ſeyn, habe damals — natürlich zur Zeit des Presbyter Johannes — ſelbſt zuſehen müſſen, wie er damit zurecht käme: eine Ueberſetzung, verdeutlichende Bearbeitung, in der er dieſe Schrift hätte leſen können, habe es noch nicht gegeben. Jeder muſste ſie

ſich auslegen, ſo gut er es konnte.“ Dieſe Auffaſſung der Worte ſcheint ſo einfach, den Worten, wie jenen Verhältniſſen ſo angemeſſen, daſs wir derſelben unbedingt den Vorzug vor der von *Schleiermacher* gegebenen Erklärung (Stud. u. Krit. 1832. H. 4. S. 742 ff.) einräumen. Gegen die *Schleiermacher'ſche* Erklärung ſpricht nämlich beſonders dieſes, daſs es ebenſo undenkbar iſt, es habe ſchon ſo frühe „viele ἑρμηνείας = Erklärungsverſuche“ des hebräiſchen Matthäusevangeliums gegeben, als nicht an „viele Ueberſetzungen“ deſſelben gedacht werden kann, was jedenfalls in dem ἕκαστος liegt, wenn die Bedeutung des Worts nicht ungebührlich geſchwächt werden ſoll. Ueberdieſs möchte unſer Matthäusevangelium in der vorliegenden Geſtalt wohl ſchwerlich „eine ἑρμηνεία von Ausſprüchen Chriſti“ genannt werden, wenn auch Papias ſeine ἐξηγήσεις λογίων κυριακῶν ſo nannte, in die er, wie es ſcheint, Beſchreibendes, Erzählendes, wie dogmatiſch Erläuterndes aufgenommen, von denen wir jedoch viel zu wenig kennen, um ſie hier als Maſsſtab gelten zu laſſen. Nein, Jeder muſste ſie deuten, — „überſetzen“, ſo gut er konnte; — warum nicht? — Daſs man bey dem Ausdrucke „überſetzen“ meiſtens nur an ſchriftliches Ueberſetzen denkt, liegt eben ſo wenig in dem deutſchen Worte, wie in dem griechiſchen ἑρμηνεύειν: beide laſſen ſowohl an ein mündliches, als an ein ſchriftliches Dolmetſchen denken, je nachdem der eine oder der andere Sinn gefodert wird; — hier iſt nur der erſte Sinn zuläſſig. — Die weiteren kirchlichen Ausſagen und Ueberlieferungen von der Schriftſtellerey des Apoſtel Matthäus bezeichnet der Vf. freylich mit Recht als Zeugniſſe zweyten Ranges, in ſofern aus denſelben nur hervorgeht, daſs zu der Zeit der oben genannten Kirchenväter die von ihnen mitgetheilte Ueberlieferung vorhanden war, ohne daſs ihre Quelle und ſomit ihr Werth näher zu beſtimmen iſt; nichts deſto weniger ſind ſie von groſser Bedeutung! Zu dieſen Zeugniſſen zweyten Ranges wird auch, wie billig, die ganz unbeſtimmte Sage von Pantänus gerechnet, die der um $1\frac{1}{2}$ Jahrhundert ſpäter lebende Euſebius mittheilt, daſs Pantänus in Indien das Matthäusevangelium in hebräiſcher Schrift vorgefunden habe. Mag dieſe Nachricht auch unabhängig von dem Zeugniſſe des Papias ſeyn, worauf namentlich *de Wette* (Einl. S. 175) einiges Gewicht zu legen ſcheint, ſo iſt ſie doch jedenfalls weit unzuverläſſiger, als jenes, und lieſse ſogar noch am leichteſten eine andere Interpretation zu. Irenäus, Origenes und Euſebius geben ohne alle Andeutung der Quelle dieſe Notiz; erſt Hieronymus und Epiphanius berufen ſich zugleich auf die Judenchriſten ihrer Zeit, die Nazaräer und Ebioniten, bey denen ſie ein hebräiſches Evangelium kennen gelernt hatten, welches die Originalſchrift des Matthäus ſeyn ſolle. Hieronymus gründete ſein Urtheil darauf, daſs er Gelegenheit gehabt, dieſes Evangelienwerk, das ihm auch in einer Bibliothek zu Cäſarea vorgekommen war, abzuſchreiben. Später überſetzte Hieronymus dieſe Schrift ins Griechiſche, und es ſcheint, daſs er bey näherer Bekanntſchaft in ſeinem Urtheile über das Verhältniſs derſelben zu dem griechiſchen Matthäus ſchwankend geworden war, indem er in ſpäteren Aeuſserungen ſehr vorſichtig jenes frühere Urtheil nur als die Meinung mancher Anderen bezeichnet: „*quod vocatur a plerisque Matthaei authenticum.*“ Auch Epiphanius weiſs, daſs ſich mehrfache Verſchiedenheit zwiſchen beiden Schriften fänden, doch glaubt er, ſie der willkürlichen Aenderung der Sectirer beymeſſen zu dürfen. — Unerklärlich, ganz undenkbar wird das Verhalten der alten Kirche in dieſer Sache, wenn man ihrer Ueberlieferung von einer hebräiſch verfaſsten Evangelienſchrift des Matthäus allen geſchichtlichen Grund abſprechen wollte. Mochten jene Kirchenlehrer dieſe Tradition auch nicht mehr auf ihre erſte Quelle zurückführen können, die geſchichtliche Wahrheit derſelben war ihnen ſo zwingend, daſs ſie dieſelbe zu ihrem eigenen Nachtheile einmüthig wiederholen, und ſelbſt den Sectirern nicht ſtreitig zu machen wagen, wenigſtens den Grundbeſtandtheilen nach, das Original des Matthäusevangeliums zu beſitzen, das die Kirche jener Zeit nur in einer Ueberſetzung zu beſitzen glaubte, die ſie aber nicht einmal, wie manche Neuere, von dem Apoſtel ſelbſt herzuleiten wagte. Nirgends ſindet ſich dagegen auch nur die geringſte Spur, daſs Matthäus urſprünglich griechiſch geſchrieben habe; undenkbar aber iſt und bleibt es, daſs die griechiſch redenden oder verſtehenden Chriſten eine urſprünglich griechiſche Schrift des Matthäus empfangen, und ſpäter jener Sage von einem urſprünglich hebräiſch verfaſsten Matthäusevangelium nicht auf das Beſtimmteſte widerſprochen haben ſollten, und daſs dieſer Widerſpruch jenen Kirchenlehrern nicht bekannt geworden wäre, die ſich zum Theil ſelbſt längere oder kürzere Zeit in den Gegenden aufhielten, für welche Matthäus nach einſtimmiger Ueberlieferung ſein Evangelium geſchrieben hatte. Mit vollkommener Ueberzeugung ſtimmen wir daher dem Urtheile des Vfs. bey: „Wenn irgend Etwas in der älteren Geſchichte der neuteſtamentlichen Schriften feſtſteht, ſo iſt es dieſs, daſs Matthäus hebräiſch geſchrieben hat.“ Daſs Hieronymus, vielleicht der Einzige, der ſich genauer mit der hebräiſchen Apoſtelſchrift der Nazaräer beſchäftigte, ſpäter Bedenken getragen zu haben ſcheint, jene Schrift *in der ihm vorliegenden Geſtalt* für das authentiſche Matthäusevangelium anzuerkennen, iſt ſehr begreiflich, ohne daſs jenes Zeugniſs ſelbſt dadurch verdächtigt würde. Denn wenn wir erwägen, „wie bald in Paläſtina die griechiſche Kirche die Oberhand bekam, der die hebräiſche Schrift des Matthäus auf andere Weiſe entbehrlich gemacht war; wie abgeſchloſſen gegen den Einfluſs der allgemeinen Kirche die hebräiſchen Chriſten in ſectenartiger Geſtalt fortlebten; wie wenig alſo auf den Zuſtand und die Schickſale der unter ihnen gebräuchlichen heiligen Schriften geachtet wurde, und wie groſsen Willkürlichkeiten auch ſelbſt in der allgemeinen Kirche der

biblische Text ausgesetzt war, so muss man wohl von vorn herein erwarten, dass noch vielmehr eine nur jenen hebräischen Christen zugängliche Schrift im Laufe von Jahrhunderten ganz bedeutenden Verderbnissen werde unterlegen haben, ohne dass desshalb die Aechtheit ihrer Grundbestandtheile abzuleugnen gewesen wäre.“ Unbedeutender sind einige andere Bedenklichkeiten gegen die Richtigkeit dieser altkirchlichen Ueberlieferung, die der Vf. ebenfalls noch zu erledigen sucht.

Wenn demnach Matthäus hebräisch geschrieben hat, und sich durchaus keine geschichtliche Spur findet, dass er daneben noch eine griechische Evangelienschrift verfasst habe, — was auch an sich höchst unwahrscheinlich und dem apostolischen Charakter unangemessen seyn würde; — dennoch aber unser erstes kanonisches Evangelium seit uralter Zeit ebenfalls mit dem Namen dieses Apostels bezeichnet ist, auch von den Kirchenschriftstellern, welche berichten, dass Matthäus hebräisch geschrieben habe, so gebraucht wird, als hätten sie daran die Schrift des Matthäus, so fragt sich, wie lassen sich diese widersprechenden Erscheinungen erklären? — Das Nächste wäre freylich, unser griech. Evangelium als eine Uebersetzung jener Apostelschrift zu betrachten, wofür die alte Kirche es auch wirklich genommen zu haben scheint, obwohl, wie Hieronymus ausdrücklich bemerkt, der Name des Uebersetzers nicht erhalten war. Da es uns aber hierüber an allen geschichtlichen Zeugnissen fehlt, so bleibt uns nur übrig zu versuchen, ob sich dieses Verhältniss aus unserem Evangelium selbst näher bestimmen lasse. — Sehr richtig hebt der Vf. die Schwierigkeiten dieser Untersuchung hervor, welche in der Art und Weise begründet sind, wie sich eine evangelische Geschichte überhaupt bildete, nämlich in einer Sprache, in der sich schon ursprünglich zwey verschiedene Elemente so eng verbinden mussten, dass aus der Sprache an sich wohl schwerlich griechische oder hebräische Originalität einer auf diesem Boden entstandenen Schrift sich erkennen lassen möchte. Auch darin stimmen wir dem Vf. bey, dass sich selbst aus der Art, wie die altt. Citate in unserem griechischen Matthäusevang. wiedergegeben sind, worauf man gewöhnlich ein besonderes Gewicht legt, für die griechische Originalität dieser Evangelienschrift Nichts erweisen lasse. Für diesen Zweck müssten sich solche Citate nachweisen lassen, welche bey ihrer Abweichung von dem altt. Texte nur in ihrer griechischen Gestalt in den Zusammenhang passten; und zwar müssten dieselben von dem Evangelisten selbst angezogen seyn. Andere altt. Citate dagegen, die namentlich in Reden und Aussprüchen Christi vorkommen, und sehr häufig sowohl von dem hebr. Texte als von dem Texte der LXX abweichen, können an und für sich nicht beweisend seyn, da es hinlänglich bekannt ist, welche Freyheit man sich in Anführung und Benutzung solcher Stellen des A. T. erlaubte, die für messianisch bedeutsam galten, so dass jene Abweichungen in den zuletzt bezeichneten Citaten sehr wahrscheinlich auf Rechnung des Redenden kommen, der sich aber doch der palästinensischen Landessprache bediente, und dem der später Schreibende, sey es nun im Griechischen oder ebenfalls im Hebräischen, darin folgte. So vollkommen wir daher dem Vf. beystimmen, dass sich aus den Citaten eben so wenig, als aus dem matten Wortspiele Matth. 6, 16, welches sehr zufällig seyn kann, da sich wenigstens keine Absicht des Evangelisten darin erkennen lässt, etwas Beweisendes folgern lasse, so meinen wir doch, dass manche schon von *Hug* hervorgehobenen allgemeineren Erscheinungen in diesem ersten Evangelium zu bestimmt für die griechische Ursprünglichkeit desselben in der vorliegenden Gestalt sprechen: namentlich die allgemein anerkannte Uebereinstimmung desselben mit den Evangelien des Marcus und Lucas sowohl im Ganzen als im Einzelen, in der ganzen Anlage, wie in eigenthümlichen Ausdrücken und Wendungen, was bey einer Uebersetzung aus einem hebräischen Originale undenkbar ist, da ein vorliegendes, geschriebenes Original sicher zu vielfachen Abweichungen im Ausdruck Anlass gegeben haben würde. — Rec. ist der Ueberzeugung, dass in dem Bisherigen diejenigen Resultate der Untersuchung ausgesprochen oder doch enthalten sind, die sich allein mit hinlänglicher Sicherheit ansprechen lassen, woraus sich ergiebt, dass unser erstes kanonisches Evangelium in der vorliegenden Gestalt weder als Original noch als Uebersetzung auf den Apostel zurückgeführt werden könne, dessen Namen es trägt: und es bliebe nur noch übrig, auf irgend einem anderen Wege zu ermitteln, welchen Grund die Kirche gehabt haben könne, diese Evangelienschrift nach dem Apostel Matthäus zu nennen; oder, was dasselbe heisst, welchen Antheil an derselben dem Apostel zuzuschreiben sey. — Am scharfsinnigsten hat *Schleiermacher* in der oben angeführten Abhandlung diese Frage zu lösen versucht, indem er in dem bekannten Zeugnisse des Papias eine geschichtliche Andeutung über das Verhältniss beider Schriften gefunden zu haben glaubt. Nach der Deutung *Schl's.* sollen jene Worte den Sinn haben: Matthäus habe *Reden Christi* in hebr. Sprache zusammengeschrieben, die nachher Jeder, so gut er vermocht, erläutert, d. h. insbesondere zu den Reden und Aeusserungen Christi die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, unter denen sie gesprochen, beygefügt habe. Ein solcher Erläuterungsversuch sey auch unser griechischer Matthäus, dessen Entstehungsweise sich durch Aussonderung des schon in jener Redensammlung Vorhandenen exegetisch nachweisen lasse. *Schl.* scheint ein grosses Gewicht darauf zu legen, dass der Ausdruck λόγια nichts anderes bedeuten könne, als „Aussprüche, Reden,“ sich anschliessend der ursprünglichen Bedeutung von λόγιον, Götterspruch. Nur als der Kanon der neut. Bücher schon ziemlich festgestanden, habe man diese Sammlung heiliger Schriften selbst, als Göttersprüche enthaltend, τὰ λόγια nennen können. Allein nur sehr gezwungen kann *Schl.* selbst eine Stelle bey Photius (Cod. 228) über Ephraem den Syrer für diese An-

ſicht deuten, wo zu offenbar der allgemeine Gegenſatz zwiſchen A. u. N. T. hervortritt. Wie aber ſoll die Stelle im Briefe des *Ignatius ad Smyrn.* verſtanden werden, wo es heiſst: φασὶ τὰ λόγια· οὗτος ὁ Ἰησοῦς ὁ ἀναληφθεὶς ἀφ' ὑμῶν εἰς τὸν οὐρανὸν κ. τ. λ., womit offenbar auf die Stelle AG. 1, 11 hingewieſen wird! Noch beſtimmter ſcheint die Art, wie Papias ſelbſt dieſen Ausdruck gebraucht, gegen die *Schleiermacherſche* Deutung zu ſprechen. Denn in der unmittelbar vorhergehenden Erklärung des Papias über das Marcusevangelium wird daſſelbe ebenfalls als eine σύνταξις τῶν κυριακῶν λογίων bezeichnet, worunter Papias keinesweges eine bloſse Sammlung von Reden Jeſu verſtanden haben kann, da er ausdrücklich erklärt, daſs dieſes Evangelium τὰ ὑπὸ τοῦ Χρίστοῦ ἢ λεχθέντα ἢ πραχθέντα enthalten habe. Indem *Schl.* den angegebenen Sinn der Worte für zuverläſſig hält, wagt er es ſogar, die eigentlichen Beſtandtheile jener apoſtoliſchen Sammlung in unſerem griechiſchen Matthäusevang. nachzuweiſen, ein Unternehmen, deſſen theilweiſe Unausführbarkeit *Schl.* ſelbſt einzugeſtehen ſich gedrungen fühlt. Ueberhaupt ſcheint man noch nicht ruhig und unparteyiſch genug die groſsen Schwierigkeiten erwogen zu haben, die eine zuverſichtliche Entſcheidung des hier in Frage ſtehenden Verhältniſſes auch nach Gründen der inneren Kritik nimmer zulaſſen werden.

Auch die Reſultate der weiteren Unterſuchung, welche Hr. *Sieffert* in Betreff des Inhaltes unſeres Evangeliums zur Ermittelung dieſes Verhältniſſes anſtellt, möchten wohl nicht zuverläſſig ſeyn. Denn wären die Foderungen, welche der Vf. an eine apoſtoliſche Schrift im engeren Sinne des Worts macht, alle wohlbegründet, und wäre denſelben in unſerem griech. Matthäus wirklich in der vom Vf. ausgeſprochenen Weiſe nicht genügt: ſo lieſse ſich in der That kein haltbarer Grund gegen das daraus gewonnene Reſultat vorbringen. Beides dürfte aber ſehr bezweifelt werden; und ſicher werden manche der Gegenbemerkungen *Olshauſens* (in Tholuck's liter. Anzeiger vom März 1833) ſtets ihre Geltung behaupten. Die bedeutendſten, auch ſonſt ſchon ausgeſprochenen Zweifel an dem apoſtöl. Urſprunge dieſes Evangeliums gründen ſich nämlich hauptſächlich auf die Verſtöſse gegen die Chronologie bey unverkennbarem Streben, dem Zeitverlauf gemäſs zu erzählen; ferner auf den Mangel an Anſchaulichkeit, der bey einem Apoſtel und Augenzeugen nicht denkbar ſey; wohin auch das Unbeſtimmte und Allgemeine in zeitlichen und örtlichen Angaben zu rechnen ſey, was um ſo mehr auffalle, da der Vf. dieſer Schrift gerade in ſolchen unbeſtimmten Angaben häufig eine gewiſſe Genauigkeit und Beſtimmtheit zur Schau trage. — Was zuerſt die chronologiſche Anordnung des Materials betrifft, ſo iſt ſchon vielfältig mit Recht bemerkt worden, daſs es keinesweges dem apoſtoliſchen Charakter des Vfs. entgegen ſey, die Sachordnung mit einer chronologiſchen Anordnung nach gröſseren Hauptpartieen ſo zu verbinden, daſs in dieſen gröſseren Partieen ſelbſt die Sachordnung vorherrſche, wie dieſes in unſerem erſten Evangelium der Fall ſey; und theilweis hat ſchon Dr. *Paulus* den inneren Zuſammenhang der — ſicher nicht chronologiſch — an einander gereihten Erzählungen überzeugend nachgewieſen. Vergl. Exeget. Handbuch Th. I. S. 434 ff., wodurch auch namentlich die von Hn. *S.* aus Matth. 9, 9 ff. gemachte Folgerung zurückgewieſen wird, daſs der Vf. des erſten Evangeliums aus Unkunde die Berufung des Matth. erſt nach der ſogenannten Bergpredigt aufgeführt habe. Nachdem nämlich 4, 14—21 nur kurz und allgemein angedeutet war, wo, womit und mit wem Jeſus zu lehren angefangen, eilt der Verfaſſer zu einem groſsen Beyſpiele der Lehrart Jeſu ſelbſt (Cap. 5—7); daran ſchloſs ſich der Zeit nach eine Heilung (Cap. 8, 1—4), wodurch er veranlaſst wurde, eine Claſſe von Heilungen folgen zu laſſen (Cap. 8, 5—9, 8). Mit der letzten ſind Urtheile einiger Phariſäer und des Volks über Jeſus verflochten, weſshalb nun nach natürlicher Ideenaſſociation noch mehr Proben folgen, wie verſchiedene Urtheile über Jeſu gefällt worden. Einen Beytrag dazu gab auch jenes Mahl im Hauſe des Zöllner Matthäus, bald nach deſſen Berufung zum Apoſtel, weſshalb die Erzählung von jener Berufung ſelbſt hier ganz paſſend als einleitend nachgeholt wird. Auf ähnliche Weiſe ſcheint die Erwähnung von der Aufnahme Jeſu unter ſeinen Landsleuten, welche ſicher mit Lucas in eine weit frühere Zeit zu ſetzen iſt, bey Matth. erſt Cap. 13, 54—58 eingeſlochten zu ſeyn. Der Vf. hatte mehrere Gleichniſsreden Jeſu mitgetheilt, die dieſer öffentlich geſprochen hatte, und deren Eindruck auf die Hörenden unfehlbar war; — „dennoch, will er ſagen, zeigten ſich die, welche Ihm am nächſten ſtanden, ſeine eigenen Landsleute, am wenigſten überzeugbar; ihnen war Er nur der Zimmermannsſohn, den ſie ja alle kannten.“ Uns wenigſtens will es bedünken, als ſey dieſe Erzählung hier mehr des Sinnes und der Tendenz wegen eingeſchaltet, als daſs der Schriftſteller jenen Vorfall ausdrücklich in dieſe ſpätere Zeit hätte verlegen wollen. Aber ſelbſt wenn Jemand das Letzte urgiren wollte, ſo konnte immerhin ſelbſt ein Apoſtel über die Zeit einzelner Vorfälle, bey denen er vielleicht nicht einmal ſelbſt zugegen geweſen ſeyn mochte, ſich im Irrthume befinden, zumal da doch erſt geraume Zeit nachher die evangeliſchen Berichte niedergeſchrieben wurden.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

THEOLOGIE.

Königsberg, in Bon's Buchhandlung: *Ueber den Urſprung des erſten canoniſchen Evangeliums.* Eine kritiſche Abhandlung von *Fr. Ludw. Sieffert* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wenn ferner Mangel an Anſchaulichkeit in der Darſtellung als ein Argument gegen den apoſtoliſchen Urſprung dieſes Evangeliums angeſprochen wird, ſo wird nur zu leicht verkannt, daſs hiebey auſser Autopſie noch manches Andere als mitbedingend betrachtet werden muſs. Denn lieſse ſich daraus, ob die äuſsere Wirklichkeit mehr oder weniger genau und vollſtändig in der Darſtellung hervortritt, ein ſicheres Merkmal entnehmen, ob der Erzählende den Begebenheiten ſelbſt näher oder ferner geſtanden habe, ſo würde Marcus ſich häufig als einen weit glaubhafteren Zeugen beurkunden, als der Vf. des erſten Evangeliums. Allein wie leicht geſchieht es noch jetzt, daſs wir in der Darſtellung deſſen, was uns ſelbſt ſehr klar und lebendig vorſchwebt, Anderen, — wie uns ſelbſt, — mit wenigen Andeutungen genügen zu können glauben! — Eben ſo wenig möchte die oft bemerkte Unbeſtimmtheit und Allgemeinheit in zeitlichen und örtlichen Angaben, die ſich beſonders häufig bey Erwähnung der Umſtände und Veranlaſſungen der Reden und Ausſprüche Chriſti kund giebt, ſo erweiſend für den nichtapoſtoliſchen Urſprung dieſes Evangeliums ſeyn, als Hr. *Sieffert* annimmt. Auch Johannes deutet das Zeitliche und Oertliche, welches er aus der allgemeinen evangeliſchen Tradition als bekannt vorausſetzen konnte, ſehr oft nur ganz allgemein an, um ihm beſonders wichtige Reden und Ausſprüche Chriſti daran zu knüpfen; auch Johannes hat das unbeſtimmte *πάλιν, τότε, οὖν* und dergleichen allgemeine Uebergänge. Vergl. *Theile* in *Wiener's* N. krit. Journ. Bd. II. S. 190 ff.

Der uns bewilligte Raum geſtattet nicht, weiter ins Einzelne einzugehen; nur über die ſcheinbare Differenz der Namen Matthäus und Levi (Matth. 9, 9 ff. coll. l. parall.), die ſchon der Gnoſtiker Herakleon hervorhob, und worauf der Vf. von vorn herein ſo groſses Gewicht legt, bemerken wir, daſs ſich dieſe Schwierigkeit ſchon aus der Art, wie die verſchiedenen Namen mitgetheilt werden, ſehr wohl erklären läſst, ohne zu der gemachten Folgerung hinlänglichen Grund zu geben. Lucas und Marcus ſcheinen nämlich die Bezeichnung des Mannes beyzubehalten, die den Verhältniſſen angehörte, in denen er vor ſeiner Berufung lebte. Als „Zöllner und Sohn des Alphäus" hieſs er Levi (*τελώνης ὀνόματι Λευϊ*). Dagegen ſcheint der Vf. des erſten Evangeliums den Apoſtel nach der gangbaren, ſeinen chriſtlichen Leſern gewiſs bekannteren Benennung „*Ματθαῖον λεγόμενον*" zu bezeichnen (wie *λεγόμενος* öfter in dieſem Sinne gebraucht wird, z. B. *Σίμωνα τὸν λεγόμενον Πέτρον*, Matth. 10, 2); was wohl eher *für* den Apoſtel als Verfaſſer dieſes Berichtes, als *gegen* denſelben gedeutet werden könnte. — Auſserdem, was ſchon oben gegen die Folgerung aus der Anordnung des Materials in unſerem griechiſchen Matthäus bemerkt wurde, beweiſt auch die ſchon einige Male genannte Abhandlung von *Schleiermacher*, wie wenig das Gefühl — ſelbſt *der* Kritiker, deren Unterſuchung im Allgemeinen zu demſelben Reſultate führt, in dieſem Puncte übereinſtimmt; indem *Schleierm.* den Grund dieſer oft chronologiſch unrichtigen Anordnung in jener angeblichen apoſtoliſchen Redenſammlung findet, deren Hauptbeſtandtheile, nach verwandten Maſſen geordnet, ſich noch bezeichnen lieſsen: 1) als eine Sammlung von Gnomen, — Grundlage der Bergpredigt (Cap. 5—7); 2) als eine Sammlung von Vorſchriften für die Apoſtel (Cap. 10); 3) als eine Sammlung von Gleichniſſen (Cap. 13, 1—52). — Zu den wichtigſten Differenzen, worauf auch Hr. *S.* beſonderes Gewicht legt, gehören die Berichte des erſten Evangeliums in Uebereinſtimmung mit Lucas und Marcus über das letzte Mahl des Herrn, gegen den Bericht des Johannes. Hr. Prof. *S.* tritt der Meinung bey, daſs Johannes von keinem wirklichen Paſſahmahle Jeſu rede, vielmehr die Juden das Paſſah erſt nach der Kreuzigung Jeſu eſſen laſſe; dahingegen die drey erſten Evangelian das letzte Mahl Jeſu als das wirkliche Paſſah bezeichnen, und die Gefangennehmung des Herrn unmittelbar nach demſelben geſchehen laſſen. So entſchieden wir in dem erſten Puncte dem Vf. beyſtimmen, ſo meinen wir doch, daſs hierüber ebenſowenig in der allgemeinen evangeliſchen Tradition, als in dem Zeugniſſe zweyer Apoſtel, eine weſentliche Differenz habe Statt finden können; daſs aber, wenn eine Ausgleichung dieſer ſcheinbar verſchiedenen Berichte überhaupt möglich iſt, die klaren Worte des vierten Evangeliums als Grundlage gelten müſſen, die allein mit den altmoſaiſchen Beſtimmungen über die Feier dieſes Feſtes im Einklange

stehen. Doch wir eilen zum Schlusse, und begnügen uns, nur noch das Resultat der ganzen Untersuchung in Kürze mitzutheilen: „Alles, was sich von geschichtlichen Spuren über den Ursprung unseres ersten kanonischen Evangeliums erhalten hat, stimmt dahin, dass dasselbe so, wie es uns als griechische Schrift in unserem neutestamentlichen Kanon vorliegt, nicht von dem Apostel Matthäus herrühren kann, indem dieser das, was er in Beziehung auf das Leben und Wirken Christi niederschrieb, in hebräischer Sprache verfasst hat. Dennoch muss dieses griechische Evangelium zu jener hebräischen Schrift des Apostels in einem sehr nahen Verhältnisse gestanden haben, wesshalb es auch von jeher unter dem Namen des Apostel Matthäus bekannt geworden und verbreitet ist, obwohl dieses Verhältniss geschichtlich nicht näher ausgemittelt werden mag. Nach einer näheren Prüfung der Form, wie des inneren Gehaltes unseres ersten Evangeliums selbst lässt sich dieses allgemeine Ergebniss der historischen Untersuchung noch näher dahin bestimmen, dass jenes Verwandtschaftsverhältniss beider Schriften nicht das einer Uebersetzung zum Originale seyn könne, wozu der Inhalt dieser griechischen Schrift nicht passt; dass unser griechischer Matthäus vielmehr eine durch einzelne Zusätze erweiterte, freye Ueberarbeitung der im Wesentlichen unversehrt erhaltenen Apostelschrift seyn möge." Unserer nächstvorhergehenden Bemerkungen ungeachtet stimmen wir diesem Resultate bey; ja wir sind der Meinung, dass man allen im Inneren dieser Schrift nachgewiesenen Erscheinungen, einzeln und für sich betrachtet, wirklich zwingende Beweiskraft absprechen könne, ohne damit dieses Resultat ungültig zu machen. Wir aber wollten durch diese allgemeinen Gegenbemerkungen nur andeuten, dass sich auch auf diesem Wege wenig mehr für die endlich allgemein befriedigende Lösung dieser Frage hoffen lasse; wie man denn auch ohne jene historische Notiz der alten Kirche und ohne die Vergleichung unseres Evangeliums mit denen des Lucas und Marcus wohl schwerlich aus bloss inneren Gründen zu Zweifeln an der apostolischen Ursprünglichkeit des ersten kanonischen Evangeliums gekommen wäre. Um es kurz zu sagen: nicht sowohl jene einzelnen Ungenauigkeiten und angeblichen Unrichtigkeiten, die man immerhin auch auf Rechnung eines Apostels setzen dürfte, als vielmehr das unbedingte Anschliessen an die allgemeine evangelische Tradition, wie es sich aus der merkwürdigen Uebereinstimmung namentlich mit Lucas ergiebt — der gewiss unabhängig von Matthäus geschrieben hat — dieses ängstliche Schöpfen aus der Tradition, das sich in der Auswahl des Ganzen, wie in der Wahl der einzelnen Formen, Wendungen und Ausdrücke kund giebt, dieses scheint uns am entschiedensten auf einen Verfasser zu deuten, der sich auf gleichem Standpuncte mit Lucas und Marcus befand. Ein Apostel, scheint es, konnte sich unmöglich so sclavisch der mündlichen Ueberlieferung über Begebenheiten anschliessen, die er wenigstens grösstentheils selbst mit erlebte! — Den Einwand aber fürchten wir nicht zu hören, dass Matthäus durch sein Evangelium der mündlichen Ueberlieferung selbst erst diese Form gegeben habe.

Mr.

1) Frankfurt a. Main, b. Sauerländer: *Schul- und Haus-Bibel.* Ein vollständiger Auszug aus dem alten und neuen Testament, alles dessen, was nur irgend zur Religion gerechnet werden kann, mit den nöthigsten kurzen Erläuterungen, und einem Anhang, enthaltend: biblische Religionslehre. Von D. *J. B. Engelmann.* Zweyte, neu bearbeitete Auflage. 1832. VIII u. 404 S. 8. (16 gr.)

2) Braunschweig, b. Meyer: *Biblisches Lesebuch zur Beförderung einer fruchtbaren Bibelkunde für die Jugend in Schulen und Privatunterrichtsanstalten.* Von D. *J. W. G. Ziegenbein*, Consistorialrath u. s. w. in Braunschweig. Erstes Bändchen, welches die Geschichte und die Lehre des alten Testaments enthält. Zweyte unveränderte Auflage. 1832. XIV u. 206 S. 8. (8 gr.)

3) Calw, b. Federhaff d. ä.: *Zweymal zwey und fünfzig biblische Geschichten für Schulen und Familien.* Mit Abbildungen. Zweyte Auflage, gedruckt mit Tauchnitz'schen Stereotypen. 1832. IV. u. 212 S. 8. (Bey unmittelbarer Bestellung in Calw im K. Würtemberg und gegen Vorausbezahlung 12 kr., in Partieen zu 25 Exempl. 3 fl. 45 kr. rhn. oder 2 Thlr. 10 Sgr. preuss.)

Die im J. 1827 herausgegebene erste Auflage von No. 1 erscheint hier mit beabsichtigter, jedoch nicht hinlänglich durchgeführter Rücksicht auf den Wunsch des theologischen und pädagogischen Publicums, Wiederholungen, unwichtige Stellen, Bemerkungen, woran Schwache Anstoss nehmen, und Abweichungen von der Lutherischen Uebersetzung entfernt zu sehen, neu überarbeitet. Der Vf. führt die biblischen Bücher in der gewöhnlichen Ordnung, jedes mit möglichst kurzer Einleitung, auf, und giebt, die herkömmliche Bezeichnung nach Capitel und Vers innerhalb des Textes beybehaltend, jeder Stelle am Rande eine fortlaufende Numer, im A. T. von 1—2460, im N. T. von 1—3119, um das Citiren in der von S. 387 bis 404 angeführten Religions- und Sitten-Lehre zu erleichtern, so wie den zum Auswendiglernen bestimmten Sprüchen eine grössere Schrift. Eine biblische Geschichte scheint er nicht haben schreiben zu wollen. Er hatte somit das bloss Historische wegzulassen, was er jedoch nicht durchaus thut, indem z. B. ein grosser Theil des Buchs der Maccabäer, Paulus Berufung auf sein römisches Bürgerrecht, aufgenommen, obgleich die Geschichte Josephs und des 12jährigen Jesus in Jerusalem verstümmelt ist; er hatte in den Einleitungen das Historische kurz zu fassen, was jedoch, wenn Eli, Samuel, Saul, David und Jonathan fast auf Einer Seite (13 und 14) abgefertigt werden, übertrieben ist; er hatte dagegen die Religions- und Sitten-

Lehre vollständig zu geben, was in der Art, wie es der Titel verheisst, nicht vollzogen ist, wenn Salomo's Tempel-Einweihungs-Gebet, und manche schöne, ja Beweis-Stelle, wie 1 Tim. 3, 16. Phil. 1, 6. 7, halb oder ganz abgeschnitten wurde. Die Verse, welche aus irgend einer Rücksicht, z. B. bey Jesaia 46, 3, auf das kindliche Alter, Pred. Sal. 5, 8 auf Herstellung des ursprünglichen Sinnes von Luther abweichen, so wie die gespaltenen Sprüche blieben besser ganz weg, damit das Buch durchaus zur Gedächtnissübung und in Verbindung mit der Bibel selbst gebraucht werden könnte. Wenn dem Buche Jona ausserhalb der Geschichte, dem Hohenliede ausserhalb der Religion ihr Ort angewiesen, wenn Luthers Verwerfungsurtheil über die Apokalypse, obgleich ohne Billigung, angeführt wird, so möchten wir mehr Vorsicht empfehlen. Denn, um der Jugend etwas durchaus Ungefährliches in die Hände zu geben, ist ja mit Recht und Fleiss alles für sie nicht Geeignete aus dem biblischen Texte selbst entfernt worden. Erklärungen sind passender Weise nur den schwersten Textstellen bündig und richtig in kleinerem Druck beygegeben. Den besten Gebrauch von der Sammlung wird mit Hülfe des Anhangs, der ihren Werth grossentheils bedingt, ein tüchtiger Schullehrer im Religionsunterricht oder noch mehr bey der Vorbereitung auf denselben machen können. Von den nicht angeführten Druckfehlern bemerken wir nur folgende. S. 63. Z. 9 lies *Alten* statt „*alten*". S. 89. Z. 15 *aus reich* statt „*auch Reich*". S. 325. Z. 7 v. u. l. *Gallogräcien* statt *Gattogräcien*. Druck und Papier gut.

No. 2 schildert sich selbst in der Vorrede zur ersten Auflage richtig also: „Für die mittleren Schulclassen erscheint hier die biblische Geschichte im Zusammenhange als Geschichte der Erziehung des menschlichen Geschlechts durch Gott. Diese Idee ist aufgefasst nicht nur in der diesem ersten Bändchen vorangeschickten allgemeinen Einleitung über die Bibel überhaupt, sondern auch in den in jeden Zeitraum einleitenden historischen Uebersichten und daran geknüpften Erläuterungen über die einzelnen biblischen Bücher, welche als Quellen der Geschichte eines jeden einzelnen Zeitraums anzusehen sind. Hierauf folgen die für die Jugend vorzüglich anziehenden und lehrreichen, sowohl Geschichte als Lehre enthaltenden, Leseabschnitte aus der heil. Schrift selbst, die nach der, nur hie und da abgekürzten, auch, wo es nöthig war, in einzelnen Ausdrücken abgeänderten Lutherischen Bibelübersetzung mit Beybehaltung ihrer Alterthümlichkeit abgedruckt worden sind. Zu ihren Ueberschriften bekommen sie gemeiniglich noch einen einzelnen Bibelspruch als Zusatz, um den religiös-moralischen Gesichtspunct kurz anzudeuten, wogegen das sonst angehängte Moralisiren gänzlich wegbleibt." Rec. hat zu diesem Plane nicht viel Weiteres als das Zeugniss seiner trefflichen Ausführung beyzufügen. Die Vollständigkeit für den vorgesetzten Zweck, der enge Zusammenhang zwischen Geschichte und Lehre, das richtige Verhältniss zwischen den Worten des Vfs. und denen der heil. Schrift selbst, gestalten das Werk zu einem schönen, vielumfassenden, abgerundeten, lebendigen Ganzen. Insbesondere machen die den Ueberschriften beygegebenen biblischen Sprüche, z. B. zu Sodom und Gomorrha: *Die Gottlosen kommen um und nehmen ein Ende mit Schrecken*, zu Abraham und Lot: *Selig sind die Friedfertigen u. s. w.*, eine gute Wirkung, indem sie das Gedächtnisswerk dem Mechanismus entreissen, und Geschichte als Lehre, Lehre als Geschichte aufzufassen anweisen, nicht minder das sorgfältige Auslesen und an ihrem Ort angebrachte Einschalten der Aeusserungen späterer biblischer Schriften, z. B. der Apokryphen des A. T., Ebr. Br. 11 Cap. u. s. w. über Theile der früheren Geschichte. So wird David „nach Paulus Wort als ein Mann nach dem Herzen Gottes" bezeichnet. Zur Vorsicht müssen wir aber auch hier rathen, wenn wir S. 1 lesen, dass die Schöpfungsgeschichte zum Theil „dichterisch" geschildert sey, S. 7 „Adam *sey* 930 Jahre alt geworden." S. 85 „David entging nicht dem Scharfblick Samuels." Der angehängten Zeittafel wäre grössere Ausführlichkeit zu wünschen. Der Druck ist zwar sehr reichhaltig, aber theilweise auch zu klein ausgefallen.

No. 3 giebt in den eigenen Worten der heil. Schrift eine Sammlung der merkwürdigsten Geschichten des A. und N. Testaments, von jedem 52, ganz geeignet, um in den vielen Dorfschulen, in welchen ein systematischer Unterricht in der biblischen Geschichte nicht wohl möglich ist, die Kinder allmälich mit dem wesentlichen Inhalt der heil. Schrift bekannt zu machen, und für sie zu gewinnen, eben so tauglich aber auch, um in besseren Schulen die untere Classe durch Geschich*ten* auf die der höheren vorzutragende Geschich*te* vorzubereiten. Alles breite Moralisiren vermeidend, wendet sich der Vf., den wir, ohne ihn zu kennen, dankbar hochachten, nur hie und da zur Einleitung oder zum Schluss belehrend oder ermunternd in eigenen Worten an die Kinder. Auf der Zeittafel nach *Bengel* dürften die Jahre nach Erschaffung der Welt mit denen vor der Geburt Christi vertauscht und specieller aufgeführt seyn. Die Bilder, 70 zum Alten und 60 zum Neuen Test., sind sämmtlich anständig, und meistens für Kinder verständlich und einladend, Druck und Papier ausgezeichnet. Kein Wunder, dass bey dem beyspiellos niederen Preise (2 bis 3 Groschen für das Exemplar), zu welchem nur ächt christliche Aufopferung für die gute Sache bewegen konnte, die erste Auflage von 10,000 Exemplaren in wenigen Monaten sich vergriff! In der Gemeinde des Rec. hat diese kleine Bibel auch bey Erwachsenen grossen Beyfall gefunden.

E. — v. B.

Heidelberg, b. Reichard: *Grundlage zu einer allgemeinen evangelisch-christlichen Liturgie, nebst Anfang zu ihrer Ausführung.* Von einem Pre-

diger des Evangeliums. 1832. IV u. 106 S. 8. (12 gr.)

Wenn auch eine allgemeine evangelisch-christliche Liturgie und die objective Darstellung der evangelischen Kirche als *Einer* und einer *Allgemeinen* noch in ferner Zukunft liegen, und die evangelische Kirche unterdessen in viele kleinere Landeskirchlein zerfallen sollte: so sind doch Ideen zu einer solchen Liturgie, als Beyträge zur Annäherung jener Zeit, in welcher die vielgestaltige evangelische Kirche sich als Eine darstellen wird, immer willkommen. Vor allen ist doch wohl die zweckmäsige Grundform einer evangelischen Liturgie zu ermitteln, ehe eine allgemeine Annahme und Einführung einer solchen Liturgie, geschehe dieses nun durch Synoden oder Concilien, zu erwarten ist. Einen gutgemeinten, wenn gleich unvollständigen Beytrag giebt der ungenannte Vf., der sich auf dem Titel einen Prediger des Evangeliums nennt, und als solchen im Buche selbst bewährt. Seine Theorie ist kurz, und seine Absicht gehet vorzüglich dahin, die heiligen Tage und besonders die christlichen Feste und ihren eigenthümlichen Charakter objectiv darzustellen, besonders durch die wohlgewählten Spruchcollectionen. Theile einer allgemeinen evangelisch-christlichen Liturgie sind nach ihm zwey, *Wort* und *heilige Handlungen*. Das Wort begreift in sich das Gebet, das Wort Gottes oder Evangelium, den Gesang, die Predigt. Der zweyte Theil faſst in sich die von Christo eingesetzten Handlungen; ferner Confirmation, Ordination u. s. w. Der Vf. fragt nun, wie das Wort nach den gegebenen vier Abtheilungen an Sonntagen, Festtagen, in den Früh-, Mittags- und Wochen-Kirchen liturgisch mitgetheilt werden müsse, und stellt die Einrichtung solcher Gottesverehrungen speciell und ausführlich dar. Die Frühkirche soll trichotomisch seyn. In der ersten Abtheilung das Vorlied, Anfangsgebet, Vorlesung aus dem neuen Testamente, und zwar vor dem Altar. In der zweyten Abtheilung Hauptgesang, Predigt, Schluſsvers des Hauptgesanges. In der dritten Abth. das Kirchengebet mit dem V. U., Ausgangs-Dankvers und der Segen, wieder vor dem Altar. Wo bleiben aber da die heiligen Handlungen? Und wenn diese in einem Nach- oder zweyten Gottes-Dienste gefeiert werden sollen, S. 46, wo bleibt dann die organische Einheit? Schlimm genug, daſs gewöhnlich die Aufnahme in den Christenbund, und das Bekenntniſs im heil. Abendmahle, daſs man noch dem heiligen Bunde angehöre, nicht vor der versammelten Gemeine, sondern in einem Privatgottesdienste geschieht, — als ob die heiligen Handlungen nicht integrirende Theile des christlichen Cultus wären!

Der Verf. gehet hierauf zur speciellen Angabe über, wie die Gottesverehrungen an Sonn- und Feier-Tagen einzurichten seyen, und nennet folgende 6 Feste: 1) Feste der *Liebe*, Advent, Charfreytag. 2) — des *Glaubens*, Christ-, Oster-, Pfingst-, Himmelfahrts-, Dreyeinigkeits-Fest. 3) — der *Hoffnung*, Neujahr. 4) — des *hohen Gebetes* (?) Grüner Donnerstag. 5) — der allgemeinen Buſse. 6) — der *Danksagung*, Erntefest. Mehreres nicht zu gedenken, wo bleibt das Erinnerungsfest an die Verstorbenen? — Die Feste zeichnet der Vf. dadurch aus, daſs an dieselben die Glaubensbekenntnisse, und zwar am Pfingstfeste das *Nicänische*, und am Trinitatisfeste das *Athanasianische* verlesen werden soll, welche der Vf. als bindende Symbola ansieht, und und dadurch das Wesen einer evangelischen Kirche aufhebt. Was soll doch diese speculative Schultheologie des 4ten Jahrhunderts vor dem Volke, welches durch das göttliche Wort sich stärken soll? Und sind denn die speculativen Bestimmungen, wie der Sohn sich verhalte zum Vater, etwas anderes, als die philosophische Frage, wie das Endliche zu dem Unendlichen, das Bedingte zum Absoluten sich verhalte, nur angewandt auf einen speciellen Fall? Nicht philosophische Speculationen, sondern der christliche Glaube gehört für die Gemeine. Desto willkommener und brauchbarer sind die Spruchcollectionen, die der Vf. von S. 71 an giebt, und die den Inhalt eines jeden Festes darstellen.

Auffallend ist es, wie der Vf. bey der Frage: ob Christi Lehre von der Apostel Lehre zu scheiden — (bestimmter: ob der Apostel Lehre identisch mit Christi Lehre) sey, diese Scheidung verneinet, unter anderem aus folgenden Gründen, weil Christus während seines Lebens auf Erden seine ganze Lehre noch nicht persönlich mittheilen konnte, weil er damals weder *objectiv*, noch *subjectiv der ganze Christus* war, und als der Menschensohn vor seiner Himmelfahrt noch nicht so weit gekommen war, um *aus eigener Erfahrung* alles, namentlich von seiner Person, lehren zu können, und weil nicht der Sohn, sondern der Geist Gottes, das ganze Evangelium enthüllen sollte. Wie will der Vf. diese Aeuſserung vor Joh. 17, dem Apostel Paulus und dem heiligen Athanasius verantworten?

Der Verf. widmet sein Buch besonders seinen Amtsbrüdern. Diese aber können und sollen nicht aus eigener Macht seine Ideen praktisch ausführen, wenn nicht die Eine evangelische Kirche in noch mehrere Kirchlein zersplittert werden soll. Seine Absicht kann daher nur seyn, seine Ideen zur Prüfung und Mitberathung vorzulegen, und die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinzulenken. Ob und in wiefern die Liturgik durch gegenwärtige Grundlage theoretisch oder praktisch gefördert worden, ist unschwer zu entscheiden.

Cm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
SEPTEMBER 1834.

PÄDAGOGIK.

1) Leipzig, b. Göschen: *Erziehungslehre* von *Friedrich Heinr. Chr. Schwarz.* In 3 Bänden. Erster Band. Erste Abtheilung: *Geschichte der Erziehung.* Zweyte durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1829. XVI u. 538 S. 8. Zweyte Abtheilung: *Geschichte der Erziehung.* 520 S. 8. Zweyter Band: *System der Erziehung.* 605 S. 8. Dritter Band: *Unterricht der Erziehung.* 375 S. und im Anhange: Ueberficht der ganzen Erziehungslehre, Schlusswort und Register. 376—422 S. 8. (8 Thlr.)

2) Ebendaselbst: *Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.* Herausgegeben und zum Theil selbst verfasst von *Fr. H. Chr. Schwarz*, Dr. der Theol. u. Philos., grossherzogl. Badenschem Geh. Kirchenrath und ordentl. Professor der Theologie zu Heidelberg. Als Nachträge zur Erziehungslehre. 1833. XII und 377 S. 8. (2 Thlr.)

Durch Schuld des Recensenten, oder vielmehr durch die unverschuldeten Verhältnisse desselben, ist die Anzeige der zuerst genannten höchst bedeutsamen Schrift so verspätet worden, dass manche Leser sie nun für ganz überflüssig erachten werden. Auch gestehen wir gern zu, dass, nach einem fünfjährigen Leben und Wirken, die vorliegende Erziehungslehre weder zu ihrer Bekanntwerdung noch zu ihrer Empfehlung unserer Anzeige bedarf: gleichwohl glauben wir es unseren Blättern und ihren Lesern schuldig zu seyn, dass auch in ihnen Bericht über ein Werk erstattet werde, welches jeden Falls zu den wichtigsten seiner Zeit und seiner Art gehört, zumal das Wesen und die Verdienste des Verfassers nicht gleichmässig gewürdigt zu werden pflegen.

Man hat in der neuesten Zeit anhaltend und fast einstimmig behauptet, dass die letzten Jahrzehnde das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen ganz umgestaltet, und gegen das früher bestandene unendlich verbessert haben, und man muss zugeben, dass nicht nur die Schriftsteller-Welt in diesem Zweige ungemein thätig gewesen ist, sondern dass auch der Volksunterricht und das gesammte Schulwesen grosse Veränderungen erlitten hat. Veränderungen, sagen wir; aber ob wahre Verbesserungen, darüber dürfte im Allgemeinen noch grosser Streit seyn. Die Hauptveränderungen beschränken sich auf *die Schulverfassung, die Unterrichtsgegenstände, und die Unterrichtsmethoden.* Rücksichtlich der Schulverfassung hat man, dem zum Theil wahrhaft tollen Geschrey um Emancipation der Schule nachgebend, den früheren Einfluss der Kirche und der kirchlichen Behörden auf das Schulwesen nach den verschiedenen Gegenden und Ländern mehr oder weniger beschränkt, und, wenn man auch die geistlichen Personen nirgends entbehren konnte, doch ihren Einfluss durch zugeordnete Schulvorstände und übergeordnete weltliche Inspectionen mindestens controlirt, wo nicht paralysirt, zugleich aber auch das Volksschulwesen, das früher Kirchensache war, zur Gemeindesache gemacht, und daher die Confessions- (Kirchspiel-) Schulen in sogenannte Communalschulen (die auf die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses keine Rücksicht nehmen) verwandelt. War eine der Hauptabsichten dieser Veränderung, die Theilnahme der Gemeinden an dem öffentlichen Schulwesen zu erhöhen, so kann man solche gewiss nur billigen; war sie aber herbeygeführt durch den Unwillen vieler, besonders junger Schullehrer über die geistliche Aufsicht, und durch die theoretisirenden (wenn nicht noch etwas anders) Schriften einiger Schul-Journalisten, so haben gewiss die meisten Schullehrer schon jetzt eingesehen, dass sie nur aus dem Regen in die Traufe gekommen sind, und, während sie der freundlichen Leitung und Unterstützung der Geistlichen, selbst auch der materiellen Hülfsleistungen aus kirchlichen Fonds entbehren, sie nur einer, wenn auch nicht inhumanen, doch rücksichtsloseren Superiorität minder sachkundiger weltlicher Personen anheim gefallen sind. Das Band zwischen Kirche und Schule ist nicht bloss ein historisches, sondern es ist ein naturgemässes, von Gott selbst geknüpftes; und was Gott zusammenfüget, das soll der Mensch nicht scheiden. Dass diese Scheidung auch wegen der mit den Volksschullehrerstellen verbundenen Kirchendienste, oder vielmehr, weil die Kirchendiener mit dem Schulgeschäfte zugleich beauftragt waren und sind; höchst bedenklich ist, leuchtet von selbst ein, gehört aber nicht hieher.

Was nun aber die Unterrichtsgegenstände anbelangt, auf deren Vermehrung und Erweiterung man gewöhnlich den grössten Werth legt, so besteht sie in der Regel nur darin, dass man den sogenannten Realien, *Dinter* nannte sie Nebenkenntnisse, eigene Stunden im Lectionsplane angewiesen hat. Dass sie früher im Volksunterrichte ganz gefehlt hätten, das ist, wenigstens für die Mehrzahl und die besseren Schulen,

ein durchaus ungerechter Vorwurf. Nur darin liegt der Unterschied, dass man sie theils an den Religionsunterricht, theils an die Lese- und Schreibe-Uebungen anknüpfte. Wenn beym Religionsunterricht der fromme Lehrer den Schöpfer in seinen Werken erkennen lehrte, da wies er nothwendig auf den gestirnten Himmel und die reichgeschmückte Erde hin; wenn er die Vorsehuug pries, da diente ihm natürlich die Geschichte zum Beleg, wie Alles unter höherer Leitung stehe; wenn er zeigte, wie das Christenthum aus einem Winkel des Orients sich über die Erde verbreitet hat, so konnte er die Erdkunde nicht entbehren, durch welche jene Verbreitung anschaulich wird: überall boten sich ihm beym Erklären der Bibel und der Religionsgeschichte Veranlassungen genug dar, die Natur- und Geschichts-Kenntnisse anzuknüpfen und zu erläutern; aber diese Gegenstände hatten keine eigenen Stunden, sie dienten dem Religionsunterrichte, und hatten dadurch eine eigenthümliche Weihe. Jedoch war diese Weise nicht die einzige, die Kinder mit den nöthigen Realien bekannt zu machen, sondern man benutzte besonders die Leseübungen dazu. Ohne für die Realien eigene Stunden anzusetzen, führte man doch schon längst solche Lesebücher ein, deren Inhalt den Leseschülern nützlich seyn, und welche zugleich als Lehrbücher dienen konnten. In diesen Lesebüchern wurde nun entweder zerstreut, oder in geordnetem Zusammenhange, eine Uebersicht des Wissenswerthen gegeben, ohne doch eigentlich als Sachunterricht im Lehrplane aufgeführt zu seyn. Nicht minder diente hiezu der Schreibeunterricht, bey welchem theils durch Dictata, theils durch Vorlegeblätter eine Menge gemeinnütziger Kenntnisse mitgetheilt wurden. Wenn man daher der Vorzeit den Vorwurf macht, dass sie solche aus dem Schulunterricht ganz ausgeschlossen habe, so ist diess, in Bezug auf die besseren Schulen, geradehin unwahr. Die Form war eine andere, aber die Materie wurde aufgegeben. Ja man darf unbedenklich behaupten, dass dieser Unterricht sogar zweckmässiger gegeben wurde, indem, abgesehen von der Zeitersparung, die Dinge in ihrer Beziehung und Nützlichkeit erkannt, und das Unnöthige vermieden, das Nöthige aber nicht verdrängt wurde. Auch die vermehrten Schul- und Lehr-Bücher für die einzelnen Fächer sind ein Unheil der Zeit.

Sehen wir endlich auf die gepriesenen Unterrichtsmethoden, in welchen unsere Zeit über die Vorzeit hervorzuragen meint, so ist eigentlich nur von den neueren Lese- und Schreib-Lehrmethoden die Rede; denn Katechisiren konnte die Welt schon lange, und Kopfrechnungen sind in allen besseren Schulen auch lange schon geübt worden. Aber Lesen lernte und lehrte man freylich nach der Buchstabirmethode, welcher man so viel Böses nachzusagen sich bemüht hat, und das Schreiben musste ohne Lankaster'sches Commando gelingen. Wir wollen hier über den Werth oder Unwerth der älteren und neueren Methoden nicht rechten; aber dass man sonst eben so schnell lesen und schreiben lernte, und dass viele unserer Alten darin den Jüngeren, nach neuen Methoden unterrichteten, durchaus nicht nachstehen, das spricht doch wenigstens dafür, dass auch die vorletzten Jahrzehnde nicht der Barbarey angehörten. Aber darin liegt der grosse Fehler unserer Menschen von heute, dass ihnen die Ereignisse von gestern durchaus unbekannt sind, und dass sie Dinge als neueste Ergebnisse ihres Forschens und Wirkens anpreisen, welche vielleicht im Zeitenlaufe schon hundertmal da waren. Und daher zum Theil der Conflict zwischen der alten und neuen Schule, dass jene, auf Geschichte und Erfahrung gestützt, ihren Besitz für ein vorgespiegeltes Phantom nicht aufgeben, diese, im grund- und bodenlosen Egoismus befangen, die ältere weder kennt noch gegen sie gerecht seyn will.

In diesen Conflict nun, ohne jedoch sich darüber zu erklären, und noch weniger ohne selbst als Theilnehmer zu erscheinen, tritt unser Verfasser mit seinem gewichtvollen Werke ein. Nicht zwar auf die Weise, dass er zugebend und zurechtweisend eine gerechte Mitte zu gewinnen suchte, sondern vielmehr so, dass er, um beide Theile unbekümmert, aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse und Erfahrungen selbst das Rechte aufstellt, ohne rechts oder links zu blicken. Mit grossem Rechte, und darin liegt das Wesentlichste, wodurch er sich von allen neueren Pädagogen unterscheidet, geht er von der historischen Grundlage aus, und beantwortet sich vor allen Dingen die grosse Vorfrage: „Was ist bereits geschehen, und wie ist es geschehen?" ehe er zu der Hauptfrage kommt: „Was soll nun noch, und wie soll es geschehen?" Diese geschichtliche Grundlage bewährt sich schon in der nicht zu übersehenden Vorrede, in welcher der würdige Mann nicht nur seinen Beruf zum Erziehungsschriftsteller, sondern auch die Entstehung des vorliegenden Werks, welches, unter dem Titel einer 2ten Auflage, eigentlich eine völlige Umarbeitung seiner früher in 3 Bänden erschienenen Erziehungslehre ist, darthut. Schon diese Vorrede muss für den Vf. einnehmen. Er hat selbst seit 50 Jahren unterrichtet, war, was er sich zum Vortheile rechnet, 16 Jahre Landprediger, hat sich mit allen älteren und neueren Erziehungsschriftstellern bekannt gemacht, und sich vom Zeitgeiste unabhängig gehalten, dessen Ungunst er wohl kennt, aber nicht fürchtet. Von einem solchen Manne erfahren wir nun vollständiger als von *Mangelsdorf* u. a. im 1sten B. 1ste u. 2te Abth., was die Welt seit Jahrtausenden für das Erziehungswesen gethan hat. Man wird nicht erwarten, dass wir die Ergebnisse seiner aus den Quellen gezogenen Forschungen hier wiederholen; versteht es sich doch von selbst, dass Plato und Aristoteles, Cicero und Marc-Aurel nicht unerzogen waren, und dass die Elternliebe zu keiner Zeit ihre Lieblinge ganz unberücksichtigt liess, wenn auch die Weise, wie man zu erziehen pflegte, nach Zeit und Ort und Personen eine sehr verschiedene war. Aber hoch und gross

war die intellectuelle Bildung, die Griechenland und Rom erstrebte, nur dass sie auf die Sittlichkeit nicht einwirkte, und daher nur eine Dienerin des Egoismus wurde, welcher die damalige Welt endlich stürzte, zur grossen Warnung für die, welche das Heil der Menschheit in einer einseitigen Verstandesbildung suchen, und die Rechenkunst über die Gottseligkeit erheben. Doch die Vorsehung weiss schon zu rechter Zeit einzuschreiten. Als Griechenland und Rom in ihrem Egoismus untergegangen waren, und die damalige äussere und Verstandes-Bildung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dalagen, und die trostloseste Barbarey Platz greifen zu wollen schien, da entwickelte das Christenthum seine wahrhaft Herz und Leben bildende Kraft, und zwar, wenigstens im Anfange, im geraden Gegensatze mit der heidnischen Bildung. Denn so wie diese den Egoismus genährt hatte, so lehrte jene die Entsagung; wie diese zu den Freuden der Erde durch alle Künste des Verstandes hinzog, so war die christliche Bildung eine Richtung des Gemüthes zu Gott, zu inneren und himmlischen Freuden; war die heidnische Bildung eine rein weltliche, so war die christliche eine rein geistliche, religiöse. Zwar blieb ihr in der Folgezeit die Wissenschaft auch nicht fremd, doch ist das im Christenthum charakteristisch, dass alles andere Wissen sich nur im Dienste der Religion entfaltet, und diese bey allen wissenschaftlichen Bestrebungen und Forschungen die Leiterin, so wie Zweck, Ziel und Mittelpunct bildet; ja es kamen Zeiten, in welchen alle Wissenschaft verschwunden wäre, wenn nicht die Kirche und ihre Diener im Interesse der Religion sie erhalten hätte. Wundern wir uns daher nicht, wenn die wissenschaftlichen Forschungen selten über das religiöse Bedürfniss hinaus getrieben wurden, so würde es doch undankbar seyn, die Verdienste zu verkennen, welche das Christenthum sich um die Wissenschaft, so wie um die Volksbildung, erworben hat. Müssen wir nun leider zugestehen, dass in einer Reihe von Jahrhunderten, in welchen das Christenthum selbst zum eitlen Dienst herabgesunken war, ein Zustand, welcher vom 10—14 Jahrhundert culminirte, für die Volksbildung nichts Erspriessliches gethan werden konnte, so gewann doch seit dem 14 Jahrhunderte, wo das Christenthum sich selbst durcharbeitete, auch das Erziehungswesen neue Kraft, und die Reformation, welche im 16 Jahrhundert eintrat, war, so wie eine Tochter dieser erneueten Bildung, so auch eine eifrige und kräftige Beförderin derselben. Rec. kann sich nicht enthalten, aus jener Zeit einen speciellen, ziemlich unbekannten Beleg anzuführen, wie sehr man in der Reformationszeit auch das Volksschulwesen berücksichtigte, zur besonderen Belehrung für die, welche den besseren Unterricht nur aus den Schullehrer-Seminarien des 19 Jahrhunderts her datiren. Als die Schmalkaldischen Bundeshäupter, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, im Kriege gegen Heinrich von Braunschweig, dessen Lande eingenommen hatten, publicirten sie im Jahre 1543 eine Kirchenordnung, die sich in *Hortleder* (Ursachen des deutschen Kriegs. Frankfurt a. M. 1617.) S. 807 befindet, und unter vielen trefflichen Anordnungen in §. 82 auch von Errichtung der „*Junckfrauwen Scholen*" handelt, und festsetzt: „Eine Schole schal man uprichten — vor die kleinen Junckfrauwen, die schollen darinne lernen schreyven und lesen" u. s. w. „Alle andere Tydt scholen se by eren Modern syn do Huss, lesen wat, und leeren von eren Modern tüchtig hussholden u. s. w. „Von sülcken Hussmodern werd namals de Statt besettet mit eren Kindern, de frome Börgere und Börgerinnen werden, und kompt von en ein edel Geschlechte u. s. w. In derselben Kirchenordnung wird §. 73 eine gelehrte Schule angeordnet, und bemerkt, dass die Religion ohne die Wissenschaft nicht bestehen könne, diese daher zum Besten jener gehoben werden müsse.

Zu einer Zeit, als man in einem eroberten Lande, welches doch aller Wahrscheinlichkeit nach demnächst zurückgegeben werden musste, doch sofort auch für das weibliche Geschlecht so sorgt, dass es lesen und *schreiben* lernt, muss wohl überhaupt der Eifer für das Unterrichtswesen sehr erwacht seyn, wie diess auch die damals in Sachsen und Hessen getroffenen Anstalten bezeugen. Die Folgezeit hat diesen Eifer keinesweges erkalten lassen, und namentlich liegt in den sächsischen, von Zeit zu Zeit erlassenen Schulgesetzen klar vor, dass man das Schulwesen nie vernachlässigt hat. Ausser den mehreren trefflichen Anordnungen, die *Schlegel* in seinem legalen Schulmanne zusammengestellt hat, sind besonders die erneuerte Schulordnung vom Jahr 1773 und die Generalia von 1805 und 11 rücksichtlich der königlich sächsischen Lande, und der Schulmethodus *Ernst des Frommen* in Gotha zu bemerken. Im Grossherzogthum Sachsen ist, nach vielen früheren Anordnungen, besonders durch das Regulativ vom 15 Mai 1821 und die Dienstinstruction der Schullehrer vom 28 März 1822, das Schulwesen geregelt worden. Gehören auch letzte schon der neueren Zeit an, so sind doch die früher angegebenen alle derselben vorangegangen, und eben so sind die umfassenden würtembergischen Schulgesetze, welche *L. F. Hezel* übersichtlich zusammengestellt hat (Ravensburg 1827. 628 S. 8.), der Zeit nach älter, als die gerühmten neuesten Schulverbesserungspläne, und es ist mithin völlig unwahr, und zeugt von einer, wenn nicht absichtlichen Verkennung, doch sehr mangelhaften Kenntniss der Geschichte, wenn man, die Vorzeit ungebührlich herabsetzend, das neuere Schulwesen ungebührlich erhebt. Doch verkennt unser Vf., und verkennen wir nicht, dass wenigstens eine grosse Regsamkeit im Schulwesen jetzt Platz hat, und dass, wenigstens für einzelne Unterrichtszweige aus dem Gebiete der Realien, manches geleistet worden ist und wird, was sonst weniger oder vielleicht auch gar nicht Statt fand. Aber betrübend ist doch das Resultat, mit welchem der Vf. (1 B. 2 Abth. S. 492) seine Geschichte des neueren Schulwesens schliesst, „*dass man mehr rechnet, und weniger be-*

tet!“ und zu dessen Widerlegung er die jüngeren Zeitgenossen mit Ernst auffodert!

Gewiss, wir stehen an der beklagten Grenze, wo die christliche Bildung aufhört, indem man schon jetzt den christlichen Religionsunterricht hie und da nur noch als eine zur Zeit noch nicht ganz zu beseitigende Zugabe des Schulwesens zu betrachten scheint, indem man, statt dass er sonst das Ganze, oder doch die Hauptsache war, ihn als einen nur gewöhnlichen Unterrichtszweig auf wenige Stunden beschränkt. Daher kommt es, was der Vf. a. a. O. S. 507 beklagt: „Die Klage über die zunehmende Unsittlichkeit und Irreligiosität wird immer lauter, ernster, begründeter, und sie ist eigentlich die bitterste Klage gegen die bisherige Erziehung, denn die Behandlung der Jugend, welche sie um das Heiligthum bringt, es ihr wenigstens nicht zu schützen weiss, ist treulos und heillos. Wie stark dieses Gebrechen der Zeit sey, liegt allzu deutlich vor.“

Um aber diese Klage zu beschwichtigen, damit die Eltern getröstet wegen ihrer Kinder in die Zukunft blicken, und erwarten, dass Staat und Kirche wirksamer den Frieden der Länder und Herzen bewirken werden, so weiset der Vf. auf die Geschichte, nach welcher schon die Weheklage eine Kraft verkündet, die zur Abwehr aufgerufen wird. Die ewige Weisheit wird nicht wirkungslos werden; es wird, ja es muss, eine Zeit kommen, in welcher zwar der Fall auf den Hochmuth, aber dann auch ein Aufstehen folgenwird, und ein richtiges Wandeln.

Dieses nun mit herbeyzuführen, das ist die schöne Aufgabe, welche sich der Vf. in den zwey folgenden Bänden gesetzt hat, deren erster das System der Erziehung, der andere den Unterricht der Erziehung aufstellt. Der Vf. verkennt nicht, dass die Erziehung eigentlich schon den Unterricht in sich fasst, nur ein Zweig des Bauens ist, der die Erziehung trägt; aber er meint, man könne sich diese Aussonderung des Unterrichts aus dem organischen Ganzen der Erziehung wohl gefallen lassen, wie man ja auch wohl einen Zweig eines Baumes zu einem eigenen Gewächse in den Boden einsenke (Vorrede S. XIV). Wir stimmen ihm, wegen der Reichhaltigkeit dieses Zweiges, gern bey, acceptiren aber zugleich freudig das Zugeständniss, dass der Unterricht nichts anderes als ein Theil der gesammten Erziehung sey, ein Zugeständniss, das um so wichtiger ist, als die neue Schule eigentlich den Unterricht zur Hauptsache gemacht, oder vielmehr die Erziehung ganz von ihrer Aufgabe ausschliesst, wesshalb es jetzt mehr als je so viele Menschen giebt, die, obgleich ziemlich gut unterrichtet, doch schlecht oder gar nicht erzogen erscheinen, und, da der Unterricht nur einen Theil des Menschen, die Erziehung aber den ganzen Menschen erfasst, in einer unseligen Halbheit sich darstellen. Ja, man kann es nicht verkennen, dass diess selbst von einem nicht geringen Theile der Lehrer in den Volksschulen gilt, die aus der niedrigsten Volksclasse hervorgegangen, in einer Vorbereitungsanstalt in wenigen Jahren mit dem nothdürftigsten Wissen und einiger Methodik ausgestattet, das Geschäft des Erziehers antreten, ohne selbst je erzogen worden zu seyn; da weder das elterliche Haus, noch das Seminar diese Erziehung gewährt hatte; was eine der vorzüglichsten Ursachen der Unzufriedenheit ist, mit der sie activ und passiv zu kämpfen haben. Das ist daher auch einer der grossen Vorzüge literärisch gebildeter Erzieher und Schulmänner, dass sie, wenigstens dem grösseren Theile nach, selbst gebildeten Familien angehören, was auf das ganze Leben fortwirkt, und zugleich auf Gymnasien und Universitäten durch die Wissenschaft und den Umgang mehr erzogen worden sind, und dadurch befähigt erscheinen, auf ihre Zöglinge wohlthätig einzuwirken. Für solche Erzieher, die durch eigene Vorbildung und psychologische Studien für einen umfassenden und gründlichen Unterricht empfänglich sind, wird nun auch ein Werk, wie das vorliegende, von grossem Nutzen seyn. Wir können den reichen Inhalt dieser Erziehungslehre nur andeuten. Der Vf. theilt sie, nach einer Einleitung S. 3—64, welche von der Erziehung überhaupt handelt, und einige Vorbegriffe giebt, in drey Hauptabtheilungen, welche überschrieben sind: 1) *Entwickelung* S. 65—328. 2) *Bildung* S. 329—480, und 3) *Erziehung im Ganzen* S. 481—605. Der dritte Band, welcher den Unterricht behandelt, besteht aus drey Theilen: *Methodik*, *Didaktik* und *Pädeutik* bezeichnet, und schliesst mit einem merkwürdigen Schlussworte, mit dem auch wir unsere Anzeige schliessen wollen. „Das christliche Erziehungsprincip ist der reine Gewinn, welchen der Vf. aus seinen theologischen und pädagogischen Studien, aus seiner ganzen Lebens- und Amts-Thätigkeit gewonnen hat, ein Gewinn für ihn selbst, mit welchem er freudig das Leben hienieden verläst, sobald Gott ihn abruft; aber auch etwas, was er dem nachlebenden Geschlechte hinterlassen möchte, um hiermit seinen Beytrag in der Entwickelung der Erziehungsidee zu entrichten. Dass er also nach Verhältniss viel von jener religiösen Bildung gesprochen, und mehreres von ihrem Einflusse wiederholt hat, soll ihn nicht reuen, auf die Gefahr hin, dass es auch mancher zustimmende Leser zu viel fände; denn das Leben, für welches er lehrt, wird auch diese Hervorhebung rechtfertigen. Er hat zugleich, besonders gegen das Ende hin, den Zeitgeist mit Unwillen angegriffen; auch das darf ihn nicht reuen, auf die Gefahr hin dessen Unwillen in der Art zu erfahren, wie der christliche Lehrer und Erzieher ihn stets mehr oder weniger bitter zu erfahren hat. Freymuth ist hier nothwendig, und sollte man es mit allen Parteyen, die gerade auf dem Schauplatze sich geltend machen, verderben. Aber wenn man ihm darum irgend eine Bitterkeit zutrauen wollte, so würde man ihm sehr Unrecht thun, ihn verkennen und gänzlich missverstehen!“ S. i. D.

(*Der Beschluss wird nächstens folgen.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

JURISPRUDENZ.

Tübingen, b. Laupp: *Das Staatsrecht des Königreichs Würtemberg,* von *Robert Mohl,* Dr. der R., ord. Prof. der Staatswissenschaften in Tübingen. Zweyter Theil, das Verwaltungsrecht. 1831. 8. XVI u. 1007 S. (Das ganze Werk 6 Thlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 162.]

So gründlich und erschöpfend in dem früher von uns beurtheilten ersten Theil dieses Werkes das Verfassungsrecht behandelt, und in alle seine einzelnen Fragen zerlegt worden ist, und so gedrängt und kurz der Verf. im Ganzen die Bearbeitung des Verwaltungsrechtes gehalten hat, so war es doch bey dem unermesslichen Umfange der vorliegenden Materien natürlich, dass dieser zweyte Theil einen beträchtlich grösseren Raum einnehmen musste als der erste. Finden wir eine grössere Kürze in seiner Ausführung, so soll diess kein Vorwurf für den Verf. seyn. Bey der Verfassung war es wichtig, dass aus den kurzen, inhaltsvollen Bestimmungen des Grundgesetzes die gewichtige Masse aller sich daraus ergebenden Folgerungen entwickelt und diese Entwickelung wissenschaftlich begründet werde. Nicht bloss das Vorhandene musste gegeben, sondern auch dass es vorhanden sey, bewiesen werden. Bey der Verwaltung hat der Gesetzgeber zum grossen Theile die Wissenschaft dieser Mühe überhoben, und es kommt mehr auf die Ausscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, auf die systematische Anordnung und übersichtliche Darstellung an. In dem allen ist der Verf. Meister.

Auch hier trägt der Verf. im ersten Capitel „allgemeine Grundsätze über Staatsverwaltung" vor. Wir können ihm auch jetzt in der Ansicht nicht beystimmen, dass verschiedene Staaten mit verschiedenen Staatszwecken bestehen könnten, weil einzelne Staaten den allgemeinen Staatszweck auf grundverschiedenem Wege suchen, sind aber darüber unbedingt mit ihm einig, dass der Charakter der Verfassung auch den Charakter der Verwaltung bestimmen müsse. Doch hätten wir gewünscht, dass er sich etwas deutlicher über den besonderen Charakter der Einherrschaft mit Volksvertretung, und namentlich über die Modificationen ausgesprochen hätte, welche diese Gattung des Rechtsstaats für die Verwaltung herbeyführt. Nach unserer Meinung spricht sich in ihr ein Abstreben von den starren Formen desselben und die Tendenz aus, die Versöhnung des Besonderen mit dem Allgemeinen, die in dem patriarchalischen und landesherrlichen Staate zu sehr zu Gunsten des Besonderen gewährt ward, auf eine edlere Weise, durch eine Erweiterung und Verwirklichung der persönlichen Freyheit und durch eine Mitwirkung der betheiligten Staatsbürger an vielen Handlungen des Staats, zu vermitteln. — Im zweyten Capitel wird eine vorläufige Uebersicht über die Organisation der würtembergischen Staatsverwaltung gegeben. Vielleicht wäre es zweckmässiger gewesen, wenn sich hier der Verf. die Aufzählung der den einzelnen Ministerien untergebenen Behörden erspart und sich begnügt hätte, die eigentliche Centralverwaltung zu schildern. Die zweyte Abtheilung dieses Capitels umfasst die geographische Abtheilung des Königreichs, wobey jedoch der Verf. bey den Bezirken das ganze merkwürdige Institut der Amtskörperschaften, bey den Gemeinden das ganze Gemeinderecht vorträgt. Wir halten dafür, dass hier nur das allgemeine Eintheilungsprincip zu erörtern war, die näheren Verhältnisse aber zu den Functionen des Staats gehören, die in sie eingreifen. Dagegen sind die dritte und vierte Abtheilung „von der formellen Geschäftsbehandlung" und von „den Rechtsverhältnissen der Staatsdiener" allerdings mit Recht hier eingereiht, da sie alle Zweige der Staatsverwaltung gleichmässig berühren.

Von dem dritten Capitel an beginnt die Behandlung der einzelnen Verwaltung-, oder wie der Vf. sie nennt, Regierungs-Zweige, und zwar macht die Rechtspflege (S. 263 ff.) den Anfang. Zunächst wird die bürgerliche Rechtspflege und zwar die freywillige, die streitige und die Gerichtsbarkeit in Ehesachen betrachtet, wobey man nicht recht einsieht, warum der Verf. die letzte als eine eigene Gattung und nicht als eine Unterabtheilung der streitigen aufgeführt hat. Die Exemtionen sind nicht genug hervorgehoben. Bey der Strafgerichtsbarkeit werden die einzelnen Strafgattungen aufgezählt, was uns nicht ganz passend scheint, so wie die Strafanstalten geschildert. Darauf bespricht der Verf. die Gesetzbücher und die Advocaten-Ordnung. In einem zweyten Abschnitt wird die dem Justizministerium nicht untergebene Rechtspflege erörtert. — Die zweyte Abtheilung (S. 329 ff.) stellt die Verwaltung der Polizey dar, die der Vf. in eine Rechtspolizey und in eine Hülfspolizey theilt. Die erste soll theils die allgemeinen polizeylichen Schutzmassregeln, theils die Anstalten zum Schutze einzelner bestimmter Rechte umfassen; die letzte trennt sich in die Sorge des Staats für die physische Persönlichkeit der Staatsbürger, wohin der Verf. nicht

bloſs die Geſundheitspolizey, ſondern auch, was man weniger erwartet hätte, die Armenpolizey rechnet, in die Sorge für die geiſtige Perſönlichkeit, und zwar die intellectuelle, ſittliche und religiöſe Bildung, und in die Sorge für die wirthſchaftlichen Verhältniſſe, namentlich für Urproduction, Induſtrie, Handel und den Schutz des Vermögens gegen beſtimmte Unglücksfälle. Eine Anordnung, die der Vf. ſpäter in ſeinem Handbuche der Polizeywiſſenſchaft durchgeführt hat. Doch auch hier, wo man die Grundſätze in Anſtalten, Behörden und Geſetzen verkörpert ſieht, tritt es recht ſichtlich hervor, daſs auf dieſe Weiſe das Verſchiedenartigſte neben einander geſtellt wird. — Die dritte Abtheilung umfaſst (S. 710 ff.) das Kriegsweſen. Von der Militärverwaltung ſeines Vaterlandes urtheilt der Verf., der ſich durchgehends unparteyiſch beweiſt, ſelbſt S. 711: es ſey hier, mit gerechter Abwägung der Volksrechte auf der einen und kluger Benutzung der Lehren der Kunſt und Erfahrung auf der anderen Seite, ein Ganzes zu Stande gebracht, auf welches Würtemberg ſtolz ſeyn dürfe, und von dem nur zu wünſchen ſey, daſs es noch lange ſeine Vorzüglichkeit nur in der Theorie erprobe. Er handelt in dieſer Abtheilung von der Verpflichtung zum Waffendienſte, der Auswahl-Ordnung, der Organiſation des ſtehenden Heeres, der Verpflegung der Truppen, der Militärgerichtsbarkeit, die nach unſerer Anſicht in der Abtheilung von der Rechtspflege vorzutragen war, und von dem Penſions- und Invaliden-Weſen. — Die vierte Abtheilung (S. 747 ff.) betrifft die auswärtigen Angelegenheiten, wobey aber nicht bloſs die Verwaltung derſelben geſchildert, ſondern das ganze Verhältniſs Würtembergs zum Auslande, nach den beſtehenden Verträgen und Rechtsbeziehungen, dargeſtellt wird, was nach unſerer Meinung einen zweyten Haupttheil des ganzen Werkes, nämlich das äuſsere Staatsrecht, bilden muſste. Die beſonderen Verträge über Juſtiz, Polizey-, Kirchen-, Finanz-, Handels- und Militär-Sachen würden dabey nur zu erwähnen, ihre Beſtimmungen aber bey dieſen einzelnen Verwaltungszweigen anzugeben geweſen ſeyn. Hier wären ſie gewiſs an einer nützlicheren Stelle, als wohin ſie der Verf. verwieſen hat.

Die fünfte und letzte Abtheilung (S. 795 ff.) ſtellt die Finanzverwaltung dar. Nach einigen allgemeinen Grundſätzen wird die Etats-Wirthſchaft, das Ausgabebudget, die Staatseinnahme, die Verwaltung der Vermögensantheile auſserhalb der Etats und das Caſſen- und Rechnungs-Weſen geſchildert. Ein Regiſter über beide Bände macht eine dankenswerthe Zugabe des Werks.

Wir muſsten uns hier auf eine Ueberſicht und Beurtheilung der formellen Anordnung dieſes werthvollen Buches beſchränken. Ueber den allgemeinen Geiſt deſſelben und die Richtung des Verf., der nach unſerer Ueberzeugung gegenwärtig den erſten Rang unter den Publiciſten Deutſchlands einnimmt, haben wir uns ſchon bey dem erſten Theile ausgeſprochen. Wir bedauern nur, daſs wahrſcheinlich das Streben des Verf., jede nicht dringend nöthige Angabe zu vermeiden, ihn abgehalten hat, auch den zweyten Theil mit einer ſo reichen Fülle politiſcher und ſtaatsrechtlicher Erörterungen auszuſtatten, wie er aus dem erſten Theile eine wahre Fundgrube politiſcher Weisheit gebildet hat. Dadurch iſt der zweyte Theil für den Geſchäftsmann nicht weniger brauchbar geworden als der erſte, das gebildete Publicum aber in und auſser Würtemberg hat manche wichtige Belehrung verloren.

F. B.

Berlin, b. Auguſt Rücker: *Ueberſicht der Verbrechen und Strafen nach preuſſiſchem Rechte.* Alphabetiſch geordnet von *Ferdinand Julius Hafemann*, königl. Juſtiz-Commiſſarius. 1833. 118 S. 8. (12 gr.)

Eine für den Criminaliſten und Geſchäftsmann, nicht bloſs des Inlandes, intereſſante Ueberſicht des beſtehenden preuſſiſchen Criminalrechts mit fortlaufender Nachweiſung der dahin gehörigen Beſtimmungen des Allgemeinen Landrechts und anderer Quellen. Der Verf. bekennt ſich in der Vorrede als Herausgeber des im J. 1830 anonymiſch erſchienenen *Handbuchs des preuſſiſchen Strafrechts* (oder Zuſammenſtellung des 20 Titelsdes allg. Landrechts mit den Geſetzen, Verordnungen und Reſcripten, welche denſelben ergänzen, abändern oder erläutern). Die vorliegende Darſtellung kann als ein Auszug dieſes Werkes angeſehen werden, iſt aber auch ſchon an ſich wegen der Gedrängtheit ſeines Inhaltes von dankwürdiger Brauchbarkeit. Die Oekonomie deſſelben iſt folgende: 1) Zuerſt werden auf 2 Seiten unter der Aufſchrift *Allgemeine Grundſätze* die im Königreich Preuſſen gewöhnlichſten Strafarten in alphabetiſcher Ordnung dargeſtellt; 2) dann folgt in eben dieſer Ordnung die Aufzählung der Verbrechen und ihrer Strafen, wobey ſich jedoch der Verf. nicht auf Verbrechen im engeren Sinne beſchränkt, ſondern auch den Uebertretungen allgemeiner Landespolizey- und Abgaben-Geſetze eine Stelle einräumt. 3) Den Schluſs macht eine 8 Seiten ausfüllende alphabetiſche Ueberſicht ſämmtlicher in dem Buche enthaltener Artikel. Ueber No. 1 wird in der Vorrede bemerkt, der Verf. habe es für angemeſſen gehalten, die weſentlichſten Grundſätze über die Anwendbarkeit und Ausdehnung der am häufigſten vorkommenden oder ſonſt *bemerkenswerthen* Strafen in kurzen Andeutungen als Einleitung vorauszuſenden, bey welchen Verbrechen aber die eine oder andere Strafgattung anzuwenden, das gehöre füglich nicht in die Einleitung, ſondern unter das damit bedrohte Verbrechen ſelbſt. Da der Ausdruck *bemerkenswerth* etwas ſehr Relatives iſt, ſo hätten wir gewünſcht, daſs dieſe Einleitung weniger unvollſtändig geweſen wäre, als ſie bey näherer Anſicht erſcheint. Mehrere der in den Geſetzen vorkommenden und in No. 2 angeführten Strafen ſind hier ganz mit Stillſchweigen übergangen. So fehlen: *Ausſtellung*, öffentliche —

Ehrloserklärung — Feuer, Scheiterhaufen. — *Rad — Staupenschlag — Strang — Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, Verbannung*. Fortschaffung. — *Vermögensconfiscation. — Körperliche Züchtigung*. Wenn diese Strafarten nicht in No. 1 hätten aufgenommen werden sollen, so hätten sie doch in dem „*vollständigen* Inhaltsregister" (No. 3) nicht fehlen dürfen, statt dass nur zwey derselben (Staupenschlag mit 11 Verbrechen, Verbannung mit 2) daselbst eine Stelle erhielten. Der ausübende Rechtsgelehrte wird zwar diese Weglassung ohne Kummer entbehren können; in einer vollständigen Uebersicht, die mit gleicher Wahrheitsliebe Licht und Schatten darstellen soll, scheint sie folgewidrig zu seyn. No. 2 ist der bey weitem interessanteste Theil der vorliegenden Schrift, ganz geeignet, um bey dem Gebrauche der Quellen Zeit und weitläuftiges Nachschlagen zu ersparen. In No. 3 müssen daraus, ausser den bereits erwähnten Strafarten, folgende Artikel nachgetragen werden: *Abreissung obrigkeitlicher Bekanntmachungen — Agiotage — Anzeige, unterlassene, des Hochverraths, der Schwangerschaft* u. s. w. — *Defraudation von Weg- und Brücken-Geld — Schwachsinnige — Sportel-Excesse — Todschlag* an Eltern, Kindern, Gatten und Geschwistern — *Unmündige — Verletzungen, tödtliche — Weinmostsieuerdefraudation*. — Bey einer neuen Ausgabe dieser auf alphabetische Ordnung berechneten Schrift würden wir empfehlen, die verschiedenen Uebersichten unter No. 1—3 in ein einziges fortlaufendes Ganzes zu verschmelzen. Möge die so lang und sehnlich erwartete Totalreform dieses hochwichtigen Rechtstheils zu einer solchen Ausgabe reiche Beyträge liefern!

R. S. T.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Hartmann: *Handbuch für detachirte Reiter-Officiere bey den kleineren Vorfällen des Kriegs*. Von einem *Stabs-Officier*. 1831. 89 S. 8. (12 gr.)

Unter den mannichfaltigen Werken über den kleinen Krieg, oder richtiger gesagt, über die kleineren Vorfälle des Kriegs, nimmt dieses Handbuch einen höchst ehrenvollen Platz ein, und Rec. hat es recht sehr bedauert, die Bekanntschaft mit demselben erst jetzt gemacht zu haben. Der Verf. hat keine doctrinäre Abhandlung über den kleinen Krieg schreiben, sondern nur aus dem Schatze seiner Erfahrungen seinen jüngeren Kameraden einen Rathgeber geben wollen, welcher in zweifelhaften Fällen ihnen aus der Noth helfen dürfte; und diesen Zweck hat derselbe gewiss erreicht. In einer einfachen, natürlichen Sprache, in gedrängtem, aber klarem Vortrage giebt er für die verschiedenen Lagen, in welche der einzelne detachirte Reiter-Officier im Kriege kommen kann, vortreffliche Verhaltungsregeln, höchst praktische Lehren und Vorschriften für das Benehmen des Officiers in den verschiedenen Fällen des Kriegs, so dass man sehr bald in dem Verfasser den denkenden praktischen Soldaten erkennt, welcher den Krieg in der Praxis studirt, und zu den allgemein bekanntem Erfahrungen doch noch neue zu sammeln verstanden hat. Die lebendige Darstellung der Verhältnisse führt den Leser in die Wirklichkeit ein, und giebt dem eigenen Verstande Stoff genug zum Nachdenken, indem der Vf. sich sehr zweckmässig alles Räsonnements und absichtlich auch aller Beyspiele enthalten hat, um, wie er selbst sagt, das Werk nicht unnöthig theuer und voluminös zu machen. Daher hat dieses Handbuch neben dem Hauptvorzuge der Nützlichkeit auch den der Wohlfeilheit, so dass der Officier es ohne die mindeste Beschwerde stets mit sich führen, und, wenn er will, auch wirklich stets *zur Hand* haben kann.

Das Werk ist in 6 Capitel getheilt, deren Inhalt gleich gut, die Lehren sämmtlich gleich praktisch sind; und wenn es bey diesem schon so vielfach verhandelten Gegenstande nicht fehlen konnte, dass der Verf. viele allgemein bekannte Lehren wiederholen musste, so hat er den Vortrag derselben doch sehr zweckmässig geordnet und manche neue praktische Lehre, manche nützliche Winke hinzugefügt, welche man sehr bald als das Resultat gediegener Kriegs-Erfahrung erkennen, und daher desto dankbarer annehmen wird.

Die Eintheilung selbst ist folgende: I. *Verhalten des Officiers auf Vorposten bey einer Feldstellung*. Dieses Capitel handelt insbesondere von den Feldwachten, und enthält eine sehr praktische, kurze und deutliche Instruction über die Pflichten des Wachthabenden. Sehr zweckmässig ist die Anordnung S. 10, dass der wachthabende Officier mit dem ersten Rapporte, welcher nach Besetzung des Postens eingereicht wird, einen, wenn auch nur oberflächlich gezeichneten Plan der Gegend mit Eintragung der Stellung der Feldwacht und der Vedetten einsenden soll. Besonders empfehlenswerth aber ist das, was der Verf. S. 14 über die Deckung von recognoscirenden Officieren sagt u. s. f. II. *Verhalten des Officiers, während des Kantonnement der Armee* (Reiter-Vorposten allein auch in Verbindung mit Infanterie). III. *Verh. eines Officiers, der beordert ist, den Feind und eine Gegend zu beobachten oder letzte zu decken*. Detachirte oder Beobachtungs-Posten. IV. *Verh. eines Officiers beym Patrouilliren und Recognosciren mit Reiterey allein und in Verbindung mit Infanterie:* A) *bey Tage;* B) *bey Nacht*. Die Anfoderungen, welche S. 47 an den recognoscirenden Officier gemacht werden, über alles das, was er zu untersuchen und worüber er zu berichten hat, scheinen vielleicht etwas zu streng zu seyn, allein sie sind nothwendig, und der gute Officier wird, besonders wenn er sich zuvor einige Uebung im Recognosciren verschafft hat, denselben gewiss genügen. Der junge Officier erfährt hier wenigstens, was er in dergleichen Fällen alles zu beachten habe, und bey dieser Gelegenheit drängt sich unwillkürlich die Bemerkung auf, dass leider so mancher, beym besten Willen, nicht

ſelten nur aus Mangel an genauer Kenntniſs ſeiner Pflichten fehlt, indem man ihm nicht Gelegenheit genug verſchafft hatte, dieſelben kennen zu lernen und zu üben. Es kann daher unter anderen auch nicht genug empfohlen werden, die jungen Officiere recht häufig im Recognoſciren kleinerer und nach und nach gröſserer Terrainſtrecken zu üben. V. *Verh. eines Officiers, der beordert wird, Gefangene zu machen oder Couriere aufzuheben.* Es dürfte hier beſonders auch die S. 57, 58 empfohlene Liſt, Gefangene zu machen, Beachtung verdienen. VI. *Verh. eines Officiers bey Ueberfällen* u. ſ. w. a) *Ueberfälle im Allgemeinen.* b) *Ueberfall von Transporten oder im Marſch begriffener Truppen-Abtheilungen.* c) *Ueberfall eines Quartiers bey Tage und* d) *bey Nacht.* Die hier ertheilten Lehren und Winke ſind kurz, aber vortrefflich, und beſonders beachtenswerth die Art der Vertheilung und Aufſtellung der Truppen, welche den Ueberfall machen ſollen. VII. *Verh. eines Officiers bey Gefechten.* a) *Angriff auf Reiterey,* b) *Angriff auf Infanterie,* c) *Angriff auf Artillerie.* Die meiſten Lehrbücher über den kleinen Krieg entbehren dieſen Abſchnitt; ſie handeln dieſe Gegenſtände vielleicht im Allgemeinen ab, geben aber dem einzelnen Officier keinen Fingerzeig, wie er ſich zu benehmen habe, wenn er, detachirt mit einer kleinen Abtheilung Truppen, genöthigt iſt, für ſich allein, ſelbſtſtändig ein Gefecht anzunehmen. Dankbar muſs man die Sorgfalt des Vfs. erkennen, welcher dem Bedürfniſſe des jüngeren Kammeraden auch für dieſen ſo wichtigen Fall vorgeſehen, und demſelben ſehr richtige Lehren und Weiſungen für ſein Benehmen, ſo wie überhaupt ſehr zweckmäſsige Regeln für das Gefecht ſelbſt, hier mitgetheilt hat. VIII. *Verh. eines Officiers, der eine Zufuhr oder Gefangene zu escortiren hat.* Zu den hier empfohlenen ſehr guten Vorſichtsmaſsregeln hätte der Verf. für den Reiter-Officier vielleicht noch eine hinzufügen können. Nicht ſelten nämlich werden die Wagentransporte durch einzelne ſchlechte Stellen oder Hinderniſſe in den Wegen aufgehalten, welche die Reiter-Escorte ſchnell wegzuräumen nicht im Stande iſt. Es dürfte daher jeder Reiter-Escorte von Nutzen ſeyn, bey Gelegenheit von Zufuhr-Transporten oder dergl. ſtets auſser den nöthigen Wagen noch eine Anzahl Landleute mit Schanzzeug, Beilen und Hacken zu requiriren, welche den Transport begleiten, um eintretenden Falles als Pioniere verwendet zu werden. IX. *Verh. eines Officiers, der beordert iſt, Lebensmittel oder Fourage zu requiriren, oder ſonſt Contributionen einzutreiben.* Dieſe Art von Commandos gehört nicht allein zu dem unangenehmſten, ſondern auch zu dem ſchwierigſten, namentlich für den jungen Officier, dem es natürlich noch an Routine der erfoderlichen Menſchenkenntniſs und dem nöthigen Tacte fehlt. Derſelbe findet jedoch hier eine vortreffliche Richtſchnur für ſein Benehmen vorgezeichnet, und wird ſehr wohl thun, dieſes Capitel vorzüglich zu ſtudiren. — Ein kurzer Anhang: *Ueber die Wahl der Allarm-Plätze* beſchlieſst das Werk. So klein daſſelbe iſt, ſo wichtig iſt doch ſein Inhalt; und wenn derſelbe auch nur von den Elementen der militäriſchen Ausbildung handelt, ſo iſt das Studium gerade dieſer Elemente dem jungen Officier gewiſs eher nützlich, ja nothwendig, als das zu frühe Eindringen in die höheren Sphären des militäriſchen Wiſſens. Rec. hält es daher für ſeine Pflicht, den älteren Officieren und Commandeurs dieſes Handbuch zur Verbreitung unter ihren Untergebenen angelegentlichſt zu empfehlen.

C. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Meiſsen,* b. Goedſche: ליכקע מאזעמאטען פא קאל אישראל *Die linke Maſsmatten der houchlöbliche Jüdenſchaſt. E Pſillalich zon Unterricht unn zor Erbauing für unnere Leut. Geſchrieben unn drucken geloſst von* איטציג פייטעל שטעין. Die Spitzbubereyen und Gaunerſtreiche der Juden und ihre verderblichen Umtriebe unter den Chriſten. Ein unentbehrliches Noth- und Hülfs-Büchlein für Jedermann, insbeſondere für den Bürger und Landmann, ſich vor Schaden und Unglück durch Juden zu bewahren, und ihren betrügeriſchen Kunſtgriffen zu entgehen. Zur Belehrung und Warnung herausgegeben von *J. F. Stern.* Mit einem Kupfer (Steindruck!), einigen jüdiſchen Anekdoten (*Anekdoten von Juden*) und Wortregiſter. — Ohne Jahrzahl. VIII u. 128 S. 8. (14 gr.)

Der Vf., wie aus angeführter literariſcher Anzeige hervorgeht, hat ſchon mehr als einen dergl. Panegyrikus auf die Juden geſchrieben, von denen jedoch uns nur vorliegender zu Geſichte gekommen iſt. Mit ſtarken Farben hat er aufgetragen, doch kann ihm Unwahrheiten nur der Unkundige vorwerfen. Denn wer den Inhalt für übertrieben halten ſollte, möge ſich in ein Land begeben, wo das Volk noch nicht viel aufgeklärt, und Juden in Maſſe einheimiſch ſind, wie z. B. in Baiern. Dort lernten auch wir ihr Thun und Treiben kennen, und bey der Lectüre dieſes Büchelchens kam es uns faſt vor, als hörten wir einen baieriſchen Beamten ſeine damaligen Mittheilungen über jenes Volk wiederholen. Möchten alle, welche für die Emancipation der Juden ſprechen, doch ja erwägen, wie den anfänglichen Nachtheilen abzuhelfen ſey. Auch wir wünſchen die Emancipation; aber fruchtbringend wird ſie erſt ſpäter werden. Dazu empfiehlt man mit Recht Schulen, um auf die künftige Generation zu wirken: wir weiſen aber vorerſt auf die chriſtlichen Schulen und deren hier und dort bejammernswerthen Zuſtand hin. Denkt man nicht an dieſe, wie viel weniger wird man an die Juden-Schulen denken!

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

MEDICIN.

Leipzig, b. Kollmann: *Willam Lawrence's Vorlesungen über Chirurgie und chirurgische Therapeutik.* Auch unter dem Titel: *Vorlesungen der berühmtesten jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer des Auslandes.* Deutsch bearbeitet von Dr. *F. J. Behrend*, prakt. Arzte zu Berlin und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Erster Theil. 1833. 518 S. 8. (Subscriptionspr. 1 Thlr. 8 gr.)

Der Name des Vfs. läſst schon im Voraus hoffen, daſs seine Kenntnisse und die hierauf sich stützenden Erfahrungen nicht ohne einige Ausbeute seyn werden. *W. Lawrence's* Name hat sich allgemein Achtung und Ruf erworben, und wir müssen, abgesehen hievon, bekennen, daſs wir, bey aufmerksamer Durchsicht dieser Vorlesungen, denselben wieder als einen klaren, keinem Systeme und keiner Schule einseitig ergebenen Denker erkannt haben. Aber gleich zu Anfang unserer Anzeige müssen wir zur Ehre der deutschen Chirurgie und der hohen Stufe der Cultur, zu der sie sich in den letzten Decennien hinaufgeschwungen hat, gestehen, daſs sie jener Englands nicht nachsteht, sondern wenigstens gleichsteht, wenn man sie in mancher Hinsicht nicht vorzüglicher nennen will. Wir können daher auch die Uebersetzung dieser Vorlesungen nicht als eine Bereicherung der deutschen Chirurgie ansehen, sondern halten sie nur deſshalb der Ansicht und Aufmerksamkeit werth, wenn die Umstände dazu auffodern, einen Vergleich zwischen der deutschen und englischen Chirurgie anzustellen; und schon dafür, daſs sie nun im deutschen Gewande einer gröſseren Anzahl von Aerzten zugänglich geworden sind, sind wir dem Uebersetzer und Verleger Dank schuldig. Auch der Preis dieser Vorlesungen ist billig, im Vergleich zur Masse der Materialien, so wie auch zu der sehr anständigen Form derselben.

In der Einleitung spricht der Vf. über den Inhalt der Chirurgie und über ihre Stellung und das Verhältniſs zu den übrigen Disciplinen der gesammten Medicin. Gleich anfangs bemerkt er, wie das auch unter deutschen Wundärzten schon als ausgemacht fest steht, daſs zwischen Chirurgie und Medicin keine Grenzen angenommen werden können, sondern daſs beide, zwar in der Theorie und Praxis verschieden, doch ein Ganzes bilden, und weder in der einen noch in der anderen eine Trennung zulassen. Jedoch zeigt der Vf. S. 2 ungefähr den Standpunct an, welchen die Chirurgie ihrem Namen zufolge einzunehmen hat, ohne dadurch eine Trennung herbeyführen zu wollen, und beruft sich hiebey auf die Gründer der Heilkunde Hippokrates, Galen und Celsus, die einen solchen Unterschied zwischen beiden nicht annahmen. Fernerhin bemüht er sich zu zeigen, wie durch Zeitverhältnisse diese hemmende Spaltung herbeygeführt worden sey, und zum Wohl der Menschen und der Wissenschaft nirgends jetzt mehr in der ehemaligen Form existire. Hierauf handelt er vom Wesen und dem Sitze der Krankheiten im Allgemeinen, und nach einigen Andeutungen über das Schwierige eines richtigen Begriffs der Wörter Gesundheit und Krankheit bemerkt er richtig, daſs man in den Begriff der Krankheit nicht allein die Verletzung und Störung der Function, sondern auch die der Materie nothwendig aufnehmen müsse, um nicht einseitig zu werden. S. 32 erwähnt er die Humoral- und Solidar-Pathologie, und ist der Meinung, daſs man bey Betrachtung krankhafter Zustände weder der einen noch der anderen allein sich hingeben dürfe, sondern daſs auch hier, wie überall, die Wahrheit in der Mitte liege, und man die jedesmalige Qualität und Quantität der Fluida nicht auſser Acht zu lassen habe. Diese Aeuſserung des Vfs. dürfen wir demnach als sein Glaubensbekenntniſs ansehen, und freuen uns um so mehr darüber, als in England die Solidarpathologie seit *Brown* noch immer tiefe Wurzeln geschlagen hat. Von S. 38 bis 60 spricht der Vf. von der verschiedenen Natur der Krankheiten und der Classification derselben. Wir können ihm nich zugeben, daſs Krankheit in den meisten Fällen auf einer über die Norm gesteigerten Lebensthätigkeit beruhe; denn diese Behauptung kann theilweise nur auf äuſserliche Krankheiten, die durch mechanische Verletzungen entstehen, bezogen werden, indem die chronischen Exantheme schon einer über die Norm gesteigerten Lebensthätigkeit ihr Daseyn nicht verdanken; am wenigsten darf der Vf. Scropheln, Gicht und Syphilis hieher rechnen. Von den contagiös fieberhaften Exanthemen läſst sich das noch eher behaupten. Viele Krankheiten beruhen wirklich auf allgemeiner Lebensschwäche, wenn gleich im Acte der Reaction die Lebensthätigkeit erhöhet wird, um die durch die Krankheit gesetzte Disharmonie zu entfernen. Von S. 53 bis 59 folgt die Classification selbst, welche rein anatomisch und der chirurgischen Therapeutik am angemessensten ist. Dann handel

der Vf. die Entzündung und ihre Ausgänge ab. S. 85 bezweifelt er mit Recht das Daseyn einer passiven Entzündung; wir sind der Meinung, dass dieselbe nur einer Verwechselung der Congestion mit der Entzündung ihr Daseyn verdanke, welche um so leichter Statt finden kann, als auch schon in Folge dieser Stagnation, Intumescenz und Induration erfolgen kann. Dagegen aber lässt sich die Annahme von arterieller und venöser Congestion und die unter gleicher Benennung darauf folgende Entzündung wohl rechtfertigen, obwohl auch diese der Vf. bezweifelt. Arterielle Congestionen und Entzündungen entstehen äusserlich immer da, wo mechanische Trennung des Zusammenhanges Statt findet, innerlich da, wo scharfe corrodirende Substanzen in den Organismus gelangen. Venöse Congestionen und Entzündungen treten da äusserlich auf, wo heftiger Druck und Quetschungen den Organismus treffen, und den Rückfluss des venösen Blutes hemmen, z. B. Hemmung des Rückflusses des venösen Blutes aus den unteren Extremitäten durch Impedimente im Becken und dem Unterleibe; innerlich da, wo Impedimente den Rückfluss des Blutes aus den Organen des Unterleibes hemmen. Entweder liegen diese Hemmungen in den grossen Gefässen und dem Herzen, oder sie entstehen dadurch, dass parenchymatöse Eingeweide erkranken und in Intumescenz und Induration verfallen. Entzündungen, welche hierauf folgen, verlaufen langsamer, sind schleichender, indolent, und liefern andere Producte, als arterielle Entzündungen. Sehr richtig rechnet der Verf. S. 60 auch die Malacie zu den Ausgängen der Entzündung, ohne sich auf ihre Natur einzulassen, da sie doch am besten dazu gedient haben könnte, den Verf. zu überzeugen, dass die Annahme einer venösen Entzündung nicht so grundlos ist, als er glaubt. S. 109 wird behauptet: es gebe zwey Arten von *Plethora;* die eine entstehe durch Uebernährung und Ueberfüllung, die andere aus verminderter Secretion und Excretion. Diess sind aber keineswegs zwey Arten von *Plethora*, sondern es ist eine und dieselbe, ja, sie kann sogar in beiden Fällen mit erhöheter Plastik verbunden seyn — sie bricht nur auf verschiedenen Wegen herein. S. 138 zweifelt der Verf. mit Recht, dass das Bley, äusserlich angewandt, so antiphlogistische, sedative Kräfte besitzt, als man ihm früherhin zuschrieb, und oft noch jetzt zuschreibt. Wir sind der Meinung, dass das gewöhnliche Wasser alles leiste, was man nur vom Bleywasser verlangen kann, und daher wird jetzt schon von vielen vortrefflichen Wundärzten Deutschlands dieses dem Bleywasser und anderen ähnlichen Fomentationen vorgezogen. Eben so steht es mit der Salben- und Pflaster-Schmiererey, welche zur Ehre der Delicatesse und des Zartgefühls der Aerzte jetzt ziemlich selten zu werden anfängt, und welcher dagegen die Aerzte aus der zweyten Hälfte des 18 Jahrhunderts noch hold waren. Auch zu dieser hat der Vf. wenig Vertrauen und namentlich zu den erweichenden, narkotischen und fettigen Substanzen, so wie zu den Abkochungen und Kräuteraufgüssen narkotischer Mittel, welche, nach seiner sehr richtigen Ansicht, auf den unter der Haut sich befindenden kranken Zustand einen bedeutenden Einfluss auszuüben nicht vermögen. S. 148 spricht der Vf. eben so vernünftig über die bisher bey äusseren Entzündungen und Abscessbildungen so sehr gemissbrauchten Breyumschläge oder Kataplasmen. Sie leisten nur, heisst es daselbst, durch ihre feuchte Wärme etwas — sie erweichen und beruhigen. Die erste Wirkung kann sich aber nach unserer Ueberzeugung nur auf die Epidermis beziehen; denn die tief und tiefer im Zellgewebe oder den Muskeln sich befindende Härte können sie nicht erreichen, und daher sind sie nur dann, mit reizenden Substanzen vermischt, anzuwenden, wenn es darauf ankommt, Hitze und Entzündung zu steigern, um den Verlauf eines Abscesses abzukürzen und durch Verstärkung jener die Eiterbildung zu befördern. Daraus geht aber hervor, dass sie nicht bey jeder Entzündung und bey jedem Abscesse ihre Anwendung finden können, wie das bisher ziemlich allgemein geschehen ist. Die beruhigende Wirkung äussern sie auf entzündete Flächen nur dann, wenn ihre Temperatur geringer ist, als die der entzündeten Fläche oder des Abscesses, und in dieser Beziehung ist der Bequemlichkeit und Einfachheit halber das gewöhnliche Wasser allen anderen Ingredienzen wiederum vorzuziehen.

Sehr bedauern müssen wir, wenn der Vf. S. 151 das Vorkommen essentieller Fieber bezweifelt, und sich durch *Broussais* Ansichten hat täuschen lassen. Die Essentialität der Fieber, oder das Vorkommen idiopathischer Fieber, ist eben so gewiss, als das Vorkommen sympathischer oder symptomatischer, und als schlagenden Beweis der Essentialität der Fieber dürfen wir dem Vf. nur das Fieber anführen, welches dem Ausbruche der contagiös-fieberhaften Exantheme vorhergeht und sie begleitet.

Die verschiedenen Abtheilungen: Mechanische Verletzungen oder einfache Verwundungen, Chemische Verletzungen oder vergiftete Wunden, enthalten nichts Neues, sondern das schon Bekannte. In der Abtheilung der specifischen Krankheiten, insbesondere der Scropheln, stellt der Vf. S. 362 gegen die Physiologie die Behauptung auf, dass in jüngeren Individuen die Wärmeerzeugung geringer sey, als bey Erwachsenen; da doch bekanntermassen bey rascherem Lebensprocesse, wie er in den ersten Lebensjahren Statt findet, auch nothwendig die Wärmeentwickelung bedeutender seyn muss, als im vorgerückteren Alter und bey trägerem Blutumlaufe; Beweise für diese Thatsache liegen in Menge vor. S. 368 bis 381 folgt die Gicht und der Rheumatismus. S. 381 bis 486 handelt der Vf. von der Syphilis. Diesen Abschnitt rechnen wir zu den gelungensten des ersten Bandes. Die Krankheit in ihren verschiedenen Gestaltungen ist mit Umsicht, ohne Einseitigkeit und Zwang, besprochen. Der nichtmercuriellen Behandlung redet der Vf. zwar nicht das Wort, glaubt aber doch, dass man, wie denn Erfahrungen im Grossen angestellt diess sattsam beweisen, in manchen Fällen, und unter

den erfoderlichen Verhältnissen, mehr damit ausrichten könne, als mit dem Mercur, ja, er zeigt sogar, dass nach eben jenen Erfahrungen die Resultate der nichtmercuriellen Behandlung in allen Formen der Krankheit günstiger waren, als die der mercuriellen. Dennoch behauptet er, dass Fälle und Verhältnisse vorkommen können, wo man den Mercur nicht entbehren könne; und diess scheinen dem Rec. diejenigen zu seyn, wo nach kräftig durchgeführter nichtmercurieller, antiscorbutischer und roborirender Behandlung die Syphilis nicht getilgt wird. Hier ist der Mercur unerläslich, und tilgt die Syphilis völlig, ohne dass es nöthig wäre, Salivation eintreten zu lassen. Der Vf. erwähnt zwar nichts davon, Rec. glaubt aber diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen zu dürfen, ohne dazu aufzufordern, dass man jede Form der Syphilis zuerst der nichtmercuriellen Behandlung unterwerfe, und dann erst zu der mercuriellen schreite, wenn erste die Syphilis nicht tilgen will. Die Kranken vertragen dann, gleichsam durch die nichtmercurielle Behandlung gereinigt und vorbereitet, den Mercur besser, und dieser scheint, wie Rec. aus seinen eigenen Beobachtungen schliessen muss, dann nicht so leicht Salivation zu erregen.

S. 391. glaubt der Vf. den von *Carmichael* angenommenen vier Arten syphilitischer Gifte nicht ganz beypflichten zu können, obwohl sich deren Vorkommen mitunter nicht ganz leugnen lasse. Auch Rec. ist der Ueberzeugung, dass diese vier Arten syphilitischer Gifte in der Natur nicht existiren, sondern dass es nur Ein syphilitisches Gift gebe, und dass, wie der Vf. S. 392, sich auf *Fergusson* stützend, bemerkt, die Formverschiedenheit in besonderen, dem Individuum zukommenden Verhältnissen beruhe, so dass die eigenthümlichen verschiedenen Charaktere auf der besonderen Constitution und dem jedesmaligen Gesundheitszustande zur Zeit des Erkrankens, sowie auf der Verschiedenheit der gerade auf den Kranken einwirkenden Verhältnisse, beruhen. Jedoch dürfen wir wohl S. 401 einer Eigenthümlichkeit der Insulaner nicht folgen, nämlich: das Calomel in 24 Stunden zu 1—2, zuweilen zu 3—4 Gran zu geben, als welche Gaben in der Syphilis unerhört sind. Dagegen macht der Vf. S. 455 recht lobenswerth darauf aufmerksam, dass in der phagedänischen Form der Syphilis der Mercur nicht gebraucht werden dürfe, und dass man hierin hin und wieder sehr gefehlt, und die Patienten unglücklich gemacht habe. Wenn er aber S. 459 behauptet, dass bey syphilitischen Knochenleiden, und wir bemerken namentlich da, wo schon gegen die Syphilis vor Monaten und Jahren eine unbekannte Menge Mercur gereicht worden ist, derselbe nicht, wie bewährte Praktiker neuerlichst hätten behaupten wollen, schädlich sey: so glauben wir ihm ein „*caute per deos incede* — —“ warnend zurufen zu müssen; denn da tritt recht oft der Fall ein, die Patienten durch Mercur gänzlich zu verderben. Was der Vf. S. 465 von der Uebertragung der selbst secundären Syphilis von der Mutter auf das Kind und von diesem wieder auf eine Amme und von dieser wieder auf einen Mann oder ein Kind u. s. f. sagt, können wir aus eigener Beobachtung bestätigen. Man lasse sich auch hier dadurch nicht täuschen, dass die Mütter vorgeben, nur an einem nichtsyphilitischen *Fluor albus* gelitten zu haben. Rec. hat beobachtet, dass Mütter, die Jahre lang vorher nur an *Fluor albus venereus* gelitten hatten, ihr erstes, zweytes u. s. w. nach diesem Ereigniss gebornes Kind inficirten, ohne dass bey ihnen die mindeste Spur einer syphilitischen Affection zu der Zeit aufzufinden war. Beweisende Thatsachen führt der Vf. auch S. 466 und 67 an. Bey der rationellen Behandlung der Gonorrhoea S. 477 trägt der Vf. noch darauf an, alle Medicamente durch Schleim einzuhüllen, was uns wundert; er scheint ganz dabey vergessen zu haben, dass dieser der entzündeten Schleimhaut der Urethra nicht zu Statten kommt, weil ja die in Schleim eingehüllte Arzney erst durch ein Medium, durch das Blut, dahin gelangen kann, und dem Schleimzusatze sich dann längst entwunden hat, dieser also auch ganz überflüssig, obwohl bisher noch immer in dieser Meinung gemacht worden ist. Den Einspritzungen ist der Vf. mit Recht sehr abhold (S. 478). Auch wir bedienen uns derselben sehr selten. Jedoch können Fälle eintreten, wo aus Laxität der Schleimhaut der Urethra die Schleimabsonderung noch lange und ohne alle Empfindung fortdauert, und dann haben wir mit Nutzen eine schwache Bleyauflösung einspritzen lassen. Bey der empirischen Behandlung des Trippers erwähnt der Vf. S. 480 den Kubebenpfeffer, und meint, dieser werde jetzt wegen seiner durch Erfahrung(?) beurkundeten Heilkraft allgemein angewandt. Uns scheint aber in der Anwendung dieses Mittels ein gewaltiger Missgriff zu geschehen, mag die Empirie auch einige Erfahrungen, die auf jenem *post hoc, ergo* — — beruhen, aufzuweisen haben. Der Copaivabalsam, welchen der Vf. ebenfalls in diese Kategorie stellt, gehört wohl nicht dahin, sondern verdankt einer rationellen Methode seinen Ruf; denn Niemand wird ihn vor Entfernung der entzündlichen Periode anwenden. Was die Möglichkeit betrifft (S. 481), dass auf eine einfache syphilitische Gonorrhoea secundäre Syphilis erfolgen könne, so darf diese gewiss nicht bezweifelt werden, wenn gleich der Fall selten eintreten mag. Wie man aber hier nach dem Vf. den Mercur gerade am wenigsten nöthig haben soll, ist nicht gut einzusehen, und zwar um so mehr, wenn nach einer antiphlogistischen Behandlung dennoch secundäre Syphilis sich zeigt. S. 483 scheint uns der Vf. im Irrthum begriffen zu seyn, wenn er die Entstehung der Condylomata, welche gewöhnlich bey Männern und Weibern nach Gonorrhoea und Fluor albus entstehen, bloss der durch jene Ausflüsse erzeugten Irritation zuschreibt. Diese ist zwar nicht zu leugnen, aber sie ist nicht der alleinige Grund der Entstehung jener, sondern die lang anhaltende Congestion nach der Schleimhaut der Genitalien und ihren Umgebungen ruft sie hauptsächlich hervor; denn ohne diese würden sie nie entstehen, eben so

wenig, als die Nasenpolypen sich ohne jene würden bilden können. Von S. 486 bis 518 handelt der Vf. vom *Cancer*, *Scirrhus*, *Fungus haematodes* und der *Melanosis*, und hält diese in der Form und ihrem Verlaufe verschiedenen Krankheiten ihrem Wesen nach identisch und, wie Rec. überzeugt ist, mit allem Rechte. Darin können wir ihm jedoch nicht beystimmen, dass man Krebs in einer Periode für ein örtliches und in einer anderen für ein allgemeines Uebel halten soll. Denn wenn das Krankhafte sich weiter verbreitet, so wird hiedurch nicht erst seine Allgemeinheit documentirt, sondern dann ist es schon vom Anfang an ein allgemeines gewesen, d. h. ein durch die Disposition bedingtes; sonst würde das einfache örtliche Uebel sich nicht haben zum allgemeinen ausbilden können. Die tägliche Beobachtung zeigt auch oft genug, dass indurirte Drüsen weiblicher Brüste, und wenn sie z. B. beym ersten Säugen durch Krankheit derselben entstehen, oft erst beym zweyten und dritten Stillen verschwinden, und beweisen eben dadurch, dass ihnen von Seiten des Organismus die krebshafte Disposition fehlte. So viel über den Inhalt!

Was die Form und Anordnung der verschiedenen Gegenstände betrifft, so vermissen wir sehr eine Eintheilung durch Abschnitte und Capitel. Dieser Mangel thut der Brauchbarkeit grossen Abbruch. Wir müssen daher den Uebersetzer ersuchen, am Ende des zweyten Bandes wenigstens ein Inhaltsverzeichniss mit Hinweisung und Angabe auf die Seitenzahl, wo der einzelne Gegenstand beginnt, zu liefern, um dadurch noch einigermassen jenem Mangel abzuhelfen.

W———r.

BOTANIK.

MANNHEIM, in der Schwan- und Götzischen Buchhandlung: *Einleitung in das Studium der Pflanzenkunde.* Enthaltend die Kunstsprache, die Grundzüge zum Eingehen in die Wissenschaft(?), eine kurze Uebersicht vom Baue der Gewächse, Systemkunde, nebst einer Anleitung Pflanzen zu bestimmen, zu zerlegen und für das Herbarium zu bereiten. Für Gymnasien und zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. *J. W. P. Hübener.* 1834. VI und 246 S. 8.

Das ganze, übrigens auf schönem Papier gedruckte, Werkchen ist fast nichts weiter, als ein oft wörtlicher Auszug aus den bereits 1820 erschienenen: *Grundzügen der wissenschaftlichen Pflanzenkunde* von *De Candolle* und *Sprengel.* Als Beleg dafür diene gleich der erste Paragraph:

De Candolle und *Sprengel.* Einleitung. I.	*Hübener.* Einleitung. §. 1.
Die *Botanik* umfasst die Kenntniss von den Gewächsen. Die letztern können, wie jeder andere Naturkörper, in zweyfacher Rücksicht betrachtet werden: theils in Rücksicht der äusseren Eigenschaften; theils in Hinsicht ihres inneren Baues, ihrer Natur und der Ursachen der Erscheinungen, die sie darbieten.	Die *Botanik* umfasst aus den 3 Reichen der Natur *die Kenntniss von den Gewächsen.* Sie können, wie jeder andere Naturkörper, in zweyfacher Rücksicht betrachtet werden: theils in Rücksicht der äusseren Eigenschaften, theils in Hinsicht ihres inneren Baues, ihrer Natur und der Ursachen der Erscheinungen, die sie darbieten.

Dieses Pröbchen wird die Leser mehr, als hinlänglich überzeugen, dass es sich der Vf., oder vielmehr Compilator dieser Schrift angelegen seyn liess, mit grosser Sorgfalt treulich abzuschreiben. Daher finden wir auch in dem Folgenden fast alle die Irrthümer wiederholt, deren sich der selige *Sprengel* bey seiner oft nur zu übereilten Thätigkeit, auch bey der Umarbeitung von *De Candolle théorie élementaire de la botanique*, zu Schulden kommen liess, und welche alle gründlichen Botaniker genugsam kennen. Dass sie aber nach 14 Jahren noch unverändert in einem solchen Buche wiedergekäuet werden, ist unverzeihlich. Von den neueren Fortschritten in der Pflanzenanatomie und Physiologie ist keine Spur anzutreffen, und selbst Dinge, deren Unrichtigkeit so zu sagen handgreiflich ist, sind unverbessert wiedergegeben. Hat denn der Vf. nicht längst schon erkannt, dass die *corolla papilionacea* nicht aus 4, wie er *Sprengeln* nachschreibt, sondern aus 5 Theilen besteht? Was ist das S. 35 für eine aus *Sprengel* S. 30 entlehnte Definition des *Schwertförmigen*: „*schwertförmig* (*ensiformis*) ist eine ablange Fläche, deren einer Rand ausgehöhlt, der andere aber erhaben ist, wie bey den Blättern der meisten Schwertlilien?" Wer so wenig selbst das Morphologische der Erscheinungen begriffen hat, sollte doch billigerweise fern von schriftstellerischen Arbeiten bleiben. S. 43 wird *hypocrateriformis* mit *Sprengel* durch *untertassenförmig* wiedergegeben, allein S. 77 durch *tellerförmig* übersetzt. Wie reimt sich dieses mit dem damit verbundnen Begriffe, und welche Verdeutschung ist die richtige? — Wir können nicht anders, als diese ganze Schrift für eine ebenso geistlose, als fehlerhafte Abschreiberey erklären.

xp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
SEPTEMBER 1834.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Plahn: *Staatswirthschaftliche Vorschläge zur Förderung des Gemeinwohls der Völker*, von *C. L. E. von Knobloch*, k. preuss. geheim. Ober-Finanz-Rath, und vormals Kriegs- und Domänen-Cammerpräsident der sonstigen Provinz Neu-Ost-Preussen. 1833. XXVI und 190 S. 8. (1 Thlr.)

Nach dem, diesen *Vorschlägen* vorausgeschickten „*rechtfertigenden Vorworte*" hat der Vf. Lust, die vorzüglich beachtungswerthen Gegenstände unseres Staatshaushaltes, namentlich 1) das Staatsschuldenwesen, und die Mittel zu dessen Tilgung, 2) die öffentlichen Bildungsanstalten, 3) das Armenwesen, und 4) die zweckmäsige Gestaltung des öffentlichen Abgabenwesens, einer Erörterung und seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu unterwerfen. — Dieses Unternehmen beginnt er jetzt mit der Erörterung des ersten unter den angedeuteten Gegenständen, weshalb denn der Titel dieses Werkchens auf dem Umschlagstitelblatte noch den Zusatz erhalten hat: *Erstes Heft, die Benutzung des Geldstempels betreffend*; und beschäftigt sich damit, zu zeigen, wie unsere Regierungen und namentlich die preussische — denn *diese* hat der Vf. bey seinen Vorschlägen zunächst und beynahe ausschliesslich vor Augen — es anzufangen haben, um sich durch Bankanstalten und Papiergeldemissionen, und weiter durch eine Umgestaltung des dermalen bestehenden Münzwesens, die Fonds zu verschaffen, welche sie zum Abtrage ihrer Schulden nöthig haben.

Gutgemeint sind nun diese Vorschläge allerdings. Allein nicht jeder gutgemeinte Rath ist für den, welchem er gegeben wird, stets brauchbar. Dieses möchte auch von dem hier mitgetheilten Vorschlage des Vfs. zu sagen seyn, der dahin gehet: Preussen solle seine Staatsbank zu möglichst ausgedehnten Papieremissionen veranlassen, und statt dass das preussische Münzsystem bisher auf *Silber* und *Silbermünzen* gegründet ist, solches für die Zukunft auf *Gold* und *Goldmünzen* gründen, daher statt der Ein Thaler-, sechstheils Thaler-Stücke und Silbergroschenstücke von *Silber*, künftighin als blosses *Scheidegeld* (Scheidemünze) Ein Thaler-, sechstheils Thaler- und Groschen-Stücke von *Eisen*, *hartgemachtem Kupfer*, oder *einer anderen eigenen Metallmischung* prägen lassen (S. 138); wo dann alle jetzigen Silberthaler eben so, wie alle jetzigen silberhaltigen Theilstücke des Thalers, in die Staatscasse eingezogen, und zum Vortheile des Staats, Behufs der früheren Staatsschuldentilgung, eingeschmolzen werden könnten (S. 78); wodurch die Staatscassen bey achtzig Millionen Thaler gewinnen würden.

Auf die Idee, die Goldmünzen zu der eigentlichen für den grossen Verkehr bestimmten Münze, oder zum eigentlichen *Verkehrsgelde*, zu machen, hat den Vf. der von dem Geh. Ober-Regierungsrath *Hofmann* zu Berlin in *dessen* in der preussischen Staatszeitung 1832. No. 133—137 mitgetheiltem, hier (S. 1—41) wieder abgedrucktem Aufsatze, *über das deutsche und insbesondere über das preussische Münzwesen*, geäusserte Gedanke hingeleitet, nach dem Beyspiele von England auch bey uns das Münzwesen auf die Goldwährung zu bauen. Allerdings mag nun dieser Gedanke vorzüglich um deswillen Aufmerksamkeit verdienen, weil, wie die Erfahrung zeigt, der Preis des Goldes bey Weitem stabiler erscheint, als der des Silbers, auch für den *grossen* Verkehr Goldmünzen in mehrfacher Beziehung vor Silbermünzstücken den Vorzug verdienen. Allein diesen Gedanken in der Art verfolgen zu wollen, wie ihn der Vf. hier verfolgt, wird wohl kein bedächtlicher Staatsmann sich zu erlauben wagen. Auf jeden Fall wird sich wohl keiner zu der Ansicht des Vfs. (S. 74) bekennen: es sey bey Scheidemünzen, *ohne Hineinlegung eines bestimmten Werthgehaltes*, allein für die ihnen nöthige Dauerhaftigkeit und dessen Ausprägung in einer wohlgefälligen und bequemen Form zu sorgen; — eine Ansicht, welche die Grundidee des ganzen vom Vf. empfohlenen Münzsystems bildet. Bedarf und Meinung mögen zwar manchen zu geringhaltig ausgeprägten Scheidemünzen einige Zeit ihre Geltung sichern; allein selbst bey dem besten Willen des Publicums kann dieses nie lange dauern. Das Publicum verlangt in aller Münze ein reelles und auslangendes Pfand für die Anweisung, auf welche die Münze lautet; und dieses Pfand läfst sich ihm nicht so leicht entziehen, wie der Vf. es sich bey seinem Vorschlage von eisernen und kupfernen Thalerstücken einbildet. Je bedeutender die Güterarten und Waarenartikel sind, welche das Publicum gegen Münzen einhandelt, um so aufmerksamer ist es stets darauf, dass es in der Münze ein solches Pfand gewährt erhalte. Eiserne Thalerstücke wird es daher nie silbernen gleich schätzen. Jedenfalls würde ein grosser Theil des Gewinns, den die Regierungen nach der Einbildung des Vfs. durch Annahme seines Vorschlags machen

könnten, durch Bereithaltung der Goldmünzen verloren gehen, welche erfoderlich seyn werden, um, wie er es verlangt, jedem, der Scheidemünzen zum Verwechseln gegen Gold bringt, sofort die nöthige Summe in Goldmünzen gewähren zu können, — ein Geschäft, wozu (S. 75) alle Landes-Cassen verbunden seyn sollen, welches aber auch bald sehr lebendig sich gestalten und sehr zudringlich betrieben werden würde, weil zu allen Zahlungen ins Ausland, wozu jetzt *Silber* dient, künftig nur *Gold* erfoderlich seyn würde.

Dieses vorausgesetzt, müssen wir denn das abfällige Urtheil, das ein Freund des Vfs. über dessen Vorschlag in den (S. 150—153) abgedruckten Bemerkungen gefällt hat, unbedingt unterschreiben. Was der Vf. (S. 154 fg.) gegen diese Bemerkungen zu deren Widerlegung vorgebracht hat, kann uns wenigstens von der Unhaltbarkeit dieses Urtheils auf keine Weise überzeugen. Doch lassen wir dem Vf. gern seine fixe Idee, wenn sie ihm wohlthut.

Z.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Ist es rathsam, die Zunftverfassung aufzuheben?* Von Dr. *Ferdin. Oesterley*, Stadt-Syndikus zu Göttingen. 1833. 138 S. 8. (12 gr.)

Das *Für* und das *Wider* einer viel bestrittenen Staats- und Lebens-Frage, mit einem hohen Grade von Unparteylichkeit und Scharfsinn entwickelt, und zum Vortheil der bestehenden, nur hin und wieder zweckmäsig abzuändernden Zunftverfassung entschieden. Der Vf., ein Sohn und Schüler des in der juristischen Literatur rühmlich bekannten früheren Rechtslehrers und dermaligen Universitäts-Raths, *G. Heinr. Oesterley*, stellt in dieser Schrift die Resultate eigener und fremder Beobachtungen ohne Vorliebe zusammen, und schliesst mit Wünschen und Vorschlägen für die Veredlung eines Instituts, dessen volle Aufhebung ihm nicht räthlich scheint. Das Ganze zerfällt nach einer kurzen *Einleitung* in drey Abschnitte, von denen der erste den Umfang und die Wirkungen der Zunftverfassung, der zweyte die Wirkungen der vollen Gewerbsfreyheit, und der dritte Schlussbetrachtungen enthält.

Die Vortheile der Zunftverfassung, welche im 1 Abschn. beleuchtet werden, sind folgende. 1) Die Zunftverfassung trägt zur Sicherung und Vermehrung des Erwerbes bey. 2) Die Zünfte sorgen für Erlangung, Verbreitung und Erhaltung tüchtiger Gewerbskenntnisse. 3) Die Zünfte tragen dazu bey, dass die Gewerbe in den Städten erhalten werden. 4) Die Zunftverfassung fördert durch Zucht, Ordnung und Rechtlichkeit wahren Bürgersinn. Die im 2 Abschn. entwickelten Wirkungen der vollen Gewerbsfreyheit hingegen sind folgende: 1) Die Gewerbsfreyheit veranlasst ungleiche Besetzung der Gewerbe. 2) Ungleiche Vertheilung des Gewinns und Verarmung. 3) Die Gewerbsfreyheit wirkt nachtheilig auf die Verbreitung, Erlangung und Erhaltung der Gewerbskenntnisse. 4) Die Gewerbsfreyheit wirkt schädlich auf die moralische Bildung des Volks. Im 3 Abschn. werden die Resultate dieser Untersuchungen zusammengestellt, und mit heilsamen Winken für die Gesetzgebung und Verwaltung begleitet. Der Vf. giebt zu, dass sehr Vieles in der Zunftverfassung einer wesentlichen Umänderung und Verbesserung bedürfe, aber die *Aufhebung* dieser Verfassung scheint ihm so wenig dem Interesse des Gewerbestandes als dem des übrigen Publicums entsprechend zu seyn, er würde sie vielmehr, nach S. 3, für ein Unglück ansehen. Missbräuche und Verdrehungen der ursprünglichen Gestalt des Zunftwesens — vorzüglich durch vielfache Modificationen und Eingriffe von Seiten der höchsten Staatsbehörden — zeigen sich, wie S. 9 bemerkt wird, allerdings in vielfachen Beziehungen. Die meisten sind indess, wie unmittelbar hinzugesetzt wird, dem Zunftwesen völlig fremd, andere sind eine Folge des Missverhältnisses, worin sich die Zünfte zu den Anfoderungen der Zeit befinden. Alle aber sind von der Art, dass sie gehoben werden können, und die Zünfte sind, wie es weiter heisst, — mit Ausnahme der allen menschlichen Einrichtungen eigenen Schwäche, wiederum zu neuen Missbräuchen Anlass zu geben — im Stande, sämmtliche vorhin angegebene Vortheile vollkommener und dauernder zu sichern, als jede andere Einrichtung. Dass volle Gewerbsfreyheit für den Franzosen, dessen leichter Sinn die freyeste Beweglichkeit aller seiner Kräfte verlangt, der in seiner Veränderlichkeit sich heute zu diesem und morgen zu jenem hinneigt, dass ferner volle Gewerbsfreyheit für den Engländer mit seinem ungeheueren Ausfuhrhandel und der entschiedenen Neigung, Alles im Grossen zu betreiben, dass sie in Nordamerika, wo die Aussicht, eine noch unendlich grössere Bevölkerung ernähren zu können, einen unberechenbaren Absatz darbietet, und wo überdiess eigentlicher Welthandel getrieben wird, eine treffliche Einrichtung seyn möge, wagt der Vf. nicht in Zweifel zu ziehen (S. 116). Doch glaubt er nicht, dass dieselbe zu der Individualität und den übrigen Verhältnissen eines Landes passe, in welchem, wie in Deutschland, das Gildenwesen weit und tief in alle Staatsverhältnisse eingreift. Der Deutsche, bemerkt er, in dessen Charakter ruhiger Ernst, Besonnenheit, Gründlichkeit und stille Beharrlichkeit vorherrschend sind, dessen Handel das Land, schon seiner Lage nach, nie zu einem allgemeinen Handelsstaate umbilden kann, dessen Blick nicht in weite Ferne, sondern auf sein Vaterland gerichtet ist: der Deutsche mit dieser Eigenthümlichkeit verlangt eine völlig andere Behandlung, und es würde ein Act wahrer Despotie seyn, wenn man eine, vielleicht in mancher Beziehung gute, dem Volkscharakter nicht entsprechende Einrichtung mit Gewalt einführen, und sich damit beruhigen wollte, das Volk werde sich mit der Zeit schon daran gewöhnen. Während der Fremdherrschaft, bemerkt er weiter, sey freylich in einem grossen Theile von Deutschland, im Königreich Westphalen, etwas der vollen Gewerbsfreyheit

nahe Kommendes, das sogenannte Patentwesen, bestanden, indess nur so wenige Jahre, dass es die grösste Kurzsichtigkeit verrathen würde, zu glauben, diese Zeit sey hinreichend, um die Güte einer Einrichtung daraus kennen zu lernen, welche einen grossen Zeitraum bedarf, um sich nur einigermassen entwickeln zu können, und ihre Wirkungen nach allen Richtungen hin zu äussern. Aehnliche Bemerkungen werden über die durch Verordnungen vom 2 Nov. 1814 und 7 Sept. 1811 im Königreich *Preussen* eingeführte Gewerbsfreyheit gemacht. Sie wurde, heisst es S. 120, unter so ungewöhnlichen Umständen eingeführt, dass es schon aus diesem Grunde bedenklich seyn möchte, bey völlig anderen Verhältnissen auch in anderen deutschen Staaten diese Gewerbsfreyheit anzunehmen. Dass die Finanzverhältnisse der damaligen Zeit die Einführung dieser Freyheit zunächst veranlasst haben, ist wohl nicht zu bezweifeln; dessen ungeachtet wird Niemand behaupten mögen, das Ganze sey nur eine Finanzspeculation gewesen; man würde, heisst es weiter, diesen Weg, die Staatseinnahmen zu vermehren, nicht eingeschlagen haben, wenn man ihn nicht an sich für zweckmässig gehalten hätte. Doch zweifelt der Vf., dass die Einführung einer Reform, die unter dem Drange der ausserordentlichsten Zeitumstände Statt fand, auch noch jetzt unter ganz verschiedenen Verhältnissen in anderen deutschen Staaten gelingen werde. Als Beweis, wie tief der Sinn für Corporationswesen in dem Charakter der Deutschen begründet sey, wird S. 121 bemerkt, dass, der angeführten Verordnungen ungeachtet, die Zünfte, in soweit ihre Fortdauer gestattet ist, in fast allen grösseren Städten der preussischen Monarchie nach wie vor bestehen, wiewohl nur sehr untergeordnete materielle Rücksichten aufgefunden werden können, welche ihr Fortbestehen veranlassen. Auch wird S. 118 bemerkt, es sey ein allgemeine Freude erregender Act der Gerechtigkeit gewesen, als in dem ehemaligen Königreich Westphalen die alte Zunftverfassung wieder hergestellt wurde, und gewiss wäre es besser gewesen, wenn man gleich damals die nothwendigen Reformen vorgenommen hätte. (Die Ursachen, warum dieses nicht geschah, waren wohl ausser einer leidenschaftlichen Abneigung gegen alle, selbst die preiswürdigsten westphälischen Institute: 1) die fehlende Einwilligung der Landstände, ohne welche kein Gesetz dieser Art denkbar seyn konnte. 2) Der Mangel an vorbereitender Aufklärung über den ganzen Umfang dieses grossen Geschäfts — beides Hemmungen, welche im preussischen Staate, wo die Hauptsache auf wissenschaftlichem Wege schon Jahre vorher ins Reine gebracht worden war, nicht Statt fanden.) Dass bey der allgemeinen Bedrückung und Gefahr, aus welcher die preussischen Zunftreformen hervorgingen, zu ruhigen Beobachtungen keine Zeit vorhanden gewesen, wie S. 121 bemerkt wird, können wir im Allgemeinen dem Vf. wohl zugeben; doch muss dabey nicht vergessen werden, dass dergleichen schon in Menge vorhergegangen waren. Wir wollen hier statt alles Weiteren nur an eine einzige Schrift erinnern, welche sieben Jahre vor jener Epoche bey Göbbels und Unzer unter dem Titel: *Das Interesse des Menschen und Bürgers bey den bestehenden Zunftverfassungen*, zu Königsberg (1803) in 15 Bogen erschien, und gewissermassen als ein Manifest dieser höchst merkwürdigen Umwandlung gelten kann. Missgriffe lassen sich bey Operationen dieser Art selten vermeiden; genug, Preussen that, was es nach seiner Politik und nach seiner besten Einsicht zu thun für Pflicht hielt. Es benutzte den günstigen Augenblick, um den Grundstein eines Gebäudes zu legen, welches den Platz eines verfallenden Baues aus dem Mittelalter einnehmen soll, und dessen gänzliche Vollendung von der helfenden Hand der Zeit und des weiteren Nachdenkens mit vollem Rechte erwartet werden kann. Nach den S. 121 mitgetheilten Bemerkungen scheint freylich der damalige Zustand dieses neuen Gebäudes im preussischen Staate selbst mancherley Unbequemlichkeiten zu begründen — aber wer möchte an der Möglichkeit zweifeln, dieselben auf eine, jedem Interesse zusagende Weise zu heben? Beide Parteyen haben einen gemeinschaftlichen Hauptzweck: Erhaltung guter Ordnung und Abstellung aller dieselbe störenden Missbräuche des Zunftwesens; hoffen wir, dass sie sich früher oder später über die besten Mittel, diesen grossen Zweck zu erreichen, verständigen werden.

Die vorliegende Schrift kann wesentlich dazu beytragen, allseitiges Nachdenken über einen Gegenstand zu verbreiten, der nicht ruhig, nicht umsichtig, nicht allseitig genug betrachtet werden kann. Sie enthält einen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen, die der tiefsten Beherziguug werth sind. Wir stimmen in dem Ergebnisse derselben mit dem Vf. ganz überein, fest überzeugt, dass nicht auf dem Wege einer plötzlichen, die Ruhe des deutschen Vaterlandes erschütternden Umwälzung, sondern nur durch allmäliche Reform jene Veredelung des Gildenwesens herbeygeführt werden kann, die das Unkraut ausrauft, ohne den köstlichen Weizen selbst zu zerstören. Was uns in dieser Hinsicht vorzüglich empfehlungswerth scheint, dürfte in Folgendem bestehen.

1) Anlegung einer eigends zur Beleuchtung dieses Gegenstandes, etwa unter dem Titel: *Die Zünfte*, nach ihrer Licht- und Schatten-Seite, herauszugebenden *Zeitschrift*, zu gleicher Zeit belehrend für den Bürger, für den Gelehrten und für den Gesetzgeber. Unfehlbares Mittel, der öffentlichen Meinung hierüber eine bestimmte Richtung zu geben, und die Haltbarkeit der zu treffenden Reformen auf eine dauernde Art zu begründen. Kein Punct dürfte hier unerhellt bleiben, nach allen Richtungen hin müsste die Fackel der Philosophie und Geschichte ihre wohlthätigen Strahlen verbreiten. Zur Beförderung eines solchen Unternehmens würden sogenannte Gewerbevereine beytragen. 2) Errichtung einer auf diesem Wege als wünschenswerth erscheinenden **Probe-In-**

nung mit einem freywillig zusammentretenden Vereine bis dahin unzünftiger Bearbeiter irgend eines nützlichen Zweiges der bürgerlichen Betriebsamkeit, deren (allem Ansehen nach unfehlbares) Gedeihen die Möglichkeit der in Frage stehenden Veredlung in schöner Wirklichkeit zeigen, und eben dadurch den bereits bestehenden Innungen den Weg der Nachfolge erleichtern würde. Treffliche Data hiezu enthält die am 5 März 1816 in 268 Artikeln erschienene kurhessische Zunftordnung, die auch von unserem Vf. an mehreren Stellen mit Vortheil hätte benutzt werden können. 3) Bey höchst verwickelten Fragen dürften *Preisaufgaben* zu empfehlen seyn, dergleichen die Literatur dieses Fachs bereits mehrere, noch immer nicht hinlänglich benutzte, aufzuweisen hat, die aber nach Beschaffenheit der Verhältnisse noch sehr vermehrt werden könnten. Wer kennt nicht *K. Heinr. Rau's* gekrönte Preisschrift: *Ueber das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung*, von der schon 1816 die zweyte vermehrte Auflage erschien? (Vgl. E. B. zur Jen. A. L. Z. 1819. No. 26.) Aehnliche Fragen, mit fürstlicher oder königlicher Freygebigkeit aufgestellt, würden eine reichere Ausbeute gewähren, als so manche sterile Untersuchung, die man mit einem unverhältnissmäfsigen Aufwande — ohne wahren Nutzen für Wissenschaft und Vaterland — zu befördern sucht.

W. X. Y.

JURISPRUDENZ.

Freyburg, b. Gebr. Groos: *Neuer Beytrag zur Lehre von den Injurien und der Pressfreyheit* durch die Rechtsgutachten der Spruchcollegien von Heidelberg, Kiel und Tübingen über den Pressprocess des Hofrath *Welker* und durch die Prüfung der hofgerichtlichen Entscheidungsgründe in den Appellationsschriften des Geheimenraths *Duttlinger* und des Hofraths *Welker*. Herausgegeben von dem Hofrath *Welker*. Zugleich mit einem Vorworte über seine Grundsätze, seine Pensionirung und über den Geist des Freysinnigen. 1833. L u. 254 S. 8. (1 Thlr.)

Der bey der Universität zu Freyburg als Professor angestellt gewesene, nunmehr in Quiescirung versetzte Hofrath *Welker* ist vom Staatsanwalte wegen eines, in der später verbotenen Zeitung, *der Freysinnige*, von ihm erschienenen, Aufsatzes belangt, und in erster Instanz vom Hofgerichte in Freyburg zu einer zweymonatlichen Gefängnisstrafe und dem Kostenersatze verurtheilt worden. Er hat wider diesen Ausspruch die Berufung an das Oberhofgericht ergriffen, und giebt hier einige Actenstücke dieses Rechtsstreits, so viel sie auf die von ihm verhandelte Vertheidigung und Appellation Bezug haben, heraus. Diese Zusammenstellung mehrerer Aufsätze, wie überhaupt die Form gerichtlicher Verhandlungen, ist dem Zwecke der öffentlichen Mittheilung, welcher doch vorzüglich im Interesse der Wissenschaft gefunden werden muss, nicht günstig. Denn eine rein wissenschaftliche Ausführung würde die öfteren Wiederholungen und die fortlaufende Berücksichtigung eines, nur beziehungsweise und vorübergehend bemerkenswerthen, Vorfalls vermieden haben. Dennoch wird dieses Buch nicht ohne Theilnahme und Belehrung, zumal für badensche Juristen, weil es zunächst die dortige Gesetzgebung über Injurien und Pressfreyheit und Pressvergehen commentirt, gelesen werden. Es enthält gelehrte Ausführungen, sowohl der auf dem Titel genannten Juristenfacultäten, als der Hnn. *Duttlinger* und *Welker* über mehrere wichtige Theile der Lehre von Injurien und Pressvergehen, und erörtert besonders, in wiefern die Beurtheilung eines erlassenen Gesetzes den Gegenstand einer Injurienklage abgeben, ob ein darüber ausgesprochener Tadel Namens des Ministeriums, als einer moralischen Person, in einem constitutionellen Staate gerichtlich verfolgt werden, und der Staatsanwalt solche Klage von Amtswegen, nämlich ohne besonderen Auftrag, anbringen könne.

Das Vorwort ist einer Rechtfertigung des „*Freysinnigen*" und der politischen Gesinnungen des Vfs. gewidmet. Jene Zeitschrift sey als Bestandtheil des constitutionellen Lebens in Baden zu betrachten, einer verfassungsmäfsigen Beleuchtung der Handlungen der grofsherzoglichen Regierung gewidmet gewesen, und in der reinen Absicht verfasst und herausgegeben worden, um den Pflichten des Staatsbürgers überhaupt und der Landesdeputirten besonders zu genügen. Sey hiebey eine freymüthige und kräftige Sprache geführt, so habe man dadurch des Eindrucks sich versichern, nicht aber irgend beleidigen wollen. Für die loyalen Gesinnungen des Vfs. werden zu Zeugen dessen in der badenschen Ständeversammlung gehaltene Vorträge aufgeführt, und endlich bemerkt, seine Pensionirung müsse aus politischen Rücksichten verfügt worden seyn; denn sie sey, ohne mit irgend einem Vorwurfe verbunden zu werden, sowie ohne die von ihm in Antrag gebrachte Untersuchung und Rechtfertigung zuzulassen, verfügt worden.

Druck und Papier sind gut.

v — w.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts*, von *Friedr. von Raumer*. Erster Band. 1832. VIII und 588 S. Zweyter Band. 1833. X und 622 S. gr. 8. (6 Thlr.)

Mit inniger Freude muss Rec. ein Geschenk, wie Hr. *v. Raumer* hier seinen Landsleuten macht, begrüssen. Es ist in jeder Hinsicht wünschenswerth, wenn Männer, wie er, voll scharfer Einsicht in die Weltbegebenheiten, voll klarer Anschauung der Tendenzen der Zeit, voll ruhiger und historischer Abwägung der gährenden Principe, der Mitwelt einen Spiegel der Vergangenheit in aller Objectivität des Gegenstandes vorhalten; damit sie sich selbst in diesem Spiegel schaue und erkenne. *Hr. v. R.* gehört zu den wenigen Historikern unserer Tage, welcher recht eigentlich befähigt ist, auf grosse Kreise der Gesellschaft grossartig zu wirken, und der sich voll edler Freymüthigkeit jeglicher Philisterhaftigkeit edel und kühn entgegenzustellen wagt. Nur Wenige unter den jetztlebenden Historikern besitzen, wie er, den unermüdlichsten Fleiss in Zusammenschaffung des Materials, so ächten und tiefen Forscherblick, vereinigt mit anmuthiger Darstellung und der Kunst, ohne Affectation und Bombast in edler Einfachheit die Personen und Dinge gleichsam vor unseren Augen werden und handeln zu lassen. Wie weit stehen ihm die Historiker nach, welche in widriger Deutschthümeley mit der Sprache kokettiren, und in ihren weitschichtigen Werken glauben Exercitia bombastischer Rhetorik liefern zu müssen; oder welche in anmasender Geniesucht ihren Stil mit allerley Plattitüden und Kraftausdrücken glauben aufstutzen zu müssen! Dagegen ist Hn. *v. Raumer's* Darstellung immer ohne Dürre und ohne Ueberschwenglichkeit nur die Sache berücksichtigend. In seinen *Hohenstauffen*, diesem ächten deutschen Werke tüchtiger Forschung und geschmackvoller, nüchterner und doch gemüthvoller lebensfrischer Darstellung, scheint uns besonders die Kunst sehr bedeutend zu seyn, vermöge deren er ein lebendiges Gemälde der handelnden Personen durch Benutzung und Zusammenstellung aller kleinen, unbedeutend scheinenden Aeusserlichkeiten und Einzelheiten darzubieten versteht, und ohne Räsonnement und ohne das psychologische Secirmesser oder die kleinmeisterliche historische Kammerdienerey (wie sie in neueren fleissigen und verdienstvollen Werken, wie z. B. in „*Friedrich dem Grossen* von *Preuss*", erscheint), die Gestalten der Friedriche u. s. w. in aller Hoheit und in lebenswarmer Gluth uns vorführt. Dass das vorliegende bedeutende Werk sich dem älteren würdig anschliesst, wird hoffentlich unsere Darstellung dem Leser beweisen.

Der Vf. hat bereits in seinen „*Briefen aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts* (vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 167) Proben von dem in dem Reichthume der Pariser Bibliothek aufgefundenen neuen Material gegeben. Seine Mittheilungen waren sämmtlich aus *unbekannten Handschriften* entnommen, sie erregten in uns dringend den Wunsch, dass Leben und Gesundheit dem würdigen Vf. vergönnen möchten, die aufgehäuften Schätze zu verarbeiten, was nach seinen früheren Briefen aus Paris (1 Bd. S. 152 und 176) noch zweifelhaft schien, da eine schwere Krankheit ihn dahin brachte, dass er die neuen zu grossen Plane in den Hintergrund schieben, und nur seine bisherigen Werke zu grösserer Vollkommenheit führen wollte, um bey der Kürze des Lebens das „*contrahere vela*" zu beobachten, und desshalb das gesammelte Material vorläufig auf jeden Fall der Welt mitzutheilen. Wir rufen dem Vf. ein fröhliches Glückauf! zu diesem uns vorliegenden trefflichen Werke zu.

Nicht in dem Plane des Vfs. lag es, von den Türken oder den fremden Welttheilen umständlich zu handeln, wohl aber vom Norden Europas. Um für die grossen kirchlichen Bewegungen und die Zeit Carls V freyen Raum zu gewinnen, stellte er zuerst die *südeuropäischen* Angelegenheiten dar, „Italien mit seinen vielfachen, sich meist selbst zerstörenden Umtrieben, Portugals vorübergehende Grösse, Spaniens eigenthümliches, erst 300 Jahre später erneutes und meist vergebliches Bestreben." Nur bedauert Rec., dass der Vf. der Veranlassung, Betrachtungen über das 16te und Vergleiche mit dem 18ten Jahrhundert anzustellen, widerstanden hat, um nicht auf ungeschichtliche Weise die Erzählung zu trüben und in den Hintergrund zu stellen. Wie lehrreich und anregend sind geistvolle Blicke in die neueste Zeit, wenn sie von einem Historiker gethan werden, der wohl Beruf hat, die Deutschen zu ermahnen, „geistlose Unthätigkeit nicht für gesetzliches Leben und wilde Leidenschaft nicht für edlen Freyheitssinn auszugeben." Wie ergreifend und belebend sind die Blicke, welche der geist- und gemüthsstarke

Niebuhr oft mitten heraus aus seiner Welt des Alterthums und aus dem schweren eichenen Gerüste seiner soliden Gelehrsamkeit in die Gegenwart wirft! Auch ein Historiker der neuen Zeit soll, ebenso wie die grossen Alten, überall unverhohlen seine Gesinnung und Weltanschauung aussprechen, und sich nicht an das Schattenbild sogenannter Objectivität halten!

Mit Uebergehung des ersten und zweyten Hauptstücks, welche von den *italiänischen Angelegenheiten vom Einbruche Carls VIII bis zur Schlacht von Marignano* (1494—1515); von *Portugal bis auf den Tod König Emanuels des Grossen* 1521; von *Spanien bis auf das Ende der bürgerlichen Kriege durch den Sieg bey Villalar* (1521) handeln, wenden wir uns zu dem 3ten Hauptstücke, *Deutschland und die kirchlichen Angelegenheiten bis zum Schlusse des Wormser Reichstages* 1521. Es ist mit wahrer Hochachtung vor der Allseitigkeit des würdigen Vfs. anzuerkennen, mit welchem ächt historischen Blicke er durch die Parteykämpfe der Zeit, welche über die Reformation so lebendig geworden sind, hindurch geht. Welche Klarheit des Urtheils z. B. in dem Abschnitte über die Kirchenversammlungen! Welche historische Ruhe in der Ansicht über den *Ablass*, der ja neuerdings als blosse Erfindung des M. A. von protestantischen Theologen angesehen, andererseits von Katholiken in viel zu milder und desshalb unwahrer Gestalt dargestellt ist! Und mitten in der klaren und ruhigen Entwickelung die schätzenswerthesten Notizen aus ausländischen gleichzeitigen italiänischen, französischen, selbst portugiesischen Geschichtschreibern, wobey jedoch die Hauptwerke über Reformation, von *Luther* selbst, von *Löscher*, *Seckendorf*, *Sleidanus*, *Schröckh*, *Weisse* bis auf *Marheineke* herab ebenso fleissig als gründlich benutzt sind. — Ueberall giebt in diesem viel bearbeiteten Abschnitte der Vf. Neues; und man bedauert oft nur, dass er seinen eigenen Reichthum nicht noch durch weitere Ausführung mehr benutzt. So z. B. wünschte man wohl eine weitere Erörterung über das Finanzwesen des römischen Stuhls, über welches er eine Angabe *Palavicinis* mittheilt, wonach die päpstliche Einnahme damals (unter Julius II) nur etwa jährlich 300,000 Thlr. betragen habe, und grösstentheils für Dispensationen und Gnadensachen eingegangen sey, eine Angabe, welche bey dem complicirten päpstlichen Besteuerungssystem wohl näherer Prüfung bedürfte, da sie innere Unwahrscheinlichkeit hat. — Ueber Friedrich des Weisen Charakter und Verhalten zu Luther wäre tieferes Eingehen wünschenswerth. Nach dem Gespräch Luthers mit Cajetan zu Augsburg erwähnt der Vf. nicht, dass der Kurfürst in Schwanken gerieth, und selbst wünschte, Luther möge sich freywillig entfernen, dass dieser hiezu auch um so geneigter war, als ihm in Wittenberg Schwierigkeiten gegen den Druck seines Berichts über die Augsburger Verhandlung gemacht wurden, dass er sogar schon in einer Predigt förmlich von seiner Gemeinde Abschied genommen hatte, und erst beym Valetmahle, nachdem er vom Hofe zur Beschleunigung seiner Abreise angespornt war, die Erlaubniss zum Bleiben und zum Druck erhielt. (Vgl. *Menzel* Gesch. der Deutschen vor der Reformat. usw. I. S. 39.) Auch hätte wohl angedeutet werden können, welche Bedeutung dieser Druck selbst für Luther hatte.

Mitten unter diese kirchlichen Verhältnisse tritt dann die neue Kaiserwahl ein. Gleich gründlich als geschmackvoll weiss der Vf. hier die Verhandlungen und Umtriebe darzustellen, ebenso wie die gleichzeitige Leipziger Disputation Ecks und Luthers, oder die kurze und gedrängte Charakteristik des Erasmus, U. v. Huttens, Franz v. Sickingens u. s. w. — Hier tritt auch die ruhige Unparteylichkeit des Vfs. hervor, der weit von der Einseitigkeit mancher neueren jungen Historiker entfernt ist, in einem Elemente des politischen Staatslebens, z. B. im Adel, allein das Heil zu sehen. Indem er anführt, wie U. v. Hutten das Treiben des damaligen Adels, selbst der Raubritter, gerechtfertigt habe, fährt er fort: „In dieser Rechtfertigung (U. v. H.) liegt zugleich der Beweis, dass der Adel an eigenthümlichen Gebrechen litt, so wie er dem steigenden, zuweilen anmassenden Bürgerstande durchaus abgeneigt war. Hätte nun der Adel über Fürsten und Bürger obgesiegt, so wäre entweder eine polnische Adelsdemokratie mit einem schwachen, abhängigen Könige entstanden, oder aber die Masse der Bauern wäre mit in Bewegung gerathen, und schwerlich ein Stein auf dem anderen geblieben, weil in solchen Lagen Niemand auf Mässigung rechnen, Niemand ein Ziel setzen kann. Aus der allgemeinen Anarchie dürfte dann zuletzt an die Stelle der reichen deutschen Gliederung ein allmächtiger König und *eine* Hauptstadt, es dürfte das entstanden seyn, was wir in Frankreich bisweilen bewundern, was aber in Wahrweit der deutschen Natur zeither unangemessen war.“ Solche Stellen sprechen das politische Glaubensbekenntniss des Vfs. bündig aus; hätte es ihm nur gefallen, noch öfter solche Blicke in die Gegenwart zu werfen! — Gewiss kein Römling, nimmt doch der Vf. das Verfahren des Papstes gegen Luther wahrhaft unparteyisch in Schutz. Auch hier können wir nicht umhin, als Probe Einiges auszuheben. „Der römische Hof benahm sich gegen Luther nachsichtiger, als gegen viele Andere, auch waren, abgesehen von allem Früheren, die neuesten Schriften desselben (an den Adel und über die babylonische Gefangenschaft) solcher Art, dass man ihn höchstens einige Wochen später bannen, oder das ganze System der kirchlichen Strafen aufgeben musste. Nachdem die Untersuchungen aus dem Kreise der Schule herausgetreten und so Viele für die neue Ansicht gewonnen waren, half kein Dingen mit einem Manne, wie Luther, man musste ihn besiegen, oder ihm die halbe Welt abtreten. Wohl aber beging der römische Hof, unseres Erachtens, einen doppelten Fehler: erstens legte er wiederum den höchsten Nachdruck auf die anbrüchige Lehre vom Ablasse, gab auch für andere Behauptungen

weder Gründe, noch Beweise, und that nicht den geringsten Schritt zur Abstellung irgend eines Missbrauchs. Zweytens übertrug man die Vollziehung der Bulle hauptsächlich an *Eck*, wodurch der Schein persönlicher Verfolgung entstand, und die Bischöfe beleidigt wurden. Daher war jener unzähligen Beleidigungen, Spottliedern u. s. w. ausgesetzt, und erhöhte das Uebel, statt es zu vertilgen."

Ueber Luthers Schrift „gegen die Bulle des Widerchrists" urtheilt Hr. *v. R.*: „Die Form derselben beweiset einerseits die heldenmüthige Kraft des Mannes; aber es mangelt andererseits die Geduld und christliche Milde, welche der Papst doch (nach seinem Verlangen) gegen ihn üben sollte." Freylich wohl, aber würde mit solcher christlichen Milde je eine Reformation geworden seyn, und war das Schwert des Geistes nicht die einzige Waffe, mit der er den gegen die Missbräuche so zähen Papst bekämpfen konnte? — Uebrigens fand es, wie Hr. *v. R.* meint, der Papst wohl nicht „unter seiner Würde, sich mit einem Mönche, wie mit seines Gleichen, in weitläuftige Untersuchungen einzulassen, und ihm etwas *abzutreten*"; denn selbst auf den heftigen Brief Luthers an den Papst nach der Bannbulle antwortete derselbe noch, wie der Vf. nicht erwähnt, und nannte Luthern „seinen *lieben Sohn*", über dessen Bereitwilligkeit zum Widerruf er sich freue" — (ein Schreiben, das freylich Luther nicht zu Gesicht kam; hält es der Vf. für unächt, oder sind die gewöhnlichen Geschichtsdarstellungen falsch? —); und sollte wohl ganz ohne des Papstes Vorwissen es geschehen seyn, dass seine Emissarien Geld für Widerruf und Schweigen boten, aber bald freylich zu der Ansicht kamen, „dass die deutsche Bestie nicht auf Geld und Ehre sieht"? — Bey dem Leichtsinne Leos und der Verderbtheit der italiänischen Geistlichkeit sind unwürdige Massregeln wohl nicht auffallend!

Die Verbrennung der Bannbulle sieht Hr. *v. R.* weder als eine That des höchsten Heldenmuthes, noch als den wahren Anfang der Reformation und der ächten Freyheit, aber auch nicht als freche Empörung und als Ausbruch der gemeinsten Rachsucht an. Dass sie keine Folge einer augenblicklichen vorübergehenden Aufwallung war, beweist er aus einem Briefe Luthers an Spalatin I. 240 (in der *de Wette*schen Ausgabe), wonach schon am 10ten Julius 1520 Luther schreibt: „*exurant Mea, ego vicissim damnabo publiceque concremabo" etc.* Dennoch sieht der Vf. „*Leidenschaft*" in Luthers Verfahren. Rec. möchte lieber den *Hohn* sehen, welcher bey Luther ein Charakterzug war, und mit dem er dem „Antichrist" entgegen treten zu müssen meinte. — Da er nun einmal die päpstliche Macht nur für das Werk menschlicher Willkür hielt, und sein Gewissen ihn antrieb, derselben in Glaubenssachen nicht gehorsam zu seyn, bey anderer Ueberzeugung aus der heiligen Schrift: so war es nur consequent, wenn er die päpstlichen Schriften ebenso verdammte und verbrannte, wie „die päpstlichen Verführer" die evangelische Lehre in seinen Büchern verdammt und verbrannt hatten. (Nicht führt der Vf. an, dass Luthers Schriften auch in Rom verbrannt waren; oder ist die Angabe unächt? —) Das Urtheil des Hn. *v. R.* über diesen Act ist sehr merkwürdig, und enthält seine Grundansicht über die Reformation, welche sich in vieler Beziehung der bekämpften *Menzel*schen annähert; so dass wir es hier mittheilen, um dagegen unsere Ansicht auszusprechen. „Eben so wenig möchten wir den Anfangspunct der Reformation vom 31 Octbr. 1517 auf den 10 Decbr. 1520 verlegen; denn damals war von Verbesserung eines unleugbar mangelhaften Verfahrens die Rede; diessmal schien der „*gewaltsame Umsturz*" Alles dessen bezweckt zu seyn, was seit Jahrhunderten für Recht und Gesetz galt. Freylich meinte Luther: seine Verdammung gelte nur dem Verdammungswürdigen im kirchlichen Rechte; allein Freunde, wie Feinde, deuteten das Verbrennen des Ganzen allgemeiner: diese wurden der Reformation, welche das billige Mass überschreite, doppelt abgeneigt, und jene gefielen sich in einer unbedingten Verwerfung alles geschichtlich Entstandenen und Dargebotenen. Die wahre Aufgabe wäre dahin gegangen, sich dem Trefflichen des früheren Kirchenrechts anzuschliessen, und ein System protestantischen Kirchenrechts zu entwickeln; statt dessen überwog nunmehr die Beziehung auf rein *weltliches* Recht, und blosse Juristen bekamen die Oberhand, bis selbst der Gedanke der Kirche in dem Begriffe des Staates verschwand, oder vielmehr, nach oberflächlicher Theorie, auch der kleinste Landesherr als Universalerbe und Inhaber aller und jeder Kirchenrechte dargestellt ward."

Wenn gleich diess Räsonnement die unmittelbare Lebensanschauung und Erfahrung für sich zu haben scheint, so möchten doch von dem philosophischen Standpuncte aus manche Einwendungen dagegen zu erheben seyn. — Wenn Luther viel und fast alles einriss, war es denn möglich, bey Erhaltung des rein protestantischen Princips, von dem hierarchisch römischen Wesen viel, namentlich aber das frühere Kirchenrecht, beyzubehalten, da es bekannt ist, wie sehr dasselbe selbst *über die Bibel* hinaus verehrt wurde? Und wenn diess kanonische Recht doch von den Juristen beybehalten wurde, und unaufhörliche Verwirrung in die neue Kirche brachte, war es Schuld Luthers, der nicht sogleich bauen, aber wohl hoffen konnte, dass sich die Kirche aus sich selbst heraus bilden werde? Und vom welthistorischen Standpuncte aus betrachtet, ist es denn nicht auch nöthig, dass einmal wieder ganz von Vorne angefangen werde? Hat nicht die Kirche immer die Tendenz zur Rückkehr zu der alten Einfachheit und Reinheit der apostolischen Kirche gehabt, und ist eine Reinheit und Geistigkeit der Kirche möglich, da, wo sie irdische Macht besitzt? Zeigt nicht die Geschichte der römischen Hierarchie deutlich genug, dass das ideelle Streben eines Innocenz III u. A., so grossartig es war, immer an der Realität scheiterte, und dass je grösser die irdische Macht der

Kirche, desto gewaltiger die Herrschaft des Erdgeistes über dieselbe war? — Ist es nicht ein viel höherer Standpunct, wenn Staat und Kirche eins sind, beide subsumirt unter der viel höheren Idee des „Reiches Gottes auf Erden“, als wenn Staat und Kirche in ewigem Kampfe sind? Muss nicht der Staat der Träger der Kirche und diese wiederum die Vermittlerin und Nährerin der geistigen Substantialität desselben seyn, so dass der Staat die äussere Gewalt der Kirche in sich aufnimmt und ausübt, und jene ihr geistiges Leben nur in dem unsichtbaren Herrn, d. h. Christus, nicht aber in einem irdischen Gebieter hat? — Und wenn der Landesherr jetzt auch die höchste bischöfliche Gewalt der Kirche hat, kann sich diess auf etwas Anderes als auf die ausübende und vollziehende Herrschaft des inneren geistigen kirchlichen Lebens beziehen, was nur in dem unsichtbaren Geiste wurzelt? — Wenn, wie man wohl mit Recht behauptet, das Princip des neueren Staatenlebens die Wissenschaft ist, kann sich diess Princip anders gestalten, als in unserem evangelischen Kirchenthum? — Können da noch Papst und kanonisches Recht und Decretalen eine Bedeutung haben? — Wenn aber Luther sich dem römischen Kirchenthum anschliessen, wenn er nicht ein neues selbstständiges und eigenthümliches Kirchenthum gründen wollte, wie hätte es denn überhaupt ausgesehen mit der Reformation? Lehrt nicht die Geschichte des *Tridentinum*, deren Beschlüsse über die *Lehre* der Vf. selbst *unklar* und *übereilt*, die über die Kirchenverbesserung aber *unbedeutend* nennt, sattsam, wie viel von einer vom Concil oder vom Papst ausgehenden Reformation zu erwarten sey? — Kann denn jemals der römische Stuhl ernst eine Reformation wollen, bey welcher er selbst in die grösste Gefahr seiner Existenz geriethe? Wie listig wussten alle Päpste eine Reformation zu hintertreiben, bey der sie zuerst bey sich und ihrem Hofe anfangen mussten! Und welchen Erfolg hatte denn der ehrliche Hadrian von Utrecht? Die Geschichte der auf Besserung dringenden Concile zeigt wohl hinlänglich, dass Luther so unrecht nicht hatte, wenn er den Papst den „*Antichrist*“ nannte, denn durch welche Zweydeutigkeiten, unbestimmte Hoffnungen, künstliche Zögerungen (wie der Vf. selbst anführt), wusste man die Foderungen des Zeitgeistes zu eludiren? — Sehr vermisst hat Rec., dass der Vf. über die Wirkungen und Erfolge der katholischen Reformationsversuche, z. B. über das *Tridentinum*, nicht die Zeugnisse der wahrheitliebenden Katholiken selbst anführt. Was soll man noch von einem ursprünglichen Anschliessen an die römische Kirche halten, wenn der eifrige Katholik *Ignatius Schmidt* selbst in seiner Geschichte der Deutschen (Bd. I. I. 23. N. G.) sagt: „Es seyen seit dem *Tridentinum* die gröbsten Missbräuche in künstliche Systeme und Sophistereyen gebracht, und wenn die Protestanten den Papst für den Antichrist erklärt hätten, so erklärten ihn die katholischen Theologen für eine Vice-Gottheit. — Vieles, worüber man noch kurz zuvor erröthet seyn würde, werde nun der gesunden Vernunft als ewige Wahrheit verkauft!“ — Nach Rec. Ansicht ist demnach jeder Vermittelungsversuch, der gern so manches aus der Hierarchie gerettet und erhalten gesehen hätte, in sich selbst unmöglich und unhistorisch; ja ein Verkennen der Foderungen des Weltgeistes scheint ihm das Beklagen über das Eingestürzte, das doch nun einmal, wenn der Grund nicht länger bestehen konnte, sich auch nicht halten durfte! — Darf denn die noch so junge protestantische Kirche mit ihrem geistigen Reiche und ihrem Princip der Wissenschaft nicht auch auf unendliche Fortbildung und Gestaltung des äusseren Kirchenthums, nicht auch auf eine festere irdische Grundlage, so weit sie derselben bedarf, und auf eine unendliche Fortbildung rechnen? — Es ist den bedeutendsten Historikern unserer Tage seit *Johann von Müller* eine gewisse Vorliebe für die grossartige imposante Erscheinung der Hierarchie des M. A. eigenthümlich; — sie können daher leicht zu einem Beklagen des Umsturzes derselben kommen (Hr. *v. R.* hat die Innocenze in seinen Hohenstauffen so vortrefflich dargestellt, dass wir dem sonst so unbefangenen Wahrheitsforscher gerne diese Vorliebe zu gute halten wollen —); sie können, wie z. B. Hr. *Menzel*, sich in das Princip der Reformation gar nicht hineinfinden; aber unterliegt nicht auch das Allergrossartigste der Geschichte einem Wechsel und einem Fortschreiten und Andersgestalten des Weltgeistes, und war nicht die Zeit der Hierarchie bis auf Luthers Tage vorüber? — Hätte sich je die protestantische Kirche anders als im völligen Gegensatze und Kampfe mit der römischen bilden können, und war daher ein vollständiges und bestimmtes Losreissen nicht nothwendig? So können wir denn es nur preisen, dass der Glaubensheros Luther, welcher der krankenden Menschheit wieder aufhalf, sich nicht scheute, den Antichrist zu verhöhnen, und nur den rechten Herrn über sich anerkennen wollte!

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
SEPTEMBER 1834.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts*, von *Friedr. von Raumer*. Erster und zweyter Band u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Gewiss wird Hr. *v. R.* auch nicht das grosse Missverhältniss in Abrede stellen wollen, in welchem die weltliche Macht zu der geistlichen stand, und dass daher eine Ausgleichung nothwendig war, wie ja besonders z. B. die Reformation in Schweden zeigte. Wenn nun des gewaltsamen Umsichgreifens der weltlichen Macht, wenn des Herrschens der Juristen zu viel wurde: so darf man nicht übersehen, dass Luther hieran am wenigsten Schuld war, als der allerdings bauen und erhalten wollte (vgl. Luther über den „*Kirchenkasten*," — Einrichtung der Consistorien; Luthers Entgegentreten der Einziehung des Naumburger Bisthums —); es war aber eine Rache und Strafe des Weltgeistes an der irdischen Richtung der geistlichen Macht. — Und müssen wir nicht auch heute noch Luthers Meinung beystimmen, „dass der römische Stuhl in Augenblicken der Noth viel verspreche, aber in günstigen Zeiten nichts halte?" — Scheint aber nicht die oben angeführte Ansicht des Vfs. selbst in Widerspruch mit dem weiter unten gegebenen schönen und milden Urtheil über Luther und sein Werk? — Diesem ächt evangelischen und historischen Urtheile fügt Rec. noch seinerseits die Hoffnung hinzu, dass einer geistigen Substanz, wie die evangelische Kirche es ist, es auch gelingen werde, sich eine äussere Gestaltung, soweit sie derselben bedarf, zu bereiten, und dass unsere Zeit schon auf dem Wege festerer Begründung des Kirchenthums fortschreiten werde, da sich offenbar wieder ein tieferer kirchlicher Sinn erzeugt, da Philosophie und Wissenschaft weit mehr als im vorigen Jahrhundert denselben nähren, und der Staat einsieht, wie hohl und haltungslos sein Gebäude ohne Kirche ist. Offenbar ist es eine Foderung und Erkenntniss der Zeit, dass auch in politischer Hinsicht die Kirche muss vertreten, und als eine für sich seyende, aus sich heraus gestaltende Macht muss anerkannt werden. Gewiss wird es auch dem grössten Landesherrn, vielweniger dem kleinsten als „Universalerben und Inhaber aller und jeder Kirchenrechte" nicht gelingen, die evangelische Kirche nach Willkür zu gestalten; sie hat in sich das mächtige, neuerdings recht anerkannte Princip des Protestantismus!

Das vierte Hauptstück handelt von *Carl V* und *Franz I*, oder von den *Staatsangelegenheiten des südlichen Europa vom Vertrage zu Noyon bis zum Frieden von Cambray* (1516—1529). Die verwickelten Verhältnisse dieser Zeit werden wieder mit grosser Klarheit und gedrängt erzählt, und dabey das Kriegswesen, die Finanzen u. dgl. m. erläutert. Ganz müssen wir des Vfs. Ansicht über Franz I beytreten, den er so charakterisirt: „Sein Erzieher legte den Leibes- und Ritter-Uebungen viel Gewicht bey, stellte jedoch Künste und Wissenschaften zugleich in ihrem verdienten Glanze als Gegenstände des Strebens und des Schutzes dar, und wusste das bewegliche Gemüth seines Zöglings für Ehre und Ruhm zu stimmen. Leider aber fand seine Ruhmbegierde nie das ächte Mass oder die gehörige Richtung; wesshalb Ludwig XII (obgleich selbst in dieser Beziehung keinesweges tadellos) weissagend klagte: „dieser grosse Junge wird Alles verderben." Der Sieg von Marignano, die günstigen Verträge mit dem Papste und Carl V, abgeschlossen zu Bologna und Noyon, verbreiteten einen täuschenden Glanz und verstärkten immer mehr des Königs Eroberungslust, während das Innere vernachlässigt oder bald dieser, bald jener Plan mit einer Gewaltsamkeit durchgesetzt ward, wie sie Kaiser Carl V, selbst nach Besiegung der spanischen Rebellen, niemals übte." Im Allgemeinen muss Rec. ferner über Franzens Verhalten gegen Carl V sowie über den Madriter Vertrag der Ansicht des Vfs. beystimmen. Ueber manche Puncte hätte Rec. eine gründlichere Auskunft und Nachricht gewünscht; z. B. ob Franz I wirklich wegen der hohen Foderungen Carls freywillig auf den französischen Thron Verzicht gethan, ihn dem Dauphin eingeräumt, und ob seine Schwester diese Acte nach Frankreich gebracht, wo man sie indessen nicht angenommen habe. — Hr. *v. R.* giebt nur an, dass „Franz Anstalten getroffen, die Regierung niederzulegen, wahrscheinlich um hiedurch von dem Kaiser einen schleunigeren Abschluss zu erpressen." Auch ein Wort darüber hätten wir gewünscht, ob es wirklich ursprünglicher Plan Carls war, aus den Gütern des Herzogs von Bourbon und der abgetretenen Provence und Dauphinée ein unabhängiges Königreich zu bilden. — Aus Urkunden übrigens zeigt hier der Vf., dass an demselben Tage, da Franz den Vertrag vollzog und beschwor, er vor seinen eigenen Dienern

eine feyerliche Erklärung ablegte, daſs er *nichts* erfüllen wolle, da *Alles* erzwungen ſey. Die Diener beſchwuren die Geheimhaltung und vollzogen dennoch mit dem Könige den Vertrag. Hr. *v. R.* zeigt ſodann, daſs Carls Foderungen keinesweges übertrieben geweſen, daſs er bereits auſser Burgund Alles, was Franz abtrat, beſeſſen habe, und dieſer nicht im Stande geweſen ſey, es ihm abzunehmen, die Foderung auf Burgund aber um ſo weniger unnatürlich und übertrieben erſcheine, wenn man bedenke, wie zweifelhaft die Anſprüche der Franzoſen auf dieſs Land waren. — Wie ſehr Franz gegen König Johann an Wahrhaftigkeit und Treue zurückſtehe, zeigt die liſtige und meineidige Umgehung ſeines Wortes, welche er trotz ſeiner Ritterlichkeit durch Kniffe und Schliche einzuleiten wuſste. — Wir hätten hier gerne Zeugniſſe von Zeitgenoſſen, welche ſonſt der Vf. ſo reichhaltig anführt, vernommen, welches das Urtheil Europas über Carls Foderungen und über Franzens Betragen geweſen, und ob wirklich, wie man hie und da lieſt, eine allgemeine Indignation über Carls Behandlung ſeines Gefangenen geweſen ſey. — Bey der Bildung der heiligen Ligue wünſchte Rec. die Mitwirkung Heinrichs VIII und Wolſeys in helleres Licht geſetzt, und aus dem Charakter dieſer Männer entwickelt. Bekanntlich hatte Heinrich ſich gerühmt, er wolle die Wage nicht aus den Händen laſſen; und ſchon vorher hatte er gewünſcht, der Retter Franzens zu werden, und etwanige plötzliche Revolutionen im politiſchen Syſtem gefürchtet. Wolſey aber war getäuſcht in zwey Conclaven in ſeinen Hoffnungen auf den päpſtichen Stuhl und wollte ſich nun rächen. — Ueber den Zweykampf, der zwiſchen Franz und Carl Statt finden ſollte, erzählt der Vf., daſs Carl zuerſt in ſeiner Beantwortung der Kriegserklärung Heinrichs und Franzens mündlich an das gebrochene Verſprechen erinnert, wonach Franz ſchlecht und niedrig gehandelt habe. „Dieſs ſey Carl bereit, perſönlich gegen Franz zu behaupten. Franz gab hierauf dem Kaiſer die Lüge zurück und foderte ihn zum Zweykampf heraus. Beide Theile haben ihre perſönliche Tapferkeit anderwärts mehrere Male bewieſen, der Zweykampf kam indeſſen nach den weitläuftigſten Verhandlungen nicht zu Stande, weil ungeachtet der Vorurtheile jener Zeit das Verkehrte und Zweckloſe zu ſehr in die Augen ſprang. Alles zu Allem gerechnet erſcheinen jedoch die Ausreden, Zögerungen und Winkelzüge Franzens ungeſchickter, als die des Kaiſers.“ — Man wird nach ſeiner Darſtellung den Vf. nicht der Parteylichkeit beſchuldigen können, wenn er endlich über den ritterlichen glänzenden Franz folgendes Urtheil fällt, als Carl 1530 endlich zum Kaiſer und König von Italien gekrönt wurde, und von Franz nicht mehr die Rede war. „Man würde gröſsere Theilnahme für ihn empfinden, hätte er das Unglück nicht gutentheils ſelbſt herbeygeführt und es mit gröſserem Sinn ertragen. Wenn nämlich ſein Benehmen nach dem Vertrage von Madrit ſchon harten Tadel verdient (ſollte aber nicht einiges Gewicht darauf zu legen ſeyn, was wir gerne berührt geſehen hätten; daſs die Stände von Frankreich erklärten, der König könne nicht eigenmächtig über die Domainen disponiren, und die Stände von Burgund ſich weigerten? —); was ſoll man dazu ſagen, daſs er jetzt nach dem Frieden von Cambray eine feierliche und doch geheime Urkunde vollzog, des Inhalts: da der Kaiſer ihm die zwey Millionen und die Entſagung auf Mailand, Genua u. ſ. w. abgepreſst habe, da die Verträge gegen alle Vernunft (*contre raison*) entworfen und abgefaſst wären; ſo — daure ſein Recht fort und der Kaiſer habe mit Unrecht die zu einem allgemeinen Frieden und zu einem mächtigen Kriege gegen die Türken führende Herausgabe jener Länder verweigert! — (Aber ſind ähnliche geheime Proteſtationen und Reſervationen nicht häufig in der Geſchichte der neueren Politik, und könnte, wenn auch nicht Rechtfertigung, doch einige Entſchuldigung Franz nicht in dem Geiſte jener damals zuerſt recht aufkommenden, trügeriſchen und ränkeſüchtigen, aus Italien ſtammenden Politik finden? —) Wenn ſich Franz, — ſo fährt der Vf. fort — zu dieſem unwürdigen, Treue und Glauben ganz aufhebenden Verfahren (wie einige Schriftſteller vermuthen) durch ſeinen ſchlechten Kanzler Düprat verführen lieſs, ſo nahm er ſchwach und unköniglich nur an deſſen Schlechtigkeit Theil, und veranlaſst das Urtheil: ſein ſo oft gerühmter ritterlicher Sinn habe nur in der leicht zur Unſittlichkeit führenden oberflächlichen Galanterie beſtanden; während ihm die tiefere Bedeutung des Ritterthums, die Pflicht der Treue, Wahrhaftigkeit und des durch kein Unglück gebeugten Edelmuthes völlig fremd geblieben oder in Leichtſinn, Leidenſchaften und Lüſten ſchnell entſchwunden ſey. An Feſtigkeit, Beſonnenheit, Mäſsigung und Klugheit ſtand ihm Carl V voran, und ſelbſt ſeine Maſsregeln gegen die Mauren, welche wir ſehr tadeln müſſen, wurden damals von Franz gebilligt und dem Kaiſer von den meiſten zum Ruhme angerechnet.“

Das 5te Hauptſtück handelt *von Deutſchland und der Reformation, vom Reichstage zu Worms bis zum Nürnberger Religionsfrieden,* 1521 — 1532, und beginnt mit Luther. Seine Entführung nach der Wartburg, ſein Leben daſelbſt ſind wahrſcheinlich wegen Mangels an Raum nur mit einem Worte erwähnt, nicht erzählt, was man dennoch ungern vermiſst, weil man von dieſem Heros auch in einer allgemeinen Geſchichte ſich ungern etwas abdingen läſst; wogegen der Vf. andere ſelbſt in die Dogmatik einſchlagende Materien, wie den bekannten Streit Luthers und Erasmus über den freyen Willen, ſehr ausführlich behandelt, indem er von den Schriften beider den Ideengang angiebt. — Wie früher uns wohl ſchon der Wunſch bey den Schriften des Hn. *v. R.* rege geworden iſt, derſelbe möge unter dem Anführen und Abwägen der Meinungen für und gegen eine Sache ſeine eigene Meinung unumwundener und beſtimmter ausſprechen: ſo ſind auch hier manche Puncte, über welche wir das Urtheil des Vfs. gerne

gelesen hätten. So z. B. wo er erzählt, Luther habe, wie früher der monarchischen Verfassung der Kirche, nun auch der *aristokratischen* den Krieg erklärt, und zwar aus Gründen, welche nicht einmal alle Freunde Luthers gebilligt hätten. Denn viele hätten geglaubt, das Untergraben bischöflichen Ansehens und bischöflicher Aufsicht erhöhe nur die Verwirrung u. s. w.; Luther hingegen sey, unbekümmert um solcherley Einreden, auf eine Weise vorwärts gegangen, welche keine Grenze der Umgestaltung habe absehen lassen; er habe zur Aufhebung des deutschen Ordens und der Steuerfreyheit aller Geistlichen gerathen, Nonnen aus den Klöstern geholfen, und geäussert, wenn sich aus dem Guten arge Folgen entwickelten, werde Gott schon die Heilmittel finden lassen. — Gern hörte man hier von dem Vf., was denn nun eigentlich Luther thun sollte, und was ausser etwa seiner Heftigkeit in seiner Handlungsweise fehlerhaft war; gern würde man des Hn. *v. R.* historische Ansichten über die Beybehaltung einer Kirchenverfassung mit aristokratischem Element vernehmen. (Denn der Ausdruck, Luther sey vorwärts gegangen, ohne dass eine Grenze der Umgestaltung abzusehen gewesen, enthält doch wohl einen Tadel seines *Revolutionirens?* —) Rec. kann sich kein Beybehalten der römisch-bischöflich-aristokratischen Verfassung mit den Grundlehren der Reformation übereinstimmend denken, zumal einer geistlichen Aristokratie in ihrer damaligen Verderbtheit mit der Kette aller Abstufungen und Gliederungen der Priesterschaft, welche ohne consequent durchgeführte Hierarchie doch nicht bestehen konnte, und daher dieser immer treu anhänglich bleiben musste. Die Stimmung der Bischöfe für Reformation möchte wohl daraus abzunehmen seyn; als Herzog Georg von Sachsen eine Reformation besonders ihres Aufwandes und Reichthums vornehmen wollte, meinten sie, diese sey fast noch ärger, als die Lutherische. — Etwas Anderes ist es mit der in England und Schweden beybehaltenen Episcopalverfassung, welche nach Durcharbeitung der Reformation erst sich von Neuem wieder bildete. Auf ein solches Bilden neuer Lebenselemente konnte aber Luther auch rechnen, wenn nur erst Raum geschafft, und der ganze Coloss umgestürzt war. — So gut, wie er den Cölibat aufhob und die Klöster und Orden, musste er auch den damaligen Episcopat erst stürzen! — Sollte nicht in den Worten Luthers, welche der Vf. da, wo er von Melanchthon handelt, anführt, die eigentliche Aufgabe, wie er sie erkannte, und wie sie von der Weltgeschichte ihm vorgezeichnet war, angedeutet seyn? „Melanchthon fähret säuberlich und stille daher, *bauet und pflanzet, säet und begeusst* mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muss die *Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter*, der *Bahn brechen* und zurichten muss." — Uebrigens darf hier wohl nicht geltend gemacht werden, dass ja die Augsb. Confession und die Schmalkalder Artikel (welche der Vf. auszugsweise mittheilt, und so auch dem Dogma sein gebührendes Recht in der Weltgeschichte einräumt —), die Bischöfe keineswegs abgeschafft, sondern nur die Gewalt, die sie aus menschlichem, nicht aus göttlichem Recht hatten, eingeschränkt wissen und keine Menschensatzungen wider das Evangelium von ihnen dulden wollten. — An manchen Stellen möchte das Urtheil des Vfs. eifrigen Protestanten fast zu milde gegen die Katholiken erscheinen. Nachdem er die Gegensätze in der Augsb. Confession herausgestellt hat, spricht er sich so aus: „Zuletzt drängt sich uns immer die Ueberzeugung auf: dass der Gegensatz, auf welchen beide Theile so viel Nachdruck legten, allerdings wissenschaftliche und praktische Bedeutung hat, auch nie ganz zu vertilgen ist; aber in dem durch die Zeitverhältnisse hervorgetriebenen Eifer thaten sich eigentlich beide Parteyen Unrecht, und hätten sich, wo nicht ganz versöhnen, doch besser vertheidigen können. Denn die Katholiken behaupten ja nirgends, dass man *für* das Verdienst der Werke, *ohne* Erlösung und Gnade selig werde. Nur stellten sie die Werke als wichtiger dar; vielleicht um der noch unbegreiflicheren Lehre von der Gnadenwahl oder anderen unsittlichen Missdeutungen zu entgehen. Beide Parteyen glaubten an Christi Verdienst, und verlangten einen gottseligen Wandel; und lag nicht das ächte Christenthum mehr in diesem Mittelpuncte, als in dem Aeussersten und in den übertriebenen Formeln, welche man allmälich immer feindlicher einander gegenüber stellte?" Es ist hier nicht der Ort, zu beweisen, dass die protestantische Lehre von den Werken die eigentlich schriftgemässe sey, indem die h. Schrift überall die Gesinnung (die eigentliche πίστις) voraussetzt und postulirt, wo sie von den Werken spricht; aber nothwendig scheint der strenge Gegensatz der evangelischen Dogmatik gegen die katholische, wenn man erwägt, dass die Lehre „von den Werken" ein sehr wichtiges Glied in der Kette des hierarchischen Systems war, indem sie nicht bloss zur äusseren Werkheiligkeit, sondern auch zum blinden Gehorsam gegen die Kirche führte. Consequent und von der römischen Kirche nie aufzugeben wird immer jene Lehre den Gläubigen einschärfen, dass sie alles Heil von den Vorstehern der Kirche und von den Heiligen, den Schutzherrn derselben, zu erwarten haben, deren *opera supererogationis* ja den Katholiken, welche die Vorschriften der Kirche beobachten, zu gute kommen. Es scheint demnach nicht sowohl wegen ihrer dogmatischen Fassung, als wegen der daran geknüpften Folgerungen, die katholische Lehre von den Werken ein Hauptstützpunct der katholischen Kirche zu seyn, und daher musste der Gegensatz so streng und scharf festgehalten werden. Besteht nicht der Gegensatz des Juden- und des Christenthums unter anderen auch in einer ähnlichen Lehre? Denn die Sclaverey des Gesetzes hat in ihrer Wirkung viel Aehnlichkeit mit der katholischen Werkheiligkeit. Minder gerechtfertigt vor dem ruhigen historischen Blick, als seine Festigkeit in Behauptung seiner Ansichten gegen die Katholiken, möchte Luthers Härte und Unversöhnlichkeit gegen

Zwingli erscheinen, und möchte eine, wenn gleich traurige Einsicht geben, wie sehr der grossartige Luther gegen den edlen Zwingli, der ihn öffentlich in Marburg mit weinenden Augen bat, ihn und seine Anhänger als seine Brüder in Christo zu erkennen, sich verhärten, und wie auch grossartige Naturen der menschlichen Schwäche nicht entgehen können.

Hätte es dem Vf. gefallen, noch mehr die inneren Staatsverhältnisse zu berücksichtigen, und reichhaltigere Entwickelungen über die Verhältnisse z. B. des deutschen Reichs, der Stände u. dgl. m. zu geben: so würde für den Geschichtsfreund die Befriedigung, welche er aus seinem Werke schöpft, noch grösser seyn. So hätten wir namentlich bey Erwähnung des *Bauernkrieges* ein tieferes Eingehen auf die Lage und das Verhältniss der Bauern zum Adel gewünscht. Warum waren nur in Schwaben, Franken, Lothringen, Pfalz u. s. w. die Aufstände der Bauern so allgemein und furchtbar, warum nicht auch in Baiern oder in den diesseit der Elbe gelegenen ursprünglich slavischen Ländern? — Ein Wort wäre wohl hier zu sagen gewesen über das in diesen Ländern verschiedene Verhältniss der Bauern, theils in politischer, theils in religiöser Hinsicht. Interessant wäre ein weiteres Verfolgen einer schon von *Seckendorf* gemachten Bemerkung gewesen, dass die Empörung da am fürchterlichsten war, wo man eine Glaubensbesserung versagt hatte. — Ebenso würde eine Beschreibung des damaligen üppigen Adelslebens, was natürlich so verderblich auf die Bauern wirkte, so wie des Fehdewesens willkommen gewesen seyn, das wegen der veränderten Kriegführung so viel kostbarer geworden, und in manchen Gegenden doch noch eben so häufig geblieben war. Sehr gut bemerkt *K. L. v. Woltmann* (Gesch. d. Reformation I. S. 85), dass die ganze Verwaltung des Staates verwickelter, die Vortheile aber, welche damit zusammenhingen, dem Bauer bey Weitem nicht so fühlbar, als der damit verbundene Nachtheil geworden seyen. Hätte hier der Vf. in wenigen Grundzügen nach *Eichhorn, Hüllmann* u. A. den rechtlichen und politischen Zustand der Bauern angeben wollen, wäre er auch etwas auf ihr früheres Streben und auf jene unter dem Namen des „Bundschuh" des „armen Konrad zu Bühl" u. s. w. bekannten Bündnisse und Aufstände der Bauern eingegangen: so würde dadurch Luthers und der Reformation Verhältniss zu ihnen klarer in die Augen getreten seyn. — Aus des Vfs. Darstellung kann fast ein Schatten auf Luther fallen, da er besonders nur hervorhebt, wie sehr die Reformatoren bemüht gewesen seyen, dass „selbst der grösste weltliche Druck nicht angetastet werden sollte;" — es wäre daher auch mehr hervorzuheben gewesen, welche Wahrheiten andererseits Luther den Fürsten und dem Adel sagte. Gewiss wird man nicht mit Herrn *Menzel* Luther für „einen Mann der Fürsten" halten, der er aus einem „Mann des Volks" geworden sey, wenn man liest: dass er etliche der Artikel der Bauern für so recht und billig erklärte, „dass sie den Fürsten mögen vor Gott und Welt den Glimpf nehmen," dass er den Fürsten und Herren sagt: „wir mögen niemand auf Erden danken, solches Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren u. s. w. Ich hab es euch zuvor vielmal verkündigt, ihr sollt euch hüten vor dem Spruch Ps. 107. 40, er schüttet Verachtung auf die Fürsten. Ihr ringet darnach und wollet auf den Kopf geschlagen seyn, da hilft kein Warnen und Ermahnen für u. s. w. Denn das sollt Ihr wissen, liebe Herrn, Gott schafft's ab, dass man nicht kann, noch will, noch soll eure *Wütherey* die Länge dulden u. s. w. Ihr sollt das *Toben* und *störrige Tyranney* lassen und an den Bauern mit Vernunft handeln" u. s. w. (vgl. *Marheineke* II. 115). Wenn übrigens noch andere Ursachen des Bauernkrieges zu erwähnen waren, als die schon angeführten, so möchte auch das grössere Selbstgefühl, welches die verabschiedeten und zurückgegebenen Landsknechte den Unterdrückten mittheilten, so wie die Begünstigung der Bauern durch die Reichsstädte, in Anschlag zu bringen seyn (vgl *Bötticher* Gesch. von Sachsen). Ebenso würde Rec. mit *Rommel* (Gesch. Philipps des Grossen II. 72) als das Ziel des Bauernkrieges „die Vernichtung der fürstlichen Territorialmacht und die Erhebung des kaiserlichen Ansehens" (Eid: *einen* Herrn und keinen anderen zu haben, der vielen Quäler los zu seyn —) bestimmen. Auch hätte wohl hier die Bemerkung hergehört, dass schon früher, z. B. im Bundschuh, sich eine Richtung gegen die Kirchengüter kund gethan habe; „was ist denn nur vor ein Wesen, man kann vor Mönchen und Pfaffen nicht genesen," war damals die Losung.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Hanau*, b. Edler: *Kornblumen*. Gesammelte Novellen, von *H. G. Zehner*. 1834. 8. 1stes Bdchen. *Benoni und Leila. Welly. Der Novemberabend. Walhinda*. 283 S. 2ter Bd. *Der Engel v. Goa. Feizi*. X u. 252 S. (2 Thlr.)

Mit Ausnahme des *Novemberabends*, bey dem es ungewiss bleibt, was Traum, was Wirklichkeit daran ist, gleichen sich sämmtliche sehr wohl geschriebene Erzählungen darin, dass die Leute wegen der Religion, wegen politischer Meinungen oder aus selbstsüchtigen Trieben unsägliche Drangsale unter Türken, Heiden, in der alten und neuen Welt auszuhalten haben, viel Abentheuerliches erleben, dann und wann darüber vernünfteln, und endlich den Schmerz zur schönen menschlichen Freude gewandelt sehen.

V.r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

AUGUST 1834.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts*, von *Friedr. von Raumer*. Erster und zweyter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das sechste Hauptstück handelt von *Deutschland, von Carl V und Franz I, vom Nürnberger Religionsfrieden bis zum Frieden von Crespy* (1532—1544). Wie sehr bestätigt sich durch die hier gegebene Darstellung die Ansicht des Vfs. über den falschen Franz, der bald den Türken, bald den Protestanten die Hand reichte, seinen Oheim den Herzog von Savoyen überfiel, die billigen Anerbietungen Carls ausschlug, und überall nur seine „kalte berechnende, gemüthlose Politik" ausübte! Wie grofsartig erscheint dagegen Carls vor dem Papste gegebene Erklärung: „einen Zweykampf unter der Bedingung einzugehen, dafs der Unterliegende für die Kirchenversammlung, Ausrottung der Ketzerey, und Besiegung der Türken wirke, und entweder Burgund oder Mailand räume!" — An die Geschichte der Staatsangelegenheiten schliesst der Vf. sodann die Geschichte der religiösen Entwickelung an. Es ist gewifs sehr schwer, einen so mannichfaltigen, vielseitigen Stoff zu ordnen, und wir sind weit entfernt, bey einem solchen Werke kleinlich mäkeln zu wollen; dennoch müssen wir es offen aussprechen, dafs wir diese oft bunte Mannichfaltigkeit etwas mehr unter fortlaufende Entwickelungen vertheilt wünschten, wenigstens können wir uns nicht eines gewissen störenden Eindrucks bemeistern, wenn wir plötzlich von dem Waffenstillstande zu Nizza auf die religiösen Parteyen der Schweiz durch den Vf. übergeführt werden mit einem blossen: „Es ist nothwendig, jetzt nachzuholen." — In dem weiteren Verfolge der Erzählung theilt der Vf. interessante, bisher unbekannte Thatsachen über die „Wiedertäufer" aus seinen Briefen zur Erläut. der Geschichte mit. Mit groser Kunst weifs er den Leser immer in die Mitte der Begebenheiten zu führen, und besonders die verschiedenen Unterhandlungen eben so kurz als bündig zusammenzufassen.

Diefs geschieht namentlich in der Darstellung der Kirchenversammlung zu Trident, von welcher der Vf. handelt im 7ten Hauptstück, welches die weitere Geschichte vom *Frieden zu Crespy* bis zum Tode Carls V (1558) und *zum Frieden von Chateau-Cambresis* (1559) umfafst. Hieher gehörig wäre die Erwähnung einer Bulle Pauls III gewesen, deren Auffindung in Neapel und Bekanntmachung erst der neueren Zeit vorbehalten gewesen (vgl. *Bulla Reformationis Pauli Papae III ad historiam concilii Tridentini pertinens* illustr. *Clausen*. Kopenhagen 830). Hieraus geht hervor, dafs dem Papste und seiner Partey der reformatorische Eifer der Synode, besonders der spanischen Bischöfe, viel zu heftig wurde, dafs er alles that, ihren Eifer abzukühlen, ohne den Schein der gänzlichen Hinderung einer Reformation zu gewinnen, und daher seinem Legaten eine Bulle zusandte, wonach „er das lästige Geschäft der Reformation allein übernehmen wollte." Da aber die Legaten ihm antworteten, es sey nicht möglich, sich der Synode zu entziehen, und ihm riethen, er möge sich in der Reformation mit der Synode theilen, so wurde die Bulle gar nicht publicirt. Diese geheime Geschichte des *Tridentinum* bewies am besten die Geneigtheit Roms für eine Reformation. Bey der Darstellung des Interim vermifst Rec. einige wesentliche Momente hervorgehoben, dafs nämlich der Tractat nicht meist, sondern in allen Artikeln dem System der römischen Kirche gemäfs war, und dafs nur die sanften und glatten Worte, die in den Ausdrücken der Schrift abgefafsten zweydeutigen Erklärungen die Protestanten einschläfern sollten, dafs ferner nur die List des Erzbischofs von Mainz die Annahme des Interim auf dem Augsb. Reichstage bewirkte, und dafs Priesterehe und Abendmahl eben nur *ad interim* bis auf ein Concil „aus Gefälligkeit gegen die Blödigkeit der Landsleute" zugestanden, so wie die Säcularisation des Kirchengutes stillschweigend zugelassen wurde. Auch noch in etwas zu mildem Lichte erscheint Carls V Verfahren zur Durchsetzung des Interim; der Vf. sagt: „Wo der Kaiser die Oberhand bekam, blieb man nicht bey Worten stehen, sondern jagte die widersprechenden Geistlichen von Amt und Brot, oder sperrte sie auch wohl ein, bis sie sich nachgiebiger zeigten und Busse zahlten. In Ulm, Augsburg u. s. w. ernannte Carl aus eigener Macht andere Magisträte u. s. w. Wenn Carl hier (wie er später selbst einsah) zu *rasch*, und mancher andere noch übereilter verfuhr" u. s. w. Etwas mehr als zu rasch aber war wohl Carls Verfahren. Schien es nicht mit Recht den Protestanten gewaltsam und tyrannisch und auf völlige Abschaffung des Protestantismus berechnet, wenn er in Augsburg und Ulm die katholische Liturgie in Gegenwart spanischer Soldaten wieder einführte, und den sich dagegen sträubenden Ma-

gistrat absetzte, wenn er den Augsb. Dom mit vielen Ceremonieen von der protestantischen Besudelung reinigen liefs, wenn er die Prediger gegen das Interim aus Ulm in Ketten mit sich führte u. s. w.? — Die Bemerkung *Llorente's*, Carl habe zuerst Achtung vor Luthers Geist empfunden, späterhin aber habe sich dieselbe in Abscheu verwandelt, möchte doch wohl richtig seyn; denn offenbar war er gegen Ende seines Lebens voll Finsterkeit und Unmuth, demnach auch wohl voll Härte. — Wir wünschten, dafs der Vf. etwas tiefer in die Charakteristik Carls V, den er sonst mit sichtbarer Liebe behandelt, eingegangen wäre. So hätten wir gern die Behauptung der Schriftsteller beleuchtet gesehen, welche meinen, Carl V habe nur mäfsige, aber zur grofsen Reife entwickelte Talente gehabt, er sey dafür frey gewesen von den Fehlern des Genies, von Uebereilung und zu kühner Ausdehnung seiner Plane, welche er mit Schnelligkeit und Festigkeit auszuführen verstanden; oder Carl V habe oft mit List gehandelt, und sey ein Meister in der Verstellung gewesen. — Eben so hätten wir des Vfs. Ansicht gern über die Meinung vernommen, dafs Carl V blofs einen *politischen* Hafs gegen die Reformation gehabt habe, und dafs die ganze Geschichte seiner Regierung in Deutschland sich um die Ausführung seines Entwurfs drehe, durch Unterdrückung der Oppositionspartey das kaiserliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Nach Rec. Meinung lebte in Carl V noch die Idee des alten Kaiserthums; besonders nach der Schlacht bey Pavia ging ihm die Herrlichkeit desselben von Neuem auf; — offenbar besafs er eine grofsartige kosmopolitische Weltanschauung, welche vielfach selbst in anscheinenden Launen und kleinen Zügen hervortritt. Man möchte wohl nicht eher ein genaues und treffendes Bild von diesem grofsartigen Charakter gewinnen, als wenn man eine Mischung spanischer Hoheit, deutscher Milde, niederländischer Thätigkeit in ihm erkennt. In seinen letzten Lebensjahren waltete aber der Hang seiner Mutter zur düsteren Schwermuth in ihm vor. Als Gegenstück zu der vom Vf. gegebenen, oben mitgetheilten Charakteristik Franz I setzen wir auch Herrn *v. Rs.* am Schlufs des ersten Bandes mitgetheilte Schilderung Carls V hieher. — „Die Geschichte seines Lebens reicht hin zu seiner Beurtheilung (allerdings; aber dennoch wünscht der Leser am Schlusse von einem geistvollen Historiker alle Radien gleichsam in einen Brennpunct vereinigt, und wünscht eine recht psychologische Erklärung der Thaten eines grofsen Mannes —); doch sey es erlaubt, noch einzelne Bemerkungen und Zeugnisse hier anzuhängen. Carl war mittlerer Gröfse, hatte feste und starke Glieder, gute Verhältnisse, blondes Haar und sah wohl aus, nur dafs die Lippen etwas geöffnet erschienen, und das Kinn etwas vorstand. Seit dem 30sten Jahre trafen ihn Anfälle von Gicht, seit dem 50sten, wo er die Zähne verlor, afs er nicht mehr öffentlich, sondern meist ohne Zuschauer. Sehr richtig sagt Sandoval: Ernst und Würde waren ihm so natürlich, als Mäfsigung und Höflichkeit, und nie übte er in dieser Beziehung äufserliche Kunst oder Ziererey; und Petrus Martyr, der ihn genau kannte, fügte hinzu: er hafste Lügen, Schmeicheley und Unmäfsigkeit jeder Art. Vera rühmt sein grofses Gedächtnifs, und nennt ihn Freund der Wissenschaften, Musik und Malerey; der Cardinal Contareno bezeugt, dafs ihn noch in späteren Zeiten Mathematik und Erdkunde beschäftigten. Obwohl sonst nicht verschwenderisch, erfreuten sich Gelehrte, Dichter und Künstler reichlicher Belohnungen“ u. s. w.

In dem *zweyten Bande* stellt Hr. *v. R.* den *Norden*, *Frankreich* und *England* als drey grofse, meist für sich abgeschlossene und eigenthümliche Gemälde hin. Auch hier hat der fleifsige und unermüdliche Vf. sich aus den besten Quellen unterrichtet; die meiste Mühe und Anstrengung kostete jedoch das Studium der zahlreichen Werke und Streitschriften über die Geschichte der Elisabeth und Marie Stuart. Mit Recht sagt er in der Vorrede, dafs hier jeder Schritt streitig gemacht und das Entgegengesetzte als unleugbare Wahrheit verkündet werde, ja dafs es Vielen für ein Recht und eine Pflicht gelte, geradehin parteyisch zu seyn. In dieser inhaltreichen Vorrede stellt er den wahren historischen Standpunct zur Beurtheilung bedeutender Charaktere auf, und schliefst mit den trefflichen Worten: 1) des Geschichtschreibers heilige Pflicht gebietet, jede Ansicht, jede Richtung, jedes System in Hinsicht auf Staat, Kirche, Verfassung u. s. w. unverkürzt und mit aller Kraft der Gründe darzustellen und zu entwickeln; — unbekümmert, dafs er sich dadurch dem ungerechten und oberflächlichen Vorwurfe der Gewichtlosigkeit aussetze, oder den Ultras der entgegengesetzten Parteyen Gelegenheit giebt, Einzelnes aus seinen Schriften böswillig herauszugreifen, in ein falsches Licht zu stellen und seine Grundsätze (öffentlich oder insgeheim) bald als knechtisch, bald als anarchisch und rebellisch anzuklagen. Nur der Eitle und Feige läfst sich hiedurch in seiner Bahn irre machen; der Gewissenhafte hingegen wird mit erneuter Kraft und festerem Willen rücksichtslos die Wahrheit aussprechen, und in Gerechtigkeit, Mäfsigung, Duldung und Liebe die ewigen Grundlagen und Stützen der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft erkennen.“ In der That Hr. *v. R.* hat in der neuesten Zeit hinlänglich bewiesen, dafs er wohl Recht so zu sprechen habe. Ungeirrt durch hinterlistige Einflüsterungen, Verdrehungen, Verleumdungen ist er seinen geraden Weg muthig und rücksichtslos, sich auf das gute Recht der Wissenschaft stützend, fortgegangen. Die Geschichte mufs doch am Ende sich geltend machen, und dringt ohne unser Dazuthun mit ihrer gewaltigen Stimme immer durch alles Geklätsch und Geschwätze hindurch. Hr. *v. R.* wird sich gewifs auch nicht irren lassen durch so hohle aufgeblasene und sinnlose Foderungen, welche bereits von Seiten derer, die auch die Geschichte nach gewissen Formeln construiren möchten, an das vorliegende Werk gethan sind, „dafs nämlich die Geschichte streben müsse, eine Wissenschaft zu werden, und dafs sie end-

lich aufhören müſſe, eine Dienerin von Politik, von Moral und Pſychologie zu ſeyn, daſs ſich die Geſchichte emancipiren, ſich vom einzelnen Factum zu deſſen allgemeiner Quelle erheben müſſe" u. ſ. w. u. ſ. w.

Gleich im erſten Abſchnitt dieſes Bandes zeigt ſich beſonders in der Darſtellung der Regierung Heinrich VIII und des vielverſchlungenen Treibens dieſes Herrſchers, wie ſehr Hr. *v. R.* in das Innere, in die Mitte der Begebenheiten einzuführen weiſs. Man leſe z. B. die ſo kurz als bündig dargeſtellten Verhandlungen über Heinrichs Scheidungsproceſs, ſein Verhältniſs zu Wolſey, zur Reformation und engliſchen Kirche, zum Parlament und zur Convocation, ſo wie endlich die Heirathsgeſchichten dieſes neuen Blaubarts; überall tritt ſcharfe Hervorhebung der charakteriſtiſchen Züge und bezeichneten Thatſachen, überall klare und bündige Entwickelung der complicirteren Verhältniſſe durch ein eben ſo unbefangenes, als geſundes Urtheil motivirt hervor, und läſst einen befriedigenden Blick in die Zeit und das Treiben jenes Tyrannen thun, deſſen willkürliches und gewaltſames Schalten mit den Kirchengütern (einem Weibe ſchenkte er für einen Pudding ein Kloſter) Hr. *v. R.* ſehr gut dem Verfahren der proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland gegenüberſtellt. Mit Recht weicht er auch oft von *Lingard* ab, beſonders wo dieſer ſonſt ſo ſchätzbare Geſchichtſchreiber in einſeitigem Parteyeifer die Greuel der Religionsverfolgungen, durch Heinrich VIII und Maria veranlaſst, in Zweifel zieht oder mildern und verkleinern will.

Das zweyte Hauptſtück handelt von *Schweden, Dänemark* und *Norwegen bis auf den Tod Chriſtians III* (1559) *und Guſtav I* 1560. Bündig und bey aller Kürze reichhaltig! Mehr wünſchte jedoch Rec. hervorgehoben, daſs die Reformation im Gegenſatz der deutſchen faſt lediglich das Werk Guſtav Waſas war; eine Schilderung des ſchwediſchen Kirchenweſens vor ihm und der Stimmung des Volks gegen die Lutheriſche Ketzerey wäre hier an ihrer Stelle geweſen. Welche zum Theil naiven Mittel wandte Guſtav an, um die Bauern gegen die lateiniſche Meſſe und die Mönche einzunehmen! Vergl. Leben Guſtav Waſas von *A. Fryxell* aus dem Schwediſchen von Dr. *v. Ekendahl*, Neuſtadt a. O. 1831. S. 93. Ganz richtig möchte auch wohl der Ausgang des Erzbiſchofes Johannes Magnus nicht erzählt ſeyn. Nach Hn. *v. R.* übernahm derſelbe 1526 den ſcheinbar ehrenvollen Auftrag, für den König um eine Tochter Siegmunds von Polen zu werben, kehrte aber nicht wieder. *Fryxell* a. a. O. S. 96 erzählt dagegen doch wohl nach ſchwediſchen Quellen, Guſtav habe ihn geradezu aus dem Lande verwieſen, der Erzbiſchof habe dann nur zu einer Prellerey der Prieſter in der Gegend von Söderby vorgegeben, daſs er vom Könige nach Polen geſendet werde, aber Schiffbruch in den Scheeren erlitten habe, und zu der nöthigen Pracht Unterſtützung bedürfe u. ſ. w. — Ungenügend dürfte auch die Darſtellung der groſsen Umgeſtaltung Schwedens durch die Ordonantia von Weſteräs ſeyn. Gerne würde man hier einige tiefere politiſche Reflexionen ſehen; hätte es dem Vf. z. B. doch gefallen, hier *Spittlers* Bemerkung aufzunehmen und zu beleuchten, daſs nämlich Guſt. W. keinen in die Ferne reichenden politiſchen Blick gehabt, weil er ein Corps (die Biſchöfe) ſo tief gedemüthigt habe, auf das der König in allen proteſtantiſchen Reichen, wie auf ein ſicheres Hülfscorps, zählen könne; dadurch ſey der Adelsariſtokratie, mit der er ſelbſt und alle ſchwediſchen Könige nach ihm als mit ihrem gefährlichſten Feinde zu kämpfen hatten, freye Bahn gemacht. Vermiſst hat ferner Rec. noch eine Angabe des Einfluſſes Guſtavs auf das Kriegsweſen, welches er bey dem Befreyungskriege erſt geſtalten muſste, da die Dalekarlen gegen die Dänen mit ihren Streitäxten nicht viel vermochten, und Guſtav W. erſt ihnen lange Speere gab, und ſie rottenweiſe marſchiren und Schwenkungen machen lehrte u. ſ. w. Auch das wünſchte Rec. berückſichtigt, daſs G. eben die Bauern, durch welche er die Revolution hervorrief, und die ihm zu laut wurden, demüthigen zu müſſen glaubte.

Das dritte Hauptſtück handelt von *Frankreich ſeit den erſten religiöſen Neuerungen unter Franz I bis auf den Tod Carls IX* 1521—1574. Mitten unter die Religionsverfolgungen Franz des I verſetzt hier der Vf. den *Calvin*, und liefert Auszüge aus der Vorrede zu ſeinen Inſtitutionen, welche er ſodann weiter charakteriſirt, wobey ſich Rec. eines gewiſſen ſtörenden Eindrucks nicht hat erwehren können, da das natürliche Gefühl des Leſers ein Fortſchreiten der Hauptbegebenheiten verlangt. Ueberhaupt möchte es wohl eine Frage an die hiſtoriſche Kunſt des Vf. ſeyn, ob nicht beſſer dergleichen Auszüge in Anhänge verwieſen, als mitten in die Erzählung eingeflochten wären.

Rec. übergeht das vierte und fünfte Hauptſtück, welches *vom Tode Carls IX bis zum Tode Heinrichs III* und *von der Thronbeſteigung Heinrichs IV bis zu ſeinem Tode* reicht, und wendet ſich zu dem ſechſten, *England und Schottland*, ſeit der *Thronbeſteigung der Königin Eliſabeth bis zu ihrem Tode*, da der Vf. laut der Vorrede die meiſte Mühe und Anſtrengung auf daſſelbe wandte. Es wird daher auch unſeren Leſern am meiſten daran gelegen ſeyn, kurz die Hauptreſultate der vielfachen Forſchungen des Vfs. über dieſe ſo vielbeſprochenen intereſſanten Perſonen zu erfahren. Freylich iſt es nicht leicht, durch die vielverſchlungenen Irrgänge der Unterhandlungen, politiſchen Maſsregeln, Nebenumſtände und verwickelten Verhältniſſe in kurzem und raſchem Ueberblick den Vf. zu begleiten; indeſſen wollen wir verſuchen, einzelne von denſelben beſonders hervorgehobene wichtige, bisher weniger beachtete Puncte herauszuſtellen, um ſo die Aufmerkſamkeit auf die reiche, hier zu findende hiſtoriſche Ausbeute zu lenken.

Zuvörderſt müſſen wir die Unparteylichkeit des Hrn. *v. R.* bey der Charakteriſirung der Maria Stuart

und Elisabeth rühmen. Nachdem er einen Ueberblick über die Verfassung Schottlands, die bedeutenderen, Marien nahestehenden Personen und die hohe Stellung derselben als Königin von Frankreich, Schottland und Titularkönigin von England (nach Mariens Tode 1558 nahm sie im festen Glauben an ihr gutes Recht Titel und Wappen von England an —) gegeben hat, sagt er: „Ein so glänzendes Schicksal war seit der Nordischen Margaretha keiner Sterblichen zu Theil geworden: drey Kronen schmückten ihr Haupt, und Schönheit, Liebreiz, gewandtes Benehmen, Witz, geistige Bildung, dichterische und musikalische Anlagen würden der erst sechzehnjährigen Frau alle Herzen gewonnen haben, selbst wenn sie nicht Königin gewesen wäre. Ob die lateinische Rede, welche sie 13 oder 14 Jahr alt im Louvre vor dem ganzen Hause darüber hielt: „dass Kenntnisse auch Frauen schmücken und ihnen nothwendig seyen," ganz von ihr herrühre, mag bezweifelt werden; auf jeden Fall geht daraus hervor, man habe Maria sorgfältig und mit Erfolg unterrichtet. Die Aechtheit ihrer früheren zarten Gedichte hat Niemand bezweifelt, und die späteren zeigen (wem man sie auch beylege) solche Gewalt leidenschaftlicher Liebe, wie sie sich nur in regsamen Gemüthern findet. Besser freylich für sie, wenn Gefühl, Empfindung, Reizbarkeit und Genussliebe minder hervorgetreten, wenn Verstand, Vernunft, Besonnenheit im Ueberlegen und Kraft zum Beschliessen sich mehr eingefunden hätten. Die Lebendigkeit ihres eigenen Wesens hinderte Marien, fremde Naturen richtig zu würdigen, und der Spiegel ihres Geistes gab allen Gegenständen eine eigenthümliche, ihr willkommene Farbe, welche aber fast nie mit der Wahrheit übereinstimmte. Nicht das Christenthum in ursprünglicher Milde, sondern der verfolgungssüchtige Katholicismus ihrer Oheime ward ihr als alleinige wahre Religion dargeboten; Duldung anders Gesinnter galt nicht für Pflicht, sondern für ein nur durch den Drang der Verhältnisse zu entschuldigendes Unrecht. Und dieser angeblich religiösen Strenge stand damals am französischen Hofe der bereits von uns geschilderte Leichtsinn gegenüber, welcher Keuschheit und Treue der Weiber missachtete, unter Scherzen und Festlichkeiten Verbrechen beschloss und ausführte, von Reue aber nichts wusste, oder mit äusseren erbärmlichen Bussmitteln das abgestumpfte Gewissen beruhigte. Wie musste das so bewegliche entzündbare, mehr von zweydeutigen Gefühlen, als von festen Grundsätzen geleitete Gemüth Mariens durch diese Einflüsse und Umgebungen verbildet und beherrscht werden! Nur wenn man sich dieser ihrer Jugend recht erinnert, wird Gutes wie Böses ihrer späteren Jahre erklärlich, und wie in das Anfangs so glanzvolle Schicksalsgewebe immer mehr dunkele Fäden hineinschlagen, bis es sich in die schwarze Decke eines Blutgerüstes verwandelt!"

Dieser mit Wärme geschriebenen Schilderung Mariens, aus welcher der Leser selbst schliessen mag, inwiefern der hie und da Hn. *v. R.* gemachte Vorwurf einer gewissen trockenen, bloss verständigen Auffassung der Geschichte begründet sey oder nicht, wünschten wir eine eben so lebendige psychologische Schilderung der Elisabeth vom Vf. gegenüber stellen zu können (er giebt meist nur die Zeugnisse anderer Schriftsteller über Elisabeth und einzelne zerstreute Züge zu ihrem Bilde —), welche wir um so schmerzlicher vermisst haben, als sonst El. die Heldin desselben ist, und nur die unwiderstehliche, durch die Geschichte hindurchscheinende Liebenswürdigkeit Mariens den Vf. zu einer so milden Schilderung derselben hat bewegen können, da sie sonst in viel härteren Umrissen nur in dem Bilde der Sünde beym Vf. erscheint.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Statistik. *Bamberg*, b. Dresch: *Grundriss der Statistik des Königreichs Baiern.* Von Dr. *Karl Friedr. Hohn*, Professor und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. 1833. 123 S. 8.

Diese Schrift enthält in einem kurzen Umrisse die zuverlässigsten Resultate der neuesten Forschungen über den Zustand des Königreichs Baiern, und bildet sonach ein würdiges Gegenstück zu den bereits erschienenen und allgemein bewährt gefundenen Schulgeographieen des Vfs. Als Quellen benutzte er, nach seiner eigenen Angabe, das königlich baierische Regierungs- und Gesetzes-Blatt, die landständischen Verhandlungen, die neuen Beyträge zur Geschichte, Geographie und Statistik von dem Prof. Dr. *Buchner* und Dr. *Zierl* (München 1832), die baierischen Annalen, *Kolb's* statistisch-topographische Schilderung von Rheinbaiern, *Rudhart* über den Zustand des Königreichs Baiern und das geographisch-statistische Lexikon (Erlangen 1831 — 32). Das ganze Werkchen zerfällt in drey Abtheilungen, wovon die erste die *Landeskunde*, die zweyte die *Volkskunde*, und die dritte die *Staatskunde* behandelt. Die einzelnen Materien jedes Abschnittes sind klar, bestimmt und möglichst zuverlässig vorgetragen; und das Ganze ist dadurch geeignet, sowohl dem Geschäftsmanne zur kurzen Uebersicht, als auch und insbesondere dem akademischen Lehrer zum zweckmässigen Leitfaden bey seinen Vorträgen zu dienen. Die äussere Ausstattung ist gut, und der Preis billig, so dass seiner Verbreitung, als Schulbuch, dadurch ein grosser Vorschub geleistet ist. Nr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, von Friedr. von Raumer.* Erster und zweyter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey den durch die Absetzung der Regentin und durch die religiöse Aufregung veranlassten schottischen Unruhen hatte Elisabeth bereits hinreichende Beweise in Händen von den feindlichen Absichten Franzens und Mariens gegen sie, als die verbündeten Schotten ihren Beystand suchten: „anstatt aber in leidenschaftlicher Uebereilung vorzuschreiten, sagt Hr. *v. R.*, zeigt sich hier zum ersten Male die Ruhe und Besonnenheit, der Verstand und die Klarheit, mit welcher Elisabeth und ihre Räthe die Dinge von allen Seiten beobachteten, und Gründe wie Gegengründe vor dem Beschliessen neben einander stellten." Zuerst erhielten die Schotten bey ihrem Gesuch um Unterstützung eine kalte, eigentlich ablehnende Antwort, und der wichtigen Gründe, welche dafür sprachen, ungeachtet, hatte Elisabeth gar keinen Gefallen an den schottischen Händeln, und fand es widerwärtig und anstössig, einer Partey aus dem Volke gegen die Regentin beyzustehen; erst später kam es auf Antrieb des Geheimenraths zu einem gemässigten und billigen Vertrage (in Berwik 1560) mit den missvergnügten Schotten. Durch den Edinburger Vertrag erntete Elisabeth sodann den Ruhm, „dass sie durch Klugheit und Festigkeit binnen ungemein kurzer Frist die Franzosen aus Schottland vertrieben, England gesichert und die Anhänglichkeit der Schotten gewonnen habe." Marie aber zögerte mit Ausführung des Vertrags und Elisabeth gewahrte wohl, dass man den Plan hege, die schottischen Angelegenheiten, welche durch den gesetzlichen Wahnsinn der Zerstörung der Kirchen und Klöster noch ärger verwirrt waren, im Nothfalle durch ein noch stärkeres französisches Heer zu ordnen. Der Tod Franz II brachte einen grossen Umschwung der Verhältnisse hervor. Marie sucht sich jetzt der Königin von England zu nähern, doch immer noch mit zweydeutigen Worten über das Erbrecht und den Edinburger Vertrag. Den bestimmten Erklärungen der Elisabeth entgegnete Marie, „ich will meine Reise (nach Schottland) nicht aufschieben, geriethe ich in die Hände Elisabeths, mag sie thun mit mir nach ihrem Willen, wenn sie so hartherzig ist, meinen Tod zu wünschen; mag sie mich als Opfer fallen lassen, was für mich vielleicht besser seyn könnte, als länger zu leben." Mit grosser Klarheit stellt Hr. *v. R.* nun den verworrenen Zustand Schottlands und was die Parteyen von der 19jährigen Königin foderten, dar. Dieselbe musste die Aussöhnung mit ihrer Nebenbuhlerin wünschen, auch liess sie ihr ein Freundschaftsbündniss antragen, doch mit der Foderung, „Elisabeth möge, für den Fall ihres kinderlosen Todes, Marien durch Parlamentsschluss als nächste Erbin Englands anerkennen lassen." Diese Foderung erschien Elisabeth eben so unangenehm als gefährlich; und, obgleich es zu einem stillschweigenden Vertrage kam, so blieb doch trotz äusserer Höflichkeiten die alte Spannung. Heirathsunterhandlungen beider Königinnen, in denen Leicester zwischen beiden stand, mehrten dieselbe; — dann erklärte sich Elisabeth gegen die Ehe Mariens und Darnley's sammt ihrem Geheimenrathe, „weil diese durch die Ehe mit ihrem katholischen Vetter ihre Ansprüche auf England verdoppeln wolle." Schon hatte sich indessen Mariens Ansehen und Macht befestigt; da trat die furchtbare häusliche Katastrophe ein. Darnley hatte sich dem Trunke und niederen Ausschweifungen ergeben, und Marien, statt ihr Anfangs überaus zuvorkommendes Benehmen zu erwiedern, vernachlässigt. Dafür erhob sie über alle Edle und Beamte ihres Hofes David Rizio, dessen Aufwand und Gefolge das des Königs übertraf, er war Mariens täglicher Tischgenoss, blieb halbe Nächte in ihrer Gesellschaft, und ward (so erzählt man) von jenem in ihrer verriegelten Schlafkammer unangekleidet angetroffen. Durch diess Alles fand sich Darnley nicht bloss als König, sondern auch als Gatte aufs höchste beleidigt, und obgleich in letzter Beziehung Mariens Schuld nicht völlig erwiesen ist, nahm sie sich doch jedenfalls sehr unverständig und unanständig." Diess ist Hn. *v. R.* Urtheil über Mariens Verhalten; — so ist denn freylich auf diesem Puncte die Geschichte nicht viel weiter gerückt, und auch immer noch das Urtheil über ihre Schuld des Ehebruchs mit Rizio nur negativ. — Positiver scheint jedoch sich die Entscheidung über ihren Antheil an Darnley's Ermordung zu stellen. Die Bitten des Verhassten um Verzeihung waren ohne Erfolg geblieben, plötzlich hatte sie sich zu dem seit 9 Monaten völlig vernachlässigten König nach Glasgow begeben, ihn dann in einem einsamen Hause bey Edinburg 8 Tage gepflegt, als sie des Abends um 11 Uhr ihren Gemahl verliess, und um 2 Uhr Nachts jenes Haus in die Luft flog, der Leichnam Darnley's aber in einem benach-

barten Garten gefunden wurde. — Der Leichnam wurde in der Nacht ohne Feierlichkeiten, ohne daſs man ihn Jemand zeigte, begraben, der Verdacht gewaltſamer Erdroſſelung erhöhte ſich. — Marie ſchrieb an ihren Geſandten in Paris: „die Verbrecher, deren Nachſtellungen ſie nur durch Gottes Gnade entgangen ſey, ſollten ſo ernſtlich verfolgt und geſtraft werden, daſs es künftigen Jahrhunderten zum Beyſpiele dienen könne.“ Doch ſtatt die als Mörder Genannten zu verhaften, gab ſie dem Einen derſelben ein Jahrgeld, achtete der förmlichen Anklage von Seiten des Vaters des Gemordeten ſo wenig, daſs ſie dem Grafen Bothwell, dem dringend verdächtigen Mörder, die Hauptfeſtung des Reichs, Edinburg, übergab. Als endlich Gericht gehalten wurde, war der ganze Hergang die „feierlichſte und überlegteſte Verſpottung von Recht und Geſetz.“ Ueber den angeblichen Raub Mariens durch Bothwell ſagt Hr. *v. R.*, nachdem er die ſchwachen, für ſie von ihren Vertheidigern geltend gemachten Gründe angeführt hat: „Mit mehr Wahrheit und Verſtand antworten hierauf Andere: Alles war mit Bothwell verabredet, und es zeigt die höchſte Beſinnungsloſigkeit, ja Schamloſigkeit, daſs Marie glauben konnte, der Vorwand von Raub und angethaner Gewalt entſchuldige die nichtswürdigen Heirathsplane.“ — „Warnungen der Königin Eliſabeth u. a. m. blieben ſo unwirkſam, als alles Uebrige. Drey Monate nach der Ermordung Darnley's, drey Wochen nach dem angeblichen Raube, 14 Tage nach der erſchlichenen Scheidung, lieſs ſich Marie dem Mörder ihres Gatten, dem Ehebrecher Bothwell auf katholiſche und reformirte Weiſe antrauen. — Wenn für dieſe elende Schwäche, dieſe Gleichgültigkeit gegen Warnungen und Thatſachen aller Art, dieſen furchtbaren Leichtſinn irgend eine Entſchuldigung oder Erklärung aufgefunden werden kann, ſo iſt es nur der Wahnſinn leidenſchaftlicher Liebe, welcher noch auf andere Weiſe ſpäter erwieſen ward; wogegen es allen Thatſachen widerſpricht, ja geradehin abgeſchmackt iſt, wenn Mariens Vertheidiger ſagen: der Gedanke an Liebe wird durch keine geſchichtlichen Zeugniſſe unterſtützt und beſtätigt. — Dieſe verblendeten Wortführer vergeſſen, daſs, wenn jene Triebfeder hinwegräſonnirt wird, auch nicht eine entfernte Veranlaſſung zu mitleidiger Theilnahme, ſondern nur ein Abgrund von Laſtern und Verbrechen übrig bleibt.“ Es möchte der Darſtellung des Vfs. gemäſs wohl nicht viel gegen dieſs Urtheil einzuwenden ſeyn, wenigſtens muſs Rec. ſich ganz für daſſelbe erklären. Es ſcheint ihm die Schuld Mariens ein unbezweifelbares Reſultat der ruhigen Abwägung aller Thatſachen zu ſeyn. — Marie wurde auf alle Weiſe von Bothwells Eiferſucht tyranniſirt: „er wiſſe wohl (ſagte er nach dem Bericht des franzöſiſchen Geſandten —), daſs ſie ihr Vergnügen liebe und ihre Zeit verbracht habe, wie ein anderes Weltkind. So verging kein Tag, an welchem Marie nicht Thränen vergoſs, ja ſie kam der Verzweiflung und dem Selbſtmorde nahe.“ Der Adel ſtand wider ſie auf, Bothwell entfloh, Marie wurde gefangen. Hierüber zürnte Eliſabeth ſehr und war nicht zu bewegen, dieſe Stimmung zu verheimlichen; ſie verwies den Baronen ernſtlich ihren Aufruhr, verlangte Mariens Freyheit, und legte Plane zu ihrer bedingten Herſtellung vor, hätte ſelbſt wohl ein Heer zu ihrer Unterſtützung geſandt, wenn ſie nicht Frankreichs Einmiſchung gefürchtet hätte. — Aus der Gefangenſchaft entflohen und dann von Murray geſchlagen, floh ſie, ohne weitere Wahl zu haben, nach England. Hr. *v. R.* führt den Leſer in die Mitte der Berathungen für und wider Marien. Eliſabeth neigte ſich, wie er aus ſeinen Briefen zeigt, auch anfangs für milde Auswege; die Politik ſprach gegen dieſelben. Sie ſchlug einen Mittelweg ein. — Da lieſen geheime Nachrichten ein aus Paris, Marie ſey mit Frankreich, Spanien und dem Papſte zum Sturze Eliſabeths verſchworen (wenn auch nicht in der letzten Zeit). Der Geheimerath erklärte es für gefährlich, ſie an fremde Höfe ziehen und Krieg erregen zu laſſen. — Mehrfache Unterhandlungen über die Art der Rechtfertigung Mariens wurden geführt. „Eliſabeth blieb, wie aus Cecils Papieren hervorgeht, ſagt der Vf., entſchloſſen: beide Parteyen unbefangen zu hören, dann zu thun, was die Ehre verlange, und Marie unter gewiſſen für England vortheilhaften Bedingungen herzuſtellen.“ In den darauf geführten Verhandlungen und Anklagen der Schotten und Murray's erſcheint das Verfahren Mariens durchaus verdächtig; ſie brach die Verhandlungen ab, ſobald ſie ungünſtig wurden, lieſs ſich auf nichts weiter ein, leugnete nur, verwarf die gegen ſie zeugenden Papiere u. ſ. w. Hr. *v. R.* erklärt ſich, auch nach wiederholter und gewiſſenhafter Prüfung ſelbſt der neueſten Schriften, ganz für die Meinung der im Weſentlichen übereinſtimmenden drey groſsen Geſchichtſchreiber *Thuanus*, *Robertſon* und *Hume*, welche die vielfach angefochtenen Briefe und Sonnette für ächt, Mariens Mitſchuld für erwieſen und Murray für unſchuldig am Königsmorde halten. Der Vf. theilt ſodann 3 Sonnette mit, und ſagt: „Es ziehen ſich zwiſchen dem Haſſe Darnleys und dem Wunſche, ſich ſeiner zu entledigen, Spuren der Furcht, Gewiſſensangſt und Reue hindurch, aber ſie verloren vor der ſtrafwürdigen Leidenſchaft alles Gewicht u. ſ. w. Nur Eins mag zweifelhaft bleiben: ob Marie ihre Einwilligung zu Bothwells Planen nur im Allgemeinen gab, oder ob ſie auch von der Art und Weiſe des zuletzt ausgeführten Mordes vorher genau unterrichtet war.“ In einer Anmerkung widerlegt er ſodann *Lingard*, den Vertheidiger von Mariens Unſchuld, mit ſiegreichen Gründen. Als Briefe von ihr an ihre Anhänger in Eliſabeths Hände kamen, hätte dieſe, ſo behauptet Hr. *v. R.*, Marien gern gegen ſichernde Bedingungen aus England hinweggeſchafft und nach Schottland ausgeliefert: „aber die Schotten wollten in keiner Art von ihrer Wiederherſtellung hören, Frankreich und Spanien miſsbilligten eine Aushändigung an ihre Gegner, und Maſsregeln, die *alle* Theile geſichert hätten, lieſsen ſich ſchwer auffinden.“ Die heimlichen Unterhandlungen Norfolks mit Marien,

die Empörung Westmorelands und Northumberlands, unterstützt von ihren Anhängern, das Umherschleichen der Jesuiten im Lande unter der Maske von Puritanern, der Bann des Papstes und seine Nichtigkeitserklärung von Elisabeths Erbrecht, die nachdrückliche Verwendung Frankreichs für Marien konnten *jener* die Grösse der Gefahr nicht verhehlen. Dennoch wurden die Unterhandlungen über Marias Freylassung fortgesetzt; Hr. *v. R.* giebt dieser und *nicht* Elisabeth die Schuld, dass sie fehlschlugen. Norfolks erneuerte herrschsüchtige Plane, Mariens Unterhandlungen mit dem Papste und Spanien bewirkten, dass das Parlament selbst Elisabeth zu grösster Strenge wider Maria auffoderte. Diese indess klagte im J. 1582, sie werde schlechter gehalten als die Geringsten, mit leeren Hoffnungen hingehalten, und ihr sogar der Zutritt eines katholischen Geistlichen untersagt, da sie doch nur danach *trachte*, ausserhalb Englands den Ueberrest ihrer Tage ruhig zu verbringen, und ihren *erschöpften Leib* zu stärken. Elisabeth, so scheint es *Hn. v. R.*, blieb nicht ungerührt durch diese Klagen, sie liess ihr Bedingungen zu einem neuen Vertrage vorlegen, im Ganzen den vorigen ähnlich (dass sie nämlich allen Ansprüchen auf *England zum* Besten Elisabeths und ihrer Erben, jedem Bündnisse mit Frankreich, so wie allen Verbindungen mit englischen Missvergnügten, entsagen, keine fremde Mannschaft im Reiche aufnehmen, den an den Grenzen begangenen Schaden ersetzen, die Mörder Darnley's und Murray's bestrafen, nie ohne Elisabeths *Zustimmung heirathen, und, so lange sie* nicht *selbst dem schottischen Throne völlig entsage*, ihren Sohn in England erziehen lassen, und Geisseln für Erfüllung aller Bedingungen stellen solle —); auch diessmal habe Maria gezögert, aufgefangene Briefe von ihr *hätten* gezeigt, dass sie keinesweges allein daran dachte, ihr Leben in stiller Eingezogenheit hinzubringen, sondern andererseits auf grosse Umwälzungen und Verschwörungen hoffte, und, um ihre Vertheidiger nicht zu entmuthigen, keinen ihrer Thronansprüche aufgeben wollte.“ Wie bedenklich damals *Englands Lage*, wie nahe die *Gefahr* fremden und bürgerlichen *Krieges* gewesen, wie allein aus den *Erziehungsanstalten* der Jesuiten zu Douay und Rom 300 Zöglinge *nach* England gekommen seyen, um Verschwörungen *wider* Elisabeth anzuzetteln, was ihnen auch gelang, zeigt Hr. *v. R.*, und behauptet, dass Maria für England, so wie der Vorwand, so der Hauptstützpunct aller inneren und auswärtigen Unternehmungen blieb (aber ohne dass sie immer daran Theil und davon Kenntniss hatte, Rec.). Daher nahm man nun ihre Vorschläge als trügerisch *nicht* mehr an, und meinte, sie werde in Frankreich oder Spanien doppelt gefährlich werden, da diese Mächte zu ihrer Erhebung verbunden schienen. Als nun 1586 Babington mit mehreren Anderen, von den Jesuiten in Rheims ausgesandt oder aufgereizt, sich verschwur, Elisabeth zu morden, den Protestantismus zu stürzen, und Maria Stuart auf den Thron zu setzen, als die hingerichteten Verschworenen ihr Einverständniss mit derselben bezeugt, als Marias Briefe an diese, wenn auch nicht gerade buchstäblich, den Mord zu billigen, doch ihre Mitwissenschaft und Mitschuld zu erweisen schienen, und unter den Papieren der gefangenen Schreiber Marias sich Beweise ausgedehnter Verbindungen fanden; da sprachen *sämmtliche* Richter (47 der angesehensten Lords und Richter des Reichs, unter ihnen mehrere katholische) ihr *Schuldig* aus, und das Parlament bestätigte den Spruch. Als Elisabeth mit der Vollziehung zögerte, verlangten beide Häuser, dass die Königin dem Rechte freyen Lauf lasse, und da sie dennoch andere, ihrer Neigung mehr angemessene Mittel wollte vorgeschlagen wissen, erklärten *alle* Glieder des *Ober-* und *Unter-Hauses* einstimmig, keine anderen Mittel zur Erhaltung der Religion und der Ruhe des Reichs, so wie für die *Sicherheit* der Königin, auffinden zu können. Die Bekanntmachung des Parlamentsschlusses erregte so grosse Freude, dass man die Glocken läutete, Lustfeuer anzündete und Psalmen sang. Als nun sich Gerüchte von ausgebrochenen Aufständen der Schotten erzeugten, Nachricht von den beschleunigten Rüstungen Philipps erging, und es zu neuen Verschwörungen wider das Leben Elisabeths kam (um die selbst der französische Gesandte gewusst hatte): „da war diese nie von so entgegengesetzten Bestimmungs-Gründen und Gefühlen bestürmt worden. Die wehmüthige Erinnerung an den Tod ihrer Mutter und die Gefahren ihrer Jugend, das natürliche Entsetzen, *ein Bluturtheil* über die nächste Verwandte, über *eine Königin vollziehen zu lassen*, der Gedanke an *Mitwelt und Nachwelt*, die Sorge um eigene Gefahr, die Pflichten gegen ihr Volk, die Anhänglichkeit an ihre Religion, Alles diess, verbunden mit Abmahnen und Flehen von einer Seite, mit heftigen Auffoderungen von der anderen, setzten ihr Gemüth in einen so schwankenden Zustand, dass sie wollte und nicht wollte, vorschritt und zurücktrat, beschloss und wieder aufhob. — Dann liess sie eine Vollmacht zur Hinrichtung Mariens besiegeln; doch *sollte dieselbe* nur für den Fall eines Aufruhrs oder einer *Landung fremder* Kriegsmacht bereit liegen, und Elisabeth *befahl dem Staatsschreiber* Davison ausdrücklich: er solle sie bis auf weitere Anweisung nicht aus den Händen geben, sondern aufbewahren. Statt dessen sprach Davison hierüber mit dem Oberkammerherrn Hatton, dieser mit Burghley, beide mit den Räthen, und der erste händigte endlich diesen die Urkunde aus. Alle kamen überein: die Königin habe das Ihrige gethan, sie müssten das noch Fehlende auf sich und ihr Gewissen nehmen; und Davison schloss aus schwankenden, leidenschaftlichen, zweydeutigen Reden der Königin: ein solches Verfahren sey ihr eben willkommen. Ohne Anfrage bey Elisabeth (denn sie fürchteten, sie werde zurücktreten) schickten sie jene Vollmacht an den Grafen von Shrewsbury u. A. Alle eilten am 16 Februar 1587 nach Fotheringhai, und Maria hörte das Todesurtheil mit höchster Fassung an.“ „Als Elisabeth

die Nachricht von Marias Hinrichtung erhielt, ergriff sie Schrecken, Zorn und Schmerz dergestalt, dass sie Anfangs sprachlos war, dann ihren Gefühlen durch einen Thränenstrom und laute Klagen Luft machte. Was sie oft im Stillen gewünscht oder in leidenschaftlichen Augenblicken für nothwendig erklärt hatte, war jetzt, *allerdings ohne ihren ausdrücklichen Befehl, mithin ohne ihre unmittelbare Schuld, geschehen.*"

Seiner, von der gewöhnlichen abweichenden Erzählung fügt Hr. *v. R.* nun noch die Erläuterungen bey, dass erstlich Elisabeth keinesweges von Anfang an einen bestimmten Plan hinsichtlich Mariens gehabt, vielmehr gleichmäfsig die Gefahren der Gefangenschaft und der Befreyung ihrer Gegnerin gefühlt habe; dass die Widersprüche der Schotten, die Gesinnungen Frankreichs und Spaniens, die Heiraths- und Herrscher-Plane Mariens bey Beurtheilung der ergriffenen Maſsregeln nicht übersehen werden dürften. Zweytens aber gäben selbst Freunde Mariens zu, dass sie mit Babington, Ballard u. A. Briefe gewechselt, Aufruhr bezweckt, und der französische Hof sie gewarnt habe, sich nicht in die Verschwörung einzulassen. Wenn also auch der Process nicht in jeder Hinsicht tadellos oder die damals vorgeschriebenen Formen in mancher Beziehung verwerflich erschienen wären: *so gehe doch hieraus* keinesweges die volle Unschuld Mariens hervor, und die Meinung, dass Walsingham alle Briefe untergeschoben habe, sey durchaus willkürlich und unerwiesen u. s. w. Drittens aber fänden sich weder Gründe, noch Beweise für *die Meinung, dass Elisabeth Jahre lang ein folgerechtes System der Heucheley gegen Maria geübt*, und insbesondere zuletzt Erstaunen und Schmerz nur erlogen habe u. s. w. Allerdings ist wohl Elisabeths Verfahren gegen Maria nicht aus bloſser Heucheley hervorgegangen, aber ganz frey möchte sie von derselben wohl nicht zu sprechen seyn. Liest man mit unbefangenem Sinne die Briefe Elisabeths an die Könige von Frankreich und Schottland, so wird man sich des unwillkürlichen Eindrucks ihrer *diplomatischen Heucheley* nicht erwehren können. Wenn sie schreibt: „*Je mehr wir ihr vertrauten* (*denn wir gaben uns nie dem Misstrauen* hin (?)), desto gröſsere Beweise fanden wir von Beleidigung und Feindschaft" (*v. Raumers* Briefe II. 109). „Wir sind recht betrübt, ja selbst beschämt, so von derjenigen behandelt zu seyn, der wir das Leben retteten, und der wir so viel Gutes erzeigten, obgleich sie unsere Todfeindin war" (a. a. O. S. 112). „Wenn wir auch Gott Lob! nicht geneigt sind, Rache zu üben, so muss doch Natur, Vernunft und Ehre uns antreiben, für unsere Sicherheit zu sorgen" (daselbst S. 114). Wenn sie noch 1583, nachdem sie ihre Feindin über 15 Jahre in Gefangenschaft gehalten, bey dem Zwiste zwischen Maria und ihrem Sohne erklärt, „sie wäre *für die Mutter*, werde sich aber nicht um den Sohn bekümmern" (a. a. O. 132); wenn sie an Jacob nach dem Tode Mariens schreibt, dass „sie sich nicht etwas auflegen und zurechnen wolle, woran *sie nie gedacht habe*"; wenn sie endlich der ermordeten Todfeindin eine Todtenfeier (*obsèques*) in Peterborough halten und sie dort in der Hauptkirche der Königin Catharina von Arragonien gegenüber begraben liess (*v. Raumer* Briefe II. 218), sie, die im Leben so hart Behandelte: so wird das unbefangene Gefühl darin nur Heucheley und gleichsam eine bittere Ironie sehen können. — Und war denn wirklich ihre Furcht vor Marien so groſs, dass sie aus wahrer Ueberzeugung schreiben konnte: „Der König von Frankreich kann es nicht billig finden, dass ich (die Unschuldige) sterbe, und die schuldige Königin von Schottland errettet werde" (a. a. O. S. 194)? Sollte nicht der französische Gesandte Mauvissière die Königin Elisabeth richtig durchschauet haben, wenn er schreibt: „Glaubt mir, dass die Königin von England jetzt *Nichts fürchtet*, was ihr zustoſsen könnte, dass sie jeder Gefahr, *jedem Uebel* wird trotzig zu begegnen wissen" (a. a. O. S. 163)? — Hr. *v. R.* weicht von der *gewöhnlichen Darstellung* ab, und nimmt sich kräftig der Elisabeth an, indem er Alles für sie geltend macht, um ihre *Schuldlosigkeit* an dem Tode Mariens zu beweisen. Mit Recht führt er die Sache der groſsen Königin, da es Pflicht des Historikers ist, gegen verbreitete irrthümliche Darstellungen anzukämpfen; aber Rec. besorgt, dass dem wackeren Forscher nicht ganz ohne Grund der Vorwurf *werde gemacht werden, er habe zu viel Gewicht auf alle Gerüchte damaliger Zeit, welche gegen Marien sprechen*, gelegt. Viele gegen sie erhobene Beweisgründe möchten immer noch unsichere Gerüchte bleiben. Selbst die Theilnahme Mariens an Babingtons Verschwörung dürfte *immer noch* unerwiesen bleiben, in sofern *sie mehr* als ihre Befreyung, in sofern sie wirklichen Mord Elisabeths bezweckte. Und soll man denn Mariens rührenden Versicherungen, in der Todesstunde ausgesprochen, *in einer Stunde*, da bey einem *ursprünglich* weichen Gemüthe *wohl alle Unwahrheit* und Heucheley schwindet, *gar nicht glauben*, „dass sie nie an Verschwörungen wider die Königin von England Theil genommen, oder Rath und Zustimmung gegeben; wohl aber mit Freunden, Verwandten, Verbündeten und rechtlichen Leuten des Landes sich aus der elenden Haft zu befreyen gesucht, *jedoch* ohne dem Staate oder den göttlichen Geboten zu nahe zu treten. Wenn dem *nicht so sey*, wolle sie keinen Theil haben an Seligkeit und Erlösung." Hielten doch auch die *Meisten* von denen, welche die Erklärungen Mariens mit angehört hatten, sie für *unschuldig*, und meinte man doch, dass, wenn eine öffentliche Hinrichtung wäre angeordnet worden, man sie vielleicht befreyt haben würde (*v. R.* Briefe II. 215).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts*, von *Friedr. von Raumer*. Erster und zweyter Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn gleich es Herrn *von Raumer* gelungen ist, aus Gründen der Politik Elisabeths Verfahren in milderem Lichte darzustellen, ja fast zu rechtfertigen: so wird doch nie das unbefangene natürliche Gefühl (— und diess gilt auch etwas bey Beurtheilung historischer Facta —) bestochen werden können, Elisabeth davon freyzusprechen, dass sie eine unglücklich Schutzflehende, eine nahe Blutsverwandte *widerrechtlich* fast 20 Jahre gefangen hielt, und aus egoistischer Politik, wo nicht aus Hass, unbefugt und mit Verletzung aller Rechtsformen hinrichten liess. Wenn aber Hr. *v. R.* nur Marien die Schuld ihrer langen Gefangenschaft zuschreibt, so zieht er die Härte der Foderungen Elisabeths nicht in Betracht, eilt über den Hauptpunct, dass Elisabeth nicht das Recht gehabt habe, Marien zu richten, zu leicht mit der Erklärung hinweg, „dass sie doch in jedem Falle die Höhergestellte gewesen" (S. 500). Die damalige Ansicht des französischen Gesandten in der Protestation gegen den Justizmord Mariens: „dass er nicht begreifen könne, wie sich auf irgend eine Weise behaupten lasse, dass M. Stuart Elisabeths Gerichtsbarkeit unterworfen sey" (*v. R.* Br. II. 203), möchte wohl auch noch heute gelten. Auf jeden Fall aber hat Hr. *v. R.* die Seelengrösse Mariens, mit welcher sie im Vertrauen auf ihr Recht die vorgelegten Bedingungen zu ihrer Befreyung verschmähte, und lieber die Gefangenschaft fortduldete, nicht berücksichtigt, wie überhaupt in seiner Darstellung die Umstände, welche das Mitleid für die Unglückliche in Anspruch nehmen, gar nicht oder viel zu wenig hervorgehoben. So nicht die Klagen Mariens über ihr feuchtes, kaltes und dumpfiges Gefängniss, in dem Alle krank wurden, und an das sich die furchtbarsten Erinnerungen knüpften, über den steten Wechsel ihres Aufenthalts; nicht den letzten würdevollen und rührenden Brief an Elisabeth, und die Bitte, ihren Leichnam nach Frankreich zu bringen, nicht die Härte in Versagung eines Beichtvaters, und das theologische Gezänk und Quälen des protestantischen Priesters in der Sterbestunde Mariens u. dgl. Züge, die nun einmal zu dem ergreifenden tragischen Tode Mariens gehören. Ferner scheint Rec. ein Moment nicht ins Auge gefasst, wenn für Elisabeth die Uebereinstimmung des Parlaments, ja die Foderung des Todes Mariens durch dasselbe geltend gemacht wird, die Stellung nämlich, welche Elisabeth gegen das Parlament einnahm, die Abhängigkeit und der schweigende Gehorsam, den dasselbe fast während der ganzen Regierung gegen Elisabeth beobachtete, und der also die eigentlichen Absichten und den Willen der Königin wohl herausfühlte. Wenn man aus dem Charakter dieser selbst einen Schluss auf ihre Theilnahme oder Nichttheilnahme an dem Justizmorde Mariens machen darf, so ist es kaum wahrscheinlich, dass Davison, ihr Staatssecretär, ohne den Willen der herrischen selbstständigen Gebieterin die Vollstreckung des Todesurtheils würde gewagt haben. Rec. hat auch nach Hn. *v. R's.* Darstellung sich des unwillkürlichen Gefühls nicht erwehren können, dass Elisabeth im Innersten den Tod Mariens gewünscht, dieses wohl ihren Dienern zu verstehen gegeben, dann aber nicht offenbar habe das Gehässige der That tragen wollen. Angenommen auch, ihre Erschütterung nach vollbrachter Hinrichtung sey unverstellt gewesen, so mag dieselbe doch wohl mehr aus Gewissensbissen, als aus der wirklichen Theilnahme des Schmerzes hervorgegangen seyn; — jedenfalls ist in Elisabeths ganzem Verfahren eine Zweydeutigkeit und Falschheit, welche man am gelindesten, wie Hr. *v. R.*, mit Unentschlossenheit entschuldigen kann, sichtbar. Einen Blick in den Gemüthszustand der Königin thut wohl *Walter Scott* in seiner Geschichte Schottlands, wenn er sagt: „Elisabeth befand sich einigermassen in der Lage eines Menschen, der seinen Feind ermordete, und nun von dessen Gespenst aller Orten geschreckt wird. Die Betrachtungen über ihre eigene Ungerechtigkeit und über die Wirkung, welche dieselbe wahrscheinlich hervorbringen würde, liessen die schwärmerischen Befürchtungen über Mariens Verführungskünste und die bängsten Vermuthungen über die Macht ihrer Nebenbuhlerin, selbst über ihre erwähltesten Lieblinge, in ihr rege bleiben. Alles, was gefährlich, widerwärtig und nachtheilig für Elisabeth war, vermengte sich allmälich mit ihren Gedanken an ihre Gefangene; bis dieser Widerwille sich in Hass verkehrte, und Hass, verbunden mit Furcht, ein Opfer begehrte." Aus dieser Seelenstimmung möchte Manches bey Elisabeth erklärlich seyn. Ihr Verstand hatte wohl weniger Theil an solchen Befürchtungen, und in diesem Sinne sagte der französische Gesandte richtig, dass sie *Nichts* fürchte (keine

reellen Gefahren, deren Nichtigkeit ihr Verstand erkannte, oder denen er zu begegnen wuſste); — aber ihre Phantasie wurde von manchen Phantomen aufgeregt, und so kam ein Zwiespalt in sie hinein. Die Stimme des Gewissens brach dann durch das Gewebe sophistischer Politik hindurch. Mag seyn, daſs sich Elisabeth auch selbst täuschte, und das für gesetzlich hielt, was die unbefangene Stimme ihres Inneren, als der Schlag geschehen war, ihr als Justizmord vorstellen muſste. Diese Ansicht finden wir auch bey *W. Scott*, der, wenn auch kein tiefer Geschichtsforscher, doch ein genialer Psychologe, wohl in solchen Dingen mag gehört werden. „Es mag bezweifelt werden, ob Elisabeth, beschworen von Groſs und Klein, ermahnt von ihren Prälaten, Lords und Gemeinden, Maſsregeln zum Schutz ihres Lebens dadurch zu ergreifen, daſs sie über ihre Gefangene das walten lieſse, was sie das Gesetz nannten, nicht es sich vorgestellt habe, sie gäbe mehr der Stimme des Volkes nach und fügte sich dem Interesse desselben, als ihrem eigenen Willen, wenn sie der Zudringlichkeit das gewährte, was sie nach ihrer Meinung ihren aufgereizten Gefühlen verweigert haben würde.“ Solche und ähnliche Entschuldigungsgründe werden sich noch manche auffinden lassen, um die der groſsen Königin anklebende schwarze That in milderem Lichte darzustellen; und Hn. *v. R.* ist es sehr gelungen, ihre Apologie zu führen. Doch scheint er aus verzeihlicher Vorliebe für die groſsartige Frau unwillkürlich bey seiner Wahrheitsliebe dahin gekommen zu seyn, nur ihre glänzenden Seiten aufzufassen, ihre Schattenseiten dagegen so gut wie unberührt zu lassen, so daſs sie fast als Ideal einer Königin, Maria aber ihr gegenüber fast als gemeine Verbrecherin dasteht. — Wenn er das Verhältniſs der berühmten Frauen einmal erörterte, so durfte er auch die unedle, fast gemeine Knickerey nicht verschweigen, welche Elisabeth oft gegen Maria zeigte, und vermöge deren sie dem Grafen Shrewsbury nicht einmal seinen Kostenaufwand für die Weinbäder der kränklichen Maria erstattete. (Hr. *v. R.* schlieſst aus diesen Weinbädern, daſs die Gefangenschaft Maria's nicht so hart gewesen seyn könne, erwähnt aber nicht die Klagen der armen Gefangenen über ihr hartes, unreinliches Lager zu Tutbury, und daſs der armen, lange Zeit bettlägerigen Kranken ein Dunenbett abgeschlagen wurde.) Hätte es übrigens dem Vf. doch gefallen, mit noch etwas lebendigeren und frischeren Farben das Zeitalter der Elisabeth und ihre groſsen Verdienste um Handel, Künste und Wissenschaften zu schildern. So wären wir begierig, zu erfahren, wie er den Vorwürfen begegnet seyn würde, die man Elisabeth macht, daſs sie die, gegen die furchtbaren Majestätsgesetze sich auflehnenden und dem Befehle, sich nicht in Staats- und Kirchen-Sachen zu mischen, widerstrebenden Parlamentsmitglieder ins Gefängniſs werfen lieſs, daſs die Gerechtigkeit oft käuflich war, daſs Erpressungen, erzwungene Darlehen, käufliche Monopole die Herrscherwillkür beurkundeten u. s. w. Hätte der Raum den Vf. nicht zu sehr beschränkt, so hätte er gewiſs einige erläuternde Bemerkungen mehr über den Stand des Handels und der Wissenschaften, wie Elisabeth ihn vorfand und beförderte, gegeben; wäre tiefer eingegangen auf die Richtungen, welche die Zeit foderte, und deren sich Elisabeth zu bemächtigen und dadurch eben ihre Gröſse zu erreichen wuſste; — hätte gezeigt, wie sie durch Ergreifung der englischen Nationalität und durch Identificirung mit derselben einen solchen Aufschwung des Volkes erzeugen, und ein für alle groſsen Unternehmungen gleichsam ritterlich begeistertes Volk schaffen konnte. — Indessen wollen wir dankbar annehmen, was der Vf. uns schenkte, und darin das Werk treuen Fleiſses, groſser Gelehrsamkeit, unermüdeter Forschung, glücklicher Combination, scharfsinniger Beurtheilung und nüchternen Wahrheitssinnes mit voller Ueberzeugung rühmen.

Druck und Papier sind vortrefflich.

A. S.

Leipzig, b. Brockhaus: *Thaddäus Kosciuszko,* nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert von *Karl Falkenstein*, königl. sächsischem Bibliothekar in Dresden u. s. w. Zweyte umgearbeitete, mit dem Bildnisse und Facsimile Kosciuszko's, so wie mit neuen Actenstücken, vermehrte Auflage. 1834. XVIII und 376 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Bey der ersten, auch in unseren Blättern (1828. No. 240) beurtheilten Ausgabe dieses Werkes ahneten wohl weder Vf. noch Leser, daſs die Zeit so nahe sey, in welcher der kaum beruhigte Staat, wo der geschilderte Held eine so bedeutende Rolle spielte, durch neue und blutigere Kämpfe vernichtet, nicht bloſs seine Selbstständigkeit verlieren, sondern überhaupt aus der Reihe der europäischen Staaten unter dem Namen „Polen“ verschwinden sollte. Der Heldengeist eines gleich muthigen und besonnenen Naczelnik fehlte ihm! Um so mehr wird diese erneuerte Biographie interessiren, zumal da der fleiſsige, im Sammeln unermüdete Vf. so viele neue Urkunden benutzen konnte, welche die wichtigsten Momente in dem öffentlichen Leben seines Helden in ein helleres Licht setzen, und besonders dessen administratives Talent auf eine glänzende Art zeigen. Das vorgesetzte *Verzeichniſs* zählt nicht weniger als 57 von dem Vf. zu dieser Geschichte gebrauchte Schriften und Quellen auf; auch von den Freunden und Bekannten seines Helden gewann er manche neue Aufschlüsse. Alles dieſs benutzte er mit solcher Gewissenhaftigkeit, daſs er zuweilen über wichtige Ereignisse (z. B. über die Gefangennehmung K's. bey Muciniowice) die verschiedenen Angaben der Gewährsmänner neben einander stellt, ohne eine Vermittelung zu versuchen. Ueber Darstellung und Sprache ist in der Recension der ersten Ausgabe das Nöthige gesagt worden; an Feilen und Bessern hat es der Vf. nicht fehlen lassen. Auch durch die jetzige Zugabe der lithographirten Bildnisse und Facsimile's ist der Werth des Buches erhöhet worden. Das Ganze

aber ist in dem Geiste und in der Gesinnung geschrieben, welche der Vf. am Schlusse der zweyten Vorrede mit Freymüthigkeit ausspricht: „Polen von 1794 ist besonders in politischer Beziehung ein anderes Land, ein anderes Reich, ein anderes Volk, als Polen von 1830. Es genügt daher, bey der Gedächtnissfeier eines *grossen Todten* derjenigen zurückgebliebenen Enkel, die es durch ihre Vaterlandsliebe, ihre Aufopferung und Reinheit der Gesinnung verdienen, ehrend gedacht zu haben."

N. v. G.

Königsberg, b. Bornträger: *Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien*, von Dr. *Friedrich Ellendt*, ausserordentl. Prof. der alten Literatur an der königl. Universität und Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Königsberg. *Zweyte*, vielfach verbesserte und zum Theil umgearbeitete *Auflage*. 1834. XIV und 624 S. 8. (1 Thlr. 8. gr.)

Obgleich der Vf. dieses auch in unserer A. L. Z. (1828. No. 145) empfohlenen Werkes seine Ansichten von der Gliederung und Methode des Geschichtsunterrichts, wie von der Einrichtung und den Eigenschaften eines geschichtlichen Lehrbuchs, seit der ersten Auflage nicht verändert hat: so ist doch in dieser zweyten die Ausführung im Einzelnen sehr abgeändert worden, theils durch fortgesetzten Fleiss des kenntnissreichen Vfs. selbst, theils durch die Bemerkungen seiner Recensenten oder die Berichtigungen seiner Freunde: unter den letzten wird namentlich Hr. Prof. *Schubert* genannt. Der Darstellung der vorderasiatischen Reiche ist nunmehr eine kurze (vielleicht nur zu kurze) Andeutung der Veränderungen der Erdrinde vorangeschickt, und von den Chinesen und Indiern, da sie entweder keine uns interessirende, oder keine sichere Geschichte haben, wenigstens in Bezug auf ihre Gesellschaftsverfassung gesprochen worden. Ferner sind die culturhistorischen Abschnitte der alten Geschichte als ein abgesonderter Leitfaden für den Vortrag in Prima zusammengezogen, umgearbeitet und erweitert worden. In der mittleren Geschichte hat der Vf. die Kreuzzüge mehr synchronistisch in Bezug auf die deutsche Geschichte behandelt, und ihre Darstellung zum Theil in die Hohenstauffische Periode verflochten. In der Geschichte der neueren Zeit ist die früher nach *Heeren* angenommene, aber unhaltbare Trennung der nördlichen und südlichen Staaten hinweggefallen, die Geschichte seit 1786 beträchtlich erweitert, und zwey Abschnitte über die Hauptbegebenheiten seit 1815 und die Gestaltung der Staaten in Amerika hinzugekommen. Sämmtliche culturhistorische Abschnitte haben vielfache Erweiterungen erfahren; überall sind bedeutende Zusätze gemacht, zahlreiche Data berichtiget, die Darstellung aber deutlicher und gefälliger geworden. Dagegen sind, um Raum für diese Zusätze zu gewinnen, Wiederholungen in Worten und Thatsachen entfernt, und unwichtige Gegenstände kürzer abgehandelt worden. Endlich ist eine zweckmässige Uebersicht des Inhalts hinzugekommen.

Der Vf. versichert am Schlusse der Vorrede, dass sein Buch erst in seiner neuen Gestalt ihm zu genügen anfange. Es ist daher zu erwarten, dass er dasselbe zu immer höherer Vollendung zu bringen bemüht seyn werde; an Veranlassung wird es ihm nicht fehlen, da dieses Lehrbuch bereits auf mehreren Gymnasien eingeführt ist, und mithin neue Auflagen nicht ausbleiben werden.

L. M.

Berlin, b. Mylius: *Kritische Phantasieen eines praktischen Staatmannes.* Ein Bericht über *Ch. L. F. Schultz's* Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer, von *Cl. A. C. Klenze*. 1834. 104 S. 8. (12 gr.)

Der Fehdehandschuh, welchen der nun verewigte *Schultz* den Alterthumsforschern und Rechtsgelehrten in seinem auch in diesen Blättern (1834. No. 87—89) beurtheilten Werke hingeworfen, ist bereits von mehreren Seiten aufgenommen worden. Hr. *Klenze* war so ziemlich der Erste, der, entrüstet über die Anmasung oberflächlicher Halbkenntniss, jenes Werk einer vorläufigen Revision unterwarf, die ihm den gebührenden Platz neben den Schriften eines *Harduin*, *Wagener*, *Ios. Müller*, Graf *Wakkerbarth* u. s. w. anwies.

Mit Recht rügt der Vf. zuvörderst die Anmassung, die alle bisherigen Bemühungen, die, was *Gronov*, *Macchiavelli*, *Montesquieu*, *Gibbon* oder *Böckh* und *Niebuhr* geleistet, absprechend verwirft, und doch theils offen den Mangel an den nöthigsten Bedingungen zu ihrer Würdigung eingesteht, theils eine nur oberflächliche Kenntniss der verurtheilten Werke einräumt, theils Belege giebt, dass letzte nicht gelesen oder nicht verstanden wurden. Im Uebrigen folgt der Vf. dem von ihm beleuchteten Werke in allen seinen Abschnitten Punct für Punct, und weiset überall mit leichter Weise nach, dass *Schultz* die Beweisführung seines jedesmaligen Themas gänzlich verfehlt, dass er sich in Wortverdrehungen, Missverständnisse und durch nichts begründete, durch klare Zeugnisse entkräftete willkürliche Annahmen verloren habe. Diese Nachweisung erfolgt in einer geistvollen, ergötzlichen Manier. Dabey wird immer der Anstand beobachtet, und in manchen Zweifelfällen die dem Gegner günstigste Auslegung angenommen. Zum Schlusse, wo bey dem Andenken an *Niebuhr* der Unmuth des Vfs. steigt, erhebt er sich in edler Würde. „*Niebuhr*" (so heisst es S. 96) „war wahrlich nicht der Geringste eines Kreises von Männern, die die Nachwelt immer als eine Zierde unserer Zeit betrachten wird. Die Bewunderung, die uns seine lebendige, grossartig umfassende Anschauung einer für die meisten Menschen unübersehbaren Kenntniss der Geschichte, sein heller, durchdringender Blick und sein seltenes Talent der Combination vereinzelt erscheinender Dinge einflösst, wird nicht durch die Wahrnehmung

geschwächt, dass jene Gaben ihn mitunter auch verleitet haben, die Lücken unseres historischen Wissens durch Hypothesen auszufüllen, die er einer besseren Einsicht wieder aufzuopfern selbst sich oft bereit gezeigt hat, und über die die Nachwelt entscheiden wird, wie weit sie haltbar waren oder nicht. Sein Talent hat ihn hierin vielleicht oft weiter geführt, als er selbst wollte; immer aber wird vor einem gerechten Urtheile das weit zurücktreten hinter dem, was eine eindringende Auffassung der Geschichte des grössten aller Völker durch ihn gewonnen hat und behalten wird. Hätte nur Jemand jene Dinge jetzt besonnen angegriffen und kalt geprüft, gewiss jeder Edlere unter *Niebuhrs* Freunden würde vielleicht bedauert haben, dass es nicht früher geltend gemacht worden, wo jener noch selbst sich vertheidigen konnte; aber man hätte die Empfindung des Freundes unterdrücken, und um der Wahrheit willen dem Gegner noch danken müssen. Wenn aber eine willkürliche, allen geschriebenen Zeugnissen Hohn sprechende Behandlung der Geschichte, von schülerhaften Kenntnissen ausgehend, gerade seine combinatorische Behandlungsweise dergestalt übertreibt, dass die ganze Geschichte ein Hirngespinst von imaginärer Zeitrechnung, imaginärer Münze, imaginärer Verfassung wird: so ist das zwiefach niederschlagend. Einmal, weil es des Edlen Züge in einem widerlichen Zerrbilde erneuert; dann aber, weil es ein Zeichen des Verfalles seiner Wissenschaft ist, wie er ihn schon länger vor seinem Tode ahnend voraussah."

Die Schrift ist in Format und Druck der *Schultzischen* möglichst gleich gehalten, so dass die Besitzer der letzten sie füglich an diese anbinden lassen können. Besser wäre vielleicht, sie vorauszuschicken; denn wer sie gelesen hat, erspart sich gewiss die Mühe, das grössere Werk zu studiren: es wäre denn der Menschen- und Zeit-Kenntniss halber.

C. B. F.

SCHÖNE KÜNSTE.

Braunschweig, b. Meyer sen.: *Der polnische Jude.* Historischer Roman von *Wilhelmine Sostmann*, geb. *Blumenhagen*, Vfin. der Gräfin Caboga u. a. m. 1833. 1ster Theil. 253 S. 2ter Theil. 356 S. 8. (3 Thlr.)

Wie schwinden doch in unseren Tagen alle Autoritäten, und wie eifrig ist man beflissen, das bisher gross Geachtete in Staub zu ziehen! Ein neuester französischer Historiker will uns den Glauben aufdringen, Heinrich IV sey ein Dummkopf, Sully ein habsüchtiger unwissender Despot gewesen; unsere Vfin. schneidet Napoleon die Gewalt seines Genius ab: nicht dieser, sondern die Zaubertränke eines polnischen Juden, ihm in Aegypten gereicht, haben ihm die Macht über die Gemüther gegeben, ihn unverwundbar, und bis dahin, wo er unterliess, sich gehörig zum Gebrauch der Mittel vorzubereiten, unüberwindlich gemacht! — Der Jude ist aber ein rechter Meister in der schwarzen und weissen Magie, die er von einem Armenier in der Pyramide von Dsyse erlernte, bis zu hundert Jahren sich kräftig erhielt, und dann, wie es scheint, vorsetzlich starb, weil es mit seinen Projecten nicht nach Wunsch fortwollte. Die Vfin. selbst ist im Dunkel über diese Projecte; bloss die Vermuthung spricht sie aus, dass sie in patriotischen Wünschen und Hoffnungen für Polen bestanden, einem Lande, das ihm das Leben gegeben, und worin er es auch beschliesst, nachdem der letzte Krieg mit der Rückkehr des Volkes unter die russische Herrschaft geendet. Unser Nathael hatte gar kühne Einfälle, die denn auch mit List und der Kraft seiner Elixiere ihm gelangen. Er erwarb sich Reichthümer und Ansehen, verliebte sich in eine vornehme Türkin, sah sie ingeheim und öffentlich, auch dann, als sie Gemalin des Pascha von Aegypten geworden, und diesen bey seinen politischen Unternehmungen leitete. Nathaels kluge Gattin vertauscht auf dessen Anstiften seinen und ihren Enkel mit der Enkelin jener Türkin, deren Tochter die Gemalin des Kaiser Selim geworden. Die kleine Pseudo-Jüdin, Charitas genannt, vermählt sich im Laufe der langjährigen, langathmigen Geschichte mit einem polnischen Grafen, ohne dass die Rede käme, dass die Religion ein Hinderniss veranlasste. Der Graf ist, wie sich ergiebt, der mit Charitas vertauschte Knabe; der Sohn beider ist zu hohen Dingen vom Grossvater bestimmt, man weiss nicht, ob zum türkischen Kaiser, oder zum König von Polen. Da wir ihn als den glücklichen Gatten einer reizenden Russin verlassen, so dürfen wir uns nicht kümmern, dass jene Plane fehlschlugen.

Es geht so bunt und kraus in dem Romane her, das Romanhafte ist so wohl bedacht, dass flüchtige Leser viel zu beschäftigt sind, den Faden der Geschichte nicht zu verlieren, als dass sie überlegen könnten, wie es um Wahrheit der Charaktere, historische Glaubwürdigkeit und Möglichkeit, um Sittendarstellung, um die Identität der Sprachweise der ächten Napoleons und seiner Marschälle, russischer und polnischer Gewalthaber, mit den nachgebildeten stehe. Ist Vieles weder wahr, noch wahrscheinlich, so unterhält es doch; und die meisten Leser begehren ja nichts weiter.

u.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

PHYSIK.

Nürnberg, b. Schrag: *Grundriss der Physik, als Vorbereitung zur Chemie, Naturgeschichte und Physiologie*, von Dr. *J. Andreas Buchner*, Prof. an der Ludw. Max. Universität in München. Zweyte Auflage, mit 13 Kupfertafeln und 16 Tabellen.

Auch unter dem Titel: *Vollständiger Inbegriff der Pharmacie in ihren Grundlehren und praktischen Theilen.* Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker, von *J. Andr. Buchner*. Zweyter Theil. 1833. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Rec. kann dieses Werk Allen empfehlen, welche sich mit den Anfangsgründen der Naturlehre vertraut machen wollen. Keine der wichtigeren Lehren dieser Wissenschaft ist hier übergangen; vielmehr sind sie lichtvoll und bündig dargestellt, so wie es der jetzige Stand der Scienz erfodert. Zwar enthält die Schrift, gleich den meisten übrigen physikalischen Lehr- und Hand-Büchern, nichts Neues; aber die Anordnung und Verarbeitung des schon vorhandenen Stoffes hat uns sehr angesprochen. Namentlich gilt diess von der Einleitung, wo von den Naturwissenschaften überhaupt gehandelt wird. Es kommen hier manche eigenthümliche und interessante Ansichten des Vfs. vor, aus denen hervorgeht, dass er keinesweges so im rohen Materialismus befangen ist, wie der grösste Theil der jetzt lebenden Physiker und Chemiker, sondern einer nüchternen und besonnenen Speculation folgt, die stets Hand in Hand mit der Erfahrung fortschreiten muss, wenn die Wissenschaft zur richtigen Entwickelung kommen und segensreiche Früchte tragen soll.

Nach dieser Einleitung, in welcher auch die Geschichte der Wissenschaft in ihren Grundzügen und die Literatur derselben mitgetheilt wird, folgt der zweyte Abschnitt, welcher von den allgemeinen Eigenschaften der Materie handelt, wo besonders die klare Auseinandersetzung der atomistischen und dynamischen Theorie Beyfall verdient. Auch verdienen des Vfs. Ansichten über die Adhäsionskraft besondere Aufmerksamkeit. Ob aber derselbe sich auf dem richtigen Wege befinde, wenn er, bey Erörterung der Theorie über die Schwerkraft, die Hypothese aufstellt, dass ihm die Annahme dieser Kraft überflüssig erscheine, weil sich aus einer einzigen Anziehungskraft und aus dem Conflicte zwischen derselben und der ihr entgegenwirkenden Cohäsionskraft und Expansivkraft alle Erscheinungen der Gravitation, der Elektricität, des Magnetismus und der chemischen Verwandtschaft u. s. w. ungezwungen erklären liessen, und dass die mechanischen Wirkungen, welche man Druck, Zug, Gewicht u. s. w. nennt, gleichfalls davon herzuleiten, möchte doch von vielen Physikern bezweifelt werden. — Eigenthümlich ist es, unter den allgemeinen Eigenschaften der Materie die Polarität der Körper unter einer eigenen Rubrik abgehandelt zu sehen, was Rec. nur billigen kann, indem eine fortgesetzte nähere Erforschung dieses Zustandes der Körperwelt zu einer immer grösser werdenden Wichtigkeit gelangt, und zu wichtigen Resultaten führt. Sehr niederschlagend aber und betrübend würde es seyn, wenn sich in der Zukunft die Hypothese des Vfs. bestätigen sollte, welche er in einem der folgenden §§. aufstellt, wo er von den chemischen Elementen und deren Analyse redet. Er behauptet nämlich daselbst, die Grösse der chemischen Verwandtschaftskraft und die Gesetze der Cohäsionskraft liessen uns vermuthen, dass wir die wahren Elemente nie würden kennen lernen, weil es kaum möglich sey, zwey mit einander verbundene absolute Elemente weiter zu zerlegen; denn die Natur fliehe eben so sehr jede Vereinzelung, als sie auch keinen leeren Raum dulde; es sey sogar sehr wahrscheinlich, dass die Cohäsionskraft nichts Anderes, als die Wirkung der chemischen Verwandtschaft zwischen den absoluten Elementen sey, welche sich mit einander vereinigt haben, um die Metalle und die übrigen unzerlegten Stoffe zu bilden, und dass die gleichartigen Atome eines absoluten Elementes nur Repulsivkraft, die ungleichartigen aber verschiedener Elemente chemische Anziehungskraft besässen. Auch seyen unsere jetzigen chemischen Elemente höchst wahrscheinlich nichts Anderes, als die ersten Verbindungen der eigentlichen Elemente. — In diesen gewagten Behauptungen scheint uns der Vf. zu weit gegangen zu seyn. Auch liesse sich wohl Manches gegen seine Eintheilung der speciellen Physik einwenden. Er theilt sie nämlich in die Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung 1) coërcibiler Stoffe, und zwar *a*) fester, *b*) tropfbar-flüssiger, *c*) luftartiger; 2) incoërcibiler Stoffe, *a*) Licht, *b*) Wärme, *c*) Elektricität und *d*) Magnetismus. Hienach ist in dem folgenden Abschnitte, und zwar in dem dritten, die Rede von der Statik und Dynamik der coercibilen Stoffe, wo zuerst die festen Körper betrachtet werden.

Ueber die Bildung derselben kommt hier manche originelle Ansicht vor; aber bey Entwickelung des

Entſtehungsproceſſes derſelben hat der Vf. ein zu groſses Gewicht auf das polariſche Verhalten gelegt. Auch iſt ſeine Definition der Pflanzen und Thiere eigenthümlich. Er nennt ſie regelmäſsige Geſtalten, entſtanden durch gleichzeitige Wirkung der Cohäſionskraft und der Lebenskraft. Wir glauben, daſs man bey der Annahme der letzten die erſte füglich entbehren könne. Auch zweifeln wir ſehr an der Wahrheit des Satzes, wenn der Vf. behauptet, daſs, wenn ſich Kryſtalle bisweilen in Pflanzen und Thieren vorfinden, ſolche immer ein Zeichen der mangelnden Lebenskraft und für das Individuum ein ſchlimmes Zeichen ſeyen. — Die kryſtalliniſchen Gebilde, welche neuerdings von franzöſiſchen Phyſiologen in den Pflanzen in ſo auſserordentlich groſser Menge aufgefunden und mit dem Namen „Rhaphiden" belegt worden ſind, und die bey ſorgfältiger Beobachtung leicht in den meiſten Gewächſen aufgefunden werden dürften, können unmöglich das Product einer geſtörten Lebenskraft ſeyn; auch weiſs man ja, daſs *Huſchke* dergleichen Kryſtalle ſogar in den Gehörwerkzeugen mehrerer Säugethiere beobachtet hat.

Hierauf geht der Vf. zu den regelmäſsigen Geſtalten (den eigentlichen Kryſtallen) der unorganiſchen Körper über, und beſchreibt dieſelben ſo genau und umfaſſend, mit Beyfügung der nöthigen Abbildungen, daſs Rec. ſich nicht erinnert, in irgend einem der neueren phyſikaliſchen Lehrbücher eine ſo detaillirte Erörterung dieſes Gegenſtandes gefunden zu haben.

Die folgenden §§. handeln von der Efflorescenz, Verwitterung, Härte und der relativen Feſtigkeit oder Zähigkeit der feſten Körper, worauf von der Bewegung derſelben das Nöthige geſagt wird. Die folgenden Abſchnitte von den tropfbaren Flüſſigkeiten, von der Luft, dem Dampfe und dem Schalle. Alles, was zu den Grundzügen dieſer Lehren gehört, findet man klar und deutlich entwickelt, und ſchwerlich dürfte etwas der Art hier übergangen worden ſeyn.

Auffallend wird es manchem Phyſiker ſeyn, den Geruch, den Geſchmack und das Gefühl hier in eigenen Abſchnitten angeführt zu ſehen. Der Vf. bemüht ſich, ſie mehr in die Phyſik einzuführen, als bisher geſchehen iſt, und ſagt: wenn die Principien des Sehens und Hörens Gegenſtand der Phyſik ſind, ſo müſſen ſich auch die Lehren vom Geruche, Geſchmacke und Gefühle phyſikaliſch begründen laſſen; und wenn die Lehre vom Sehen *Optik*, und jene vom Hören *Akuſtik* heiſst, ſo werden wir auch die Geruchslehre *Osmetik*, die Geſchmackslehre *Geumatik* und die Gefühl- oder vielmehr Getaſt-Lehre *Pſelaphetik* nennen dürfen. — Wie wenig aber dieſe Lehren bisher mathematiſch-phyſikaliſch behandelt worden ſind, geht aus dem kurzen Abſchnitte hervor, den ihnen der Vf. gewidmet hat; auch zweifeln wir, daſs dieſelbe Behandlungsart, wie bey dem Geſicht und dem Gehör, auch auf die anderen der genannten Sinne anwendbar ſey, und verweiſen ſie lieber, wie bisher, in das Gebiet der Phyſiologie, wo ſie am rechten Orte ſtehen dürften.

Im vierten Abſchnitte folgt die Statik und Dynamik der Incoercibilien, deren Reihe das Licht eröffnet. Auch dieſen Abſchnitt haben wir ſehr genügend erörtert gefunden, und nur hin und wieder ſind uns einzelne Unrichtigkeiten aufgeſtoſsen. So z. B. behauptet der Vf., die chemiſchen Wirkungen des Lichtes ſeyen nach der Vibrationstheorie nicht zu erklären. — Wir aber behaupten, und zwar mit den kräftigſten Gründen, gerade das Gegentheil, und berufen uns auf die bekannte Beobachtung von *Strago*, welcher fand, daſs Chlorſilber an der Stelle, wo es von zwey Sonnenſtrahlen getroffen wird, welche ſich durch Interferenz aufheben, durchaus keine Veränderung erleidet. Gerade dieſer Umſtand iſt ſehr dazu geeignet, die gewöhnliche Erklärung der chemiſchen Wirkungen des Lichtes zu entkräften; ja man kann wohl behaupten, daſs dieſe intereſſante Beobachtung es war, welche die einzige Stütze untergrub, an welcher bisher die Verehrer der Vibrationstheorie ſich noch feſthielten.

Aufgefallen iſt uns ferner eine eigenthümliche Anſicht des Vfs., deren Richtigkeit wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, da, wo er von den ſubjectiven Farben redet. Er meint nämlich, man könne annehmen, daſs ſich die Farben der beiden Hälften des Sonnenbildes gerade ſo, wie verſchiedene Säuren und Kalien entgegengeſetzt ſeyen, und daſs ein farbiger Strahl in dem Nerven des Auges die in ihm latente polariſch entgegengeſetzte Farbe hervorrufe, um ſich mit ihr zu ſättigen und zu neutraliſiren, ſo daſs im Nerven ſelbſt nur noch die, nicht in dem Farbenverbindungsproceſſe gezogene, übrige Farbe vorhanden und thätig ſey, und nun ſo lange als iſolirt erſcheine, bis ſie ſich ſelbſt wieder mit der Gegenfarbe zu Weiſs geſättigt habe, was einige Minuten Zeit erfodere. Auch meint er, es möchte ſich wohl in der Folge als wahrſcheinlich herausſtellen, daſs das Sehen ein chemiſcher Proceſs ſey, und zwar ein Proceſs der Verwandtſchaft in Diſtanz. Die Chemie zeige uns einen durch ein Atom Säure oder Kali willkürlich erregten Farbenwechſel. — Ein ſo groſser Verehrer der Chemie Rec. auch iſt, ſo hält er es doch für ein gewagtes Unternehmen, Alles mit ihrer Hülfe erklären zu wollen.

Nach dem Lichte folgt die Lehre von der Wärme. — Die Quelle der letzten iſt nach dem Vf. die des Lichtes: denn überall, ſagt er, wo Licht erſcheint, wird auch Wärme frey. Dieſe Behauptung möchte ſich nicht überall durchführen laſſen. Sicherlich hat der Vf. hiebey nicht an die Phosphoreſcenz der Körper gedacht; denn ſich dadurch helfen zu wollen, daſs man ſagt, die mit dem Lichte verbundene Wärme ſey bisweilen ſo unbeträchtlich, daſs man ſie kaum oder gar nicht zu meſſen vermöge, heiſst doch bloſs ſeine Schwäche umſchreiben, ohne gerade zu geſtehen, daſs man mit irgend einer Anſicht nicht überall ausreiche. Auch wiſſen wir nicht, wie der Vf. dazu kommt, die chemiſchen Wirkungen des Lichtes leugnen zu wollen, da ſolche doch wohl jetzt auſser allen Zweifel geſetzt ſind. Uebri-

gens ist es sehr interessant, was bey dieser Gelegenheit darüber gesagt wird, dass es überflüssig sey, einen eigenen Lichtstoff und einen davon verschiedenen Wärmestoff anzunehmen, da man im Stande sey, mit der Annahme eines einzigen Princips die Erscheinungen eben so einfach, als befriedigend zu erklären. Doch wird bald darauf auch nicht verschwiegen, was dieser Hypothese entgegen ist. Hierüber müssen wir auf das Werk selbst verweisen, wollen jedoch im Allgemeinen bemerken, dass der Vf. annimmt, dass das Licht aus zwey unwägbaren Elementen vereinigt aus der Sonne ausgehe, und von den wägbaren Stoffen nach verschiedenen Verwandtschaftsgraden theils durchgelassen oder zurückgeworfen, theils in seiner chemischen Constitution abgeändert und in Wärme verwandelt, theils gänzlich in seine Bestandtheile zerlegt, und zu Elektricität und Magnetismus werde.

Bey den Wärmemessern bemerkt der Vf., dass man sich zur Bestimmung grosser Kältegrade eines Weingeistthermometers bediene, indem der Weingeist bey allen bekannten Graden der Kälte nicht gefriere. Aber diese Behauptung durfte nicht so unbedingt aufgestellt werden, da bekanntlich *Hutton* Alkohol von 0,798 spec. Gewicht bey — 79° will zum Gefrieren gebracht haben, obgleich die Art, wie er dazu gelangte, nicht näher angegeben wird, so dass das Ganze noch zweifelhaft bleibt. — In der Einleitung zu der Lehre von der Elektricität steht durch einen Druckfehler „*Elekron*“ st. „*Elektron*“. Uebrigens macht Rec. besonders auf das Ende des §. 163 aufmerksam, wo der Vf. zu erklären sucht, woher bey der Reibungselektricität bey geringer Menge die starke Intensität, und beym Galvanismus bey grösserer Quantität die geringere Intensität entstehe.

Wenn derselbe auch von den anderen Arten der Elektricität spricht, und namentlich von der Luftelektricität anführt, dass sie auch durch die Axendrehung der Erde hervorgebracht werde, so hätte diess letzte auf jeden Fall eine nähere Auseinandersetzung erfodert; denn Anfänger werden sich gewiss diese Entstehungsart der Elektricität nicht deutlich machen können. Auch hätte der Vf. wohl den Oxydationszustand des Magneteisensteins genauer beschreiben sollen; denn es genügt nicht, zu sagen: solcher sey Eisen mit dem Minimum von Sauerstoff, indem ja bekanntlich das Magneteisen aus Eisenoxydoxydul besteht.

Bey der thierischen Elektricität findet man die Zahl der elektrischen Fische ebenfalls nicht vollständig angegeben. Der Vf. führt bloss fünf an, während man doch deren sieben kennt: *Torpedo narke Risso*, *Torpedo unimaculata*, *Torpedo marmorata*, *Torpedo Galvanii*, *Silurus electricus*, *Tetraodon electricus*, *Gymnotus electricus*. Auch der *Trichiurus indicus* soll nach *G. Cuvier* elektrische Eigenschaften besitzen, jedoch ist diess noch nicht genau ermittelt. Die erste und die vierte der von uns angeführten Torpedo-Arten hat Hr. *Buchner* anzuführen vergessen.

Funfzehn Tabellen zur Erleichterung des Berechnens häufig vorkommender chemisch-physikalischer Aufgaben machen den Beschluss dieses Werkes, welchem Rec. auch in dieser zweyten Auflage viele Leser wünscht.

— γλ —

PHILOSOPHIE.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer: *Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbarts Lehren;* von Dr. *J. K. Griepenkerl.* 1832. 178 S. 12. (1 Thlr.)

Es ist mit dem Wunsche, eine neue philosophische Lebens- oder Welt-Ansicht zu verbreiten, in der Gegenwart eine eigene Sache, nicht etwa allein wegen der besonderen Stellung, worin das wissenschaftliche Gebiet überhaupt jetzt zum Staate und dessen Geschäftskreise steht (welche Stellung indess eben so gut schädlich, wie heilsam gebraucht werden kann), sondern mehr wegen der allgemeinen, dem ruhigen Nachdenken keinesweges günstigen Richtung unserer Zeit. Auf der einen Seite nimmt das Politische, auf der anderen das Religiöse die Geister zu sehr in Anspruch, als dass abstracte Reflexionen sollten behaglich gefunden werden, und in den Naturwissenschaften hat die bloss empirische Behandlung längst das Uebergewicht erhalten. Man könnte vielleicht meinen, die Philosophie *Hegel's* mache hier eine ehrenvolle Ausnahme; allein Rec. wüsste doch nicht, wer von den Schülern dieses sonderbaren Mannes seine Lehre mit den übrigen Zweigen des geistigen und praktischen Lebens auf eine andere Weise, als nur durch Beybehaltung ihres allgemeinen Typus, in Verbindung gebracht hätte: eine wahrhafte Durchdringung des Denkens, Wollens und Handelns ist, sowie eine solche bey der *Fichte*'schen Lehre wegen der Opposition gegen die Anfoderungen des materiellen Daseyns unmöglich war, so bey dieser wegen ihrer Feindschaft gegen vernünftige Moral und Religion nicht zu erwarten.

Wie soll sich nun unter diesen Umständen der Philosoph verhalten? — Hr. *Griepenkerl* wählte unstreitig den nach seiner Ueberzeugung besten Weg: er warnt als ein verständiger Mann vor den Bildern einer unsteten Phantasie und Schwärmerey, lässt Politisches und Religiöses mit seinen Irrthümern, die so wie gekommen, so auch wieder verschwinden würden, bey Seite liegen, und sucht die Aufmerksamkeit auf ein philosophisches System zu lenken, in dessen Innerem er eine allseitige Befriedigung glaubt nachweisen zu können. In einer Reihe von zwanzig Briefen zeichnet er seinem fingirten Freunde (und damit jedem anderen Leser) den Weg vor, wie er *Herbarts* Philosophie studiren solle, und zwar auf eine anmuthige sowohl, wie vollständige Weise, da ihm einerseits seine ästhetische Darstellungsgabe, andererseits aber der Umstand zu statten kommt, dass

er, als einer der ältesten Schüler dieses Philosophen, über die Art und den Weg, wie man zu einem sicheren Verständnisse der Lehre desselben gelangt, ohne Zweifel nur fruchtbare Winke geben konnte. Dennoch liegt dem Ganzen eine grosse Bescheidenheit zum Grunde, denn „Niemand dürfe hoffen, sagt uns die Vorrede, durch diese Briefe *Herbarts* Philosophie genau kennen zu lernen, wenn er es verschmähe, dessen Werke selbst sorgfältig zu studiren.“

Allein — so lässt sich fragen — war *diese* Bescheidenheit hier am rechten Orte? Rec. ist allerdings mit dem Vf. derselben Meinung, dass in dem genannten Systeme alle Elemente zu einer durchgreifenden Reform nicht allein der Philosophie, sondern des geistigen Lebens überhaupt enthalten sind: um diess aber darzuthun, scheinen ihm formelle Unterweisungen nicht auszureichen. S. 90 u. f. lesen wir z. B. eine Exposition über die berühmte Methode der Beziehungen, welche dem Lernenden gewiss förderlich, und für den Kenner befriedigend ist. Wäre es dennoch aber vielleicht nicht besser gewesen, dafür über die Probleme selbst zu reden, so, dass die Methode alsdann durch blosse Abstraction verständlich war? Oder früher, S. 60 f., wird das Verhältniss angedeutet, in welchem die Ideenlehre *Herbarts* zu den übrigen Moralsystemen steht, und auf die ursprüngliche Autorität der sittlichen Beurtheilung hingewiesen: Rec. aber hätte statt dessen, was zudem in *Herbarts* Encyklopädie schon hinreichend und verständlich genug erörtert ist, lieber eine Warnung vor den vielen Missverständnissen gelesen, in welche der Anfänger so leicht in Betreff der Begriffsauffassung sowohl des ursprünglichen Urtheils, wie der einzelnen Ideen und deren Zusammenhanges mit der übrigen Wissenschaft und dem inneren Selbstbestimmen zum Handeln in der Wirklichkeit verfällt. Oder, S. 166, wird der Begriff der Zweckmässigkeit in der Natur, sowie seine Bedeutung für die Religionsphilosophie, erwähnt: wäre es dabey aber nicht insbesondere wünschenswerth gewesen, die Tiefe dieser Religionsphilosophie den Augen des Lesers wirklich aufzuschliessen, und in ihr den Centralpunct der harmonischen Weltansicht der gesammten Philosophie *Herbarts* wenigstens erblicken zu lassen, zumal da der letzte selbst über diese Seite seiner Lehre noch nicht genug, und seine bisherigen Beurtheiler meistens nur unerträgliche Unwahrheiten über sie gesagt haben?

Doch wie der Zuhörer bey gewissen Reden, so wünscht auch bey gewissen Büchern der Leser oft Manches anders zu vernehmen, ohne zu bedenken, dass der Gegenstand vielleicht aus Absicht gerade so, wie es geschehen ist, sollte behandelt werden. Und in dieser Hinsicht, gesteht Rec., kann er vorliegende Briefe nur empfehlen, weil sie ihren Zweck, zu zeigen nämlich, dass *Herbarts* Philosophie der Beachtung werth, und wie sie zu studiren sey, vollkommen erreicht haben, und das um so mehr, da über diese Lehre bis dahin wohl kein Beytrag, wenn er nur das Rechte trifft, überflüssig seyn möchte.

...ll. D.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Aachen* und *Leipzig*, b. Mayer, und *Brüssel*, b. Sommerhausen: *Godolphin*, oder *der Schwur*. Nach der 2ten Auflage des englischen Originals übersetzt von *Louis Lax*. 1834. 1ster Band. 287 S. 2ter Band. 231 S. 3ter Band. 251 S. 8. (3 Thlr.)

Charaktergemälde, wenn es je eins gab. Ein wohl begabter, schlecht erzogener Jüngling wird aus einem Schwärmer allmälich zum feinen Epicureer, in jeder Phase seines Lebens auf Augenblicke hochbeglückt, um dann in Sehnsucht nach einem ungenannten Etwas zu verkümmern, unbefriedigt selbst auf dem Gipfel seiner Wünsche. Zwey schöne Frauen theilen sich in sein Herz; auch das erhöht sein Missbehagen: die eine leidenschaftliche wird verlassen, die zweyte seine wahre Hälfte, denn sie politisirt statt seiner, ist ehrgeizig, und däucht ihm kalt. Godolphin und die einsam erzogene Lucilla, phantastisch durch Naturanlagen und Bildung, was den späteren Wahnsinn vorbereitet, die hohe stolze Konstanze sind meisterlich ausgeführt; der Schwur, den diese ihrem sterbenden Vater ablegt, die höheren Stände zu verderben, wird eher spitzfindig umgangen, als wirklich gelöst: tragen sie doch den Untergang in sich, wie der Vf. scharfsinnig darthut, dessen Roman rücksichtslos die Verhältnisse der englischen Aristokratie eben so enthüllt, als es der reisende Verstorbene that, als Bulwer in seinem England und die Engländer sie uns zeigt.

R — t.

Stuttgart, b. Balz: *Kaspar Hauser*, oder *der Findling*. Romantisch dargestellt von ***. 1834. 345 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Wer da meint, recht viel über den unglücklichen Jüngling zu erfahren, wird getäuscht. Der Vf. mochte fühlen, dass Kaspar Hauser für den Helden eines Romans viel zu sehr der Gegenwart angehöre: wesshalb er eine der Sagen, die über seine Abstammung im Umlaufe gehen, zu einem Romane im neuesten Geschmack verarbeitete, in welchem von ihm nur nebenher die Rede ist, desto mehr von anderen Dingen. Ein Fürst der schlechtesten Gattung, dem noch schlechtere Diener zur Seite stehen, verführt dort ein Mädchen, thut hier einer Gewalt an, die, wie sichs ausweist, seine Enkelin ist, und einen Vater hat, der Banditenhäuptling ist, auf phantasmagorische Künste sich versteht, und als ein zweyter Ueberall und Nirgends erscheint. Bey so vielem Mord, Wahnsinn, Blutschande, Greuelthaten jeglicher Art können die Klagen der Fürstin um den Sohn, welchen sie gestorben glaubte, kaum in Erwägung gezogen werden. Wer schmeckt noch auf der Zunge klares Wasser, nachdem er Rum, über spanischen Pfeffer abgezogen, einschlürfte? Ihr Geschick und das des vermeintlichen geraubten Kindes wäre ganz aus dem Romane zu entfernen, ohne dass solcher an Interesse sonderlich verloren hätte.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

KIRCHENGESCHICHTE.

Ravensburg, in der Gradmannschen Buchhandlung: *Geschichte der christlichen Religion und Kirche.* (Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Christus bis auf Kaiser Carl den Grossen.*) Von *Johann Nepomuk Locherer,* Pfarrer zu Jechtingen am Rhein im Grossherzogthum Baden (gegenwärtig Dr. u. ord. öff. Lehrer der Theologie in der katholisch-theologischen Facultät an der Grossherzogl. Landesuniversität Giessen). *Dritter* Theil 1826. XIV und 520 S. *Vierter* Theil 1827. XVI u. 630 S. *Fünfter* Theil 1828. XV u. 715 S. *Sechster* Theil 1829. XX u. 784 S. *Siebenter* Theil 1831. XX u. 620 S. 8. (10 Thlr. 12 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1825. No. 209. 1826. Nr. 9. 10.)

So wie sich fast zu allen Zeiten im Christenthume eine strengere und eine gemässigtere Partey unterscheiden liess, so treten in dem gegenwärtigen Jahrhunderte insbesondere in der lutherischen und katholischen Kirche diese Gegensätze wieder deutlicher hervor. Auch in der römischen Kirche, die sich sonst stets damit brüstete, dass ihre Lehren nie die geringste Veränderung erlitten hätten, und die jeden verstiess, der nicht den allgemeinen Glauben (*catholicam fidem*) zu dem seinigen machte, haben allgemach freyere Untersuchungen begonnen. Man vertraut nicht mehr der Infallibilität des römischen Oberhaupts und dem Αὐτὸς ἔφα seiner blinden Anhänger, sondern forscht selbst in der Geschichte der christlichen Vorzeit; man zieht bey Bearbeitung der Kirchengeschichte nicht allein die Annalen des Baronius zu Hülfe, sondern verkennt auch das Wahre nicht, was protestantische Kirchengeschichtsschreiber an das Licht gestellt haben. Verdientem Tadel können selbst bey katholischen, unparteyischen Schriftstellern einzelne Päpste nicht mehr entgehen, und selbst kirchliche Institute und Gesetze werden von ihrer Schattenseite beleuchtet. Die freyere Ansicht des Christenthums, welche unter allen Parteyen zahlreiche Anhänger gefunden hat, und immer mehr finden dürfte, möchte am ersten auf eine, so oft umsonst versuchte, Vereinigung der, durch ihre Bekenntnisschriften und das starre Festhalten an denselben, anscheinend so sehr verschiedenen Christensecten hinführen.

Als redlicher, wahrheitsliebender Forscher und freymüthiger Geschichtsschreiber stellt sich uns Hr. *Locherer* in dem vorliegenden Werke dar. Ohne den Ansichten seiner Kirche, wo sich dieselben mit einigem Grunde vertheidigen lassen, etwas zu vergeben, kann er doch nicht umhin, mancher gegenwärtigen Einrichtung, z. B. der erzwungenen Ehelosigkeit der Geistlichen, der Entziehung des Kelches im Abendmahle, als in der früheren Kirche nicht begründet zu gedenken. Er versäumt nicht seine Meinung mit, oft zu zahlreichen, Stellen aus den Quellen zu belegen; und wenn auch diese öfters aus *Schroeckh* entlehnt, und häufig mit dessen Worten angeführt sind, so wollen wir ihm diess nicht so sehr verargen, da theils hierin der Beweis liegt, dass er einer Stelle gleiche Wichtigkeit mit *Schroeckh* beylegt, theils aber auch die Uebersetzungen des letzten sich recht gut lesen. Unverkennbar ist das Bestreben, seinen Glaubensgenossen eine kritische Kirchengeschichte zu liefern, und gern bekennen wir, dass sowohl Plan als Ausführung uns nicht unbefriedigt gelassen haben.

Der 3te Theil enthält die Geschichte der Ketzereyen von den Irrlehrern zur Zeit der Apostel an bis auf die Hypsistarier, dann die Geschichte der Schismatiker und der erheblicheren theologischen Streitigkeiten bis auf die Synoden von Arles, Nicäa und Karthago, hierauf die Geschichte der Moral und der Sitten der Christen, die Geschichte der kirchlichen Gebräuche, Feste und Kirchenzucht und endlich die Geschichte des Mönchwesens, nebst einem Anhange über die Geschichte der vornehmsten Märtyrer. Der 4te, 5te und 6te Theil enthalten die Geschichte der christlichen Kirche von Constantin bis auf Muhamed, und der 7te führt sie bis auf Carl den Grossen fort, welcher den ersten grösseren Ruhepunct in derselben bildet. Jedem Zeitraume ist die politische Geschichte vorausgeschickt, und nun werden in besonderen Hauptstücken die Geschichte der Hierarchie, der vorzüglichsten Kirchenschriftsteller, der Lehrart, der Glaubenslehre, der Ketzereyen, der Schismatiker, der Moral und Sitten, der kirchlichen Gebräuche, Feste und der Kirchenzucht, so wie das Mönchswesen behandelt, eine Einrichtung, welche einen leichten Ueberblick verstattet.

Bey dem Ueberblicke der politischen Geschichte dieser Periode wünschten wir den Zustand des römischen Reiches vorangestellt zu sehen, da die Völkerwanderung, welche Hr. *L.* zuerst berichtet, aus chronologischen Rücksichten eine spätere Erwähnung verdiente, und am besten, ohne ein besonderes Capitel in der Kirchengeschichte zu bilden, sogleich mit in die römische Staatsgeschichte verwebt werden konnte.

Vom Attila wird im IV Theile S. 8 behauptet, daſs ihn Papſt Leo der Groſse, begleitet von den angeſehenſten Männern der Hauptſtadt, durch Wohlredenheit und Geſchenke beſänftigt, d. h. vom weiteren Vordringen nach Rom abgehalten habe. Dieſe Erzählung gründet ſich auf Prosper, welcher ſie *Chron. ad a.* 452 aufgezeichnet hat. Wenn wir aber auch eine Theilnahme Leo's an dem damals mit Attila geſchloſſenen Frieden zugeſtehen müſſen, ſo lagen doch, wie bereits *Heyne* (*de Leone M. pontif. Rom. Attilae et Genſerico ſupplice facto. Opusc. acad. Vol. III. p.* 134) aus einander geſetzt hat, Gründe genug vor, welche den Attila, ohne auf die Perſönlichkeit des römiſchen Papſtes Rückſicht zu nehmen, veranlaſſen konnten, Italien zu verlaſſen, da, wie auch *Jornandes de reb. Get. Cap.* 49 berichtet, ihm ein jährlicher Tribut zugeſagt worden war. — Dem oſtgothiſchen Könige Theoderich werden Th. IV. S. 17 u. V. S. 174 viele Lobſprüche geſpendet, weil er ſein Reich, nicht wie viele andere *zeitgemäſse* (!) Fürſten der Barbaren auf die Stärke der Waffen, ſondern auf das Glück ſeiner Unterthanen gegründet habe. Sein Verfahren gegen Boëthius läſst uns aber in ihm einen eben ſo grauſamen Herrſcher erblicken, als ſeine Zeitgenoſſen waren, ohne daſs er ihnen an Bildung vorausgeſchritten wäre. Wenn ferner S. 60 dem Sohne des Licinius, welchen Conſtantin der Groſse ermorden lieſs, ein 11jähriges Alter zugeſchrieben wird, ſo ſtimmt dieſs nicht mit S. 71, wo derſelbe 26 Jahr alt und bereits 10 Jahre im Beſitze der Würde eines Cäſars geweſen ſeyn ſoll. Das dritte Capitel, vom Sturze des Heidenthums, wünſchten wir vorangeſtellt zu ſehen, da Conſtantin der Groſse dem Chriſtenthume nicht erſt den Sieg gab, ſondern als ſtaatskluger Herrſcher nur darin nachgab, und das beförderte, wofür die Mehrzahl ſeiner Unterthanen ſich bereits entſchieden hatte. Bey der Geſchichte des Kaiſer Julian vermiſſen wir ein kritiſches Urtheil über ſein Verhalten gegen die Chriſten. Die Chriſtenverfolgungen in Perſien werden weitläuftig berichtet. „Die Chriſten zu quälen," ſagt Hr. *L.* (S. 158), „wurde allem Scharfſinne der Grauſamkeit aufgeboten." Welche Conſtruction! — Bey der Ausbreitung des Chriſtenthums in Gallien wird des Biſchofs Martin von Tours S. 201 gedacht, wobey einer Stelle des Sulpicius Severus Erwähnung geſchieht, die ſich aber in der *vita b. Mart.* nicht im 10ten, ſondern im 13ten Capitel vorfindet. Von den bey der Verbreitung des Chriſtenthums geſchehenen auſserordentlichen Begebenheiten meint der Vf. S. 254, daſs derjenige einen ſehr gefährlichen Standpunct wählen würde, der es geradezu leugnen wollte, daſs *mitunter* auch wahre Wunder gewirkt worden wären. Es kommt aber allein auf den Begriff „Wunder" an, ob wir ihm hierin Beyfall geben ſollen. Daſs es im Plane der Vorſehung lag, daſs das Chriſtenthum zahlreiche Anhänger finden ſollte, läſst ſich nicht bezweifeln; aber wir ſind darum nicht genöthigt, an einen gewaltſam eingreifenden, den regelmäſsigen Lauf der Dinge ſtörenden Act einer unmittelbaren Wirkſamkeit Gottes zu denken, da ſo viele aus der damaligen Zeit uns aufbewahrte Erzählungen offenbar das Gepräge der Leichtgläubigkeit und Wunderſucht an ſich tragen. In dem Verzeichniſſe der Ausgaben des Euſebius ſucht man die Ausgabe von *Zimmermann* vergeblich. Unter den S. 499 verzeichneten Vorwürfen, welche von dem Hieronymus dem Lactanz gemacht werden, findet ſich auch dieſer, daſs er die Engel vom Teufel verführt und aus ihrer Vermiſchung mit den Weibern die irdiſchen Dämonen erzeugt werden lieſse. Aber ſchon *Juſtinus M. Apol. I*, 44, *Tertullian de hab. mul. Cap. II* und *Tatian orat. ad Graec. C. XI* hegten gleiche Meinung. Die Schrift *de mortibus perſecutorum* wird hier unbedingt dem Lactanz beygelegt; es dürften doch die dagegen erhobenen Zweifel einige Beachtung oder wenigſtens Erwähnung verdient haben. S. 512 muſs in der Geſchichte des Athanaſius anſtatt des Namens *Baſilius* geſetzt werden *Gregor*. Das Urtheil über dieſen ungeſtümen und leidenſchaftlichen Kirchenlehrer iſt faſt zu günſtig ausgefallen; und wenn S. 513 behauptet wird, daſs derſelbe jedesmal in der Wahrheit beſtanden habe, ſo möchte dieſs denn doch nicht entſchieden ſeyn. Die offenbar übertriebene Lobpreiſungen enthaltende Leichenrede des Gregor von Nazianz iſt nicht als unparteyiſche hiſtoriſche Quelle zu betrachten. Lobt doch dieſer an ſeinem Freunde die Sanftmuth, eine Tugend, welche wir gerade am meiſten ihm abſprechen müſſen. Vom Hilarius von Poitiers lieſt man S. 524, daſs er als Chriſt den Umgang mit Juden und Ketzern ſo vollkommen vermieden habe, daſs er ſie nicht einmal grüſste, und zwey Seiten ſpäter findet man, daſs er in Phrygien mitten unter Arianern gelebt, ſich ſehr ſchonend gegen ſie betragen und ſogar Antheil an den Gebeten ihrer Kirche genommen habe. Wie läſst ſich Beides vereinigen? Des *Nonnus Paraphraſe* des Johanneiſchen Evangeliums ſoll dem kritiſchen Leſer *nicht* ganz *un*entbehrlich ſeyn; ſoll wohl heiſsen: nicht ganz entbehrlich. Die Ausgabe des Sulpicius Severus von *Clericus* beſteht nicht aus 2 Octavbänden, ſondern aus einem Bande, mit fortlaufender Seitenzahl. Vermuthlich hat der Titel: *in duos tomos distributa* Hn. *L.* irre geleitet. *Clericus* hatte zuerſt die Briefe des Sulpicius mit abdrucken laſſen, und dieſe als den zweyten Theil betrachtet, unter denen aber *de Prato* in ſeiner leider unvollendet gebliebenen Ausgabe dieſes Schriftſtellers zwey, als unächte, bezeichnet.

Im 5ten Theile erfährt man S. 16, daſs Johannes Chryſoſtomus die Mönche, welche müſſig die Stadt durchzogen, darüber *beſchnarcht* — ein Ausdruck, welcher Th. VI. S. 342 ſelbſt von Jeſu gebraucht wird — und *nachdruckſamſt* gegen die Putzſucht der Wittwen geeifert habe. Hier lieſsen ſich ja leicht andere Worte wählen. Zu günſtig iſt das Urtheil, welches über Gregor den Groſsen S. 198 gefällt wird, daſs er Einſicht und Klugheit mit Strenge und Sanftmuth verbunden habe. *Henke* (allg. Geſchichte d. chriſtl. Kirche Ausg. I. 1788. Th. I. S. 228)

sagt, daſs er den Namen des Groſsen nur wegen seiner Einfalt und Ceremonienliebe verdient habe, und so viel ist gewiſs, daſs er die Gebrechen seines Zeitalters nicht bloſs theilte, sondern dasselbe an einzelnen noch übertraf. Giebt doch Hr. *L.* S. 203 selbst zu, daſs sein Eifer, die Heiden zu bekehren, die Grundsätze christlicher Mäſsigung zuweilen überschritten habe, wie er z. B. dem Bischofe Johann von Cagliari den Befehl gab, die hartnäckigen Landleute in Sardinien durch erschwerte Abgaben zur Annahme des christlichen Glaubens zu zwingen. Die gelehrten Kirchenväter in der ersten Hälfte dieses Zeitraums hält der Vf. S. 217 fast alle für Verehrer und Nachahmer des unsterblichen Plato. Aber wie groſs auch der Einfluſs des Neuplatonismus auf das Christenthum war, so weichen doch die Neuplatoniker selbst zu sehr von Plato in ihren Meinungen ab, als daſs man noch in ihrem, mit dem Christenthume vermischten, Glauben eine groſse Aehnlichkeit mit den ursprünglichen Lehren des Plato hätte finden sollen. Wie wenig Hr. *L.* seine Ansichten durch die Satzungen seiner Kirche für gebunden achtet, lehren vorzüglich die Capitel über Volksschulen, Auslegung der Bibel und Gebrauch derselben. Nachdem er S. 226 das Verfahren des Presbyters Protogenes von Edessa erzählt hat, der sich der heiligen Schriften zum Unterrichte der Jugend bediente, schlieſst er mit folgender, sehr wahren Bemerkung: „Erfreulich ist's, aus den, wenn gleich mangelhaften Nachrichten über den Bestand der Volksschulen sich belehren zu können, daſs das Lesen der göttlichen Schriften und ihre Erklärung in solchen Schulen ausdrücklich betrieben ward. Die Engherzigkeit jener Theologen, die das göttliche Buch so ungern in den Händen des gemeinen Mannes sehen, und viel Arges deſswegen für den orthodoxen Glauben fürchten, möchte sich durch Protogenes etwas beschämt fühlen." Selbst von seinen Glaubensgenossen führt er den Uebersetzer der Homilieen des Chrysostomus über das Evangelium *Johannes Schneider* an, dessen Vorname aber nicht *Eulegius*, sondern *Eulogius* ist, und dessen Bemerkung S. 243 nicht eine hassende, sondern eine passende genannt zu werden verdient. „Wenn Chrysostomus," schreibt dieser, „es schon zu seiner Zeit für ein Verbrechen hielt, keine Bibel im Hause zu haben, was würde er erst heutzutage sagen, da die Anschaffung dieses Buches durch die allgemein ausgebreitete Buchdruckerkunst so sehr erleichtert ist? da die Gotteshäuser so reich dotirt sind, daſs sie wohl, anstatt überflüssiger Kirchenzierathen, gute Bücher und vorzüglich *brauchbare* Bibelübersetzungen kaufen und dem dürftigen Landvolke in die Hände geben könnten? Hoffentlich wird wohl niemand mehr das Verbot des Tridenter Kirchenrathes, die Bibel ohne ausdrückliche Erlaubniſs des Seelsorgers zu lesen, ein Gebot, *das einzig auf jene Zeiten taugte*, heutzutage noch für allgemein verbindlich ansehen." — Bey der Tradition unterscheidet Hr. *L.* sehr richtig eine rituale Tradition von der dogmatischen. So rechnet Basilius der Groſse (*de spir. Cap.* 27) unter die, aus der Tradition der Apostel in der Kirche aufbewahrten, Lehren und Vorträge die Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze, die Richtung des Betenden gegen die Sonne, die Segnung des Taufwassers u. dergl., und *Hieronymus adv. Lucifer.* führt beyspielsweise als kirchliche Tradition, die das Ansehn der geschriebenen Gesetze behauptet, an das dreymalige Untertauchen des Täuflings, die Mittheilung von Milch und Honig nach der Taufe und andere kirchliche Gebräuche. In der strengen Beobachtung dieser früheren Gebräuche wird nun kein denkender Christ das Wesen des Christenthums suchen; auch die katholische Kirche hat sich nie durch sie für gebunden erachtet, und z. B. bey der Taufe die *submersio* eingestellt, sich also von der Tradition entfernt. Weſshalb soll nun die dogmatische Tradition eine allgemein verbindliche Gültigkeit haben? Ist sie nicht ein wahrer Proteus, oft sich selbst geradezu widersprechend, *tam ficti pravique tenax, quam nuntia veri?* Nach welchen Kriterien soll ihre Zuverlässigkeit beurtheilt werden? Nach ihrer gröſseren oder geringeren Verbreitung? Oder was der päpstliche Stuhl zu bestimmen für gut fand? — Eben so wenig können wir zugeben, daſs diese dogmatische Tradition ein *unverkennbares* Bedürfniſs gewesen sey (S. 258), um die Schriften zu bestimmen, welche kanonisches Ansehn hatten. Denn wenn auch Rufinus schreibt, daſs man nur aus den Denkmälern der Väter und Uebereinstimmung der einzelnen Kirchen sich belehren könne, welche Bücher von jeher für ächt katholisch gehalten worden wären: so erwähnt er ja besonders die Schriften der Väter und nur als ungefähren Anhaltepunct den bisherigen Gebrauch der Kirchen. Uebrigens bekennt Hr. *L.* selbst, daſs die Tradition der Exegese unendliche Nachtheile gebracht habe, da die letzte sich nur als dienstbare Magd der Tradition zeigen durfte. Bey dem Satze des Augustin, welchen Hr. *L.* S. 261 mittheilt: „Ich würde dem Evangelio nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehn der katholischen Kirche (d. i. das Zeugniſs der Tradition von ihrer Canonicität) dazu bewegte," dürfte die eingeschobene Erklärung des Vfs. als sehr gewagt erscheinen, da S. 313 selbst eingestanden wird, daſs derselbe Augustinus (*de peccat. merit. III*, 7) die Traditionszeugnisse für die Lehre von der Erbsünde, nicht als kanonische Beweise gegen die Behauptung seiner Gegner ansehe, sondern ihrer nur gedenke, um zu zeigen, wie vom Anfange des Christenthums an die Lehre von der Erbsünde von allen Lehrern des Evangeliums vorgetragen worden sey. — Die Ueberschrift des 10ten Capitels im 4ten Hauptstücke: *Zustand der Polemik* wäre richtiger gewesen: *Zustand der Apologetik und Polemik*, da der Apologetik die erste Hälfte des Abschnittes gewidmet ist. — Die Gnade wurde von Augustinus nicht *proveniens*, sondern *praeveniens* (auch *antecurrens*) genannt; sie sey *irresistibilis*, welchen bezeichnenden Ausdruck man nicht hätte mit Stillschweigen übergehen sollen. Gegen die S. 373 gegebene Uebersetzung der Stelle des Lactanz (*Instit. IV*, 6. §. 1. 2) dürfte sich Manches

erinnern lassen. *Deus — sanctum et incorruptibilem et irreprehensibilem spiritum genuit, quem filium nuncuparet, — patria virtute pollentem.* Hr. *L.* verdeutscht diess durch: „Gott hat einen heiligen, *unzerstörlichen* Geist gezeugt, welchen er seinen Sohn nannte, — dass er besitze die väterliche Kraft und Majestät." Genauer dürfte die Uebersetzung seyn: Gott zeugte einen heiligen, unverführbaren und tadellosen Geist, den er Sohn nannte, — weil er die väterliche Vollkommenheit besass. Denn die beiden Ausdrücke *incorruptibilem et irreprehensibilem* müssen in Verbindung mit *sanctum* von dem geistigen Verderben des Menschen, von dem Jesus frey war, erklärt werden, und die letzten Worte zeigen keine Absicht, sondern den Grund an, warum er ihn Sohn nannte. — Mit Unrecht wird S. 334 dem Gregor von Nyssa der Glaube an eine Zurechnung der Adamitischen Sünde beygelegt, da S. 427 ausdrücklich hervorgehoben wird, dass er den, vor der Taufe verstorbenen, Kindern die Seligkeit keinesweges abgesprochen habe, indem er sie von allem Bösen frey und noch in keine Krankheit der Seele verfallen erklärte. — Hinsichtlich des Abendmahls können wir nicht zugeben, dass die Väter den wesentlichen Charakter desselben grösstentheils sehr genau bestimmt, und sich zu der später sogenannten Transsubstantiationslehre entschieden bekannt hätten. Der Lehrbegriff war hier eben so schwankend und unbestimmt, wie in anderen Dingen. In dem Werkchen *de Mysteriis seu de Initiandis*, das man gewöhnlich dem Ambrosius beylegt, und woraus Hr. *L.* hier mehrere Stellen mittheilt, liest man: *Post consecrationem corpus Christi significatur.* Diess wird übersetzt durch: Nach der Segnung wird der Leib Christi *angezeigt*; richtiger: nach der Einsegnung bedeutet es (*sc. panis*) den Leib Christi. Die Uebersetzung von *Cyrill. Hierosol. Catech. mystagog. I* ist aus *Schroeckh T. XII. p.* 435 wörtlich entlehnt. In der Stelle des Lactanz (*Instit. VI,* 21) muss *obliturum* nicht durch *auslöschen*, sondern durch *„vergessen"* übersetzt werden. Da Hr. *L.* des Victor von Antiochia S. 458 gedenkt, so hätte er ihm auch einen Platz unter den Kirchenschriftstellern einräumen sollen. Uebrigens ist der Commentar desselben über das Evangelium des Marcus nur in der lateinischen Uebersetzung noch vorhanden, auf deren Treue man sich allein nicht verlassen kann. — In der Geschichte der Lehre von der Ehe sagt der Vf. S. 466, dass der Apostel Paulus Ephes. V, 32 die Ehe ein grosses Sacrament nenne. Aber wie kann man μυστήριον im Deutschen durch *Sacrament* übersetzen, wenn wir auch zugeben wollten, dass *sacramentum* im Lateinischen, wenn auch höchst unvollkommen, auf ein durch einen geleisteten Eid zu bewahrendes Geheimniss hindeute? Die falsche Uebersetzung der Vulgata, welche in dieser Stelle μυστήριον durch *sacramentum* wiedergiebt, hat allein die Ehe zu einem Sacramente erhoben. Es ist daher ein grosser Irrthum, wenn Hr. *L.* sagt, dass die Kirchenväter von der Ehe, als von einer um so heiligeren Sache (*sacramentum*) gesprochen hätten, weil Paulus sich selbst dieses Ausdrucks bedient habe. Aber μυστήριον ist doch wohl nicht gleichbedeutend mit *sacramentum*? — Eben so wenig beweisen die angeführten Stellen aus *Cyrill Al.* und *Ambrosius* dafür etwas, dass man die Ehe schon damals als Sacrament betrachtet, und wenn man sich auch nicht dieses Ausdrucks bedient, doch die Idee davon gehabt habe, und Augustinus, der sie nur (*de bon. conjug. C. VII*) *cujusdam sacramenti res* nennt, trägt sehr verschiedene Ansichten von ihr vor. Ueberhaupt hat uns dieser Abschnitt am wenigsten im ganzen Werke befriedigt; es ist Hn. *L.* bey dieser Lehre durchaus nicht gelungen, das Dogma seiner Kirche unbefangen zu beurtheilen.

Im Abschnitte vom Fegefeuer sagt der Vf. S. 499, dass sich dieser Glaube der *ältesten Kirche* in die Periode nach Constantin herüber vererbt, und einige nähere Bestimmungen erhalten habe. Wir glauben nicht, dass der Begriff eines Fegefeuers so früh schon in der Kirche herrschend gewesen sey, und finden bey den frühesten Kirchenlehrern nur weitere Auslegungen der biblischen Aussprüche von einem höllischen Feuer; erst Gregor der Grosse redet in bestimmten Ausdrücken von einem Fegefeuer, durch welches begangene Sünden abgebüsst werden sollten, und erzählt von mehreren Personen, die nach ihrem Tode wieder erschienen, und ihre Freunde um ihre Fürbitte zur Erlösung aus dem Fegefeuer ersucht hätten. Eine schlaue Speculation des Klerus! — Das griechische λόγος drückt Hr. *L.* bald durch Wort, bald durch Vernunft aus, was aber z. B. S. 518 für den des Griechischen unkundigen Leser sehr störend ist, weil er dadurch in völlige Ungewissheit versetzt wird. Die Lehre des Arius wird in der Geschichte des durch ihn erregten Streites mit dem Pinsel des Athanasius etwas zu grell dargestellt, da man schon damals die gehässigsten Consequenzen aus den Lehrsätzen Anderer zu ziehen verstand. Die vom Arius häufig vom λόγος gebrauchten Ausdrücke κτίσμα καὶ ποίημα τοῦ πατρὸς, um welche eigentlich der ganze Streit sich drehte, hätten nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Ob die Presbyter Vitus und Vincentius im *Namen des Papstes Sylvester* der Synode zu Nicäa beygewohnt haben, dürfte sehr zu bezweifeln seyn; lassen doch andere katholische Kirchengeschichtsschreiber den Bischof Hosius von Corduba im Namen des Papstes den Vorsitz führen, was auf einer offenbaren Unwahrheit beruht.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

KIRCHENGESCHICHTE.

Ravensburg, in der Gradmannschen Buchhandlung: *Geschichte der christlichen Religion und Kirche.* (Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Christus bis auf Kaiser Carl den Grossen.*) Von *Joh. Nepomuk Locherer* u. s. w. Dritter bis siebenter Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit freymüthiger Unparteylichkeit spricht der Vf. seinen Tadel über den Papst Liberius und sein Verhalten in diesen Streitigkeiten aus, den er auch in vollkommenem Masse verdient. Den Schluss dieses Capitels hätten besser noch die Bemerkungen gebildet, welche man S. 604—606 liest, und die einen recht fasslichen Ueberblick des ganzen Streites gewähren. „Die Lehren des Glaubens, heisst es S. 611, sind Gegenstände der zartesten Berührung, mehr Sache eines frommen, kindlichen Herzens, als erklärbar dem Verstande im Buchstaben und Worte." Wie ist dann aber ein Vortrag in Glaubenslehren denkbar? Hr. *L.* sagt selbst S. 638: „Was bloss Sache des Verstandes und Herzens ist muss durch liebreiche Belehrung und überzeugende Gründe vom Gegentheil berichtiget und so der Erkenntniss des Irrthums und einer besseren Ueberzeugung der Weg gebahnt werden." Wenn aber etwas dem Verstande unerklärbar ist, wie kann ich da noch überzeugende Gründe aufstellen? Die Anhänger des Macedonius werden übrigens wohl nur durch einen Druckfehler *Pneumatochen*, anstatt *Pneumatomachen*, genannt. S. 677 kann man nicht abnehmen, wer gezwungen worden sey, in einem befestigten Thurme seinen Körper vor Misshandlungen zu schützen, ob Augustinus, oder Hieronymus, oder wohl gar Pelagius.

In der Geschichte der Nestorianischen Streitigkeiten oder vielmehr Zänkereyen, mit welchen der 6te Band beginnt, wird das Verhalten des Papstes Coelestin einer bitteren Rüge unterworfen, und ihm Uebereilung Schuld gegeben und nachgewiesen. Bey Gelegenheit der auf der Ephesinischen σύνοδος ληστρική geschehenen Verfluchung des Nestorius und seiner Ketzerey sagt der Vf. sehr treffend S. 28: „Es hält etwas schwer, in diesen Fluchsprechern die Prediger des Liebe predigenden Evangeliums und die Unterhirten des sanftmüthigen Oberhirten Jesus zu erkennen." Und doch war es die katholische Kirche, die bey Veranlassung des Jubeljahres 1825 um Ausrottung der Ketzer betete! — Sehr freymüthig nennt Hr. *L.* den Ausspruch des Bischof Firmus aus Cappadocien: Der heilige Stuhl des Coelestinus hat diesen Streit schon entschieden, eine *Unverschämtheit*. Auf derselben Seite (33) ist uns der Satz: Unter Einem annullirte Theodosius alle vorangegangenen Verhandlungen der Synode, ganz unverständlich; eben so, wie S. 41, Z. 4, wo man nicht abnehmen kann, wer eine Rede gehalten hat. Die Lehre des Nestorius, Maria sey eine Christusgebärerin, nicht aber eine Gottesgebärerin, möchte nicht den Namen eines Paradoxon verdienen. Dem Aërius wird S. 238 Schuld gegeben, dass er die Osterfeyer aus dem seichten Grunde verworfen habe, weil Paulus Christum für das aufgeopferte Osterlamm erklärt; aber derselbe tadelte nicht sowohl die Osterfeyer, sondern nur das Pascha, als die Opfermahlzeit, welche die Christen nach jüdischem Gebrauche noch feyerten. Was aber die andere angebliche Irrlehre des Aërius anlangt, so ist aus der von Hn. *L.* wörtlich aus *Schroeckh* Th. VI. S. 238 entlehnten Uebersetzung einer Stelle des Epiphanius (*Haeres. Cap.* II. III) so viel klar, dass Aerius die Fürbitte für Verstorbene, und zwar aus dem triftigen Grunde bestreitet, weil man dann nicht nöthig habe, fromm und tugendhaft zu leben, sondern sich nur Freunde zu verschaffen suchen müsse, die für uns nach dem Tode beteten, damit wir für die im Leben begangenen Sünden nicht abgestraft würden. Das Urtheil über ihn ist daher wohl etwas zu hart, dass er mit seinen auffallenden Neuerungen, die nichts Anderes, als Aergernisse erzeugen und Störungen in der kirchlichen Praxis hervorbringen mussten (ist diess wohl ein zureichender Grund?), bey Vernünftigen (?) keinen Eingang gefunden habe, zumal da die Zahl seiner Anhänger (Philastrius nennt sie wohl irrig Enkratiden) nicht unbedeutend gewesen zu seyn scheint. — Die Beschuldigungen gegen den Jovinian sind ebenfalls sämtlich aus dem so leidenschaftlichen Ankläger Hieronymus entlehnt, darum grösstentheils unerwiesen. Das Gesetz des Kaiser Honorius, dessen Hr. *L.* S. 249 gedenkt, und das sich im *Cod. Theodos. To. V de hae. l.* 53 vorfindet, dessen Aechtheit wir übrigens gar nicht bezweifeln wollen, erwähnt aber nicht eines Jovinianus, sondern eines Jovianus; und *Schroeckh*, Th. IX, S. 264, erinnert mit Recht, dass man aus der Stelle des Hieronymus (*adv. Vigilant. Cap. I*) schliessen müsse, dass Jovinian schon ums Jahr 406 gestorben sey. Gleichwohl fällt die

Verordnung des Honorius ins Jahr 412. Milder wird Vigilantius beurtheilt, wenn ihm auch die Verwerfung des Gebetes der Heiligen und ihrer Anrufung, was doch S. 263 selbst unter die Gebrechen der Zeit gerechnet wurde, sehr vorgeworfen wird. Jedoch giebt Hr. *L.* selbst zu, dass Vigilantius es nicht über sich vermocht habe, eingeschlicheneu Missbräuchen das Wort zu reden, sondern Muth genug besessen habe, sich dagegen zu erklären. — In der Lehre vom ehelosen Stande sollten Basilius der Grosse und Hieronymus nicht mit Stillschweigen übergangen worden seyn, da ihre übertriebenen Lobpreisungen der Ehelosigkeit sehr wesentlich zur Beförderung derselben beytrugen. — Vortrefflich ist der Abschnitt vom Cölibate der Geistlichen bearbeitet, so dass wir nicht umhin können, der Vermuthung Raum zu geben, Hr. *L.* habe bey der Abfassung seiner Kirchengeschichte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, das Widerrechtliche, im Christenthume Unbegründete und Unsittliche der erzwungenen Ehelosigkeit des katholischen Klerus nachzuweisen. Möchten seine Worte nicht verhallen, sondern recht viel dazu beytragen, diesem unnatürlichen Zustande bald ein Ende zu machen! Den Sturz der Moralität der Sitten der Klerisey hätten wir lieber gleich bey dem Cölibate erwähnt gesehen, da das Capitel von den Sitten der Klerisey sich leicht mit diesem vereinigen liess. — „Eine offenbare Schande für Bischöfe," sagt Hr. *L.* S. 393, „sich die Residenz bey ihren Gläubigen *gebieten* lassen zu müssen," muss wohl heissen: „*verbieten* lassen zu müssen," wie S. 477 anstatt Γενέφλια gelesen werden muss Γενέθλια. Von dem Papste Xystus II liest man, dass er die Leichname der Apostel Petrus und Paulus, den des ersten aus dem Vatikan, den des letzten von der nach Ostia führenden Strasse, woselbst sie nach des Eusebius (*Hist. eccles. II,* 25) Zeugnisse begraben lagen, während der Verfolgung des Kaiser Valerianus, in die Katakomben nach Rom versetzen liess. Eusebius bezeichnet aber in der angeführten Stelle den Ort keinesweges genau, wo die Leichname des Petrus und Paulus begraben liegen sollen, sondern führt nur die Worte eines gewissen Cajus an, welche folgendermassen lauten: Ἐὰν γὰρ θελήσῃς ἀπελθεῖν ἐπὶ τὸν Βατικανὸν, ἢ ἐπὶ τὴν ὁδὸν τὴν Ὠστίαν εὑρήσεις τὰ τρόπαια τῶν ταύτην ἱδρυσαμένων τὴν ἐκκλησίαν. Wo jeder einzelne begraben worden sey, darüber giebt Eusebius weiter keinen Aufschluss, und Hr. *L.* folgte wohl nur der Tradition, wenn er das Grab des Petrus in den Vatikan, des Paulus auf die nach Ostia führende Strasse versetzt. Der Verehrung der Bilder ist der Vf. keinesweges hold, räumt vielmehr S. 518 ein, dass, wenn man bey dem ursprünglichen Zwecke wäre stehen geblieben, nämlich die Bilder nur als Gegenstände frommen Andenkens an Tugendhelden zu betrachten, des Abergläubischen (lieber Aberglaubens) weit weniger unter dem *katholischen* Volke würde gefunden werden. — In der katholischen Kirche, berichtet uns Hr. *L.* S. 532, findet sich kein Altar vor, auf dem Messe gelesen wird, in dem nicht der Bischof bey seiner Einweihung Reliquien einmauert. Rec. erlaubt sich die Frage: Wo sollen denn immer Reliquien genug aufgefundeu werden? Freylich lassen sich dieselben ins Unendliche vervielfältigen, da schon Gregor der Grosse verschiedenen Personen Schlüssel überschickte, in denen sich Feilspäne von den Ketten des Apostel Petrus befanden; aber wenn schon Gregor von Tours sich beschwert, dass Leute im Lande herumzögen, welche Wurzeln und Zähne von Mäusen und Ratten für Reliquien von Heiligen verkauften, und die Synode von Saragossa Can. II im Jahre 592 für nöthig fand, zu verordnen, dass die in der Kirche der Arianer aufgefundenen Reliquien der Feuerprobe unterworfen seyn sollten: so kann man den Berichten neuerer Reisenden wohl Glauben beymessen, welche uns von dem ausgedehnten Reliquienhandel Roms einen sehr vortheilhaften Begriff machen. — Die Stelle, welche aus dem Sulpicius Severus S. 544 angeführt wird, befindet sich nicht im 9ten, sondern im 12ten Capitel. In der Lehre von der Taufe wird behauptet, dass bey keinem religiösen Acte sich die Kirche in Beobachtung der Ceremonieen so gleich geblieben wäre, als bey dieser Handlung. Diess ist jedoch nur zum Theil wahr. Denn was zuerst die äusseren Gebräuche anlangt, so ist die *submersio* in der abendländischen Kirche ganz ausser Gebrauch gekommen, und bey den Protestanten (freylich wird diese Hr. *L.* nicht zur Kirche rechnen) findet sich in den Formularen der Kirchenagenden kaum noch die *abrenuntiatio diaboli* vor, da doch früher jeder Täufling exorcisirt wurde. — Dass frühere Concilien den Klerikern verboten, für Taufen Bezahlung zu nehmen (S. 574), wünschten wir auch von allen protestantischen Obrigkeiten beherzigt zu sehen, damit nicht ihre Geistlichen länger auf einen Erwerb angewiesen würden, der für sie eben so entehrend ist, als für diejenigen, die sie dazu nöthigen. In der Lehre vom Abendmahle wird deutlich gezeigt (S. 586), dass das Entziehen des Kelches bey dem Genusse desselben gegen des Papstes Gelasius I Ausspruch geschehen, und nur Manichäer diess in den damaligen Zeiten gethan hätten. Mit welchem Rechte thun diess also die Katholiken jetzt? — Hr. *L.* wundert sich, dass das Concil zu Laodicea die *Mathematiker* aus der Kirche verwiesen wissen will; aber mit diesem Worte verband man damals einen ganz anderen Begriff, als jetzt. Schrieb doch auch Sextus Empiricus *adversus Mathematicos!* — Die Geschichte des Mönchswesens beginnt S. 653 mit den Worten: „Es sey uns erinnerlich, wie es von jeher in der christlichen Kirche Männer und zum Theil auch Weiber und Jungfrauen gegeben habe, die sich einer höheren Vollkommenheit beflissen" u. s. w. Gerade aber diess ist das πρῶτον ψεῦδος, denn vom Anfange zogen sich die Christen nicht in die Einsamkeit zurück; und wenn es Hr. *L.* an anderen Stellen dem Einflusse des Neuplatonismus zuschreibt, dass die Menschen nach einer hier unerreichbaren Tugend zu streben suchten, so durfte diess hier bey den *operibus super-*

erogationis nicht vergessen werden. — Das contemplative Leben der Wüstenbewohner, liest man S. 655, und ihre, wenn gleich auf mystische Abwege führende Anwendung der göttlichen Schrift aufs Leben, wies auf eine weit geniessbarere Frucht ernsten Schriftstudiums hin, als jene war, welche wortklaubende und streitlustige Theologen bey ihren immerwährenden Disputationen in stets wechselnden Glaubensformeln darboten.“ War aber diess wohl Anwendung des Christenthums, wenn jeder in die Wüste floh, jeder als Anachoret den anderen mied? Dass diese sich selbst nutzlos marternde Askese dem Evangelium gerade entgegengesetzt war, und die Pflicht der Selbsterhaltung mit ihr im offenen Widerspruche stand, hätten wir gern näher angedeutet gesehen. Der Verbreitung des Mönchswesens in den Abendländern durch Johannes Cassianus hätte sollen weitläuftiger gedacht werden, da er der Erste war, der diese Sitte des Morgenlandes in jenen Gegenden einführte.

Der siebente Theil umfasst die Periode von Muhamed bis auf Carl den Grossen. Dass der letzte über *ganz* Deutschland geherrscht habe, möchten wir nicht unbedingt unterschreiben, da Böhmen, Mähren, Schlesien, überhaupt die slavischen Völker sein Scepter wohl nicht anerkannten. Von den Arabern sagt der Vf. S. 15: das Klima flösste ihnen hohen *Geistessinn* und Empfänglichkeit für Dichtkunst ein. Was ist Geistessinn? Rec. kann sich dabey nichts denken. Und ist nicht die menschliche Phantasie unter allen Himmelsstrichen dieselbe, und tritt überall, wenn auch stets in eigenthümlichem Gepräge, hervor? Der Norden hatte eben sowohl seine Skalden und Barden, als der Süden seine Troubadours und Minnesänger, und Ossian und Motanabbi machten nur von einem und demselben Vermögen Gebrauch, als sie einst ihre Gesänge dichteten. Die Charakteristik, welche uns vom Muhamed gegeben wird, lässt uns kein rechtes Gesammtbild von diesem Manne auffassen. Die Aufgabe des pragmatischen Geschichtsschreibers ist es, die einzelnen Charakterzüge eines Mannes so zu ordnen, dass sie gleich den Strahlen eines Hohlspiegels einen gemeinschaftlichen Focus bilden, und so einen Totaleindruck in dem Gemüthe des Lesers zurücklassen. Hier werden uns nur divergirende Linien gegeben, die sich nicht vereinigen lassen. Der Prophet wird wegen seines guten Herzens gelobt, und doch zugleich eingestanden, dass er nicht bloss ein Schwärmer und Betrogener, sondern vielmehr ein *Betrüger* gewesen sey. Welches Bild kann sich da wohl der Leser von diesem Manne entwerfen? — Dem Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, werden viele Lobsprüche ertheilt. Hr. *L.* hält zwar die Mittel, deren er sich zu seinem Bekehrungsgeschäfte bediente, nicht für rein evangelische, meint aber, dass man den Mann nach seinem Zeitalter beurtheilen müsse. Der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, ist aber zu sehr verrufen, als dass wir darin eine Entschuldigung finden sollten, wenn auch die Propheten der Juden mit ihm verglichen werden. Die Mittel, welche Bonifacius zur Bekehrung der Heiden anwendete, waren immer noch von der unschuldigsten Art, da er z. B. das Christenthum desswegen empfahl, weil die Länder der Christen fruchtbar und überflüssig mit allen Erzeugnissen des Bodens versehen wären, während die Heiden nur kaltes, dürres Erdreich besässen. Ob übrigens der päpstliche Stuhl die Basis der christlichen Einigkeit sey, und die Synoden die Wächterinnen besserer, reinerer Sitten, wie Hr. *L.* S. 108 in einem sehr lang gedehnten Satze behauptet, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Das Reich des Glaubens ist frey und muss frey seyn; nur eine ideale Einheit ist im christlichen, wie in jedem anderen Glauben denkbar. Trotz der päpstlichen Hierarchie, welches Jahrhundert ist frey von Ketzern gewesen? Nahmen nicht ungeachtet aller Synoden die Sitten der Christen, insonderheit der Klerisey, an Reinheit ab? Bonifacius vermehrte das Ansehn des Papstes, um als Gesandter desselben selbst an Achtung und Einfluss zu gewinnen. Die Vergrösserung der Macht der Päpste in diesem Zeitraume wird besonders von den Appellationen an den römischen Stuhl abgeleitet und den von ihnen ausgesandten Missionen. Aber es sind noch andere Gründe vorhanden, welche aufgezählt werden konnten, unter denen die steigende Gewalt des Klerus überhaupt nicht der geringste ist. Rom sandte auch nicht allein Missionäre aus, sondern auch Constantinopel; wie z. B. Cyrillus und Methodius, welche Mähren bekehrten, von letzter Stadt ausgingen. — Das Capitel über den Ursprung der weltlichen Herrschaft des Papstes ist mit besonderem Fleisse und Sorgfalt ausgearbeitet, und zeigt von der seltenen Unparteylichkeit des Verfassers. Nur wünschten wir nicht S. 136, von einer oberpriesterlichen Macht des Papstes zu lesen, und S. 142 den Satz: In der Geschichte des Papstthums u. s. w. zu einem Anacoluthon verunstaltet zu sehen. Für eine Uebertreibung ist es wohl zu halten, wenn S. 345 in den monotheletischen Streitigkeiten berichtet wird, dass eine Rede des Maximus den Zorn der kaiserlichen Abgeordneten in so hohem Grade entzündet habe, dass sie sich hastig von ihren Sitzen erhoben, über ihn herfielen, ihm den Bart ausrauften, ihn mit Fäusten schlugen und von unten bis oben mit ihrem Geifer bedeckten, dergestalt, dass der Gestank davon sich erst mit der Reinigung seiner Kleider verlor. Welch eine ekelhafte Erzählung! Wie man etwas unter die *Aegyde* (*sic*) der Tradition stellen könne S. 350, ist Rec. dunkel. Bey der Erzählung der Bilderstürmerey hätte nicht sollen vergessen werden, dass frühere Concilien den Gebrauch der Bilder in den Kirchen ganz untersagten. Schon das Concilium Illiberitanum setzte Can. III ausdrücklich fest: *ne quod colitur et adoratur in parietibus depingatur.* Die Uebersetzung, welche uns S. 404 von dem Kanon eines, in einer unbekannten Stadt Ostfrankens von Bonifacius gehaltenen, Concils mitgetheilt wird, ist besonders gegen das Ende ganz unverständlich. Ob die Mönche die Forstcultur sehr befördert haben, dürfte wohl sehr

zu bezweifeln ſeyn, da ein Verlangen nach den Erzeugniſſen der Forſte damals noch nicht vorhanden war. Jene machten ſich im Gegentheile dadurch ſehr verdient, daſs auf ihre Veranlaſſung viele Stücken Holz ausgerottet und in für die damalige Zeit vorzüglicheres, tragbares Ackerland umgewandelt wurden.

Wir wünſchen aufrichtig, daſs der Vf. ſein Werk, das ſehr umfaſſend zu werden ſcheint, glücklich vollenden möge. In den erſten Bänden ſind wir, unerachtet der jedesmal dem folgenden Bande angehängten, oft über drey Seiten betragenden Druckfehlerverzeichniſſe, auf eine groſse Menge von Druckfehlern geſtoſsen, die zumal bey Eigennamen ſehr ſtörend ſind. So lieſt man Thl. IV S. 52 *Cordula* für *Corduba*, 104 *Queden* für *Quaden*, 132 *Geza* für *Gaza*, 168 *Theodoratus* für *Theodoretus*, 200 *Trojas* für *Troyes*, 376 *Innandes* für *Jornandes*, 454 *Somenus* für *Sozomenus* u. a. m. Der letzte Band zeichnet ſich durch Correctheit aus; auch iſt dieſem ein Regiſter über die erſten ſieben Theile beygegeben, welches Kürze mit Vollſtändigkeit verbindet. Druck und Papier gehören zu den beſſeren.

R. D. N.

SCHÖNE KÜNSTE.

Aarau, b. Sauerländer: *Mnemoſyne.* Schilderungen aus dem Leben und Beyträge zur Kenntniſs des menſchlichen Herzens. Zum Vergnügen und zur Bildung der weiblichen Welt. Von der Verfn. der Bilder des Lebens. 1834. 1ſter Thl. *Nanina.* gr. 12. 279 S. 2ter Thl. *Die ſtille Alpe am Vierwaldſtädter See. Briefe über den Beruf und die Bildung der Frauen.* 324 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Ein liebenswürdiger junger Graf aus dem nördlichen Europa luſtwandelt in der franzöſiſchen Schweiz, und beſchützt mit einiger Gefahr ein junges Mädchen gegen die Unarten franzöſiſcher Soldaten. Nanina ihrerſeits wird die Retterin des ſchönen Mannes aus allerley Drangſalen zu Waſſer und zu Land, bey welchen Rettungen hinüber und herüber die Herzen eine Uebergabe erleiden, und eine ſo redliche, daſs ſie nach einer Trennung von elf Jahren, bey dem ungehofften Wiederfinden des Geliebten, noch eben ſo zärtlich und ſo treu ſchlagen, als bey der erſten Begegnung, welche wunderbare Beſtändigkeit die Vfn., wie billig, durch ein geſchloſſenes Eheband und häusliche Glückſeligkeit belohnt.

Die Erzählung des erſten Bandes hat wohl durchdachte, anmuthig ausgeſprochene Sentenzen, auch lebendig gefärbte Naturſchilderungen der Nanina, dürfte aber, ungeachtet der ſtreng ſittlichen Haltung, kein Leſebuch für junge Mädchen ſeyn, welche ſich leicht einbilden könnten, daſs in der Welt, wie im Roman, nicht bloſs die Liebe des Weibes, auch die des Mannes, gegen jede Entſagung und Entbehrung aushielte, und das Hüttenleben, wovon die zärtlichen Seelen zu Siegwarts Zeiten ſo viel träumten, Jahre lang beglückte, und nie unbequem und nüchtern erſchiene. Madame *La Roche* hat in Roſaliens Briefen eine ſolche dauerhafte Liebe zweyer Perſonen aus den höheren Ständen beſchrieben, die halb freywillig, halb durch die Umſtände gezwungen, in der gröſsten Dürftigkeit, von der menſchlichen Geſellſchaft geſchieden, ihre Tage abhaſpelten, ohne Murren und Reue. Hier geſchieht ungefähr das Nämliche, aber romanhafter und hübſcher zurechtgeputzt. Das Zierliche ſoll die Neigung gewinnen; wem man geneigt iſt, dem glaubt man auch. Unſere Zeit verſchmäht das Zahme, das Ungewöhnliche ſetzt in Erſtaunen; und ſo können die anmuthigen Kinder, die denn auch mit ihrer Zeit zuſammenhängen, durch das Frappante angezogen an die wunderbare Beſtändigkeit der Liebenden im Buche glauben, und allenfalls vor dem Spiegel erproben, ob ſie in dem idylliſchen Coſtüme ſich ſo artig ausnehmen werde, wie Clementine in ihrer Hütte am Pilatusberge.

Die Abhandlung über weibliche Bildung iſt nicht allein ſehr gut geſchrieben, gedrängt, ernſt, ohne Härte, ſondern auch in Meinung und Richtung untadelich, überhaupt als die Krone des Werkes zu erachten.

F — k.

Carlsruhe, Kunſt-Verlag von: W. Creuzbauer etc. *John Flaxman Umriſſe zu Dante Alighieri's Göttlicher Komödie.* 1 Lieferung Hölle. Auch mit italiäniſchem, franzöſiſchem und engliſchem Titel. 1 Heft in Pappe, mit 26 K. in Lexikon 8, der Text quer in Duodez. (1 Thlr. 12 gr.)

Dieſe wohlfeilen Copieen berühmter Umriſſe, erläutert durch die beygedruckten bezüglichen Stellen aus dem wohlbekannten Gedichte, werden Allen willkommen ſeyn, welche das, was der Dichter mit Worten zeichnet, auch gern bildlich vor ſich ſehen. Hiezu kommt ein billiger Preis, welcher dieſe Nachbildung bedeutend zugänglicher macht, als das koſtbare engliſche Original iſt. In wiefern aber dieſes von jener mehr oder weniger glücklich erreicht iſt, vermögen wir nicht zu entſcheiden, da uns nicht vergönnt war, eine unmittelbare Vergleichung anzuſtellen. Abgeſehen davon, erſcheinen die Figuren gut gezeichnet, die Charaktere treffend aufgefaſst; auch die Arbeit des Stechers iſt wohl gerathen.

Was den Text betrifft, ſo nimmt ſich neben den italiäniſchen, deutſchen und engliſchen *Verſen* die franzöſiſche *Proſa* ganz eigenthümlich aus. Indeſſen mag man ſie doch vielleicht noch lieber leſen, als das Reimgeklingel, welches die Dichter der ſogenannten groſsen Nation in ihrer Eitelkeit ſo gern über alle anderen älteren und neueren Dichterweiſen wegſetzen.

Die Ausſtattung kann man vortrefflich nennen; die Kupfer (Stahlſtiche?), auf ſtarkem Velin, haben in dem ebenfalls auf Velin ſchön gedruckten Texte eine ſehr anſtändige Nachbarſchaft.

Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Brockhaus: *Wiener Bilder*, von *W. Alexis.* 1833. VI u. 453 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. will keine ausgeführten Schilderungen, keine detaillirten und gründlichen Nachrichten über Wien, über Kunst und Wissenschaft, Volks- und vornehmes Leben geben: überall stellt er dar, nicht „*wie es ist*, sondern *wie es scheint*;" überall sollen Bilder sich abrunden, wobey freylich des Bilderns, Schillerns und Scheines fast zu viel ist, und man vom Vf. gern Gründlicheres empfinge, da er mit seiner leichten freyen Beobachtungsgabe, mit seinem offenen richtigen Sinne, seinem klaren und scharfen Verstande und seiner Empfänglichkeit für alles Edle und Grosse viel Würdigeres und Werthvolleres geben könnte. Der spielende leichte Conversationston steht ihm zwar ganz gut; ja man könnte an der Lebendigkeit seiner Bilder, an der Hervorhebung des Pikanten, an den Sprüngen von Einem zum Anderen nach den Regeln des leichten geselligen Lebens wohl gar ein französisches Talent in ihm erkennen; wenn nicht eine gewisse deutsche Breite, die doch zuweilen selbst nicht gar ferne von der Langweiligkeit und Mattigkeit bleibt, und sich zu sehr in der Kleinigkeitskrämerey gefällt, ihr Recht an ihm behauptete. Freylich bringen auch 19 Bogen über Wien, in denen man doch eigentlich noch zu wenig über dasselbe erfährt, die Reisekosten ein! — Nur gegen das Ende des Buchs hin wird der Vf. ernst, gedankenreich, feurig, und sein Stil wird energisch, weil er aus der Spielerey herauskommt, und das Herz anzusprechen anfängt.

Nachdem er nämlich das äussere sich darstellende Leben vom Magnaten bis zum Fiacker herab in leichten Pinselstrichen abgezeichnet, nachdem er die Wiener Kochkunst weidlich charakterisirt, überallhin Ausflüge gemacht, das Grün in Wien eben so wie den Kahlenberg, die Magnatenpalläste wie den Prater geschildert hat, kommt er auf die interessanten Capitel: „*Aufklärung, Aristokratie, Liberalismus*," und schliesst mit seinem *eigenen politischen Glaubensbekenntnisse*. Er gehört keinesweges zu jenen Schreiern, welche hohl absprechend in Oesterreich nur ein grosses Gefängniss für alle Geistesfreyheit sehen; vielmehr hebt er fast mit einer gewissen Vorliebe, wenigstens mit Wärme das Gute in Oesterreich heraus, er erkennt das „alte österreichische System an, wonach Oesterreich glücklich und vollkommen seyn soll in sich und durch sich," wesshalb es denn auch keine fremden Zeuche und Weine einlässt; damit sie aber der Bürger nicht entbehre, druckt man wenigstens fremde Bücher, und presst ausländische Weine nach. Der Vf. erkennt den reichen Fonds schöpferischer Kraft an, — selbst im geistigen Leben, — der noch im österreichischen Kaiserstaate ruhe; dennoch setzt er sehr witzig über das Capitel, wo er von Geistesbildung und von Schulen handeln will, die Ueberschrift: „der *Hemmschuh*," und erklärt es für seine Eigenheit, die ihm auf Reisen aufstossenden Erscheinungen symbolisch zu nehmen, so auch die überall im Oesterreichischen gefundenen Tafeln, auf denen ein Hemmschuh abgebildet sey. — Geistreich und treffend beantwortet er sich die Frage, wie die Idee eines altaristokratischen Staates mit der Idee eines vollkommenen Polizeystaates sich vertrage. Jene Idee, meint er, sey den altgermanischen Begriffen vom getrennten Rechte der Stände, diese der neufranzösischen vom gleichen Rechte aller Bürger entsprungen. Jene bedurfte keines Schutzes, als der in der Sache selbst lag, das patriarchalische Element sträubte sich gegen jede controlirende Beaufsichtigung; diese erfand die Polizey, um von Staatswegen zu beaufsichtigen, dass sich Niemand mehr Recht anmasse als der Andere. — Die Aristokratie sey noch mächtig, die Polizey aber allmächtig in Oesterreich. Ein solcher Bund halte aber nicht lange aus; was sich von Natur widerstrebe, trenne sich wieder. — Scharf aufgefasst ist seine Ansicht von der österreichischen Aristokratie. Er lässt ununtersucht, ob sie die Schuld trage, dass Oesterreich keinen höheren Rang einnehme unter den Vorwärtsstrebenden, oder ob sie es gewesen, welche diesem Staate in den europäischen Stürmen den festen gesunden Boden gerettet, aus dem mehr für Deutschland hervorgehen *könne*, als die liberale Sehnsucht erwarte, oder ob sie den Wurmstich am Lebensbaume, die Polizeyverschlingung, nähre. Die österreichische Aristokratie scheine und scheine nicht (denn nur auf den *Schein* kommt es zu seinen Bildern dem Vf. an); sie trage nicht immer ihren schweren Magnatenrock, und habe nicht nöthig zu sagen: „seht, der bin ich eigentlich, es ist nur Herablassung von mir, dass ich mit Euch so familiär thue." Niemand zweifle an der Bedeutung, dem Einflusse des österreichischen Aristokraten, an seinem „Gebornen;" er könne in den Tavernen liegen, mit den Handwerksburschen am selben Tische gebackene Hähnel oder Puter spei-

sen, aus vollem Herzen lustig seyn, ohne zu fürchten, sich etwas zu vergeben. Nur wo der Adel in bestrittenem Rechte und gekränktem Besitze genöthigt sey, jeden Augenblick sein Recht zu bewachen, und diess nicht besser thun zu können glaube, als durch „*gemachte Vornehmheit*," nur da beleidige seine Erscheinung, und wecke Neid und Missgunst. Zwar halte auch in der österreichischen grossen Welt die Gesellschaft in jenem engsten dürrsten Begriffe zusammen, sie sey wie überall ein geschlossenes Corps, aber dennoch herrschten bequemere und liberalere Sitten. Feudaldruck sey im eigentlichen Oesterreich unbekannt, grosse Männer seyen aus dem Adel hervorgegangen, die Familien haben ihre Ehre durch würdige Stiftungen populär erhalten, der Adel habe also noch *mitgelebt mit der Zeit*; er sey kein Gegenstand des Hasses, welches erst eintrete, wo er stagnire, verknöchere, versteinere, wo er diese Absonderung von dem allgemeinen Lebensflusse inne werde, und statt alles daran zu setzen, sein Blut auch wieder flüssig zu machen, zusammenhalte, und mit der Gier eines Geizhalses das Ueberkommene festhalte und verschliesse. Freylich gehe auch dem österreichischen Adel das grosse Lebenselement ab, das den englischen und schwedischen so lange mit dem Volke in Verbindung hielt, die untadelige Vermischung mit dem Bürgerstande; auch dort regiere in aller Herbigkeit das gespenstige Phantom von der Reinheit des Blutes. — Die Beamtenstellung, welche in Norddeutschland alles industrielle Leben umspinne und bedinge, werde nicht so gesucht, sie gebe, da die Titel fehlen, keinen Glanz; auch habe der Oesterreicher keinen angebornen Hang zur Geschäftsthätigkeit. Es gebe keine Leibeigenschaft, der Adel strebe nicht, dem Bürger wegzunehmen, wonach dieser verlange, er enge ihm nicht den Boden ein zum Stehen, er entziehe ihm nicht die Luft, er wolle ihn nicht regieren und bevormunden u. s. w. Dennoch schwebe über Oesterreichs Zukunft ein dunkler Schleier u. s. w. Viele interessante Bemerkungen bringen Gehalt in diese leichten Skizzen. *W. Alexis* ist ein eifriger Preusse, ein warmer Freund Berlins; dennoch meint er, was unangenehm Sprödes, Selbstgenügliches in der preussischen Erscheinung sey, könne den gemüthlichen Wiener nicht ansprechen, darauf beschränke sich die Abneigung. Ja er geht wohl in seiner Unparteylichkeit und objectiven Betrachtung der Dinge fast zu weit, wenn er in Berlin die Bühne entwürdigt nennt, da sie aus einem Organe für Volksbildung, Erhebung und Frohsinn zum „*moralischen Bordell*" versunken sey. Aber auch mit dem Volkstheater in Wien sey es aus; und nur äusserlich lebendig, aber nicht eigenthümlich, nur der Gelegenheit dienend, sey das Theater an der Wien. — Gerne läse man etwas ausführlichere und gründlichere Nachrichten über Kunst- und wissenschaftliches Leben in Wien, aber der Vf. geht mit einigen Sarkasmen und mit dem Witze vom „*Hemmschuh*" darüber hin. Zuletzt giebt er in einem Anhange sein *politisches Glaubensbekenntniss*, welches eine tüchtige, ächt deutsche, freysinnige, aber keinesweges demagogische Gesinnung ausspricht, und das wegen seiner Klarheit, Nüchternheit und gebildeten Einsicht wohl recht weite Verbreitung verdiente.

Druck und Papier sind ausgezeichnet.

A. S.

Leipzig, b. Gebr. Reichenbach: *Reisetaschenbuch, oder statistisch-historischer Wegweiser durch die königl. sächsis. grossherzoglich und herzoglich sächsischen, fürstl. schwarzburgischen und fürstl. reussischen Länder*, von L. Freyherrn *von Zedlitz*. 1834. VI und 304 S. 8. Mit einer Reisecharte. (1 Thlr. 12 gr.)

Dieses sehr zweckmässige Taschenbuch verdient von denen, welche durch die auf dem Titel erwähnten Länder reisen wollen, alle Beachtung. Man findet darin des Vorzüglichsten gedacht und überall die lautersten Quellen benutzt. Die Statistik von Sachsen ist grösstentheils nach den Mittheilungen des sächsisch statistischen Vereins aufgenommen; was über die anderen Staaten gesagt ist, gründet sich gleichfalls auf genügliche Autorität. Das Buch zerfällt 1) in eine statistisch-historische Abtheilung, und zwar a) das Königreich Sachsen; b) statistisches Uebersichts-Tableau der übrigen Staaten; c) Wohnplätze in den grossherzogl. und herzogl. sächs. Staaten; 2) Dresden und seine Umgebungen; 3) 63 verschiedene Reiserouten; 4) der thüringer Wald; 5) das Erzgebirge; 6) die sächsische Schweiz und der Oybin; 7) Heilbäder und Mineralquellen; 8) besondere Notizen für Reisende, Posten, Münzen, Masse, Gewichte, Gasthöfe u. s. w. In den einzelnen Abschnitten ist eine alphabetische Ordnungsfolge beobachtet, wodurch das Aufsuchen jedes einzelnen Gegenstandes sehr erleichtert wird.

Wir bemerken hier noch einige nachtragungswerthe Veränderungen und kleine Irrungen zum Behufe einer folgenden Ausgabe.

S. 12. Die gräflich Einsiedelsche Gemäldesammlung ist aufgelöset. S. 13. Seit dem Bestehen des statistischen Vereins im Königreiche Sachsen werden keine Consumentenlisten mehr eingereicht. S. 18. Die Stellmacherey ist mehr im Amte Dippoldiswalda und im Amte Lauterstein als Schwarzenberg zu finden. S. 26. Das Ministerium des Inneren hat der Staatsminister *von Carlowitz* zu verwalten; demnächst hat auch der Staatsminister *v. Minkwitz* die Angelegenheiten des königlichen Hauses zu besorgen. S. 38. Zu Altenzelle befindet sich kein königliches Gestüte mehr. S. 63. In der Friedrichsstadt befindet sich keine Freymaurerloge, sondern nur ein Erziehungsinstitut, das von Freymaurern erhalten wird. S. 72. Die Friedrich-August-Schule in Dresden ist schon seit 2 Jahren wiederum aufgelöset. S. 73. Eine polytechnische Anstalt, die Dr. v. *Ammon* leite, giebt es in Dresden nicht, sondern nur eine technische Bil-

dungsanstalt unter dem Ober-Inspector *Lohrmann*. S. 80. Die Rüstkammer besteht nicht mehr, und ihre Schätze sind unter verschiedene andere Anstalten vertheilt, und das Gros in einer neuen, auf vaterländische Geschichte Bezug habenden Sammlung vereiniget. S. 92. Das Schloss zu Gross-Sedlitz ist von der verwittweten Königin nicht immer bewohnt worden. S. 94. Das *Hôtel au bon Marché* zu Moritzburg empfiehlt sich keineswegs durch eine gute Aufnahme. S. 95. Die Pulvermühle in der Umgegend von Potschappel ist eingegangen. S. 97. Zu Wackerbarthsruhe befindet sich kein Erziehungsinstitut mehr. Auf derselben Seite muss es statt *Weisenstein* heissen *Wesenstein*. S. 101. Herzogswalde ist keine Poststation mehr, sondern diese ist nach Tharandt verlegt. S. 127. Bey Klappendorf möchte statt *ziemlich guten* stehen *ziemlich schlechten*. S. 134. Der General-Consul *Göhring* ist bereits todt. S. 147 Z. 16 v. u. muss statt *Wienra* stehen *Wiera*.

Die dem Reisetaschenbuche beygegebene Reisecharte ist recht brav, und enthält Alles, was auf Strassenwesen Bezug hat, deutlich und bestimmt.

C. v. S.

MECHANIK.

Paris: *Traité de Mécanique* par *S. D. Poisson*, Membre de l'Institut, du Bureau des Longit. et de l'Université de France etc. *Seconde Edition*. 1833. Tome I, II. XXXVI und 782 S. gr. 8. Mit 4 und 3 Kupfertaf. (7 Thlr. 8 gr.)

Des Vfs. *Traité de Dynamique* (Paris 1811) wurde 1821 als *Lehrbuch der Mechanik* von *Eduard Schmidt* mit ruhmwürdiger Sorgfalt und Sachkenntniss übersetzt, auch von *Gauss* in Göttingen dem deutschen Publicum empfohlen. Die vorliegende neue Ausgabe ist durch sehr gewissenhafte fernere Bearbeitung des berühmten Verfassers dergestalt abgeändert und durch neue Darstellungen vermehrt worden, dass sie als ein neues Werk um so mehr anzuschaffen ist, je weniger man bey dem jetzigen Zustande des wissenschaftlichen Buchhandels in Deutschland es erwarten darf, dass irgend ein Verleger sich mit einer neuen Uebersetzung befassen werde. Da über die Vorzüge der neuen Ausgabe schon anderwärts genau berichtet worden ist, so benutzt Rec. hier die seltene Veranlassung, mit einem so classischen Lehrer, als *Poisson* ist, über Verbesserung der Infinitesimal-Methode sich zu berathen.

In Frankreich giebt es Meister der Wissenschaft, die nur auf festem Boden fortzuschreiten wünschen! Ich werde hier, sagt Hr. *Poisson* S. 14, durchaus und lediglich der *Methode der unendlich kleinen Grössen* mich bedienen. Man vermuthe nicht etwa, dass hiemit eine Rückkehr zur Infinitesimalmethode angedeutet werde, und dass dem Vf. früherhin auch eine Furcht vor den unendlich kleinen Grössen angewandelt sey, welche den verdienstvollen *Lagrange* zur Erfindung seines Functionen-Calculs veranlasste, in welchem keiner unendlich kleinen Grösse erwähnt, sondern jede derselben übersprungen wird. In Frankreich weniger, als in Deutschland, ist die Scheu vor der sogenannten Schlüpfrigkeit der unendlichen Grössen in eine Art von Wasserscheu ausgebrochen, und *Poisson* ist dieser Krankheit niemals unterworfen gewesen; denn da er bey allen seinen Lehrvorträgen der Mechanik ihre wirkliche Anwendbarkeit auf *stetigen* Zeitverlauf und *stetige* Raumdurchlaufung vor Augen behielt, so musste er ja immer schon der Ueberzeugung seyn, die er gegenwärtig S. 14 dargelegt hat: *Les infinement petits ont donc une existence réelle, et ne sont pas seulement un moyen d'investigation imaginé par les geometres!* — Indem er die Gleichungen $X + dX = X$, $dX + ddX = dX$ u. s. w. als überzeugend richtig anerkennt, auch ohne sich die unendlich kleinen Grössen als völlig $= o$ geworden zu denken, so sollen auch diese Gleichungen, als Hauptsätze des Infinitesimal-Calculs, für alle Beweise genügen. Rec. hat diesem *relativen* Verschwinden seine Gültigkeit und bündige Beweiskraft anderwärts anerkannt, dabey aber das *absolute* Verschwinden, nach welchem nur $X + o = X$; $dX + o = dX$ u. s. w. braucht behauptet zu werden, als einzig nöthigen Grundsatz zur Rechtfertigung der strengsten Infinitesimal-Methode aufgestellt.

Für alles kleiner und kleiner werden der Differentiale dx und dX nicht nur, sondern namentlich auch für deren $= o$ werden und geworden seyn, schien es dem Rec. einen wesentlichen Gewinn der natürlichsten, anschaulichsten Vorstellungen zu gewähren, dass man das sogenannte Differential dx nicht als ein unendlich kleines *Wachsthum* der veränderlichen Grundgrösse x, sondern als eine der veränderlichen x während ihrer sämmtlichen Veränderlichkeit hinzugefügte *Belegung* fodere, um dadurch für das Functionsdifferential $dX = X'dx$ die Function X' zu finden; wobey er denn zu behaupten wusste, dass mit $dx = o$ geworden, auch $dX = X'dx = X'.o$ allemal völlig $= o$ geworden seyn muss! Die grössten Lehrer der Differentialrechnung behaupten dagegen, dass diese Verschwindung wegfallen könne, wo für irgend einen Werth des x die Function X' unendlich gross werde; daher dann eine Special-Inquisition zur Auffindung des brauchbaren dX nöthig sey. Schon in der Schrift *Formulae radii osculatoris* (Dresd. 1825) hat Rec. diese Besorgniss als eitel, und die Special-Inquisition als unrichtig erwiesen; und in dem *Lehrbuche des Infinitesimal-Calculs* hat er §. 2 S. 68 dieser Besorglichkeit uns gänzlich überhoben erklärt, nachdem er in der Vorerinnerung IX S. L dargethan, dass X' schlechterdings niemals ein solches *unendlich* grosses ∞ werdend, noch ein solches *überendlich* grosses ∞ geworden seyn könne, welches ein $dX = X'dx = X'.o$ gebe, das irgend etwas anderes als ein völliges $= o$ werdend oder geworden seyn könnte; obgleich *Lagrange* auch diesen Irrthum der Infinitesimalisten durch seine *endlichen* Grössen

mit Euklidischer Strenge als eine ausgemachte Wahrheit erwiesen zu haben behauptet.

Jener Special-Inquisition hat Hr. *Poisson* nicht erwähnt, sondern versichert, im *Journal de l'Ecole polytechnique* gezeigt zu haben, wie man, um das bestimmte Integral $\int_a^b \frac{dfx}{dx} dx$ aufzufinden, den unendlich grossen Werth, der für irgend einen Werth der Function fx (unser X') eintreten möchte, vermittelst einer Reihe von *imaginären* Werthen umgehen könne. Rec. glaubt, z. B. bey Auffindung der Integral-Constante für die *Soldnerschen* Logarithmen, es anschaulich dargethan zu haben, dass die unendlich grossen Werthe kein Hinderniss in Summirung der Reihen verursachen, auch wo ihre Summe aus dem Positiven ins Negative, oder umgekehrt übergeht.

Mit Vergnügen bemerkte Rec., dass auch Hr. *Poisson* die alte, seit geraumer Zeit als unrichtig verurtheilte Definition des Integrals, dass es die Summe der unendlich vielen Zwischenwerthe sey, wieder aufgenommen hat. Rec. hat sie als die *sächliche* Definition behauptet, und neben ihr auch die neuere, als die *calculatorische*, für beachtungswerth anerkannt. Ueberdiess aber verlangt Rec., dass nicht nur ∫dX als Summe der *unendlich* vielen unendlich kleinen dX, sondern auch als Summe der *überendlich* vielen zu $=0$ gewordenen dX gerechtfertigt werde; so wie er für die Differentialrechnung behauptet, dass alle ihr eigenthümlich zugehörigen Aufgaben am kürzesten und nettesten durch die Grenzwerthe der Differentialquotienten $\frac{dX}{dx} = \frac{0}{0}$ abgeschlossen werden. — Für das Parallelogramm der Kräfte hat der Vf. seinen Beweis hier neu verbessert mitgetheilt, des Hrn. *Duchaila* Beweis dagegen unerwähnt gelassen. In diesen Blättern ist er schon 1832 Nr. 234 und 1833 Nr. 195 beurtheilt, in der Hallischen A. L. Zeit. aber von einem anonymen Recensenten ein *Eytelwein* bedauert worden, dass er nicht in seinem (classischen) *Handbuche der statischen Wissenschaften*, statt seines (bündigen) Beweises, den (unbündigen) des Hrn. *Duchaila* benutzt habe.

In §. 193 der ersten Ausgabe wurde es bey Begründung der Dynamik geradezu eingestanden, dass der Hauptsatz dieser Wissenschaft, die Proportionalität der Kräfte und der durch sie bewirkten Geschwindigkeiten, eine blosse Hypothese sey, welche dagegen in der neuen Ausgabe als Theorem behandelt wird. Hr. *Drobisch* äussert, dass ihm aller seiner Bemühung ungeachtet der Beweis desselben nicht überzeugend geworden sey. Unseres Erachtens zerfällt dieser Beweis in sich selbst, erscheint als Zirkel im Beweise, weil die dabey genannte *kleine* Zeit doch ein unendlich kleiner Zeitverlauf, also ein werdender, und für den Abschluss völlig $=0$ gewordener Zeitpunct seyn muss. — Da Hr. *Poisson* einen Beweis für diesen Fundamentalsatz der Mechanik zu suchen, Hr. *Drobisch* diesen Beweis sorgfältig zu prüfen für nöthig erachteten: so folgt daraus, dass beiden namenswerthen Mathematikern noch kein bündiger Beweis z. B. für die mechanische Grundgleichung $\frac{dv}{2gdt} = \frac{P}{M}$ bekannt war. Denn ist diese Gleichung in ihrer ganzen Allgemeinheit bündig erwiesen, so ist ja eben damit auch die Proportion $P : P' = M\frac{dv}{2gdt} : M\frac{dv'}{2gdt} = dv : dv'$ allgemein dargethan. Rec. glaubt in seinem Lehrbuche: *Die nöthigsten Lehren der allgemeinen Maschinen-Mechanik* (Dresden 1828), strenger und bündiger, als es irgendwo geschehen ist, und auch für Anfänger deutlich, dargethan zu haben, dass $\bar{v} = \frac{vv}{4g}$ bedeutend, $\frac{dv}{2gdt} = \frac{dv}{ds} = \frac{ddv}{2gdtdt} = \frac{P}{M}$, die drey Grundgleichungen der Mechanik ausmachen, dadurch erweisbar, dass $\frac{P}{M}$ den dynamischen und jede der drey ersten Gleichungshälften einen phoronomischen Ausdruck der Beschleunigungs*zahl* ausmacht. An Unterscheidung zwischen Beschleunigung und Beschleunigungs*zahl* war wohl nicht zu denken, so lange man zwischen Geschwindigkeit und Geschwindigkeitsmass zu unterscheiden unbesorgt geblieben war. Früher wurde Rec. diese Unterscheidung als eine metaphysische Spitzfindigkeit vorgeworfen. Nachdem in der neuen Ausgabe auch *Poisson* sie für nöthig erklärt hat, ist sie von Hrn. *Drobisch* als richtig anerkannt worden. Was aber die Geschwindigkeit selbst betrifft, heisst es: *La vitesse d'un point matériel en mouvement est une chose, qui reside dans ce point, et n'est pas susceptible d'une autre definition.* Seit vielen Jahren schon pflegte Rec. zu sagen: Geschwindigkeit ist ein im Zeitpuncte völlig gegenwärtiger Zustand eines bewegten Körpers, durch dessen Fortsetzung im Zeitverlaufe Raumlängen durchlaufen werden. Nachdem er aber in seiner *Widerlegung der Kantischen Naturphilosophie*, Dresden 1828, zwischen Ruhe und Ruhigkeit, Bewegung und Bewegtheit zu unterscheiden nöthig gefunden hatte, glaubte er auch in der Mechanik kürzer und netter sagen zu können: *Geschwindigkeit ist Grösse der Bewegtheit.*

F. G. v. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

SPRACHLEHRE.

Essen, b. Bädeker: *Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre*, mit Berücksichtigung der Theorieen *Becker's*, *Herling's*, *Schmitthenner's* und anderer Sprachforscher; als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Grammatik, welche als Wissenschaft wird auftreten können, von Dr. *Karl Hoffmeister*, Rector des Progymnasiums zu Meurs. Erstes Bändchen. XX und 139 S. Zweytes Bändchen. VIII u. 225 S. 1830. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Einem solchen Manne, wie Hn. *H.*, begegnet man auf dem Gebiete der Literatur mit Vergnügen. Er denkt so scharf; er ist so klar; ihm ist es um die Förderung der Wissenschaft zu thun; er klebt nicht am Alten, er ehrt die Fortschritte der Zeit, aber er stellt sich auch kühn und offen den Irrthümern Anderer entgegen. Im vorliegenden Werke hat er es mit den Verfassern der neuesten deutschen Grammatiken zu thun: er betritt mithin ein Feld, auf welchem die Deutschen in neuester Zeit mit erstaunlichem Fleisse und mit nicht geringem Erfolge gearbeitet haben, so dass man kaum wähnen sollte, es wäre noch etwas zu thun übrig. Und doch ist dem so; doch hat der Scharfsinn unseres Vfs. Manches entdeckt, was die bisherigen Schriftsteller übersehen oder falsch beurtheilt und dargestellt haben. Wir wollen jetzt betrachten, worin das besteht.

In der Vorrede zum ersten Bändchen erklärt sich Hr. *H.* zuvörderst über den Zweck der Schrift, weil der Titel noch darüber in Zweifel lassen könnte. Der Gedankengang darin ist folgender: Beurtheilungen *einzelner* Theile einer Theorie sind zwar sehr verdienstlich; aber sie befriedigen nicht ganz, weil in einer Theorie das Einzelne nur im Zusammenhange mit dem Ganzen gehörig gewürdigt werden kann. Diess ist namentlich bey der Sprachlehre der Fall. Es ist daher besser, die ganze Theorie einer Beurtheilung zu unterwerfen. Auch möchte solches an der Zeit seyn, da das Einzelne schon so vielfältig besprochen worden ist. Aber eine Theorie kann gewiss vielseitiger beurtheilt werden, wenn sie nicht nur für sich, sondern auch in ihrem Verhältnisse zu anderen Theorieen über denselben Gegenstand betrachtet wird. Hr. *H.* versucht nun, die zum Theil verwandten grammatischen Theorieen von *Becker*, *Herling*, *Schmitthenner* einer ausführlichen vergleichenden Kritik zu unterwerfen. Welchem Grundsatze folgt er dabey?

Wer eine fremde Lehre beurtheilt, kann entweder seine eigene Ansicht vorausschicken, und diese zum Massstabe für die übrigen machen, oder er kann die vorliegende Lehre mehr in sich und für sich beurtheilen, indem er z. B. die Widersprüche und Unwahrheiten derselben aufdeckt. Jene Methode ist zwar die leichtere, aber auch die unfruchtbarere. Hr. *H.* wählte also die letzte, mehr objective Methode. Er meint (S. VIII), er habe wohl keine einzige Lehre der beurtheilten Systeme *nur* aus seiner *eigenen* Ansicht heraus widerlegt, sondern es hätten ihm überall diese Systeme selbst, oder augenscheinliche Thatsachen, oder allgemein anerkannte, von Keinem in Zweifel gezogene Wahrheiten die Gründe seines Urtheils liefern müssen. Und wenn er seine eigene Ansicht *mit* in die Wagschale legte, so sey das nur dann geschehen, wenn er sie hinlänglich begründet glaubt. In Folge dessen enthält die Schrift eine Reihe eigener Abhandlungen, die das Ergebniss Jahre langen Nachdenkens und oft wiederholter Untersuchungen sind.

Der Vf. hat sich bey diesen Erörterungen nicht an eine strenge Form eines Lehrgebäudes gehalten, sondern eine freyere Form gewählt. Desto leichter konnte er sich bewegen, und gerade darin liegt oft das Fördernde, das Hebende, das Belebende, wie er selbst andeutet (S. X ff.). Seine Untersuchungen beschränken sich aber beynahe ganz auf die Grundbegriffe und Grundgedanken der Sprachlehre, was das Wort „*Grundsätze*" auf dem Titel aussprechen soll. Ueber den Nutzen solcher allgemeinen Forschungen kann kein Zweifel obwalten. „Nur der steht fest, welcher, was er im Besonderen urtheilt oder lehrt, allgemein zu begründen versteht. Jede Wissenschaft kann nur aus ihren obersten Gründen wissenschaftlich verstanden werden, und nur der wissenschaftlich Gebildete wird an Gelehrtenschulen der gute Lehrer seyn können."

Hr. *H.* glaubt nun der Ausbildung der Sprachwissenschaft durch diese Blätter auf doppelte Weise genützt zu haben: einerseits nämlich in den bisherigen Systemen der Sprachforscher manches Mangelhafte ergänzt, manches Unvollständige besser begründet, und manches Verfehlte und Falsche ausgemerzt, andererseits durch eigene Beyträge die Sprachwissenschaft in Einigem weiter geführt zu haben. Dass er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht, werden unsere Leser aus dieser Anzeige erkennen.

Der erste §. beschäftigt sich mit der Sprache: Ist die Sprache ein Organismus? Bekanntlich hat *Becker* das Verdienst, versucht zu haben, die Sprache als einen Organismus, d. h. als ein in allen ihren Theilen und Verhältnissen organisch gegliedertes Ganze, darzustellen. Hr. *H.* dagegen meint: man könne nur in *eigentlicher, naturwissenschaftlicher* Bedeutung (wie es *Becker* thut) die Sprache einen Organismus nennen, indem man sich über die wesentlichen Merkmale eines Organismus hinwegsetze. In *uneigentlichem, bildlichem* Sinne möge sie es seyn, aber die Wissenschaft soll nicht mit uneigentlichen, bildlichen Ausdrücken spielen. Der Vf. hat Recht: es liegt etwas sehr Dunkles, sehr Unbefriedigendes in dem Ausdrucke *Organismus*, von der Sprache gebraucht, und prüft man die Sache näher, so erscheint derselbe durchaus ungenau und unwahr: der Begriff Organismus kommt gar nicht der Sprache zu. Der Organismus ist etwas an sich Geist- und Willenloses, bloss durch die bewusstlose Kraft der Natur Hervorgebrachtes, ein ohne geistiges Walten und Wollen eines vernünftigen Willens zu einem Ganzen gebildeter innerer Zusammenhang von einzelnen Gliedern. Das Sprechen aber und die Sprachbildung ist, wie §. 2 ff. zeigt, keinesweges ohne allen Antheil des Bewusstseyns und des vernünftigen Willens. Es fehlt mithin der obigen Definition ein höchst wesentliches Merkmal. — Aber was ist die Sprache ihrem Ursprunge nach, wenn sie kein Organismus seyn kann? Sie ist (§. 5) ihrem Ursprunge nach eine Verrichtung oder ein Naturerzeugniss des menschlichen Geistes, oder, wenn es Rec. noch deutlicher sagen soll, der durch die Vernunft geleitete Wille des Menschen bestimmt, beherrscht, regiert die Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung eines geregelten Ganzen von articulirten Tönen mit bestimmter Bedeutung. Nun sind zwar die Sprachwerkzeuge ein Organismus — und das mag wohl jenen Gelehrten verführt haben zu der falschen Annahme — und haben keinen unbedeutenden Antheil an der Bildung einer Sprache. Aber darum sind sie ja noch nicht das oberste, alles leitende Princip! Das ist nur der menschliche Geist. Es ist freylich zu beweisen, wie denn dieser Einfluss beschaffen sey. Das aber hat Hr. *H.* unterlassen, zu erörtern; überhaupt ist er nicht darauf gekommen, von einem Organismus der menschlichen Sprachwerkzeuge zu reden und von seinem Einflusse auf die Sprache.

§. 6. *Becker* hatte gesagt: „Die organische Verbindung der Theile der Sprache unter einander kommt durch das organische *Differenzverhältniss* zu Stande. — Die organischen Verhältnisse sind auf der logischen Seite der Sprache *organische Begriffsdifferenzen* und auf der phonetischen *organische Lautdifferenzen*. — — Indem sich nun die Begriffsdifferenzen sowohl, als die Lautdifferenzen *individualisiren*, gestaltet sich die Sprache als ein organisches Ganze." Hr. *H.* verkennt nicht, dass diese ganze Betrachtungsweise der Sprache etwas so Tiefes, so Consequentes, so Grossartiges habe, dass einem Sprachforscher nur die Wahl übrig bleibt, sie zu der seinigen zu machen, oder sich von ihrer Unhaltbarkeit zu überzeugen (S. 24). Zu der letzten Ueberzeugung ist unser Vf. gelangt, und setzt nun die Gründe aus einander, warum jene Ansicht unhaltbar sey. Aufmerksame Leser werden auf der Stelle erkennen, dass bey jenen Sätzen so viel Dunkles und Unbestimmtes ist, dass man eigentlich gar nicht weiss, woran man sich halten kann. Hr. *H.* lehrt mit Recht, dass es eine ganz *unerwiesene* Voraussetzung sey, dass sich die körperliche und geistige Organisation der Erde aus *Differenzen*, aus Gegensätzen gebildet habe. Und wenn *Becker* hinzufügt, dass jene Gegensätze sich in dem allgemeinsten Gegensatze von Thätigkeit (Geist) und Seyn (Materie) concentriren: so erinnert Hr. *H.* mit vollem Rechte, dass Thätigkeit und Seyn gar keine Gegensätze, keine Differenzen sind; denn die Thätigkeit ist offenbar nur eine Weise, eine Art von *Seyn*. Das Seyn ist der allgemeinere Begriff. Auch der Ausdruck *individualisiren* ist im höchsten Grade unpassend gewählt. Denn (§. 7) die Sprache kann sich nicht ihrer logischen Seite nach von dem Allgemeinen zum Besonderen herab entwickelt haben. Was *Beckern* zu diesem Missgriffe verleitet hat, ist, dass er die zeitliche (historische) Entwickelung der Sprache von ihrer wissenschaftlichen (im Systeme) nicht unterschieden hat. Ueber diesen wichtigen Unterschied verbreitet sich Hr. *H.* §. 7, und in den folgenden §§. 8—11 setzt er seine eigene Ansicht über die (zeitliche) Entwickelung der Sprache auf eine sehr durchdachte Weise aus einander. Hierauf gründet er (im Gegensatze zu *Becker* vgl. §. 12) seine Ansichten über das Verhältniss der Sprache zu den durch sie ausgedrückten Gedanken, oder über das Verhältniss der Logik zur Grammatik (§. 13), und über das wahre Verhältniss der Sprache zu den bezeichneten Dingen und der Grammatik zur Metaphysik (§. 14). Wir heben aus dem Ganzen folgendes wichtige Resultat heraus (S. 58 f.): „Man muss nicht die ganze Sprache *objectiv* von den Dingen, sondern *subjectiv* von den Gedanken ausgehen lassen. Die *Gedanken* sind der allgemeinste Begriff der Sprachlehre; dass diese Gedanken auf ein Seyn, eine Thätigkeit, eine Ursache u. s. w. gehen, giebt nur *untergeordnete* Arten, Beschaffenheiten und Bestimmungen der Gedanken. Auf diese Weise wird (in der Grammatik) nicht nach dem *objectiven* Seyn — — gefragt, sondern nur nach dem gedachten Seyn. — — Durch diese subjective Wendung wird die Sprachlehre von vielem metaphysischen Ballast und von dem Wahn befreyt, als habe sie etwas über die Natur der Dinge festzustellen. In der Sprache ist die Weltansicht des gesunden Menschenverstandes niedergelegt; ob diese mit dem Wesen der Dinge übereinstimme, kann die Sprachlehre nicht entscheiden, und geht sie nichts an." Der Vf. ist (und mit ihm Rec.) fest überzeugt, nur in dieser Beschränkung kann die grammatische Theorie ein fröhliches Gedeihen finden.

Im §. 15 erklärt sich unser Vf. 1) gegen die ge-

wöhnliche Erklärung der Interjectionen. Sie bezeichnen, beweist er, nicht unmittelbar die Affecte und Gefühle, sondern nur das Bewufstseyn, die Wahrnehmung, d. h. die Vorstellung solcher Affecte, sie mögen nun gegenwärtig im Herzen vorhanden seyn, oder durch die Einbildungskraft vorgeführt werden. „Bezeichneten," sagt Hr. *H.* sehr richtig, „die Interjectionen unmittelbar Gefühle und Empfindungen, so könnte kein erheucheltes, nicht empfundenes Ach! Weh! ausgesprochen werden." 2) Gegen die Behauptung, die Wörter drückten Begriffe, die Sätze Urtheile aus. Er meint, es drücken die Wörter Vorstellungen (nicht Begriffe), die Sätze Gedanken (nicht Urtheile) aus.

In den folgenden §§. (16—26) spricht sich Hr. *H.* gegen Einzelnes in *Beckers* Werke aus, wobey er vieles sehr Beherzigenswerthe sagt. Nur auf die Naturgeschichte des Wortes λόγος, die sehr weitläuftig §. 19 gegeben wird, wollen wir eigens noch die Sprachforscher hingewiesen haben.

Im zweyten Bändchen geht Hr. *H.* über zur Syntax. In §. 1 sucht er zu beweisen, dafs eine wissenschaftliche Sprachlehre vom Satze ausgehen müsse. Hier hat er uns aber nicht genügt. Mehr spitzfindig als wahr stellt er die Sache hin, und darum fühlt man sich nicht überzeugt, wenn man den Abschnitt gelesen hat. Die Syntax schreitet vielmehr am natürlichsten so fort: 1) wenn sie beginnt mit der Verbindung einzelner Wörter zum Ausdrucke zusammengesetzter Vorstellungen, 2) wenn sie dann fortgeht zur Verbindung des Prädicates und Subjectes oder zur Bildung von Sätzen zum Ausdrucke eines Urtheils oder, wie der Vf. will, eines vollständigen Gedankens, 3) wenn sie endet mit der Verbindung der Sätze zu Perioden und zur Rede. *Das* ist ein wirkliches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachsten zum Zusammengesetztesten. Die Sache trägt so den Charakter der Natürlichkeit, dafs sie gar keines Beweises bedarf. So lange die Syntaxe unserer Grammatiken nicht *so* eingerichtet werden, wird nie an ein Euklidisches Begründen und Fortschreiten der Wissenschaft zu denken seyn. Darum ist noch immer jede Grammatik anders eingerichtet. Und doch läfst sich ein System denken, das allen Grammatiken gemeinsam seyn und zum Grunde liegen kann und mufs. Es ist das obige. Was unser Vf. §. 2 u. 3 sagt, unterstützt die Behauptung des Rec. durchaus, wenn er die Sätze aufstellt (S. 19): „*der zweyhändige, mit Vernunft begabte, in Europa lebende Mensch,* sind eben so wenig Urtheile oder Gedanken und Sätze, als, *der gute Vater*, ein Satz ist, ungeachtet ihm der Gedanke: *der Vater ist gut*, vorhergegangen seyn mufs, sondern diese Ausdrücke sind nur näher bestimmte Wörter, und bezeichnen nur mehr oder weniger klar und deutlich gedachte Vorstellungen, keinen Gedanken." Mögen sich das diejenigen Grammatiker merken, welche jener falschen Ansicht sind! Nicht immer darf philosophisches erklärendes Räsonnement bey Eintheilungen als Richtschnur gelten.

In den folgenden vier §§. (4—7) hat es der Vf. zu thun mit dem Satze und dessen richtiger Erklärung. Er weist die bisherigen Definitionen als unstatthaft zurück, und erklärt den Satz (S. 59) *als den sprachlichen Ausdruck eines Gedankens,* der Gedanke aber sey *die Zusammenfassung zweyer Vorstellungen* (nicht Begriffe) *zu Einer Behauptung durch einen Act der Selbstthätigkeit.* Rec. kann dieser Definition nur seine volle Beystimmung geben.

Die folgenden §§. (8—13) beschäftigen sich mit Einzelheiten, in Bezug auf welche er die Ansichten *Beckers* u. A. widerlegt. Wir würden eine Kritik der Kritik schreiben, und unsere Anzeige zu weit ausdehnen, wenn wir uns hier in das Specielle einliessen; es sey genug, Sprachforscher auch auf den Inhalt dieser §§. aufmerksam zu machen, als welche Manches genauer bestimmen und besser erörtern und richtiger lehren, als die früheren Werke anderer Gelehrten.

Höchst interessant war dem Rec., der sich schon mehrere Male in diesen Blättern gegen das Unding des Verbi *seyn* als einer ursprünglichen Copula erklärt hat, der 14te §. Er enthält eine historische Untersuchung über das Verbum *seyn*, *εἰμὶ*, *sum*, wodurch der Vf. augenscheinlich darthut, dafs diefs Verbum dem allgemeinen Bildungsgesetze der Sprache unterworfen, und diefs sogenannte *Verbum abstractum* ursprünglich concret gewesen ist. Möchte hiedurch endlich die Sache *abgethan* seyn, wie Hr. *H.* und *Diesterweg* (in d. Rhein. Blättern IV Bd. 1 H. S. 409) hoffen: diefs würde wesentlich zu einer besseren Bearbeitung der Syntax beytragen.

Der §. 15, enthaltend eine *Theorie der Interjectionen*, klärt diesen bisher etwas dunklen Theil der Grammatik sehr auf, und des Vfs. diefsfalfige Ansichten sind auf jeden Fall einer aufmerksamen Prüfung werth. Er vindicirt diese Art von Wörtern der Grammatik wieder, setzt sie wieder ein in die Rechte wirklicher Wörter, und giebt ihnen einen besonderen Werth in der Sprache. In letzter Hinsicht sagt er S. 118 sehr schön: „Es liegt in diesen Gefühlsausdrücken eine solche Fülle und Tiefe des gemüthlichen Lebens, dafs sie in der lebendigen Rede der reflectirende Verstand nicht erjagen und der erklärende Satz nimmer erschöpfen kann. — Was der in Worte sich ausdehnende, unbehülfliche Satz nicht mehr erreichen kann, Ideenverbindungen, in denen sich uns eine ewige Wahrheit ankündigt, und die aus der Tiefe unseres unsterblichen Geistes stammen, deutet im feingebildeten Menschenleben der hochstehende Mensch der verwandten Seele klar und verständlich durch Interjectionen an. Daher sind diese vornehmlich die Sprache der Dichter" u. s. w.

Die beiden folgenden §§. (16. 17) übergehen wir als minder wichtig, und begnügen uns nur, den Inhalt derselben kurz anzuzeigen. Hr. *H.* giebt darin eine Ableitung der in der Sprache allgemein gewordenen Bestimmungen (der Redetheile) aus dem Satze und eine historische Entwickelung derselben nach seinen Ansichten und zufolge seiner vorher aufgestellten Sätze.

Wichtiger ist die *naturgeschichtliche Entwickelung der Modi* (§. 18), wo der Vf. ganz vorzüglich ausführlich über den Conjunctiv spricht. Er nennt ihn den *Begehrungs-Willens-Modus* [dessen einzelne Formen der Optativ, der Conjunctiv (im engeren Sinne) und der Imperativ sind], weil er ursprünglich einzelne, innerlich angeschaute Willensthätigkeiten (synthetisch, d. h. durch innere Wortveränderungen) ausdrückt, wie sie der Sprechende innerlich anschaut. Rec. hat sich durch diese Untersuchung überaus angezogen gefühlt, und empfiehlt das Lesen derselben allen Freunden einer gründlichen Sprachforschung.

Der §. 20 giebt eine *Eintheilung der Hauptsätze* (auch bey den hierüber schwankenden Ansichten der Grammatiker sehr zu beherzigen) und eine vollständige Begründung, „dass in allen Hauptsätzen eine Behauptung liegt."

Der letzte §. (21) verdient darum noch eine besondere Berücksichtigung, weil er zu einem Missverständnisse Veranlassung gegeben hat. Er enthält nämlich einen Nachtrag, „*dass die Sprache nur Vorstellungen bezeichne*," in Bezug auf die Schrift *Wüllners* über die Casus und Modi. Hier sagt Hr. *H.* (S. 223): „Diesem allgemeinen grammatischen Grundsatze, welcher vielleicht der wichtigste ist, der in neuerer Zeit entdeckt und auf Sprachforschung angewandt worden ist, und welcher, wie ich vorauszusagen wage, in nicht vielen Jahren eine Umgestaltung der wissenschaftlichen Sprachlehre herbeyführen wird, huldigt auch *Wüllner*. — — Dass ich jenen Grundsatz nicht von *Wüllner* entlehnt habe, kann ich durch mein früher angeführtes (1824) erschienenes Programm belegen. — — Ich darf also *Wüllners* Worte als eine Bestätigung meiner schon früher ausgebildeten und von mir schon früher bekannt gemachten Theorie anführen, wenn auch *Wüllner* diesen Grundgedanken wieder „„neu entdeckt"" hat. — — So ganz und gar der von *Wüllner* dargestellte Grundsatz der meinige ist, so meine ich doch nicht, dass derselbe von ihm gehörig angewandt und durchgeführt worden sey." Er führt nun dessen etwanige Irrthümer an, und fügt hinzu (freylich etwas zu spitz!): „Solche Missgriffe veranlassen beynahe zu der Bemerkung, dass es leichter seyn möchte, Grundsätze *neu zu entdecken*, als die schon entdeckten *richtig anzuwenden*."

In diesen Worten liegt nicht der Vorwurf, dass *Wüllner* Hn. *H.* den Gedanken abgeborgt habe, ohne den eigentlichen Entdecker zu nennen. Aber so hat es *Wüllner* verstanden (üb. Ursprung u. Urbed. d. sprachl. Formen. Münster 1831. Vorrede VIII), und unserem Vf. darüber unverdiente Vorwürfe gemacht. Auf jeden Fall haben beide Gelehrte das grosse Verdienst, unabhängig von einander eine schon von Aristoteles (*de interpret. XVI*, 12) angedeutete wichtige grammatische Wahrheit wieder zum Bewusstseyn gebracht und öffentlich darauf hingewiesen zu haben.

M.

SCHÖNE KÜNSTE.

Cöslin, b. Hendess: *Erzählungen von Carl Norden.* 3ter Thl. 1829. 163 S. 8. (16 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 69.]

Vorgänge der Wirklichkeit, artig eingekleidet, aber nicht prächtiger, nicht phantastischer ausgeschmückt, als es dem Gegenstand, der mehr dem Hause als der Welt angehört, angemessen ist. *Das Dorf an der Mosel*, schildert eine Kriegsscene, während des Feldzugs der Verbündeten gegen Frankreich. Ein junger Freywilliger rettet ein liebliches Mädchen aus den Krallen viehischer Begierde, wird dabey von ihrem Reiz gerührt, wie die Schöne nicht unempfindlich bleibt, er ehrt die Unschuld des Mädchens, bezwingt und entfernt sich. Von einer Rotte Wegelagerer gefangen, die kleinen Krieg mit den fremden Truppen führen, soll er erschossen werden, das Mädchen kommt dazu, ihre Fürbitte rettet sein Leben. Seine Pflicht ruft ihn bald darauf von ihr, sie trennen sich auf immer; der sicherste Beweis, dass der Vf. eine wirkliche Thatsache nacherzählt. Dass in dem Charakter der lothringischen Landleute, zumal in dem des alten Soldaten, ehemals in preussischen Diensten, so viel Deutsches ist, kann nicht auffallen; Lothringen ist ein Grenzland, war früher mit Deutschland verbunden, und hat vermöge seiner Lage, die eine gewisse Abgeschlossenheit bedingt, bestimmte Züge von Volksthümlichkeit behaupten können.

Der Abend im Bade setzt uns an die Ufer der Ostsee. Eine alte Schifferfrau, die Mann und drey Söhne durch Wasser und Krieg verloren, und darüber schwermüthig geworden, wird an dem 10ten Jahrestag, wo ihr jüngster Sohn von ihr geschieden, den sie in den Wellen umgekommen glaubte, von ihm überrascht, der mit Frau und Kindern hergekommen war, die Mutter mit sich nach Madera zu nehmen. Mit wenig Zusätzen ist auch diese Geschichte Wirklichkeit, die eben sowohl wie jene von des Verfassers Gabe zu erzählen und seiner guten Urtheilskraft zeugt.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

PASTORALTHEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umgange*, von *Dominikus Gallowitz*. Dritte, von *Georg Friedrich Wiedemann*, Director des Klerikalseminars in München, wiederholt durchgesehene und verbesserte Auflage. (Mit einer würdigen Titelvignette.) 1830. Erster Band. XIV u. 304 S. Zweyter Band. XIV u. 338 S. 8. Nebst 3 Holzstichen als Beylagen. (2 Thlr. 8 gr.)

Gewöhnlich umfasst die *Pastoraltheologie* im weitesten Sinne 1) Homiletik, 2) Katechetik, 3) Liturgik, 4) specielle Seelsorge oder Pastoralklugheit. No. 3 und 4 werden auch im engeren Sinne Pastoraltheologie genannt; das Kirchenrecht stellt man zwar hergebrachtermassen besonders auf, streng genommen jedoch ist es ein fünfter Theil. In einem engeren Sinne nennt die römische Kirche sehr häufig die authentische Aufstellung der Liturgik Pastorale, und in dieser Beziehung hat das *Rituale Romanum* die päpstliche Bestätigung erhalten, wiewohl das Pastorale in letztem Sinne nach den Bedürfnissen der verschiedenen Kirchen sich verschieden gestaltet. Die Kenntniss der Pastoraltheologie, in dem oben angedeuteten weiteren Sinne aufgefasst, ist für den katholischen, so wie für den protestantischen Seelsorger unentbehrlich, nur mit dem Unterschiede, dass jener, da in seiner Kirche der Ritus Hauptsache, und diesem die strengste Form gegeben ist, die Pastoraltheologie im engeren Sinne der Homiletik und Katechetik vorziehen wird, während dieser der Liturgik zwar auch einen grossen, aber dennoch immer nur bedingten Werth beylegt. Daher kommt es, dass der katholische Geistliche in seinem Pastorale ein geschriebenes Gesetz für die Verwaltung seines Priesteramtes, der protestantische einen leitenden und anregenden Rathgeber für alle Theile seiner Amtsführung findet. Um so erfreulicher ist es, hier einem Katholiken zu begegnen, der das gesammte Gebiet der Pastoraltheologie zu würdigen versteht, und es in seiner angezeigten Schrift gewürdigt hat. Es giebt mehrere gute katholische Schriften über Pastoraltheologie, wie z. B. die von *Giftschütz*, *Pittroff*, *Sailer*, *Köhler* und *Reichenberger*, aber praktischer und vorurtheilsfreyer kann keine seyn, als die obige. — *Gallowitz* war früher Professor der Moral und Pastoraltheologie zu Ingolstadt, und starb am 9ten Mai 1809 als Pfarrer zu Konzell in der Diöces Regensburg. Seine Pastoraltheologie erschien zuerst 1803, die zweyte Auflage 1825, und diese 3te, von *Wiedemann* besorgte, ist fürwahr eine wiederholt durchgesehene und verbesserte zu nennen.

Die allgemeine Anordnung ist folgende: der erste Band stellt, nach einer allgemeinen Einleitung vom Begriff der Seelsorge und Pastoraltheologie nebst deren Quellen, Literatur und Eintheilung, im ersten Theile den Seelsorger in seiner Berufung und in seiner Vorbereitung dar. Im zweyten Theile wird der Seelsorger in seinem Amte aufgefasst, und zwar *A.* als Lehrer. 1) Ueberhaupt. 2) In der Predigt. 3) In Katechesen. 4) Im Privatunterricht. *B.* Als Liturg. Nach einer Einleitung von Nothwendigkeit, Begriff, Literatur und Eintheilung der Liturgik wird gehandelt: 1) Von der Sorge des Pfarrers für seine und seiner Pfarrkirche Vorrechte. 2) Für Errichtung, Ausstattung und Verzierung des Gotteshauses. 3) Von der Vorbereitung des Seelsorgers zu den liturgischen Functionen. 4) Von der würdigen und vorschriftsmässigen Verwaltung des Messopfers. 5) Von der Ausspendung der Sacramente. 6) Von Segnungen, Bittgängen und Leichenbegängnissen. 7) Von der Sonn- und Festtags-Feier. Der dritte Theil berücksichtigt den Seelsorger in seinen äusseren Verhältnissen. 1) In seinen äusseren Verhältnissen überhaupt. 2) In seinem Lebenswandel. 3) In seiner Hauswirthschaft. — In sofern nicht die trockene Wissenschaft, sondern dieselbe in enger Beziehung zum Seelsorger dargestellt, also eine rechte *Anleitung* gegeben werden soll, ist diese Anordnung gut, und sie wird treffend (S. 15) aus Jesu Benehmen so hergeleitet, dass dieser seine Apostel berief und vorbereitete, dann sie zur Belehrung der Völker und Ausspendung des Heiligen in alle Welt sandte, ihnen aber auch zur Anleitung in der Ausführung ihres Berufs und Führung eines vorleuchtenden und klugen Lebenswandels Verhaltungsmassregeln gab. Daher gestaltete sich die Anordnung so, dass der Seelsorger I. in seiner Berufung und Vorbereitung, II. in seinem Amte, *A.* als Lehrer in homiletischer, katechetischer Hinsicht und in der der speciellen Seelsorge, *B.* als Liturg, III. in seinen äusseren Verhältnissen (Pastoralklugheit) dargestellt wird. — Diese Anordnung ist nicht ungeschickt, vielmehr ist sie bequem, scharf und umfassend, und gewährt dadurch, dass der Seelsorger als Hauptgegenstand und Mittelpunct dasteht, den grossen Vortheil, recht praktisch und nie langweilend zu seyn. Jedoch müssen wir Folgendes bemerken: zuerst fehlt das *Kirchenrecht*

gänzlich, da doch die Schrift eine Anleitung im *weitesten* Umfange geben will. Zwar bildet das Kirchenrecht in der katholischen Kirche eine sehr wichtige und für sich bestehende Disciplin; allein ein kurzer Abriss durfte der Vollständigkeit wegen hier nicht fehlen, und namentlich musste Rücksicht auf die baierische Kirche im Besonderen genommen, das Allgemeine aber kurz angedeutet werden. Der Vf. hat diess selbst wohl gefühlt; deshalb handelt er im zweyten Theile bey der Liturgik zuerst von der Sorge des Pfarrers für seine und seiner Pfarrkirche Vorrechte, was nicht hieher, sondern eben in das Kirchenrecht, und da dieses hier fehlt, wenigstens nur in den dritten Theil, d. h. in die sogenannte Pastoralklugheit, gehört. Sodann musste der *Casuistik* ein eigener selbstständiger Platz im 2ten Theile in der speciellen Seelsorge angewiesen werden. Zwar sind bey den einzelnen Materien genug Casualien gegeben, allein die Wissenschaftlichkeit und eine Anleitung im *weitesten* Umfange erfodern der Vollständigkeit wegen eine Abhandlung der Casualien hinsichtlich der einzelnen *Actus ministeriales*. Ferner ist der Messe, als dem vornehmsten Theile der katholischen Liturgie, in der Liturgik ein besonderes Hauptstück gewidmet, während im folgenden Hauptstücke von den übrigen Sacramenten allein gehandelt wird. Allein die Messe ist ein Sacrament, und durfte demgemäss nicht besonders, sondern musste in dem Hauptstücke von den Sacramenten in der gewöhnlichen Reihe abgehandelt werden, da das hohe Ansehen der Messe in der katholischen Kirche dennoch nicht die Logik beleidigen darf, noch dazu, da jenes durch die rechte logische Stellung gewiss nicht beeinträchtigt werden konnte, und unter den Sacramenten ohnehin von dem des Altars in dieser Schrift gesprochen wird. Endlich konnte, unbeschadet den katholischen Begriffen von der Busse, dieses Sacrament vor dem des Altars stehen, und das Sacrament der Priesterweihe durfte, wie hier geschieht, eben der Vollständigkeit wegen und selbst aus dogmatischen Rücksichten (da es 7 Sacramente seyn sollen) durchaus nicht fehlen. Zwar heisst es Bd. II. 187 in der *Note*, um die Auslassung zu motiviren, „die Ertheilung des Sacraments der *Priesterweihe ist* die Sache des Seelsorgers nicht." Allein einmal hat, wie die Note selbst besagt, der gewöhnliche Pfarrer Manches dabey zu thun, sodann will die Schrift eine Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange geben, der Titel heisst nicht „der Seelsorger", und dann ist die Priesterweihe ein Sacrament, folglich gehört sie auch in die Lehre von den Sacramenten, mithin in die Pastoraltheologie. Sonst hätte auch Predigt, Firmung u. s. w. weggelassen werden können, weil nicht alle katholischen Geistlichen predigen und firmen.

Was den näheren Inhalt des Buches betrifft, so wird im ersten Bande in der Einleitung bey den Quellen der Pastorallehre die Bibel sehr wahr als erste Quelle genannt, jedoch die Schriften der Kirchenväter den Decreten der Päpste und Concilien nachgesetzt. Die Nothwendigkeit und der Nutzen des Pastorale wird (S. 7 f.) bündig und klar dargethan, und unter den Bearbeitern *Barromäus* wegen seiner praktischen Bemühungen vorzüglich und mit Recht gelobt. *Theil I. Der Seelsorger in seiner Berufung und Vorbereitung*. S. 20 wird eingestanden, dass es jetzt der katholischen Kirche an Priestern mangle, aber demungeachtet müsse man nur sittliche Subjecte zulassen, denn es sey besser, wenige gute, als viele schlechte Geistliche zu haben. Zu den geistigen Eigenschaften des Seelsorgers gehören (S. 22) ein richtig denkender Kopf, ein gutes Gedächtniss und ein gutes Herz. Das Gedächtniss muss wohl bey der complicirten katholischen Liturgie hervorgehoben werden. Jedoch sind (S. 23) gründliche Furcht des Herrn, wahre Frömmigkeit, Menschenliebe, jungfräulicher Sinn und Freude an geistlichen Verrichtungen gute Vorboten eines treuen Seelsorgers. Freywillige Entmannung, boshafte Verstümmelung, natürliche Gebrechen, welche die Ausübung des Priesteramtes stören und Ekel erregen, machen unfähig, ein geistliches Amt zu bekleiden. In dem Abschnitte von der Vorbereitung werden die nöthigen Wissenschaften aufgezählt, und bey der Bibelkunde (S. 25) gesagt, dass sie auch dazu diene, schwere Stellen der Schrift *nach dem Sinne der Kirche* zu erörtern. Wenn die Kirche allein den Sinn giebt, so ist alle weitere Exegese überflüssig! Zu den nicht nothwendigen, aber doch sehr nützlichen Wissenschaften wird (S. 26) unter anderen Philosophie nebst der griechischen und hebräischen Sprache gezählt, denn die katholische Kirche begnügt sich mit der Vulgata — wie müssen die protestantischen Candidaten klagen, dass es ihnen nicht so leicht geboten werde! Das Studium der Philosophie wird jedoch späterhin (S. 43 a. 2) anempfohlen, und hier dafür auf eine lange Vorübung in jeder Tugend gedrungen.

Theil II. Der Seelsorger als Lehrer. Das Lehramt wird aus der Schrift hergeleitet (S. 32); um es mit Segen auszuüben, muss der Seelsorger seine Gemeine kennen; wie er sie kennen lernen kann, wird kurz und treffend gezeigt. Mit dieser Kenntniss muss der rechte Eifer und dieser mit der Liebe verbunden, Alles aber durch das eigene Beyspiel bestätigt werden, was sehr verständig und belehrend aus einander gesetzt ist. Was den Seelsorger als *Homileten* betrifft, so wird zuerst (S. 39) gezeigt, wie wichtig und nöthig das Predigtamt sey. Denn wenn auch die Predigt in der katholischen Kirche so oft vernachlässigt wird, so heisst es doch *Conc. Trident. Sess. V. c. II — — quicunque parochiales — — per se vel alios idoneos — diebus saltem dominicis et festibus solennibus plebes sibi commissas pascant salutaribus verbis — —.* — Der Unterschied (S. 40) zwischen geistlichem und weltlichem Redner wird passend, die Ehrwürdigkeit und Unentbehrlichkeit des Predigtamtes trefflich gezeigt. — S. 47—57 folgt die Geschichte der Homiletik sowohl der griechischen, als lateinischen Kirche, wo man auf helle Urtheile stösst, wie z. B. (S. 49) über Athanasius,

„er sey zu dogmatisch, seine Polemik wider die Ketzer zu beissend, seine Sittenlehre zu mönchisch"; aber auch auf solche wie S. 55: die protestantischen Gelehrten (zur Zeit der Reformation) prahlten auf der Kanzel mit der Bibel, über deren Sinn sich jeder einzelne Prediger zum Richter aufwarf, oder mit der Grundsprache (Grundtexte), die doch selbst unter ihnen noch nicht berichtigt war.

Die *Homiletik* zerfällt 1) in das Innere, 2) das Aeussere der geistlichen Beredsamkeit, 3) die Betrachtung der verschiedenen geistlichen Lehrvorträge. Das Innere berücksichtigt zuerst den Gegenstand der Predigt, nämlich Dogmatik, Moral und biblische Geschichte. Namentlich soll der katholische Glaube, der keine willkürlichen Satzungen (S. 60), sondern Aussprüche der Kirche enthält, gelehrt werden; jedoch werden dem entgegen zum Gebrauche bey Predigten die Geschichten der Heiligen hier nicht erwähnt. Sodann sind die Bedürfnisse der Gemeine zu berücksichtigen. Die Zeit der Dauer einer Predigt soll nicht unter ½ und nicht über 1 Stunde seyn; wir möchten sie ½ Stunde nicht gern überschreiten lassen. Ferner sollen berücksichtigt werden Gelegenheitsumstände, eigene Erfahrung, Lust, Schicklichkeit und Stellung zur Gemeine. Die Art und Weise, wie dogmatische, moralische und historische Predigten auszuarbeiten sind, wird S. 64 dargelegt. Nachdem der Stoff gewählt ist, soll ihn die Meditation erweitern und verarbeiten, und man sich nicht zu viel fremder Hülfe und Gedanken bedienen, damit die Originalität nicht leide. — Alle Religionsvorträge bezwecken dreyerley (S. 66), Belehrung, Ueberzeugung, Bewegung. Hiemit kann Rec. nicht übereinstimmen, der höchste Zweck jeder Predigt ist die Erbauung, die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, die sich dann wieder als Selbstzwecke herausstellen, sind Erleuchtung, Heiligung und Beseligung; denn die vom Vf. angegebenen Zwecke kann auch jede andere Rede haben, die geistliche soll aber in der Erbauung jene zuletzt angegebenen besitzen. Uebrigens fallen auch Belehrung und Ueberzeugung, streng genommen, zusammen, um so mehr, da der Vf. unter Ueberzeugen die Wahrheit einer Sache Beweisen versteht, was nichts weiter als Belehren ist. Unter der Bewegung versteht der Vf. die Auffoderung, Tugend zu üben und das Laster zu meiden, was unsere Heiligung ist. Im Folgenden werden die drey Zwecke näher betrachtet, und eine gute praktische Anleitung gegeben, um sie durchs Predigen zu erreichen, wie denn von Accommodation, Assimilation, Beyspiel, Contrast, vom synthetischen und analytischen Wege eine zwar sehr kurze, aber fassliche und würdige Belehrung ertheilt wird. Ueberzeugung soll durch Erfahrungs-, Vernunft- und Autoritäts-Beweise bewirkt werden, wo sich manche helle Ansicht findet. Sehr beachtenswerth ist, wenn es S. 70 heisst: „Gefehlt ist es, wenn man die Schrifttexte mit einigen neueren Predigern so sorgfältig meidet, dass das Ganze mehr einer philosophischen Abhandlung, als einem christlichen Religionsvortrage gleicht. Eben so gefehlt ist es, wenn man mit den älteren Predigern auf jedes Blatt der Predigt eine ganze Concordanz setzt." Zugleich wird vor dem zu häufigen und ausgedehnten Gebrauche patristischer Stellen gewarnt, aber empfohlen, die schwächeren Beweise den stärkeren voranzusetzen. Die Polemik auf der Kanzel erlaubt der Vf. (S. 73), wenn die Gemeine irreligiöse, freygeisterische Meinungen hegt, Sittenlehren bezweifelt und religiösen Vorurtheilen huldigt; doch empfiehlt er, die letzten mit Milde zu bekämpfen, was dem Vf. noch dazu als Katholiken zum wahren Ruhme gereicht. Die Bewegung des Willens, sagt er, ist nöthig, denn die Predigt soll die Herzen gewinnen. Hier kommt also der Vf. auf die Erregung der Andacht oder eigentliche Erbauung, verbindet damit die Tröstung, und sagt hier viel Treffliches, namentlich über Erschütterung und Rührung (S. 80 f.). Zu der Bewegung des Willens soll auch die Erregung der Affecte gehören, allein bey der Anempfehlung der sonst löblichen Regel, will der Redner rühren, muss er selbst gerührt seyn, geht der Vf. zu weit. Gerade in Beherrschung seiner Affecte muss sich der geistliche Redner auszeichnen, denn er ist kein Schauspieler. — S. 85. Die methodischen Theile einer Kanzelrede sind *a*) Eingang, Hauptsatz und Eintheilung, *b*) Abhandlung, *c*) Schluss. Hier das Bekannte! Richtig wird behauptet, eine gute Eintheilung oder Disposition muss logisch seyn (wenn aber als besondere Eigenschaft noch gefodert wird, dass die einzelnen Theile sich gegenseitig ausschliessen müssen, so liegt das schon im logisch Richtigen), die Theile müssen den Hauptsatz erschöpfen, nicht überflüssig und zu gespalten, kurz und präcise, sowie natürlich seyn. Das Aeussere der geistlichen Beredsamkeit betrifft zuerst (S. 96) den rednerischen Ausdruck, dieser muss die grammatischen Eigenschaften der Reinheit, Richtigkeit, Gleichheit, die logischen der Wahrheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit und Leichtigkeit (Popularität), die ästhetischen der Würde, Lebhaftigkeit, Präcision und eines guten Periodenbaues haben. Aller Bombast ist zu meiden, der Kanzelstil soll biblisch-christlich und herzlich seyn. Die Hauptmittel, einen solchen Stil sich anzueignen, werden sehr gut angegeben. Sodann betrifft das Aeussere die Vorbereitung zum Vortrage. Hier wird zunächst die Frage aufgeworfen, ob man die Predigt concipiren oder extemporiren solle. Der Vf. entscheidet sich für das erste, das Extemporiren entschuldigt er nur im Nothfall. Uns scheint es hier auf die Geistesgaben des Predigers anzukommen. Wem Gott reichlich mittheilte, der mag extemporiren, d. h. nach einer strengen und wohlmeditirten Disposition predigen, er wird frey herzlicher sprechen, als wenn er sich durch das Concept bindet. Alle Uebrigen aber, die jene Gaben nicht in sich spüren, sollten concipiren, und zwar, wie auch unser Vf. will, memoriren. Dass diejenigen, welche die Predigten ablesen, nicht berufen sind, braucht nicht erörtert zu werden; auf der anderen Seite werden sich diejenigen, wel-

che fähig sind, zu extemporiren, erbärmlich vorkommen, eine auswendig gelernte Predigt auf der Kanzel wörtlich herzusagen. — Zu den Mitteln, das Memoriren zu erleichtern (S. 103), fügen wir zwey hinzu: man schreibe nämlich das Concept so enge, als es das Auge ertragen kann, weil das Gedächtniss einen engen Raum weit eher umfasst als einen weiten, und man unterstreiche die Anfangswörter der einzelnen Abtheilungen sowohl, als der einzelnen Periodensätze. Ferner gehört zum Aeusseren eine gute *Declamation* (S. 104), diese besteht in Hörbarkeit (Vernehmlichkeit und Deutlichkeit der Stimme, Langsamkeit und Reinheit der Aussprache) und Anmuth (Emphasen, Pausen und Modulation). Der Vf. fodert mit Recht wenigstens eine Octave an Umfang der Stimme; die Mittel, dieselbe zu üben, sind geschickt angegeben, und der sogenannte Kanzelton wird gebührend getadelt, vielmehr soll der Homiletiker den gemeinen Leseton, den vertraulichen (und erzählenden), den feierlichen und affectvollen Ton unterscheiden. Bey Declamation und Action hilft jedoch die Anleitung wenig, wenn das natürliche Gefühl fehlt, und von der *Action* möchten wir sagen, man lasse sie nicht ganz fehlen, und wende sie nicht schauspielermässig an. — S. 112—127 wird über die einzelnen Predigtarten das Bekannte bündig angegeben. S. 118 heisst es: Wir feiern auch die Tage, an denen einst die Geheimnisse unserer Erlösung vollbracht worden sind; hält sich der Prediger genau an das Geheimniss, so nennen wir seinen Vortrag eine Geheimnisspredigt. Hierunter versteht also der Vf. die eigentliche Festpredigt, wo das betreffende Dogma zum Gegenstand der kirchlichen Betrachtung genommen werden soll. Natürlich fehlen in einem katholischen Pastorale die Lobreden auf die Heiligen nicht, doch wird gewarnt, Wunder, Erscheinungen und Offenbarungen auf die Kanzel zu bringen. Die Ansicht von Trauerreden (S. 122) verdient alles Lob. Wie schön heisst es S. 124: Der gute Trauerredner bleibt eben so fern von der elenden Schadenfreude, die Asche des Verstorbenen durch Aufdeckung verborgener Fehler zu entehren, als von einer kriechenden Schmeicheley, die, wenn sie dafür bezahlt wird, Jeden, auch den Bösewicht, vergöttert.

Der Seelsorger als Katechet (S. 128). Nachdem gezeigt worden, was Katechese sey, wird die Schwierigkeit dieser Kunst trefflich dargelegt, und namentlich bemerkt, dass das Wissen des Lehrers nicht ausreiche, sondern die Lehrgeschicklichkeit oft höher stehe. Hierauf folgt der Umfang (S. 133), Geschichte (S. 137) und Literatur der Katechetik, sowie die Hülfsmittel, ein guter Katechet zu werden. Bey den Ursachen des Verfalls der Katechese im Mittelalter verschweigt der Vf. freylich, dass der Hierarchie an einer Schulbildung des Volkes nichts gelegen war, und daher für dieselbe nichts geschah, obwohl sie die Mittel befass, hier Grosses leisten zu können; er gesteht dagegen, dass die Reformation hier die katholische Kirche zum Besseren vermocht habe. Ueber Wahl des Lehrstoffes (S. 144), welcher durch den Zweck und durch die Fähigkeiten und Bedürfnisse der Katechumenen bedingt wird, sowie über die Stufenfolge des Unterrichts, wird sehr gesund geurtheilt. Bey der katechetischen Lehrweise (S. 155) gilt der schöne Grundsatz: da die Religion die Sache des Verstandes und Herzens zugleich ist, so muss die Katechisation sie auch auf beide wirken lassen, und für ihre Ausbildung besorgt seyn. — Die katechetische Lehrweise soll den Katechumenen Begriffe beybringen, wozu ein erfahrungsmässiger Weg vorgezeichnet wird (S. 158—162), so dass man von dem Begreifen zu den Urtheilen aufsteigt. Was dem Vf. ein Urtheil sey, hat er nicht gesagt. Die Wichtigkeit und die Art der Beweise durch menschliche Autorität, Erfahrung, Vernunft und Offenbarung wird recht wacker dargethan, auch die Pflicht des Katecheten, irrige Vorstellungen zu berichtigen und die Vorurtheile der Katechumenen hinwegzuräumen. Allein wir meinen, es müsse auch auf die Zweifel und Vorurtheile Rücksicht genommen werden, die sich erheben könnten, nur mit der nöthigen Vorsicht. Dass auf den Verstand und das Herz des Katechumenen durch vernünftige und sinnliche Beweggründe gewirkt werden müsse (S. 166), ist mit Einsicht, Wärme und frommem Sinne dargethan. Herrlich sind die Grundsätze, welche der Vf. (S. 169) den Kindern eingeprägt wissen will; sie athmen die reinste Religiosität, und die protestantische Kirche könnte die katholische stets als eine geliebte Schwester schätzen, wenn solche Grundsätze in jeder kirchlichen Disciplin aufgestellt und befolgt würden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Berlin*, in der Nauck'schen Buchhandlung: *Immerwährendes Spruch-, Gebet- und Lieder-Büchlein.* Mit einem Anhange, enthaltend Fabeln, Einiges aus der Länderkunde und der Höflichkeitslehre in Versen, oder eine nach dem Katechismus Lutheri geordnete, die Hauptlehren des Christenthums darstellende Sammlung von fasslichen, sich gegenseitig erklärenden Sprüchen, herzerhebenden Gebeten und Liedern. Als Materialien zu Gedächtnissübungen für Kinder vom zartesten Alter; daher besonders für Klein-Kinder-Warteschulen, für die unteren Classen anderer Lehranstalten und zum häuslichen Gebrauch bearbeitet von *Ferdinand Schulz*, d. Z. Lehrer bey der ersten Friedrichstädtischen Klein-Kinder-Bewahrungs- und bey mehreren anderen hiesigen Schul-Anstalten. 1834. VI u. 126 S. 8. (6 gr.)

Ein langer Titel eines kleinen Büchleins, das wir in Absicht auf Fasslichkeit, Abwechselung und Tendenz der in ihm enthaltenen Gedächtnissaufgaben seiner angegebenen Bestimmung entsprechend gefunden haben. Besonders wird man die angehängte Höflichkeitslehre in gereimten Versen recht brauchbar finden. Auch die Lieder und Gebete sind dem kindlichen Alter angemessen. K....r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

PASTORALTHEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange*, von *Dominicus Goblowitz* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *Lehrmethode* zerfällt in die didaktische und in die streng-katechetische. Dass jene nicht immer angewendet werden müsse, wird aus den bekannten Gründen gezeigt; vielmehr sollen beide mit einander vereinigt werden, ohne jeder ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zu entziehen; auch hier gilt Jesus als Muster. Die verschiedenen Arten der Fragen werden angegeben (S. 179), jede aber soll deutlich, bestimmt, kurz und leicht seyn (Ja- und Nein-Antworten sind meistens zu verwerfen), und von dem Katecheten nöthigenfalls abgeändert werden. Aber nicht immer sind die Fragen so leicht abzuändern, wie es hier lautet, da die angeführte Satzverdrehung oder Inversion der Rede sehr oft nicht ausreicht. Lobenswerth ist, dass hier die Benutzung der Antworten der Schüler hervorgehoben wird, denn ungeschickte Lehrer antworten lieber selbst, weil sie die bekommene falsche Antwort nicht zu benutzen verstehen; aber darin liegt eben die Meisterschaft des Katecheten, richtige Antworten durch Zwischenfragen herbeyzuführen. *Galura's* Methode, didaktische und sokratische Methode mit einander zu verbinden, indem der Vortrag in Selbstgesprächen geschieht, ist zu geziert, und ermüdet endlich die Aufmerksamkeit der Katechumenen. Die Redeweise des Katecheten soll dem Kindesalter angemessen seyn, und es findet sich hier Beobachtungsgeist und Kenntniss der Kinderwelt. Zu Katechisationen (S. 188) über biblische Geschichte, über Katechismus und gehaltene Predigten findet man eine geschickte praktische Anleitung; auch den Katechisationen mit Erwachsenen wird, wie billig, das Wort geredet. Kurz und treffend werden die Eigenschaften des Katecheten hinsichtlich seines Geistes, Herzens und Körpers betrachtet, und in einem Anhange von der Aufsicht des Seelsorgers über die Schulen gesprochen. Der freyheitslustige und aufstrebende Sinn unserer Zeit treibt die heutigen Schulmänner an, auf Trennung der Schule von der Kirche zu bestehen. Wenn diesem Streben genügt würde, so würde das christliche Element vollends aus den Schulen, namentlich aus den höheren, schwinden. Wie nöthig es sey, dass der Prediger seine Schule beaufsichtige, erhellt schon daraus, dass er nur hoffen darf, aus der Schule sich eine Gemeine zu erziehen, und durch die Schulaufsicht und den Unterricht der Confirmanden die jugendliche Gemeine an sich zu knüpfen, und so auf die späteren Lebensverhältnisse seiner Pfarrkinder wohlthätig einzuwirken. Auch was hier (S. 194) über das Verhältniss zwischen dem Pfarrer und der Schule gesagt ist, zeugt vom richtigen Tacte; es werden sehr praktische Fingerzeige gegeben, wie und was der Seelsorger bey der Schulbildung wirken solle, wie das Verhältniss zwischen ihm und dem Schullehrer sich gestalten und die Schulaufsicht geführt werden müsse. Ungern vermisst man etwas Näheres über die so wichtige Schulzucht.

Die Seelsorge im *Privatunterricht* wird passend auf Belehrung, Ermahnung, Bestrafung und Tröstung bezogen (S. 207). Hier können unter Anderem überspannte Mystiker lernen (S. 217), dass alle angeblich Besessenen, Behexten und Geisterseher betrogen sind oder Andere betrügen wollen. Aufgeklärter und vorurtheilsfreyer kann kein Protestant über dieses Capitel sprechen. Natürlich wird auch dem Exorcismus das Wort nicht geredet, jede Vorsicht bey demselben angerathen und gezeigt, wie man solchem Aberglauben wehren könne (S. 223). Wie sich der Seelsorger bey zerrütteten Ehen zu verhalten habe, wird aus einer feinen Beobachtung des ehelichen und häuslichen Lebens gezeigt, wie z. B., der Geistliche solle eine von ihrem Manne hart behandelte Frau zur Geduld anweisen und von allem Zanken abrathen, da vielmehr eine einzige Thräne im Auge oft weit mehr vermöge als das heftigste Poltern. Eben so erfahrungsgemäss wird über vernachlässigte Kinderzucht, als der häufigen Quelle des ehelichen Unglücks, gesprochen (S. 226). — Unter dem Bestrafungsfache sind natürlich nur geistliche Warnungen und Drohungen begriffen (S. 235). Das Tröstungsfach ist mit sichtbarer Vorliebe behandelt. Die Personen, welche des Trostes bedürfen, werden in 3 Classen getheilt, in diejenigen, welche unvermuthet in Trauer versetzt werden, mit ihrer Lage nicht zufrieden sind, und welche auf eine Aenderung ihres traurigen Zustandes hoffen dürfen — eine ungeschickte und willkürliche Eintheilung. Doch wird dem Seelsorger wiederum ein Schatz guter Rathschläge dargeboten, und zwar mit einer Wärme, die von einem mitfühlenden Herzen zeugt, und lehrt, was der Seelsorger dem Leidenden seyn kann und seyn soll. Doch fühlt man auch, dass Verfasser und Herausgeber als Ehelose der Trostgründe für trauernde

Aeltern nicht so mächtig sind; denn z. B. der Trost, das Kind hätte können schlecht und die Schande der Familie werden, ist kein Trost, und dann ist er überhaupt zu trivial und schneidend der Unschuld des Kindes gegenüber, da gerade ein hoffnungsvolles Kind gemeint ist. Besser, man weist darauf hin, das Kind sey nun ein Fürbitter bey Gott, denn ein gutes Kind vergesse auch jenseits nicht, welche Wohlthaten es von seinen Aeltern genossen, und Gott habe das Kind lieb gehabt, darum habe er es zu sich gerufen. — Bey allgemeinen Leiden wird auf die Wege der Vorsehung gewiesen (S. 243), und ächt evangelisch angegeben, aus welchem Gesichtspuncte die Leiden zu betrachten. Bey dem allgemeinen Missvergnügen zählt der Vf. sehr einsichtsvoll die Gründe auf, warum so viele Kleriker missvergnügt seyen (S. 248), und giebt gute Mittel an, dieses Missvergnügen zu ersticken. Mit Recht nennt er (S. 254) das wichtigste und beschwerlichste Geschäft im Tröstungsfache den *Krankenbesuch;* hier müsse man zur Ergebung, zur Besserung und zur Stärkung in der letzten Stunde wirken. Nun folgt eine Fülle trefflicher Lehren, und S. 257 f. werden die natürlichen Zeichen des herannahenden Todes angegeben, für katholische Seelsorger sehr nöthig, um zu bestimmen, ob die Sterbesacramente ertheilt werden müssen. Wenn es hier heisst: Augen, in denen man bey schlafenden Kranken das Weisse erblickt, bedeuten einen nahen Tod, so hat Rec. die Erfahrung belehrt, dass dem nicht so sey. — Dem Landgeistlichen wird einige medicinische Kenntniss angerathen, sowie dass er über Wundercuren und Quacksalbereyen belehren solle. S. 264 ff. werden Schutzmittel wider Ansteckung gelehrt, mit christlichem Gefühle Muth eingesprochen und zu einer unverzagten Amtstreue auch in schweren Zeiten ermuntert. Zuletzt (S. 268) werden Trostgründe für die verschiedenen Classen der Kranken gegeben. Ueber die Beichte des Kranken, über die heilige Wegzehrung (S. 285 ff.) und letzte Oelung wird das beygebracht, was ein katholisches Pastorale erfodert. Die Vorbereitung zum Empfang der heil. Wegzehrung soll in Erregung tugendhafter Gesinnung bestehen, die letzte Oelung sey eine Ergänzung der Busse, und ihre Absicht, die Seele durch die Gnade zu laben. Die Wegzehrung wird nur da gereicht, wo sich noch Gegenwart des Geistes zeigt, die letzte Oelung aber auch besinnungslosen Kranken, wenn sie sonst christlich gelebt haben, und sie kann nach einem Monate nöthigenfalls wiederholt werden; nicht ertheilt wird sie den Unbussfertigen, jungen Kindern, denen, welche einem gewaltsamen Tode entgegengehen, und Wahnsinnigen. S. 288 wird der letzte Beystand mit christlicher Würde und Salbung geschildert, dann folgt die Seelsorge für Gefangene (S. 290) und Todesverbrecher (S. 295), wo die katholische Kirche mehr auf sich nimmt als die protestantische; doch heisst es S. 301, man solle sich bey Delinquenten fremder Confession aller unzeitigen Bekehrungsversuche enthalten. — Eine geistliche Anrede an das Volk nach vollbrachter Hinrichtung gefällt uns nicht.

Bey Beurtheilung des 2ten Bandes können wir kürzer seyn, da die katholische Liturgie etwas Statarisches ist, wobey sich nicht viel Eigenes geben lässt. In der Einleitung zur Liturgik wird gelehrt, wie jede Religion als etwas Inneres sich durch äussere Formen darstellen müsse, solle sie den Charakter der Allgemeinheit und Oeffentlichkeit an sich tragen. Diese äussere Form heisst der Ritus (S. 3), welcher im *Missale*, *Pontificale*, *Rituale* und *Breviarium* aufgezeichnet ist. Der Vf. bezeichnet *Liturgie* im weitesten Sinne als den Inbegriff der für den öffentlichen, gemeinsamen Gottesdienst bestimmten Ceremonieen und Gebräuche; im engeren ist sie ihm bloss die Messe, als der vorzüglichste Theil des katholischen Cultus. Nach der Literatur der Liturgik folgt im ersten Hauptstück „die Sorge des Pfarrers für seine und seiner Pfarrkirche Vorrechte.“ Als Rechte des Pfarrers werden genannt (S. 10): das Recht, den Gottesdienst zu halten, die Sacramente und andere kirchliche Handlungen zu begehen; diese Amtsgewalt wird nur durch die bischöfliche beschränkt. Der Pfarrer ist nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet, seine Pfarrrechte wahrzunehmen. So soll er Sorge tragen für Errichtung, Ausstattung, Verzierung und Erhaltung des Gotteshauses (S. 14), wo der katholische Pfarrer ein grösseres Feld als der protestantische behauptet; jedoch möchte nur die innere Einrichtung zu dem Kreise des Liturgen gehören. Die Grundlegung einer Kirche geschieht durch den Bischof oder einen delegirten Pfarrer; nach vollendetem Baue ist die höhere Einweihung oder Consecration durch den Bischof nicht immer nöthig, sondern auch die gemeine oder Benediction durch einen ordentlichen Priester mag ausreichen; der Ritus beider Arten wird kurz angegeben. Die Entheiligung einer Kirche findet durch Execration und Pollution Statt (S. 19); und auch hier wird die neue Einweihung gegeben. Die Execration geschieht, wenn sie ganz oder theilweise wieder aufgebaut wird, die Pollution aber durch Todtschlag oder sonstige gewaltthätige Blutvergiessung, durch Unzucht und Begräbniss eines Excommunicirten oder Ungläubigen, zu letzten gehören auch die ungetauften Kinder. S. 21 folgt eine deutliche Beschreibung der inneren Einrichtung der alten Kirchen, wozu hinten ein Grundriss beygefügt ist. Von S. 23 an werden die einzelnen Theile der katholischen Kirchen beschrieben (über Glocken und Orgel ist nichts gesagt), als der Altar (zu dessen Wesenheit hier Reliquien gerechnet werden, was sonst von katholischen Liturgisten auch in Abrede gestellt wird), das Tabernakel (wird hier bloss auf das Behältniss bezogen, in welchem die Elemente des Abendmahls bewahrt werden, und das auf dem Hochaltar steht, während auch die Wandnische mit wohlverwahrter Thüre, in welcher Reliquien, Heiligenbilder u. s. w. sich befinden, so heisst), der Fussboden soll gepflastert seyn, Gefäss zum Weihwasser, Taufstein, Beichtstühle (sollen

nicht im Winkel stehen, und auf der Seite des Beichtigers soll die Tafel über die reservirten Fälle, auf der Seite des Beichtenden ein heiliges Bild angeheftet seyn); Sacristey, dann die *Piscina* oder das *Sacrarium* hinter dem Altar, in welchem Verschiedenes zu Weihungen aufbewahrt wird. Ueber die Kirchhöfe ist sehr wenig gesagt, so auch über Lampen, Lichter, Blumenbüsche, Reliquien, Bilder, weil (S. 28) „es eine wichtige und schwere Sache sey, alles Abergläubige davon zu entfernen.“ Aber Reinlichkeit des Gotteshauses wird dringend anempfohlen. Dann wird gesprochen vom Kelche, Patene, Corporale (Leinwand, in welcher Jesu Leib gewickelt), Purificatorium (Handtuch des Priesters zum kirchlichen Gebrauche), Bursa oder Pera (Futteral für das Corporale), Opferkännlein, Rauchfass. Nach den heiligen Opfergefäsen handelt der Vf. von den heil. Kleidungsstücken (S. 33), z. B. vom Humerale (Bedeckung des Halses und der Schulter), Manipel (Schweisstuch des Priesters), Planete (langes Messgewand), Pluviale oder Cappa (Rock bey Processionen und anderen kirchlichen Gängen bey rauhem Wetter), Biret (*biretum*, daher nicht Birret, wie der Vf. schreibt, noch viel weniger Baret) u. s. w. Ursprünglich war die weisse Farbe die aller kirchlichen Kleidungsstücken; seit Innocenz III (S. 41) aber weiss an den Festtagen Christi und Maria's, roth an denen der Apostel und Märtyrer, schwarz in der Fasten- und Advents-Zeit, grün an Sonntagen; kurz nachher kam die blaue an die Stelle der schwarzen, und letzte dient bloss am Charfreytage und bey Todtenfeiern. — Dem Seelsorger wird (S. 42) eine würdige Vorbereitung zu den liturgigischen Functionen ans Herz gelegt. Die würdige und vorschriftsmäsige Verwaltung des heil. *Messopfers* nimmt 55 Seiten ein (45 — 99). Zuerst über die verschiedenen Namen des Abendmahls; das Wort Messe wird richtig von *Missio* (noch besser *missa sc. plebs*) abgeleitet. Dann wird von den verschiedenen Messen gesprochen (S. 46), als öffentliche, Privat- (wo bloss der Priester in Gegenwart der Gemeine das Abendmahl empfängt), Solitär- (wo der Priester allein ist — jetzt verboten), trockene Messe (wo weder Consecration, noch Sumtion Statt findet). *Missa de tempore* ist eine der kirchlichen Zeit angepasste; Votivmesse, welche eine Privatperson oder Gemeine gelobt hat, Seelenmesse. Nun das Historische (S. 51), wo es heisst, weder die Apostel, noch die apostolischen Väter, hätten einen Messkanon hinterlassen — richtiger, sie haben die Messe nicht gekannt. Darauf wird das Historische von den orientalischen und occidentalischen Liturgieen gegeben (S. 55 ff.). Natürlich steht die römische obenan, und die Fabel gilt als Geschichte, dass Petrus der römischen Kirche eine bestimmte Liturgie gegeben; jedoch wird naiv hinzugesetzt, Niemand könne bestimmen, wie sie beschaffen gewesen. S. 64 ff. wird das Historische von Brod und Wein beygebracht; S. 67 ff. von den Messgesängen (der übrige Kirchengesang findet sich nicht erwähnt) gesprochen, der Vf. dringt auf Würde, verwirft alles Opern- und Arienmäsige, und empfiehlt den deutschen Kirchengesang. Endlich wird auf 22 enggedruckten Seiten *Einiges* über die Ceremonieen bey Privatmessen mitgetheilt, und die Ermahnung hinzugefügt, nichts in dem Messritus für unbedeutend zu halten. Als Zweck der Messe wird angegeben: 1) der Christ soll sich hiebey zu Jesu Lehre bekennen, 2) sich Jesu Lehre, Leben und Tod erinnern, 3) namentlich des Gebetes der herzlichen Menschenliebe eingedenk seyn. 4) Jesus giebt sein Fleisch und Blut zur Seelenspeise. Wie würdig und segensreich erscheint dagegen die protestantische Abendmahlsfeier! Der S. 73 — 75 mitgetheilte Messritus ist ein eitles inhaltsleeres kirchliches Schauspiel, aus lateinischen Gesängen, Kniebeugungen, Gesten, Räucherungen bestehend. Wie kann der katholische Priester, wenn er ein Mann von Geist ist, dieses mechanische Gaukelspiel an heiliger Stätte treiben! Es mag nicht wenig Zeit dazu gehören, bevor der Priester diese Rolle eines kirchlichen Schauspiels gehörig einstudirt hat, und fürwahr, hier steht die katholische Kirche nicht hinter dem heidnischen Mysterienkram zurück! — Die Frage, wie oft ein Priester Messe lesen soll, beantwortet der Vf. mit „so oft als möglich“. Zuletzt wird von den Messstipendien gehandelt.

Das 5te Hauptstück handelt von Ausspendung der *Sacramente*, zuerst von der *Taufe* und deren Geschichte (S. 100); das Taufwasser wird zweymal im Jahre, am Oster- und Pfingst-Heiligenabend, geweiht, beym Taufacte selbst soll das physische Wohl des Kindes nicht verabsäumt werden. Das heil. Oel wird am Charfreytag vom Erzpriester geholt. Dessen Gebrauch wird gelehrt. Die *Nothtaufe* kann Jeder verrichten, selbst Juden und Ungläubige, wenn sie nur hierin das thun wollen, was die christliche Kirche will. Zu Taufpathen werden die Aeltern, Excommunicirte, Ketzer, Mönche und Priester nicht zugelassen; aber die Taufrede kann auch weggelassen werden (S. 110). Ein ungeborenes Kind ist nur zu taufen, wenn das Taufwasser angebracht werden kann. — Nun werden Casualfälle geschickt abgehandelt, z. B. Taufe einer Missgeburt u. s. w., die Führung und Einrichtung der Kirchenbücher gelehrt. Die Einsegnung einer Wöchnerin findet Statt, wenn diese es wünscht. — Von der *Firmung* ist, weil sie gewöhnlich der Bischof verrichtet, wenig gesagt (S. 116), was nicht recht ist; denn die Firmung gehört um der Wissenschaft willen und weil sie auch ein Priester verrichten kann, hieher. Das Sacrament des *Altars* (S. 118 ff.), hier nicht als Messe, sondern als Communion betrachtet, soll wenigstens alle Ostern von jedem Katholiken gefeiert werden. Nach einer historischen Andeutung wird die Austheilung beschrieben, und von Casualien gehandelt, darauf vom Abendmahl als heil. *Wegzehrung* gesprochen (S. 126), und Casualien gegeben; z. B. Kranke, welche sich heftig erbrechen, sollen erst eine ungewandelte Oblate bekommen, behalten sie diese, die Hostie. Das Sacrament der *Busse* gilt mit Recht für die wichtigste

Amtshandlung hinsichtlich des Heils der Seele (S. 128); dessen Verwaltung erfodert nebst der Priesterweihe auch die priesterliche Gewalt und Jurisdiction, welche, wegen der Schlüsselgewalt, genau erörtert wird. Daher die Lehre von den *Reservationen* (S. 132—152) sowohl des Papstes, als der Bischöfe. Diese bloss nach Papstthum und Hierarchie, nicht aber nach Religion und Evangelium schmeckende Lehre ist sehr complicirt. Sobald der Vf. diesen statarischen Boden verläfst, und S. 152 die Führung des Beichtamtes beschreibt, tritt der pastoralkluge, aufgeklärte Seelsorger wieder hervor, hier giebt er Rathschläge voller Milde und christlichem Sinne, wenn er den Beichtvater als Richter betrachtet, und bey Bestimmung der *Pönitenz* (S. 158) sagt: Nicht auf die äussere That sieht der Seelsorger sowohl, als auf die Gesinnung und innere Beschaffenheit des Willens, nichts ist moralisch gut und böse an dem Menschen, als sein moralisch guter und böser Wille. — Die Pönitenz soll bessern, die Busswerke züchtigen; um dieselben zweckmäfsig aufzulegen, wird eben so verständig als mit Billigkeit angeleitet. Von der *Schlüsselgewalt* (S. 163) heisst es: „Jesus gab seinen Priestern diese Gewalt" — an solche Priester und solche Gewalt hat Jesus niemals gedacht. Doch wird hier eine kluge, mäfsige und bescheidene Ausübung derselben angerathen. Praktisch und psychologisch zeigt der Vf., welche Sünder zu absolviren seyen oder nicht, und wie man verstockte zur Reue und Herzensbesserung führen könne (S. 167); nun folgen die Lossprechungsformeln. — Der Beichtiger ist auch Lehrer, hier findet sich Treffliches; er ist Arzt der Seele (S. 173), was mit zu dem Lehren gezogen werden konnte. Hier legen Vf. und Herausg. ihre Erfahrung, Psychologie und gesundes Urtheil an den Tag, und zeigen sich als Meister; man muss diess im Buche selbst nachlesen. Bey der *Generalbeichte* (Beichte über das ganze Leben) soll man bedenken (S. 181), wo sie nothwendig ist; auch hier zeigt sich grosse Kenntniss des menschlichen Herzens, die der katholische Priester wegen der Buszucht sehr bedarf. Das *Sigillum confessionis* (S. 184) wird so streng gehalten, dass selbst ein Eid vor Gericht, dass man nichts wisse, erlaubt wird. Ueber das Sacrament der *letzten Oelung* wird nur der Ritus gegeben (S. 186), da das Weitere oben beym Tröstungsfache beygebracht worden ist. In dem Artikel über die *Ehe* giebt der Vf. zuvörderst eine geschickte Zusammenstellung alles dessen, was die Sponsalien-Aufnahme betrifft. Das *Sponsale* findet bey den Katholiken auf eine besondere feierliche Weise vor dem Pfarrer Statt, auch die Verlobung wird ins Kirchenbuch eingetragen. Auf dieselbe folgt das Aufgebot (S. 197); segnet der Pfarrer eine Ehe ohne dasselbe, so wird er auf 3 Jahre suspendirt; bey den Protestanten sind die Strafen strenger, und in Preussen bisweilen um unbedeutender Ursachen willen kleinlich. Während der Zeit des Aufgebots findet das sogenannte Brautexamen (katechetische Prüfung) Statt (S. 202), wo über Wesen und Zweck der Ehe belehrt wird, was sehr löblich, aber von einem *Caelebs* schwer zu leisten ist; der Vf. giebt christliche Lebensregeln mit grosser Herzlichkeit. Das Capitel der *Ehehindernisse* muss in einem katholischen Pastorale gross seyn (S. 205—259); diese Hindernisse sind entweder verbietende (*tempora clausa*, kirchliches Verbot, anderweitiges Verlöbniss, einfache Gelübde) oder trennende (deren sind 15, als 1) Irrthum in Rücksicht der Person. 2) Sclaverey. 3) Gelübde der Keuschheit. 4) Nahe Verwandtschaft, in aufsteigender und absteigender Linie ganz, in Quer- und Seiten-Linie bis zum 4ten Grade incl. verboten, so auch die geistliche Verwandtschaft ganz. 5) Laster, hier finden sich viele Casualien angegeben. 6) Unterschied der Religion (S. 221), bezieht sich bloss auf Muhamedaner, Heiden und Juden. 7) Gewalt, z. B. ein Vater droht seiner Tochter: Heirathest du diesen Menschen nicht, so gebe ich dir keine Mitgift und sperre dich in ein Kloster. 8) Höhere Weihe. 9) Rechtmäfsige Ehe: Geschiedene dürfen nicht heirathen, so lange beide Theile leben. 10) Oeffentliche Ehrbarkeit; wo anderweitige Sponsalien oder eine eingegangene, aber noch nicht vollzogene Ehe vorhanden sind. 11) Unreifes Alter, bey Knaben unter dem 14ten, bey Mädchen unter dem 12ten Jahre. 12) Schwägerschaft. 13) Heimlichkeit, wenn die Ehe nicht in Gegenwart oder mit Mitwissen des Parochus eingesegnet ist. 14) Unvermögen, muss sich schon vor der Ehe vorgefunden haben; ist es absolut, so darf eine solche Person nie heirathen, ist es respectiv, wird diess erlaubt. 15) Raub oder heimliche Entführung). — Darauf (S. 231) wird gelehrt, was geschehen muss, wenn während des Aufgebots irgend ein Ehehinderniss sich ergiebt. Einige derselben sind undispensirbar, als die nächste Blutsverwandtschaft, das ewige absolute Unvermögen und das Eheband. Andere sind dispensisbar, findet aber nie oder nur selten Statt; nie in den Hindernissen der Religionsverschiedenheit, der Blutsverwandtschaft in der Seitenlinie, nahen Verschwägerung, der Heimlichkeit, des Gattenmordes und Ehebruchs. Selten wird bey feierlichen Gelübden dispensirt. Sodann werden die Fälle angegeben (S. 234), in welchen die Bischöfe dispensiren, dann in welchen die Datarie oder die Pönitentiarie zu Rom Dispens geben, was bey solchen Gesuchen wahrzunehmen ist, und wie dieselben abzufassen sind, wozu Formulare gegeben werden (S. 241—257); zuletzt finden sich Casualien. Beym Dispens vom Aufgebote müssen die Brautleute in der Sacristey einen feierlichen Eid leisten, dass ihnen kein Ehehinderniss bekannt sey (S. 261); Vagabunden sind nur nach bischöflichem Dispens und jenem Eide zur Trauung anzunehmen. S. 263 ff. wird der Trauact beschrieben, und von S. 268 Auskunft über das Verhalten gegeben, wenn nach der Trauung von einem Ehehindernisse verlautet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

PASTORALTHEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange*, von *Dominikus Gallowitz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Endlich wird von den *Segnungen* u. s. w. gesprochen (S. 272), denselben solle man weder zu viel, noch zu wenig Glauben schenken. Der Vf. handelt von Wasser-, Häuser-, Kerzen-, Aschen- (die Asche wird aus den vorjährigen geweihten Palmzweigen gebrannt), Palmen-, des neuen Lichtes (Sonnabends in der Charwoche), der Osterkerzen-Weihe, so auch von der Sitte, am Osterfeste das Osterlamm und andere Esswaaren zu weihen. Von den *Bittgängen* wird zuerst (S. 282) das Historische angegeben, von den Processionen gesagt, ihre Absicht sey, mittels der Gegenwart der Priester, durch fromme Sittsamkeit der Gläubigen, durch Gesänge und Gebete öffentliche Erbauung zu befördern. Doch giebt der Herausgeber zu, dass sie jetzt entwürdigt werden, und dadurch schaden. Den *Wallfahrten* wird nicht aller Nutzen abgesprochen, der Nachtheil jedoch sey grösser, und die, welche viel wallfahrten, würden selten heilig. Die Pflichten des Pfarrers bey *Todesfällen* und *Leichenbegängnissen* (S. 288 ff.) werden angegeben, sowie dass ein kirchliches Begräbniss allen Ungetauften, Ketzern und Schismatikern (was jedoch nachgelassen ist), Excommunicirten, unbussfertigen Duellanten, Selbstmördern zu verweigern ist. — Die Sonn- und Festtags-Feier wird würdig geschildert (S. 297), und schliesslich ermahnt, nicht bloss Messe zu lesen und zu hören, sondern zu predigen und der Predigt beyzuwohnen.

Der *dritte Theil* (S. 300 ff.) dieser Schrift, die eigentliche Pastoralklugheit, ist zu dürftig ausgefallen. Der Vf. empfiehlt darin Gehorsam gegen den Regenten, Achtung gegen die Obrigkeit, Ehrfurcht gegen die Bischöfe und deren Räthe, Einigkeit mit den Amtsbrüdern und Kirchendienern, und die Haltung von Pfarrconferenzen. Das Capitel von den Dienstboten gehört unten zu dem Hauptstück von der Hauswirthschaft. Das Capitel von dem Verhalten gegen die Gemeinde (S. 307) ist reich an Erfahrungssätzen, so z. B., der Geistliche solle Geduld und Demuth üben, doch nöthigenfalls auch den Unbilligen und Anmassenden gleich Paulus (Ap. Gesch. XVI, 37) ins Gesicht sagen können: *Civis Romanus sum.* Alles, was über den Lebenswandel des Geistlichen, seine häuslichen Beschäftigungen, Ergötzungen u. s. w. gesagt wird, ist trefflich, und jeder vorurtheilsfreye Protestant wird in dem Herausg. einen Mann von Welt und schöner Toleranz erkennen. Erlaubt sind Spiele ohne Leidenschaft und Betrug, dahingegen widerrathen das Besuchen der Schauspiele, Bälle und die Theilnahme an der Jagd. Von der Kleidung heisst es unter Anderem (S. 321): Auch duftet der Seelsorger so wenig von Knoblauch und Tabacksdampf, als von Moschus und *Eau de Lavande.* — Bey der Anordnung einer geistlichen Hauswirthschaft geht der Vf. von dem Worte des Chrysostomus aus (S. 324): *Magna provisione opus est, ut ecclesiae facultates neque abundent neque rursus desint;* er schildert die Pfarrer, welche mehr Oekonomen, als Seelsorger sind, mit grellen Farben, aber der Wahrheit gemäss, weist die Quellen einer vernachlässigten Wirthschaft nach, und die Mittel, ihr zu entgehen, und legt hier abermals einen Schatz trefflicher Erfahrungen an den Tag. Endlich spricht er von Zehnten, Messstiftungen, Stolgebühren, Pfarrgütern, von einer guten Hausordnung, und endigt mit einer wohlgemeinten Ermahnung an seine Zuhörer. Drey Holzstiche, nämlich ein Grundriss der alten Kirchen, das Schema einer Populationsliste und ein erweiterter Stammbaum sind der Schrift beygegeben.

Rec. fällt folgendes allgemeine Urtheil über dieselbe: Sie bereichert die Wissenschaft; ihre Anordnung ist praktisch, klar und leicht übersichtlich, die specielle Eintheilung genau und fruchtbar; eine verständige und fleissige Sammlung und Sichtung des hieher gehörigen Stoffes vermisst man nicht. Die Ausführung ist reichhaltig und doch gedrängt, stets geschickt und reich an praktischen Elementen, die Kürze frey von aller Trockenheit. Der praktische Blick, die Wärme der Darstellung, der aufgeklärte, tolerante, religiöse und für den Gegenstand begeisterte Sinn lassen nichts zu wünschen übrig; an Belegen aus der Bibel (Vulgata), wo es auf sie ankommt, fehlt es nicht. Nicht bloss dem katholischen Geistlichen, sondern auch dem protestantischen kann sie empfohlen werden. Letzter kann namentlich daraus die katholische Seelsorge kennen lernen, und deren Vergleichung mit der protestantischen wird nicht ohne Nutzen seyn. Allein die trefflichen Pastoralregeln, der fromme Sinn für das Amt des Seelsorgers können ihn leiten und erheben, denn hier lernt er jenes Amt in seinem grossen Umfange, in seinen schweren Pflichten und seinem belohnenden Segen kennen. Zugleich wird er lernen, was in der ka-

tholischen Kirche geleistet werden kann, wenn es dem hier Geleisteten gleicht. Möchten unsere Mystiker, namentlich unsere mystischen Seminardirectoren, aus diesem Buche lernen, dass ein Katholik an gesunder Katechetik und Religionsphilosophie höher steht als sie! Denn er will weder der Jugend vom Teufel und Gespenstern etwas vorgesprochen wissen, noch lehrt er Sündenvergebung durch fromme Heucheley. Nur wo das Statarische gegeben werden musste, spricht in diesem Buche die Kirche und nicht der Herausgeber. — Die Diction ist rein (wenige süddeutsche Provincialismen abgerechnet), der Stil fliessend, die Interpunction sehr genau und richtig, die Rechtschreibung regelrecht. Doch finden sich: *Dörner* für *Dornen, kützlich, Täge, Schankung*. — Druck und Papier sind schön, der Preis billig.

R. — — e.

PÄDAGOGIK.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Ueber das Wesen und den Werth der wechselseitigen Schuleinrichtung*, von *C. C. G. Zerrenner*. 1832. VIII und 114 S. gr. 8. (12 gr.)

Diese Schrift entstand aus einer amtlichen Prüfung der in dem dänischen Staate eingeführten neuen Schuleinrichtung, welcher sich der würdige Vf., in Gemässheit höherer Verfügung, noch im Herbste 1832 unterzog, und deren Resultate er hier dem grösseren Publicum mittheilt.

Sehr passend zerfällt das Werkchen in fünf Abschnitte: 1) Ursprung und Begriff der wechselseitigen Schuleinrichtung; 2) das Wesen dieser Schuleinrichtung weiter ins Licht gesetzt; 3) einige äussere Einrichtungen in den Schulen der wechselseitigen Schuleinrichtung; 4) einige Bemerkungen über den Werth derselben im Vergleich mit der bey uns gewöhnlichen; und 5) wo und wie dürfte diese Schuleinrichtung einzuführen und zu benutzen seyn?

Was den *Ursprung* der neuen Schuleinrichtung betrifft, so erklärt sich der Vf. im Ganzen für die Ansicht *Niemeyers*, welcher sowohl *Bell* und *Lancaster*, als auch einigen älteren deutschen Pädagogen das Ihrige einräumt. Sehr getreu erzählt er hienächst die Entstehung und weitere Verbreitung der früheren *Bellschen* und der nachherigen *Lancasterschen* Schuleinrichtung, nach welcher jetzt viele Tausend Kinder in England, Irland, America, Ostindien und in anderen Ländern unterrichtet werden, und schliesst mit dem Zeugnisse *Zschocke's*, welches jetzt immer mehr in Erfüllung geht. Nachdem er sodann verschiedene einseitige Urtheile deutscher Pädagogen über die wechselseitige Schuleinrichtung angeführt hat, beschreibt er die Entstehung und den Fortgang derselben in Dänemark, wie sie von dem Obristlieutenant *von Abrahamson* zuerst veranlasst, dann im August 1822 im Staatsrathe verhandelt, und von da aus weiter befördert wurde — jetzt schon über 2500 solche Schulen. — Der *Begriff* derselben (*indbyrdes Underviisning*, Unterweisung unter sich) ist nach S. 16, 17 der: „nicht, dass der Unterricht, wie in den Lancasterschulen von Kindern ertheilt werde, sondern, dass das, was der Lehrer lehrt, auch gehörig gelernt, eingeübt und zum festen Eigenthume der Kinder gemacht werde." „Dass das ganze Schulleben — heisst es zuletzt in diesem Abschnitte — für Alle bildend, wahrhaft erziehend, für das Leben vorbereitend, mit einem Worte erfolg- und segensreich werde, dazu muss jeder helfen, und von Kindheit auf für gemeinnützige Thätigkeit gewonnen, für brüderliche Hülfleistung erweckt, und zu einem würdigen Gliede des Bundes erzogen werden, in welchem wir Alle als gute Haushalter einander dienen sollen, mit den Gaben, die Gott darreicht." Eine Begriffsdarstellung, die erst durch das Folgende gehörig ins Licht gesetzt wird.

Im 2ten Abschnitte glaubt der Vf. das *Wesen der neuen Schuleinrichtung* schon in folgenden Grundsätzen bezeichnet zu sehen: 1) Theile zunächst die Schüler in einige Hauptclassen, und diese wieder in Unterabtheilungen, und suche dann die Selbstbeschäftigung der Schüler vermittelst der zu wählenden Gehülfen und Untergehülfen so zu leiten und zu benutzen, dass — — — die Schüler der übrigen Abtheilungen eine angemessene Selbstbeschäftigung finden. 2) Der Lehrer soll immer und in jedem Unterrichtszweige Lehrer seyn und bleiben; er soll das Fortschreiten der Schüler von einer Stufe zur anderen in jedem Unterrichtszweige selbst leiten; die wechselseitige Schuleinrichtung soll also nicht sowohl Unterricht, als vielmehr nur Wiederholung und Einübung des bereits Erlernten seyn.

Aus diesen zwey Grundsätzen leitet der Vf. mehrere Folgerungen, das Wesen der neuen Schuleinrichtung betreffend, ab, namentlich, dass dieselbe gar nicht in einer besonderen Methode bestehe u. s. w. (S. 20). Hauptsächlich bestimmt er aber die vornehmsten Merkmale derselben im Ganzen dahin: 1) Classification der Schüler, 2) Selbstunterricht des Lehrers, und doch zugleich 3) ein gewisses Gehülfensystem zwischen Lehrer und Schülern; alles nach Rec. Dafürhalten sehr befriedigend.

Zu den *Hülfsmitteln* dieser ganzen Schuleinrichtung rechnet er einmal das Lections-Tagebuch, dann das Hülfsprotocoll und endlich besondere Tabellen, den Uebungsstoff für die Schüler enthaltend, namentlich zum Lesen, Schreiben und Rechnen, deren nähere Beschreibung man S. 30 u. s. f. in dem Buche selbst findet, so wie auch Einiges in Bezug auf die verschiedenen Unterrichtsgegenstände.

Nachdem der einsichtsvolle Vf. hienächst S. 33 und 34 die besonderen Regeln für den Lections- und Stunden-Plan vorgetragen, kommt er auf das Charakteristische der hier in Frage kommenden Schuleinrichtung vor den Bell- und Lancasterschulen zurück, und findet das unter anderen darin, dass dort der Lehrer sich der geistbildendsten Methode bedient, deren er fähig ist; nach seinem Fürguthalten wählt er in jedem Augenblicke die Lehrform, die er für die zweckmässigste hält, und bewegt sich frey und kräftig in

seiner Einwirkung auf die Kinder. Gewiss ein grosser Vortheil in den Augen deutscher Schulmänner!

Welches ist aber das Wesentliche der neuen Schuleinrichtung *hinsichtlich der Disciplin?* Hier wird von den Schulbehörden des Königreichs Dänemark der Grundsatz festgehalten, dass die Schule, besonders aber die Volksschule, nicht bloss Unterrichts-, sondern, soweit als möglich, auch Erziehungs-Anstalt seyn soll, indem Kenntnisse und Geschicklichkeit allein noch keinen zu einem guten Menschen, Bürger und Christen machen, sondern es hier auch auf die Gemüthsbildung, auf die Richtung des Willens, auf das Rechte und Gute u. s. w. ankomme, ein Grundsatz, der nicht oft genug hervorgehoben werden kann. — Wie wichtig derselbe sey, und wie sehr insbesondere die Tugenden der Ordnungsliebe, des Gehorsams, der Thätigkeit u. s. w. durch die neue Schuleinrichtung befördert werden, wird sodann unter Berufung auf *von Krohns* pädagogische Bemerkungen und des Vfs. eigene wissenschaftliche Aeusserungen weiter ins Licht gesetzt.

Als *Mittel* zu jenem wichtigen Zwecke erwähnt der Vf. insbesondere die Anstellung eines Ordners, vier Ordnungsschüler und mehrerer Beamten u. s. w. Er zählt hierauf die besonderen Disciplinarmittel — sieben bis acht an der Zahl — auf, durch deren richtige Bestimmung diese neuen Schulen sich von den Lancasterschen wesentlich auszeichnen, so wie er auch späterhin das Zeugniss bewährter Schulmänner anführt, dass, wenn auch die neue Schuleinrichtung gar keinen Vortheil für den Unterrichtszweck gewähre, sie schon um ihres segensvollen Einflusses auf die sittliche Bildung willen eingeführt zu werden verdiene (S. 82).

Im 3ten Abschnitte spricht der Verf. *über einige äussere Einrichtungen in den Schulen der wechselseitigen Schuleinrichtung.* Er hat hiebei die Normalschule für die deutschen Herzogthümer des Königs von Dänemark in Christians Pflegehause zu Eckernförde vor Augen. Doch sollen auch fast alle anderen Schulen, die der Vf. sah, ungefähr die nämliche äussere Einrichtung haben. Zu solchen äusseren Dingen gehören nun, die — wohl nicht zu lobenden — Nummern an den Wänden des Schulzimmers — *Laufnummern* genannt — die Einrichtung der Tische und Bänke, der Landkarten und Lesetafeln, die sogenannte *Denzel*'sche Leiter u. s. w. Ausserdem bemerkt er mehrere andere Aeusserlichkeiten und Anordnungen, die man in anderen Schulen nicht findet, die aber alle darauf abzwecken, den Geist der Ordnung u. s. w. in den Kindern zu erregen und zu erhalten. So das, was von Seiten des Gehülfen vor dem Anfange und vor dem Schlusse der Schule geschieht, die lauten Ankündigungen u. s. w. Eben so ist auch des Vfs. Beschreibung der besonderen Bildungsanstalten, die mit der Normalschule zu E. verbunden sind, namentlich 1) der Gesangschule, 2) der Musikschule, 3) der Handwerksschule, und 4) der Schule der Gymnastik (wovon jene soviel möglich auch für schon confirmirte Kinder bestimmt sind) so wie auch die Erwähnung einiger anderer Schulen im dänischen Lande (S. 57—63) nicht ohne Interesse für die Beurtheilung der wechselseitigen Schuleinrichtung. Auch in diesen verschiedenen Zweigen glaubt sich der Vf. bereits von der Nützlichkeit derselben überzeugt zu haben. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, ihm in das Einzelne zu folgen, und das Resultat hier mitzutheilen.

Vorzüglich wichtig ist aber der 4te Abschnitt, in welchem der Vf. mit Recht von der Ansicht ausgeht, dass die *Volksschule* nicht bloss Unterrichtsanstalt, sondern, wenn sie ihre grosse Aufgabe lösen will, auch Erziehungsanstalt seyn soll. „Es sollen, sagt er, aus ihr kräftige, veredelte, denkende, brave Menschen, wahrhaft fromme, mit wahrem Christus-Glauben und Christen-Sinn beseelte Christen, und nützliche, brauchbare, treue, ihrem Landesherrn mit Gut und Blut treu ergebene Bürger hervorgehen, Menschen, wie sie des Hauses Glück, des Staates Wohl, wie sie der *Herr*, wie sie der Himmel fodert, wenn er ihnen seine Pforten aufthun soll.“ (S. 67.) Zuerst in Hinsicht auf den *Unterrichtszweck* wird sodann die Ueberzeugung ausgesprochen: Der Unterricht verliert nicht nur nichts von seinem Werthe und von seiner bildenden Kraft, sondern er gewinnt bey derselben in mehrfacher Hinsicht; so dadurch, dass der Unterrichtsstoff in jedem Lehrfache scharf begrenzt, streng geordnet und genau abgestuft ist — das allzu scharfe möchte aber auch hier schädlich seyn; — ferner wird es dem Lehrer möglich und leichter gemacht, sich ganz der Abtheilung, welche er gerade unterrichtet, zu widmen, dann liegt in dieser Schuleinrichtung ein bedeutender Antrieb zum Fleisse u. s. w. Alles dieses setzt der Vf. noch weiter ins Licht, er zieht daraus Folgerungen für den Werth der gegenseitigen Schuleinrichtung, namentlich in der Elementarclasse, in der Arbeitsschule u. s. w., und schliesst mit der Bemerkung, dass bey dieser Schuleinrichtung ein Lehrer viel leichter, als bey der gewöhnlichen, eine grosse Zahl von Schülern zweckmäsig und erfolgreich unterrichten könne: ein Vortheil, der als der ursprüngliche wohl voranzustellen gewesen wäre. — In Hinsicht auf den *Erziehungszweck* der Schule wird gleichfalls Mehreres hervorgehoben, worin der vorzügliche Werth der neuen Schuleinrichtung besteht, was aber zum Theil schon bey Darstellung des Wesens derselben berührt wurde, namentlich, dass dem Lehrer die Aufsicht erleichtert, zahllose Vergehen verhütet werden u. s. w. Vorzüglich wird durch dieselbe der Sinn für Gemeinnützigkeit in den Kindern geweckt, und überhaupt gute Sittlichkeit in ihnen befördert (S. 84, 85). Diese Folgen zeigen sich um so vortheilhafter, je eifriger der Lehrer auch dahin wirkt, dass das ganze Schulleben ein christlich religiöses werde. In dieser Hinsicht bezeugt der Vf., dass in jenen neu eingerichteten Schulen nicht nur — wie bey uns — der Unterricht täglich mit Gesang und Gebet begonnen und beschlossen werde, sondern dass auch die Censurstunde am Schlusse der Woche eine ganz religiöse sey, und dass die Schule auch für

zweckmäſsige Kindergebete, behufs der Familienandacht, ſorge.

Im 5ten Abſchnitte endlich ſpricht der Vf. — auſser Anführung zweyer anderer Zeugniſſe — ſeine Meinung dahin aus, daſs, wie man auch die Formen nach Perſonen, Orten und Umſtänden ändern möge, die *Grundſätze* jener Schuleinrichtung allgemein werden müſſen, wenn unſer Volksſchulweſen das werden und leiſten ſoll, was es werden und leiſten kann. Seine Antwort aber auf jene Frage ſelbſt — ohne Verkennung der Schwierigkeiten der Sache — iſt die: die neue Schuleinrichtung werde eingeführt nicht durch Zwang und Befehl, nicht anders als wohlvorbereitet und regelrecht, durch offene Darlegung ihres Weſens und Wirkens, und durch die unterſtützende Hülfe der öffentlichen oberen Schulbehörden. Auch in dieſem Hauptſtücke iſt Rec. mit dem Vf. im Ganzen völlig einverſtanden, ſo wie auch jeder Unbefangene in der weiteren Ausführung dieſer Winke manches andere lehrreiche und von Erfahrung zeugende Wort, z. B. in Hinſicht auf die Candidaten der Theologie, finden wird.

Auſser dem Verzeichniſſe der vornehmſten Schriften über die Bell- und Lancaſterſchen Schulen und die däniſche neue Schuleinrichtung, worin die Namen jener Männer ſelbſt, eines *Joſeph Hamel*, *Natorp*, *Niemeyer*, *Eggers*, *Möller*, *Diekmann*, *Dinter*, *Peters* u. A. vorkommen, liefert der Vf. in einem beſonderen Anhange noch die Widerlegung mehrerer einſeitiger Anſichten und Einwürfe gegen die neue Schuleinrichtung, z. B. daſs dadurch leicht einzelne Kinder herriſch werden könnten u. ſ. w., welche wir aber gleichfalls nur zum eigenen Leſen in dem gegenwärtigen Werkchen empfehlen.

Blicken wir nun zurück auf den ganzen Inhalt dieſer Schrift eines der vornehmſten deutſchen Schulfreunde: ſo wünſchten wir zwar die höheren chriſtlich-wiſſenſchaftlichen Grundſätze des Schulweſens, namentlich, daſs der Lehrer ſowohl für die Ausbildung des activen, als des paſſiven, mehr receptiven, Seelenlebens Sorge zu tragen, alſo auch das *docendo diſcimus* etwas mehr zu benutzen habe, ferner, daſs das Schulleben den Menſchen auch für das Leben nach der beſſeren *Sitte* in der gröſseren Geſellſchaft bilden ſolle u. ſ. w., noch beſſer beachtet und hervorgehoben zu ſehen, während hier der Werth der neuen Schuleinrichtung mehr von dem teleologiſchen Standpuncte aus beurtheilt iſt. Indeſs laſſen ſich jene Grundſätze auch ſchon aus der höheren Erziehungswiſſenſchaft als bekannt vorausſetzen, während dagegen dieſe mehr praktiſchen Rückſichten von dem Vf. gründlich und mehrſeitig ins Licht geſetzt ſind. — Und obgleich auch mehrere Nachtheile und Schwierigkeiten, z. B. daſs ein gröſseres Local der Schulen erfoderlich wird u. ſ. w., mit dieſer neuen Schuleinrichtung verknüpft ſind, ſo ſind doch die Vortheile und glücklichen Folgen, vorzüglich aber das Pflichtgemäſse derſelben — auch nach der Anſicht *Zeller's* (in ſ. Lehren d. Erfahr. für chriſtl. Land- und Armen-Schullehrer Th. III. §. 20) — offenbar überwiegend. Es wird daher auch hier nur von dem guten Sinne und Geiſte der Schulvorſteher und vorzüglich der Lehrer, auch dem Einverſtändniſſe der Aeltern, abhängen, daſs die Vortheile möglichſt erreicht, die Nachtheile aber möglichſt vermieden werden, und ſo auch für die deutſche Jugend der Segen daraus hervorgehe, welchen ſich der Vf. mit Recht davon verſpricht.

P. G. St.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Stuttgart*, b. Balz: *Fürſtenliebe.* Novelle aus der neueren Geſchichte Schwabens, von *Wilhelm Zimmermann. Cornelia Boroquia*, oder *die Inquiſition.* 1834. 188 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Auch ungeſetzliche Liebe kann vor dem Richterſtuhle einer höheren Moral, als der des erſtarrten Buchſtaben, zur Tugend werden, ja ſelbſt in den Augen der blödſichtigen Menge dafür gelten, wenn man ſie bloſs nach ihren Folgen und Werken beurtheilt. Die Frau, welche aus den Armen des verhaſsten Gemahls ſich in die des Geliebten wirft, der Fürſt und vermählt iſt, handelt pflichtwidrig, aber ſie iſt Urſach, daſs der verſchwenderiſche tyranniſche Herzog ſich in einen weiſen Staatshaushalter, einen Beſchützer der Wiſſenſchaft und Kunſt, einen Vater ſeines Volks umwandelt, ſie, noch ehe ſie ihm geſetzlich angehörte, als wohlthätiger Genius des Landes anerkannt, geliebt wurde. Rec. wagt nicht dem zu widerſprechen; doch darf er einwenden, daſs Franziska nicht für die geiſtig hochbegabte Frau galt, wie ſie hier erſcheint; auch erzählt man ſich die Art ihrer Bekanntſchaft, des engeren Bündniſſes mit dem Herzog, ganz anders als hier: die gute ehrliche ſchwäbiſche Landedelfrau war keine ſentimentaliſirende Schwärmerin, wie ſie ſich als Heldin einer Novelle recht anmuthig ausnimmt. Auch war die erſte Ehe des Herzogs nichts weniger als eine conventionelle, der Knabe erklärte ſchon ſeinen Vormündern, daſs, wenn die kleine Fürſtentochter, für die der 13jährige entflammte, nicht ſeine Braut werde, er ſich nie vermählen werde, und die Vormünder, des Minderjährigen eiſernen Willen kennend, fügten ſich ſeinem Verlangen.

Cornelia Boroquia beleuchtet Greuel der Inquiſition mit ſtarken, aber ſchwerlich übertriebenen Farben. Ein junges unſchuldiges Mädchen ſtirbt, der Ketzerey beſchuldigt, weil ſie ſich der Wolluſt eines vornehmen Geiſtlichen nicht ergeben wollte. Der Vf., *P. v. Aichen*, überſetzte die Geſchichte aus dem Spaniſchen, das Leidenſchaftliche des Vortrages läſst ſchlieſsen, daſs dieſs kein leeres Vorgeben ſey, daſs nur einer, der ſelbſt durch die Härte und Willkühr des geiſtlichen Gerichts in Spanien gelitten, alſo darüber ſprechen konnte.

R—t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

JURISPRUDENZ.

1) BERLIN, b. Dümmler: *Betrachtungen über die Verfassung des deutschen Bundes in Beziehung auf Streitigkeiten der Mitglieder desselben unter einander oder mit ihren Unterthanen in ihrer jetzigen Ausbildung.* Von *Carl Friedrich Eichhorn.* 1833. II u. 108 S. 8. (14 gr.)

2) WIEN, gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold: *Ueber die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern des deutschen Bundes.* Zur Beleuchtung der Schrift von *Carl Friedrich Eichhorn, Betrachtungen* u. s. w. 1833. II u. 135 S. 8. (12 gr.)

Beide Schriften betreffen einen höchst interessanten und für das öffentliche Recht unseres deutschen Staatenbundes höchst wichtigen Gegenstand, die Frage, was ein Bundesgericht, nach der Natur des deutschen Bundes, bedeuten könne, und wie weit sich insbesondere die Anwendbarkeit und Competenz der Austrägalinstitution, sowohl in Beziehung auf Streitigkeiten deutscher Bundesregierungen unter sich, als in Hinsicht auf Streitigkeiten derselben mit ihren Unterthanen, erstrecke.

Hinsichtlich der *Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Bundes* giebt die in No. 1 *nach dem jetzigen Stande der Gesetzgebung* angestellte Untersuchung das Resultat (S. 68): 1) für die Entscheidung solcher Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Bundes, welche unter dem Gesichtspuncte einer *Justizsache* betrachtet werden können, ist durch die Bestimmungen der *Bundesacte* Art. 11, des *Bundestagsbeschlusses vom 16ten Junius* 1817, und der *Schlussacte der Wiener Ministerial-Conferenzen* v. J. 1820. Art. 21, hinreichend gesorgt; ein Bundesgericht würde dafür weniger leisten, als die bis jetzo in Folge des vorhin erwähnten Bundestagsbeschlusses v. J. 1817 hergestellte und bestehende Austrägalinstanz; denn jenes Gericht würde weniger Vertrauen geniessen, als diese durch Uebereinkommen der streitenden Theile erkorenen Austrägalgerichte. 2) Auch bey Streitigkeiten, in welchen ein Theil die Austrägalentscheidung ablehnt, und — wie der Vf. sich zu zeigen bemüht — ablehnen kann, weil sie nicht *rechtlicher*, sondern *politischer* Natur seyen, sichert die Bundesgesetzgebung, durch die Bestimmung der eben gedachten Schlussacte Art. 18—21 und 25, dafür, dass solche Thätlichkeiten und Besitzstörungen nicht veranlassen können. Solche Streitigkeiten können aber nicht durch *richterliche* Entscheidung, also nicht durch Austrägal- oder ein Bundes-Gericht, erledigt werden, sondern *lediglich durch Vergleich.* Werden sie bey der Bundesversammlung angebracht, so ist diese bloss berechtiget, die Vermittelung zu versuchen; die Bundesgesetze aber haben weder ausgesprochen, dass der Bundes-Versammlung selbst das Recht zustehe, zu entscheiden, ob sie gegen den Widerspruch eines Theils an die gewöhnliche Austrägalinstanz zu bringen seyen, oder gebracht werden können, noch haben diese Gesetze bis jetzo einen anderen Weg vorgezeichnet, auf welchem sie zur Entscheidung gebracht werden sollen, wenn die Vermittelung misslingt. 3) Die Gesetzgebung ist daher noch unvollständig, und die Ausfüllung der dessfallsigen Lücke zu wünschen. Dass die Lücke durch Errichtung eines Bundesgerichts ausgefüllt werden könne, scheint jedoch mit der Natur des deutschen Bundes, als eines Vereines unabhängiger Staaten, in directem Widerspruche zu stehen. Dieser müsste in einen *Bundesstaat* verwandelt werden, der alle Verhältnisse durch positive Gesetze ordnet, und vermöge einer höheren Staatsgewalt in Sachen verfügen kann, welche keine Justizsachen sind, wenn ein Bundesgericht eine dem Organismus des Bundes entsprechende Einrichtung werden sollte. Und doch würde, wie die Erfahrung gezeigt hat, eine solche Gesetzgebung bey politischen Fragen von wenig Wirksamkeit seyn; wie denn auch die ehemaligen Reichsgerichte, ungeachtet sie ein Institut eines Vereins waren, der einen Bundesstaat bildete, sie nicht zu sichern vermochten; — eine Folge davon, dass das Reich etwas seyn *sollte*, was es nach der natürlichen Stellung seiner Mitglieder nicht seyn *konnte.* — Uebrigens aber scheint 4) die Sicherstellung der Zwecke des Bundes, so wie diese im Art. 11 der B. A. ausgesprochen ist, durch eine, schon in den Berathungen der Bundes-Versammlung über die Einrichtung der Austrägalinstanz, wenigstens in gewissen Grundzügen, in Antrag gebrachte Gesetzgebung, allerdings vollständig möglich zu seyn, in der Ausbildung jener mithin der eigentliche Weg zur Vervollständigung der Bundesgesetzgebung zu liegen.

Für die Behandlung von *Streitigkeiten der Mitglieder des Bundes mit ihren Unterthanen* hingegen bezeichnet der Vf. von No. 1 Folgendes als Ergebnisse seiner Untersuchungen: 1) die innere Sicherheit von Deutschland kann durch Streitigkeiten zwischen einer Regierung und ihren Unterthanen nicht gefährdet werden; denn die Bundesgesetzgebung hat Art. 25—29 der Schlussacte der W. M. C. der Bundesversammlung Mittel gegeben, jede Störung der öffentlichen Ruhe, welche aus solchen Streitigkeiten hervorgehen könnte, unschädlich zu machen. 2) Der Rechtszustand der

der deutſchen Unterthanen, ihren Regierungen gegenüber, iſt ſo weit geſichert, als er ſich ſichern lieſs, ohne in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten durch Geſetzgebung des Bundes einzugreifen. Der Bund ſchützt jede anerkannt beſtehende Verfaſſung, und dadurch die verfaſſungsmäſsigen Rechte der Unterthanen. Sofern Streitigkeiten über die letzten die Eigenſchaft einer Juſtizſache haben, und mithin im Wege Rechtens entſchieden werden können, werden ſie geſchützt durch das Recht, welches der Bundesverſammlung im Art. 29 der *Schluſsacte* d. *W. M. C.* eingeräumt worden iſt. Sofern aber die Beſchwerden der Unterthanen die factiſche Aufhebung der beſtehenden Verfaſſung ſelbſt zum Gegenſtande haben ſollten, ſchützt ſie das der Bundesverſammlung eingeräumte Recht, jede Regierung zur Erfüllung des 13 Artikels der Bundesacte in dem Sinne anzuhalten, welchen dieſe Beſtimmung der Bundesacte nach der Entwickelung der Wiener Schluſsacte hat. 3) Die Befugniſs, für den Schutz der Rechte der Unterthanen in einem noch ausgedehnteren Umfange zu ſorgen, läſst ſich ohne Einmiſchung des Bundes in die inneren Angelegenheiten eines Bundesſtaates nicht begründen. Dieſe Einmiſchung wäre nämlich unter zweyerley Bedingungen möglich: *a*) *unter der*, einer vom Bunde ausgehenden *Geſetzgebung*, welche die *inneren Landesverhältniſſe* zum Gegenſtande hätte, und den Streitigkeiten über dieſe in einem gewiſſen Umfange die Eigenſchaft einer Juſtizſache beylegte. Doch ſelbſt dann, wann dieſe Geſetzgebung für zuläſſig erachtet würde, wäre die Entſcheidung ſolcher Streitigkeiten durch die Landesgerichte, unter Vorbehalt des Einſchreitens der *Bundesverſammlung wegen verweigerter Juſtiz*, den beſtehenden Verhältniſſen und dem Bedürfniſſe angemeſſener, als ihre Verweiſung an ein Bundesgericht. — Weiter wäre eine ſolche Einmiſchung möglich und anzunehmen *b*) unter der Bedingung und Vorausſetzung einer dem Bunde beyzulegenden *höheren Regierungsgewalt*, welche die Bundesverſammlung in den Stand ſetzte, Beſchwerden in Regierungsſachen anzunehmen. Indeſs unter dieſer Geſtalt würde ſie mit der *Unabhängigkeit der deutſchen Staaten unvereinbar ſeyn*, und mithin den Wünſchen *der Regierungen*, ja ſelbſt kaum den Wünſchen der Unterthanen, entſprechen. 4) Bedarf aber auch eine Regierung, um ihre verfaſſungsmäſsigen Rechte geltend zu machen, keinesweges den Schutz eines *Richters*. Handelt es ſich um Verfügungen, welche ſie nur mit Zuſtimmung ihrer Stände treffen kann, ſo iſt die Differenz, welche zwiſchen beiden entſtehen kann, kein Gegenſtand *richterlicher* Entſcheidung. Einen Weg, nöthigen Falls eine Ausgleichung oder eine Entſcheidung anderer Natur zu bewirken, muſs die Verfaſſung ſelbſt darbieten. Die Befugniſs des Bundes, die Garantie einer Verfaſſung zu übernehmen, iſt das Mittel, welches die Bundesverfaſſung einer Regierung darbietet und offen hält, um ſich dafür zu ſichern, daſs Differenzen dieſer Art verfaſſungsmäſsig erledigt werden. Ihre Befugniſs, die Vermittelung des Bundes zu dieſem Zwecke in einzelnen Fällen nachzuſuchen, iſt ſchon an ſich nicht zu bezweifeln; andere Mittel, ſolche Differenzen zu erledigen, läſst die Natur derſelben nicht zu.

Von den beiden in No. 1 behandelten Gegenſtänden beſchäftiget den Vf. von No. 2 — als welchen man den vormaligen Profeſſor zu Berlin, *Jarke*, jetzo vortragenden Rath beym Departement der auswärtigen Angelegenheiten in der K. K. Oeſterreichiſchen Hofcanzeley zu Wien, nennt — nur der erſte Gegenſtand. Den zweyten hat er ganz unberührt gelaſſen. Auch wird ſich gegen die hier aufgeſtellte Theorie *im Ganzen* nichts erinnern laſſen. — Nach der Anſicht des Vfs. der zweyten Schrift trifft der Angriff, den der Vf. von No. 1 auf die richterliche Competenz des deutſchen Bundes, und namentlich der Bundesauſträgalinſtitution gemacht hat, den Nerv des Lebens des Bundes. — Wenn — glaubt er — es jemals möglich wäre, daſs der *Geiſt*, der ſich in der *Eichhorniſchen* Schrift als bloſse Theorie ausſpricht, in die Praxis der Cabinete überginge, ſo hätte die letzte Stunde der Eintracht unter Deutſchlands Fürſten und freyen Städten geſchlagen; und darum hielt er ſich für verpflichtet, dieſer ſo überaus verderblichen Doctrin, welcher „ein berühmter und *ſonſt hochverdienter Gelehrter ſeine* Feder und das *Gewicht ſeines Namens* liehe," ſofort *mit der hier* angezeigten Erörterung entgegenzutreten. „Denn ein verunglücktes Spiel juriſtiſchen Scharfſinnes laſſe ſich, ſo groſsen Verdienſten gegenüber, verzeihen, nicht aber mit Stillſchweigen übergehen, wenn es zugleich an den Grundfeſten der Eintracht, des Rechtes und der *Wohlfahrt von Deutſchland rüttelt.*" Die *betreffenden bundesrechtlichen Normen haben*, wie der Vf. zu zeigen ſucht, keinesweges den Sinn, welchen *Eichhorn* in dieſelben hineinzulegen ſich bemüht. Eine unbefangene und redliche Interpretation derſelben führe vielmehr zu dem Reſultate (S. 101), daſs in *allen* Streitigkeiten der Bundesglieder, wo die Vermittelung der Bundesverſammlung zu keinem gedeihlichen Reſultate führt, die Entſcheidung der Auſträgalinſtanz *eintreten müſſe*. Der Fall, wo auch nicht einmal einer von beiden *ſtreitenden Theilen* ein *Recht behaupten* ſollte, der *eine oder* der andere alſo einen Anſpruch machte, *von dem* er ſelbſt zugäbe, daſs er auf keinem *Recht* beruhete, und wo er dennoch die Mitwirkung des Bundes begehrte, um ſeinen Zweck zu erreichen; dieſer Fall — den *Eichhorn* bey ſeiner Beſtimmung der Competenz der Bundesauſträgalgerichte vorausſetzt — dürfte *nach* der Anſicht des Vfs. (S. 102) in dem *Verhältniſſe* unabhängiger Staaten praktiſch eben ſo undenkbar ſeyn, als in gewöhnlichen Verhältniſſen von Privatperſonen. Die Wirkſamkeit der Bundesverſammlung würde alſo in einem Falle dieſer Art erſt beginnen, wenn im Laufe der Zeit die Streitigkeiten der beſagten Art zu Störungen des öffentlichen Friedens, des Beſitzſtandes oder der Bundesverfaſſung hinführen ſollten. Berufe ſich dagegen auch nur Ein Theil auf ein Recht, das der Andere durch Handlungen oder Unterlaſſungen geſtört habe, ſo hätte über dieſen *Streitpunct*, d. h. ſowohl über die Exiſtenz des Rechts, als des rechtsſtörenden Factums, die Auſträgalinſtanz

zu entscheiden; und kein Bundesglied würde in einem solchen Falle sich für befugt halten, die richterliche Entscheidung aus irgend einem Grunde abzulehnen. Zwar lasse sich der Fall denken, dass ein Austrägalgericht sich zur Entscheidung einer ihm vorgelegten Streitigkeit nicht competent erkläre, und es möge sich vielleicht für eine Lücke unserer Bundesgesetzgebung ansehen lassen, dass hier Bestimmungen darüber fehlen, wie Streitigkeiten zu behandeln seyen, welche die Austrägalgerichte zurückgewiesen haben. — Allein diese Lücke sey, genau betrachtet, nur scheinbar, nicht aber wirklich vorhanden. Die Austrägalinstanz habe (S. 107) jeden Falls die Pflicht, sich wenigstens in so weit auf die ihr zur Beurtheilung und Entscheidung vorgelegte Sache einzulassen, dass ihr selbst eine Entscheidung darüber möglich wird, ob hier ein streitiges *Recht* in Rede stehe, oder nicht. In sofern, und wenigstens bis zu dieser Entscheidung, müsse also das Austrägalgericht nothwendig die Sache annehmen, und da die Frage: ob eine Rechtssache, d. h. eine Sache, bey der überhaupt von einem *Rechte* die Rede ist, vorliege, in der Wirklichkeit nur in den allerseltensten Fällen auf den ersten Anblick klar seyn wird, durch Erörterung und Verhandlung dieselbe bis zu diesem Grade aufklären. Gewinnt dadurch das Gericht die Ueberzeugung, dass hier kein streitiges *Recht* vorliege, so ist es allerdings berechtiget, dieselbe auszusprechen. Hierin liege aber, da eine Streitigkeit überhaupt nicht denkbar ist, ohne dass ein Theil etwas *fodert*, was der andere nicht gewähren will, jedesmal die Erklärung, dass die Foderung des Klägers nicht auf einem *rechtlichen* Grunde beruhe, dass auf der anderen Seite keine *rechtliche* Verbindlichkeit zu ihrer Gewährung vorhanden, dass demnach der Kläger abzuweisen sey. Eine vermeintliche Incompetenzerklärung von Seiten des Austrägalgerichts würde also (S. 109) immer eine Entscheidung enthalten, dass der Theil, welcher die Foderung stellt, mit derselben abzuweisen sey, und diese Erklärung immer zugleich für den anderen Theil den Gebrauch seiner natürlichen Freyheit, innerhalb der Grenzen seines Rechts, für beide Theile die Aufrechterhaltung des Besitzstandes involviren. Für die letzte und für den öffentlichen Frieden zu sorgen, fiele dann der Bundesversammlung anheim; über die Ausgleichung ihrer Interessen sich zu einigen, einen Tausch einzugehen, einen Vergleich zu treffen u. s. w., bliebe, wie jedes andere rechtliche, nicht streitige Geschäft, dem freyen Willen der Interessenten überlassen. — Dieses Alles erwogen, möge zwar (S. 110), wie es geschehen ist, eine Aenderung der hier erläuterten, bestehenden Verfassung von der einen oder der anderen Seite gewünscht, es könne aber nicht behauptet werden, dass in der jetzigen Gesetzgebung eine wirkliche Lücke enthalten sey. Von einer solchen könnte nur gesprochen werden, wenn die Grundgesetze des Bundes verheissen hätten, jedem Bundesgliede zur Realisirung seiner auf *Interessen* beruhenden *Wünsche* und Privatzwecke zu verhelfen. Da dieses aber weder Versprechen sey, noch als ein in der jetzigen menschlichen Ordnung der Dinge Unmögliches versprochen werden könnte, so beschränke sich die jetzige Bundesgesetzgebung nur auf den möglichen und vernünftiger Weise zu erreichenden Zweck, jedes Bundesglied in seinem guten Rechte zu schützen, und ihm zu seinem guten Rechte zu verhelfen. Darüber sey eine Entscheidung möglich, und diese sey in den bestehenden Bundesgesetzen gewährt.

Bey der Streitfrage, welche die Vff. dieser beiden Schriften behandelt haben, beruht Alles auf der Deutung der Bestimmungen unserer Bundesgesetze über den Umfang der richterlichen Competenz des Bundes und der zur Uebung dieser Competenz hergestellten Austrägalinstitution. Diese Deutung ist also auch der Hauptpunct, mit dem sich beide Vff. beschäftigen. Die hieher gehörigen Stellen der Bundesgesetzgebung sind aber 1) Art. 11 der Bundesacte: „Die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerley Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bey der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittelung durch einen Ausschuss zu versuchen, und falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken, deren Ausspruche sich die streitenden Theile sofort zu unterwerfen haben." 2) Art. 1 u. 3 des Bundestagsbeschlusses über das Vermittelungs- und Austrägal-Verfahren bey Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich, vom 16ten Junius 1817, wo die Bundesversammlung als diejenige Behörde bezeichnet ist, bey welcher *alle und jede Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich anzubringen sind*, mit der weiteren Bestimmung, „dass, wenn der hier vorgeschriebene Vermittelungsversuch ohne Erfolg bleibt, und daher eine richterliche Entscheidung erfolgen muss, für jeden vorkommenden Fall eine Austrägalinstanz zu bilden sey." 3) Art. 21 der Schlussacte der Wiener-Ministerial-Conferenzen vom 15ten May 1820: „Die Bundesversammlung hat in allen nach Vorschrift der Bundesacte bey ihr anzubringenden Streitigkeiten der Bundesglieder die Vermittelung durch einen Ausschuss zu versuchen. Können die entstandenen Streitigkeiten auf diesem Wege nicht beygelegt werden, so hat sie die Entscheidung derselben durch eine Austrägalinstanz zu veranlassen, und dabey, so lange nicht wegen der Austrägalgerichte überhaupt eine anderweite Uebereinkunft zwischen den Bundesgliedern Statt gefunden hat, die in dem Bundestagsbeschlusse vom 16ten Junius 1817 enthaltenen Vorschriften, so wie den in Folge gleichzeitig an die Bundestagsgesandten ergehender Instructionen zu fassenden Entschluss, zu beobachten." 4) Der Art. 1 des Bundestagsbeschlusses über das Verfahren bey Aufstellung der Austrägalinstanzen vom 3ten August 1820, worin die eben angeführte Disposition der W.M.C. wörtlich wiederholt ist. — Diese Bestimmungen der Bundesgesetze will *Eichhorn*, unter Beziehung auf die der Feststellung derselben vorausgegangenen Verhandlungen und Abstimmungen der

Gesandten mehrerer Bundesglieder, einschränkend bloss auf *eigentliche Justizsachen* gedeutet wissen, der Vf. von No. 2 hingegen, gleichfalls mit Beziehung auf solche Abstimmungen, ihrem Wortsinne nach, möglichst ausgedehnt, *auf alle und jede unter Bundesgliedern vorkommende Streitigkeiten*, gleichviel, solche mögen eigentlich streitige *Rechte* betreffen, oder *politischer* Natur seyn; indem, seiner Ansicht nach, es eine durchaus unstatthafte Verwechselung der Begriffe sey, wenn man aus dem in einem Lande bestehenden Verhältnisse der Justiz- und Regierungs-Sachen einen Schluss auf die auswärtigen Verhältnisse dieses Staats machen wolle (S. 113), und daher diese Trennung im deutschen Bundesrecht keine Rücksicht verdiene (S. 22).

Welche von diesen beiden versuchten Deutungsweisen die richtigere sey, wird sich aus den Bundesverhandlungen schwerlich so vollkommen entscheiden lassen, dass Zweifel gegen die Entscheidung nicht möglich seyn dürften. Die Verhandlungen, welche diesen Bestimmungen vorher gingen, und worauf die Vff. beider Schriften recurrirt haben, — diese Verhandlungen zeigen eigentlich nur, dass die Ansichten der Bundesregierungen und ihrer Gesandten über den der richterlichen Competenz des Bundes zu gebenden Umfang nicht übereinstimmten, und dass man die dabey ins Auge zu fassenden Puncte nicht mit der Schärfe und Genauigkeit ins Auge fasste, wie man sie bey mehreren späterhin vorgekommenen Streitigkeiten unter Bundesgliedern ins Auge zu fassen genöthiget war, und wie solche namentlich jetzo die Vff. der beiden vor uns liegenden Schriften ins Auge gefasst haben. — Inzwischen ist so viel nicht zu verkennen, dass für die Eintracht unter den Bundesgliedern die von *Eichhorn* versuchte und mit vielem Scharfsinn durchgeführte Deutung allerdings gefährlich ist. Doch nicht die Gefährlichkeit einer Theorie kann über deren Richtigkeit entscheiden. Eben so wenig, als die Gefährlichkeit zu verkennen ist, lässt sich das Uebergewicht ableugnen, das sie über die entgegengesetzte Meinung erlangt, sobald man, abgesehen von deren Gefährlichkeit, sich mit kalter Prüfung derselben abgiebt. Ganz unbestreitbar und völlig zweifelsfrey liegt eigentlich in den angeführten Stellen unserer Bundesgesetze weiter nichts, als das, dass die Mitglieder unseres deutschen Bundes ihre Streitigkeiten unter sich nie mit Gewalt verfolgen, sondern solche bey der Bundesversammlung anbringen sollen. Ob aber alle hier angebrachten Streitigkeiten, wenn die Vermittelung ohne Erfolg bleibt, an die Austrägs gewiesen werden sollen, unterliegt desshalb noch einigem Zweifel, weil die angedeuteten Bestimmungen unserer Bundestagsgesetzgebung nur zu augenfällig darauf hinweisen, dass man bey denselben zunächst bloss *eigentliche Rechtsstreitigkeiten* vor dem Auge gehabt habe, nicht aber die Art und Weise der Erledigung *politischer Fragen*, die doch eben so wohl Streitigkeiten veranlassen können, wie die Fragen vom verletzten Rechte, die nach der Natur der Sache eigentlich nur zur Competenz der Gerichte und Justizinstanzen gehören. Dass man aber — wenigstens bey der Beschlussfassung, welche den Verhandlungen darüber folgte, — bloss *Rechts*streitigkeiten vor dem Auge gehabt habe, ungeachtet dem Wortlaute nach von *allen* Streitigkeiten die Rede ist, diess geht insbesondere aus den Bestimmungen des vorhin erwähnten Bundestagsbeschlusses vom 3ten August 1820 hervor, wo ausdrücklich Art. 3 von einem *Rechts*streite unter Bundesstaaten gesprochen wird, und Art. 4 die Austrägalgerichte auf die Entscheidungsnormen hingewiesen werden, welche in *Rechts*streitigkeiten derselben Art vormals von den Reichsgerichten befolgt wurden, in sofern solche auf die jetzigen Rechtsverhältnisse der Bundesglieder noch anwendbar sind. So fühlbar inzwischen die oben angedeutete Lücke in der Bundesgesetzgebung seyn mag, so mag es dennoch gerade nicht nothwendig seyn, solche sofort auszufüllen, wenn man vielleicht nicht im Stande seyn sollte, sich über ein Verfahren zur Erledigung der politischen Interessenfragen zu vereinigen. Streitigkeiten, welche die Ruhe des Bundes stören könnten, sind von der Nichterledigung dieser Interessenfragen wohl nicht zu besorgen, so lange man über die Bestimmungen der Art. 18—20 der Schlussacte der W.M.C. festhält, und insbesondere den Besitzstand eines jeden Theils gehörig zu sichern sucht, also damit jenen Interessenfragen einen grossen Theil ihrer Fähigkeit zu die Ruhe störenden Anlassen und Aufregungen entzieht.

Jeden Falls wird es stets eine sehr schwierige Aufgabe seyn, ein Verfahren zu ermitteln, das die Erledigung dieser politischen Interessenfragen mit der Grundbestimmung der Bundesgesetzgebung vereint: „Der deutsche Bund ist ein völkerrechtlicher Bund der deutschen souveränen Fürsten und freyen Städte, zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten und zur Erhaltung der inneren und äusseren Sicherheit Deutschlands. Dieser Verein besteht in seinem *Inneren* als eine Gemeinschaft *selbstständiger*, unter sich *unabhängiger* Staaten, mit wechselseitigen gleichen Vertragsrechten und Vertragsobliegenheiten;“ — Bestimmungen, die jede Einmischung eines Bundesstaats in die Einrichtung und Verwaltung des anderen, — worauf doch die streitigen Interessenfragen zuletzt hingehen — ihrer Natur nach ausschliessen, und für dessfalls obwaltende Streitigkeiten keinen anderen Weg zulassen, als den der gütlichen Verhandlung und Erledigung unter Vermittelung der Bundesversammlung, nie aber eine *eigentlich richterliche* Entscheidung; die, wie *Eichhorn* sehr treffend bemerkt, nur dann Statt finden könnte, wenn die Staaten unseres deutschen Bundes einen Bundes*staat* bildeten, keinesweges aber dann, wenn sie ein Staaten*bund* sind, und solches bleiben sollen. Uebrigens zeigt die bisherige Erfahrung, dass auch ohne austrägalrichterliche Entscheidung sich unsere vorgekommenen Interessenfragen ganz gut erledigen lassen, wenn man ernstlich darauf ausgeht, sie aufrichtig und redlich erledigen zu wollen; — und unter dieser Voraussetzung verliert dann auch die *Eichhornische* Lehre Vieles von ihrer Gefährlichkeit.

Z.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Die Universität *Marburg* hat seit einiger Zeit mehrere ihrer verdienten Lehrer, theils durch den Tod, theils durch Versetzung, theils durch den Abgang derselben nach anderen Universitäten, u. s. w. verloren. In der *theologischen* Facultät starb 1834 Dr. *Joh. Lorenz Zimmermann*, in der *juristischen* 1833 Dr. *Georg Fr. Karl Robert*, Vice-Kanzler der Universität; der Prof. des Kirchenrechts, Dr. *Wilh. Bickell*, ward im J. 1832 als Oberappellationsgerichts-Rath nach Kassel versetzt, der Senior der *medicinischen* Facultät Dr. *Joh. David Busch* starb 1833, der Prof. der Entbindungskunst und Director der Entbindungsanstalt Dr. *Elias Kasp. Jakob von Siebold* erhielt im J. 1832 eine ordentliche Lehrerstelle in Göttingen, der Professor der Staats- und National-Wirthschaftslehre Dr. *Alex. Lips* ward aus dem kurhessischen Staatsdienste im J. 1833 entlassen. In demselben Jahre ward der Prof. der Philosophie Dr. *Friedr. Aug. Börsch*, als Gymnasiallehrer, nach Hanau versetzt, der Prof. der abendländischen Sprachen Dr. *Friedr. Theod. Kühne* starb am 17 Juli 1834 in einem Alter von 75 Jahren, 11 Monaten und 14 Tagen, und in eben diesem Jahre nahm der ausserordentliche Professor der Alterthumskunde, *Kornelius Boek*, seine Entlassung. Dagegen ward der bisher zu Waiblingen im Würtembergischen gestandene Diakonus Dr. *Christ. Friedr. Kling* zum ordentlichen Professor der Theologie, der ausserordentliche Professor der Medicin Dr. *Karl Christoph Hüter* zum ordentlichen Prof. der Entbindungskunst und Director der Entbindungsanstalt, und der Privatdocent, Dr. *K. Ad. von Vangerow*, zum ausserordentlichen Professor der Rechte ernannt. Der Wiederbesetzung der vielen anderen Lehrer-Stellen sieht man erwartungsvoll entgegen.

Dem zuerst von uns genannten Theologen, Dr. *Johann Lorenz Zimmermann*, zweytem ordentl. Professor der Theologie und Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten, der am 11 Febr. d. J. in einem Alter von 71 Jahren, 2 Monaten und 15 Tagen starb, hat unlängst der verdienstvolle Prof. der Beredsamkeit *Wagner* eine *Memoria* gewidmet (b. Ewert 16 S. 4), aus der wir Folgendes mittheilen: Das Hauptfach des sel. Dr. *Zimmermann* war die *christliche Moral*, über die er auch ein Lehrbuch herauszugeben Willens war; ausserdem lehrte er Dogmatik, mit Dogmengeschichte verbunden, Pastoraltheologie, Homiletik, Exegese des N. T. und theologische Literatur. Er war geboren zu Kassel, am 27 Nov. 1762, empfing seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht im Lyceum zu Kassel, studirte in Marburg, ward im J. 1784 Major der fürstl. Stipendiaten, im J. 1789 ausserordentlicher Professor der Theologie an der Universität Marburg, in demselben Jahre als Professor der Theol. nach Hanau versetzt, und im J. 1792 zum dritten ordentlichen Professor der Theologie in Marburg ernannt, auch ward ihm hier das Ephorat über die fürstl. Stipendiaten übertragen. Beide Stellen hat er bis ans Ende seines einfachen, aber wohlthätigen und wirkungsreichen Lebens rühmlich verwaltet. Sanft verschied er am 11 Febr. d. J. 1834. *Zimmermanns* theologische Ansichten waren würdig und geläutert, auf Vernunft und Bibelstudium gegründet; Heucheley und Frömmeley war ihm fremd; dagegen wohnte ächtreligiöser Sinn in seinem Herzen, und seinen Beruf erfüllte er mit gewissenhafter Treue. Als Schriftsteller ist er selten, und nur mit kleinen Schriften, aufgetreten, die man hier S. 16 verzeichnet findet. — Möge die löbliche Sitte, den hingeschiedenen akademischen Lehrern, auch wenn sie nicht viel geschrieben haben, Gedächtnissschriften zu weihen, der Neuerungssucht einer jüngeren Generation, welche die ehrwürdigen Einrichtungen unserer Vorfahren wenig achtet, auch wenn sie nichts Besseres dafür zu

geben im Stande ist, ja nicht aufgeopfert werden! —

Chronik des Gymnasiums zu Görlitz von Ostern 1832 bis 1834 *).

Die Stelle des verst. Zeichenlehrers *Hortzschansky* wurde Hn. *Karl Aug. Fechner* übertragen, welcher am 17 März 1805 in Sorau geboren, im Seminar zu Neuzelle gebildet, Lehrer an der Bürgerschule in Guben gewesen war, und daselbst den Zeichenunterricht am Gymnasium besorgt, und seit 1829 schon in Görlitz an einer Mädchen-Erziehungsanstalt gearbeitet hatte. Zugleich wurde der Unterricht erweitert, so dass mehrere Abtheilungen wie bisher daran Antheil nehmen konnten. Auch der Unterricht in der französischen Sprache erlitt in gleicher Hinsicht eine Abänderung. Jeder Schüler der oberen Classen ist verpflichtet, demselben beyzuwohnen.

Am 3 Juni 1833 trat der Schulamtscandidat Hr. *Moritz Matthäi*, geb. am 2 April 1809 in Auras, und gebildet auf der Ritterakademie in Liegnitz und auf der Universität zu Breslau, sein Probejahr an, wofür ihm 200 Thlr. aus der Schulcasse bewilligt wurden, da er den grössten Theil des mathematischen Unterrichts in verschiedenen Classen, und den geographischen in der fünften, übernahm. Die dadurch entstandene Vermehrung der Lehrer wurde dazu benutzt, Ober- und Unter-Prima in mehreren Stunden zu trennen, als es bisher möglich gewesen war. Ferner wurde Hr. *Christian Friedrich Stolz*, Hauptlehrer in der fünften Classe seit 1808, seinem Wunsche gemäss zu Michaelis 1833 mit 300 Thalern jährlich in Ruhestand versetzt; sein Amt versieht seitdem ein zu Stettin am 20 Aug. 1812 geborner, in Breslau ausgebildeter Seminarist, Hr. *Friedrich August Schäfer*. Auch wurden monatliche Lehrerversammlungen eingerichtet, und die Schüler unter noch genauere Aufsicht gestellt, als bisher. Die sonst übliche Aushebung der für das Gymnasium tüchtigen Knaben aus den Elementarschulen wurde abgestellt.

Von dem durch eine frühere Erhöhung des Schulgeldes entstandenen Ueberschusse wurden im Jahre 1832 637 Thlr., im Jahre 1833 560 Thlr. unter die Lehrer vertheilt. Durch Nachweisung, dass bey Uebertragung der früher gemachten Stiftungen in preuss. Cour. das Aufgeld zu gering angenommen worden war, wurden einige Stiftungen, am meisten die für die Schullehrerwittwen, vermehrt.

Die höchste Anzahl der Schüler betrug im J. 1832 313; im J. 1833 297. Aufgenommen wurden in beiden Jahren 125, im J. 1832 56, im J. 1833 69. Abgegangen sind 161, im J. 1832 98, im J. 1833 63. Auf die Hochschule gingen 36 im J. 1832 20; im J. 1833 16.

Die Schulschriften waren folgende:

1) *Einige Worte über den Kirchengesang, seine Entstehung*, u. s. w. Fortsetzung, von *J. A. Blüher*, Cantor; zur v. Gersdorfischen Gedächtnissfeier am 26 Sept. 1832. (11 S.) 4. Die erste Abtheilung erschien 1817, die zweyte 1822, diese ist die dritte.

2 u. 3) *Alphabetisches Verzeichniss mehrerer, in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten.* Siebentes Stück; zum Lob- und Dank-Actus nach dem Jahresschlusse am 14 Jan. 1833, von *K. G. Anton*, Prof. u. Rector. (20 S. 4.) Achtes Stück; zum Lob- und Dank-Actus am 13 Jan. 1834 (28 S. 4.)

4 u. 5) *Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums im 19 Jahrhundert*, 34 *Beytrag*, zur öffentlichen Prüfung vom 27 März bis 1 April 1833, von Demselben (30 S.) 35ster Beytrag, zur öffentlichen Prüfung vom 19 bis 24 März 1834. (28 S. 4.)

6) *Orationes Sylverstainianas* die X Maji 1833 habendas indicit *C. Th. Anton*, *Prof.* et Rect. Praemittitur brevis dissertatio *de poena mortis non abroganda.* (12 S. 4.)

7) *Nachricht über die Schule für Handwerkslehrlinge in Görlitz*, von *J. A. Rösler*, 1stem Collegen; zum v. Gersdorfischen Gedächtniss Actus am 23 Sept. 1833. (24 S. 8.)

8) *Libri Salustiani manu exarati, in bibliotheca societatis literariae, quae in superiore Lusatia floret, servati, brevis descriptio*, auctore *E. Ae. Struve*; zum Karl Gehlerischen Gedächtniss-Actus den 16 Dec. 1833. (4 S. Fol.) 1832 fiel der Actus aus.

9) *Orationes Sylverstainianas* die XXVIII Maji 1834 habendas indicit *C. Th. Anton*, Prof. et Rect. Praemittitur brevis dissertatio *de Querxis et significatione eorum nominis.* (12 S. 4.) (Ferebantur pusilli daemones, nani quidem, spithamae forte longitudinem habentes, qui frequentes ex fonte Querxorum in monte lato prope Zittaviam proveniebant, et in speluncis subterraneis habitantes, quas cavernas Querxorum (Querxlöcher) appellare solent, homines vexabant. — *Qw* et *dw*,

---

*) Gern danken wir dem würdigen Vorsteher dieses Gymnasiums, welcher seit vielen Jahren uns regelmäsig diese *Chronik* nebst den dazu gehörigen Programmen liefert. Möchten mehrere Schullehrer seinem Beyspiele folgen, und solche Chroniken nebst Programmen durch sichere Buchhändler-Gelegenheit einsenden, damit sie ebenfalls durch unser Intelligenzblatt zu allgemeinerer Notiz gelangten!

etiam *qu* et *zw* inter ſe permutantur: quare pro voc. *Dwerg* (*Zwerg*) facile dici poterat *Querg*. *cfr*. *Wachteri* gloſſar. II. p. 1988 — 90.)

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodiſche Schriften.

So eben iſt erſchieren, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Servius, *Blätter für juriſtiſche Kritik*.
Von Dr. *E. v. Meyſenburg*.

Erſtes Heft. Inhalt: „Das Meinen und Analyſiren als Wiſſen und Methode der geſchichtlichen Rechtsforſchung."
Preis 20 gr. geheftet.
Nicolaiſche Buchhandlung in Berlin.

Bey *A. Baumann* in Marienwerder iſt ſo eben erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitſchrift
für
Theorie und Praxis des preuſſiſchen Rechts in ſeinem ganzen Umfange,
herausgegeben von
Dr. *J. F. L. Bobrik*, Tribunalrath, und Dr. *H. F. Jacobſon*, Profeſſor in Königsberg.
1s Heft. gr. 8. Elegant broſch.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſes Heft enthält Abhandlungen und Aufſätze der Hnn. Herausgeber ſo wie der Hnn. Prof. Dr. *Voigt*, Prof. Dr. *Schweikart* und Prof. Dr. *v. Buchholtz*.

Anzeige.

So eben iſt bey Unterzeichnetem erſchienen:

Deutſche Jahrbücher
zur Aufnahme und Förderung
eines gemeinnützigen Zuſammenwirkens in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben.
Herausgegeben
von
einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten.
Erſtes Heft.
gr. 8. Preis für *drey* Hefte oder *einen* Band auf gutem weiſsem Druckpapier und ſauber broſch.
1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. Rhein.

Unter dieſem Titel erſcheint bey dem Unterzeichneten von dem Jahre 1835 an eine periodiſche Schrift, deren erſtes Heft als Probe bereits jetzt ausgegeben wird. Eine Anzahl von Gelehrten in allen Theilen von Deutſchland hat ſich vereint, den Diſciplinen der Wiſſenſchaft und Kunſt, die mit dem öffentlichen Leben in engerem Bezuge ſtehen, eine kritiſche Repräſentation zu geben und zu verſuchen, dieſen Bezug ſtets enger zu knüpfen, mit gleicher Rückſicht auf die allerſtrengſten Foderungen ächter Wiſſenſchaftlichkeit, wie auf die wahren Zeitbedürfniſſe und Intereſſen der Nation. Die Männer, die bereits in dieſem Verbande ſtehen, glaubten es ihrer Stellung in der bürgerlichen und literariſchen Geſellſchaft nach ſich ſelbſt und dem Vaterlande ſchuldig zu ſeyn, bey dieſer Unternehmung, deren Schwierigkeit ſchon an und für ſich in einem Volke, das kaum erſt ſeine öffentlichen Intereſſen zu verſtehen anfängt, auſserordentlich iſt, gleichwohl in ihren Statuten die Schwierigkeiten eher häufen, als vermeiden zu müſſen. Es iſt ihr allgemeinſtes Geſetz, daſs nur das Bedeutendſte und Wirkungsreichſte in der Literatur, und nur die wichtigſten Fragen des Lebens einer Erörterung unterworfen werden ſollen, damit endlich doch Eine Zeitſchrift in Deutſchland wieder beginne, auf Würde der Wiſſenſchaft und deren Förderung durch das Gute mehr als durch das Viele zu wirken, damit gleich mit dem Beginne jeder Seichtigkeit und Oberflächlichkeit gewehrt und jede Verwechslung der Tendenz dieſer Blätter mit den gewöhnlichen Zwecken unſerer Journale vermieden werde. Wenn die Herausgeber, gleich entfernt von dem kleinlichen und blinden Getriebe unſerer unruhigen Köpfe, wie von den eigenſinnigen Stillſtandstheorieen der Gegner, manche theure Angelegenheit des Vaterlandes mit franker Geradheit beſprechen, ſo werden ſie ſich überall auf die Reſultate der Wiſſenſchaft und geſchichtlichen Erfahrung ſtützen, überall das hohle Raiſonnement ausſchlieſsen, und ſie wiſſen daher, daſs ſie das Geſchrey der Bewegung, deſſen ſie ſich vielleicht verſehen müſſen, nicht irren kann, und hoffen dafür auch, daſs ſie kein literariſcher Zwang von oben bey ihrer Achtung vor dem Beſtehenden irren wird.

Der Unterzeichnete verſendet dieſe Zeitſchrift in Heften, deren je drey einen mäſsigen Band von etwa 15 Bogen ausmachen werden, deren im Jahre wohl vier erſcheinen werden. Er hofft, daſs ein ſo gemeinnütziges und der Nation ehrenvolles Werk lebhafte Theilnahme und Unterſtützung finden wird und hat

es seinerseits an nichts fehlen lassen, selbst mit grossen Opfern für den Anfang, die ersten Gelehrten und Staatsmänner für die deutschen Jahrbücher zu gewinnen.

Leipzig, im August 1834.

Wilhelm Engelmann.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In meinem Verlage ist so eben fertig geworden:

Höpfner, Dr. *L.* (Beysitzer der Juristenfacultät), *zehn Relationen nach der Separationsmethode, mit Hinsicht auf Chr. Martins Anleitung zu dem Referiren über Rechtssachen.* gr. 8. Preis 12 gr.

Leipzig, im Sept. 1834.

Gust. Schaarschmidt.

Tübingen.

Bey *C. F. Osiander* ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Das
Nibelungen-Lied
nach
dem Abdruck der ältesten und reichsten
Handschrift
des
Freyherrn *Joseph v. Lassberg.*
Herausgegeben
und mit einem Wörterbuch begleitet
von
O. F. W. Schönhuth.
12. XVIII. 734 S. geh. 2 fl. 24 kr. oder
1 Thlr. 8 gr.
Bey 9 Exemplaren, auf einmal genommen, wird
das 10te unentgeltlich dreingegeben.

Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, warum diese Riesenblume altdeutscher Heldenzeit, dieses edelste Product germanischen Mittelalters, dem Volk und den Schulen dargeboten wird. Ist doch das Nibelungenlied der getreueste Spiegel des deutschen, in seinem ersten, grossartigen Aufschwunge begriffenen Genius, gleichwie die Ilias der volle Reflex erster hellenischer Kraft und Weltanschauung war. Ist sie doch ein Schatz, der, unzählige Keime deutscher Sprachentwickelung in sich schliessend, jedem seine Sprache liebenden und deren Elementen und Bildungsstufen nachforschenden Deutschen von grösster Wichtigkeit seyn muss. Das angefügte erklärende Wortregister macht diese Ausgabe auch für solche geniessbar, welche der mittelalterlich deutschen Sprache noch nicht kundig sind. Dass übrigens dieses erste deutsche Epos nicht für deutsche Elementar-, sondern für höhere Bürger-Schulen, wie für Lyceen und Gymnasien, bearbeitet und bestimmt ist, wird als in der Sache selbst liegend, kaum erst zu bemerken seyn.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merbeth, K. G., chronologisches Register über die sowohl in dem *Codex Augusteus*, als auch in der Gesetzsammlung für das Königreich Sachsen und in der an dieselbe sich anschliessenden, bis mit Ende des Jahrs 1832 erschienenen Sammlung der Gesetze und Verordnungen, so wie in verschiedenen anderen, die königl. sächsische Gesetzgebung betreffenden Büchern und Schriften befindlichen Gesetze, nebst nachweisendem authentischem Commentar über viele dieser Gesetze, und einem alphabetischen Verzeichnisse von grösstentheils solchen Gesetzen, die entweder bloss dem Namen nach oder, nächst diesem, nur noch mit der Jahrzahl oft angeführt werden. gr. 4. 4 Thlr. 16 gr.

Unentbehrlich für jedes Dikasterium, für jeden praktischen Rechtsgelehrten und für jeden Besitzer des *Codex Augusteus* und der Gesetzsammlung, empfiehlt der Verleger dieses Werk, bey seiner Bogenzahl und seiner schwierigen typographischen Ausführung zu obigem sehr billigem Preise, und es wird der Gebrauch desselben am besten bethätigen, welchen ungemeinen Fleiss und welche ausnehmende Sorgfalt der wackere Verfasser eine Reihe von Jahren darauf verwandte, und welchen dringenden Bedürfnissen durch seine Arbeit abgeholfen worden ist.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wanderungen
durch Sicilien und die Levante.
Erster Theil. (*Sicilien. Malta.*)
Mit einer Musikbeylage. Preis 2 Thlr. geh.

Nicolaische Buchhandlung
in Berlin.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Conf. Rath, Superint. und Prof. Dr. *K. W. Jufti* in Marburg ift von der königl. dänifchen Gefellfchaft für nordifche Alterthumskunde, zu Kopenhagen, und von der königl. fächf. hiftorifch-theologifchen Gefellfchaft zu Leipzig, gleichfalls zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Hermann Hupfeld* dafelbft hat das durch Dr. *Zimmermann's* Tod erledigte *Ephorat* über die kurfürftl. Stipendiaten erhalten.

Der Rabbinats-Candidat in Marburg, Hr. *B. H. Auerbach*, aus Bonn, dem Publicum rühmlich bekannt durch *Feftpredigten*, nebft archäologifchen Bemerkungen, (Marburg, 1834. gr. 8.), hat „*poft exhibita fcriptis ingenii atque doctrinae fpecimina*," die philofophifche Doctorwürde von der philofophifchen Facultät zu *Gieffen* erhalten.

Hr. Geh. Rath Dr. *Schmid* in Jena hat den Grofsherzogl. S. Weimar. Hausorden erhalten.

Die bisherigen Privatdocenten bey der Univerfität Jena, Hr. Dr. *Auguft Danz*, Hr. Dr. *Heinrich Luden* und Hr. Dr. *Guftav Ed. Fifcher*, find zu aufserordentlichen Profefforen, die erften zwey in der juriftifchen, der dritte in der philofophifchen Facultät ernannt worden.

Hr. Domcapitular und Official Dr. *Franz Werner* zu Mainz ift zum Bisthumsverwefer dafelbft und Hr. Domcapitular *Tobias Höfer* zum Verwalter der bifchöfl. Dotation ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Demme* in Zürich und der aufserordentl. Profeffor der Medicin, Hr. Dr. *Theile* in Jena, find als Lehrer an die neuzugründende Univerfität Bern berufen worden, und werden dahin abgehen.

Sr. Maj. der König von Baiern hat dem königl. preuffifchen Bundestagsgefandten und Generalpoftmeifter, Hn. *von Nagler*, die grofse Decoration des Hubertusordens verliehen.

Hr. Geh. Regierungsrath und Oberbibliothekar Dr. *Wilken*, und Hr. Prof. Dr. *v. d. Hagen* zu Berlin find zu ordentlichen Mitgliedern der königl. dänifchen Gefellfchaft für nordifche Alterthumskunde zu Kopenhagen ernannt worden.

Der König von Preuffen hat dem Hn. Oberberghauptmann *Gerhard* den rothen Adlerorden erfter Claffe mit Eichenlaub, und dem Hn. Geh. Oberbergrath *v. Franck*, genannt *Laroche* zu Berlin, denfelben Orden zweyter Claffe mit Eichenlaub bey Gelegenheit ihrer 50jährigen Amtsjubelfeier am 10 Mai verliehen.

Der berühmte Aftronom Hr. *Quetelet* ift mit 13 gegen 4 Stimmen wieder zum Director der Akademie der Wiffenfchaften ernannt worden.

Die königl. dänifche Gefellfchaft der Wiffenfchaften zu Kopenhagen hat den Hn. Capitän *Bendz* an der Militärhochfchule, und den Hn. Prof. *Oluffen* an der Univerfität dafelbft zu inländifchen, und den Hn. Prof. *Haufen* zum auswärtigen Mitgliede ihrer mathematifchen Section ernannt.

An die Stelle des nach Hernöfand verfetzten Bifchofs Hn. Dr. *Franzen* ift der Hr. Hofmarfchall *Bernhard von Beskow* zum beftändigen Secretär der königl. fchwedifchen Akademie gewählt, und von Sr. Majeftät dem Könige beftätigt worden.

Hr. Privatdocent Dr. *Rau* in Gieffen hat einen Ruf an die neuzugründende Univerfität Bern erhalten und angenommen. Dahin ift auch der durch feine Pharmakodynamik berühmte Profeffor der Medicin, Hr. Dr. *Vogt* in Gieffen, berufen worden, um dort die erfte Profeffur der Medicin und das Directorium der klinifchen Anftalten zu übernehmen, gegen einen jährlichen Gehalt von 2100 fl.

Hr. Journalift *Reithaar* in Bern ift zum Profeffor der deutfchen Sprache und Literatur am dafigen Gymnafium ernannt worden.

Hr. M. *Billroth*, feitheriger Privatdocent der Philofophie zu Leipzig, ein Anhänger des Hegelfchen Syftems, hat eine aufserordentliche

Professur der Philosophie an der Universität zu Halle erhalten.

Hr. Geh. Oberbaurath Dr. *Crelle* zu Berlin ist von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel zu ihrem Correspondenten ernannt worden.

Der Candidat des Predigtamts, Hr. Lic. theol. *Her. Abeken*, ist zum Prediger bey der königl. preuss. Gesandtschaft in Rom berufen, und als solcher bestellt worden.

Hr. Pfarrer *Franz Larisch* zu Konitz ist zum Domcapitular an der Domkirche zu Pelpin ernannt worden.

Der Adjunct am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, Hr. Dr. *Rheinganum*, hat das Prädicat „Professor" erhalten.

Die durch Beförderung des Collegen Hn. Dr. *Liebmann* zum Oberinspector der Waisenanstalt an den Frankischen Stiftungen in Halle erledigte Stelle eines Collegen an der lateinischen Schule des Waisenhauses und Bibliothekars der vereinigten Waisenhausbibliothek ist dem bisherigen Collaborator an der lat. Schule und Aufseher bey der Waisenanstalt, Hn. Dr. *Eckstein*, übertragen worden.

Der Prorector und Oberlehrer zu Stargard, Hr. Dr. *Helmke*, ist zum Director des Gymnasiums zu Aschersleben ernannt worden.

Hr. Lic. theol. Dr. phil. *Rheinwald*, ordentlicher Prof. der Theologie in Bonn, hat von der evang. theol. Facultät der Universität das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie erhalten.

Die philosophische Facultät derselben Universität hat dem ehemaligen Kammergerichtsreferendarius Hn. *Karl Simrock* zu Bonn die Doctorwürde ertheilt „*ob eruditionem egregiis scriptis optime comprobatam.*"

Hr. Prediger *von Muralt* in Zürich ist an die deutsche reformirte Gemeinde in St. Petersburg berufen worden.

Der Regens des Erzbischöfl. Seminars in Cöln, Hr. Dr. *Weitz*, ist zum Domherrn an der Metropolitankirche ernannt worden.

Hr. Staatsrath *von Kobell* und Hr. Geh. Rath *von Klenze*, in München, sind an die Stelle der Hnn. Staatsräthe *von Maurer* und *Abel* Mitglieder der königl. griech. Regentschaft in Nauplia geworden.

Hr. Geh. Conferenzrath Freyherr *v. Brockdorff* ist zum Präsidenten des Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Oberappellationsgerichtes in Kiel, und Hr. *J. O. F. Spies* Präsident der Schleswig-Holsteinischen Regierung auf Gottorf geworden.

II. Nekrolog.

Am 29 März starb zu Lüneburg Dr. *J. F. Becker*, Prof. an der Ritterakademie, 54 J. alt.

Am 16 April zu Bremen *Georg Ludwig Beckmann*, Pfarrer zu St. Remberti in dortiger Vorstadt. Er war geboren den 19 Juni 1756 zu Bremen, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf dem dortigen akademischen Gymnasium, wo er sich zugleich die Grundwissenschaften der Theologie aneignete, setzte dann von 1776 — 69 seine Studien in Göttingen fort, bis er im letzten Jahre Hilfsprediger zu *Varel* und 1781 Pastor daselbst wurde. Im J. 1799 wurde er zum Pfarrer in Borfeld im Bremischen Stadtgebiete und 1805 zum Pfarrer zu St. Remberti ernannt, bis er endlich im J. 1832 sein funfzigjähriges Jubiläum feierte. Er besass eine tüchtige philosophische und theologische Bildung. Unter seinen Schriften verdient bemerkt zu werden: *Ueber die Kantische Philosophie in Hinsicht auf gewisse Bedürfnisse unseres Zeitalters.* 1791. 8. — *Die Göttlichkeit des Christenthums, so weit sie begriffen werden kann.* Bremen, 1800. 2 Aufl. 1804, welche Schrift auch ins Holländische übersetzt worden ist. — *Die Wiedergeburt Athens.* Bremen 1815. Auch lieferte er Aufsätze in *Ersch* und *Grubers* Encyklopädie in Halle.

Am 27 April zu London einer der berühmtesten englischen Künstler, *Ths. Stothard*, im 79 Lebensjahre. Zu seinen grössten Arbeiten gehört die Malerey der grossen Treppe in Burleigh, dem Landsitze des Marq. *von Exeter*, die er im Jahr 1798 anfing und erst 1802 beendigte. Es ist eine allegorische Darstellung der Ueppigkeit. Man rechnet, dass *Stothard* im Ganzen über 5000 Zeichnungen gemacht habe, von denen 3000 gestochen worden sind. Seine letzte Arbeit waren die Zeichnungen zu der Prachtausgabe von *Rogers* berühmtem Gedichte *Italy*, so wie er auch zu der Prachtausgabe der *Pleasures of memory*, von demselben Dichter, die Zeichnungen verfertigte.

Am 28 April der Lehrer *Ern. Rosenhain* am Gymnasium zu Liegnitz.

Am 24 Mai zu Potsdam *Joh. Gottl. Schulze*, pens. kön. Oberbaurath und Gartendirector, Ritter des rothen Adlerordens 3 Cl., 80 J. alt.

Am 27 Mai zu Paris *Jos. Heinr. Flacon-Rochelle*, Advocat bey dem königl. Staatsrathe und dem Cassationshofe, 53 Jahr alt.

Am 15 Jun. bey Carlow in Irland der Bischof und Professor *Doyle*.

Am 28 Jun. zu Genua der Marchese *Luigi Grimaldi della Pietra*, der letzte männliche Spross dieser berühmten Patrizier-Familie.

Am 30 Juni zu Koblenz der in der liter. Welt als Vf. der *ersten Rheinreise* bekannte Pfarrer *J. G. Lang von Neuendorf*, im 79 Lebensjahre.

Am 8 Juli zu Rom *Antonio Frosini*, Cardinal-Diacon seit 10 März 1823, ein biederer, sehr geachteter Greis, 84 J. alt.

Am 27 Juli in der Wojewodschaft Augustowo *Simon Wiszniewski*, ehemaliger Senator, Kastellan des Königreichs Polen und Präsident des Appellationsgerichtes, 78 Jahre alt.

Am 30 Jul. zu Berlin der königl. preuss. Kriegsrath, *Siegm. Wilh. Wohlbrück*.

Am 31 Juli zu Rom *Agost. Tofanelli* aus Lucca, als Geschichtsmaler bekannt.

Anfang Augusts zu Madrid *Don Diego Clemencin*, königl. Bibliothekar und Secretär der Procereskammer, einer der bedeutendsten Gelehrten Spaniens, an der Cholera.

Am 5 Aug. im Haag *Gysbert Carl* Graf *van Hogendorp*, als Staats- und Geschäfts-Mann, als Rechtsgelehrter und als Schriftsteller ausgezeichnet, 72 Jahr alt.

Am 6 Aug. zu Berlin, Freyh. *von Valentini*, königl. preuss. Generallieutenant, Generalinspector des Militär- und Unterrichts-Wesens der Armee, im 59 J.

Am 8 Aug. zu München Dr. *Franz Josias Hofmann*, königl. baier. Oberappellationsgerichtsrath, 50 J. alt.

Am 9 Aug. zu London der als Pianist bekannte *Nelson Weippert*.

Am 17 Aug. zu Annaberg Dr. *C. H. Gfr. Lommatzsch*, Superintendent daselbst und Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, 62 Jahr alt, durch seine Schrift über *Fr. Myconius* und homiletische Arbeiten bekannt.

Am 19 Aug. zu Potsdam *Offelsmeyer*, kön. Feldpropst der Armee und Consistorialrath, Ritter des eisernen Kreuzes und des rothen Adler-Ordens zweyter Classe, 74 J. alt.

Am 20 Aug. zu Berlin Dr. *Joh. Phil. Marquett*, pens. Generalarzt und Ritter des eisernen Kreuzes.

Am 22 Aug. der Präsident des Staatsrathes von Waad *Bourgeois*.

Denselben Tag der verdienstvolle Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Oberconsistorialrath *Adler*, auf einer Amtsreise in dem Kirchdorfe Gikau bey Lütgenburg nach kurzem Uebelbefinden im 78 Lebensjahre. Unsere A. L. Z. verankt ihm mehrere schätzbare Beyträge.

Am 22 Aug. zu Stockholm der durch seine öffentliche Wirksamkeit und namentlich auch durch die von ihm geleiteten Friedensunterhandlungen von Frederikshamm bekannte schwedische Staatsminister Graf *Sköldebrand* im 77 Jahre seines Alters. Er war ein ungemein gebildeter Mann, der sich auch als dramatischer Dichter, so wie als Uebersetzer der römischen Classiker, ausgezeichnet hat. In der schwedischen Akademie ist durch seinen Tod ein Platz erledigt worden.

Am 31 Aug. zu Göttingen der um die Astronomie hochverdiente Hofrath *Harding*, berühmt durch seine Entdeckung der Juno. Derselbe hat in unserer A. L. Z. mehrere astronomische Werke beurtheilt.

Am 3 Sept. zu Berlin der als Pädagog rühmlichst bekannte Prof. Dr. *Plamann*, 64 Jahr alt.

Am 7 Sept. Dr. *Carl Wilh. Ernst Putsche*, Privatdocent der Philosophie in Jena und Pfarrer zu Wenigenjena, als ökonomischer Schriftsteller bekannt. Auch für unsere A. L. Z. hat er Recensionen im Fache der Oekonomie geliefert.

Am 15 Sept. zu Berlin nach zurückgelegtem 87 Lebensjahre der Veteran der Berliner Aerzte, der als Mensch und als Heilkünstler gleich hochgeachtete Geheimerath Dr. *Heim*.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In unserem Verlage ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Becker, Dr. *K. F.*, *Schulgrammatik der deutschen Sprache*. gr. 8. *Dritte neu bearbeitete Ausgabe*. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Welchen Gewinn für das Sprachstudium überhaupt und für die Begründung eines wahrhaft bildenden Unterrichts in unserer deutschen Muttersprache insbesondere die Forschungen *Beckers* gewährt haben, ist allen Sachkundigen zur Genüge bekannt. Drey starke Auflagen, die von der Schulgrammatik im Verlauf einiger Jahre nöthig wurden, liefern den Beweis, wie sehr der Werth der *Beckerschen* Methode auch für deren praktische Anwendung anerkannt wurde.

Die zweyte Auflage folgte zu schnell auf die 1ste, so dass es damals dem Verfasser nicht möglich war, eine neu bearbeitete Ausgabe zu liefern. Diess ist aber bey der jetzt erscheinenden 3ten Auflage der Fall. Durch diese neue Bearbeitung hat dieses Lehrbuch noch mehr an Deutlichkeit und Zweckmässigkeit gewonnen, und wir hoffen daher mit Recht, dass es den Hn. Lehrern in seiner jetzigen Gestalt um so willkommener seyn werde.

Damit verbinden wir die wegen vielfacher Anfragen nöthige Anzeige, dass der Hr. Verfasser gegenwärtig damit beschäftigt ist, die grössere deutsche Sprachlehre, welche als Handbuch für die Schulgrammatik zum eigentlichen Gebrauch für den Lehrer bestimmt ist,

und in 2 Bänden erscheinen wird, neu zu bearbeiten. Obgleich derselbe seiner überhäuften Geschäfte wegen nicht im Stande ist, diese Arbeit so rasch zu fördern, wie er es selbst wünscht, so hoffen wir doch den 1sten Band dieses Werkes zur nächsten Ostermesse, den 2ten aber einige Monate nachher ausgeben zu können. Der Organismus der Sprache, wovon sich die Auflage gleichfalls vergriffen hat, wird unmittelbar darauf von ihm neu bearbeitet und erscheint später.

Ferner erschien bey uns neu:

Wachler, Dr. L., *Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur.* 1ster Band. gr. 8. 2te berichtigte und vermehrte Auflage.

So allbekannt es ist, wie viel der eben so gelehrte als geistvolle Verfasser dieser Vorlesungen für die Literaturgeschichte überhaupt, und durch obiges Werk für die Geschichte unserer vaterländischen Literatur insbesondere geleistet hat, und in so hohem Ansehen seine Schriften bey allen Gebildeten stehen, so war doch in Bezug auf das gegenwärtige Buch der seitherige allzu hohe Preis desselben (3 Thlr. 16 gr. für 2 Bände) ein Hinderniss für Manche, welche sich sonst gern diess classische Werk angeschafft hätten. Wir haben uns daher bey dieser 2ten Auflage entschlossen, den Preis möglichst niedrig anzusetzen, so zwar, dass bis zum Erscheinen des 2ten stärkeren Bandes, welcher in Zeit von 2 Monaten nachgeliefert werden wird, ein Subscriptionpreis von 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. für beide Bände bestehen soll, wofür bis dahin jede Buchhandlung diess Buch zu liefern im Stande ist. Mit dem Erscheinen des 2ten Bandes erlischt aber dieser billige Subscriptionspreis, und tritt dann der Ladenpreis von 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr. für das Ganze ein. Beide Theile werden nicht getrennt.

Frankfurt a. M. den 1 Sept. 1834.

J. C. Hermannsche Buchhandlung.

Wichtige Anzeige
für
Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde.

In der *Renger'schen* Verlagshandlung in Halle ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen entweder gleich oder bald nach Bestellung zu erhalten:

Kruse, Chr., Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung bis zu den neuesten Zeiten. Zur Erleichterung der Verständlichkeit aller Schriften, welche die Geschichte unseres Welttheiles betreffend, und zum Gebrauche beym Unterricht der studirenden Jugend. Nach den besten Quellen bearbeitet. Von dessen Sohne *Fr. Kruse* von Neuem durchgesehen und fortgesetzt bis zum Anfange des Jahres 1834. *5te Ausgabe mit verbesserten Tabellen und Charten.* Roy.-Folio (17 illum. Charten in Kupferstich und 36 Tabellen). Preis auf Schreibpapier 13 Thlr. 16 gr.
mit Charten auf Holländisches Papier 14 Thlr. 16 gr.

Die beiden letzten Tabellen, Tab. 35 und 36, die Jahre 1824 bis 1834 umfassend, sind für die Besitzer der früheren Auflagen apart zu dem Preise von 8 *gr.* zu haben, so wie Tabelle 34, die Jahre 1816 bis 1823 enthaltend, zu dem Preise von 4 *gr.*

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer geordneten Entwickelung
der
Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser
aus der heiligen Schrift,
mit besonderem Bezug auf seinen Tod;
von *E. Tollin*,
evangel. Prediger in Berlin.
Mit einer Vorrede
von Dr. *August Neander.*
gr. 8. Preis 16 gr.
Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

In der *v. Rohden'schen* Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Französisches Lesebuch, für die mittleren Classen in Gymnasien und die obersten Bürgerschulen, von L. *Roquette.* 2te Ausgabe. 8. 20 Bogen. 12 gr.

Die gut getroffene Auswahl des Inhalts hat dem Buche Eingang verschafft. Der häufig gegen uns ausgesprochene Wunsch veranlasste uns, den früheren Preis von 15 Groschen zu ermäsigen.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

SEPTEMBER 1834.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Haag, M. E., Lectures françaises, morceaux choisis des meilleurs auteurs dans les différens genres de Littérature. Ouvrage destiné aux Ecoles supérieures, aux Instituts de Commerce et aux Pensionnats. gr. in 8. 1 Thlr. 12 gr.

Allen Gymnasien, höheren Classen von Bürgerschulen und Handelslehranstalten wird diese mit gröfster Sorgfalt gewählte, durch die umfassende Mannichfaltigkeit der Stoffe vor allen anderen ähnlichen auf das vortheilhafteste ausgezeichnete Sammlung hiemit zur Einführung, deren sie sich gleich nach ihrem Erscheinen mehrfach zu erfreuen gehabt, dringendst empfohlen. Partieen von 25 Exemplaren erläfst der Verleger, obschon ihr Preis *sehr billig* gestellt ist, um ihrem Wirkungskreise seinerseits förderlich zu werden, bey portofreyer baarer Einsendung für 24 Thlr.

In der *v. Rohden'schen* Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Brieger, C. F., Gebete für christliche Volksschulen. Nebst einem Anhange, enthaltend Gebete für Kinder zum Auswendiglernen. 8. 8½ Bogen. 6 gr.

Eine passende Sammlung von Schulgebeten ist schon längst als ein dringendes Bedürfnifs für Volksschulen anerkannt worden, und es ist wohl nur durch die Schwierigkeiten erklärlich, die sich bey Abfassung derselben so sehr häufen, dafs alle bisher gelieferten Arbeiten dieser Art noch immer ihrem Zweck nicht ganz entsprechen. Der Verfasser obiger Gebete, angeregt durch eine Auffoderung in „*Harnisch* Volksschullehrer, liefert zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe einen neuen Versuch, und wagt es christlichen Eltern und Lehrern denselben vorzulegen.

Wichtige Schrift für Naturforscher.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturgeschichte der Insecten,
besonders in Hinsicht ihrer ersten Zustände
als Larven und Puppen.
Von *P. F. Bouché*,
Mitgliede der Gesellschaft naturforschender
Freunde in Berlin u. s. w.
1ste Lieferung mit 10 Kupfertafeln.
Preis 1 Thlr. 16 gr.
Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

Der Wundarzt
für den ersten Nothfall.
Eine
Anleitung, wie man sich bey Verwundungen,
Blutungen, Beinbrüchen, Verrenkungen, Verbrennungen und anderen schweren Zufällen zu
benehmen habe, bis ärztliche Hülfe
herbeygeschafft werden kann.
Ein
Noth- und Hülfs-Buch für Jedermann,
insbesondere
für Landbewohner,
welchen ärztliche Hülfe nicht immer sogleich
zu Gebote steht,
vom
Dr. *Richter*,
prakt. Arzte,
Verfasser der Schrift: über die Verfälschung
der Nahrungsmittel u. s. w., und vieler
anderen medicinischen Werke.
1834. in gr. 8. broch. Preis 6 gr.
Verlag der *Lampert'schen* Buch- und Musik-
Handlung in Gotha.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rosenmülleri, Dr. *E. F. C.*, Scholia in Vetus Testamentum. Pars III. Vol. III. Ed. 3. auct. et emend. 8 maj. Charta impr. 2 Thlr. 9 gr. Charta script. 2 Thlr. 21 gr. Charta Berol. 3 Thlr. Charta velina 3 Thlr. 6 gr.

Auch unter dem Titel:

Jesaiae Vaticinia, annotatione perpetua illustr. Vol. III.

Des 11ten Bandes 2r Theil, die *Bücher der Richter* enthaltend, ist eben so wie der 2te Band des *Auszugs* dieses Werkes, den *Jesaias* enthaltend, unter der Presse, und beide werden mit dem Schlusse dieses Jahres versandt werden können. Die übrigen, zur gänzlichen Vollendung noch nöthig werdenden Bände des *grösseren* Werkes, wie des *Auszuges*, sollen in ununterbrochener Reihefolge geliefert werden.

Bey *Conrad Glaser* in Schleusingen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Commentar
zu
Goethes Werken
von
Carl Friedr. Göschel;
unter dem Titel:
Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denk-Weise.
Ein Denkmal
von
Carl Friedrich Göschel.
2 Bände, gr. Octav, gedrängten Drucks.
Preis 2 Thlr. 12 gr. sächs.

Bey *Aug. Wilh. Unzer* in Königsberg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. J. G. Brillowski, Auswahl von Fabeln des Phädrus und Elegien aus d. Trauerbüchern d. Publ. Ovidius Naso; mit Anmerkungen und einem Wörterbuche. 8. $\frac{2}{3}$ Thlr.

A. J. Friedemann, gründl. und fassl. Rechenbuch zum Selbstunterricht. 1r Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Dessen algebraisches Kopfrechnen, oder: *Meier Hirsch* algebraische Aufgaben fur die Gleichungen des ersten Grades. 1s Bändchen. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Dr. *E. Heinel*, *Tobias*. Eine idyllische Erzählung in 5 Gesängen nach der heiligen Urkunde. 8. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Dr. *E. Heinel*, *Pfingstfest*. Eine erzählende Dichtung in 3 Gesängen. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

Prof. *J. F. Herbart*, Lehrbuch zur Einleitung in die *Philosophie*. 3te Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

Dessen Lehrbuch zur *Psychologie*. Neue Aufl. gr. 8. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Prof. Dr. *C. A. Kähler*, christliche Sittenlehre. 1r Theil. gr. 8. 2 Thlr.

J. G. Kohl, deutschen Mundes Laute. gr. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Dessen Kindergeschichten und Nichtgeschichten. 8. $\frac{5}{12}$ Thlr.

— — Beyträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen mit 10 Steindruck-Tafeln. gr. 8. 1 Thlr.

Prof. *Wilh. Traug. Krug*, System der theoretischen Philosophie. 1r Theil. (*Logik*) 4te Aufl. gr. 8. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dr. *Alfred Nicolovius*, die bischöfliche Würde in Preussens evangel. Kirche. Ein Beytrag zur Geschichte des evangel. Kirchenrechts. gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Prof. Dr. *Ohlert*, die höhere Bürgerschule. 8. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Prof. Dr. *Herm. Olshausen*, Commentar über das Neue Testament. 1r, 2r Band. Neue Aufl. gr. 8. Subscript.-Preis 6 Thlr.

— — die zwey neuesten Schriften des Hrn. Prediger *Diestel* beurtheilt. gr. 8. $\frac{1}{6}$ Thlr.

— — Lehre und Leben des Königsberger Theosophen *Joh. Heinrich Schönherr*. Ein Beytrag zur neuesten Kirchengeschichte. gr. 8. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Prof. Dr. *E. Rosenkranz*, *Hegel*. Sendschreiben an den Prof. *C. F. Bachmann* in Jena. gr. 8. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dr. *J. S. Rosenheyn*, über den deutschen Unterricht in den Gymnasien. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr.

C. G. Sämann, der Kirchengesang unserer Zeit. gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

E. Tegnér, die Nachtmahls-Kinder. Aus d. Schwedischen von *Oloff Berg*. 2te Aufl. 16. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie, gehalten in der Physikal. ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. 1r Band mit Vorträgen von *Argelander*, *v. Baer*, *Bujack*, *Dove*, *Dulk*, *M. H. Jacobi*, *Ernst Meyer*, *C. Moser*, herausgegeben vom Prof. Dr. *K. E. v. Baer*. $1\frac{1}{2}$ Thlr

---

Im Verlage von *Duncker* und *Humblot* in Berlin ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reglement
für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler. Fol. $\frac{1}{4}$ *Thlr.*

Anzeige.

Bey *Fr. Ludw. Herbig* in Leipzig sind erschienen:

Kieser, Dr. und Geh. Hofrath, *Klinische Beyträge.* 1r Theil mit 1 Kupf. Preis 1 Thlr. 18 gr.

„Dieses Buch, als Resultat einer ausgedehnten Praxis, enthält den praktischen Beleg der in seinen früheren Schriften, besonders in seinem System der Medicin, niedergelegten theoretischen Ansichten des Hn. Verfassers, und ist allen Schülern und Freunden desselben besonders zu empfehlen."

In der *Weidmann'schen* Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen:

Schulbibel;
ein Auszug aus der heiligen Schrift alten und neuen Testaments, nach Luthers deutscher Uebersetzung
herausgegeben
von
Gottf. Alb. Gemmerli,
Pfarrer in Elpersdorf bey Ansbach.
76 Bogen in 8. Preis 20 gr. Bey grösserer Anzahl von Exempl. wird der Preis gern ermäsigt.

Eine *abgekürzte*, und auch zum Aufschlagen der Sprüche geeignete *Bibel*, welche von der christlichen Jugend ohne moralischen, ästhetischen und intellectuellen Anstoss gelesen werden könnte, ist ein Bedürfniss, welches schon längst sowohl von Eltern, die sich mit ihren Kindern gern religiös beschäftigen, als auch besonders von solchen Lehrern tief gefühlt worden ist, welche entweder die Unzulänglichkeit aller „bibl. Geschichten," oder die Unbequemlichkeiten der cursorischen Bibellesung aus Erfahrung kennen.

Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, wird hier ein *Bibelauszug* dargeboten, der seinem *Umfange* nach innerhalb der gesetzlichen Dauer des Schulbesuchs ohne Beeinträchtigung anderer Lehrgegenstände mit Erfolg durchgearbeitet werden kann, seinem *Inhalte* nach alles zur Kenntniss der göttlichen Offenbarungen darreicht, und seiner *Form* nach auch zum Aufschlagen der bey dem systematischen Religionsunterrichte vorkommenden Beweisstellen brauchbar ist.

Die getroffene *Auswahl* wird gewiss auch die eifrigsten Bibelfreunde befriedigen, sofern dieselbe mit dem Herausgeber über die Nützlichkeit der Bibelauszüge und über die bey der Bearbeitung der Schulbibel befolgten (in der Vorrede ausgesprochenen) Grundsätze einverstanden sind.

Als Hülfsbuch zur Auslegung der Schulbibel bearbeitet der Herausgeber eine

Encyklopädie der Bibelkunde,

ein Handbuch für Eltern und Lehrer, welche sich die zum Verständniss der heiligen Schrift dienlichen Sachkenntnisse aneignen wollen.

Dieses zwar mit Rücksicht auf den Umfang der Schulbibel bearbeitete, aber auch unabhängig von derselben brauchbare Werk wird in einigen Monaten in derselben Verlagshandlung zu einem seiner Bestimmung angemessenen billigen Preise erscheinen.

So eben ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Statuliberi des römischen Rechts, von *C. O. von Madai*, Dr. der Rechte und Privatdocenten an der Universität Halle. 8. Preis 1 Thlr.

Halle, den 18 Sept. 1834.

Schwetschke und *Sohn*.

Bey *Georg Joachim Göschen* in Leipzig ist erschienen, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Der Staat und die Industrie.
Beyträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizey,
von
Prof. *Friedrich Bülau*.
gr. 8. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr. 2 fl. 15 kr. Conv. M. 2 fl. 42 kr. rhein.

Mit allgemeinem Beyfall wurde das frühere Werk des Verfassers: „*der Staat und der Landbau*" aufgenommen. Noch höheres Interesse gewährt dieses neueste Werk, dessen höchst wichtiger Inhalt in folgenden Haupt-Abtheilungen besteht: *Die Zustände der Bevölkerung. — Die Gewerbsfreyheit. — Gewerbsbildung. — Das Schutzsystem. — Die Armenpflege.*

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Offenes Sendschreiben
an
Herrn Doctor J. G. Scheibel
als
Widerlegung seiner Klagen über erlittenes Unrecht in der Schrift: *Actenmäfsige Geschichte der neuesten Unternehmung einer Union in den preussischen Staaten.* Preis 6 gr.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Tübingen.

Bey *C. F. Osiander* ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Lehrbuch
der
Physiologie
von
F. Magendie u. s. w.
Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen
von
Dr. *C. L. Elsässer*,
Privatdocenten der Medicin zu Tübingen.
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.
In zwey Bänden. 3 Thlr.
1834.

Die deutsche Uebersetzung des
Corpus Juris civilis,
herausgegeben von
Dr. *Otto*, Dr. *Schilling* und Dr. *Sintenis*,

ist, mit dem so eben fertig gewordenen *siebenten* Bande, nunmehr *vollendet*, und kostet jetzt ein *vollständiges* Exemplar auf Druckpapier 29¼ Thlr. — und auf Velinpapier 43⅞ Thlr. — wofür es durch jede *solide* Buchhandlung zu beziehen ist. Auch werden — so weit der Vorrath reicht — *einzelne* Hefte und Bände, zur Completirung, *besonders* abgelassen.

Zugleich damit wurde versendet:

Das
Corpus Juris canonici,
in seinen wichtigsten und anwendbarsten Theilen, in's Deutsche übersetzt und systematisch zusammengestellt
von Dr. *Bruno Schilling*,
k. s. Consistorial-Assessor und Prof. der Rechte an der Univ. Leipzig,
und Dr. *C. F. F. Sintenis*,
Oberappellationsgerichts-Advocaten zu Zerbst.
In zwey Bänden.
Ersten Bandes 1s Heft à 12 gr., auf Velinpap. à 18 gr.

Es schliesst sich dieses Werk, auch durch die äussere Form, ganz an das *Corpus Juris civilis* an; dass sich aber die Hrn. Herausgeber der höchst mühsamen Arbeit einer *Auswahl* und nach den Materien geordneten *Zusammenstellung* aller *noch brauchbaren und Gesetzeskraft habenden Theile* des *Corpus Juris can.* unterzogen, und es dadurch auf den vierten Theil reducirt und bedeutend wohlfeiler gemacht haben, wird den *resp.* Käufern um so annehmbarer erscheinen. — Das Weitere ist aus der, in allen Buchhandlungen zu habenden, ausführlichen Anzeige zu ersehen.

Leipzig, im Sept. 1834.

Carl Focke.

III. Herabgesetzte Bücherpreise.

In der *v. Rohden'schen* Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Eutropii breviarium historiae Romanae. Mit kritisch geprüftem und möglichst correctem Text, genauer Interpunction, erläuternden Sprachbemerkungen für Anfänger und einer *Mantissa observationum criticarum*, von *Fr. Herrmann*. 2te wohlfeilere Ausgabe. 8. 18 Bogen. 4 gr.

Der frühere, so sehr hohe Preis von 20 gr. machte die allgemeinere Einführung dieser ausgezeichneten Ausgabe nur in wenige Lehranstalten möglich; wir hoffen uns daher den allgemeinen Dank zu erwerben, wenn wir zur Erleichterung der Einführung den Preis so bedeutend herabsetzen.

Herabgesetzter Preis.

Pfotenhaueri, Em. Frid., Doctrina Processus cum Germanici tum Saxonici regii, in usum praelectionum ordine systematico exposita. Editio secunda curante *J. F. A. Diedemanno*, Jur. utr. Dr. Pars I et II. 8 maj. 1826 — 27. sonst 2 Thlr. 12 gr. *jetzt* 1 Thlr. 16 gr.

Der Unterzeichnete, in dessen Verlag dieses Werk von so anerkannter Brauchbarkeit übergegangen ist, empfiehlt es hiemit von Neuem der Beachtung eines geehrten juristischen Publicums, indem er durch Herabsetzung des bisherigen Preises die Anschaffung desselben zu erleichtern gesucht hat.

Julius Klinkhardt in Leipzig.

IV. Bücher-Auctionen.

Bücher-Auction in Leipzig.

Das Verzeichniss der Büchersammlung des verstorbenen Hn. Dr. *C. E. Weisse*, ordent. Prof. u. s. w., nebst einem Anhange von Büchern aus allen Fächern der Wissenschaften und Manuscripten ingl. Kunstwerken und Kupferstichen, deren Versteigerung den 20 Oct. anfangen wird, ist durch alle Buchhandlungen zu haben.

J. A. G. Weigel.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

September 1834.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Die *Neue allgemeine Schulzeitung*, redigirt von Dr. *H. Gräfe*, Leipzig, bey *Wienbrack*

wird auch für das Jahr 1835 fortgesetzt. Diese schon früher als „*deutsche Schule*" sehr beliebte Zeitschrift fand unter dem veränderten Titel, bey erweitertem Plane, einen erhöheten Beyfall, und es geht das Streben der Redaction auch ferner dahin, durch gediegene Aufsätze und interessante Mittheilungen aus dem Gebiete der Pädagogik und des gesammten Schulwesens dem Blatte nicht nur das bisherige günstige Urtheil des Publicums zu sichern, sondern die früheren Leistungen wo möglich noch zu übertreffen. Da diese Schulzeitung nicht ausschliesslich den Schulmännern, sondern überhaupt allen Gebildeten, namentlich Eltern gewidmet ist, die am öffentlichen Unterrichtswesen Antheil nehmen, so findet sie in jedem allgemeinen Journalzirkel eine passende Stelle. Der Preis für den Jahrgang, der nicht getrennt wird, bleibt 4 Thlr., wovon halbjährlich 2 Thlr. vorauszuzahlen sind. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an, und es stehen durch deren Vermittelung Probe-Numern zu Dienste.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Westermann, *A.*, quaestionum Demosthenicarum *particula tertia*. 8 maj. 21 gr.

Auch unter dem Titel:

De litibus quas Demosthenes oravit ipse. Accedit epimetrum de repetitis locis in orationibus Demosthenis.

Particula prima. A. u. d. T. *De orationum olynthiacarum Demosthenis ordine*, erschien 1830 und kostet 12 gr.

Particula secunda. A. u. d. T. *De epitaphio atque erotico Demosthenis. Accedunt de demonstrativo genere orationis ante Demosthenem atque de epitaphiis dissertationes, et Alexandri rhetoris περὶ ἐπιταφίου commentatio, post Aldum nunc primum edita.* 1831. ebenfalls 12 gr.

In der *v. Rohden'schen* Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Cours de correspondance commerciale, suivi de modèles, des actes et transactions du commerce de terre et de mèr, tels que contrat d'assurance, chartepartie, connaissement, lettres de change et billets. Par Ms. *Deley-Termoz.* 2 Edition. 8. 25 Bogen. 1 Thlr.

Die Urtheile sprachen sich beym Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Werkes so günstig über dasselbe aus, dass wir nicht anstanden, diese neue Auflage ganz unverändert zu lassen.

Bey *Chr. Garthe* in Marburg ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abhandlung über die Eisenbahnen und deren Anlegung. gr. 8. geh. 6 gr. od. 27 kr.

Adelmann, Dr. *G.*, de dignitate Lithontritiae. gr. 8. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Büchel, Dr. *K.*, civilistische Erörterungen. 1r Band. geh. gr. 8. 1 Thlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Daraus sind einzeln zu haben:

Büchel, Dr. *K.*, über die Wirkung der Klagenverjährung. gr. 8. geh. 12 gr. od. 54 kr.

— — über die Natur des Pfandrechts. gr. 8. geh. 18 gr. geh. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Büchel, Dr. *K.*, über *jura in re* und deren Verpfändung. gr. 8. geh. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bund der Völker für Handel und Gewerbe. gr. 8. geh. 10 gr. od. 45 kr.

Jordan, Dr. *S.*, (Professor und Landtagsdeputirter in Marburg) und der Geh. Justizrath *Mackeldey* in Bonn über §. 71 der kurhess. Verfassungsurkunde. Actenstücke und Erläuterungen. gr. 8. geh. 12 gr. od. 48 kr.

Marburg und seine Umgegend in Grundriss und Ansichten. 10 Blatt in Umschlag. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Müller, Dr. *K. R.*, Anleitung zum Generalbass und Anwendung desselben auf das Choralspielen. Nebst einem Notenheft in Steindruck. gr. 8. geh. 9 gr. od. 40 kr.

Murhard, *Fr.*, was gebieten in einem constitutionellen Staate Recht und Politik hinsichtlich der Behandlung der Fremden? gr. 8. geh. 6 gr. od. 27 kr.

Scheffer, Dr. *W.*, zwey Predigten in der Universitätskirche zu Marburg nach Eröffnung der akademischen Semester gehalten. gr. 8. geh. 6 gr. od. 27 kr.

Eine Stimme aus dem Jahre 1830 über das kurhessische Verfassungswerk. gr. 8. geh. 6 gr. od. 27 kr.

Volksaufstand, der, in Braunschweig; dramatisch, von *W. Berg*. gr. 8. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Weber, *H. K. F.*, neues Schulrechenbuch nach einem einfachen Plane. 1, 2te und 3te Abtheilung. gr. 8. geh. *circa* 9 gr. od. 40 kr.

Weitershausen, *C.*, der Sänger deutscher Volkslieder. 12. geh. 12 gr. od. 48 kr.

Für Freunde der schönen Literatur und Kunst.

Bey *C. W. Leske* in Leipzig und Darmstadt ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weber, *W. E.*, (Direct. an der gelehrten Schule zu Bremen) die Aesthetik aus dem Gesichtspuncte gebildeter Freunde des Schönen. 1 Abth. 8. geh. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Der geistreiche Verfasser giebt hier dem gebildeten Publicum ein Seitenstück zu seinen im Jahr 1831 erschienenen Vorlesungen zur Aesthetik in Bezug auf *Goethe* und *Schiller*, ebenfalls in einer Reihe von Vorlesungen, welche er vor einer grossen Anzahl gebildeter Zuhörer in Bremen gehalten hat. Der Verleger schmeichelt sich mit der Hoffnung, dass diese neue Gabe des geschätzten Verfassers eben so gerne gekauft werden wird, als solche mit immer steigendem Beyfalle gehört wurde. Nur in Folge dringender Auffoderungen seiner Zuhörer konnte sich der Hr. Verfasser zu deren Herausgabe entschliessen.

Um dem Wunsche des gebildeten Publicums — welches schon lange der Erscheinung dieses Werks entgegensieht — zu entsprechen, übergiebt der Verleger einstweilen demselben die ersten zwölf Vorlesungen. Die übrigen 6 bis 8 Vorlesungen werden als zweyte Abtheilung in der Kürze nachfolgen und das Ganze, um den praktischen Werth zu erhöhen, mit einem Register versehen werden.

Der Preis der beiden Abtheilungen wird schwerlich den Betrag von 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr. übersteigen.

Alexander Pope, der Mensch. Gedicht in vier Gesängen, übersetzt von *Hohlfeldt*. Neue Ausgabe. gr. 8. geh. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr. Velinpapier 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Der Verleger hat diese wohlgelungene Ueberfetzung eines classischen Gedichtes aus dem Verlage der *Hilscher'schen* Buchhandlung in Dresden an sich gebracht, und übergiebt es hier dem Publicum in einer bedeutend im Preise herabgesetzten Ausgabe.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Seyffarth, Dr. *G.*, Beyträge zur Kenntniss der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. 6s Heft. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 4. brosch. franz. Velinp. 1 Thlr. gegl. Schweizervelinpap. 1 Thlr. 6 gr.

Auch unter dem Titel:

Unser Alphabet ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten ☽☿♀☉♂♃♄ am 7 September des Jahres 3446 vor Christus. Angeblich zu Ende der Sündfluth, wahrscheinlich nach eigenen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Culturgeschichte aller Völker. Mit einer lithograph. Tafel. gr. 4. brosch. Druckp. 18 gr.

Neue zu empfehlende Schulbücher, auf welche Lehrer mit Ueberzeugung aufmerksam gemacht werden.

In meinem Verlage ist eben erschienen, und bald durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

1) *Der Unterrichtswegweiser für das Gesammtgebiet der Lehrgegenstände in Volksschulen für Lehrer an denselben*, von *J.*

B. Spiess. Ersten Lehrgangs erster Theil, auch unter dem Titel: *Leitfaden bey dem Unterrichte in den Denkübungen für Lehrer an Schulen.* Erster Lehrgang. gr. 8. Ladenpreis 16 gr. od. 1 fl. 12 kr. cartonnirt. Subscriptionspreis 13½ gr. od. 1 fl.

2) *Geist*, Dr. E., *lateinische Schulgrammatik für die ersten Anfänger und für Realschulen.* gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr. In Partieen auf 18 Exempl. 2, und auf 40 Exempl. 5 Freyexemplare.

Giessen, im Sept. 1854.

G. F. Heyer, Vater.

Literarisch-artistische Anzeige.

Bey *W. Creuzbauer* in Carlsruhe sind erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Malerische Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich. Mit Originalansichten, nach Zeichnungen von *G. Pezolt* in schönster Ausführung auf Stahl gestochen. 1s Heft und 2s Doppelheft. gr. 4. 1 Thlr. 12 gr.

Bildergallerie, historisch-romantische. Bildliche Darstellungen aus der alten und neuen Welt; eine Sammlung der schönsten Stahlstiche von den ausgezeichnetsten Meistern, begleitet mit Novellen und Erzählungen von *W. v. Chézy* und historischen Erläuterungen von Dr. *K. L. Schmidt.* Roy. 8. 1s bis 9s Heft. à 12 gr.

Prachtausgabe, Roy. 4. mit Abdrücken auf chinesisches Papier. 1 Thlr.

12 Hefte dieses, nach dem einstimmigen Urtheil der Kunstkenner und der meisten kritischen Blätter, unübertroffenen Prachtwerks werden einen Band bilden.

John Flaxman's Umrisse zu Dante Alighieri's göttlicher Komödie. Mit italiänischem, deutschem, englischem ubd französischem Text. 1te und 2te Lieferung. Preis für jede mit 25 Bl. Umrissen und 25 Bl. Text gebunden 1 Thlr. 12 gr.

Die 3te und letzte Lieferung erscheint in Kurzem.

In demselben Verlage erschienen früher:

John Flaxman's Umrisse zu Homer's Ilias und Odyssee. 75 Blatt. 8. 2 Thlr. 10 gr.
4. 3 Thlr. 12 gr.

So eben ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Althochdeutscher Sprachschatz oder etymologisches Wörterbuch der altdeutschen Sprache u. s. w., bearbeitet von Dr. *E. G. Graff.* 1te Lieferung. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Die Subscriptionslisten bleiben nur noch bis zum Schlusse dieses Jahres offen. Vom 1 Januar 1835 ab tritt sowohl für jede bis dahin bereits erschienene, als auch folgende Lieferung, der erhöhete Ladenpreis von 1 Thlr. 10 Sgr. ein.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

So eben ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Regnum animale

iconibus exquisitissimis in tabulas chalybaeas incisis illustratum cum commentario succincto editum auctore H. Th. Ludovico Reichenbach, (reg. saxon. Consil. aulico philos. et medicinae Doct. in academia med. chir. Dresdensi historiae naturalis Professore, musei regii, zoologici Praefecto academiarum et societatum historiam naturalem promoventium complurium socio vel ordinario vel honorario). In monatlichen Lieferungen mit 10 Stahlplatten und dazu gehörigem Texte im grössten Lexikon-Formate. Subscriptionspreis à Lieferung schwarz 16 gr., color. 1 Thlr. 8 gr. *Lieferung I. Abbild.* 1—47.

Der Naturfreund,

oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes, durch eine möglichst vollständige Sammlung mit grösster Sorgfalt ausgeführter, von vorzüglichen Künstlern gezeichneter und in Kupfer und Stahl gestochener *treuen Naturgemälde* erläutert, für gebildete Leser aller Stände, so wie für Schulen bearbeitet und herausgegeben von Hofrath Dr. *Ludw. Reichenbach*, Vorsteher des königl. Naturaliencabinets, Professor der Naturgeschichte und Director des akadem. botan. Gartens in Dresden). In monatlichen Lieferungen mit 4 Stahlplatten und dazu gehörigem Texte in grösstem Lexikon-Formate. Subscriptionspreis à Lieferung schwarz 8 gr. color. 16 gr. *I. II Abbild.* 1—31.

Das Universum der Natur,

zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt, nach Hofrath Dr. *Ludwig Reichenbach.* (Vorsteher des königl. Naturaliencabinets u. s. w.) Erste Lieferung, *das Pflanzenreich.* Subscriptionspreis 1 Thlr. 8 gr.

Desselben Werkes zweyte Lieferung: *Das Meer*, eine öffentliche Vorlesung. Subscriptionspreis 8 gr.

Aurelie,
oder die natürliche Tochter. Romantische Erzählung nach einer wahren Begebenheit, von *Ernesti.* 8. eleg. broch. Preis 12 gr.

Das Haus im Walde,
geschichtliche Anekdote als Schauspiel in einem Act, von *Ernesti.* 8. eleg. broch. Preis 6 gr.

Leipzig, im Monat Sept. 1834.

Expedition des Naturfreundes.

III. Uebersetzungs-Anzeigen.

In der *v. Rohdenschen* Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Production und vermehrte Beschäftigung. Aus dem Englischen. 2te Auflage. gr. 8. 13 Bogen, geheftet. 1 Thlr.

Der Lordkanzler *Brougham*, als Verfasser, bezweckte durch die Herausgabe dieses Buches die arbeitende Volksclasse in England über die Irrthümer aufzuklären, in denen sie befangen ist, indem sie sich zu Empörungen gegen das Maschinenwesen verleiten läfst. — Die Reichhaltigkeit an Darstellungen aus den einzelnen Zweigen der englischen Industrie wird Lesern aus allen Classen eine engenehme und belehrende Unterhaltung gewähren.

Die Uebersetzung hat sich einer so guten Aufnahme zu erfreuen gehabt, dafs eine neue Auflage schon jetzt nöthig geworden ist.

IV. Herabgesetzte Bücherpreise.

Herabgesetzter Preis.

Stöckhardt, Dr. *H. R.*, (kais. russ. Hofrath, Mitglied der Gesetzgebungscommission und Prof. des röm. Rechts in St. Petersburg) *Tafeln der Geschichte des römischen Rechts*, als Leitfaden bey Vorlesungen und für das tiefere Studium, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen, so wie mit steter Beyfügung von Literatur, nebst Zugabe über die neueste Zeit und einem Register. Fol. 1828. sonst 2 Thlr. 12 gr. *jetzt* 1 Thlr. 16 gr.

Dieses ausgezeichnete Werk, für dessen Werth schon der Name des berühmten Hn. Verfassers hinlänglich spricht, hat der unterzeichnete jetzige Verleger durch Herabsetzung des bisherigen Preises noch zugänglicher zu machen gesucht, und empfiehlt es hiemit von Neuem der Beachtung des geehrten juristischen Publicums.

Julius Klinkhardt in Leipzig.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im September-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 65 — 72 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter).

Amelang in Berlin E. B. 69.
Anton in Halle E. B. 65.
Bädecker in Essen 175. E. B. 65.
Balz in Stuttgart 171. 178.
Bon in Königsberg 160. 161.
Bornträger in Königsberg 170.
Brockhaus in Leipzig 166 — 170. 170. 174.
Calve in Prag E. B. 71. 72.
Glafs in Heilbronn E. B. 69.
Creuzbauer in Carlsruhe 173.
Craz u. Gerlach in Freyberg E. B. 69.
Dresch in Bamberg 168.
Dümmler in Berlin 179.
Edler in Hanau 167.
Enslin in Berlin E. B. 65.
Federhoff d. ä. in Calw 161.
Felsecker in Nürnberg E. B. 70.
Friese in Pirna E. B. 70.
Gerold in Wien 179.
Gödsche in Meissen 163.
Göschen in Leipzig 162 (2).
Gradmann in Ravensburg 172. 173.
Groos in Freyburg 165.
Hammerich in Altona E. B. 65.
Hartmann in Leipzig 163.
Heinrichshofen in Magdeburg 178.
Hendefs in Cöslin 175.
Kesselring in Hildburghausen E. B. 68 (2).
Kollmann in Leipzig 164.
Krieger in Kassel E. B. 65.
Krüll in Landshuth 176 — 178.
Kuhlmey in Liegnitz E. B. 65. 72.
Laupp in Tübingen 173.
Lehnhold in Leipzig E. B. 66. 69.
Mayer in Aachen 171. E. B. 67.
Meyer in Braunschweig 161. 170. 171.
Mittler in Berlin E. B. 67.
Mylius in Berlin 170.
Nauck in Berlin 176.
Nestler u. Melle in Hamburg E. B. 66. 67.
Petitpierre u. Prince in Neuchatel E. B. 68. 69.
Plahn in Berlin 165.
Reichard in Heidelberg 161.
Reichenbach in Leipzig 174.
Rossel in Aachen E. B. 65.
Rücker in Berlin 163.
Sauerländer in Aarau 173.
Sauerländer in Frankfurt a. M. 161.
Schönbrod in Ellwangen E. B. 65.
Schrag in Nürnberg 171.
Schwan u. Götz in Mannheim 164.
Schwetschke in Halle E. B. 65.
Sommerhausen in Brüssel 171.
Struve in Berlin E. B. 65.
Vandenhök u. Ruprecht in Göttingen 165.
Weise in Elberfeld E. B. 65.
Zeh in Nürnberg E. B. 61.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Liegnitz, b. Kuhlmey: *Leitfaden für den Unterricht im Lesen — — herausgegeben von P. F. Th. Kawerau* u. s. w.

2) Aachen, in d. Rossel'schen Buchhandl: *Satzlehre für Volksschulen und ihre Lehrer* von *J. P. Rossel* u. s. w.

3) Elberfeld, in d. Weise'schen Buchhandl.: *Satzlehre der deutschen Sprache* u. s. w. Von *J. H. Müller* u. s. w.

4) Ellwangen, in d. Schönbrod'schen Buchhandl.: *Theoretisch-praktische Vorschule der deutschen Stilübungen und der Lectüre* u. s. w. Von *Max Emanuel Jacher* u. s. w.

5) Halle, b. Schwetschke und Sohn: *Stoff zu stilistischen Uebungen in der Muttersprache* u. s. w. Von *D. G. Herzog* u. s. w.

6) Berlin, b. Struve: *Aufgaben und Entwürfe zu deutschen Stilübungen* u. s. w. Von *August Hörschelmann* u. s. w.

7) Halle, b. Anton: *Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der deutschen Sprache* u. s. w. Von *K. H. L. Pölitz* u. s. w.

8) Cassel, b. Krieger: *Deutsche Sprachlehre* für Gelehrtenschulen. Von *Friedrich Schmitthenner* u. s. w.

9) Altona, b. Hammerich: *Deutschland's Ehrentempel* u. s. w. Von Dr. *J. C. Kröger* u. s. w. I u. II Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir empfehlen in No. 7 namentlich §. 34, welcher von dem Werthe der todten Sprachen, besonders der griechischen und römischen, handelt. Die Gegner dieser Sprachen, welche sich gewöhnlich darauf stützen, dass wir auf einer höheren wissenschaftlichen Stufe stünden, als die Alten, und dass deshalb unsere materielle Erkenntniss durch sie nicht erhöht und vermehrt werden könne, mögen daraus lernen, dass der eigentliche Werth jener Sprachen darauf beruht, dass sie uns einen festen Maasstab darbieten, nach welchem wir die stufenweise Vervollkommnung oder den allmälichen Verfall und das Sinken der lebenden Sprachen beurtheilen können; ferner darauf, dass uns die classischen Muster aus dem goldenen Zeitalter jener erloschenen Sprachen zeigen, unter welchen Bedingungen ein Schriftsteller auf Reinheit und Schönheit des Stils, mithin auf formelle Vollendung, Anspruch machen könne. Ob nicht die S. 41 enthaltene Aeusserung, dass neben der italiänischen, spanischen, französischen und englischen Sprache die deutsche die nächste Stelle behaupte, zu dem Missverständnisse verleiten könne, als ob Hr. *P.* die deutsche Sprache nach den zuerst genannten stelle, geben wir seinem Ermessen anheim. Der dritte Abschnitt soll die Grundzüge der deutschen Grammatik enthalten. Auf dem beschränkten Raume konnten natürlich nur die Grundzüge der wesentlichen und der empirischen Bestandtheile der deutschen Sprache mitgetheilt werden, und in Bezug auf die Gedrängtheit dieses Capitels fügen wir hier die Bemerkung ein, dass No. 8 zur Ausfüllung dieses Abschnittes sehr zweckmässig auf den Schulen benutzt werden kann. In diesem Abschnitte findet sich übrigens nur die niedere Syntax (Lehre von Rection, Construction und grammatischen Interpunction) im Auszuge, während die höhere Syntax erst nach der Mittheilung der Logik im sechsten Abschnitte folgt, weil sie die logischen Ergebnisse für die logisch-formelle Correctheit des Stils enthält. Unverständlich ist S. 99 die Erklärung der Cäsur, von welcher der Vf. sagt, sie finde bey längeren Versen gewöhnlich in der Mitte statt, z. B. im Pentameter jedes Mal, im Hexameter bald auf der ersten Sylbe des dritten, vierten oder fünften Fusses. Nicht auch auf der zweyten? Sehr sachgemäss folgen auf die Grammatik unmittelbar die grammatischen Ergebnisse für die grammatisch-formelle Correctheit des Stils; wo der Vf. von der Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit handelt. Hier scheint es uns gewagt, zu den Archaismen (S. 102) auch die unwürdigen und unedlen Ausdrücke zu rechnen, deren sich nur die niedrigsten Classen des Volks bedienen, indem diese Art von Wörtern nur zu häufig durch ganz neuen Zuwachs vermehrt wird. Mit der Verdeutschung ausländischer, bisher in unserer Sprache üblicher Wörter nimmt es der Vf. zu genau. Verunglückt scheint ihm nämlich u. a. S. 106 die Uebersetzung von *Rendez-vous*, da doch die besten Schriftsteller *„Stell-dich-ein"* dafür gebrauchen. Eben so

möchten wir *Bittsteller* st. *Supplicant*, *Fernschreibekunst* st. *Telegraphie* unbedingt annehmen; ja, zu den ganz beyzubehaltenden Wörtern würden wir *Organisation*, *Definition*, *Interesse*, *Secretär* u. a. nicht ohne Einschränkung rechnen, da sie sich wenigstens oft, je nach dem Zusammenhange, erschöpfend verdeutschen lassen. Im fünften Abschnitte folgt eine gedrängte Darstellung der Logik, über welche wir um so schneller hinweggehen, als des Vfs. Behandlung dieses Stoffes aus seiner Elementarlogik hinlänglich bekannt ist. In der höheren Syntax machen wir besonders auf die Winke über Synonymen und ihren Gebrauch aufmerksam, da in demselben nur zu häufig die ärgsten Verstöfse gemacht werden. Der siebente Abschnitt enthält eine Darstellung der allgemeinsten Grundsätze und Lehren der Theorie des Stils; der achte eine Uebersicht des Gebietes der Sprache der Prosa; der neunte eine Uebersicht des Gebietes der Sprache der Dichtkunst; der zehnte eine solche des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit. Was man hier von dem berühmten Vf. des ausgezeichneten Werkes: „*Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit*" (1825. IV. 8) zu erwarten habe, braucht Rec. nicht erst zu sagen. Obgleich wir in Einzelnem nicht ganz mit Hn. *P.* übereinstimmen, z. B. in der Trennung der Sprache der Beredsamkeit von der Prosa und in einigen, die Eintheilung des Gebietes der Dichtkunst betreffenden Puncten: so hat diess doch auf das Ganze so wenig Einfluss, dass wir unbedenklich diese Partie des Buches für gelungen und höchst dankenswerth erklären. Auf den kurzen eilften Abschnitt (Theorie der Declamation) folgt endlich eine gedrängte Uebersicht der stilistischen Praxis. Bekannt ist des Vfs. grösseres treffliches „*Handbuch zur statarischen und cursorischen Erklärung der deutschen Classiker*", und es versteht sich daher beynahe von selbst, dass hier auf diesen wenigen Blättern nur Ausgesuchtes vorkommen kann. Auf solche Weise behandelt wird die Lectüre der deutschen Classiker auf Schulen gute Früchte tragen. Wir bedauern, dass Hr. *K.* in No. 9 nicht etwas mehr Fleiss auf Interpretation der von ihm ausgewählten Stücke verwandt hat. — Was das Verhältniss dieser zweyten Auflage zur ersten betrifft: so ist zwar der Plan des Buches derselbe geblieben, in den einzelnen Abschnitten aber sind wesentliche Berichtigungen, Umarbeitungen und theilweise Vermehrungen vorgenommen, namentlich ist der siebente Abschnitt völlig umgestaltet und der zehnte neu bearbeitet worden. — Druck und Papier sind recht gut.

No. 8 bildet ein würdiges Seitenstück zu der *P.*'schen Schrift. Wie *Pölitz*, so lässt sich auch Hr. *Schmitthenner* überall von gründlicher philosophischer Erkenntniss leiten, ohne dabey die Ergebnisse geschichtlicher Forschungen aus den Augen zu verlieren, welche ihm um so näher liegen, als er sich selbst durch seine historischen Arbeiten in die Reihe guter Geschichtsforscher gestellt hat. Die Einleitung zeigt bündig das Wesen der Sprache überhaupt, und enthält ausserdem eine kurze Geschichte der deutschen Sprache und eine Entwickelung des Wesens der Grammatik. Es ist in der neuesten Zeit vielfach, namentlich von Anhängern der *Hamilton*'schen Lehrmethode, behauptet worden, die Grammatik müsse mehr in den Hintergrund treten; allein Hr. *S.* weist S. 5 nach, dass sogar das Studium der Grammatik der Muttersprache durchaus nicht zwecklos, sondern von grossem Nutzen sey, indem es theils kein Studium geben kann, welches schon im Allgemeinen mehr bildend wäre, als dasjenige der Gesetze des menschlichen Geistes, welche in der Sprache äusserlich verkörpert erscheinen, theils die Gewandtheit in stilistischer Darstellung, welche sich allerdings auch allenfalls durch blosse Nachahmung erlangen lässt, leichter und sicherer erreicht werden kann, wenn diese Nachahmung mit Bewusstseyn über die Gesetze der Sprache geschieht. Das Buch selbst zerfällt in fünf Theile: die Elementarlehre, die Wortformenlehre, Syntax, Verslehre, Orthographie. Die Elementarlehre beschäftigt sich 1) mit der Form und Bedeutung der Laute, 2) mit den akustischen Verhältnissen derselben. Lieb war es uns, dass der Vf. die oben bey No. 1 gerügten, störenden und unverständlichen Bezeichnungen der Laute nicht aufgenommen hat, ohne dass es desswegen bey ihm an einer richtigen und erschöpfenden Classification der Buchstaben fehlt. Der Abschnitt über die akustischen Verhältnisse der Laute hat in dem 4ten Theile seine weitere Ausbildung und Anwendung gefunden. Die Wortformenlehre zerfällt in 3 Abtheilungen: Von den Wortarten; Flexionslehre; Etymologie. Die erste handelt in ihrer ersten Unterabtheilung von den Wortarten im Allgemeinen, und entwickelt daher das Wesen der Hauptsprachtheile zuerst im Allgemeinen und in ihrem Zusammenhange mit einander, dann im Besonderen. Wahrscheinlich durch ein Versehen ist S. 14 ein „*erster*" Abschnitt der ersten Unterabtheilung aufgeführt, da demselben kein zweyter entspricht. Ueberall beurkundet der Vf. seine Bekanntschaft mit den wichtigen Entdeckungen, welche in den letzten Jahren im historischen Studium der Sprache gemacht worden sind, und er hat dadurch selbst diesem sonst so trockenen Abschnitte einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen gewusst. Nicht anders ist es mit der zweyten Abtheilung, welche kurz von der Wortbiegung überhaupt (von der Declination, Steigerung, Motion und Conjugation) und ausführlicher von jeder dieser Arten der Wortbiegung insbesondere handelt. Einem Vorwurfe wird der Vf. schwerlich entgehen, dass er nämlich nicht überall deutsche Terminologie angewendet hat. Allein Rec. billigt ganz sein Verfahren. Dass Hr. *S.* auch die neueren deutschen Kunstausdrücke in seiner Gewalt hat, ist anderwärts von demselben bewiesen worden; hier scheint er uns mit Recht, sich vorzugsweise an die lateinische gehalten zu haben, weil er — was schon der Titel des Buches besagt — für Gelehrtenschulen schrieb. Die dritte Abtheilung des ersten Theils, welche von der Wortbildung im Allgemeinen, von der Ableitung und von der Zusammensetzung handelt, enthält viel Neues und Beachtenswerthes.

Der dritte Theil umfaſst *die* Syntax, denn ſo ſcheint uns der Vf. richtiger zu ſchreiben, als der Vf. von No. 7, wo ſich immer „*der* Syntax" findet. Sie iſt eingetheilt in die Lehre von den logiſchen und in die von den euphoniſchen Verhältniſſen des Satzbaues. Jene zerfällt wieder in die Lehre von der Wortverbindung mit zwey Unterabtheilungen (von der Wortfügung und von der Wortſtellung) und in die Lehre von der Satzverbindung, ebenfalls mit zwey Unterabtheilungen (von der Satzfügung und von der Satzſtellung). Die ſchwierigeren Gegenſtände ſind durch belehrende Beyſpiele für die Faſſungskraft der Gymnaſialſchüler zweckmäſsig erläutert. Daſs aber gewöhnlich bloſs das Ergebniſs der Forſchungen und nicht die Gründe angegeben ſind, welche den Vf. gerade dieſer und keiner anderen Anſicht beypflichten lieſsen, hat ſeinen Grund in der gedrängten Sprache des Buches und in ſeiner Beſtimmung als Schulbuch, aus welchem gelehrte Streitigkeiten verbannt bleiben muſsten. Wer ſich jedoch über die Gründe, welche den Vf. zur Aufſtellung ſeiner Lehrſätze bewogen haben, unterrichten will, kann deſſen „*Methodik*" und „*ausführliche Sprachlehre*" nachleſen. In dem 4 Theile (der Verslehre) haben wir das Nöthige erörtert gefunden. Nur mit der, auch in anderen ſeiner Werke, z. B. der Urſprachlehre, ausgeſprochenen Anſicht des Vfs. über den Hexameter kann ſich Rec. nicht befreunden, überzeugt, daſs ſich dieſer Vers von Tage zu Tage durch die fortwährenden vereinten Bemühungen tüchtiger Dichter und Ueberſetzer mehr und mehr in unſerer Sprache einbürgern und des Vfs. Aeuſserung, daſs die neudeutſche epiſche Dichtkunſt „aus einem argen Miſsverſtändniſſe" nach dem Hexameter gegriffen habe, widerlegen wird. Der 5 und letzte Theil oder die Orthographie ſchlieſst das Ganze. Auch in dieſem Felde hat ſich der Vf. ſchon durch gröſsere Arbeiten bekannt gemacht. Erfreulich war es uns, daſs er ſich nunmehr von der Unrichtigkeit der, auch von uns früher angefochtenen Schreibart des Wortes „*teutſch*", überzeugt und „*deutſch*" aufgenommen hat. — Der Druck iſt des Werkes würdig, und das Papier gut.

Der Vf. von No. 9 hat für den Unterricht in der Kunſt des guten Vortrages ein ſehr zweckmäſsiges Buch geliefert, nach einem feſten Plane, durchaus nicht einſeitig, und hat aus einer groſsen Menge die beſſeren Dichtungen gewählt. Wir empfehlen ſein Buch mit voller Ueberzeugung. Bey der Herausgabe deſſelben hatte er noch die beſondere Abſicht, Liebe zum Vaterlande im deutſchen Volke zu erwecken. Nach ſeinen Beobachtungen (Vorr. S. IV fgg.) ſcheint ſich nämlich eine betrübende Unzufriedenheit mit den beſtehenden bürgerlichen Einrichtungen, eine unklare Sehnſucht nach einem beſſeren Zuſtande, ein unſicheres Haſchen nach Veränderungen der Gemüther unſerer Zeitgenoſſen faſt in allen europäiſchen Ländern bemächtigt zu haben, und der Wohlfahrt der Staaten nicht geringe Gefahr zu drohen. Statt das wahre Heil im Innern, die Ermäſsigung der Abgaben in Beſchränkung des Luxus, die ächte Freyheit in Beherrſchung der Leidenſchaften zu ſuchen, ſcheint man nicht ſelten dem Volke ein wirkliches oder vermeintes Glück, eine wahre oder ſcheinbare Freyheit von Auſsen her gewaltſam einimpfen zu wollen. Hr. *B.* iſt ein entſchiedener Gegner dieſes Treibens, und Rec. hat ihn als ſolchen ſchon in ſeiner Ueberſetzung des *Couſin*'ſchen Werkes über die deutſchen Schulen kennen gelernt. Auch hier bewährt er ſich als einen tüchtigen Wegweiſer zu den vielfachen Vorzügen unſeres Vaterlandes, welche von ausländiſchem Flitter niemals aufgewogen zu werden vermögen. Im Gewande der Dichtung führt er alle Naturſchönheiten Deutſchlands an uns vorüber. Die aus den Dichterwerken getroffene Auswahl iſt im Ganzen lobenswerth; wo es nöthig war, ſind kurze hiſtoriſche Erläuterungen beygefügt. Für Schulen iſt jedoch, ſchon des Preiſes wegen, ein umſichtig gefertigter Auszug wünſchenswerth. Druck und Papier ſind gut; nur ſind uns hin und wieder unangenehme Druckfehler aufgeſtoſsen. So z. B. in dem Gedichte: „Die deutſchen Städte" I. S. 40:

„*Bewahre* nur, mein Rühle,
Die Bürger männiglich,"

wo offenbar „*Bewehre*" ſtehen muſs, da von der Zeit die Rede iſt, in welcher der damalige preuſſiſche Obriſtlieutenant *Rühle von Lilienſtern* Generalcommiſſär der deutſchen Bewaffnungsangelegenheiten war. Auf derſelben Seite wird in einer Anmerkung dieſer Commiſſär *Rühle von Lilienſtein* genannt.

E. S.

Nachträglich fügen wir vorſtehender Recenſion noch die Anzeige folgendes, in derſelben S. 126 bereits genannten Buches bey:

Berlin, b. Enslin: *Aufgaben und Muſter zu deutſchen Stilübungen* in den mittleren Claſſen der Gelehrten- und Bürger-Schulen. Von *Auguſt Hörſchelmann*, ordentl. Lehrer am Cöllniſchen Real-Gymnaſium zu Berlin. 1829. XII u. 195 S. 8. (12 gr.)

Auch von dieſem Buche läſst ſich nur Gutes ſagen. Der Vf. hat auf denjenigen Grad allgemeiner und ſprachlicher Bildung Rückſicht genommen, der bey Schülern der mittleren Gymnaſialclaſſen und der oberen Abtheilungen in Bürgerſchulen vorausgeſetzt werden kann. Demnach bereitet dieſes Buch den Uebergang zu dem oben angezeigten, welches für die oberen Claſſen der Gelehrtenſchulen beſtimmt iſt. In der Wahl des Stoffes hat Hr. *H.* den Grundſatz befolgt, die Stilübungen, wo irgend möglich, mit den übrigen Gegenſtänden des Unterrichts, beſonders mit dem grammatiſchen Unterricht in der Mutterſprache, in eine paſſende Verbindung zu bringen. Die Anleitung, welche der Schüler zur Erfüllung der Aufgaben erhält, iſt eine zwiefache, und beſteht erſtens in einer Erläuterung des Thema, einer Zuſammenſtellung der Hauptgedanken und einer Warnung vor möglichen

Abwegen, und zweytens in einem Musteraufsatze, der einen verwandten Stoff in derselben Form behandelt, die der Schüler seinem Aufsatze geben soll. Wenn auch diese sogenannten Musteraufsätze hie und da Manches, in Bezug auf Präcision, Wendung des Gedankens und Darstellung, zu wünschen übrig lassen: so hat doch in Beziehung auf die erste Anleitung, welche in der Erläuterung des Thema besteht, der Vf. sich überall als einen denkenden und erfahrnen Schulmann erwiesen, dessen Buch dem Hauptzwecke völlig entspricht. Weder Aufgaben noch Muster sind nach den Wissenschaften classificirt, noch hat der Vf. eine Anordnung nach den Stilarten und Redeformen für nöthig erachtet, weil er vielmehr, um dem Unterrichte Leben und Reiz zu geben, Abwechselung in den Uebungen bezweckte. Indess hat er, um die Uebersicht des Ganzen und die Wahl der Aufgaben zu erleichtern, die letzten sammt den Mustern in dem Inhaltsverzeichnisse nach den Redeformen geordnet. Aus diesem Verzeichnisse kann man zugleich ersehen, wie weit man, der Zeit nach, mit den aufgestellten Uebungen reichen könne. Der Vf. bemerkt, dass, wenn in jeder Schulwoche Eine Aufgabe bearbeitet werde, das Buch hinreichenden Stoff enthalte, um den Schüler anderthalb bis zwey Jahre hindurch zu beschäftigen. M. P.

PÄDAGOGIK.

ESSEN, b. Bädeker: *Romeo* oder *Erziehung und Gemeingeist.* Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers herausgegeben von Dr. *Carl Hoffmeister.* Erstes Bändchen. 1831. VI u. 280 S. Zweytes Bändchen. 1831. 331 S. Drittes Bändchen. 1834. 370 S. 8. (3 Rthlr.)

So viel auch die deutsche Wissenschaft auf unseren Hochschulen beym *Unterrichte* leistet, und so stolz jeder gebildete Deutsche auf die erworbene Intelligenz, auf die gehäufte Masse von wissenschaftlichen Kenntnissen seyn darf: so möchte wohl auf der anderen Seite für die fernere Erziehung und sittliche und bürgerliche Ausbildung der jungen Leute, welche mit dem Austritt aus dem Vaterhause und dem Gymnasialkreise für selbstständig in jeder Hinsicht erklärt werden, neben dem Unterrichte viel zu wenig geschehen. In einer neuen Welt, ja eigentlich zum erstenmale in der Welt, stehen sie da sich selber überlassen, und in einem Zeitraume, in welchem sie mehr als je der Stütze, der Leitung, des besonderen und besonnenen Rathes bedürfen, mit der ganzen Gluth ihres Alters, mit einer Masse wildgährender Kräfte, mit dem vollen Ungestüme des Blutes und umgeben von Versuchungen jeder Art. Es geschieht dann nur zu oft, dass nach ausgestandenem Schulzwange der ungemessenste Drang nach Genuss einer eingebildeten Freyheit sich einstellt, und jede Schranke die Lust des Widerstandes steigert, welche eitle Eltern und denen sinnverwandte Menschen auch wohl und gar wohlgefällig geniale Kräftigkeit nennen. Die Kathedermoral alsdann ist noch weniger geeignet, dem Abgrunde, dem die Jugend rastlos zusteuert, vorzubeugen; sie hat das ganze sittliche Leben in einen dürren Formalkreis gebannt, und dabey das Gesetz der Schönheit, des eigentlich Geistigen im praktischen Leben, oft gar unheilsam verkannt. Getrieben noch von der früheren vermessenen Ueberschätzung seiner Kräfte und mit einer auch von Aussen genährten Unruhe fühlt endlich da der junge Mann, wenn anders seine Seele sich rein erhielt, das Bedürfniss des rein Ethischen, und wünscht mehr Moral im Leben und weniger auf dem Papier, eine Moral der That, als Folge seiner einseitigen und nur allein auf den Unterricht beschränkten Erziehung, aber nicht eine Moral, die ihm die Flügel beschneidet, sondern die ihn erst wahrhaft beflügelt zur Verfolgung seines im Traum sich bildenden Ideals; ausser sich dieselbe nicht findend, bildet er sie dann in sich selbst, erkennt den *Gemeingeist* als ihr erstes und höchstes Princip; ohne denselben übrigens eigentlich zu kennen, glaubt er sich zum Mitberather der wichtigsten politischen Lebensfragen berufen, und geräth so in ein Gebiet, das zuletzt, wenigstens theilweis, der Wissenschaft selbst ihn treulos macht, und in dem er, ohne dem geliebten Vaterlande auch nur im Mindesten genützt zu haben, sich selbst verliert. — Ein solches Opfer dieser weniger praktischen und ihre beiden Elemente, die Wissenschaft und das Leben, nicht eng genug in sich vereinigenden geistigen Ausbildung ist denn auch der Held dieses in sechs Bücher abgetheilten *Lehrer-* oder *Schul-Romans* (der erste seiner Art), wie der geschickte Ordner und Herausgeber das Werk nennt. Der Zweck dieser Blätter erlaubt es nicht, in die einzelnen Details desselben genauer einzugehen, oder auch nur die Hauptpuncte daraus hervorzuheben. Alles aber, was hier in Briefen vorgetragen wird, ist auf eine so anziehende, oft überredende Weise dargestellt, dass Rec. mit Wohlgefallen und innigem Vergnügen bey vielen derselben verweilte. Zwar breiten dieselben nur über die Zeit von nicht ganz 3 Jahren sich aus, aber ein ganzes Lehrer-Leben ist in ihnen abgeschildert; der Neid, die Missgunst, die Verkleinerungssucht, das akademische Fieber, der individuelle und subjective Proselytismus, wie sie alle gespensterartig durch die Lehrstuben gehen, finden ihren treuesten Spiegel darin. Daneben sind auch die vielen Unterhaltungen mit Feind und Freund über meistens pädagogische Gegenstände sehr belehrend. Es ist wohl nichts im Leben des Schulmanns Erhebliches, was unberührt gelassen wäre; einen wohl beachtungswerthen Fingerzeig geben die zerstreut mitgetheilten Bemerkungen über das Studium der alten Classiker, vor allen natürlich über Romeos Lieblingsschriftsteller, Plato und Aristoteles. Die letzten Briefe der Eltern an Romeo, bey seinem Abschiede, sind vorzüglich geeignet, den Eindruck, den das Ganze auf das Gefühl des Lesers macht, tragisch zu gestalten; ein eisernes Herz gehörte dazu, durch sie nicht tief bewegt zu werden. Aus allen diesen Gründen wünschen wir dem Buche recht viele Leser. Dr. Sch.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MATHEMATIK.

Hamburg, b. Nestler und Melle: *Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik, zunächst für die höheren Classen Schleswig-Holsteinischer Gelehrtenschulen.* Herausgegeben von *G. C. Th. Francke*, Ph. D. Conrector in Flensburg. Mit 28 Steindrucktafeln. 1833. 319 S. 8. (1 Rthlr.)

Es lässt sich, sagt ein vortrefflicher Didaktiker, ein dreyfacher Grad des mathematischen Unterrichts auf Schulen denken; entweder will man ihn als ein Mittel zur harmonischen Bildung der geistigen Kräfte benutzen, oder man will durch ihn den Grund zu einem tieferen Studium der Mathematik legen, oder man will gründliche mathematische Kenntnisse für bestimmte Berufsarten des bürgerlichen Lebens mittheilen. Dasselbe gilt auch von der Bearbeitung eines Lehrbuches, d. h. es muss auch hier die Erreichung des Einen oder des Anderen der genannten Zwecke Ziel seyn. Wie aber bey dem Unterrichte die Erreichung Eines jener Zwecke nicht möglich ist, ohne die beiden anderen in einem gewissen Grade zugleich zu berücksichtigen: so ist es auch bey der Abfassung eines Lehrbuches. Der Vf. des vorliegenden Lehrbuches schrieb, wie der Titel angiebt, sein Lehrbuch für die höheren Classen der Gelehrtenschulen seines Vaterlandes. Dem Charakter eines Gymnasiums können nur die beiden ersten der genannten Zwecke entsprechen, und nur diese dürfen leitendes Princip bey der Abfassung eines für Gymnasien bestimmten Lehrbuches seyn. Hr. *Fr.* macht, der Vorrede zufolge, keinen Anspruch auf grossen wissenschaftlichen Werth, aber, durch seine 10jährige Erfahrung veranlasst, glaubt er verbürgen zu können, dass dasselbe Nutzen stiften werde. Die *scheinbare* Ungleichheit in der Ausführung der Behandlung schreibt er auf Rechnung des Bedürfnisses jener Schulen. Wenn nun allerdings die Behandlung mathematischer Materien auf Gymnasien, namentlich in Beziehung auf die Versetzung, oft in die Nothwendigkeit setzt, von dem strengen, der Wissenschaft entsprechenden Gange abzuweichen: so darf diess doch nicht veranlassen, bey der Abfassung eines Lehrbuches eine Ungleichheit absichtlich einzuführen.

Der Vf. stellt voran eine allgemeine *Einleitung* (§. 1—30), welche die äussere Form des mathematischen Vortrags, logische Erörterungen der Grundbegriffe umfasst, und einen Begriff von der Wissenschaft im Ganzen giebt. Es ist zwar nicht bekannt, in welcher der höheren Classen der Vf. den Anfang des mathematischen Unterrichts gesetzt wissen will; wohin aber auch dieser Anfang gesetzt werden mag, logische Erörterungen gehören nicht für Anfänger. Der Anfänger muss erst vieles Einzelne begriffen haben, bevor er fähig ist, allgemeine Ansichten zu fassen. Ist hinreichendes Material gegeben, dann können Erörterungen der Art nur vortheilhaft seyn. Was soll nun aber dem Anfänger der Begriff von der Wissenschaft im Ganzen nützen? Wird es ihm nicht schon genügen, wenn er weiss, dass die reine Mathematik aus zwey Theilen, Arithmetik und Geometrie, bestehe, wovon jener sich mit dem Vergleichen der unstetigen, dieser mit dem der stetigen Grösse beschäftigt? — Ueber den äusseren Vortrag sagt der Vf. (§. 6): „Die Lehren der Mathematik werden in Definitionen, Sätzen, *Beweisen* und Anmerkungen vorgetragen", und verstehet unter Anmerkungen sowohl Lehrsätze, Zusätze, als auch Aufgaben, die zu dem Ganzen gehören. Eben so abweichend dürfte es seyn, wenn der Vf. §. 6. §. 17 sagt: „Definition ist die *Beschreibung* eines Gegenstandes nach seinen wesentlichen Merkmalen." — „Die Merkmale einer Grösse unterscheidet man als innere, welche sich auf die Qualität und Quantität beziehen; und äussere, welche den Ort, den die Grösse im Raume einnimmt, angehen." Doch genug hievon.

Der erste Theil umfasst die *Arithmetik* (§. 31—168). Zunächst werden hier die Begriffe der Zahl und ihrer Arten angegeben, wobey aber der Begriff des Zahlensystems ungern vermisst wird. §. 39 redet von den entgegengesetzten Grössen, und betrachtet die Grössen als solche, die einander aufheben. Diejenige von beiden (§. 40), die man als etwas *Bestehendes* betrachtet, wird positiv; die, welche die positive aufhebt, negativ genannt. Die Lehre von den entgegengesetzten Grössen ist allerdings eine schwierige Materie des Unterrichts, und kann, so meint Rec., am Besten nur dadurch dem Schüler begreiflich gemacht werden, dass man ihm die allgemeine Möglichkeit zeigt, jede Grösse auf zwey entgegengesetzte Arten, vorwärts und rückwärts, zu construiren. Es erhellet denn daraus zugleich, dass die entgegengesetzten Grössen auch gleichartige sind, folglich auch nur dieselbe Einheit haben können; ferner, dass es ganz

willkührlich ist, welche von beiden Entstehungsarten der Einheit zukommen soll. Hat man aber der Einheit eine bestimmte Entstehungsart beygelegt, so heisst die Grösse, welche wie die Einheit entstanden ist, positiv, die entgegengesetzte negativ. Der Vf. spricht zwar das Princip nicht besonders aus, aber er wendet dasselbe an, in den §. §. 43, 45, 49, 50. In §. 59 hat er die Aufgabe: das grösste gemeinschaftliche Mass zweyer Zahlen zu finden, in der Form einer blossen Regel, ohne alle Begründung, aufgestellt, und lässt alsdann die bekannten Kennzeichen der Theilbarkeit der Zahlen, ebenfalls ohne Beweise, folgen. Lehrsätze als Regeln aufzustellen, kann auf keine Weise gebilligt werden, und zwar bey diesem Satze um so weniger, da er von umfassender Wichtigkeit ist. Würde aber der Vf. nicht besser gethan haben, wenn er die Entwickelung der Theilbarkeit der Zahlen aus der Formel: $N = a + 10b + 100c + \ldots$ abgeleitet hätte? Uebrigens finden sich in den §. §. 60, 61, 65 Sätze, die in manchen Lehrbüchern vergeblich gesucht werden. Die Beweise derselben sind aber so einfach als streng. Die §§. 67—84 umfassen die Lehre von den gemeinen und Decimal-Brüchen, wobey es dem Vf. hinreichend schien, auch hier nur die Regeln des Rechnens aufzustellen, ohne auf tiefere Begründung einzugehen. Den Elementen der Buchstabenrechnung (§. 85—90) folgt die Lehre von den Potenzen und der Ausziehung der 2ten und 3ten Wurzel. Den binomischen Lehrsatz (§. 106) entwickelt der Vf., wie folgt: Aus der successiven Bildung der auf einander folgenden Potenzen von $a+b$, wird, ohne Berücksichtigung der Coefficienten, gefolgert $(a+b)^n = a^n + a^{n-1}b + a^{n-2}b^2 + \ldots + ab^{n-1} + b^n$ und hinzugefügt: „Die Exponenten der Potenz für $(a+b)^8$ sind z. B. 8, $\frac{7}{1}$, $\frac{6}{2}$, ..., $\frac{1}{7}$, 8. Um die Coefficienten jedes Gliedes zu finden, bildet man eine Reihe von Brüchen, von denen der erste den Exponenten der gesuchten Potenz zum Zähler und 1 zum Nenner hat; bey jedem der folgenden aber der Zähler um 1 vermindert, der Nenner um 1 vergrösert wird, bis der umgekehrte erste Bruch entsteht. Dann ist der Coefficient des ersten und letzten Gliedes, weil beide aus lauter gleichen Factoren bestehen, $= 1$, $\frac{n}{1}$, $\frac{n}{1} \cdot \frac{n-1}{2}$ u. s. w. die Coefficienten des 2ten, 3ten u. s. w. Gliedes.“ Ein solcher Beweis ist ungenügend; und ein Lehrbuch, welches den binomischen Lehrsatz nur auf diese Weise zu geben im Stande ist, sollte denselben ganz mit Stillschweigen übergehen. Schien es dem Vf. nothwendig, diesen Satz aufzunehmen, so musste er auch die wenigen Sätze aus der Combinationslehre, die zur Begründung desselben erfoderlich sind, aufnehmen, weil es nur dann möglich ist, einen stringenten Beweis zu liefern. — Der Vf. stützt die Verhältnisslehre (§. 110—133) darauf, dass man, um den Namen des Verhältnisses $a \div b$ zu finden, zu setzen habe $a - b$ (§. 110); um aber den Namen (er gebraucht die unzweckmäsige Benennung: Exponent) von $a : b$ zu finden, habe man zu setzen: $\frac{a}{b}$ (§. 119). Da es aber ganz gleich ist, ob man das erste Glied aus dem zweyten gebildet, oder das zweyte aus dem ersten entstanden ansiehet, d. h. ob man setzet $a \pm d \div a$, $na : a$, oder $a \div a \pm d$, $a : na$; so würde der Vf., hätte er die letzte Darstellung gewählt, das Nachfolgende mit dem Vorhergehenden mehr in Zusammenhang gebracht haben. Es empfiehlt sich übrigens die Abhandlung der Verhältnisslehre, nebst den darauf gestützten praktischen Rechnungsarten, sowohl durch gedrängte Vollständigkeit als auch durch Einfachheit und Deutlichkeit. Beyfällig ist besonders zu bemerken, dass der Vf. die arithmetischen Proportionen eben so ausführlich betrachtet, als die geometrischen. Nur die eine Erinnerung dürfte hiebey zu machen seyn, dass die ganze Darstellungsart vorzugsweise auf Zahlengrössen bezogen wird, während sie doch auch von räumlichen Grössen (§. 132) gelten soll. Die irrationalen Verhältnisse sind unberücksichtigt geblieben. Hierauf folgt die Lehre von den arithmetischen und geometrischen Progressionen (§. 134—53). Der Vf. nennt eine Reihe von Zahlen, von welchen jede folgende aus der nächst vorhergehenden nach einem und demselben Gesetze entsteht, Progression, und fügt hinzu: „Man erklärt die Progression auch als eine fortlaufende stetige Proportion; welche Erklärung auch, sofern man bloss auf die in Verbindung gesetzten Zahlen siehet, richtig ist, unrichtig aber, wenn man auch auf die Entstehung Rücksicht nimmt. Der Unterschied nämlich zwischen einer Proportion und Progression besteht darin, dass in jener immer das vorhergehende Glied aus dem folgenden gebildet betrachtet wird, in der Progression aber aus dem vorhergehenden das folgende gebildet wird.“ Diess ist nur relativ wahr. Gehet man von den allgemeinen Formen der Verhältnisse, $a \div a \pm d$, $a : n$, aus, so ist es ganz consequent zu erklären: Die Folge von Grössen, welche in gleichen stetigen arithmetischen oder geometrischen Verhältnissen fortschreiten, bildet eine arithmetische oder geometrische Progression. Durch diese Erklärung wird der Zusammenhang der Verhältnisslehre mit der von den Progressionen mehr hervorgehoben. Verwirft man aber, wie der Vf., diese Erklärung, so dürfte es doch für den Lernenden anstösig seyn, wenn man nachher (§. 142, 146) behauptet: Drey Glieder unmittelbar auf einander folgend, oder in gleichem Abstande u. s. w., sind stetig oder überhaupt proportionirt. — Die §. 139—141 behandeln die bekannten 20 möglichen Fälle bey den arithmetischen, die §. 144—145 dieselben bey den geometrischen Progressionen. In dem Vorhergehenden findet sich weder der Begriff einer Gleichung überhaupt, noch der einer quadratischen insbesondere angegeben, und eben so wenig ist die Auflösung derselben abgehandelt worden. Bey der Auflösung der hier möglichen Fälle ist aber nicht allein die Auflösung der Gleichungen des ersten und zweyten Grades erfoderlich, sondern es wird auch die Auflösung der Gleichungen, deren

Form $a^x = b$ ist, als bekannt vorausgesetzt. Der Lernende wird demnach sich genöthigt sehen, entweder die Auflösungsformel für jeden einzelnen Fall, oder jede einzelne Methode ihrer Herleitung genau zu merken. Diess erschwert dem Lernenden die Sache unnöthig. Hat man aber im Vorhergehenden die Auflösung der Gleichungen abgehandelt, so gelangt der Lernende vorbereitet zur Entwickelung der hier aufzustellenden Auflösungsformeln, und es wird ihm klar werden, dass er hier zu lösen hat die Aufgabe: Wenn von den 5 Grössen, die in der Progression vorkommen, drey als gegeben angesehen werden, die beiden anderen durch die gegebenen auszudrücken. Der Verf. fügt jedem einzelnen Fall eine Aufgabe hinzu, und wendet auch hier schon, wo es erfoderlich ist, die Logarithmen an, die er erst im Nachfolgenden behandelt. — Es umfassen §. 154—168 die Lehre von den Logarithmen. Der Vf. gehet aus von der Entklärung: „Die Gliederzahl einer geometrischen Progression, in der das erste Glied gleich dem Nenner ist, nennen wir den Logarithmus des gezählten Gliedes in der geometrischen Progression.“ Die Erklärungen: Die Logarithmen sind die Glieder einer arithmetischen Progression, welche mit einer geometrischen verbunden ist; oder: Die Logarithmen sind die Gliederzahlen einer mit 1 beginnenden geometrischen Progression — werden, jene für zu weit, diese für falsch erklärt. Der Vf. gehet aus von der Reihe a^1, a^2 ..... und sagt (§. 158) von ihr: „Da nun eine Progression (wie das logarithmische System) aus lauter ohne Unterbrechung fortgehenden stetigen Proportionen bestehet (§. 134), und gerade hierin ihre wesentliche Eigenschaft zu suchen ist, so wird diese ihrem Wesen nach nicht verändert, wenn man zwischen jede 2 Glieder ein neues von der Art einschaltet, dass es mit den beiden nächststehenden eine stetige Proportion bildet.“ Damit nun die Interpolation nicht allein nur zwischen a^1 und a^2, a^2 und a^3 u. s. w. Statt finden könne, setzt der Vf. (§. 161) Log. $1. = a^{n-n} = o$. Liegt hier nicht die vom Vf. verworfene Reihe: a^0, a^1, a^2 .... verhüllt zum Grunde? Rec. ist der Meinung, dass, wird die Erklärung verworfen: die Logarithmen sind die Exponenten einer und derselben Grundzahl — man genöthigt ist, den Logarithmus einer Zahl μ als die Zahl zu erklären, welche angebe, welches Vielfache das Verhältniss $1:\mu$ von einem angenommenen Grundverhältnisse $1:a$ sey. Die zuerst angegebene dürfte jedoch den Vorzug verdienen. Die vom Vf. zur Berechnung angegebenen Reihen gehören nicht hieher; sie liegen ausserhalb des Ganges des Gymnasial-Unterrichts. Befremdend kann es nur seyn, wenn der Vf. die Sätze: Log. $ab =$ Log. $a +$ Log. b, Log $\frac{a}{b}$, Log a^x, Log. $\sqrt[n]{a^m}$ und $a^x = b$, statt solche streng zu beweisen, nur durch Beyspiele erläutert, und ohne Beweis hinstellt. In der Anleitung zum Gebrauche der logarithmischen Tafeln findet sich: Log. 3746 — Log. 3745 = Log. 1 = 0,0001160 — eine Bezeichnung, die leicht irrige Ansichten bey dem Lernenden veranlassen kann. Wozu ist es aber nöthig, die Proportionstheile bis auf 12, 14, 21 Stellen zu berechnen, da doch nur Mantissen von 7 Stellen angenommen werden? Anleitungen zum Gebrauche der Tafeln sollten aus den Lehrbüchern ganz hinweggelassen werden, weil diese in den Tafeln selbst befindlich sind, und dem mündlichen Vortrage überlassen werden sollten. Der Raum aber, welcher dadurch erspart wird, sollte zur Aufstellung solcher Sätze, z. B.: die $\Delta\,\Delta$ der Logarithmen nehmen ab, wenn die Zahlen wachsen; durch Logarithmen, die nur 7 Decimalstellen haben, sind nur die 7 höchsten Stellen der zugehörigen Zahl bestimmt, und A., die, obgleich von Wichtigkeit, dennoch in den meisten Lehrbüchern vergeblich gesucht werden, benutzt werden.

Der zweyte Theil dieses Werkes umfasst die *Geometrie*, *Stereometrie* und die *ebene Trigonometrie*. Der Vf. beginnt mit Raum und Unendlich, und lässt dann die Erklärungen der geometrischen Objecte folgen. Betrachtet man die Geometrie als Wissenschaft von der räumlichen Ausdehnung, so ist man gezwungen, mit den rein mathematischen Begriffen der Construction auch noch philosophische zu verbinden. Wer nun in dieser Beziehung eine Vollständigkeit in der Darstellung erstreben will, wird nur eine weitläuftige Behandlung der Grundbegriffe liefern, die, abgesehen davon, dass jede unvorsichtige Beymischung der Art gar leicht auf Widersprüche führen kann — für den ersten Unterricht unzweckmässig seyn muss. Für den Unterricht ist es ganz gleich, ob man die Vorstellung von Raum aus der Erfahrung, oder ob man sie als ursprüngliche reine Anschauungsform nimmt — der Raum ist etwas objectiv Gegebenes, und die drey Grundformen desselben sind das Material des Unterrichts. Die ächt Euklidische Methode unterscheidet sich von der der modernen Geometrie wesentlich dadurch, dass sie einfacher und von grösserem praktischem Werth ist. Den grösseren praktischen Werth findet Rec. namentlich darin, dass, unter der Voraussetzung, der Raum mit seinen Grundformen sey gegeben, Euklides zeigt, wie und nach welchen Gesetzen aus den einfachen Grundconstructionen der geraden Linie und des Kreises andere und zusammengesetztere möglich werden. Hr. *Fr.* theilte diese unsere Ansicht nicht; ihm ist die Geometrie Wissenschaft von der räumlichen Ausdehnung. Dem zufolge sagt er z. B. §. 5: „Wenn ein Raum als in allen seinen Ausdehnungen begrenzt gedacht wird, so heisst er ein *endlicher;* wird er als in allen seinen Ausdehnungen unbegrenzt gedacht, ein *unendlicher* Raum im vollen Sinne des Wortes; wird er als in einer oder zwey Ausdehnungen begrenzt betrachtet, so heisst er *ein unendlicher Theil des unendlichen Raumes*, und ist in Vergleichung mit dem endlichen Raume selbst wieder unendlich, in Vergleichung mit dem eigentlich unendlichen Raume aber endlich, während der endliche Raum in Vergleich mit dem unendlichen = 0 ist. — Unendlich wird die Menge genannt, die als ohne Ende vergrössert oder verkleinert gedacht wird.“

Was ſoll dieſs dem Anfänger nützen? Uebrigens iſt das Unendliche kein Begriff, ſondern bloſse Idee, weil es nie im Zuſtande des Seyns, nur in dem des Werdens betrachtet wird. — Der Vf. ſtellt §§. 57, 58, 66 die Bedingungen auf, nach welchen ein Triangel als gegeben angeſehen werden kann, und folgert daraus die Sätze der Congruenz. Gegen die Begründung der hier aufgeſtellten Bedingungen läſst ſich nichts einwenden; allein für Anfänger möchte es doch zweckmäſsiger ſeyn, den Begriff der Congruenz auf den der Deckung zurückzuführen. Das *Ineinanderlegen* räumlicher Formen, welches ein *Ineinanderfallen* derſelben zur Folge hat, iſt eine bloſse intellectuelle Verrichtung, die weſentlich von dem *Aufeinanderlegen* verſchieden iſt; aus dem Ineinanderfallen ſolcher Formen erſcheinen ſie eben als ſtreng identiſch. — Die Erklärung der Parallellinien (§. 24), den Beweis des erſten Satzes §. 73 (= Eukl. I. 29), giebt der Vf. wie Taquit. §. 80 glaubt einen Beweis von dem berühmten und berüchtigten eilften Grundſatz des Euklides zu geben; allein von ihm muſs gelten, was von allen ſogenannten Beweiſen dieſes Satzes gilt. Es war bekanntlich kein anderer als ein didaktiſcher Grund, welcher veranlaſste, daſs *Legendre* ſeine eigene Theorie verwarf, und die des Euklides, als die beſſere, in der eilften Auflage ſeiner Elemente aufnahm. — Die §§. 84—86 ſtellen die Bedingungen auf, welche Stücke eines Vierſeits gegeben ſeyn müſſen, wenn ſolches als beſtimmt oder als gegeben angeſehen werden ſoll. Die Beweiſe, welche hier gegeben werden, ſind, in Bezug auf des Vfs. Princip, eben ſo ſtreng als bündig, und es verdient die Abhandlung dieſer Materie um ſo mehr Beyfall, da dieſelbe in den Lehrbüchern gewöhnlich nur ſtiefmütterlich behandelt wird. Unter den nachfolgenden Sätzen, welche Anwendungen und weitere Ausdehnungen der nur genannten Sätze enthalten, ſind uns nur §§. 98, 100 dadurch bemerklich geworden, daſs in jenem wohl das Gleichabſtehen des Durchſchnittspunctes der, in den Halbirungspuncten der Polygonſeiten und auf denſelben errichteten, Perpendikel bewieſen, aber nicht bewieſen iſt, daſs ſie ſich, wie doch behauptet wird, in *einem* Puncte durchſchneiden; in dieſem vermiſſen wir den näher beſtimmenden Beyſatz: der Gröſse nach nicht verſchieden. —. Die §§. 104—126 umfaſſen die Lehre von der Proportion und Aehnlichkeit geradliniger Figuren. Zur Begründung dieſer Lehre gehet der Vf. (§ 104) von dem Satze aus: „Wenn zwey ſich durchſchneidende gerade Linien von geraden Parallellinien ſo durchſchnitten werden, daſs die eine derſelben in eine gewiſſe Anzahl gleicher Theile zerlegt wird, ſo wird die andere in eben ſo viele gleiche Theile getheilt.“ Durch dieſen Satz vermeidet er zwar die Irrationalität der Verhältniſſe, ſetzt aber bey ſeinen Folgerungen *Eukl. V. def.* 5. *prop.* 15 ſtillſchweigend voraus. — Die Lehre vom Kreiſe, einſchlieſslich der Proportion am Kreiſe, wird in den §§. 127—149 abgehandelt; §§. 150—161, 164—174 behandeln die Gleichheit des Flächenraumes und die hier möglichen Proportionen. Die Sätze, welche der Vf. zur Rectification des Kreiſes gebraucht, ſind in §. 162—163, der zur Quadratur erfoderliche iſt ſchon in §. 126 in der Form einer Anmerkung enthalten. Der §. 175 enthält „Allgemeine Bemerkungen“ über die Berechnung des Inhalts der Figuren, und hiezu ſoll wahrſcheinlich die bey §. 159 enthaltene Anmerkung vorbereiten, deren Sinn kurz folgender iſt: Mit eben dem Rechte, mit dem man den Kreis als ein unendlich vielſeitiges Vieleck betrachtet, kann man auch die Linie, Fläche, den Körper, als aus der Bewegung des Punctes, der Linie, Fläche entſtanden, anſehen, obgleich genau genommen eine Bewegung bey unkörperlichen Dingen unmöglich iſt. Nach jener Anſicht kann man vollkommen die Definition der Multiplication und Diviſion in der Geometrie anwenden, wenn man bloſs ſtatt des Wortes *Zahl* das Wort *Gröſse* ſubſtituirt u. ſ. w.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Lehnhold: *Raritäten aus der Schatzkammer der katholiſchen Kirche, vorzüglich des Papſtthums.* Mitgetheilt von *A. F. Philander.* 1834. VI u. 54 S. 8.

Wir wollen die gute Abſicht des Vfs., zur Wachſamkeit gegen das Papſtthum Proteſtanten wie Katholiken aufzufodern, keinesweges verkennen; er bemerkt auch ſehr richtig in der Vorrede, daſs dieſe Wachſamkeit um ſo nothwendiger ſey, als gerade jetzt in der proteſtantiſchen Kirche eine Partey ſich geltend zu machen ſucht, welche von Seiten der Katholiken am meiſten Beyfall findet, deren Beſtreben aber wirklich dahin gehet, einen Stillſtand in unſerer Kirche zu bewirken, und um dieſen Zweck zu erreichen, ſich lieber mit der katholiſchen Theologie und Kirche zu verbinden, als die Fortſchritte zum Beſſeren zu fördern. Eben ſo richtig ſucht der Vf. im Allgemeinen dieſen löblichen Endzweck dadurch zu erreichen, daſs er denkenden Katholiken „mit dem Lichte der Geſchichte, durch ſichere Thatſachen zu zeigen bemüht iſt, worin der ſeligmachende Geiſt ihrer gütigen Mutter, der römiſchen Kirche und des Oberhauptes derſelben beſtehe.“ Nur iſt ihm die Ausführung dieſes Endzweckes durch die Art und Weiſe, wie er dergleichen Thatſachen zuſammengeſtellt hat, weniger gelungen. Ohne alle Ordnung nämlich werden geſchichtliche Notizen, Stellen aus päpſtlichen und kaiſerlichen Verordnungen, Concilienbeſchlüſſe u. ſ. w. unter einzelnen Nummern mitgetheilt, die wohl das Papſtthum in ſeiner Blöſse zu zeigen geeignet ſind, aber von Seiten der Katholiken doch manche Einwendungen finden werden. So gleich der *erſte* Abſchnitt, welcher unter drey Nummern *Erbauliches aus dem Codex Juſtinianeus* mittheilt. Der Katholik wird entgegnen, daſs dieſe Geſetze keine Anwendung mehr finden. — Der *zweyte* Abſchnitt enthält *kirchenhiſtoriſche Raritäten überhaupt;* der *dritte* endlich *Miſcellen aus der Geſchichte des Papſtthums.*

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MATHEMATIK.

HAMBURG, b. Nestler und Melle: *Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik, zunächst für die höheren Classen Schleswig-Holsteinischer Gelehrtenschulen.* Herausgegeben von *G. C. Th. Francke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. hatte seine Gründe, weshalb er also ordnete und begründete, und welche, wie er selbst angiebt, didaktische waren. Die Erfahrung lehrt allerdings, dass der Mathematiker, bey seinen mündlichen Vorträgen, bald hier bald dort genöthigt wird, von der seiner Wissenschaft eigenthümlichen Strenge abzuweichen; aber in einem Lehrbuche darf diess, nach unserer Ansicht, durchaus nicht der Fall seyn. In dem geometrischen Theile des vorliegenden Buches ist diess der Fall. Im §. 69 stellt der Vf. die bekannte erste Annahme des Archimedes als einen besonderen Lehrsatz auf. Wer nun, so meint Rec., diesen Satz als Lehrsatz aufstellt, welcher sich eben so wenig methodisch-streng als Lehrsatz beweisen lässt, wie diess bey dem eilften Grundsatz des Euklides der Fall ist, der sollte Erklärungen, wie z. B. §. 41: „Eine gerade Linie, die senkrecht auf dem Endpuncte des Diameters errichtet wird, heisst eine Berührungslinie" — nicht aufstellen; diess ist keine Definition, diess ist ein Lehrsatz, welcher sich methodisch-streng beweisen lässt. Eben so müssen wir das, was der Vf. §. 126 in der Anmerkung sagt, für eine unwissenschaftliche Sprache halten, welche allerdings die Beweise abkürzt, aber den Verstand unbefriedigt lässt. Eben so finden wir einen Mangel an systematischer Anordnung darin, dass der Vf. unterliess, die zusammengehörigen Sätze unter besondere Rubriken zusammen zu stellen. Rec., selbst Lehrer dieser Wissenschaft, findet durch seine Erfahrung bestätigt, dass es für den Lernenden ein gar wesentliches Erleichterungsmittel ist, wenn man in der Aufeinanderfolge der Sätze die strengste Ordnung beobachtet; denn hiedurch wird ihm zugleich klar, warum dieser Satz die Stelle, welche er einnimmt, einnehmen muss. Für eine Sammlung von Aufgaben scheint eine Vernachlässigung solcher Ordnung sogar Erfodernis zu seyn, weil eben dadurch das Selbstdenken und Selbstsuchen der Lösungsmittel befördert wird; allein in einem Lehrbuche darf diese nicht fehlen. Gerade in dieser Beziehung ist das Lehrbuch des ehrwürdigen *Matthias*, der ein halbes Jahrhundert lehrte, ein vortreffliches Muster. Endlich finden wir es der Kürze nicht angemessen, dass der Vf. einen schon bewiesenen Satz wiederum, nur modificirt, als einen besonderen Satz aufstellt. Z. B. §. 120 beweiset, dass, wenn der ∟ B eines △ = R ist, seyn muss: AC + AB : BC = BC : AC — AB; in §. 159 wird bewiesen: $AC^2 - AB^2 = BC^2$. Diese beiden Sätze sind nicht von einander verschieden und involviren — der Vf. bemerkt diess selbst und leitet daraus ab — den erst in §. 160 enthaltenen und mit 2 verschiedenen Beweisen versehenen pythagorischen Lehrsatz. Sicherlich wäre es zweckmässiger gewesen, wenn er an die Stelle dieses Satzes selbst, oder doch wenigstens an die Stelle des zweyten Beweises, den allgemeinen Satz, wie ihn Euklid. VI. 31 giebt, gesetzt hätte.

Die *Stereometrie* umfasst die §§. 176—226. Hier ist uns zunächst die in §. 185 enthaltene Erklärung: „Zwey Ebenen heissen parallel, wenn jede zwey gerade Linien, die sie mit einer dritten, beide Ebenen schneidenden Ebene gemein haben, parallel sind" — auffallend. Diese Erklärung ist nichts Anderes als ein Lehrsatz, der eines Beweises bedurfte und fähig war. Das Merkmal paralleler Ebenen bestehet in dem Niezusammentreffen, wie weit man auch solche Ebenen erweitern mag. — Der Vf. hielt es auch für nöthig (§. 197), auch von den Kegelschnitten, ihrer Entstehung nach, zu reden, wobey wir nur bemerken, dass nicht jede, den Kegel schneidende Ebene, welche gegen die Grundfläche desselben geneigt ist, ohne solche selbst zu schneiden, eine Ellipse giebt. „Von den Kegelschnitten — sagt der Vf. — gehören nur die mit der Grundfläche parallelen der Elementargeometrie an." — Diess ist im Allgemeinen ebenfalls nicht ganz richtig, indem die gerade Linie, der Winkel, der △, auch als Kegelschnitte betrachtet werden können. — Auch hier finden sich Sätze, welche eine Sprache führen, die der mathematischen Evidenz und Strenge durchaus nicht gemäss ist; z. B. §. 205: „Da der Kreis sich als ein unendlich vielseitiges *reguläres* Vieleck betrachten lässt, so lässt sich also auch der Cylinder als ein unendlich vielseitiges Prisma, und der Kegel als eine unendlich vielseitige Pyramide, beide mit regulären Grundflächen, betrachten, und alle Lehrsätze, die von den Prismen und Pyramiden

aufgeſtellt ſind, gelten alſo auch vom Cylinder und Kegel.“ — Das Princip, von welchem der Vf. bey der näheren Betrachtung der Körper ausgehet, iſt in §. 206 enthalten, und beſtehet im Folgenden: „Da jeder geometriſche Raum durch ſeine Grenzen und deren Ordnung und Lage gegeben iſt (§. 54. 14), ſo gilt dieſs auch vom geometriſchen Körper. Es ſind aber die Grenzen der Körper Flächen (§. 8), deren Lage durch die zwiſchen ihnen liegenden Flächenwinkel beſtimmt wird (§. 28 vergl. §. 180). Es iſt alſo jeder *Körper gegeben*, wenn ſeine Grenzflächen und die zwiſchen ihnen liegenden Flächenwinkel gegeben ſind.“ Die ſo nothwendige und fruchtbare Lehre von den körperlichen Winkeln, den Ecken, fehlt gänzlich; denn das, was in der Anmerkung 2 zu dem eben mitgetheilten Satz geſagt wird: „Da der Raum des körperlichen Winkels nur in zwey Dimenſionen begrenzt iſt, während er in der dritten unendlich iſt, ſo wird auch die Gröſse deſſelben nur durch 2 Dimenſionen beſtimmt. Da nun aber in jeder Dimenſion einer Ebene aus Einem Puncte einer geraden Linie nur 2 R möglich ſind, deren Schenkel Eine gerade Linie bilden, ſo kann ein körperlicher Winkel nicht mehr als 4 R enthalten, deren Seitenebenen dann Eine Ebene bilden müſſen. Wo alſo ein durch verſchiedene Ebenen gebildeter körperlicher Winkel iſt, da iſt dieſer immer $<$ 4 R.“ — kann nicht in Anrechnung gebracht werden. Dann wird wieder ohne Beweis hingeſtellt: „Zwey Körper ſind als congruent gegeben, wenn alle ihre Grundflächen als congruent, und die zwiſchen ihnen liegenden Flächenwinkel durch die Neigungswinkel als gleich gegeben ſind.“ Hier fehlt offenbar die Hauptbedingung, daſs die genannten Stücke auch in derſelben Ordnung auf einander folgen müſſen. Im §. 210 wird behauptet: „Wenn man in einem Parallelepipedum eine Ebene durch die entgegenſtehenden Seiten (?) ſeiner Grundfläche legt, ſo wird dadurch das Parallelepipedum in zwey congruente dreyſeitige Prismen getheilt.“ — mithin etwas als allgemeine Wahrheit behauptet, was nur für einen beſonderen Fall erweislich iſt. Die Diagonalebene halbirt allerdings jedes Parallelepipedum, aber die Hälften ſind im Allgemeinen nur ſymmetriſch dreyſeitige Prismen. Der hier gegebene Beweis iſt nicht ganz klar, und ſetzt überdieſs noch indirect Sätze voraus, die in dem Vorhergehenden vergeblich geſucht werden. Unter den noch folgenden Sätzen, welche der Vf. ſeinem Princip gemäſs aufſtellet und beweiſt, iſt uns endlich noch §. 224 aufgefallen. Es findet ſich hier der Satz: Die Halbkugel iſt gleich einem, die ganze Kugel aber gleich zweyen Kegeln, deren Grundfläche ein gröſster Kugelſchnitt und deſſen Höhe der Durchmeſſer der Kugel iſt. Der Beweis, welchen der Vf. in 6 verſchiedenen Abſätzen und auf 5 vollen Seiten giebt, iſt im Ganzen nicht verſchieden von dem, welchen *Lucas Valerius* zuerſt und nach ihm *Taquet* (Archimeds zwey Bücher über Kugel und Cylinder v. *K. F. Hauber* Anhang §. 18) gab, nur daſs der Vf. ſtatt §. 15 l. c. das Unendlichkleine anwendet, und die Möglichkeit von §. 8 l. c. ſtillſchweigend vorausſetzt. — Die Cubatur und Complanation iſt in §. 226 enthalten.

Wenn der Lehrer der Mathematik ſeinen Schülern Alles recht deutlich und leicht zu machen ſucht, ſo iſt dieſs ein ſehr rühmliches und dankenswerthes Streben; aber es darf dieſs nicht auf Koſten der Gründlichkeit geſchehen. Jenes Streben iſt bey unſerem Vf. unverkennbar, allein er war in der Wahl der Methode, obgleich ſie auch *Keppler* gebrauchte, nicht glücklich. Es iſt viel leichter, die Lernenden von der Wahrheit zu überzeugen, daſs, wenn a weder gröſser noch kleiner als b iſt, a = b ſeyn muſs, als es dann der Fall iſt, wenn man das Unendlichkleine dazu anwendet. Soll der Unterricht in der Stereometrie, wie der mathematiſche Unterricht überhaupt, eine Uebung des Verſtandes ſeyn, und ſoll volle Evidenz erreicht werden, ſo muſs der Lehrer der Mathematik in Anſehung der Gründlichkeit und Schärfe der Beweiſe ſich der Methode der Alten möglichſt zu nähern ſuchen.

Der dritte und letzte Theil umfaſst die ebene *Trigonometrie*. Auch hier folgt der Vf. ſeiner eigenen Anſicht, welche jedoch dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft eben ſo wenig entſprechend, als für den Unterricht erſprieſslich ſeyn dürfte. Der Vf. beginnt mit der Betrachtung der Sehnen (§. 3) und geht dann über zur Betrachtung der trigonometriſchen Linien, ſtellt die einfachen Formeln derſelben ($\text{Sin. } x = \sqrt{1 - \text{Coſin. } x^2}$ u. ſ. w.) auf, übergeht aber die eben ſo wichtigen als nothwendigen für $\text{Sin. } (x \pm y)$ u. ſ. w. mit Stillſchweigen. Es werden hier Ausdrücke entwickelt, z. B. $\text{Sin. } \frac{1}{2} n = \frac{1}{2} \sqrt{(\text{Sin.}^{\square} + (r - \sqrt{[r^{\square} - \text{Sin.}^{\square}]})^{\square}}$, welchen die Kürze mangelt, und Bezeichnungen gebraucht, z. B. $\text{Sin. } n + 1$, $\text{tang. } n + 1$ u. ſ. w., welche nicht zweckmäſsig ſeyn möchten. — Ausführlicher, als die quantitativen Beziehungen der trigonometriſchen Linien, behandelt der Vf. den Gebrauch der trigonometriſchen Tafeln, unterläſst es aber, die Lernenden mit den qualitativen Beziehungen dieſer Linien bekannt zu machen. Der Satz §. 7. No. 4: Der Sinus und alle übrigen geometriſchen auſser dem *Sinus verſus* in einem ſtumpfen Winkel ſind gleich den gleichnamigen Linien in einem ſpitzen Winkel, deſſen poſitive Differenz vom rechten Winkel der negativen des *ſtumpfen* Winkels gleich iſt — kann nicht gebilligt werden. Der Sinus eines ſtumpfen Winkels iſt ſowohl qualitativ als quantitativ dem Sinus ſeines Supplements gleich; aber der Coſinus eines ſtumpfen Winkels iſt zwar auch in quantitativer Beziehung dem Coſinus ſeines Supplements gleich, allein in qualitativer Beziehung *entgegengeſetzt*, negativ, und muſs alſo im Calcül eingeführt werden. Der §. 13 behandelt die Auflöſung rechtwinkliger Triangel; §. 14 giebt den Satz: $a : b = \text{Sin. } A : \text{Sin. } B$; §. 15: $a + b : a - b = \text{tang. } \frac{1}{2} (A + B) : \text{tang. } \frac{1}{2} (A - B)$; die trigonometriſche Zweydeutigkeit enthält §. 17. Den Satz: $\text{Coſin. } C : r = a^2 + b^2 - c^2 : 2ab$ ſucht der Vf. dadurch zu begründen oder beſſer zu erſetzen,

dafs er im §. 18 behauptet: „Wenn man in einem ungleichseitigen Dreyecke aus dem Scheitelpuncte des der gröfsten Seite gegenüberliegenden Winkels mit der kleinsten Seite einen Kreis beschreibt, so verhält sich die Summe der beiden kleinsten Seiten zu der gröfsten Seite, wie der Theil der gröfsten Seite, der aufserhalb des Kreises liegt, zu der Differenz der beiden kleinsten Seiten", d. h. $a + b : c = x : b - a$. In §. 19 wird dann $c - x$, d. h. die Sehne des beschriebenen Kreises gesucht und geschlossen: $a : \frac{1}{2}(c-x) = 1 : \text{Cosin. } B$; $b : a = \text{Sin. } B : \text{Sin. } A$; $a : c = \text{Sin. } A : \text{Sin. } C$., und es sind auf diese Weise die 3 Winkel des Triangels gefunden. Da jedoch in einem △ der gröfsten Seite auch der gröfste Winkel gegenüber liegt, mithin dieser Winkel auch ein stumpfer seyn, diefs aber aus den vorherigen Bestimmungen nicht ersehen werden kann: so verlangt der Vf., dafs man die gefundenen 3 Winkel addire, und sehe, ob diese Summe $= 2R$ ist oder nicht. Ist jenes der Fall, so sind die 3 gefundenen Winkel die gesuchten; ist dieses der Fall, so wird das Supplement des, der gröfseren Seite gegenüberliegenden Winkels genommen. An Anwendungen oder Beyspielen der Rechnung, selbst einer trigonometrischen Höhenmessung, läfst es der Vf. nicht fehlen; allein dadurch wird der Mangel an schärferer, wissenschaftlicher Begründung nicht ersetzt.

D. J. i. Z.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Ueber die Rechtschreibung und über einige* (und einige) *andere Abschnitte der deutschen Sprachlehre*, so wie über den Unterricht in der Muttersprache, von *August Arnold*. 1833. IV u. 38 S. 8. (6 gr.)

Diese Blätter sollen, nach dem Vorwort, falls der Vf. noch selbst eine deutsche Sprachlehre herausgäbe, als eine Probe, eine Vorarbeit dienen, und zu Berichtigungen und Belehrungen, die dem späteren Werke zu Gute kommen mögen, Anlafs geben; jedenfalls aber als Beytrag zur etwanigen Benutzung in Bearbeitung dieses Feldes zu gebrauchen seyn. Diese Proben lassen sich auch, nach dem Verf., in eine Sprachlehre für Schulen und die mittleren Classen der Gymnasien einfügen, wobey dem Unterricht die weitere Entwickelung und Erläuterung überlassen bleibt. Der I Abschnitt, *über den Unterricht in der Muttersprache*, verbreitet sich mit Einsicht und gesundem Urtheile auch über die anderen Fächer des Unterrichts, und läfst der Philologie eben so sehr Gerechtigkeit widerfahren, als den Naturwissenschaften und der Geistesbildung durch Philosophie. Den Unterricht in der Muttersprache aber, in seiner weitesten Ausdehnung genommen, und in den der Philosophie hinübergeleitet, betrachtet der Vf. als den wichtigsten, oder vielmehr als den Mittelpunct aller Schulbildung, sowohl in formeller als in materieller Hinsicht (S. 6). Wir stimmen ihm gern bey, wenngleich sich viele ausgezeichnete Männer zu einer Zeit gebildet haben, als man die Muttersprache noch nicht zu einem besonderen Lehrgegenstande auf Schulen gemacht hatte. Freylich traf man auch Gelehrte und Geschäftsmänner, die im reinen Sprechen und Schreiben derselben oft grosse Blöfsen gaben; und das weibliche Geschlecht verrieth vollends nur zu häufig die Mängel unserer ehemaligen Schulen. (Aber auch jetzt bleibt noch viel zu thun, damit nicht vermeinte Sprachverbesserer unserer Sprache so manches Falsche aufdringen. *Exempla sunt odiosa.*) Hr. *A.* theilt selbst eine Tabelle über das ganze Unterrichtsgebiet in der Muttersprache und der Philosophie den Lesern mit, und erläutert sie durch einige Anmerkungen. Wir empfehlen sie denkenden Schulmännern.

Der II Abschnitt handelt *von der Rechtschreibung*. Nachdem hier die Laute der einzelnen Buchstaben und Silben (so schreibt der Vf., weil das Wort völlig germanisirt sey, für *Sylben*) durchgegangen sind, folgen die allgemeinen und die besonderen Gesetze der Rechtschreibung, welche durch die Aussprache, die Ableitung und den Schreibgebrauch bestimmt wird. Dieser durchdachte und in der Hauptsache beyfallswerthe Aufsatz gestattet hier keinen Auszug. Rec. erlaubt sich nur einige Erinnerungen. Man stöfst hier häufig auf *was*, wo *das* oder *welches* stehen sollte, da jenes nur nach ganz allgemeinen und abstracten Begriffen Statt findet, nie bey Besonderem oder Individuellem, wie z. B. ein Buchstabe ist. Da Hr. *A.* „den weichen *Buchstab*" für *Buchstaben*, und im ersten Casus *Buchstab* schreibt, so sollte er eigentlich auch *Buchstäbe* in der Mehrzahl setzen, was er doch nicht thut, oder lieber die gewöhnliche Form (wie *Knabe, Rabe*) beybehalten. Ueber den Gebrauch der grofsen Anfangsbuchstaben (S. 28) auch bey gewissen Adverbien und Adjectiven empfehlen wir einen, uns ganz aus der Seele geschriebenen, vielleicht zu wenig bekannt gewordenen Aufsatz des D. *Illgen* zu Leipzig (Bericht vom Jahre 1832 an die Mitgl. d. deutsch. Gesellsch. u. s. w. herausg. v. D. *E. L. Stieglitz* Leipz. b. Staritz 1832): *über die Rechtschreibung der Eigenschafts- und Umstands-Wörter in der deutschen Sprache, welche von Eigennamen abgeleitet oder in der Bedeutung von Eigennamen gebraucht werden.* Zu S. 22 wäre vielleicht zu bemerken, dafs man auch dann der Ableitung folgen sollte, wo gleich der richtige Begriff mitbezeichnet wird, z. B. *benätzen*, nicht *benetzen*, weil hier nicht an *Netz*, sondern an *Näfse* zu denken ist; so *einhällig, behälligen, Mifshälligkeit*, wo nicht *Helle*, sondern *Hall*, Klang, Schall angedeutet wird. — S. 23 findet der Vf. die Unterscheidung zwischen *blofs* und *blos* ganz unstatthaft; allein da man besser z. B. den *blofsen*, als den *blosen*, selbst nach der feineren Aussprache schreibt, und *Blöfse* daher stammt, so dürfte diese Unterscheidung zwischen Adjectiv und Adverb nicht schlechthin zu tadeln seyn. — Ueber die auf *inn* sich endigenden weiblichen Wörter bemerkt der Vf., welcher hier die Verdoppelung des Consonanten verwirft, S. 26: „Ohne allen Grund schreiben Einige auch im Singular *Königinn* u. s. f."

Allein diess war wohl die früher allgemeine Schreibart; und da die Endung im Plural *en* ist, so sieht man nicht, warum hier erst ein neues *n* hinzukommen sollte, wenn man *Königin* schriebe. Die möglichste Unterdrückung der Doppelconsonanten und des *h* als Dehnungszeichens stammt aus den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, wo *C. A. Meissner* blühete; da findet man in seiner beliebten Zeitschrift, *für ältere Literatur* u. s. w., z. B. *Lüke, verstimte, wuste, der Man, Abschnit, wil, lies* (von *lassen*), *sol, entfält, Geselschaft* u. d. gl. Das Doppel-*n* stimmt aber auch zur Aussprache, wie in *Gewinn, Beginn*, während das einfache z. B. in *Rubin, Terpentin, Crispin, Mandarin*, weicher lautet. Auch *Beredsamkeit* möchten wir bey dem Vf. gegen *Beredtsamkeit* vertheidigen, da solche Wörter (das einzige *Bedachtsamkeit* vielleicht ausgenommen) nicht aus Participien, sondern aus der Hauptsylbe des Verbums gebildet scheinen, z. B. *Gelehrsamkeit* (nicht *Gelehrtsamkeit*), *Duldsamkeit, Empfindsamkeit* u. d. gl.; einigen liegen Substantive zum Grunde, wie in *Gewaltsamkeit*. — Der III *Abschnitt* erläutert lehrreich *Einiges von den Präpositionen*. Die Tabelle bezieht sich auf die Anwendnng der Präpositionen *an, auf, in, über*. IV. *Ueber den Entwickelungsgang des metrischen Princips in der deutschen Sprache*. Man wird aus diesen nur wenig über 2 Blätter füllenden Bemerkungen keinen Auszug erwarten. Sie bezeugen ebenfalls den scharfsinnigen Selbstdenker. — Druckfehler sind uns nicht vorgekommen, ausgenommen S. 2 „in *einen* (l. *einem*) unpraktischen Idealismus befangen."

C. F. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Aachen* und *Leipzig*, b. Mayer: *Ueber die Cultur des Maulbeerbaums*, von *Math. Bonafous*, Director des königl. landwirthschaftlichen Gartens zu Turin u. s. w. Eine Abhandlung, wofür das Rhone-Departement dem Verfasser eine goldene Denkmünze zuerkannt hat. Nach der dritten, zu Paris und Lyon 1827 erschienenen, Ausgabe übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Friedrich Laufs*, Pfarrer und Schul-Inspector zu Schwanenberg, im Kreise Erkelenz, Regierungsbezirk von Aachen. 1829. gr. 8. (8 gr.)

Der weisse Maulbeerbaum hat verschiedene Arten, deren Blätter das Futter der Seidenraupen geben. *Bonafous* bezeichnet aber keine bestimmte Art, sondern spricht nur von *Morus macrophylla* oder dem langblätterigen Maulbeerbaum, welchen er erst vermehren will. Wir kennen zwar einige Species von diesem Baume selbst, aber nur eine Art *Morus albus*. Es scheint, dass durch Cultur grössere Blätter vorzüglich in einem warmen Klima erzielt werden können. Von den Blättern sagt der Vf.: „Auch wollen wir noch angeben, dass man in dem Blatte des Maulbeerbaums fünf verschiedene Substanzen unterscheidet: 1) das feste Zellgewebe oder die faserige Substanz, 2) die färbende Substanz, 3) Wasser, 4) Zuckerstoff, 5) die harzige Substanz. Der faserige, der färbende Stoff und das Wasser sind ausser dem, was ein Bestandtheil des Thieres wird, nicht nahrhaft für den Seidenwurm." Woher weiss das der Vf.? Ferner heisst es: „Der Zuckerstoff ist es, der den Wurm ernährt, ihn wachsen lässt, und sich in animalische Substanz verwandelt. Der harzige Stoff ist derjenige, welcher, abgesondert und ausgebildet durch den thierischen Organismus, die Materie der Seide ausmachet." Lauter gewagte Behauptungen. Denn, wenn die Seidenraupen auch keine Maulbeerbaumblätter erhalten, so spinnen sie sich doch ein, welches nicht geschieht, wenn sie recht viel Blätter fressen. Was muss die Spinne fressen, um ihr Gespinst machen zu können? — Wie übrigens der Vf. die Cultur des Maulbeerbaumes lehrt, so hat solche vor der in Deutschland gewöhnlichen gar nichts voraus; überhaupt bietet er uns wenig Neues. Dass die Maulbeerbäume das Veredeln (der Vf. nennt es *Impfen*) bedürfen, dem müssen wir widersprechen, indem sich ja die Art recht leicht aus Samen fortpflanzt. Wir haben auch aus eigener Erfahrung die Hecken von Maulbeerbäumen weit entsprechender gefunden, als mit hohen Baumkronen. Denn Hecken kann man an niedrigen geschützten Orten anlegen, wo sie eher ihr Laub bringen. Auch ist es zunächst über der Erde immer am wärmsten, wie wir am Weinbaue wahrnehmen. Die Hecken kann man leichter stutzen, und daher immer junge Zweige mit jungen Blättern hervorbringen. Ebenso ist es unrichtig, dass der weisse Maulbeerbaum in Europa einheimisch gemacht worden. Er ist nur einheimisch, wie die Pfirschen und Aprikosen es sind. In Europa hängt derselbe allein von der auf ihn verwendeten Cultur ab, wozu das jährliche Düngen im Herbste, und das Behacken oder Aufgraben der Wurzeln gehören. Uebrigens ist die Culturlehre ganz sachgemäss und vollständig, wie man aus dem Inhalte entnehmen kann: Cap. I. Vorläufige Erörterungen über die Art und das Vaterland des Maulbeerbaumes. Cap. II. Von der Aussaat des Maulbeerbaumes. Cap. III. Von der Veredlung oder Impfung. Cap. IV. Von den Baumschulen. Cap. V. Von der Verpflanzung an den Standort. Cap. VI. Von der Behandlung der Maulbeerbäume während der ersten vier Jahre nach ihrer Auspflanzung. Cap. VII. Von der Behandlung der erwachsenen Maulbeerbäume. Cap. VIII. Von den Hecken. Cap. IV. Vom Abblatten.

Was die deutsche Bearbeitung betrifft, so scheint der Uebersetzer von der Cultur des Maulbeerbaumes Mehr und Besseres zu wissen als der Vf., wie die Anmerkungen beweisen. Denn weder die Cultur, noch die Literatur hat durch das Original etwas gewonnen, und wir haben wirklich weit bessere Abhandlungen über die Cultur des weissen Maulbeerbaumes von unseren deutschen Landsleuten. Druck und Papier sind gut.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

GESCHICHTE.

NEUCHATEL, b. Petitpierre et Prince: *Memoires sur le Comté de Neuchatel en Suisse*, par le Chancelier *de Montmollin*. Tom. I. XVI u. 256 S. Tom. II. 302 S. 1831. 8.

Sprechen wir zuerst von dem Manne, welchem wir diese fleissigen, gründlichen und bisher kaum gekannten Arbeiten (selbst *Müller'n* blieben sie verborgen) verdanken. — Der Canzler, *Georg von Montmollin*, geboren 1628, stammte aus einem angesehenen Geschlechte. Nach emsigen Studien zu Basel, Orleans und Paris, trat er in die Dienste seines Fürsten, und wurde schon im Jahre 1661 Canzler. Der Herzogin von Nemours, Vormünderin des blödsinnigen Abbé von Orleans, missfiel sein Ernst, Geradsinn und Freymuth; sie setzte ihn im Jahre 1679 ab (worüber I, 2 gerechte Empfindlichkeit durchblickt); die Prinzen von Condé und Enghien, welche ihr in der Landesverwaltung folgten, gaben ihm seine Stellen zurück, die er aber 1693 abermals verlor, weil er drey Söhne im Dienste des Königs von England, Haupt des Bundes gegen Ludwig XIV, hatte, und den Plan, die Herrschaft über Neuchatel einem französischen Prinzen zuzuwenden (I, 210 glaubt er, die Erbfolge gehöre dem König von England), nicht unterstützen wollte. Er starb im Jahre 1703, wenige Jahre vor dem Erbschaftsstreit, dessen Herannahen ihm mehrmals Aeusserungen der Besorgniss abnöthigte. Als fürstlichen Diener, Vaterlandsfreund und Geschichtsforscher möchten wir ihn mit *Justus Möser* vergleichen. In dem ersten dieser Verhältnisse zeigt er sich offen, wahr, für (moralische, I, 166) fürstliche Würde, gleichwie für Unverletzbarkeit fürstlicher Rechte eifernd, darum häufig bitter gegen die Einwohner von Valangin, die immer grössere Freyheiten sich anzumassen suchten (I, 128 bezeichnet er als einen Missgriff, dass man ihnen nach dem Lehenheimfall besondere *audiences generales* gelassen, und diesen Gebietstheil als besondere Grafschaft betrachtet habe, was er nie gewesen sey). Als erfahrenen, besonnenen und in der Schule der Wissenschaft, namentlich des Rechts und der Geschichte, gereiften Geschäftsmann zeigt er sich (I, 171) in dem Entwurf eines Vertrages mit Frankreich und der scharfsinnigen Beurtheilung der endlichen Redaction desselben. In der Stellung zu seinem Vaterlande finden wir ihn nicht minder wachsam für die Rechte der Bürger, von denen er oft mit warmer Liebe spricht (schöne Stellen I, 150—152), aber auch über Erweiterungen, die nicht auf völlig rechtsgültigem Wege erworben wurden, unverhehlt seinen Tadel zu vernehmen giebt. So fiel im Jahre 1618 den *Trois-Etats* (einer Art ständischem Ausschuss) die gesammte richterliche Gewalt zu, wovon ihnen die *Audiences generales* früher bloss einen Theil abgetreten hatten; das war allerdings eine wesentliche Verbesserung; aber dass die *Trois-Etats* auch die Gesetzgebung an sich rissen, billigt er nicht: „*tout ce que l' on peut dire c' est, qu' ils se sont substitués eux-mêmes, par extension successive, que j' appelle usurpation* (welche er I, 179 auch an seinem eigenen Stande tadelt: — *la premiere regle du bon ordre etant, que chacun reste à sa place*), *et que d' autres nommeront convenance ou necessité*; dafür erfolgte auch bey dem Aussterben des Hauses Orleans, was er I, 157 besorgte: *il est insupportable de penser, que douce personnages decideront un jour, bientot peut-etre, de la destinée de l' etat, ne suivant chacun en ce fait capital que leur propre et privé sens ou leur interet particulier*, — die *Trois-Etats*, nicht (wie natürlich gewesen wäre) die *Audiences generales* (sie waren längst erstorben, und sind erst in neuester Zeit durch den König von Preussen wieder ins Leben gerufen worden), entschieden über das Recht der Erbfolge. — Die gleiche Ehrenfestigkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit tritt bey Hn. *v. M.* auch als Geschichtforscher hervor. Wir sprechen nicht von seiner bis ins höchste Alter andauernden Arbeitsamkeit, welche noch durch andere Werke beurkundet wird, und von denen der *traité des fiess de l'etat* den Druck eben so sehr verdiente; nichts von der Aufopferung, unter welcher er über den Rest der noch vorhandenen Urkunden ein räsonnirendes Verzeichniss anfertigte, „*entreprise longue et penible, pour laquelle je me suis confiné, voire enterré durant deux etés dans l' humide et sombre trésor des archives*“ (II, 196); nichts von der Mühe, womit er die überallhin verschleppten Documente (mehr als *ein* Seufzer des Staatsmannes, Vaterlandsfreundes und Forschers, über *de deplorable vide de nos archives*, II, 193 — auch desswegen, weil dadurch, I, 70, die

Mittel entrissen waren *à racommoder et aggrandir la Maison par le recouvrement des droits tant seigneuraux que domaniaux*; — und wie es vollends bey der eröffneten Erbschaft im Jahre 1707 ging, I, 61 not.) zusammensuchte, sondern vornehmlich von seiner historischen Gewissenhaftigkeit (Beyspiel II, 257), die jede Behauptung auf unverwerfliche, urkundliche Beweise gründen wollte; *je ne meprise rien tant, que les fables en la genealogie des Etats; — un allegué sans preuves ne presente que des mots.* Dadurch wurde es ihm auch möglich, in die Geschlechtsfolge der vielen Nebenzweige des neuchatellischen Hauptstammes (Neuchatel-Vaumarcus und Neuchatel-Cormondreche sind lehrreiche Beyspiele, wie die Seitenäste der angesehensten Geschlechter wieder in das Volk auslaufen können) einiges Licht zu bringen, wiewohl er selbst gesteht, dass aus Mangel an Documenten und wegen Aehnlichkeit der Namen immer noch einige Irrthümer (deren neuere Untersuchungen II, 270, einige auch in Bezug auf den Hauptstamm, bemerkbar machen) eingeschlichen seyn mögen. Zu allen diesen Forschungen und geschichtlichen Arbeiten bewog ihn die Vaterlandsliebe, damit die Nachkommen die Verkettung der Umstände kennen lernten, durch welche ihr Land in diejenige Lage gekommen sey, in welcher es sich befinde; *curiosité, certes non assez commune ches nous* (überall vor anderthalbhundert Jahren!), *que je recomande fort à mes fils; car c'est chose digne de pieté presque en tout pays, et surtont en celui-ci, de voir tant de gens assez instruit de l'histoire grecque et romaine, et tres-ignares au regard de leur nation, et singulierement de la contrée qu'ils habitent* (II, 61). Auch der Stil trägt in seiner Treuherzigkeit und in seinem Ernst das Gepräge des trefflichen Mannes.

Der Zweck des ersten Bandes ist: dem Gang nachzuspüren, wie die Herren von Neuchatel, erst unmittelbare Vasallen der burgundischen Könige, hierauf abhängig vom Hause Chalons, mitten in dem Verfall aller grossen Häuser der Schweiz einzig sich erhalten, und zu dem Rang unabhängiger Fürsten von Gottes Gnaden sich emporschwingen konnten; was zu beleuchten ihm um so wichtiger schien, da bey dem nahen Aussterben des Hauses viele Prätendenten auftreten, und die Erbschaft vielleicht demjenigen zufallen dürfte, dessen man sich am wenigsten versähe. Indem der Vf. jenen Zweck nie aus den Augen läst, wird er nicht müde, über dieses in der neueren Geschichte beyspiellose Factum seine Verwunderung auszusprechen. Er widerlegt die Behauptung, dass Neuchatel vor Rudolf V ein Reichsafterlehen unter Hoheit des Hauses Chalons gewesen sey; nur einzelne Güter movirten von diesem; erst unter genanntem Rudolf, dessen Vormünder kein anderes Mittel kannten, den Zorn, welchen Rudolf von Habsburg gegen dessen Vater, Amadeus, gefasst hatte, zu sühnen, wurde es ein *feudum oblatum* des Reichs, und von dem Kaiser als solches an die Grafen von Chalons übertragen. Die Natur der Lehensverbindlichkeit gegen Chalons wurde erst im J. 1311 genau stipulirt, dabey auch der Uebergang an die Kunkel (nach burgundischem Recht) vorbehalten, und 1357 alles noch klarer bestimmt; der Vf. fand die Originalien in dem Schlosse Trye in der Normandie, wo viel Interessantes in Bezug auf die neuchatellische Geschichte gewesen zu seyn scheint, was jetzt gänzlich verschwunden seyn mag. Ungeachtet jener Erbordnung machte beym Aussterben des Mannsstammes, als Graf Conrad von Freiburg, Verenens (hier immer Varenne) von Neuchatel Sohn, folgte, Graf Johann IV von Chalons Ansprüche an die Grafschaft, als auf ein heimgefallenes Lehen; sie wurden erneuert, als Rudolf von Baden-Hochberg folgte, der aber ausser der „*us de Bourgogne*" noch andere gewichtige Gründe einsetzen konnte (S. 43). Die Verfechter des Hauses Chalons hielten zwar die *us d'Allemagne* entgegen; der Official von Besançon, welcher entscheiden sollte, sprach für ersten, und wenn dann noch an den Papst appellirt wurde, so geschah diess ganz folgerichtig als von einem geistlichen Gericht an das höhere, und nicht, weil die Päpste *se disaient encore co-associés de l'Empire.* Diese Grafen von Neuchatel stellen uns ein merkwürdiges Beyspiel auf, wie völlige Unabhängigkeit, ohne Gewalt, auf natürlichem Wege erworben werden könne: auf der einen Seite erlosch in den Unfällen des Hauses Chalons allmälich die Lehensverbindlichkeit, weil dasselbe den lehensherrlichen Schutz nicht mehr angedeihen lassen, die Lehenspflicht nicht mehr fodern konnte, andererseits gewährten die Bürgerrechte mit den Schweizerstädten den Grafen genugsamen Schutz, so dass auch die mittelbare Lehensverbindung mit dem deutschen Reich nicht mehr anerkannt wurde, und sich die Grafen als freye Verbündete der Eidgenossenschaft betrachteten. Sonderbar genug wollte Markgraf Christoph von Baden die Erbverbrüderung mit seinem Vetter Philipp auch auf Neuchatel ausdehnen, was doch von weiblicher Seite stammte. Da fand seine Tochter, Johanne, Schutz bey ihren Bundesgenossen, den Schweizern. Als ihr Gemahl, Ludwig von Orleans, für Frankreich die Waffen gegen diese führte, suchten Bern und Solothurn die Ministraux von Neuchatel (Vorsteher der Bürgerschaft, mit welcher sie in besonderem Bürgerrecht standen) zu bewegen, dass sie sich des Schlosses bemächtigten, und eine Aristokratie stifteten; die Antwort auf dieses Ansinnen I, 54 ist vortrefflich. Hierauf besetzten die Schweizercantone Neuchatel unter dem Titel als Schirmherren, handelten aber als Oberherren; I, 58 ff. beissende Bemerkungen über ihre Verwaltung, welche die Neigung des Landes nicht gewinnen konnte. Sie ward den herrschaftlichen Rechten nachtheilig, durch Unkenntniss, Verschleuderung der Lehen und die üble Gewohnheit, die Ministraux über die Landesgewohnheiten zu befragen, und ihnen die Interpretation derselben zu gestatten, *car il ne faut rien lacher au corps, que ce qu'on veut bien qu'ils tiennent, ils poussent toujours*

par dela, sans jamais s' arreter qu' à la force (z. B. die französischen Parlamente). Hinwiederum brachte sie wesentliche Vortheile: dass der Adel beschränkt, der Clerus (welchem der Vf. gar nicht hold ist, und bey jeder Gelegenheit die Schenkungen der Grafen an denselben tadelt, obwohl er II, 110 nicht umhin kann, zu gestehen, dass das Capitel von Neuchatel der Garant der bürgerlichen Freyheit den Grafen gegenüber gewesen sey) gedemüthigt, das Fürstenthum, als unabhängig, zurückgegeben, und fortan als integrirender Theil der Schweiz betrachtet wurde. Dieses hält er für den *bouclier de ce pays au regard du dehors*, denn die Erhaltung des Landes werde (I, 160) nur durch zwey Verhältnisse gesichert: *notre constitution politique d' etat souverain et de contrée Suisse*, was freylich die Schwindelköpfe von 1831 nicht begreifen wollten. Einzig die Erklärung der Eidgenossenschaft: *que le Comté, etant inalienable, faisant partie du corps helvetique, ains en eprouverait toujours protection et garantie*, hinderte im J. 1632 einen von Ludwig XIII projectirten Verkauf an den Herzog von Savoyen. Der Fürst Heinrich II sah es auch, so wie in neuester Zeit der König von Preussen, klar ein, dass es im Interesse der Herren von Neuchatel liege, dass das Land immer als Theil der Schweiz anerkannt werde, I, 170, und die Schweiz legte auf diese Verbindung kein geringeres Gewicht (I, 177), als der König von Frankreich die Franche-Comté an sich riss, ganz anders als unsere jetzigen, durch das Gepolter in Jacobinerclubbs zu Staatsmännern gestempelten Buben. — Nach Aussterben des Hauses Chalons suchte dessen Erbe, Wilhelm von Nassau, die bereits factisch erloschene Lehensherrlichkeit desselben über Neuchatel vergeblich geltend zu machen. Endlich wurde im Frieden von Vervins die Grafschaft, in Verbindung mit den übrigen schweizerischen Städten und Ländern, als frey und unabhängig bezeichnet, und im westphälischen Frieden durfte Heinrich II (von Longueville) sich ohne irgend welche Einsprache den Titel *princeps et comes supremus de N.* aneignen.

Kein Land in Europa hat je unter so vielen und langdauernden weiblichen Vormundschaften gestanden, wie N. unter dem Hause Orleans, und der Vf. gesteht I, 94. 158, dass es nur wie durch ein Wunder den vielen Gefahren entronnen sey, welche seiner Grundverfassung Vernichtung gedroht hätten. Die erste Vormünderin war Johanna, Philipps von Baden-Hochberg Tochter. Sie verkaufte die schönste Besitzung an Bern, verpachtete das Land den vier Ministraux und lähmte dadurch allen Einfluss des Gouverneurs; hätte Bern nicht Einsprache gethan, so wäre es verpfändet worden; *le conseil de cette Dame etoit composé d' assesseurs qui ne meritaient que la corde*; I, 102. Nach ihrem Tode wurden die Guisen Vormünder des jungen Grafen, Johannens Enkel, und die Wirthschaft ging nicht besser. Sie wollten das Herrschaftsrecht der Stadt Neuchatel verkaufen, und diessmal hätte Bern gerne eingewilligt, aber Freyburg hinderte, aus Furcht, Bern möchte das Land für sich behalten, den Kauf; nicht lange hernach wollten es zwey Vettern, die kein Recht daran besassen, an Solothurn verpfänden. Franz von Orleans starb 1551; ihm folgte sein Vetter Leonor unter der eben so schlechten Vormundschaft seiner Mutter Jaqueline von Rohan, *dissipations, gaspillages et mauvais train*, bezeichnen ihre Verwaltung. Auch nach der Volljährigkeit des Grafen behielt Jaqueline die Regierung, und nach seinem baldigen Tode kam abermals eine Vormünderin, Maria von Bourbon. Wenn diese ebenfalls ihre Schwächen hatte, so that sie doch mehr für das Land, als ihre Vorgängerinnen. Indem der Vf. berichtet, was wohlthätig einwirkte, verschweigt er uns das Tadelnswerthe nicht, z. B. dass die Gesandten, welche in ihrem Namen regierten, nie durch einen Eid verpflichtet wurden; dass sie der furchtbaren Verwirrung, in der sich das Lehenwesen befand, durch einen Lehenhof mit einer Art Pairie steuern wollte, *chose toute contraire à la doctrine de l' egalité si convenable en un gouvernement mixte* I, 136; dass die *Audiences generales* nicht mehr regelmässig versammelt wurden, und dadurch viele Rechtshändel liegen blieben; dass sie gegen des Landes Uebung auch nach ihres Sohnes Tod Vormünderin blieb. Daher sagt er, als nach ihrem Tod, dem Grundsatz der Untheilbarkeit des Landes zuwider, ihr zweyter Sohn, Heinrichs II Oheim, auf die Hälfte der Grafschaft Anspruch machte: *voilà comme on doit s' attendre au desordre dans un etat, quand une fois on s'y est permis d' enfreindre les regles constitutives.* Nach Mariens Tod wieder eine Vormünderin, Catharina von Gonzaga, Mutter Heinrichs II, Herzogs von Longueville. Sie kam mit ihrem Sohn im Jahr 1617 nach Neuchatel, wirkte aber damals verderblich auf ihn, so dass man nicht geahnet hätte, dass derselbe ein so freundlicher und wohlwollender Fürst werden würde. Die Barberini, Papst Urbans VIII Neffen, boten ihm im Jahre 1654 zwey Millionen für das Land und hätten leicht noch mehr gegeben; er sagte nachher dem Canzler: und hätten sie mir den ganzen päpstlichen Schatz geboten, so würde ich ihn aus Liebe zu Euch von der Hand gewiesen haben. Die Erzählung von dem Aufenthalt des Fürsten zu Neuchatel, seinen Reden und Handlungen, I, 161, ist ein wahres Cabinetsstück. Nach dem Tode des Grafen von St. Pol, Heinrichs Sohn, entstand über Erbfolge, dann über Vormundschaftsrecht ein neuer Streit, in welchem letzten die Trois-Etats, sonderbar genug, ihre Entscheidung, anstatt auf die alten Landesübungen, auf einen Ausspruch Ludwig des XIV gründeten. Die Vormundschaft fiel der Mutter, nicht der Herzogin von Nemours, Schwester des blödsinnigen Abbé d' Orleans, zu. Umsonst wollte sich diese mit Gewalt und auf Kosten der öffentlichen Ruhe eindrängen; sie erreichte aber ihren Zweck erst nach dem Tode der Herzogin von Longueville, rächte sich aber sogleich an denjenigen Männern, die ihr früher entgegengestrebt hatten, worunter auch

der Canzler war. Es begann wieder eine wilde Wirthschaft, von welcher *M.* voraus sagt: *le train de ce jour ne peut durer.* Nach drey Jahren musste die Prinzen Condé die Regentschaft übernehmen — *certain est-il, que je pronerais tout egalement la sagesse de leur regence, quand bien ils n' auraient jugé à propos de me rappeller.* Aber bey der gewissen Aussicht baldigen Aussterbens des Fürstenstammes, bey der Vermuthung, dass dem zum Erben der longuevillischen Güter eingesetzten Prinzen Conti auch Neuchatel anfallen würde (eigentlich hätte das Haus Gondy und in dessen Abgang das Haus Matignon die nächsten Ansprüche an Neuchatel gehabt, I, 199, aber was wäre aus dem Lande geworden, wenn es an abhängige französische Edelleute gefallen wäre?), trübte sich der Blick des für die Wohlfahrt seines Vaterlandes besorgten Mannes, und die ferne Hoffnung, dass unter schweizerischem Mitwirken dasselbe in eine „Aristo-Demokratie" verwandelt werden könnte, blendete ihn nicht, um die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines solchen Plans entgegenstellen könnten, zu misskennen, I, 202. Eben so hell sah er, wie das Land seine Freyheiten, *piece après piece,* verlieren würde, wenn es zu einer bernerischen oder freyburgischen Vogtey werden sollte. — In den Beylagen ist besonders der Bericht über die burgundischen Kriege, aus der Chronik des Capitels von Neuchatel, interessant.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Leipzig,* b. Lehnhold: *Blätter aus dem Tagebuche eines Hallischen Pietisten, Gedichte, Briefe und Miscellen.* Zur Lehre und Warnung für Pietisten und Nicht-Pietisten herausgegeben von dem Vf. der „kritischen Glossen zum Hallischen Missionsbericht." 1834. IV u. 38 S. 8. (4 gr.)

2) *Hildburghausen,* in d. Kesselringschen Hofbuchh.: *Der Rationalismus und der Mysticismus vom Standpuncte der Politik.* 1834. 20 S. 8. (1 1/2 gr.)

3) Ebendaselbst: *Was wollen denn eigentlich die Mystiker?* Ein Gespräch zwischen Gevatter Hans und Kunz. 1834. 16 S. 8. (1 1/2 gr.)

Die Abneigung, welche sich jetzt fast allgemein von Seiten aller Wohlgesinnten und Unbefangenen gegen den Mysticismus ausspricht, sollte doch wirklich den Anhängern desselben die Augen öffnen, und sie von ihrer extremen Richtung abbringen. Rec. ist zwar weit entfernt, die Mystiker und ihre Lehrgrundsätze an sich zu bespötteln und zu verwerfen, er erkennt vielmehr in den letzten ein Element an, das aller wahren Religiosität zum Grunde liegen muss, das Element des Gefühls, der Demuth und Gottergebenheit: allein durch die Verwerfung alles Vernunftgebrauchs wird dieses Element auf das Extrem gesteigert; und da ein solcher Mysticismus höchst verderblich werden muss, so ist es verdienstlich, wenn man dem Volke richtigere Begriffe beyzubringen und vor demselben zu warnen sucht. Diesen Endzweck hatten wohl die Vff. im Wesentlichen vor Augen.

Die unter No. 1 angeführten Blätter sind Reliquien eines jungen Studirenden zu Halle, welcher dieselben vor seinem Tode dem Herausgeber zum Andenken vermachte. Der Vf., ein, wie der Herausgeber versichert, gebildeter, in den Wissenschaften bewanderter Mann, hatte sich, von Armuth gedrückt, an die Pietisten eng angeschlossen, und der Herausgeber glaubte, dass die Bekanntmachung seines Tagebuchs in psychologischer Hinsicht nicht ohne Wichtigkeit seyn werde. Wirklich verdienten diese Blätter auch nur aus diesem Grunde dem Drucke übergeben zu werden: sie offenbaren uns das Innere eines jungen Mannes, dem es Ernst ist mit seiner Ueberzeugung, der Achtung hegt für die heilige Schrift und mit Abscheu gegen die Sünde erfüllet ist, aber bey alledem nur geringe Kenntniss der wahren Schriftlehre und verworrene Begriffe haben konnte. Es genügt, dieses Urtheil durch einen einzigen Gedanken zu bestätigen. „Dem Rationalismus, heisst es S. 36, den Garaus zu machen, ist ein sehr verdienstliches Werk. Die Waffen zu seiner Vernichtung bietet uns die heil. Schrift dar. Möchten sie doch recht Viele ergreifen"! — Die Gedichte haben es meist mit der Sünde zu thun, und der Teufel liegt dem Vf. auch noch sehr am Herzen.

Allgemeinere Beachtung verdient die *zweyte* Schrift, deren Vf. auf gemeinverständliche Weise die Grundsätze des Rationalismus und Mysticismus einander gegenüber stellt, und darauf den Beweis gründet, dass der Rationalismus die gerechtesten Ansprüche auf den Schutz und die Begünstigung des Staates habe, während der Mysticismus durch Aufgebung der Hauptgrundsätze unserer symbolischen Bücher, durch Feststellung eines Stabilitätssystems, durch Begründung einer neuen Priesterherrschaft und einer demoralisirenden Sündentheorie den Grundsätzen einer aufgeklärten Politik entgegenstrebe.

Ohne Zweifel rührt das unter No. 3 aufgeführte Gespräch zwischen Gevatter Hans und Kunz von demselben Vf. her. Es verdient wirklich da, wo Gefahr drohen sollte, unter dem Volke verbreitet zu werden; denn der Gevatter Hans weiss den Kunz über die Grundirrthümer des Mysticismus zwar ganz populär, aber recht genügend und lichtvoll zu belehren, und überall spricht sich Achtung und Eifer für die reinevangelische Lehre aus.

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1834.

GESCHICHTE.

Neuchatel, b. Petitpierre et Prince: *Memoires sur le Comté de Neuchatel en Suisse*, par le Chancelier *de Montmollin etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte Band* enthält eine Art Chronik von Neuchatel, aber nach des Vfs. strengen Grundsätzen, — nur was er in bewährten Quellen auffinden konnte. Die vornehmsten von diesen sind die Chronik des Chorherren Baillods, der zu den Zeiten der Reformation lebte, und aus den alten Jahrbüchern des Capitels schöpfte; dann Fragmente von diesen selbst; ferner die Sammlungen des Canzlers Hory, endlich archivalische Nachrichten — *ne voulant rien alleguer sur pures traditions et sans quelques autorités*, II, 3; *je ne donne creance*, sagt er II, 149, *que sur titres, et on ne doit s' etonner partant si, au regard de nos anciens comtes, je n' ai fait nul cas de la tradition ni des reveries de certains compilateurs etc.* Voran geht von S. 4—31 eine Untersuchung über die Lage des alten Noidenolex, welcher zuerst von *Sinner* (*Voj. litt. dans la Suisse occident.*) bekannt gemacht, dann von *Haller* (Helvetien unter d. Röm.) benutzt wurde, und woraus als Resultat hervorgeht, dass jene Stadt nicht an der Stelle des jetzigen Neuchatel, aber nicht ferne davon gestanden habe. Gegen die Aechtheit der alten Innschrift S. 8 äussert *Orelli* (*Inscr. in Helvet. repert. p.* 23) einen leisen Zweifel. — S. 31 ff. folgt eine Untersuchung über die Stifter der Collegiatkirche zu Neuchatel, für welche gewöhnlich Ulrich und dessen Gemahlin Bertha im J. 1206 gehalten werden. Hr. *v. M.* glaubt aber mit ziemlicher Gewissheit die Königin Bertha, Rudolf II von Burgund Wittwe, dafür annehmen zu können. Baillods fand in dem alten Chartularium der Kirche das Jahr 947 angegeben; die Bildsäule der Königin an der Kirche soll eben diese Jahrzahl getragen haben, sie wurde aber durch den Reformations-Vandalismus, *que certains gens nomment zele pour la gloire de Dieu et sainte colere contre l' idolatrie des papistes*, weggespitzt, und bis auf die letzte Spur ausgekratzt. Dagegen spricht der Verf. von Ursulinerinnen beym Jahr 1206, welche doch erst 1537 gestiftet wurden, und die Ordensgeistlichen, mit deren Gut Ulrich III die Kirche bereicherte, nennt er S. 31 Benedictiner, S. 83 aber Prämonstratenser; jenes ist das Wahrscheinlichere. Könnte nicht, mit Berücksichtigung der S. 269 angeführten Urkunde, die Sache sich so verhalten: Königin Bertha das Benedictinerkloster gestiftet, Ulrich aus den Gründen, die hier angeführt werden, dasselbe in ein Chorherrenstift verwandelt haben, und desswegen *fundator* genannt werden? — Eine Untersuchung über den ältesten socialen Zustand der Graffschaft, deren Umfang durch Theilungen und den nachmaligen Verfall der verschiedenen Nebenlinien sehr verengt wurde, kann nicht ohne Interesse gelesen werden. Die *Audiences generales*, als oberster Gerichtshof, damals *plaid de moi*, hernach *grand jours* genannt, reichen ins XIII Jahrhundert hinauf; wie ihre Rechte und Pflichten an die *Trois-Etats* übergingen, ist im ersten Band nachgewiesen; der Gang dieser letzten hat viel Aehnlichkeit mit dem der französischen Parlamente, sie hielten sich auch für *Etats-generaux au petit pied.* Dass der Ausdruck *Domicellus* einen *seigneur feotier* und *sa vassallité et relevance au regard du seigneur dominant* bezeichnete, möchte schwer zu beweisen seyn. Die Stiftungs-Urkunde für das Kloster Bevaix, II, 260, worin im Jahr 998 ein gewisser Rudolf, der wahrscheinlich Herr von Neuchatel war, genannt wird, scheint Hn. *v. M.* nicht bekannt gewesen zu seyn. Er beginnt die Reihenfolge der Grafen mit Rudolph, welchen das *chartularium* der Kirche *Dominum Novi-Castri, Faenui etc.* nennt (*Müller* I, 257 macht ihn zum zweyten Sohn eines Grafen Cuno auf Oltigen — vermuthlich nach neueren Forschungen des Hn. *von Chambrier* in den *notices geneal. sur la Maison de Neuchatel*, die hier wirklich helleres Licht verbreiten mögen). Ulrich II († 1132) ertheilte der Stadt die ersten Freyheiten; aber die *Acte Bertholds* (deren Original erst neulich in den *actes relatifs à la bourgeoisie de Neuchatel* bekannt gemacht wurde) öffnete *la porte à deux battans aux libertés et franchises, qu' il n' est à mon avis sous la voute du ciel pays plus privilegié que celui-ci*, unter welchen der Vf. diejenige, bey Streitigkeiten zwischen Fürsten und Volk auswärtige Schiedsrichter (aber nicht eine Tagsatzung von 1832!) berufen zu dürfen, für eine der wichtigsten hält. Darauf folgte unter Ulrich IV väterlicher und freundlicher Beherrschung der Anbau des Landes, wel-

chen jetzt und später (S. 162. 174. 191) die Grafen dadurch beförderten, daſs ſie Einwanderer durch Zuſicherung groſser Freyheiten zur Anſiedelung herbeylockten, und worin die Seitenlinie von Valangin mit der Hauptlinie wetteiferte (S. 207 ein merkwürdiges Zugeſtändniſs für die Einwohner von Valangin). Minder klug, als der Vater, verband ſich ſein Sohn Berthold II mit dem Biſchof von Baſel, gegen Rudolf von Habsburg, was der erſte Schritt zu dem Verluſt der Unabhängigkeit war. Dieſer Berthold ſoll 1250 das Benedictiner-Priorat (S. 117 werden ſie *moines-blancs* genannt) zu Vauxtravers geſtiftet haben; die *descript. topogr. de la chatellenie du Val de Travers*, Neuch. 1830, giebt ihr einen ungleich weiter hinaufgehenden Urſprung. Rudolf IV folgte ebenfalls den Lockungen des Biſchofs, und zog ſich dadurch Unannehmlichkeiten zu. Beyläufig bemerken wir, daſs der Vf. S. 127 den richtigen Zweck der Einberufung der *Audiences-generales* als Landſtände angiebt: *le Seigneur Comte ne volut alors par la que participer volontairement du prudent avis de ses feaux et gens les plus celairés;* auch ſieht man aus S. 155, daſs dieſelben immer nur auf ausdrückliches Verlangen des Oberherren ſich verſammelten, und daſs ſie weder in ihren Befugniſſen, noch in ihrer Zuſammenſetzung mit den jetzigen, aus ganz irrigen und für die Throne verderblichen Grundſätzen hervorgegangenen ſogenannten Volksrepräſentanten nicht die mindeſte Aehnlichkeit haben, obwohl auch jene durch allzuhäufiges Einberufen ſich Rechte anmaſsten, welche ihnen urſprünglich nicht zuſtanden. Ueberhaupt nimmt der Vf. in dieſen Jahrbüchern beſondere Rückſicht auf die Entwickelung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, und begleitet die Notizen darüber mit vortrefflichen Bemerkungen. In der Feindſchaft gegen Habsburg trat Graf Amadeus († 1286) in die Fuſstapfen ſeiner Vorfahren (er verbrannte das Schloſs Neuchatel), verlieſs aber dieſelben weislich, indem er der Landestheilung, durch welche der Hauptſtamm bereits ſehr geſchwächt war, ein Ende machte. Wie die beſorgten Oheime des minderjährigen Rudolfs die Herrſchaft dadurch retteten, daſs ſie dieſelbe an den indeſs mächtig gewordenen Habsburger aufgaben, iſt ſchon erwähnt. Obwohl die Befeſtigung von Landeron dieſen Rudolf öfters mit den Bernern in Fehde gebracht hatte, ſo wollte er doch dem Bunde gegen ſie, deren Häupter ſeine Vettern Rudolf von Nidau und Gerhard von Valangin waren, nicht beytreten, wonach *Müllers* Ausdruck in der Beſchreibung des Laupenkrieges (II, 170): „da verſammelten ſich *alle* Herren vom Welſchneuenburgiſchen Stamm", zu berichtigen iſt. Rudolf V, Sohn des kriegeriſchen Grafen Ludwig, ſah nicht nur ſeinen Mannsſtamm ausſterben, ſondern auch ſeinen Tochtermann, den Grafen von Nidau, ohne Kinder. Aus der Beyl. S. 278 ſieht man, daſs ſeine zweyte Gemahlin, Marguerite de Bourgogne (über deren Herkunft Hr. v. *M.* S. 214 mit gewiſſenhafter Schüchternheit eine Vermuthung wagt), aus dem Hauſe Vüfflens war. Ludwigs Tochter, Iſabelle, wollte, klüger als ihre Baſe, die Gräfin von Aarberg, an dem Bunde Leopolds von Oeſterreich gegen die Schweizer keinen Theil nehmen, und rettete dadurch ihre Herrſchaft. Mit ihrem Tode erloſch der alte Hauptſtamm, welcher 360 Jahre über das Land geherrſcht hatte, und es folgte Iſabellens Neffe, Conrad von Freyburg, welcher, der alten Capitelschronik zufolge, bey ſeiner Ankunft ins Land *temoigna grand ebahissement à l'ouie des franchises et libertés, desquelles les villes de Neuchatel et de Landeron ne manquerent lui demander incontinent la confirmation.* Anfangs achtete er wenig des wohlmeinenden Raths, den ihm die Tante hinterlaſſen hatte: daſs er den Bund mit Solothurn unverzüglich erneuern, und mit Bern einen ſolchen abzuſchlieſsen trachten ſolle. Abermals kommt II, 233 der Vf. darauf, daſs die Herren von Neuchatel ihre Erhaltung nur der Verbindung mit der Schweiz und der durch allmäliche Zugeſtändniſſe über ihre Unterthanen verbreiteten ſchweizeriſchen Freyheit zu verdanken hätten. Als bald nach Conrads Ankunft Irrungen mit dem oberherrlichen Hauſe Chalons entſtanden waren, und dieſes durch geheime Machinationen die Herrſchaft an ſich zu bringen ſuchte, ſchloſs zuerſt das Capitel, hierauf die Bürgerſchaft von Neuchatel einen Bund mit Bern (bey dieſem Anlaſs eine treffliche Bemerkung über das zu des Vfs. Zeiten herrſchende Beſtreben, die Bürgerrechte zu verengen, II, 241 — *pauvre doctrine — elle ferait choir la colonne, laquelle en tel genre de republique a besoin d'une base large*); endlich eilte auch Conrad ein Gleiches zu thun. S. 241 wird von einem geheimen Vertrag zwiſchen Bern und den Bürgern von Neuchatel geſprochen, der für den Oberherrn ſehr nachtheilig geweſen wäre, aber nie ans Licht kam. Dennoch fanden jene in Bern ſo kräftige Unterſtützung, daſs ſie in ihren Foderungen immer weiter gingen, und ſelbſt die Fallbrücke, welche aus dem herrſchaftlichen Schloſſe nach der Stadt führte, zerſtörten und den Grafen nöthigten, das Thor zumauern zu laſſen. Mit dem Jahre 1427 ſchlieſsen dieſe Jahrbücher.

Die Beylagen S. 259 ff. ſind von dem Herausgeber beygefügt. Die intereſſanteſte derſelben iſt die *„notice sur la vie et le proces criminel de Vauthier, Batard de Neuchatel"*, welcher aus Rache gegen den Grafen Conrad, mit Hülfe des Chorherrn Leſchet, eine falſche Acte unter dem Namen des verſtorbenen Grafen Ludwig verfaſste, durch welche er der Stadt das Recht einräumte, ſich der Oberherrlichkeit entziehen zu dürfen, wenn irgend einer ſeiner Nachkommen ihren Freyheiten zu nahe treten ſollte. S. 297 kommt ein Canonicus Eſelsſchwanz (*Pierre Queue d'Ane*) vor.

P. T.

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, b. Amelang: *Wanderungen im Gebiete deutſcher Vorzeit.* Eine Auswahl lehrreiches und angenehm unterhaltender Volksſagen, zunächſt für die wiſsbegierige Jugend herausgege-

ben von *Joh. Heinr. Lehnert*, Prediger zu Falkenrehde bey Potsdam. Mit illuminirten Kupfern. 1832. VIII u. 292 S. 12. (1 Rthlr. 6 gr.)

Daſs die Sagen und Mährchen, als ächte Blüthen des dichterischen Gemüthes der Völker, sich ganz besonders zur belehrenden Unterhaltung der Kinder und auch der schon mehr erwachsenen Jugend eignen, wird schon durch den Umstand erwiesen, daſs ganze Völker, welche noch auf der Bildungsstufe der Jugend stehen, oder doch die leicht erregbare lebendige Phantasie, das tiefe, jedem Eindrucke offene Gefühl bewahrten, Sagen und Mährchen zum fast alleinigen Gegenstande ihrer wechselseitigen Belehrung und Unterhaltung von jeher auserwählt haben. Es gehört zum Wesen der Sagen und Mährchen, daſs sie nicht nur jedes reine unverdorbene Gemüth mächtig ergreifen und anziehen, bilden und stärken; sie veredeln und erheben es auch, indem sie dasselbe fast unwillkührlich auf eine höhere Ordnung der Dinge hinweisen, wonach das Gute immer belohnt, das Böse immer endlich bestraft wird. Rec. stimmt daher mit dem Herausgeber vollkommen überein, wenn er in der Vorrede sagt, daſs die Sagen und Mährchen sich vorzugsweise zur Bildung der zartsinnigen Jugend eignen dürften, wenn auch eine gewandte, kunstfertige Hand jeden anderen Stoff dazu zu benutzen und zu bearbeiten vermöchte. Auch darin theilt er seine Meinung, daſs die Mährchen vorzüglich dem Kreise der Kindheit, die Sagen der reiferen Jugend mehr angemessen erscheinen. Für den Kreis der Kindheit ist durch verschiedene, mehr oder minder entsprechende Mährchensammlungen gesorgt worden; eine zweckmäſsige Sammlung von Volkssagen für die reifere Jugend war bisher noch ein Bedürfniss, durch dessen Abhülfe der Herausgeber in der That sich um dieselbe verdient gemacht hat. Rec. kann jedoch nicht bergen, daſs ihm, wenn auch meist, doch nicht überall die Auswahl des Herausgebers aus unserem so groſsen Sagenschatze eine glückliche, eine dem angegebenen Zwecke entsprechende scheint. Für die Jugend nämlich müſsten eigentlich wohl nur vollendete Sagen, d. h. solche, die das Gute am Ende belohnt, das Böse aber bestraft zeigen, oder solche, welche die Wirkung irgend einer Handlung viele Jahrhunderte nach dem Tode dessen, der sich ihrer schuldig machte, fortdauern lassen, weil eben dieſs Fortdauern schon als Strafe erscheint, wenn es auch nicht immer Strafe ist, ausgehoben werden, nicht aber solche Sagen, die unbefriedigend abbrechen, und daher mehr einer Trümmer gleichen, als daſs sie ein vollendetes Ganze wären. Bey solchen Sagen kann aber nicht von Belehrung, nicht einmal von Unterhaltung die Rede seyn, wie wichtig solche Trümmer zuweilen auch dem Forscher der Vorzeit in anderer Hinsicht erscheinen mögen; denn das menschliche Herz mag sich nur an Vollendetem recht erfreuen, durch Vollendetes sich nur belehren; Unvollendetes wird immer abstoſsend auf dasselbe einwirken, vorausgesetzt, daſs das Unvollendetseyn nicht ein scheinbares, d. h. künstlerisches, ist. So erwarten wir in der dritten Sage: „Der Fichtelberger in Venedig", diesen am Ende von seiner Blutschuld gereiniget zu sehen, und es genügt uns keinesweges, daſs er, als er nach Vollbringung eines, wenn auch nicht absichtlichen Mordes, nach vielen Beschwerden bey seinem Venezianischen Freunde anlangte, von diesem freundlich aufgenommen, in einem goldenen Bette köstlich bis an den Morgen schläft, für die Leser aber nicht mehr aus seinem Bette heraus kommt. Es ist eine moralische Unmöglichkeit, daſs die Sage so schlieſsen kann. Der Mord muſste gesühnt werden, oder der Fichtelberger muſs erfahren, daſs er sich irrte, als er wähnte, seinen Gegner erschlagen zu haben. In der siebenten Sage erscheint der ganze Geisterspuk als völlig zwecklos. Der Geist sagte dem Förster (S. 66): „Du hast alle Bewohner dieses Schlosses gesehen; allein dir zu sagen, was es für eine Bewandniss habe, steht nicht in meinem Willen (Macht?); du wirst es aber zu seiner Zeit schon erfahren." Allein weder der Leser erfuhr den Aufschluss, noch erfuhr ihn jemals der Förster, wie am Ende gesagt wird, da er nie wieder in seiner Wohnung von irgend einer Erscheinung beunruhigt wurde. In der Sage aber darf nichts zwecklos oder zufällig geschehen, Alles muſs vielmehr durch strenge Nothwendigkeit bedingt seyn. — Als besonders schön kann Rec. nur die sechste Sage: „Ehrlichkeitsprobe"; die achte: „Peter von Staufenberg", welche an *Fouqué's* Undine erinnert; eine der Rübezahls-Sagen, nämlich die vom ehrlichen Bauer (unter No. 10); die siebenzehnte, „die Zerstörung von Hohenkrähen; die zwanzigste, „die Teufelsleiter", und die zwey und zwanzigste, „der Schmid zu Jüterbogk", bezeichnen. Einige der anderen Sagen sind sehr bekannt und schon in so vielen Sammlungen dieser Art aufgenommen, daſs sie hier besser durch andere ersetzt worden wären. Dahin rechnet Rec. z. B. die Sagen von Questenberg (No. 5), die Tidianshöhle (No. 9), mehrere Sagen vom Rübezahl (No. 10), die Sagen vom Landgraf Ludwig dem Eisernen (No. 11), der Mäusethurm (No. 12) und mehrere Sagen vom Kyfhäuser (No. 21).

Papier und Druck sind gut; die bunten Kupfer entsprechen der Bestimmung des Büchleins.

x — z.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Heilbronn, in der Classischen Buchhandl.: *Was soll ich thun, damit ich selig werde?* Ein Erbauungsbuch für die häusliche und öffentliche Andacht in 15 Betrachtungen. Von Dr. *Heinrich Stephani*, k. Kirchenrathe und Dekane. 1834. VIII u. 151 S. 8.

Ein in mehrfacher Hinsicht sehr verdienstliches und allgemein zu empfehlendes Erbauungsbuch, dem zwar der Reiz phantastisch-poetischer Andächteley fehlt, das aber um so mehr durch lautere Aufklärung über die höchsten Bestrebungen und Güter des menschlichen

Lebens und durch Festhalten an der reinen Schriftlehre das Gemüth eines jeden wahre Andacht suchenden Christen zu Gott erheben und ihn belehren wird über das, was er nach der heiligen Schrift zu thun hat, um sich schon in *diesem* Leben der Seligkeit bewusst zu werden: denn mit Recht gehet der Vf. von dem Grundsatze aus, dass wir die Seligkeit nicht erst in *jenem* Leben erwarten, sondern schon diesseits dieselbe suchen und finden können und sollen. Er hat seine Schrift, theils für Hausväter, theils für Gottesgelehrte (welchen letzten wir sie ganz besonders, wenn auch vielleicht vergebens, empfehlen möchten, da gerade sie unter den gelehrten Professionsarbeiten gar leicht uneingedenk werden dessen, was sie zu thun haben, um sich selig zu fühlen, wie jeder andere brave Christenmensch) bestimmt, und allen diesen Lesern, ja auch seinen Recensenten einige Winke gegeben, wie sie seine Schrift zu benutzen und zu beurtheilen haben. Unsertwegen wäre diess letzte nicht nöthig gewesen; doch war es auch uns ein erfreulicher Beweis davon, wie ernst dem bejahrten Vf. seine Aufgabe war. Wesshalb wir uns begnügen, die an seine Recensenten gerichteten Worte der Vorr. S. V unseren Lesern mitzutheilen. „Mein vorgerücktes Alter, sagt der Vf., gönnte mir bey meinen vielen anderen Geschäften nicht, auf die Sprachform mehr Zeit und Fleiss zu verwenden. Aber ich wollte nicht aus der Welt gehen, ohne den Versuch zu machen, ob sie nicht auf diesem Wege von ihrem moralischen Verderben könne gerettet werden, in welchem sie durch unsere bisherige verkehrte Ansicht von dem Zwecke Christi und seiner Kirche, aus Schuld unserer alten Dogmatiken, gefangen gehalten wird". Zu diesem letzten Endzwecke hatte der Vf. in den vorletzten Betrachtungen das grundverderbliche Dogma von der Erbsünde nach Schrift- und Vernunft-Gründen recht eindringlich beleuchtet und widerlegt.

Um auf den Inhalt aufmerksam zu machen, theilen wir die Ueberschriften einiger Betrachtungen mit: 1. Alle Menschen wünschen zwar selig zu werden, nur wenige sind es bis jetzt wirklich geworden. Dabey wird, wie bey jeder Betrachtung, ein allgemeiner Gedanke oder gutgewählter Liedervers und dann ein passender Bibelspruch vorausgeschickt. 2. Die Verirrungen der Menschen bey ihrem Suchen nach dem Wege der Seligkeit. 3. Christus ist gekommen, selig zu machen Alle, die an ihn glauben, und seine Kirche soll die dahin führende Anstalt seyn. 4. Ueber den so höchst wichtigen Unterschied zwischen Glücklichseyn und Seligseyn, den leider noch so wenige Menschen deutlich aufgefasst haben. 5. Nähere Angabe der Hauptbestandtheile jener Seligkeit, zu welcher uns Gott durch Christum leiten will; sie sind a) Zufriedenheit mit uns selbst; b) Zufriedenheit mit der äusseren Welteinrichtung Gottes; c) gewisser Glaube an ein höheres, ewig fortdauerndes Leben. — Unter den folgenden Betrachtungen haben wir ungern eine besondere Betrachtung über *das Gebet*, als wesentliches Mittel unserer Beruhigung und Beseligung, vermisst. Auch die Abendmahlsfeier hätte eine solche verdient; denn blosse gelegentliche Erwähnung vermag nicht den für diese wichtigen Gegenstände so nothwendigen Eindruck zu machen.

N. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Freyberg*, in Commiss. der Craz- u. Gerlach'schen Buchhandl.: *Der am Jahresschlusse von seiner Gemeinde scheidende Seelsorger in seinen Erinnerungen und Bitten an sie.* Eine am letzten Sonntage des J. 1833 in Gleisberg bey Nossen gehaltene Abschiedspredigt. — *Der sein Amt am Neujahrstage antretende Seelsorger in seinen Gelübden und Wünschen an seine neue Gemeinde.* Eine am ersten Tage des J. 1834 in Gahlenz bey Oederan gehaltene Antrittspredigt von M. *Ernst Stange*, Pfarrer daselbst. 1834. 40 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. hat diese Vorträge den Gemeinden, in denen er sie gehalten, gewidmet, und den Ertrag derselben zur Unterstützung des Schulbaues in seiner neuen Gemeinde bestimmt. Sie zeugen auch auf erfreuliche Weise von regem Eifer für seinen Beruf, von wahrer Liebe für seine Gemeinden, und verdienen, auch zur Förderung des genannten löblichen Zweckes, allgemeiner verbreitet zu werden.

In der *ersten* Rede hat der Vf. nach Ps. 104, 33—35 das Thema: *Der am Jahresschlusse von seiner Gemeinde scheidende Seelsorger in seinen Erinnerungen und Bitten an sie*, so durchgeführt, dass er zeigt: der Seelsorger erinnert sich 1. des Guten, das er in ihrer Mitte genossen; 2. des Segens, den er unter ihr wirkte; 3. der göttlichen Leitung, die sein Schicksal freundlich gestaltete. Die Bitten, welche er im 2 Theile an seine Gemeinde richtet, sind: Gedenket meiner ferner in Liebe, wie ich euer nie vergessen werde; 2. bewahret das Wort Gottes, das ich euch lehrte, und lasst es reiche Frucht unter euch bringen; 3. schliesset euch vertrauend an den an, den euch Gott nach mir senden wird, damit er sich mit mir über euch freue. So gut diese Durchführung gelungen ist, so hätten wir im ersten Theile, vorzüglich S. 11 fg., wo von dem segensreichen Wirken die Rede ist, den *Schein* der Selbstgefälligkeit vermieden gewünscht.

In der *zweyten* Rede stellt der Vf., nach Ps. 103, 15—22, zuerst die Gelübde des antretenden Seelsorgers dar; sie sind: 1. im Wechsel der Zeit das Bleibende zu bieten; 2. bey den Versuchungen der Zeit das Schützende zu zeigen; 3. bey den Verwundungen der Zeit des Trostes Quellen zu öffnen. Im zweyten Theile spricht er seine Wünsche dahin aus, dass 1. sein Wirken offene Herzen finden; 2. die vertrauende Liebe, womit er sie begrüsse, sich der Gegenliebe erfreuen; 3. die Segnungen von dem Herrn der Zeit gnädig erhört werden mögen.

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MATHEMATIK.

NÜRNBERG, b. Felsecker: *Lehrbuch der reinen niederen Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmeſskunſt*, von *Johann Schön*, d. Philoſ. D., öff. u. ord. Prof. der Math. a. d. Univ. Würzburg und correſp. Mitgl. der K. K. Geſellſ. zur Beförd. d. Ackerb. d. Natur- und Länder-Kunde. *Zweyte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.* Mit XX Kupfertafeln. 1824. LII u. 292 S. gr. 8.

Die erſte Ausgabe erſchien im J. 1808. Vgl. J. A. L. Z. 1809. No. 60. Der Verf. hatte Jahre hindurch an den zwey philoſophiſchen Claſſen des Gymnaſiums zu Würzburg Philoſophie, Mathematik und Phyſik vorgetragen, und zugleich ein Jahr lang die auſserordentliche Profeſſur d. Math. an der Univerſität daſelbſt begleitet. Da dabey auch Trigonometrie, die Theorie der Kegelſchnitte und Phyſik zur Sphäre ſeines öffentlichen Lehramts gehörten: ſo war ſeine Abſicht bey Abfaſſung der Geometrie dahin gerichtet, daſs von den zu den genannten Wiſſenſchaften nöthigen Lehren der niederen Geometrie nichts in ſeinem Lehrbuch fehlen möchte. Beſonders aber ſollte es eine genauere Anleitung zur Geodäſie, als man in den Lehrbüchern der reinen Geometrie findet, enthalten. Er hat letztes mit lobenswerthem Fleiſse ausgeführt, indem ſich nicht verkennen läſst, daſs bey den gewöhnlichen Anordnungen der Materien in der Geodäſie die Lehrſätze der Geometrie vermiſcht vorausgeſetzt und gebraucht werden, und es daher ein ziemlich neuer Verſuch war, die Geodäſie anders zu ordnen, und zwar ſo, daſs den verſchiedenen Abſchnitten der Geometrie jedesmal die durch dieſelbe ohne Beziehung auf das Folgende auflösbaren Aufgaben der Geodäſie angehängt wurden (worin zwar der Verf. allerdings ſchon an *Wolfs Elementis Matheſeos* einen Vorgang hatte).

Der Vf. zeigt auch in Betreff der Geodäſie gute Bekanntſchaft mit den vorhandenen Schriften und Methoden, namentlich auch durch Nachweiſung merkwürdiger Stellen aus anderen Schriftſtellern. Seltener kommen ſolche Citationen in der Geometrie beym Verf. vor; unter dieſen war dem Rec. beſonders im *Anhange* eine Stelle aus *Barrow's Lectionibus mathematicis* (Lond. 1684) merkwürdig, betreffend die Art, wie die geometriſche Analyſis zur Erfindung mathematiſcher Wahrheiten führe, wobey *Barrow's* Vorwort citirt iſt, das ſo lautet: „*Propoſitum eſt nobis methodum exponere, qua Archimedes praeclara ſua theoremata adjuverit, ſubtiliſſimae mentis ipſius utcunque veſtigia perſequendo. Conabimur autem id efficere ſingulas materias ad problemata revocando, qualia nimirum ille ſibi ſolvenda proponebat, et e quorum ſolutione cum theoremata ſua, tum ipſorum demonſtrationes deducebat. Unde patebit, qualem Analyſin et quam noſtrae modernae ſimilem exercuerit.*" Ueberhaupt beweiſt der Anhang, der von der geometriſchen Analyſe, von der Anwendung der Algebra auf Geometrie, von iſoperimetriſchen Problemen, und von *Maximis* und *Minimis* handelt, daſs der Vf. nicht zufrieden war, das Gemeine zu geben, ſondern Dinge beyzubringen ſuchte, welche Stoff zu weiterem Nachdenken und Uebungen, oder den Anfang zu einer tiefer gehenden Theorie geben. Auch die Aeuſserungen deſſelben in Beziehung auf die Parallelentheorie, in der Vorrede zur zweyten Ausgabe, beweiſen einen denkenden Kopf; jedoch haben ſie bey ziemlicher Weitſchweifigkeit nicht Klarheit genug, was Rec. namentlich bey S. XVII fand. In den Beweiſen folgt er meiſt der Euklidiſchen Methode; ſogar, was in neueren Lehrbüchern eine Seltenheit iſt, in der Theorie der Proportionen in ſofern, daſs er die Euklidiſche Definition der Proportionalität, die fünfte des 5 Buchs, zu Grunde legt, und von den Sätzen Eukl. V, 7. 8. 11 die Euklidiſchen Beweiſe vorbringt. Er befolgt aber doch die Euklidiſche Methode in dieſer Materie nicht vollſtändig, und weicht von derſelben wiederum ab, indem 1) im Beweiſe von Eukl. V, 8 auf die Conſtruction, wonach AE ein Vielfaches FG, und von EB oder C das Gleichvielfache GH gemacht war, woraus bey Euklid vermittelſt des Satzes V, 1 geſchloſſen wird: folglich iſt FG + GH oder FH von AE + EB oder AB ſo vielfach als GH von EB oder C, der Vf. ſtatt deſſen ſo folgert: „Nun ſind nach der Conſtruction die Verhältniſſe FG : AE, und GH : C gleich" [was den Satz vorausſetzt: daſs Gleichvielfache zweyer Gröſsen zu den Gröſsen ſelbſt einerley Verhältniſs haben, der aber im Vorherg. nicht vorkommt] „alſo FG + GH : AE + C = GH : C (§. 34 B.)" [das iſt vermöge des citirten §. in ſeiner Schrift über die Buchſtabenrechnung; wobey er alſo, während er durch Zugrundelegung der Eu-

klidischen Definition von Proportion, welche beides für commensurable und incommensurable Grössen gilt, seine Theorie auf diese Definition zu bauen sich anheischig macht, nebenher andere von der Euklidischen Definition unabhängige, in seiner Buchstabenrechnung also, wie sich versteht, bloss für commensurable Grössen gültig bewiesene Sätze voraussetzt] „d. i. FH : AB = K : C, d. i. [vermöge des hiebey wiederum stillschweigend vorausgesetzten Satzes, der vom vorhin angeführten der umgekehrte ist, nämlich: dass, wenn vier Grössen proportionirt sind, und die erste ein Vielfaches der zweyten ist, die dritte ein Gleichvielfaches der vierten sey] FH, K sind das Ebensovielfache von AB, C"; 2) im Beweise des Satzes (§. 110): dass Dreyecke, die eine gemeinschaftliche Spitze und ihre Grundlinien in gerader Linie liegen haben, sich verhalten wie ihre Grundlinien, die Euklidische Definition von Proportionalität (nämlich §. 105. 2 seines Lehrb.) zwar citirt, aber doch nicht vollständig angewendet, sondern vielmehr nur so geschlossen wird: Wenn die Grundlinie des einen Dreyecks von der Grundlinie des anderen das zwey-, drey- und vierfache oder irgend ein Vielfaches ist, so ist auch das erste Dreyeck vom anderen eben so vielfach; folglich verhalten sich die Dreyecke wie die Grundlinien: welcher Beweis nicht bloss für den Fall, da das Verhältniss ein irrationales ist, sondern sogar auch für den Fall, da es rational ist, aber die Grundlinien ein gemeinschaftliches Mass haben, ohne dass die eine von der anderen ein Vielfaches ist, ungültig ist. Ebenso wird S. 206 geschlossen: „Auf dieselbe Weise ist klar, dass eine dreymal grössere Seite ein dreymal grösseres Prisma giebt, so dass AC : AG = Aa : AE". In Absicht auf die Terminologie bey den Proportionen wird noch bemerkt, dass der Vf. den Ausdruck *componendo* gebraucht, wo es nach Euklid *ex aequo* (δι' ἴσου) heissen sollte, wie S. 149. Z. 2; und wo nach Euklid *componendo* (συνθέντι) zu setzen wäre, gebraucht er den Ausdruck *addendo*. — S. 73 bemerkt er in Absicht auf den Euklidischen Grundsatz der Congruenz, dass durch Umgehung desselben in neueren Lehrbüchern, wie bey *Schulz*, *Lorenz* u. A., die Geometrie an Evidenz nichts gewonnen, vielmehr verloren habe. — In Absicht auf den Schluss von geradlinichten Perimetern oder Flächen regulärer einbeschriebener Figuren auf die Peripherie oder Fläche des Kreises, und bey anderen Uebergängen vom Geradlinichten oder Ebenen aufs Krummlinichte oder Krummflächigte, bedient sich der Vf. des gewöhnlichen kurzen Schlusses durch Analogie, ohne genaueren Beweis, wie S. 103 u. a. — Noch bemerken wir in Betreff anderer Beweise: S. 37, wo vom Euklidischen Satze I, 8 der Philonische Beweis gebraucht wird, ist dieser unvollständig vorgetragen, indem die zwey Fälle, da die gerade Linie, welche die Spitzen der auf eine gemeinschaftliche Grundlinie an verschiedenen Seiten derselben gelegten Dreyecke verbindet, entweder mit zweyen Seiten zusammen, oder ausserhalb der Figur fällt, nicht betrachtet sind.

In §. 21 ist die Bedingung des Satzes, welche drey Theile hat, richtig ausgedrückt, indem es heisst: „Wenn die Halbmesser zweyer Kreislinien und die Centrallinie [im Buche *Zen*trallinie] so gross sind [eigentlich: an Grösse so beschaffen sind], dass jede zwey von diesen Linien zusammen grösser als die dritte sind: so haben beide Kreislinien zwey Puncte gemein, den einen über, den anderen unter der Centrallinie, und der eine Theil der einen Kreislinie liegt innerhalb, der andere ausserhalb der anderen Kreislinie". [Wobey noch im Vorbeygehen bemerkt werden mag, dass der Ausdruck: ausserhalb der Kreislinie, statt: ausserhalb des Kreises, nicht ganz angemessen scheint, indem alles, was nicht auf der Kreislinie selber liegt, es mag nun innerhalb oder ausserhalb des Kreises liegen, als ausserhalb der Kreislinie liegend angesehen und benannt werden kann.] Von diesem Satze wird aber im Folgenden einige Male ein solcher Gebrauch gemacht, dass daraus allein schon, dass die Centrallinie kleiner als die zwey Halbmesser zusammen ist, also aus dem Statthaben Einer Bedingung, wo doch drey erfoderlich sind, geschlossen wird, dass die Kreise einander schneiden; wie z. B. S. 38. §. 42, wo die Aufgabe des Satzes Eukl. 1, 22 vorgetragen wird, wo es heisst: „Weil nun die Centrallinie $DE < AC + CB$ ist" [ist aber ein Schreib- oder Druck-Fehler, und soll heissen: Weil nun die Centrallinie $DF < AB + BC$ ist]; und fehlt: aber auch DF (oder AC) $+ AB > CB$, und DF (oder AC) $+ CB > AB$; ferner S. 67, wo es heisst: „Da die Centrallinie AD $<$ als die Summe dieser zwey Halbmesser, d. i. $< AB + BD$ (§. 62) ist, so schneiden sich diese Kreislinien im Puncte C (§. 21)". — S. 50 heisst es: „Soll in einer — so *errichte* man das Loth AB auf BC"; soll heissen: so *fälle* man —. — S. 62. §. 62 wird der Beweis vom Satze Eukl. I, 24 unvollständig nach den gewöhnlichen unverbesserten Ausgaben vorgetragen, wo zwey Fälle fehlen, oder die Construction anders einzuleiten ist. — S. 200 heisst es: „Da durch die Seitenflächen und Winkel jede körperliche Ecke gegeben ist: so sind zwey körperliche Ecken, deren Seitenflächen und Winkel der Reihe nach gleich sind, congruent." Dieser Schluss ist zu rasch; und man darf nur nachsehen, wie viele Mühe sich z. B. *Rob. Simson* zu einem genaueren Beweise gegeben hat. — S. 278. IV. Bey der Aufgabe: Von einem gegebenen Trapez mit zwey parallelen Gegenseiten durch eine diesen parallele gerade Linie ein Stück von verlangtem Inhalt abzuschneiden, wird algebraische Analysis gebraucht, wo die geometrische angemessener wäre. Dasselbe ist in mehreren anderen Stellen der Fall.

Die Geodäsie ist mit der Geometrie folgendermassen in Verbindung gesetzt. Gleich nach den Postulaten der Geometrie folgen die praktischen Aufgaben: I. Eine gerade Linie auf dem Felde abzustecken (vermittelst der sogenannten Absteckstäbe). II. Eine abgesteckte Linie oder Länge auszumessen (durch Messstäbe, Messkette, Messschnur; in Verbindung mit anderen Instrumenten, z. B. um über kleine Erhöhungen des Bodens wegzumessen, nämlich 1) der Setzwage, 2)

einem kleinen Tischchen oder Schemel). III. Eine gerade Linie auf dem Papiere zu ziehen. Ferner, bey den einfachsten Aufgaben mit dem Zirkel, wird von dem Gebrauch des Federzirkels und des Stangenzirkels gehandelt. Sodann in Betreff des Winkels: I. Einen Winkel auf dem Felde zu messen, A) mit dem Astrolabium, B) mit der Boussole. II. Einen gemessenen Winkel aufs Papier aufzutragen, oder einen Winkel auf dem Papier zu messen (vermittelst des (krummlinichten) Transporteurs; und durch Messung des zugehörigen Kreisbogens und seiner successiven Reste mit dem Zirkel). — Nach den Sätzen Eukl. I, 4. 13. 15. 26, 1ter Theil, folgt die praktische Aufgabe: den horizontalen Abstand zweyer Gegenstände A, B zu finden; 1) wenn man AB wegen eines dazwischen liegenden Hindernisses nicht unmittelbar messen, aber doch von einem willkührlich angenommenen Puncte C zu A und B gehen kann; 2) wenn man von C nur nach B kommen, aber nach A sehen kann; 3) wenn man weder zu A noch B füglich kommen kann. — Zu Errichtung eines Perpendikels wird der Gebrauch des Winkelhakens, sodann der zwey hölzernen rechtwinklichten Dreyecke gelehrt. Um Perpendicularlinien auf dem Felde zu ziehen, Gebrauch der Kreuzscheibe oder des Kreuzmafses. — Parellelen auf dem Felde zu ziehen (vermittelst gleicher Perpendicularlinien); auf dem Papiere, vermittelst des Parallellineals. — Beym Satze von Gleichheit der Wechselwinkel bey Parallelen wird dessen Benutzung zu Berechnung des Erdumfangs nach der Methode des Eratosthenes gelehrt. — Benutzung des Satzes von Gleichheit der Katheten in einem rechtwinklichten Dreyecke, dessen ein spitzer Winkel $= 45°$, zu Messung der Höhe eines Thurms mittelst seines Schattens. Nach El. I, 32. — Bey eben diesem Satze wird auch erklärt, was in der Astronomie Parallaxe heisse. — Nach den Sätzen El. I, 34 fgg. von der Aufgabe, die Höhe eines Berges zu messen (durch Cultellation, vermittelst der Wasserwage). — Ferner nach den Sätzen von Parallelogrammen mehrere Aufgaben über Theilung der Figuren in gleiche Theile, die hier unter dem Titel Geodäsie vorkommen, übrigens eben so gut zur reinen Geometrie gehören als zur praktischen. — Auf die Lehre von Proportionalität der geraden Linien folgt die Verfertigung und der Gebrauch des verjüngten Mafsstabs; ferner des Proportionalzirkels; endlich des Vernier oder Nonius. — Alsdann: Weiten zu messen; Ergänzung des Obigen, was noch ohne Gebrauch von Proportionen gelehrt wurde. Vom Messtische. Weiter: Pläne zu verfertigen, 1) von einem zugänglichen Platze, 2) von einem unzugänglichen; und die umgekehrten Aufgaben. Einen Riss auf das Feld überzutragen. Hierauf die Aufgabe: Die Höhe eines Gegenstandes zu finden, 1) zu welchem man frey gehen kann; 2) zu welchem man nicht in einer horizontalen, aber doch in einer schiefen Richtung kommen kann; 3) der ganz unzugänglich ist. Auflösung der Aufgabe: Die Länge einer ganz oder zum Theil unzugänglichen geraden Linie zu finden, vermittelst El. VI, 8. Auffindung des Erddurchmessers vermittelst bekannter Höhe eines Berges und Abstandes, in welchem seine Spitze dem Auge verschwindet, mit Hülfe des Satzes El. III, 36. — Von den verschiedenen Mitteln, eine Figur zu verjüngen. Den Flächenraum eines irregulären Vierecks, einer anderen irregulären Figur zu finden; auch einer solchen, in welche man nicht hineingehen kann, wie z. B. eines Waldes, eines Weyhers u. dgl. Eine geneigte Ebene auf ihren horizontalen Flächenraum zu reduciren. Den Flächenraum eines Kreisabschnitts, eines kreisrunden Bassins zu finden: Anwendung der Kreisrectification oder des bekannten Verhältnisses der Peripherie zum Durchmesser. Anwendung der Sätze von Proportionalität und Aehnlichkeit auf Theilung der Figuren. Ferner: einem Plane oder Grundriss eine Windrose beyzufügen; dabey also die Aufgaben: die Mittagslinie für einen gewissen Ort zu finden; die Abweichung der Magnetnadel für einen gewissen Ort zu bestimmen. Von der Sehnenlinie beym Proportionalzirkel, und deren Gebrauch, um gegebene Winkel zu messen, um Winkel von gegebener Gradezahl zu construiren. Von der Bereitung des geradlinichten Transporteurs; von *Tob. Mayer's* Recipiangel. — In der Stereometrie kommt vor: Einen cylindrischen Visirstab zu verfertigen; *Lamberts* Methode, den Inhalt eines Fasses zu messen. — Man findet überall, dass der Vf. aufs Praktische viel Rücksicht nimmt, und alles, was zur Geodäsie gehört, mit sichtbarem Fleiss und Liebe ausgearbeitet hat.

Wir haben, aufser mehreren anderen wahrgenommenen Druckfehlern, einige besonders störende aufgezeichnet: S. XXXIII der Vorr. Z. 7 „des Grades 11", soll heissen: „des Grundsatzes 11." — S. 116. Z. 12 statt „in 5", l. „in 4". — S. 119. Z. 9 v. u. statt „ML — mk", l. „MK — mk". — S. 120. Z. 5 v. u. soll mit den Worten „Setzt man nun" — eine neue Zeile beginnen, und dagegen Z. 2 v. u. die Worte „Sind ferner" — mit dem Vorhergehenden in fortlaufender Zeile stehen. — S. 249, wo es heisst: „Bildet man ferner in diesem Puncte B oder B^1 mit AB oder AB^1 einen Winkel $= \frac{1}{2}m$, nämlich ABC oder AB^1C^1"; soll in den Worten oder Zeichen AB, AB^1, ABC, AB^1C^1 statt des Buchstabens A jedesmal der Buchstabe D stehen.

⊡

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig u. Pirna, b. Friese: *Die Seleniten, oder die Mondbewohner, wie sie sind.* Aus den Papieren eines Luftseglers. Herausgegeben von *F. Nork.* Nebst einer lithographirten Beylage, das Alphabet der Seleniten enthaltend. 1934. II u. 259 S. 8.

Schon der Titel, vorzüglich die Jahrzahl der Herausgabe, dieser Schrift läfst vermuthen, welchen Zweck der geistreiche, auch durch andere ähnliche Schriften, z. B. „*Zeriels*, des infernalischen Schauspieldirectors, Reise auf die Oberwelt" (vergl. Jen. A.

Lit. Zeit. 1830. No. 131), rühmlich bekannte Vf. vor Augen hatte. Ist es nämlich eine auffallende Erscheinung unserer so seltsamen Zeit, dass es ihr, bey dem reichhaltigen Stoffe, den sie darbietet, doch an einem grossartigen Satyriker gebricht — eine Erscheinung, die sich nur theils aus der Prosa der jetzt gewöhnlichen Lebensrichtungen, theils aus der Scheu Hoher und Niederer vor der geisselnden Stimme der Wahrheit und Vernunft erklären lässt — so erscheint es um so verdienstlicher, wenn so manche Gebrechen der lieben Erdensöhne auf eine Weise gezüchtiget werden, welche ihre Eitelkeit weniger beleidiget, ihren Unmuth weniger reizt. Wenn ein derartiger Satyriker auch wirklich hie und da aus eigener Unschuld, d. i. aus unverschuldetem Mangel an genauer Kenntniss der Sache, der Unschuld selbst einen Hieb mit versetzen sollte, wie diess hier von dem Vf. in Beziehung auf Bibel und Offenbarungsglauben geschiehet, so kann doch ein derartiges Verfahren zu gründlichem Nachdenken auffodern, um solchen Missverständnissen in Zukunft zuvorzukommen.

Was den Inhalt der Schrift betrifft, so wollen wir den Lesern derselben nicht vorgreifen in der Wiederholung der Erzählung, wie die buntgeordnete Reisegesellschaft der Aeronauten in den Mond gelangt, und alsbald mit den Bewohnern desselben Bekanntschaft macht. Die *Einleitung* wird sie darüber auf unterhaltende Weise belehren. Unsere Reisende sehen sich in der Provinz Hasonien näher um, und der *erste* Abschnitt giebt *topographische Notizen* über Lage, Grenzen und Grösse dieser Provinz, den Landstrassenbau, den Berg Ram, die frühere Vulcanität des Bodens, die Feuer-, Salz- und Wasser-Brunnen, die Stadt Ir, deren Umfang und Physiognomie der Häuser, über die Art zu bauen unter den Seleniten, die Zirkelgassen, die Bäder; die Beschreibung des Tempelgebäudes und Schauspielhauses macht den Beschluss. Hinsichtlich des letzten bemerkt der Vf. S. 88 in seiner satyrischen Laune sehr gut: „Der richtige Tact, welcher die Hasonier in allen ihren Unternehmungen leitet, hat schon bey dem ersten Versuche in diesem besonderen Zweige der Baukunst sie auf die Idee geleitet, dass die Form des Gebäudes, wenn es seinem Zwecke entsprechen sollte, ein Halbzirkel seyn müsse. Eben so wenig als im Gotteshause findet sich auch hier eine die Verschiedenheit der Stände bezeichnende Plätze-Eintheilung für Hohe und Niedere im Staate. Einen Souffleurkasten vermisste ich und — auch nicht; denn die spielenden Künstler memoriren ihre Rollen eben so leicht als gewissenhaft. Das Orchesterpersonale ist an den Seitenwänden der Bühne placirt, und den Augen der Zuhörer entrückt" u. s. w. — Das *zweyte* Capitel enthält die *naturhistorischen Notizen* über den Mond und seine Bewohner, mit Seitenblicken auf die diessfallsigen ernsthaften Vermuthungen von *Schröter*, *Gruithuisen* u. A. Sehr naiv werden die Seleniten als Flügelmenschen, aus einem Eye, das die Selenitin auf dem Altane des Hauses legt, und von der Sonne ausbrüten lässt, entstanden, dargestellt, und wir empfehlen den hochgelahrten Naturforschern die Hypothese des Vfs. zur weiteren Beachtung, dass auf unserer Erde alle Flügelthierchen, Vögel sowohl als die geflügelten Insectengattungen, Mond-Colonisten seyn dürften, welche bey der letzten Erd-Revolution, die von Moses als die Schöpfungszeit bezeichnet werde, sich bey uns eingebürgert hätten. — Das *dritte* Cap. behandelt die *Staatsverfassung der Seleniten*. Sie gründet sich auf die unter Verantwortlichkeit stehende Monarchie, und giebt uns Gäoten manchen guten Rath; nur möchte der Vf. mitunter durch ein zu genaues Eingehen ins Specielle die Aufmerksamkeit des Lesers abspannen, wofür uns andere Stellen entschädigen. „Die Politiker im Monde, erzählt uns der Vf. u. a. S. 113, gehen bey ihrem Vorziehen der monarchischen Regierungsform von dem Grundsatze aus, dass so wie die Gewalt des Allmächtigen nicht nachtheilig sey, weil er absolut gut, folglich kein Unrecht thun kann, eben so dessen Stellvertreter auf Erden, welcher der Monarch ist, mit der ihm zugetheilten Gewalt keinen Missbrauch treiben werde. Doch weil der menschliche Verstand mit der göttlichen Weisheit sich niemals messen kann, und daher Irrthümern leichter ausgesetzt ist — ein vorsetzliches Unrecht muthen die Seleniten ihren Regenten selten zu — so hat Jaban an die Errichtung des Dreyssigamtes gedacht, welchem die Macht gegeben, die Handlungen und Beschlüsse der Minister in der Staatszeitung (hat sich der hohe Reisende nicht erkundigt, unter welcher Redaction und Aufsicht dieselbe erscheinen möge?) ihrer Kritik zu unterwerfen, ja den Regenten selbst in nöthigen Fällen vor ihr Tribunal zu laden; jedoch bey Todesstrafe in ihrem Stile die dem Monarchen schuldige Ehrerbietung nicht vermissen zu lassen" u. s. w. — Das *vierte* Cap. stellt den *Bauerstand* und die *Agricultur* dar; das *fünfte* die *Religion*, *Sitten und Gebräuche*; das *sechste* die *Sprache*, *Literatur*, *Wissenschafts-* und *Kunst-Pflege* der Seleniten. In einem *Anhange* finden wir noch den nicht ohne Geist nnd in alterthümlich einfacher Sprachweise geschriebenen *Jezer*, oder Schöpfungs- und Religions-Geschichte der Seleniten, sowie Verhaltungsregeln für künftige Mondreiselustige, mitgetheilt. Wenn in diesen letzten recht witzig gewarnt wird, von den vielen Erbärmlichkeiten, die noch den Gäoten anhängen, die Seleniten ja nichts merken zu lassen, um nicht als Narren zurückgewiesen, oder in die Contumazanstalt gebracht zu werden, so lässt man es gern hingehen, wenn in dem Jezer Seitenblicke auf die biblische Geschichte A. und N. T. geworfen werden, die bey uns nur den Verdacht erregen, dass man im Monde, wo es nach S. 158 ff. auch Indifferentisten, Supranaturalisten und Materialisten giebt, doch noch keinen guten biblischen Theologen consulirt haben möge. Wir getrösten uns, dass die Seleniten, bey ihrer sonstigen Gelehrigkeit, ihren Jezer nicht für irreformabel halten werden.

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

ÖKONOMIE.

Prag, in der Calveschen Buchhandlung: *Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.* Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland. Herausgegeben von *F. G. Elsner* und *Emil André.* 1832. *Erster Band.* No. 1—48, Landwirthschaftl. Artikel. No. 1—131, Forst- und Jagd-Wesen Artikel No. 1—25. Des ganzen Werkes *drey und vierzigster Band. Zweyter Band.* No. 49—96 Landwirthschaftl. Artikel No. 132—279, Forst- und Jagd-Wesen Art. No. 26—54. Steintafeln No. 4 und 5. *Des ganzen Werkes vier und vierzigster Band.* 1833. *Erster Band.* No. 1—48. Landwirthschaftl. Artikel No. 1—131. Forst- und Jagd-Wesen Artikel No. 1—28. Steintafel No. 1. *Des ganzen Werkes fünf und vierzigster Band. Zweyter Band.* No. 49—96. — Landwirthschaftl. Artikel No. 132—254. Forst und Jagd-Wesen Artikel No. 29—52. *Des ganzen Werkes sechs und vierzigster Band.* (6 Rthlr. 18 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 216.]

So ungünstig auch die gegenwärtigen Zeiten für die Landwirthschaft gewesen sind, so behält doch diese Zeitschrift auch nach dem Tode ihres Stifters ihren sicheren Fortgang. Das Interesse derselben gewinnt auch jetzt wieder ungemein in vorliegenden Bänden durch lehrreiche Abhandlungen für alle Zweige der Landwirthschaft, wovon wir nur etwas zur Probe geben wollen.

Erster Band. No. 9. S. 65 findet man eine lehrreiche Abhandlung: Ueber Schätzung des agronomischen Bodenwerthes vom Prof. Dr. *Zierl.* Derselbe sagt: Die genauen Grundsätze zur Schätzung des Bodenwerthes sind nicht nur wichtige Gegenstände der Landwirthschaft, als Privatökonomie betrachtet, sondern vorzüglich der Nationalökonomie und Staatswirthschaft. Den agronomischen und ökonomischen Werth des Bodens müsse man unterscheiden; der erste ergebe sich aus der Menge und Qualität der vegetabilischen Erzeugnisse, welche auf einer bestimmten Fläche gewonnen werden; den letzten erkennt man erst aus der Rente, welche der Boden unter den verschiedenen merkantilischen, politischen und meteorologischen Verhältnissen gewähre. Die Bestimmung des agronomischen Bodenwerthes oder die Bonitirung, von der hier nur die Rede ist, geschehe auf eine doppelte Weise, entweder durch den Weg der Synthesis oder den der Analysis. Unter der analytischen Bonitirungs-Methode versteht der Verf. die Ausmittelung der Fruchtbarkeits-Anlage durch Berücksichtigung und Erörterung aller derjenigen Verhältnisse, von welchen die Productivität des Bodens abhängt. Unter der synthetischen Bonitirungs-Methode versteht er die Ausmittelung der Fruchtbarkeits-Anlage durch Ermittelung des Ertrages. A. Von der synthetischen Bonitirungs-Methode. Die vegetabilische Production theilt der Vf. in künstliche und natürliche. Diese begreift die Production derjenigen Pflanzen in sich, welche den klimatischen und agronomischen Verhältnissen heimisch sind, und ohne künstliche Pflege der Menschen entstehen und ihre Entwickelung erreichen; jene begreift die Production derjenigen Pflanzen, welche nur durch künstliche Aussaat entstehen, und nur unter Beyhülfe der Menschen ihre vollkommenste Ausbildung erreichen; den Inhalt der natürlichen Production bildet der Wiesen- und Wald-Boden, den der künstlichen der Feld- und Garten-Boden. Hierauf wird nun weiter gehandelt a) von der synthetischen Bonitirung der Felder, b) der Wiesen und c) der Wälder. a) Die synthetische Bonitirung der Felder wird noch eingetheilt nach dem absoluten und nach dem relativen Samenertrage. Die erste Methode sey nach dem baierischen Grundsteuergesetz zur Grundlage der Bonitirung und der Besteuerung gemacht. Es bildet jede mittlere jährliche Production von $\frac{1}{3}$ Scheffel Roggen oder anderem Getreide, das auf Roggen reducirt wird, nach Abzug der Saat eine Bonitätsclasse. Hiebey sey angenommen: 1 Scheffel Roggen = $\frac{2}{3}$ Scheffel Weitzen; = $1\frac{1}{3}$ Scheffel Gerste; = 2 Scheffel Haber u. s. w. Diese Bonitirungs-Methode habe jedoch einen zwiefachen Nachtheil, dass 1) das Gedeihen der Getreidefrüchte nicht in einem gleichen Verhältnisse mit dem Gedeihen der übrigen landwirthschaftlichen Pflanzen stehe, und 2) dass durch sie nur die künstliche Productivität des Bodens, nicht aber auch die wirkliche Productivität und die Capacität desselben angezeigt werde. Es müsse nämlich die natürliche und künstliche Productivität des Bodens und die Capacität unterschieden werden.

Unter natürlicher Productivität des Bodens versteht der Vf. die Productivität des Bodens, welche er für sich ohne alles Zuthun der Menschen hat; unter künstlicher Productivität die Productivität, welche der Boden durch künstliche Hülfe des Menschen erhalten hat, und unter Capacität die Fähigkeit des Bodens, die natürliche Productivität durch künstliche Hülfe zu erhöhen u. s. w. B. Von der analytischen Bonitirungs-Methode. Der Verf. sagt, dass dieselbe sich auf die Erörterung derjenigen Verhältnisse gründe, von welchen die Productivität des Bodens abhängt. Die Productivität des Bodens ist durch Klima, Beschaffenheit und Tiefe der Krume, Unterlage und örtliche Lage und durch besondere zufällige Verhältnisse bedingt. Das Klima hat Einfluss auf die Vegetation durch das Verhältniss von Wärme und Feuchtigkeit, und je grösser die Wärme und ein entsprechender Grad von Feuchtigkeit in einem Lande ist, und je länger und gleichförmiger dieses Verhältniss dauert, desto günstiger ist es der Vegetation. Dieses Verhältniss von Wärme und Feuchtigkeit hängt ab: 1) von der geographischen Lage, 2) von der Elevation, 3) von der Neigung elevirter Orte, 4) von der Beschaffenheit der Erdoberfläche in Beziehung auf Gewässer und Wälder, und 5) von der Heftigkeit und Richtung der Winde u. s. w.

Eine noch merkwürdigere Abhandlung, die für alle deutschen Landwirthe ein allgemeines Interesse hat, ist No. 21. S. 101, betitelt: *Die Hochpuncte der heutigen deutschen Landwirthschaft.* Von *Freyherrn v. Ehrenfels*, welcher eine geschichtliche Vergleichung mit der Landwirthschaft vor 40 Jahren und der heutigen Wissenschaft anstellt. Wenn wir (sagt er) das Gewerbe der Landwirthschaft vor 40 Jahren (*Thaer* nannte die Landwirthschaft ein Gewerbe) mit der heutigen Wissenschaft, die Oekonomie zu betreiben, vergleichend zusammenstellen, so steht sie da, wie der bürgerliche Steinmetzmeister gegen den bildenden Künstler in Rom. Wir wollen die Hochpuncte dieser aus dem Handwerk zur Wissenschaft aufgeschwungenen Beschäftigung skizziren. Die Resultate sind dem rationellen Oekonomen erfreulich, tröstlich, ermunternd und lehrreich. Davon kann aber Rec. hier nur wegen Mangel des Raumes sehr wenig ausheben: *Ackerbau.* Die Dreyfelderwirthschaft regierte den Ackerbau aller Länder. Man fühlte die Armuth des Systems, wusste jedoch sich nicht zu helfen. Das Missverhältniss zwischen Viehzucht und Ackerbau, zwischen Futterbau und Viehzucht, verschlang alle Bodenkraft. Da gab ein Gelehrtenverein zu Berlin die bekannte Preisfrage über Futterbau, und es erstand *Schubart von Kleefeld*, ein denkender, durch eigene Noth gebildeter Landwirth Sachsens, mit gesundem Sinn, ohne wissenschaftlichen Behelf, und schrieb seine gekrönte Preisschrift. Dieses Büchelchen that Wunder. Es glich einem Blitz, der die Nacht erleuchtet, obschon nicht bleibendes Licht hinterlässt. — In Deutschland bleibt *Schubart*, als Heros seiner Zeit, im Andenken aller Verständigen! Sein System war zwar nicht das wahre und nachhaltende, es glänzte höchstens 6 Jahre, aber es enthusiasmirte, es lud zu Modificationen, zum Handeln und Denken ein, und hat Bahn gebrochen für rationellen Futterbau und Wechselwirthschaft. Ein zweyter Heros der Deutschen vollendete mit wissenschaftlicher Bildung, was *Schubart* begann. *Thaer* machte uns mit dem rationellen Feldbau *Englands* bekannt. Die Vierfelderwirthschaft ward unter seinem Einfluss deutsches Feldsystem; und obschon auch sie als System nicht rein dasteht oder aller Orten anwendbar bleibt: so ist doch dieses System zur Basis aller jener Wechselwirthschaften geworden, die heute den Hochpunct des Ackerbaues charakterisiren u. s. w. S. 162. Diesen Hochpunct bezeichnen daher: die systematische Verbindung des Körnerbaues mit dem Futterbau; die geregelte Wechselwirthschaft mit kluger Benutzung der Brache; die Fruchtfolge, die durch Vor- die Nachfrucht begünstigt; die mechanische Verbesserung und Anwendung verschiedener Ackerinstrumente; die Vermehrung des Düngers aus dem Pflanzen-, Thier- und Mineral-Reiche; die dadurch gesteigerte Bodenkraft und Production; die vermehrte und höher benutzte Viehzucht; die resultirenden technischen Nebengewerbe, die in Brennereyen, Zuckerfabrication, in Mastungen u. s. w. erstehen; die Verwaltungskunde, durch wissenschaftlich gebildete Oekonomen Alles regelnd und verrechnend; die dadurch erwirkte und festgestellte Ermittelung eines gesteigerten summarischen Reinertrages u. s. w. Der interessanteste Theil dieser lehrreichen Abhandlung ist der, S. 171 — 175, von der Schafzucht, welchen Rec. zum Nachlesen empfehlen muss. Denn die geschichtliche Darstellung, so wie die wissenschaftliche von der Veredlung, sind auf das genaueste mit einander verbunden, und enthalten reine Wahrheit.

Zweyter Band. No. 65. S. 513. Dass die Landwirthe über die Bilanz der Nutzungszweige bey der Schaf- und Rindvieh-Zucht, besonders in Beziehung auf fruchtbare Lehmböden, noch in ihren Meinungen schwanken, lehren die daselbst befindlichen *Bemerkungen*, mit *Anmerkungen* eines *Zweyten*, wo es heisst: Die Schafzucht hat in neueren Zeiten das Rindvieh, besonders in vielen obrigkeitlichen Meiereyen (Rec. beobachtete es auch unter Bauern, die sonst keine Schafe gehalten hatten), zum grössten Theile verdrängt, weil die Bilanz einen grösseren Ertrag zu Gunsten der Schafzucht nachgewiesen hat. Die Ursache muss man bloss in den hohen Preisen der feinen Wolle suchen, denn der Ertrag von ordinärer Wolle wird selten zum Nachtheil des Rindviehes seyn. Rec. hat auch die Erfahrung gemacht, dass, seitdem sich die Wollenpreise wieder veränderten, viele der kleinen Landwirthe von der Schafzucht wieder abgegangen sind. Hier sind nun zur Bewirthschaftung fruchtbarer Lehmböden zwey Fälle angegeben, wobey es sich fragt, ob sie mit mehr Vortheil a) zum Anbau des Getreides, der Handelsgewächse und Futterpflanzen verwendet, dabey die Rindviehzucht mit der Sommer-Stallfütterung eingeführt, und nur so viel Schafe unterhalten werden sollen, als durch die Sommermonate auf den separirten Schafweiden genährt werden kön-

nen; oder ob b) diese Aecker nur zum Theil mit Getreide, der Brachschlag aber als Weide benutzt, oder wohl gar das Ganze zur Vermehrung des Schafviehes in Koppelschläge eingetheilt werden soll. Ueber diesen Gegenstand, sagt der Vf., sind die Meinungen sehr getheilt. Ein Zweyter macht dabey die Anmerkung aus guten Gründen: Das glauben wir durchaus nicht. Die Meinung steht jetzt allgemein fest, dass Futterbau, Düngererzeugung, Abschaffung der Brache einzig zum Ziele führen; aber in Praxis ist es freylich anders, weil man noch nicht allgemein weiss, wie? ohne besonders im Anfange im Geldertrage zurück zu gehen. Der Vf. bemerkt, dass, da die als Weide benutzte Fläche den Nutzen von Brachfrüchten nicht brächte, dabey auch die Gelegenheit zur Düngervermehrung unbenutzt bliebe, die Einführung der veredelten Schafzucht die verlorene Bodenrente niemals ganz ersetzen würde. Er bemerkt weiter: Wenn man nach den Grundsätzen *sub a* in diesen Aeckern $\frac{6}{9}$ mit Getreide, $\frac{2}{9}$ mit Futterpflanzen und $\frac{1}{9}$ mit Handelsgewächsen anbaut, und damit eine wohleingerichtete Rindviehzucht mit Sommer-Stallfütterung dieser Thiere verbindet: so dürfte wohl gegen die Einrichtung *sub b*, nämlich gegen die Vermehrung der veredelten Schafe, ein geringerer Viehnutzen ausfallen, dagegen aber letzter mehrfach ersetzt werden, und diess nicht bloss durch die erzeugten Brachfrüchte, sondern hauptsächlich durch die Anhäufung der Düngermasse, welche bessere Körnerernten und grössere Futterfechsungen für die Wintermonate zur Folge haben würde. Dieser Umstand verdient allerdings berücksichtigt zu werden, denn nur durch die möglichst grösste Menge und Güte des Düngers wird man jeden Nutzungszweig verbessern, folglich auch zuletzt selbst auf diesem Wege die Schafe vermehren können. Dass aber die Anhäufung des Düngers, besonders wo zur Fruchtbarkeit und Erzeugung der Futterpflanzen geeignete Lehmböden vorhanden sind, vorzüglich durch eine zweckmässig eingerichtete Rindviehzucht erreicht wird, dürfte wohl weniger bezweifelt werden u. s. w.

Nr. 79. S. 625 ff. *Fortschreitende Wollcultur in Deutschland, mit Wollmustern belegt.* Von *J. M.* Freyherrn *von Ehrenfels.* Wieder eine höchst ausgezeichnete Abhandlung. Es heisst: Früher retteten sich Eskurialschafe nach Sachsen. Daraus entstand zufällig das *Electoralschaf.* Dieses gab ganz Deutschland die überwiegende Wollfeinheit bis heute. Die Individualität der Züchter und die verschiedenen Kreuzungen, zu denen das Electoralschaf gebraucht wurde, veranlassten *Varietäten.* Es tauchten Stämme oder Varietäten auf, die lange feine, kurze feine, gezwirnte Wolle mit losem, offenem, glatte, fein gekerbte Wollen mit geschlossenem Stapel u. s. w. präsentirten. Mit den Böcken des Electoralstammes veredelte man Anfangs bloss seine vorgefundenen Heerden; nur die Wenigsten und Verständigsten züchtigten stammhaltig, d. i. inzüchtlich. So hatten wir veredelte, aber auch oft charakterlose Erzeugnisse; Constanz, bis selbst auf das Wort herab, war damals noch fremd. Darum theilt Herr *v. E.* geschichtlich und thatsächlich die deutsche Wollcultur in 4 Perioden. Die erste begann mit dem Decennium 1800 in Sachsen. Da wurde der vernachlässigte, aber inzüchtlich erhaltene Stamm von Lohmen den Gutsbesitzern gleichsam für Spottpreise aufgedrungen. Graf *Schönburg* zu Rochsburg machte zuerst Epoche. Inzucht und Stallfutter entwickelten das modificirte Eskurialschaf zum Racethier u. s. w. Im Jahre 1816 trat die zweyte Cultur-Periode ein, welche bis zum Jahre 1828 sich dadurch auszeichnete, dass man Feinheit der Wolle mit Aufopferung aller Nebeneigenschaften suchte, und das Electoralschaf überbildete. Eine neue Aera in Deutschland und besonders in Preussen begann. Preussen, durch seine Kriege erschüttert, durch seine inneren Einrichtungen in den bäuerlichen Verhältnissen aufgeschreckt, ergriff das wahre Mittel der Zeit und der Cultur, die höhere Schafzucht. *Thaer* wurde berufen, und schrieb schon im Jahre 1812 ein Buch über Schafzucht, als er noch kein Schaf hatte. Er bereiste Sachsen, und arbeitete mehrere Jahre nicht glücklich mit bloss feinen Electoralwollen. Er war in dieser Eigenschaft lange in Schlesien übertroffen, und durfte auf diesem Felde weder Ruhm noch Originalität hoffen. Hier war auch der Ort der Ueberbildung. Es kam so weit, dass man Schafe, Stähre züchtete, und als Racethiere hoch verwerthete, die, je weniger Wolle sie trugen, desto höher geachtet und bezahlt wurden. Ein Bock dieser Varietät gab oft kaum $1\frac{1}{4}$ Pfund auf dem Rücken gewaschene Wolle. Wollfeinheit wurde kühn und laut durch Wollwenigkeit erzielt und entwerthet. Wer nicht in diesem System mitzüchtete, fiel in Schatten. Vorzüglich wurden die gezwirnten Wollen beliebt, die da den Fehler der Wollwenigkeit je länger je mehr vermehrten. Diesen Fehler bemerkte der scharfsinnige *Thaer*, und ging desshalb in die dritte Periode der Wollcultur ein. Er tadelte das Electoralschaf, seinen losen Stapel, sein offenes Vliess, sein langes Haar, seine Wollwenigkeit, und fand in Sachsen bey Hn. *Schnetger* auf Machern einen Stamm, der bey höherer, als Negrettifeinheit alle obigen Fehler nicht hatte. Diesen machte er zu seinem Ideal, und hätte er in treuer Fortzüchtung dieser Varietät verharrt, so hätte er gewiss mehr, als mit seiner Kreuzung aus Rambouillet erzweckt. Die veränderte Tuchmanufactur kam jedoch seiner Züchtung zufällig entgegen und zu Gute. Man verlangte für die technische Vorrichtung kurze, gedrungene Wollen. Diese erzeugte nach dem *Thaer'schen* Vorbild Preussen, und nicht so an Feinheit, als an technischer Anwendbarkeit, reiner weisser Wäsche und Haltung, wurden die preussischen Wollen auf dem Breslauer Hauptmarkte berühmt und als das Ziel der höheren Schafzucht proclamirt. *Thaer* suchte seine Wirksamkeit zu verbreiten, literärisch und thatsächlich mit seiner Varietät die Stämme des Electoralstammes zu verdrängen, und sandte in dieser Absicht auch ein Probe-Vliess von kürzester Tuchwolle im Jahre 1828 an den Schafzüchterverein nach Mähren. Die Debatten, die in Beurtheilung dieser Wollart mannhaft *pro* und *contra* aus-

geführt, find zum Theil in den *Oekonomischen Neuigkeiten* bekannt geworden. Hr. *v. E.* setzte sich vorzüglich dem Antrage entgegen, dieses preussische Schaf das deutsche Merinosschaf zu taufen, und in diesem Namen alle übrigen aus dem spanischen Merinos resultirenden Edelschafe zu ersäufen. Er hat an dem *Thaer'schen* Woll-Vliess factisch gezeigt, wie sehr die Wollfeinheit durch diese aus sichtbarer Kreuzung ohne Originalität und Constanz ephemere Veredlung gefährdet werde und usurpirt sey. Das Muster VII war eines der feinsten aus *Thaers* Züchtung; es sey aber nicht mehr, als eine gute Mittelwolle auf Tuch beabsichtigt. Der Enthusiasmus wurde selbst literärisch abgekühlt. Auch der rationelle, sagt der Vf., der Wahrheit aufrichtig ergebene *Elsner* lenkte ein, und so gingen wir in die heute noch nicht vollendete *vierte* Periode der Wollcultur über. Das erste Resultat dieser etwas stürmischen Verhandlung, fährt der Vf. fort, war, dass ich sagte: wenn die Fabrication bloss kurze Wolle verlangt, so will ich sie ohne Race und Constanz, ohne die Zukunft der Gegenwart aufzuopfern, sogleich und schon künftiges Jahr kürzer und feiner liefern, als das *Thaer'sche* Vliess vorzeichnet. Herr *v. E.* hielt Wort, liess einige seiner gröbsten Weideschafe 2 und 3 Mal scheren, und brachte die Muster davon im Jahre 1829 vor das schiedsrichterliche Tribunal der ökonomischen Gesellschaft von Wien und Brünn, die sich, wie aus öffentlichen Blättern bekannt, nicht ungünstig auszusprechen gezwungen waren. Auch sandte der Vf. der Feintuchfabrik der Herren Gebrüder *Moro* in Klagenfurt, der Tuchfabrik ersten Ranges in Oesterreich, 30 Vliess dieser zwey- und dreyschürigen Wollen, um ihre technische Anwendbarkeit zu beurkunden, und Herr *Franz* Ritter *von Moro*, einer der gebildetsten Wollkenner, Fabrikanten und Oekonomen unserer Zeit, sandte von den Wollen des Vfs. 2 Jahre hinter einander an die Schafzüchtervereine zu Brünn und Wien gewaschene, gesponnene Wolle und selbst daraus verfertigte Tuchproben. Er rühmte die Anwendbarkeit dieser mehrschürigen Wollen als das consequente Mittel ihrer Verkürzung und Veredlung zugleich; bezahlte sie besser, als einschürige Wolle, und engagirte mehrere Schäfereyen, ihm solche Wollen zu liefern u. s. w. Weiter unten spricht Herr *v. E.:* Ich fuhr in meinen Versuchen unbeirrt fort und bin aus Gründen, welche nicht blenden, auf das Resultat der *acht Monatschur* gekommen. Ich habe auch hier bey der Thatsache angefangen, und habe im Jahre 1832 an die Herren Gebrüder *Moro* in Klagenfurt sogleich 20 Vliesse dieser 8 Monatschur mit der Bitte eingesendet: den Befund der Welt unparteyisch mitzutheilen u. s. w.

Zum Schluss ist noch zu bemerken, dass Hr. *Elsner* Nr. 59 die Anzeige macht, dass er die Redaction dieser *Oekonomischen Neuigkeiten* Hn. *Emil André* ganz allein überlasse.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nürnberg*, b. Zeh: *Sinnpflanzen.* Sechs Erzählungen für die Jugend, von *Lina Reinhardt.* Mit 4 fein colorirten Kupfern. 1834. 168 S. 8.

Diess Mal heisst es wie in der heil. Schrift: der Letzte soll der Erste seyn. Der letzten Erzählung im Buche, dem *Perlenfischer*, Mährchen, gebührt die oberste Stelle; die Erfindung ist anmuthig, die Moral fasslich und frey aus dem Mährchen hervorgehend. Die Phantasie spielt mit ihren bunten Tinten nicht mehr, als es sich ziemt, hinein, sie verletzt nicht das Ebenmass, ist aber auch nicht kalt, oder gezwungen tändelnd, ja das Mährchenhafte ist wahrscheinlicher als der Lebenslauf der schönen Schauspielerin in dem *Bilde der Mutter*, und das Wiedererkennen von Mutter und Tochter in den *russischen Bädern*; nicht dass dieser Fall an sich unmöglich wäre, aber der Roman muss wahrer seyn als die Wirklichkeit, und der Jugend darf nicht das Romanhafte als Muster aufgestellt werden. Auch in dem *goldnen Kreuzchen* giebts Erkennungen und Belohnungen eines redlichen treuen Gemüths, aber nichts erinnert an den Roman; dabey sind Betrachtung und Nutzanwendung an der richtigsten Stelle, gegen irgend eine falsche Auslegung ein sicherer Schutz. *Die Klöster* warnen in einer wahren Begebenheit gegen geistlichen Stolz. Verblendung lässt das wunderbar gerettete Mädchen in die Versuchung fallen, sich für eine Heilige zu halten, der keine Gefahr drohen könne; dem Uebermuth folgt die Strafe, zerschmettert stürzt sie in den Abgrund.

Erquicklich beruhigt uns darauf *der arme Wilhelm*, welcher taubstumme Knabe sich vom ärmlichen väterlichen Hause entfernt und wohlthätige Herzen trifft, die sich seiner annehmen, und ihn zum besseren Künstler auferziehen.

Die Schreibart sämmtlicher Erzählungen ist durchaus zu rühmen, kindlich, nicht kindisch, dem Gegenstand angemessen, sowie einer wahrhaft gebildeten Jugend, die unverdreht, sich den Sinn für ächte Natürlichkeit feiner erhielt, als ältere Personen, denen im Geräusch der Welt der Tact, das Gefühl sich abstumpfte. Auch das Aeussere dieser Schrift ist dem Inhalte vollkommen angemessen, und wir halten uns für verpflichtet, dieselbe als ein recht passendes und lehrreiches Weihnachtsgeschenk für die lieben Kleinen angelegentlichst zu empfehlen.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

ÖKONOMIE.

Prag, in der Calveschen Buchhandlung: *Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.* ——— Herausgegeben von *F. G. Elsner* und *Emil André* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

1833. *Erster Band.* No. 1. S. 1. *Mittel gegen die Rinderpest nebst Mittheilung gegen die bösartige Klauenseuche der Schafe.* Von *Joseph Michael* Freyherrn *von Ehrenfels.* Weniger auf dem Wege eines wissenschaftlichen Räsonnements als des Zufalls glaubt der Vf. im Besitz eines kräftigen Mittels gegen die Rinderpest zu seyn. Ueber 40 Jahre praktischer Landwirth im Grossen, mit einer Art wissenschaftlicher Vorbildung, mit Leistungen, die ihn in Europa literärisch und praktisch als befähigt erklären, in Besitz von Gütern, die ihn in allen Beziehungen selbstständig und unabhängig gestellt (für manche Leser bemerkt Rec., dass diese Aeusserungen nicht Prahlerey, sondern reine Wahrheit enthalten), enthusiasmirt für Versuche zum Besten der Landwirthschaft u. s. w., konnte er, der die Landwirthschaft aus Zuneigung und Selbstbestimmung auch in wissenschaftlicher Beziehung ganz und ungetheilt zu umfassen pflegt, ihren schlimmsten Feind, die Rinderpest, nicht ignoriren. Was von *Wollstein* an bis auf unsere Zeit herab über Seuchen geschrieben ward, habe er gelesen und geprüft; was dagegen vorgeschlagen wurde, versucht; was Zufälle angeboten haben, durch Erfahrung gewürdigt; was Theorieen empfehlen, praktisch verglichen. Mit nicht gemeiner Erfahrung ausgestattet (sagt er), biete ich meiner Mitwelt die Mitarbeit in der schwierigen Aufgabe an: die Rinderpest zu paralysiren, die miasmatischen und örtlichen Erregungsursachen zu neutralisiren, die bis zu einem gewissen Stadium Erkrankten zu heilen. Er fährt weiter fort: Ich masse mir nicht an, bereits in Evidenz zu stehen, mit einem Mittel ein Specificum gegen alle so oft modificirten Seuchen zu verhandeln; nicht wie ein Wundermann in die geheime Werkstatt der Natur eingedrungen, und in der Lage zu seyn, der Seuche unbedingt in die Räder zu fallen. Mein Anerbieten basirt vorläufig auf Uneigennützigkeit und auf durch Miterfahrung Anderer erprobte Wahrheit. Um dem Getriebe aller wissenschaftlichen und politischen Voruntersuchnngen zu entgehen, knüpfe ich unmittelbar mit der Publicität an. Ich mache daher in wenigen Worten bekannt: dass ich ein verlässliches Mittel gegen die europäische Rinderpest zu besitzen glaube. Ich gebe dieses Mittel unter nachstehender Bedingung allen jenen Ländern *unentgeltlich*, welche es begehren. Aus dem Mittel selbst mache ich in so lange ein Geheimniss, bis solches durch die Zeugnisse ganzer Länder oder vieler unzweydeutiger Gutsbesitzer eine anerkannte Wahrheit, eine Thatsache geworden. Dann erst mache ich es öffentlich und unbedingt bekannt u. s. w. Der Verf. kommt nun auf die Geschichte der bösartigen Klauenseuche der Schafe, und sagt: Es ist weltbekannt, und durch die öffentlichen Blätter erhärtet, dass ich das nachhaltende specifische Mittel gegen die bösartige Klauenseuche der Schafe gefunden, und ohne eine lohnende Bedingung gratis für Jedermann Preis gegeben habe u. s. w. Die bösartige Klauenseuche der Schafe wurde aus Frankreich über die Schweiz nach Deutschland, nach Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Polen eingeschleppt. Sie ist in solchem Grade ansteckend, dass Gesunde bloss von Betretung ein und desselben Weges angesteckt werden können. Daher ist es erklärbar, wie eine bloss durchziehende Heerde ungesunder Schafe ganze Länder vergiften konnte. Der Verf. kaufte sich aus einer Genfer Heerde eine Anzahl klauenkranker Schafe, um damit Versuche machen zu können, da kam er, wie er selbst spricht, theils zufällig, theils räsonnirend, auf die Salpetersäure als das wirksamste, unzweydeutigste Heilmittel. Diess machte er auch, sobald er zu eigener Ueberzeugung gekommen war, privatim und öffentlich bekannt. Zuerst wurde es von dem verstorbenen Hofrath *André* in seinen Blättern bekannt gemacht. Von da ging die Entdeckung in alle, besonders in die Berliner Tageblätter über. Die königlichen Stammheerden in Preussen unter der Oberleitung des seligen *Thaer* waren gleichzeitig alle von der bösen Klauenseuche ergriffen, promulgirten die Ansteckung, nicht so contagiös glaubend, durch ihre Verkäufe, und waren daher compromittirt. In öffentlichen Blättern wurde Hr. *v. E.* desswegen, von *Thaer* namentlich, über seinen unnützen Feuerlärm, wie der Ausdruck lau-

tete, beleidigend angegriffen, und als Arcanist und Marktschreyer beschimpft. Die Annalen *Thaers* enthalten die Belege. Herr *von E.* fasste nun den Muth, über den blauen Vitriol, das Palliativmittel *Thaers*, öffentlich herzufallen, und als Profaner dem Arzt begreiflich zu machen, dass er mit seinem Vitriol in Pulvergestalt unmöglich, wie er mit seiner Flüssigkeit, in die Fistelgänge der Klauen eindringen, den Verbrennungs-Process der bösen Materie so sicher, schnell und consequent erwirken, und somit nur momentan, nicht definitiv heilen könne. *Thaer* hat sich später selbst überzeugt, dass Hr. *v. E.* Recht habe; denn nach vielen Rückfällen habe er im Stillen, um definitive Heilung zu erzwecken, selbst nach der Salpetersäure gegriffen: nur habe er sie mit vielen Anderen *Salzsäure* genannt u. s. w. Weiter unten S. 4, wo der Vf. Hn. *Elsner* tadelt, dass er die Salpetersäure mit 3 Theilen Wasser verdünnt, und damit entweder nur langsam oder gar nicht zur Heilung gelangt, sagt er: Die specifische Wirksamkeit der Salpetersäure besteht geradezu in ihrem Schärfegrade. Wie Feuer muss die Flüssigkeit, in alle Fistelgänge eindringend, die böse Materie und die davon ergriffenen fleischigen Theile augenblicklich verbrennen; rauchen muss beym Aufguss des Mittels die Klaue, wie vom Feuer ergriffen, und das böse Geschwür in ein gutartiges, die Jauche schnell in Eiter verwandeln. Furchtlos habe ich alles das bey Tausenden und Tausenden ohne irgend einen Nachtheil anwenden lassen, und immer ist die gründliche Heilung Folge davon gewesen u. s. w. Eben so einfach und kräftig ist auch mein Mittel gegen die Rinderpest u. s. w. Am Schlusse dieser Abhandlung verspricht der Vf. Folgendes: 1) Ich versichere, ein bewährtes Mittel gegen die Rinderpest und mehrere contagiöse Thierkrankeiten zu besitzen. 2) Ich offerire dieses Mittel in Quantitäten, die meine Geldkraft gestattet, *unentgeltlich*, sobald die Rinderpest ausgebrochen, diese mir in Symptomen beschrieben und als contagiös von Landesbehörden anerkannt worden. 3) Die ersten Anwendungen leite ich innerhalb der österreichischen Provinzen, wo möglich persönlich, ausserhalb dieser wenigstens durch einen meiner Beamten. 4) Haben sich öffentlich und thatsächlich die Mittel dahin bewährt, dass die höchste Staatsverwaltung Oesterreichs oder wenigstens zwey auswärtige Regierungen sich bewogen finden, diese unbedingt anzuerkennen: so mache ich unter dieser Autorität Mittel und Verfahren, ohne Preis und Belohnung für die Sache zu bedingen, öffentlich der ganzen Welt bekannt. — Oekonomische und politische Blätter werden um Verbreitung ersucht. Meine Adresse ist mein Name, wohnhaft zu Wien in No. 262, im eigenen Hause. — Hiezu findet sich S. 356 noch ein Aufsatz: *Neueste Erfahrung über die gründliche Heilung der bösen Klauenseuche bey Schafen.* Von *J. M.* Freyherrn *von Ehrenfels.* Hier sagt der Vf.: Seit ich neuerdings in No. 1 dieser Blätter von der bösen Klauenseuche der Schafe gesprochen habe, kommen aus allen Ländern Anfragen und Gesuche um nähere Mittheilung und Heilmethode in selber; ein Beweis, dass mein evidentes Heilmittel nicht genüglich bekannt, nicht genug geachtet, durch Eigennutz entstellt und selbst unter geregelten Thierärzten aus Vorurtheil nicht überall versucht worden u. s. w. S. 357 Das Heilverfahren ist folgendes: 1) Wird die klauenkranke Heerde sogleich in drey Haufen, in Gesunde, Kranke und Genesene, getheilt. 2) Alles, was bereits hinkt, auf den Knieen rutscht, oder nur zwischen den gespaltenen Klauen der Vorder- oder Hinter-Füsse jauchartige Feuchtigkeit zeigt, gehört unter die Abtheilung der Angesteckten und Kranken. 3) Von diesen Kranken werden alle vier Klauen untersucht, mit einem scharfen Messer das bereits Lose und Angegriffene weggeschnitten, die in den hornartigen Theilen der Klauen vorfindigen Fistelgänge mit dem Messer aufgedeckt und mit nachfolgenden Mitteln behandelt. 4) Die *Salpetersäure*, welche man mit dem Stärkegrad in den Materialisten-Gewölben unter dem Namen *Scheidewasser* kauft, wird auf eine Schale gegossen, die Fahne einer Gänsefeder stark in die Säure eingetaucht, und damit die ganze Sohle der Klaue stark bestrichen, so dass es raucht, wie wenn Feuer gebrannt hätte. Man lässt in die Fistelgänge etwas von der Säure eindringen, und beschmiert sogleich die Spalten der Klauen leicht, im Fall sie eiterartige Feuchtigkeit zeigen. 5) Diese also behandelten Klauen werden sodann, besonders im Sommer, wegen der Maden und der augenblicklichen Milderung der Schmerzen, auch gegen die wiederholte Ansteckung als Präservativ mit dem brenzlichen Hirschhornöl (wohlfeil bey Materialisten zu kaufen) eingeschmiert und die Heilung der Natur ohne allen Verband in soferne überlassen, dass diese bereits operirte Heerde, bis zur gänzlichen Herstellung, abgesondert gehalten, nicht mit Kranken und Gesunden vermischt werden darf. Im Stalle ist für trockene Streu zu sorgen. 6) Selten wird bey nicht sehr veraltetem Uebel eine zweyte Operation nöthig seyn. Doch müssen von 3 zu 3 Tagen alle operirten Schafe revidirt und untersucht werden, ob die jauchenartigen Geschwüre mit gutartiger Eiterung zur Heilung greifen. Das vorzüglichste Kriterium sind hier die Spalten der Klauen. Sind diese rein und trocken, so ist die Heilung vollbracht, und diese Thiere sind sogleich auszuscheiden und in den Haufen der Reconvalescenten einzureihen. 7) Diejenigen, welche noch hinken, oder bey der Untersuchung noch kranke Puncte offenbaren, müssen das zweyte Mal operirt werden. Oft flüchtet sich das Uebel bis in die Spitzen der Klauen. Ueberall hin muss mit dem Messer vorgearbeitet, die Salpetersäure eindringend gemacht und so oft wiederholt werden, als nicht die gründliche Heilung hergestellt worden. So viel von der Heilung. Nun auch von den Mitteln, gesunde Schafe vor Ansteckung zu verwahren. Diese müssen wir aber dem Leser nachzulesen überlassen.

Zweyter Band. S. 406. *Kammwoll-Erzeugung. Wiederholte Auffoderung an die deutschen*

Schafzüchter. Hr. *Clauſs* in Pirna hat ſchon ein Buch davon geſchrieben, und die deutſchen Schafzüchter zur Erzeugung von Kammwolle, welche 6—7 Zoll Länge haben ſoll, ermuntert und aufgefodert. Vor ihm that daſſelbe Hr. *Petri* in Thereſienfeld, aber es ſcheint eben noch keiner ſeine Rechnung dabey zu finden, weil die Erzeugung der Kammwolle für den deutſchen Schafzüchter einen Rückſchritt in der Veredlung nöthig machen würde; auch könnte man nicht wiſſen, wie lange eine ſolche Wolle geſucht werden möchte, die nur zu Modefabricaten gebraucht wird. Denn Hr. *C.* bemerkt S. 407, was für verſchiedene Zeuge aus ihr fabricirt werden, als: 1) werden die feinſten Kammgarne von Wolle und Geſpinnſt mit Seide durchwebt, welches Fabricat *Chalies* genannt wird; 2) wird das Schafwoll-Kammgarn mit Baumwolle verarbeitet; 3) wird das feinſte Kammgarn von Wolle und Geſpinnſt allein verwebt, deſſen Fabricat man mit dem Namen *Tibets* bezeichnet, ohne der mannichfaltigen Zeuge zu gedenken, die mit Kammwollengarn und Linnen, ſowie mit erſten und tibetaniſchen, auch Angoraziegenhaaren durchwirkt werden. Auſser dieſen giebt es noch viele andere Fabricate von feinſter und ordinärer Qualität, als Caſimir, Circaſſinets, Caſſinets, feine Geſundheitsflanelle u. ſ. w., die mit Kammgarn und Tuchwollgeſpinnſt durchwirkt ſind, auſser der unerſchöpflichen Menge von Fabricaten, die ſich von Jahr zu Jahr vermehren, und welche für den Gebrauch und die Geſundheit des Menſchen immer unentbehrlicher werden. Höchſt wichtig könnte die halbveredelte Kammwolle für die Strumpfmanufactur werden, da die kammwollenen Strümpfe die Wärme der Schafwolle mit der Weichheit und Glätte der Baumwolle vereinigen, und bey der edelſten feinſten Qualität der Wolle faſt der Seide gleichen. Da nun der Vorzug der halbveredelten deutſchen Wollen, die zu Kammgarn geſponnen werden, vor der ordinären irländiſchen und engliſchen Leiceſter- und Dishley-Wolle unſtreitbar erwieſen iſt, ſo iſt zu erwarten, daſs der bedeutende Abſatz dieſer Strümpfe nach Nord- und Süd-Amerika zunehmen, und dagegen die Strümpfe von Baumwolle theilweiſe verdrängen wird. In dieſem Falle würde die halbveredelte Kammwolle viele Käufer finden, und das Kammgarn zu dieſem Fabricat lebhaft geſucht ſeyn. Rec. meint aber, daſs es in 6, 8 und 10 Jahren weit anders damit ausſehen kann. Dann dürften es ſich unſere deutſchen Schafzüchter gewiſs nicht gereuen laſſen, wenn ſie ihre hochveredelte Schafzucht nicht mit einer halbveredelten vertauſcht haben. Hr. *Clauſs* legt uns S. 561 einen anderen Aufſatz vor: *Reſultate des Verſuchs auf der königl. ſächſiſchen Stammſchäferey Thiergarten bey Stolpen, zweyjährige Kammwolle zu erzeugen.* Hr. *C.* brachte es durch ſeine Brochüre über die Production edler und veredelter Kammwolle doch ſoweit, daſs das königl. ſächſiſche hohe Miniſterium der Finanzen an den Hn. Amtsverwalter *Nacke* zu Rennersdorf die Verordnung ergehen lieſs, auf der königlichen Stammſchäferey Thiergarten bey Stolpen einen Verſuch zu machen, Kammwolle nach Hn. *C.* Anweiſung zu erzeugen, und ſolche zwey Jahre wachſen zu laſſen. Da aber damals die Heerden ſchon alle gebadet und auch zum gröſsten Theil geſchoren waren, ſo wurden durch Herrn *Nacke* ſechs Stück von der dichtwolligen Negretti-Raçe ausgeſucht, die rückſichtlich ihres Wollbaues durch längeres Wachsthum ſich zur Kammwolle beſonders eigneten, und deren Wolle nach Ausdehnung 2—3 Zoll lang war. Seit jener Zeit wurden nun dieſe ſechs Stück Hammel im Stalle gefüttert, worauf ſich bey der dieſsjährigen Schur folgendes Reſultat ergeben hat: Gedachte ſechs Thiere gewährten überhaupt 36 Pfund 2 Loth der ſchönſten, gebadeten Kammwolle, und es wurden mithin auf 1 Stück im Durchſchnitt 6 Pfund Wolle genommen, von welcher das ganze Vlieſs, auſser einem kleinen Theile Lockenwolle vom Bauch und den Extremitäten, zum Kämmen auch ohne kurze Tuchwolle völlig brauchbar war, und darum hatte ſie auch einen weit gröſseren Werth, als die, welche erſt aus der Tuchwolle ausſortirt werden muſs. Nach Angabe des Herrn *Nacke* gaben dieſe 6 Stück Hammel im Einzelnen folgendes Gewicht:

No.	Pfd.	Loth,	und war lang	Zoll rhein. Maſs.
No. 1.	6 Pfd.	27 Loth,	und war lang	7 Zoll rhein. Maſs.
— 2.	6 —	7 —	— — —	7 — — —
— 3.	6 —	3 —	— — —	$6\frac{1}{2}$ — — —
— 4.	5 —	29 —	— — —	6 — — —
— 5.	5 —	20 —	— — —	$5\frac{1}{2}$ — — —
— 6.	5 —	12 —	— — —	5 — — —

mithin 36 Pfd. 2 Loth überhaupt, wie oben gedacht. Da dieſe ſechs Hammel das erſte Jahr den Sommer über mit auf die Weide getrieben, den Winter hindurch aber gleich den übrigen mit magerem Futter genährt wurden, bey welcher Gattung man in 12 Monaten im Durchſchnitt per Stück wohl nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Pfund Wolle hätte erwarten können: ſo giebt uns das hieraus gewonnene Reſultat die ſicherſte Auskunft, daſs der längere Stand der Wolle auf den Schafen bey Sommerſtallfütterung der letzten im Verhältniſs zur einjährigen Schur ein weit gröſseres Quantum Wolle liefert, was auch Herr Wirthſchaftsrath *Petri* und einige Andere durch ſelbſt angeſtellte Verſuche beſtätigt gefunden, und in öffentlichen Blättern mitgetheilt haben. Bey dem hier beſprochenen Verſuche in Thiergarten ergiebt ſich, daſs in zwey Jahren (ungeachtet bey gewöhnlicher Haltung im erſten Jahre) auf einem Hammel 1 Pfund Wolle mehr gewonnen worden, dieſer Mehrertrag aber, nach der ſo eben gemachten Bemerkung, bloſs auf das zweyte Jahr zu rechnen iſt. Ein anderer Verſuch, bey welchem man dergleichen Hammel zwey Sommer im Stalle fütterte, und im Winter mit nahrhaftem Futter unterſtützte, würde daher lehren, daſs dann auf jedes Jahr 1 Pfund Wolle mehr gewonnen werde, wovon Hr. *C.* ſchon längſt durch die Güte des Herrn Lord *Weſtern* in England die überzeugendſten Beweiſe in den Händen haben will. Herr Amtsverwalter *Nacke* hat nun

dieſe 36 Pfund Wolle auf dem dieſsjährigen Wollmarkte zu Dresden gleich am erſten Tage (den 10 Juni) den Stein mit 17 Rthlr., an einen ſächſiſchen Kammgarn-Fabricanten verkauft, wobey dieſer es an Aufmunterung, dergleichen Wolle in gröſseren Quantitäten zu produciren, nicht hat mangeln laſſen, mit der Bemerkung: daſs er dergleichen Wolle, bey jetzigen Conjuncturen, gern mit 18 Rthlr. per Stein bezahlen würde. Da aber die edle Kammwolle, von der Secunda- und dem gröſsten Theil der Tertia-Sorte, als der wünſchenswertheſte Artikel zum Kämmen erſcheint (denn Garn von Prima- und Electoral-Wolle würde den Zeugfabricanten zu hoch zu ſtehen kommen), ſo macht Hr. *C.* die Schafzüchter beſonders darauf aufmerkſam, daſs, wenn ſie gedachte Secunda- und Tertia-Sorte als Tuchwolle zu Markte gebracht hätten, ſie, ungeachtet der dieſsjährigen ſehr erhöhten Preiſe, wohl ſchwerlich mehr als 14, höchſtens 15 Thaler per Stein erhalten haben würden, daſs mithin die Kammwollproduction in den genannten Sorten jeden Falls vorzuziehen iſt. Liegt alſo hier der gröſsere Gewinn der letzten nicht offenbar vor Augen? Müſsen auch die Kammwollträger etwas mehr Futter bekommen, ſo wird dieſer Aufwand durch die gewonnene Quantität und den höheren Preis doch mehr als doppelt erſetzt. Uebrigens iſt die Auffoderung des Herrn *Clauſs* ohne Zweifel nur an ſolche deutſche Schafzüchter gerichtet, welche in ihren Schäfereyen nur Tertia- und Secunda-Wollſorten zu erzeugen vermögen; andere hingegen, welche in ihren Schäfereyen Prima- und Electa zu erzeugen im Stande ſind, können hier gar nicht gemeint ſeyn. Denn ſie würden nicht in der Veredlung einen ſolchen Rückſchritt machen, da ihre Wolle jederzeit einen höheren Preis als den höchſten der veredelten Kammwolle hat. Jene erſtgenannten Schafzüchter aber könnten gar wohl ihre Rechnung dabey finden, wenn ihnen die Stallfütterung keine Beläſtigung machte, die jedoch der Dünger ſchon vergüten würde, und wenn das im erſten Jahre zurückbleibende Wollgeld durch die anzurechnenden Intereſſen den Gewinn nicht verringerte.

Ks.

HOMILETIK.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Textbuch,* oder *Sammlung auserleſener Schriftſtellen zu den gewöhnlichen Amts- und Caſual-Reden,* von *J. G. Bornmann,* ehemals Paſtor zu Prauſsnitz, Jauerſchen Kreiſes. Zweyte Ausgabe, bearbeitet und vermehrt von deſſen Sohne *K. G. Bornmann,* Paſtor zu Wilxen, Trebnitzer Kreiſes. 1834. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter den in neuerer Zeit erſchienenen bibliſchen Handconcordanzen darf die vorliegende ſowohl in Betracht ihres reichen Inhaltes, als der groſsen Sorgfalt, mit welcher der Vf. derſelben bey der Auswahl der einzelnen Schriftſtellen zu Werke gegangen iſt, unbedenklich als eines der brauchbarſten und werthvollſten genannt werden. Unter den beſonderen Ueberſchriften: Texte zu Copulationsreden —, zu Taufreden —, zur Confirmationshandlung —, zu Beicht- und Abendmahls-Reden —, zu Begräbniſsreden —, zu beſonderen kirchlichen Feſt- und Feier-Tagen —, bey Ereigniſſen, welche die Obrigkeit und den Staat überhaupt und deſſen Einrichtungen betreffen —, Texte zu beſonderen kirchlichen Feierlichkeiten —, Texte auf beſondere Zeiten und Umſtände —, ſind in dieſer Sammlung faſt durchgängig glücklich gewählte Bibelſtellen in groſser Anzahl zuſammengeſtellt, und bey jeder dieſer allgemeinen Rubriken alle gedenkbaren beſonderen Fälle der homiletiſchen Praxis mit beynahe ängſtlicher Genauigkeit berückſichtigt worden. Die meiſten Texte vereinigen die weſentlichen Eigenſchaften der möglichſten Einheit des Inhaltes und der erfoderlichen Kürze, und durch letzte Eigenſchaft ward es möglich, die aufgenommenen Bibelſtellen mit wenigen Ausnahmen völlig ausgeſchrieben zu geben, wodurch der Gebrauch des Buches um ein Bedeutendes erleichtert wird. Die unter jeder einzelnen Rubrik gegebenen Texte reihen ſich nach der gewöhnlichen Folge der bibliſchen Bücher A. und N. Teſtaments an einander, und wir können es nur billigen, daſs der Vf. auch von dem reichen Schatze praktiſch-fruchtbarer Ausſprüche, welcher in den altteſtamentlichen Schriften niedergelegt iſt, ſo fleiſsig Gebrauch gemacht hat. Hinſichtlich der Anordnung dieſer Sammlung wollen wir noch erwähnen, daſs es einfacher und zweckmäſsiger ſeyn würde, wenn die darin aufgenommenen Schriftſtellen überhaupt nur in die beiden Hauptrubriken *temporeller* und *caſueller* Texte abgetheilt worden wären, ſo daſs die unter No. VI und theilweiſe unter No. VII enthaltenen Texte unter der erſten, die übrigen unter der zweyten ihre Stelle gefunden hätten. — Die zweyte, von dem Sohne des vollendeten Vf. bearbeitete Ausgabe iſt nicht nur in den meiſten Artikeln mit einer Anzahl von Texten vermehrt worden, ſondern ganz neu hinzugekommen ſind auch die Texte: zu Buſs- und Bet-Tagen, zum Bibelfeſte, bey der Huldigungsfeier, bey der Geburtstagsfeier, zur Gedächtniſsfeier des Landesherrn, bey der Wahl von Rathmännern und Stadtverordneten, bey Landtagen, zu Synodalpredigten, zu Armen- und Almoſen-Predigten, zur Pfarrwahl und zur Hagelfeier. Papier und Druck ſind gut.

K....r.

1 Num. 180. 2

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

THEOLOGIE.

Leipzig, in Baumgärtners Buchhandlung: *Commentarius in Epistolam Jacobi.* Conscripsit *Car. Godofr. Guil. Theile*, Theol. D. et in Acad. Lips. Prof. E. O. (*Comment. in Nov. Test. Vol. XVIII.*) VI u. 58 S. Proleg. und 288 S. Comment. gr. 8. 1833. (1 Thlr. 18 gr.)

Nach längst vorausgegangener Ankündigung eines neuen Commentars über sämmtliche Schriften des N. T., der unter Leitung und thätiger Mitwirkung des Hn. Prof. *Theile* erscheinen sollte, ist uns vorliegender Commentar über den Brief Jacobi als erstes Zeichen der wirklich begonnenen Ausführung jenes Planes zugekommen. Schon in der als Ankündigung des Ganzen ausgegebenen *Notitia novi Commentarii in N. T.*, die auch hier wieder abgedruckt erscheint, hatte sich der Herausgeber sowohl über Plan und Zweck dieses Unternehmens, als über die dabey zum Grunde gelegten Gesetze der Auslegung in einer Weise ausgesprochen, die nicht ohne Grund etwas recht Tüchtiges und Gediegenes erwarten liess. *Historisch-grammatisch* solle die Auslegung dieser Schriften seyn, frey vom Zwange dogmatischer Bestimmungen des 16 Jahrhunderts, wie vom Einflusse dieses oder jenes philosophischen Systemes der neuesten Zeit, während als strenges Gesetz die gedoppelte Foderung anzuerkennen sey: *nullam ullo modo admittendam esse verborum enarrationem, quae usui linguae grammaticesve repugnet, — nec ullam admittas verborum enarrationem, quae apertis rationibus historicis repugnet.* Eben so gründlich und klar, als recht vielseitiger Beachtung dringend zu empfehlen ist die nähere Bestimmung und Begründung der in diesen Worten ausgesprochenen Grundregel aller Auslegung. — Auch über Plan und Zweck des ganzen Unternehmens war sich der Herausgeber zum Voraus klar geworden. *Id nempe totius operis primarium erit momentum ac consilium, ut quam brevissimo, quo facilior sit conspectus, spatio omnia quae ad plenam intimamque scriptionum nostrarum intelligentiam vere faciunt, comprehendantur ita, ut nec fastidium creetur iis qui erectioris exercitatiorisque ingenii sunt, nec deserantur, qui non magno florent interpretandi usu atque solertia*; und für die letzten besonders sollte es vorzüglich auf Anregung und Uebung der eigenen Urtheilskraft abgesehen seyn, *ut ipsi interpretari potius discant quam interpretationes.* Dass Hr. *Th.* in diesen Worten das Richtige ausgesprochen, leidet keinen Zweifel; nur fragt sich, ob es ihm gelungen, die Aufgabe rein zu lösen. Methodisch geht der Vf. dabey zu Werke: nach vorausgeschickter Inhaltsanzeige jedes Abschnittes wird zuerst eine genaue Erklärung und Erläuterung der einzelnen Worte gegeben; dann folgt die nöthige Sinn- und Sach-Erklärung, und zum Schlusse die Geschichte der Auslegung mit Beurtheilung der verschiedenen Erklärungen. Unseres Dafürhaltens ist in zwey der genannten Puncte des Guten offenbar zu Viel geschehen. Einmal nämlich in dem rein sprachlichen Theile der Auslegung, den der Vf. meistens mit allzu grosser Ausführlichkeit und unter Beyschaffung zahlreicher Parallelen aus fremden Schriftstellern behandelt, die ohne Nachtheil der gründlichen Gelehrsamkeit des Commentars Lexikographen und Observationsschreibern überlassen bleiben durfte, um so mehr, da hier dem Leser nur zu oft ermüdend und selbst störend erscheint, was ihm nöthigen Falls mit wenigen Ausnahmen, — die er dankbar anerkannt haben würde, — jedes gute Wörterbuch ersetzen dürfte. Der zweyte Punct betrifft die Anführung fremder Meinungen und Erklärungen. Schon dieses, dass der Vf. das theilweis Richtige verschiedener fremder Erklärungen für seinen Zweck zu einem eigenen Ganzen verarbeitet, wodurch der Commentar sehr häufig ein ganz musivisches Ansehen erhält, kann Rec. in der Weise, wie es hier geschehen ist, nicht billigen. Diese häufigen Anführungszeichen und eingeschalteten Namen führen den Leser fortwährend nach Aussen und nach den verschiedensten Seiten hin, so dass ein ruhiges, zusammenhängendes Fortgehen nur durch eine allaugenblicklich erneuerte, unablässig und bis zur Ermüdung gespannte Aufmerksamkeit möglich wird. Um nur Ein Beyspiel dieser Art zu geben, heben wir folgende Stelle in der Erklärung von Cap. 1, 2 (S. 4 und 5) aus, die indess keineswegs zu den störendsten gehört: — — *ita quidem ut vers. demum 13 sq. pergat ad „sollicitationes atque illectamenta pravae concupiscentiae; quae illas afflictiones fidei causa intentas in argumentum desciscendi a fide convertit“ (Heis.). Variae satis gravesque erant. „Judaeorum, pertinacium religionis avitae defensorum, odia jam accedebant odiis, quibus gentes solebant Judaeos persequi“, adeoque qui gentibus „clades et calamitates inusitatas“, sibi vero „diuturnum felicitatis et voluptatis usum“ expectabant, non solum abstinere debebant „a vario pristinarum voluptatum genere“, sed etiam „novas varias calamitates ferre*

ſeque ad experiundas res adverſas ultro quaſi parare (*Sml.*)*; quibus omnibus per „inſidias a falſis doctoribus ſtructas“* (*Pott*)*, ſi vel non „praecipue“ ſpectatae ſint, haud exiguum momentum eſt additum.* Dieſe Art der Erklärung wird um ſo ſtörender, je weniger die einzelnen, aus ihrer urſprünglichen Verbindung in einen dem Sinne des Vfs. angemeſſenen Zuſammenhang verſetzten Ausdrücke und Phraſen den ganzen, wahren Sinn der benutzten Quellen errathen laſſen, was am Ende doch der Hauptzweck ſolcher Anführungen ſeyn dürfte. Dagegen theilt der Vf. in der eigentlichen Geſchichte der Auslegung, beſonders ſchwieriger und vielfach gedeuteter Stellen, mit einer nicht ſelten höchſt ermüdenden und — doch gewinnloſen Ausführlichkeit in wörtlichen Citaten die Meinung früherer Ausleger mit, eine Unſitte, die namentlich ſeit *Tholuck's* Vorgange — wenn auch für andere Zwecke — leider immer mehr Anhänger zu finden ſcheint. Dem gelehrten Theologen und Exegeten vom Fache bleibt es dennoch unerläſslich, ſelbſt den Weg in jene oft unwirthbaren Felder anzutreten; diejenigen aber, denen es zunächſt um den Sinn der neuteſtamentlichen Schriftſteller ſelbſt zu thun iſt, arbeiten ſich ohne weſentlichen Gewinn durch dieſe gelehrten Magazine hindurch, und wiſſen nicht ſelten vor lauter fremden Meinungen zu keiner eigenen Anſicht zu kommen, während eine ſehr beſchränkende Auswahl des wirklich Bedeutenderen bey einer nur claſſenweis geordneten Zuſammenſtellung und allgemeinen Ueberſicht der anderen Stimmen beiden Theilen gleich erwünſcht ſeyn dürfte.

Daſs der Commentar in lateiniſcher Sprache abgefaſst wurde, bedurfte, ſo lange es eine beſondere Gelehrtenſprache giebt, keiner beſonderen Rechtfertigung. Indeſs ſcheint der Vf. Werth und Bedeutung derſelben für Theologie und Exegeſe insbeſondere ſehr zu überſchätzen. Wir ſind zwar nicht der Meinung, die noch neuerlichſt wieder laut geworden, die lateiniſche Sprache ſey wenigſtens aus allen Vorleſungen, namentlich exegetiſchen (?), ganz zu verbannen, halten uns aber dennoch überzeugt, daſs auf dem Gebiete der neueren Theologie Klarheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, wie Sicherheit der Bezeichnung und Begründung einzelner Begriffe, beym Gebrauche der lateiniſchen Sprache weit ſchwieriger und unvollkommener zu erreichen ſey, als bey gleich ſorgfältiger Benutzung unſeres eigenen Sprachſchatzes. Am wenigſten möchten wir der Form des Ausdrucks ſo groſsen Einfluſs auf die Richtung und Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt, und einzelner Ideen insbeſondere, zuſchreiben, daſs wir annehmen könnten, das Weſen der *Schelling-ſchen* und *Hegelſchen* Philoſophie würde ein anderes ſeyn, wenn die Grundgedanken derſelben hätten urſprünglich lateiniſch entworfen und lateiniſch zuerſt ausgeſprochen werden müſſen. Daſs der menſchliche Geiſt, auch ehe er ſich in die Feſſeln einer Schule und eines beſtimmten Syſtemes einſpannt, von dem ihm zu Gebote ſtehenden Sprachelemente mehr oder weniger abhängig iſt, wer möchte das leugnen? Dennoch ſchafft er ſich überall mit gröſserer Freyheit die ihm angemeſſene Form der Aeuſserung und Mittheilung, als daſs ſich behaupten lieſse, eine entſchieden eigenthümliche Richtung deſſelben würde in einem urſprünglich anderen Sprachelemente ebenfalls eine andere geworden ſeyn. — Was aber die Sprache des vorliegenden Commentars ſelbſt betrifft, ſo iſt an einem anderen Orte bemerkt worden, ſie ſey dem Beſten der neueren Latinität gleichzuſtellen. Um auch unſererſeits dieſem Urtheile beyſtimmen zu können, dürfte die Sprache des Vfs. weniger geſucht und preciös, ſo wie der oft bis zur Dunkelheit künſtlich verſchlungene Periodenbau einfacher und klarer ſeyn. — Endlich bemerken wir noch über Form und Einrichtung dieſes Commentars, daſs der auſserordentlich compendiöſe Druck bey häufigem Wechſeln deſſelben und bey nicht ſelten ganz ungewöhnlichen Abkürzungen gerade das, was damit bezweckt wurde, Erleichterung der Ueberſicht und Hervorhebung des Wichtigeren, ſehr oft weit mehr hindert und erſchwert, als fördert. Auch iſt nicht zu leugnen, daſs die vielfache Gliederung und Zerreiſsung der Theile eines zuſammengehörenden Ganzen zwar das Zeugniſs einer ſtreng logiſchen Anordnung giebt, zu ängſtlich beobachtet aber auch ſehr leicht den Anſtrich von Pedanterey erhält. — Nachdem der Vf. zuletzt noch das Verhältniſs dieſes Werkes zu anderen, theils ſchon erſchienenen, theils noch zu erwartenden Commentaren von ähnlichem Umfange, namentlich zu den Commentaren von *Roſenmüller*, *Henneberg*, *Gebſer*, *Fritzſche*, *Schott* und *Winzer*, näher zu beſtimmen geſucht, auch eine vorläufige Eintheilung des ganzen Werkes in XXI Theile angegeben hat, geht er zur Einleitung in den Brief des Jacobus ſelbſt über.

Die einleitenden Unterſuchungen beginnen mit Erörterung der bekanntlich noch immer ſtreitigen Frage nach dem Verfaſſer des vorliegenden Briefes, in ſofern mehrere apoſtoliſche Männer mit Namen *Jacobus* vorkommen, der Verfaſſer unſeres Briefes ſich aber nur ganz allgemein als „Jacobus, Gottes und Jeſu Chriſti Knecht“, bezeichnet. Ausführlich und gründlich werden die verſchiedenen Meinungen hierüber geprüft, zugleich aber mit überwiegenden inneren und äuſseren Gründen der Wahrſcheinlichkeit, übereinſtimmend mit den meiſten und bedeutendſten Kritikern, Jacobus der jüngere, des Alphäus Sohn, als Verfaſſer des Briefes angenommen, der nach einer nicht zu bezweifelnden weiteren Bedeutung von ἀδελφός, entſprechend dem hebräiſchen אָח, beſonders in Folge ſeiner Verwandtſchaft und ſeines groſsen Anſehens in der Muttergemeinde zu Jeruſalem, wie auch zur Unterſcheidung von Jacobus, dem Bruder des Johannes, den ehrenvollen Beynamen ἀδελφὸς τοῦ κυρίου erhalten habe. So viel wenigſtens iſt gewiſs, wenn einer der im neuen Teſtamente unter dem Namen Jacobus genannten Männer als Verfaſſer unſeres Briefes angenommen werden ſoll, — der als ein Kreiſſchreiben ſo ernſten

und strengen Inhaltes an die ausserpalästinensischen judenchristlichen Gemeinden mit steter Berücksichtigung derer, die noch Juden waren, gerichtet ist, — schwerlich ein anderer, als dieser Jacobus, Alphäus Sohn, angenommen werden dürfte. — Ueber die Zeit der Abfassung dieses Schreibens tritt Hr. *Th.* namentlich gegen *de Wette* und *Schott* der erst neuerlichst mehrfach ausgesprochenen, in der ganzen Oekonomie des Briefes hinlänglich begründeten Ansicht bey, dass derselbe, wenn nicht als das erste und älteste Denkmal urchristlicher Schriftstellerey, doch immer als eine Schrift aus dem *Anfange* der apostolischen Zeit zu betrachten sey, worin, nebst den daraus zu ziehenden Folgerungen, des Briefes eigenthümlicher Werth und seine Bedeutung in der neutestamentlichen Literatur mit Recht gefunden wird.

Gehen wir zum Commentare selbst über, so ist fast Alles, was sich hier im Einzelnen missbilligend hervorheben liesse, in den schon oben im Allgemeinen angedeuteten Puncten enthalten, die aber mit solcher Gleichmässigkeit und Consequenz bey der ganzen Arbeit festgehalten worden, dass sie gleichsam den Zettel bilden, in den auch alles Bessere, Beste und Gelungene aufs engste verwebt ist. Könnte Rec. zu der Ueberzeugung gelangen, dass Gründlichkeit und Freyheit der Exegese durch diese Art der Auslegung wesentlich gefördert würden, so hätte Hr. *Th.* durch unendlichen Fleiss, durch Sorgfalt und Genauigkeit, verbunden mit strenger Kritik und glücklichem Tacte, sowohl aus der chaotischen Menge der verschiedensten Meinungen und Erklärungen selbst das Angemessenere hervorzuziehen und geltend zu machen, als auch, wo es nöthig schien, mitten durch dieselben hin einen eigenen Ausweg zu entdecken, in der That etwas Ausgezeichnetes in dieser Art geleistet. Nun aber können wir das Gefühl nicht unterdrücken, dass Zeit und Kraft einem grösstentheils unfruchtbaren Boden, und zwar in einer Ausdehnung zugewandt worden, die weder überhaupt, noch insbesondere für solche, „*qui non magno florent interpretandi usu atque solertia*", die der Vf. aber doch hauptsächlich mit im Auge gehabt zu haben scheint, erspriesslich seyn kann. — Dankenswerth ist die gründliche Erörterung S. 6 ff. über die Bedeutung von πᾶς, πᾶς ὁ und ὁ πᾶς; was aber durch eine Ausführlichkeit gewonnen wird, mit der die wenigen Worte 1, 10 behandelt werden, wobey dem Leser am Ende doch nicht einmal recht klar wird, wie die Worte in ihrem ausführlich erörterten Verhältnisse zu verstehen seyen, lässt sich nicht ersehen. Zu freygebig ist der Vf. überhaupt mit häufigen, langen Citaten, besonders aus Erasmus, Zwingli und Anderen, während eine bestimmtere Entscheidung zwischen mehreren angegebenen Erklärungen in manchen Fällen wünschenswerther seyn dürfte. — Μάταιος, welches 1, 26 durch „unnütz, *effectu carens*" erklärt wird, möchte nach jüdisch-griechischem Sprachgebrauche auch an dieser Stelle wohl etwas mehr bedeuten; ungenügend ist aber jedenfalls die ebendaselbst gegebene Erklärung von θρησκεία durch *religio, superstitio;* denn im Grunde bedeutet das Wort weder das Eine, noch das Andere. Vielmehr ist es *cultus religiosus*, bezeichnet also mehr das Aeusserliche, den äusseren Erweis wahrer oder falscher Religiosität, und steht in sofern sehr häufig im Gegensatze zu εὐσέβεια. Die Bedeutung *superstitio* aber, die sich demnach ebenfalls nur auf die Aeusserungen falscher Religionsansichten beziehen würde, kann das Wort nur in Verbindung mit näher bezeichnenden Prädicaten oder nach dem ganzen Zusammenhange erhalten; würde aber in der bezüglichen Stelle unseres Briefes ganz unstatthaft seyn. — Einfach und gewiss richtig fasst der Vf. dagegen die bloss durch zu künstlich gesuchte und gedeutete Gegensätze verschiedentlich schwierig und dunkel gefundene Stelle 2, 18, indem er die Worte mit verdeutlichenden Zwischengliedern, — wie sie überall in der, der Erklärung vorausgehenden Uebersetzung neben möglichst treuer Wortübersetzung eingeführt worden, — also wiedergiebt: *Jam vero tali homini quivis facile objiciet: tu igitur fidem habes, ego vero opera habeo; jam quaeso monstres mihi fidem tuam, si potes, nimirum ex operibus tuis, ego vero facillime monstrare tibi potero ex operibus meis meam etiam fidem.* — Nachdem in neuerer Zeit die vielbesprochene Verschiedenheit der Lehre des Jacobus und Paulus über Glauben und Werke abermals in Anregung gebracht worden, war es von dem Vf. nicht zu vermeiden, ebenfalls diese Frage von Neuem aufzunehmen, und gleichsam die Acten zu revidiren. Es geschieht mit gewohnter Strenge der Anordnung und Ausführlichkeit, was hier jedoch beides ganz am rechten Orte ist, indem die möglichst genaue, vollständige Uebersicht und Kritik der hierüber ausgesprochenen und mehr oder weniger zu Geltung gelangten Ansichten mit der eigenen, auch hier wieder glücklich die Mitte haltenden Entscheidung des Vfs. nicht wenig dazu beytragen dürfte, dass endlich die Acten hierüber als geschlossen angesehen werden dürften. — Die stets schwierig gefundenen Worte der Stelle 3, 5. 6: ἰδοὺ ὀλίγον πῦρ ἡλίκην ὕλην ἀνάπτει· καὶ ἡ γλῶσσα πῦρ, ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας, die *Eichhorn* ihrer Dunkelheit wegen sogar für unächt erklärte, giebt der Vf. in seiner Weise verdeutlichend also wieder: *Ecce parum ignis, quantam silvam valet incendere! Etiam lingua est ignis aliquis; grassatur scintillae instar in incendium omnia late vastans inflammatae; mundus vero ex hac ipsa linguae vi pestifera plenus est improbitatis ac scelerum!* Rec. war immer der Meinung, dass der Apostel, ohne die Vergleichung selbst bis zum letzten Schlusssatze durchzuführen, die Vergleichungssätze dennoch vollständiger gegeben habe, als nach der gewöhnlichen Auslegung dieser Worte angenommen wird; dass mithin die beiden Satzglieder: καὶ ἡ γλῶσσα πῦρ, ὁ κόσμος τῆς ἀδικίας, in dieser höchst sententiös gehaltenen Stelle in ein anderes Verhältniss zu einander als gewöhnlich zu setzen, und genauer entsprechend dem vor-

ausgeschickten allgemeinen Erfahrungssatze: ἰδοῦ, ὀλίγον πῦρ ἡλίκην ὕλην ἀνάπτει, zu deuten seyn möchten. Wie nämlich die Zunge ausdrücklich dem Feuer verglichen wird, das einen grossen Wald anzuzünden vermag, so erwartet man auch die Angabe dessen, worauf die Zunge in solchem Umfange einen so verderblichen Einfluss zu üben vermöge; wesshalb allerdings schon der *Syrer* im Allgemeinen das Richtigere traf, wenn er den κόσμος τῆς ἀδικίας der ὕλη, dem brennbaren Walde, entgegenstellte. Demnach möchten wir die Stelle so fassen: „Siehe, ein wenig Feuer, welch' einen grossen Wald zündet es! — Auch die Zunge ist ein Feuer: — die Welt aber [das, worauf das Feuer der Zunge eben so verderblich einwirken kann, wie ein kleines wirkliches Feuer auf einen grossen Wald] ist eine Welt der Ungerechtigkeit;" und der Sinn des Apostels scheint dieser zu seyn: die Welt, eine Welt der Ungerechtigkeit, — ist also nicht bloss überhaupt dem vom Feuer verzehrbaren Walde vergleichbar, sondern sogar einem *dürren Walde*, der um so leichter von dem verheerenden Feuer alles Schlechten ergriffen wird. — Genügender scheint dagegen die Erklärung der ebenfalls vielversuchten Stelle 4, 5. 6, die zwar noch neuerlichst wieder als durchaus verfälscht keiner angemessenen Erklärung fähig erachtet worden. Der Vf. tritt im Allgemeinen der von *Nitzsch* und *Schneckenburger* gegebenen Erklärung bey; nur möchte die angenommene Metonymie, dass *die Schrift* das Innere des Menschen ganz und ungetheilt verlange, doch etwas zu kühn seyn; auch scheint es unangemessen, nicht nur überhaupt von „Eifersucht der Schrift" zu reden, sondern auch, dass nach der gewöhnlichen Citationsformel: ἡ γραφὴ λέγει, die Schrift selbst in dem folgenden ἐπιποθεῖ ebenfalls Subj. seyn soll. Vielmehr möchte entweder ὁ θεός als Subj. zu ἐπιποθεῖ zu suppliren seyn, der dem Sinne nach jedenfalls gemeint ist, von dem es auch passender heisst: μείζονα δὲ δίδωσι χάριν, der im unmittelbar folgenden, weiter erklärenden Citate ausdrücklich als Subj. erscheint, — oder mit *Schneckenburger* das πνεῦμα selbst als Subj. des Satzes zu fassen seyn, wie es auch sonst heisst, dass Gott, der göttliche Geist in den Christen wohne. Nach inneren Gründen möchten wir der letzten Verbindung den Vorzug geben, obwohl durch ein supplirtes ὁ θεός das Verbum ἐπιποθεῖ ein Object erhält, welches ungern vermisst wird.

Mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Altenburg*, in der Hofbuchdruckerey: *Quaeritur*, τὰ ἔργα *quaenam sint, ad quae Iesus in Ioannis evangelio provocavit* — auctore *I. D. Ludov. Voretzsch*, Baccal. Theolog., Collabor. Minist., ad hospit. paup. Pastore. 1834. 37 S. 4.

In dieser, dem Hn. Dr. *Friedr. Hesekiel* beym Antritt der Generalsuperintendur zu Altenburg im Namen der gesammten Parochie gewidmeten Gratulationsschrift ist Fleiss, Belesenheit und Kenntniss der richtigen hermeneutischen Grundsätze nicht zu verkennen; aber bey Anwendung derselben fehlt es dem Vf. noch an Uebung und sicherem Tact. Er führt die verschiedenen Erklärungen des Wortes ἔργα in dem Johanneischen Evangelium auf, sucht sie zu widerlegen, und fügt seine eigene in folgenden Worten hinzu: Ἔργα *facta sunt illustria illa ac splendidissima, admirabili ingenuitate, fortitudine ac* παῤῥησίᾳ *a Iesu peracta, quibus, trita hominum via relicta, spretisque consulto omnium formularum vinculis, hominum commenta aperta ac labefactata deleret.* Wenn in dieser Erklärung etwas Neues und Anderes enthalten ist, als was andere Ausleger entweder unter den Allgemeinbegriff *Lehren* und *Thaten* Jesu zusammengefasst, oder einzeln, bald das Erste, bald das Letzte, verstanden haben: so kann diess nur in der Nebenbestimmung: *trita hominum via relicta, spretisque consulto omnium formularum vinculis*, liegen, deren Grund der Vf. in Cap. 7 V. 21 findet. Denn von dieser Stelle gehet er aus, und betrachtet sie als Basis seiner Erklärung. Ob aber diese Nebenbestimmung sich ohne Zwang in alle Stellen hinein deuten lasse, in welchen Johannes τὰ ἔργα Ἰησοῦ erwähnt, bezweifeln wir sehr. Doch diess *per inductionem* auszuführen, verstatten die Grenzen unserer Anzeige nicht: dem Vf. selbst scheinen die ἔργα καλὰ (10, 32) unwillkommen entgegen zu treten. Wir bemerken nur noch, dass, nach jener Darlegung des Begriffes ἔργα, die Schrift noch in zwey Abtheilungen zerfällt. In der ersten wird gefragt, *quaenam sint, quae in* τῶν ἔργων *numero habeantur*, in der zweyten, *quantum ponderis ipse Iesus* τοῖς ἔργοις *tribuerit*. In beiden begegnen wir noch mancher recht guten und mit Gelehrsamkeit ausgeführten Erklärung einzelner Stellen, wie z. B. S. 23 über den Johanneischen Ausdruck τιθέναι τὴν ψυχήν.

Da der Vf. nach S. 36 das ganze Johanneische Evangelium (wahrscheinlich mit einem gleichen Commentar) herauszugeben beabsichtiget (*totum Ioannis evangelium edendum curabo*): so wird er gewiss, wenn er seine Arbeit zur gehörigen Reife kommen lässt, etwas Schätzbares liefern; vor Allem aber möchten wir ihm dabey dreyerley empfehlen. Zuerst grössere Präcision in der Ideenentwickelung und in der Begründung seiner Ansichten und Meinungen; sodann Enthaltsamkeit von übertriebenen Lobsprüchen, welche leicht die Männer selbst, denen sie gelten, in Verlegenheit setzen (z. B. S. 1 *Grossmannus mira animi fortitudine raroque doctrinae splendore — et profunda ingenii altitudine tantum eminuit, ut posset columen rerum ecclesiasticarum sidusque lustrantissimum recte vocari — cuius ex ore vox intonabat quasi, et melle dulcius fluebat oratio*, wo beyläufig die Verbindung der *tonitrua* mit dem *mel* zu bemerken ist; oder S. 2 *Draesekii sidus omnium hominum animos voluptate suavissima perfundit* u. s. w.); und endlich wünschten wir, dass er das versprochene Werk entweder in deutscher Sprache schreiben, oder vorher sich in der lateinischen mehr Uebung erwerben möchte. Sein Ausdruck ist jetzt noch gar zu unbeholfen und fehlerhaft: z. B. gleich in der Einleitung: *metus quidam — irrepit mihi;* bald darauf: *cogitanti mihi, quam varie sentiant viri docti de iis, quae* τὰ ἔργα *in hoc evangelio occurrunt, mihi in animo est, de illis* ἔργοις *agere, quod quidem argumentum ita pertractare et absolvere mihi visus sum, ut primum notio eorum constituatur*, — S. 27 *vis incusationis quam erumpit in eos* u. s. w.

L. i. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

POTSDAM, b. Riegel: *Abhandlungen über einige der wichtigsten Theile der Preussischen Städte-Ordnung, Städte-Verwaltung und Communal-Verfassung.* In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von *J. E. Th. Janke*, Dr. der Phil., Kön. Preuss. Regierungsrathe zu Berlin: Eine Zeitschrift in Quartalheften. 1833. *Erstes Heft*, IV u. S. 1—99. *Zweytes Heft*, V—XVIII u. S. 100—194. *Drittes Heft*, S. 195—286. *Viertes Heft*, S. 287—390. 8. (2 Thlr.)

Die Zeitschrift, deren erster Jahrgang in den hier angezeigten vier Heften vor uns liegt, war nach der über ihre Bestimmung in der Vorrede zum ersten Hefte gegebenen Andeutung *zunächst* nur dazu bestimmt, Thatsachen zu liefern zur Kenntniss des Städtewesens und der Communalverfassung im ganzen preussischen Staate, verbunden mit Vorschlägen zur Verbesserung dieser Verfassung in allen ihren Partieen; sie sollte „ein Organ werden, durch welches biedere Vaterlandsfreunde ihre Wünsche und Ansichten über diesen hochwichtigen Theil, der preussischen Gesetzgebung und Verfassung zum Nutzen, zur Belehrung und Belebung aussprechen möchten.“ Späterhin aber hat der Herausgeber seinen Plan nach der Vorrede zum zweyten Hefte dahin erweitert, dass sich seine Zeitschrift auch ausdehnen soll auf Betrachtungen über die seit einiger Zeit hart angefochtene, seit dem Jahre 1811 eingeführte, unbeschränkte Gewerbsfreyheit, deren Vortheile und Nachtheile, dann auf Vergleichung des preussischen Städtewesens mit den dessfallsigen Ordnungen und Einrichtungen des Auslandes, und ausserdem allein noch auf Erörterungen über die zweckmässige Gestaltung des ländlichen Communalwesens, worüber sich unsere Gesetzgebungen bis jetzt nur sehr wenig verbreitet haben, ungeachtet es darum wohl eben so Noth thut, als um gehörige Ordnung und Bildung des Communalwesens und der Verwaltung der Städte.

Unter den einzelnen Abhandlungen, welche, dieser Bestimmung gemäss, in diesen Heften mitgetheilt worden, verdienen nach unserem Dafürhalten vorzüglich folgende die Aufmerksamkeit derjenigen Leser, welche die hier behandelten Gegenstände überhaupt interessiren: 1) die das ganze erste Heft umfassenden *Betrachtungen* des Herausgebers *über die Unzweckmäsigkeit der Haus- und Miethe-Steuer in Berlin, über Communalsteuern im Allgemeinen, über Gewerbefreyheit und über das Armengesetz vom 8ten September* 1804. — Diese Betrachtungen sind veranlasst durch die in den Jahren 1828, 1829 und 1830 von dem Berliner Stadtmagistrate herausgegebenen Uebersichten der seit dem J. 1815 sehr bedeutend gestiegenen Bevölkerung der Stadt Berlin, und der Communal-Einnahmen und Ausgaben derselben. Aus diesen Uebersichten giebt der Vf. (S. 1—30) sehr interessante Auszüge, aus welchen im Ganzen so viel hervorgeht, dass seit 1815 die Bevölkerung und die Vergrösserung von Berlin durch neugebaute Häuser und Erweiterung der früherhin bestandenen Wohngelasse zwar bedeuted zugenommen hat, dass aber der Wohlstand der Stadt nicht in gleichem Verhältnisse gewachsen ist, auch dass die Einnahme der Commune sich stark vermehrt hat, aber noch mehr der Betrag der städtischen Ausgaben, und dass insbesondere die zur Deckung dieser Ausgaben bestehenden *zwey directen* Steuern, die *Haus-* und die *Mieths-Steuer*, für diesen Bedarf nicht mehr ausreichen; indem (S. 22) von den überhaupt in Berlin in *eigenen* Quartieren wohnenden 50,245 Familien der *fünfte* Theil, und von den 38,595 Familien, welche gesetzlich der Haus- und Mieth-Steuer unterliegen, etwa der *vierte* Theil wegen Armuth diese Steuern nicht bezahlen können, also dessfalls freygelassen werden müssen; so dringend Noth es auch seyn möchte, sie wegen der fortwährend gestiegenen Communalausgaben allesammt heranzuziehen. Denn der Gesammtbetrag *aller* Berliner Communalausgaben betrug (S. 20) im J. 1828 682,460 Thaler; während solche nur 164,440 Thaler im J. 1805 betrug; sie beträgt also nicht weniger als 518,200 Thaler mehr, als in dem früheren Jahre.

Diese Erscheinungen leiten den Vf. zu der Erörterung der Frage hin (S. 30—62), *ob das bisherige Communalbesteuerungswesen überhaupt füglicher Weise fortbestehen könne.* Er spricht sich aus mehreren, wie es uns scheint, grösstentheils sehr triftigen Gründen für die Negative aus. Er missbilligt die *Haussteuer*, welche von den Hauseigenthümern allein gezahlt werden muss, und nach der königl. Verordnung vom 20 Januar 1815 neben der früherhin hergebrachten Hausservisabgabe, in 4 Procent, neuerdings aber in $3\frac{1}{3}$ Procent des Miethsertrags der Häuser besteht, weil (S. 38) diese nichts Analoges mit den Staatssteuern hat; indem der Charakter der Grundsteuer ihr abgeht: denn sie nimmt nicht, wie die letzte, eine Quote des Reinertrags, sondern eine Quote des Miethsertrages, also eine Quote des rohen

Ertrags. Dabey trifft sie (S. 43) der Vorwurf, daſs ein richtiges Steuerprincip ihr gar nicht zum Grunde liegt. Man mag sie als Grundsteuer erheben, oder als Consumtionssteuer, in beiden Fällen ist sie auf ein unrichtiges Princip gebaut. Die Häuser gehören keinesweges zu den Productionsfonds; sie sind nur Schutz- und Schirm-Dächer für den Menschen gegen Klima und Witterung (S. 44). Eben so wenig kann der Miethsertrag der Häuser einen Anhaltepunct geben, Häuser- und Grund-Steuer parallel zu stellen. Die Rente, welche der Hauseigenthümer bezieht, wenn er sein Haus nicht selbst bewohnt, und welche der Miether entrichtet, ist ein Aufwand, welcher aus einem anderen, ursprünglichen oder abgeleiteten, Einkommenserwerb gezahlt wird. Bildet sie auf der einen Seite ein Einkommen, so enthält sie anderer Seits eine Ausgabe, wodurch das Einkommen des Zahlers vermindert wird. Alle Rente vom Miethsertrage ist daher bey der Berechnung des gesammten National-Einkommens nichts weiter, als nur eine durchlaufende Post, und auf den eigentlichen Betrag und Stand dieses Einkommens ganz ohne Folge (S. 46). Will man die Häuser dennoch als Vermögenstheile mit Steuern erfassen, so bleibt (S. 47) nichts übrig, als da, wo das Consumtionssteuersystem eingeführt ist, auch die Häuser nach denselben Regeln zu behandeln, nach welchen Consumtionssteuern aufgelegt und vertheilt sind. Aber dann sind nicht die Miethe und der Miethswerth der Anhaltepunct bey der Besteuerung; denn die Höhe der Miethe hängt meist von zufälligen örtlichen Umständen ab, richtet sich nach der gröſseren oder geringeren Ortsbevölkerung, nach dem Wohlstande der Einwohner und ihren Gewerbs- und Handels-Verhältnissen; sondern die Steuer muſs und kann nur nach dem Kostenbetrage regulirt werden, welchen die Unterhaltung seines Hauses für den Eigenthümer erfodert. Denn (S. 48) dieser ist das Maſs des Consumtions-Aufwandes, welchen die Häuser veranlassen, und nach welchem sich die Steuer als Consumtions-Abgabe richten muſs. — Nicht mindere Vorwürfe treffen nach dem Vf. die *Miethssteuer*, früherhin $8\frac{1}{3}$, jetzt $6\frac{2}{3}$ Procent der Miethe betragend. Diese Steuer erhöht die Miethe selbst, führt zur Vertheuerung der Wohnungen, vermehrt die Verlegenheiten der Miether, und ist für den Hausbesitzer noch insofern drückend, als er der Steuer für sein Wohnen in seinem eigenen Hause unterworfen ist. Auch ist an eine gleichmäſsige Vertheilung dieser durch den individuellen Wohnungsbedarf des Pflichtigen bedingten und normirten Steuer nicht zu denken (S. 53). Weſshalb es (S. 54) kein Wunder ist, wenn kleinere Handwerker, besonders bey dem Zuwachs ihrer Familie, in Dürftigkeit und Elend versinken, und dann der Commune zur Last fallen. — Alles dieses erwogen, wünscht der Vf. beide Steuern aufgehoben, und ihnen eine *Einkommensteuer* substituirt zu sehen (S. 57); — ein zwar nicht unbeachtungswerther, aber in der Ausführung in Beziehung auf eine Stadt, wie Berlin, sehr schwer zu realisirender Vorschlag, den der Vf. auch viel zu kurz andeutet, als daſs er bey dem Berliner Stadtregimente ohne Weiteres Eingang finden könnte; um so mehr, da sich gegen die Vorwürfe, welche er der Miethsteuer macht, noch Manches erinnern läſst, wenn auch die der Häusersteuer gemachten wohl schwerlich zu beseitigen seyn werden. Jedenfalls treffen die Vorwürfe, welche er der Miethssteuer macht, alle Consumtionssteuern, auf solche Artikel gelegt, welche für die Pflichtigen unentbehrliches Bedürfniſs sind.

Weniger, oder eigentlich nichts, wüſsten wir dagegen bey dem zu erinnern, was der Vf. (S. 66 — 90) zur Vertheidigung der *Gewerbefreyheit* sagt, welche der Berliner Magistrat in seiner Uebersicht als eine Ursache des Verfalls des Wohlstandes einer groſsen Zahl der Berliner Einwohner aufführt. Die Gestaltung dieser Freyheit liegt fest begründet in dem von der preuſsischen Regierung seit dem Jahre 1807 angenommenen Gesetzgebungs- und Verwaltungs-System, dem Preuſsen groſsentheils das verdankt, was es seitdem geworden ist. Wahr mag es seyn, daſs die Gewerbefreyheit manche (S. 204, 205) angedeutete Schattenseiten hat; aber ihre Lichtseiten sind doch die überwiegenden (S. 206, 207). Das Recht jedes Menschen auf möglichste Benutzung seiner Kräfte und seiner Erwerbsfähigkeit steht ihr zur Seite, während für die Zünfte nur die wirthschaftliche Kindheit und der egoistische Genossenschaftsgeist des Mittelalters spricht, — ein Geist, der weder in politischer, noch wirthschaftlicher Beziehung mehr aufrecht erhalten werden kann und darf. Auch werden die Klagen über Gewerbefreyheit, wie Kindergeschrey, von selbst verstimmen, wenn man ihnen nur kein Gehör giebt. — Daſs Manches nicht länger bestehen kann, was auf diesem Geiste ruht, und aus ihm hervorging, ist nicht zu verkennen. In dieser Beziehung aber verdienen die Bemerkungen über das Armenwesen Beachtung, welche der Vf. mit seinen Betrachtungen über die Gewerbefreyheit verbunden hat. Er zeigt hier (S. 95—99) sehr gut, daſs das auf den damaligen Zunfteinrichtungen und sonstigen Institutionen des Communalwesens ruhende preuſsische Armengesetz vom 8ten September 1804 mit der neuen Ordnung des Gewerbs- und Communal-Wesens nicht mehr wohl vereinbarlich sey. Jedoch hätten wir gewünscht, daſs er sich auch darüber verbreitet hätte, wie der Armenpflege die nach den jetzigen Verhältnissen erfoderliche Umgestaltung zu geben sey. Mit der von ihm (S. 99 und 210) angedeuteten Umgestaltung der Heimathsrechte durch ein neues Heimathsgesetz, so wie mit einer, mit der Gewerbefreyheit in Einklang stehenden, Gewerbeordnung, wird wohl nicht auszulangen seyn. Auch scheint es uns eine nothwendige und wesentliche Folge der Gewerbefreyheit zu seyn, daſs man jedem mit möglichster Liberalität die Aufnahme da gestatte, wo er sich niederlassen will. Gerade das Verbannen manches Gewerbemannes an einen für ihn unpassenden Ort macht ihn zum Armen. Eine Hauptquelle der in unseren Tagen so oft vorkommenden Verar-

mungen liegt nächst dem Luxus unserer Zeit in den Schwierigkeiten, welche die meisten Communen machen, Fremde als Bürger oder Gemeindegenossen zuzulassen, auch wenn sie sich schon Jahre lang in ihrer Mitte aufgehalten und als Dienstgesinde oder Handwerksgenossen daselbst factisch heimisch gemacht haben, an ihrem früheren Wohn- oder Geburtsort aber nur mit Noth Beschäftigung und Fortkommen finden können. Sorgte man von Oben her weniger für die Armen, und hätte man desfalls den Communen nicht zu viel aufgebürdet: so würde es gewiss in Beziehung auf die angedeutete Aufnahme weniger Widerspruch, und solcherweise weniger Arme geben. Giebt es aber Arme, so müssen sie zwar unterstützt werden, aber nie zu weit getrieben darf es werden mit der öffentlichen Mildthätigkeit. Auch diese hat ihre Grenzen. Das Erste, warum es zu thun ist, um die Communen vor dem Druck der ihnen obliegenden Armenpflege zu sichern, ist Hinleitung ihrer Angehörigen zu einer angemessenen Selbstständigkeit. Dass dafür die preussische Städteverfassung sehr wohlthätig wirksam seyn könne, hat der Vf. im zweyten Hefte (S. 107—131) sehr gut gezeigt.

2) *Grundzüge zu einer ländlichen Communalordnung für Preussen*, vom Staatsrathe *Krause* zu Erfurt (Heft II. S. 131—192): gut gemeinte, aber schwerlich, so wie es der Vf. meint, ausführbare Vorschläge, zur Ausbildung des leider überall noch zu sehr vernachlässigten Communalwesens auf dem Lande. Nach der Ansicht des Vfs. muss die Communalordnung des Landes zusammengesetzt werden *a*) aus einer *inneren*, für die Leitung des unmittelbaren inneren Communalwesens der Dorfschaften selbst, *b*) aus der *äusseren* Communalordnung zur Regulirung und Leitung der Angelegenheiten aller in einem Kreise gelegenen bäuerlichen Communen (S. 135). Beide Gegenstände werden daher hier sehr umständlich behandelt. Hinsichtlich der inneren Verhältnisse will der Vf. das Communalwesen der Landorte dem der Verwaltung der preussischen Städte nachgebildet wissen. Doch glauben wir, er legt hier den Dorfsvorstehern etwas zu viel bey; mehr, als sie nach ihrer gewöhnlichen Bildung zu leisten vermögen. Nach dieser Bildung scheinen sie uns noch keinesweges ganz reif zu seyn zu der Selbstständigkeit, welche ihnen nach dem Vf. zugestanden werden soll. Es ist hier bey Weitem mehr Aufsicht nöthig, als bey der Verwaltung des Städtewesens, und darum das Eingreifen der Regierung in das innere Gemeindewesen bey Weitem mehr auszudehnen, als der Vf. (S. 152) zulassen will. Noch mehr gilt dieses in Bezug auf das *äussere* Communalwesen, das der Vf. gleichfalls zu unabhängig von der Oberaufsicht und Einwirkung der Regierung organisirt haben will. Die gewöhnliche Indolenz, und der Eigensinn der Landleute, verbunden mit der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Interessen der Betheiligten, machen es hier unerlässlich nothwendig, dass irgend eine obere Behörde fortwährend das Ganze leite. Ueberhaupt scheint uns der Vf. seinen Gegenstand zu sehr von der Studirstube aus besehen und ergriffen zu haben, weniger vom Standpuncte des wirklichen Lebens. Beides, das Zuvielregieren und das Zuwenigregieren, ist bey Dingen der Art gleich fehlerhaft und schädlich. Es ist bey Weitem leichter, den Orts-, Bezirks- und Kreis-Vorstehern ihre Geschäfte und ihre desfalsigen Pflichten vorzuzeichnen, wie dieses der Vf. thut, als sie dahin zu bringen, dass sie diese Geschäfte gehörig besorgen, und diese Pflichten fortwährend getreulich erfüllen; was er zufällig von den durch die Orts-, Districts- und Kreis-Angehörigen gewählten Vorstehern erwartet, ohne das Bedenkliche dieser Erwartung gehörig ins Auge zu fassen und zu erwägen.

Die im *dritten* Hefte (S. 221—274) mitgetheilten Aeusserungen des französischen Ministers des Inneren in der französischen Deputirtenkammer über die Behandlung der Communen enthalten unbezweifelt vieles Wahre, wenn es auch etwas zu stark und zu grell vorgetragen ist, und auf die darüber (S. 224—231) aufgestellten Bemerkungen möchte sich doch wohl noch allerley erwiedern lassen. So viel ist wenigstens ganz unbestreitbar durch die tägliche Erfahrung nachgewiesen, Gemeindegüter werden nie so gut bewirthschaftet, wie Privatgut, und zu ihrer möglichst zweckmässigen Benutzung bedarf es allerdings einer obrigkeitlichen Controle. Nur darf diese nicht so weit getrieben werden, wie man es in Frankreich thut; und jeden Falls darf sie nicht dahin ausarten, Gemeindegut in Staatsgut umwandeln zu wollen, wie dieses in den (S. 225, 226) angeführten Fällen unter der Napoleonischen Zwingherrschaft in Frankreich geschehen ist. Uebrigens sind aber auch in Preussen die städtischen Verwaltungsbehörden nicht gänzlich emancipirt, und hinsichtlich ihres Haushaltsetats ganz ohne Aufsicht, sondern nach der revidirten Städteordnung §. 124 desfalls an die Instruction der Regierung gebunden. 3) *Communalgesetzgebung seit dem 17ten März 1831 nach dem Erscheinen der revidirten Städteordnung* (S. 232—246, und 342—352); — ein Zusammentrag der seit dem Erscheinen der revidirten Städteordnung v. J. 1831 bekannt gemachten königlichen Gesetze und Ministerialrescripte, so wie der das Communalwesen im Allgemeinen erfassenden Verfügungen der königlichen Regierungen. — 4) *Ueber das Schiedsmannsinstitut* (S. 246—255, und 353—374). Diese von der preussischen Regierung zuerst unter dem 6 Sept. 1827 der Provinz Preussen, nachher aber unter dem 14 Aug. 1832 den Provinzen Schlesien und Brandenburg verliehene Institution verdient unter den Fortschritten der preussischen Gesetzgebung der neuesten Zeit eine der vorzüglichsten Stellen. Der erste Antrag auf die Herstellung dieser wohlthätigen Institution ging, veranlasst durch den damaligen Nothstand und die eigenen Verhältnisses dieser Provinz (S. 352), beym Landtage für die Provinz Preussen v. J. 1824, von den preussischen Provinzialständen aus, denen es zeitgemäss und erwünscht schien, ein Mittel aufzufinden, wodurch Processe vermieden, und ungewisse Rechts-

verhältnisse ohne Zutritt richterlicher Hülfe festgestellt werden könnten; — einen Zweck, den sie durch Anstellung von *Schiedsrichtern* — oder eigentlich Schieds*männern*, — zu erreichen glaubten, welche dieses Amt unbesoldet und als Communalamt verrichten. Diese Idee fand bey der Regierung den gewünschten Beyfall, und erhielt nach vorhergegangener ausreichender Prüfung derselben, in der Cabinetsordre vom 13 Dec. 1826, die königliche Genehmigung, mit der Weisung an das Staatsministerium, „mit der Einführung dieser Anstalt in Preussen einen Versuch zu machen, und die zu dem Ende erfoderlichen Einleitungen zu treffen" (S. 357, 358); worauf, mittelst einer Verordnung der durch die eben gedachte Cabinetsordre dazu beauftragten Ministerien des Inneren und der Justiz vom 7 Sept. 1827, deren wirkliche Anordnung erfolgte. Nach dieser Verordnung (S. 359) soll für jeden Bezirk von 2000 Seelen ein Schiedsmann, und zwar mittelst Wahl der Angehörigen dieses Bezirks, aus dessen Einwohnern jedesmal auf drey Jahre bestellt werden. Um hiezu gewählt zu werden, bedarf es völlige Unbescholtenheit des Rufs, Alter von vier und zwanzig vollen Jahren, Selbstständigkeit, Bekanntschaft mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens, und Fähigkeit, einen Aufsatz deutlich schriftlich abzufassen; der Besitz besonderer Rechtskenntnisse und die Ansässigkeit im Bezirke sind aber nicht unumgänglich nothwendig. Das Oberlandesgericht bestätigt den gewählten Schiedsmann, und verfügt dessen Vereidung. Der Beruf des Schiedsmannes besteht darin, Parteyen, welche sich freywillig zur Schlichtung ihrer streitigen Rechte an ihn wenden, anzuhören, ihre gegenseitigen Ansprüche und Einwendungen zu prüfen, die vorzulegenden schriftlichen Beweise nachzusehen, und sich zu bemühen, die Parteyen über den Grund oder Ungrund ihrer Foderungen und Einwendungen zu belehren, und eine Vereinigung zwischen ihnen zu stiften, solche, wenn sie zu Stande kommt, schriftlich abzufassen, wenn sie aber nicht gelingt, den Parteyen die Ausführung ihrer Rechte vor dem Richter zu überlassen. Doch sind die Schiedsmänner keinesweges verbunden, alle Fälle anzunehmen, sondern können solche streitige Angelegenheiten, deren Untersuchung ihnen weitläuftig oder zu schwierig wird, von sich ablehnen, und an den Richter weisen. Ueberhaupt sind Concurs-, Liquidations-, Subhastations-, Generalmoratorien-, Wechsel-, Arrest- und Ehe-Sachen, sowie Vormundschafts-, Prodigalitäts- und Blödsinnigkeits- Erklärungs-, auch Injurien-Sachen, insofern es bey diesen auf Festsetzung einer Strafe ankommt, von ihrem Berufe ausgenommen. Die Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen, auch Zulassung zu Beweisen durch Eide, ist dem Schiedsmanne gleichfalls nicht gestattet, sondern sie sollen sich bloss auf Beweisführung durch Augenschein und Urkunden einlassen; doch gehören zu den letzten auch schriftliche Zeugnisse, die dem Gegner zur Erklärung vorzulegen sind. Auch Litisdenunciationen, Interventionen, Adcitationen und Nominationen finden bey ihrer Verhandlung nicht Statt, sondern sie sollen, so bald die Parteyen Andere zum Streite anziehen, oder sich ihre Rechte an diese sichern wollen, die Sache vor den Richter weisen. Kommt ein Vergleich nicht zu Stande, so ist der Beruf des Schiedsmannes geendigt. Er bemerkt dieses in dem von ihm zu haltenden Protokollbuche, und entläfst die Parteyen. Kommt hingegen ein Vergleich zu Stande, so ist darüber ein Protokoll aufzunehmen, worin bestimmt angegeben werden muss, wohin sich die Parteyen verglichen haben. Auf den Grund eines vom Schiedsmanne geschlossenen Vergleichs soll der persönliche Richter die Execution in allen Graden verfügen und vollstrecken, sobald ein Theil darauf mit Ueberreichung der Ausfertigung des Vergleichs anträgt. Nur dann wird die Sache zum gerichtlichen Verfahren verwiesen, wenn der Vergleich dunkel oder unvollständig abgefafst wäre. Die Vergleiche selbst sollen sich auch auf den Kostenpunct erstrecken. Da, wo dieses nicht geschehen, bleibt die Entschädigung desfalls dem gewöhnlichen Richter überlassen. Kommt der Vergleich nicht zu Stande, so trägt jeder Theil seine eigenen Kosten, und die Kosten der Schiedsmänner zur Hälfte. Die Verfügungen und Verhandlungen des Schiedsmannes sind stempelfrey. Wird indessen der Vergleich geschlossen, so wird die Hälfte des durch besondere Gesetze bey Processen vorgeschriebenen Werthstempels erlegt. Am Schlusse jedes Jahres soll jeder Schiedsmann dem Landrathe oder der städtischen Polizeybehörde summarisch nachweisen, wie viele Vergleiche er im Laufe des Jahres zu Stande gebracht hat. Die genannten Behörden aber übersenden diese Nachweisungen den Oberlandesgerichten, welche hier noch die Nützlichkeit dieser Einrichtung ermessen, darüber nach Befinden in den Amtsblättern Mittheilungen machen, und diejenigen Schiedsmänner rühmlich erwähnen sollen, welche ihren Beruf mit besonderer Auszeichnung erfüllt haben. Ueberhaupt sollen diese bey ihren Geschäften von allen Behörden die erfoderliche Unterstützung gewährt erhalten, und ihre Bemühungen für den, mit dem Vertrauen ihrer Mitbürger ihnen beygelegten, Beruf jederzeit anerkannt werden. Doch bleibt es nach einer Ministerialverfügung vom 26 März 1831 (S. 371) den Oberlandesgerichten unbenommen, einen Schiedsmann, wegen der in seinem Amte begangenen Pflichtwidrigkeiten, zur gerichtlichen Untersuchung ziehen zu lassen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Potsdam, b. Riegel: *Abhandlungen über einige der wichtigsten Theile der preussischen Städte-Ordnung, Städte-Verwaltung und Communal-Verfassung.* In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von *J. E. Th. Janke* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Kommt es bloss auf Entfernung vom Amte an, und wird solche ohne vorausgegangene förmliche Untersuchung und Entscheidung für zulässig gehalten, so sind die, über die Erörterung der gegen den Angeschuldigten zur Sprache gekommenen Pflichtvernachlässigungen oder Pflichtwidrigkeiten, aufgenommenen Verhandlungen dem Landrathe des Kreises zu dem Zwecke mitzutheilen, solche der Kreisversammlung vorzulegen, damit diese sich über die Beybehaltung oder Entlassung des Schiedsmannes erkläre. Stimmt die Kreisversammlung *für* die Entlassung, so erfolgt solche durch eine Resolution des Oberlandesgerichts, und es steht hiegegen dem Schiedsmanne kein Rechtsmittel zu. Erklärt sich dagegen die Kreisversammlung *gegen* die Entlassung und für die Beybehaltung, so kann die erste durch eine blosse Resolution nicht erfolgen. Indess bleibt es in diesem Falle dem Oberlandesgerichte unbenommen, die gerichtliche Untersuchung gegen den Schiedsmann zu eröffnen, insofern die Sache dazu angethan befunden wird. — Eine summarische Uebersicht des Wirkens dieses Instituts in den Verwaltungsbezirken von Königsberg, Gumbinnen, Danzig und Marienwerder giebt der Vf. (S. 373). *Verglichen* wurden im J. 1829 von 11334 Fällen 8764, im J. 1830 von 9463 Fällen 6949, im J. 1831 von 6366 Fällen 4852, und im J. 1832 von 6937 Fällen 5164.

5) *Ursachen der Verarmung der Nationen unserer Zeit* (S. 255—275 und 287—299). Der Vf. dieses in den Plan dieser Zeitschrift nicht recht passenden Aufsatzes findet diese Ursachen, theils in dem, seit der Zeit des Ausbruchs der Revolutionen in den südamerikanischen Staaten, verminderten Zuflusse edler Metalle aus Amerika, und der dadurch seiner Meinung nach herbeygeführten Verminderung der Preise der meisten Waarenartikel, theils in der überhand genommenen und mangelhaft eingerichteten Emission unseres umlaufenden Papiergeldes, theils in der aus der früheren Zeit herrührenden und durch das Fallen der Preise aller Erzeugnisse sehr auffallend gewährten und erhöheten Ueberschuldung der Güterbesitzer und Gewerbsleute, theils in einem durch die niederen Preise der meisten Fabrikerzeugnisse zu sehr gesteigerten und verbreiteten Luxus, theils, und vornehmlich, in dem Druck der hohen öffentlichen Abgaben, und dass zu diesen Abgaben die Capitalisten nicht herangezogen seyen. — Was er sagt, enthält manches Wahre; indess auch manches, was noch Berichtigung heischt; überhaupt aber nichts Neues. Und was die Besteuerung der Capitalisten betrifft, so sind die Erwartungen, welche er von deren Heranziehung zur Besteuerung in Bezug auf die Erleichterung der übrigen Steuerzahler (S. 296) sagt, sehr übertrieben. Auch wird es damit keinesweges so leicht gehen, wie er sich die Sache vorstellt. Nicht durch Besteuerung der Capitalisten wird den übrigen Steuerpflichtigen viel zu helfen seyn, sondern dadurch, dass man den Staatspapierhandel einschränkt, dadurch die dem Gewerbswesen entgehenden Capitale diesem wieder zuführt, und den Gewerbsleuten damit die Möglichkeit gewährt, ihre Gewerbe möglichst schwunghaft zu betreiben, die dazu nöthigen Capitale aber überall möglichst leicht und möglichst billigen Preises zu finden. Inzwischen wird alles dieses zur Aushülfe noch nicht zureichen. Zuletzt und vorzüglich wird dadurch nur zu helfen seyn, dass die Regierungen ein System annehmen, welches Einschränkungen in ihrem Bedarf und Ausgaben möglich macht. Denn der Hauptgrund der Beklommenheit der Unterthanen liegt darin, dass diese in der Zeit des Friedens die während des Krieges getragenen Lasten forttragen müssen, ohne die Gelegenheit zum Verdienst zu haben, welche in der Kriegszeit vorhanden war. Die Zuflüsse aus dem Aufwande der Regierungen während der Kriegszeit haben aufgehört, die Abflüsse hingegen dauern fort. Dieses ist der Hauptanlass der Noth. Auf den verminderten Zufluss der edeln Metalle aus Amerika legen wir wenig oder gar kein Gewicht. Auch bey gleich gebliebenem Zuflusse würden wir bey Umständen, wie die dermaligen sind, solche Erscheinungen in Bezug auf die Preise der meisten Waarenartikel haben, wie die jetzigen sind. Auf alle Fieberanfälle folgt Abspannung, und weniger Arbeit und weniger Lohn führen zur Verarmung.

6) *Zur Charakteristik der preussischen Communalgesetzgebung* (S. 320—341); enthält zuerst eine königliche Cabinetsordre und zwey sehr interessante Ministerialverfügungen zum Schutz der Communen



gegen zu weit getriebene Foderungen der oberen Behörden; dann (S. 324—339) einige angehängte Betrachtungen über die natürliche Grenze aller Steuerfoderungen des Staats an seine Angehörigen, und über die bekannte Finanzmaxime, *dafs die Ausgabe die Einnahme regele;* — Betrachtungen, die zwar alle Beachtung verdienen, aber doch im Grunde weiter nichts erweisen, als dafs das Volk bey dem Abgabenwesen möglichst schonend zu behandeln sey, und dafs, — was die angeführten Ministerialverordnungen den Regierungen in Bezug auf städtische Anstalten empfehlen, im Staatshaushalte eben so, wie im Haushalte der Privaten, das Nothwendige dem blofs Nützlichen, das Erhalten dem Verbessern vorangehen müsse, auch dafs dem zufolge blofs für das Erste unbedingt Abgaben gefodert und erhoben werden können, für das Letzte aber erst dann und nur in so weit, als dieses der wirthschaftliche Wohlstand des Volks zuläfst; — längst bekannte und von allen humanen Regierungen anerkannte Wahrheiten, die indefs in der Theorie leichter aufzustellen, als in der Wirklichkeit durchzuführen sind. Denn *nothwendig* und *nützlich* sind relative Begriffe, wo das Treffen der richtigen Mitte äufserst schwierig ist.

Lz.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Hennings u. Hopf: *Dissertatio de Orosii historici fontibus et auctoritate*, et altera *de Antonii Raudensis aliquo opere inedito*, cum *Hilarii carmine in natalem Machabaeorum matris*, auctore *Geo. Friderico Henrico Beck*, Phil. D. ling. angl. et francogall. in schola Goth. futuris mercatoribus erudiendis praeceptore cet. 1834. 64 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift, auf welche wir Literatoren aufmerksam zu machen für Pflicht halten, begreift, wie schon der Titel anzeigt, dreyerley. Zuerst eine Abhandlung über die Quellen und Glaubwürdigkeit des *Orosius*, den Augustin, zu welchem er im J. 413 nach Africa geschickt wurde, um seine Meinung über einige spanische Ketzer zu vernehmen, *vigilem ingenio, paratum eloquio, flagrantem studio* nannte, und welcher bekanntlich ein merkwürdiges Geschichtswerk hinterlassen hat. Hr. *B.* geht kürzlich die ersten 6 bedeutenderen und ausführlicheren Bücher desselben durch, und giebt mit Genauigkeit die Quellen an, aus denen O. geschöpft hat, und von welchen seine Glaubwürdigkeit abhängig ist. Das Resultat ist (S. 7) in folgender Stelle zusammengedrängt, welche wir, auch als Probe der mancher Verbesserung bedürftigen Schreibart des Vfs., mittheilen:

Chronologicarum rerum fides tota penes Eusebium est. Trogus Pompejus e rhetorum historicorum schola processit: res gestas non simpliciter narrat, sed magno effectu ac semper aliquas partes defendens ac sustinens, ut ille, quem imitatus est, Theopompus; accessit Justinus, qui nonnunquam et ipse vim rebus addendam esse judicavit; hujus narrationem tandem Orosius hic illic verbis auxit. Qua re efficitur, ut non falsa quidem habenda sint, quae hi viri narrant, sed magis minus aucta, minuta, elata aut depressa, neque ex sincera veritate profecta. Livii auctoritas (fortasse ab antiquissimis temporibus discedendum est) incorrupta: vera igitur habenda, quae ab hoc sumsit Orosius: sed caute ubique versandum est, quia, ut terrores et miserias temporum paganorum pro consilio tanquam ingentes describeret, narrationem hic illic verbis paulo magis exaggerabat, quam res ferebat: ac Livio ubique major quam Eutropio auctoritas contribuenda est. Caesaris fides ab Asinio Pollione hic illic merito in dubium vocata est, sed hae quaestiones ad Caesarem potius, quam ad Orosium rejiciendae sunt. Apparet igitur, in rerum gestarum narratione Orosium, ubi ab aliis veracioribus destituimur, pro fonte historiarum esse posse: sed ubique prudenter discernendum esse, Orosiine pro incepto suo interesse potuerit res augere aut imminuere, an non: unde judicium de quoque gesto, quod ab ipso servatum legimus, totum pendet. Saepe ipsa verba Justini ac Livii servavit; tam diligenter eos excerpsit, libros ipsos ob oculos habens, itaque, ubi consilium ejus, quod novimus, rebus non prope attingitur, secure fidem ei habere possumus: at ubi ab exaggerando vel imminuendo id, quod lectoribus suis persuadere cupit, aliquid virium accepturum esse videtur, ibi dubitationis locus est, ibi vel internis rationibus vel ex aliis fontibus de veritate quaerendum est.

Die zweyte Abhandlung: *de Antonii Raudensis opere quodam inedito*, giebt zuerst von dem wenig bekannten *Antonius Harena, Raudensis*, einem Freunde des im J. 1454 gestorbenen *Laur. Valla*, aus *Fabricii Bibl. Lat. med. et inf. aetatis* (*I. p.* 130) Nachricht, und liefert dann die vollständige Vorrede und eine summarische Inhaltsanzeige aus einem Werke desselben, das Hr. *B.* in der königl. Bibliothek zu Paris in drey *Codd.* gefunden hatte: *Fratris Antonii Raudensis theologi ad sanctissimum Papam, Eugenium quartum, de Lactantii erratis dialogi tres.* Zur Zeitbestimmung und näheren Charakterisirung des Werkes fügt er hinzu:

Eugenius hic Papa fuit ab anno 1431 *ad* 1447, *quo tempore scriptum esse hoc opus debet. In externa forma Antonius Ciceronem aperte imitatur: non superciliose docet, ut Stoicus aliquis, sed familiarem confabulationem inter amicos institutam fingit;* und am Schlusse (S. 35): *Quamvis philosophiae, historiae, exegeseos et aliarum scientiarum* [*doctrinarum*] *perfectio et flos hodie tantus sit, ut cum Antonii temporibus comparari non amplius possit, nihilominus futuro editori operum Lactantii Antonius partim doctrina sua, partim judicio nonnunquam felici opem feret minime contemnendam.*

Die dritte Abhandlung betrifft ein *Carmen de Machabaeis*, welches Hr. *B.* ebenfalls in einer, meh-

rere kleine Werke der Kirchenschriftsteller enthaltenden Handschrift zu Paris fand, das gewöhnlich dem *Marius Victorinus*, oder dem *Nectarius* oder *Victorinus Petavionensis* zugeschrieben, in jenem Codex aber unter dem Titel: *In natalem Machabaeorum matris* dem *Hilarius* beygelegt wird. Hr. *B.* findet es nicht unwahrscheinlich, dass dieser wirklich Verfasser sey, obgleich es sich in dessen Werken nicht findet, und dass ein *fungus terrae* (wie er sich etwas sonderbar ausdrückt) statt *ILARII* gelesen habe *Marii*. Obgleich das Gedicht von *Andr. Rivinus* besonders (Goth. 1652. 8) herausgegeben worden, und auch in der *Max. Bibliotheca Patr.* (IV. p. 297) abgedruckt ist, so hat doch Hr. *B.* für zweckmässig gehalten, aus jener Handschrift den Text berichtigter zu wiederholen, und demselben kurze Noten für Kritik sowohl, als zur Erläuterung beyzufügen. Was den Inhalt des Gedichts anlangt, so haben die *fratres Maccabaei* bekanntlich auch in den christlichen Martyrologieen ihren Platz gefunden: den Tod der Mutter, nachdem sie ihre Söhne verloren, und auch der letzte sich muthvoll und betend in die Flammen gestürzt, hat der Vf. dieses Gedichtes nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern mehr dichterisch erzählt:

Dum puer ista gerit, solverunt gaudia matrem:
Jamque ut erat lassata malis, iam voce negata
Spirat ovans; interque minas conlapsa suorum
Concidit exanimis, resolutaque membra quierunt.
Sic ipsa et nati Sanctorum in parte recepta est.

Mit Recht sagt Hr. *B.*: *Quanquam pretium carminis poeticum non magnum sit* [*pretium poeticum* ist deutschlatein, und für *sit* sollte *est* stehen], *historicum tamen spernendum non est. Nam inde bene judicari potest, quales poetici quarti et quinti saeculi conatus fuerint, quam late Virgilii et Ovidii imitatio patuerit, et quanto studio Sanctorum historia Christianis illius temporis in memoriam revocari soleret* [*revocata fuerit*].

Die dem lateinischen Text untergesetzten Noten zeugen von Belesenheit und Kenntniss; doch erfährt man aus denselben auch manches befremdliche Neue; z. B. dass V. 272 *Interea trepidat et curas corde volutat*, die letzte Sylbe des 2ten in der Cäsur stehenden Wortes desshalb lang sey, weil die dritte Person des Verbi auch von Plautus oft producirt werde, und weil *analogia ex Sanscrito demonstret, eam ab origine longam fuisse.* — Die ganze Schrift ist übrigens ein sehr schätzbares *Specimen* eines jungen Mannes, der zu nicht geringen Erwartungen berechtiget.

Angehängt ist eine lateinische Zuschrift des Hn. D. *Friedr. Duebner*, von Paris datirt. In derselben wird Einiges über die sehr fehlerhaften *Codd.* des *Orosius*, besonders in Bezug auf die Eigennamen, welche hie und da noch aus Glossarien hergestellt werden könnten, bemerkt, und einige (unbedeutende) Verse *ex Catalectorum et Anthologiae Lat. Codd., qui in bibl. Regia habentur*, mitgetheilt. Uebrigens sehen wir aus dieser Epistel, dass Hr. *Beck* sich nicht bloss mit der griechischen und lateinischen, sondern auch mit der hebräischen, arabischen und Sanscrit-Sprache beschäftigt, und um sich in den neueren zu vervollkommnen, Ein Jahr in England und vier Monate in Frankreich zugebracht hat. B. St. G.

Leipzig und Stuttgart, in Scheible's Verlags-Expedition: *Zeitansichten eines Süddeutschen.* Herausgegeben von *Friedrich Ludwig Bührlen.* 1833. 328 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Der Vf. hat als belletristischer Schriftsteller sich schon einen bedeutenden Ruf erworben; auch erinnern wir uns in Zeitschriften oftmals kurze Bemerkungen und Reflexionen gelesen zu haben, die von seinem Geiste schöne Proben lieferten. Obiges Werk legt uns einen Inbegriff solcher Reflexionen und Ansichten vor über die Zustände und wichtigsten Interessen der Gegenwart. Der Vf. geht darin von der Ueberzeugung aus, wie leer und nichtig das Geschwätze und Treiben unserer sogen. Liberalen sey, und wie nöthig, bessere Grundsätze statt der ihrigen zu verbreiten. Diese will er nun in diesem Buche ans Licht fördern. Sie sind mit Geist abgefasst; ein ernster, redlicher Wille, ein tiefes Gemüth spricht aus ihnen; aber es gebricht ihnen eine feste Unterlage, es sind mehr Fabelgebilde, mehr Lufterscheinungen, als Wahrheiten, die dem gesunden Kerne des Lebens entsprossen sind. Ihrem Schöpfer mangelt ferner auch die Schärfe des Verstandes, das eindringende kritische Auge, um die chaotischen Verwirrungen der Gedanken und Zeitmeinungen zu sichten und zu ordnen, der tiefe Blick, der das eigentlich Wahre bey der Wurzel erkennt, und ans Licht zu ziehen im Stande ist. Daher kommt es, dass so viele dieser Ansichten mehr zum Irrthum sich neigen, als zur Wahrheit, und eben dadurch, als Schein oder Halbwahrheiten, ihre Kraft und Heilsamkeit verlieren. Vieles hätte desshalb aus dem Büchlein ganz wegbleiben, und das Uebrige näher durchdacht und sorgfältiger dargestellt werden sollen, um Nutzen zu bringen. Nr.

Düsseldorf, b. Schaub: *Reisejournal*, von *Carl Immermann.* 1833. 465 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Der geistreiche Dichter, der bisher die Literatur mit dramatischen Producten bereicherte, liefert in vorliegendem Buche ein leichteres Werk seiner Muse, nämlich den Bericht einer Reise, die er im Herbste 1831, von seinem Wohnorte Düsseldorf aus, den Rhein aufwärts und sodann durch Hessen und Magdeburg, Dresden und die sächsische Schweiz unternommen hat. Eine eigentliche Reisebeschreibung im engeren Sinne des Wortes ist es aber keineswegs; denn der Vf. vermeidet es, eine detaillirte Schilderung der durchreisten Orte, ihrer Merkwürdigkeiten u. s. w. zu geben; er setzt vielmehr ihre Bekanntschaft schon voraus, und begnügt sich lediglich damit, seine individuellen Meinungen über diess und

jenes auf feiner Reife auszufprechen, und Abenteuer und Begebenheiten vorzutragen, die er theils wirklich dafelbft, theils auch weder da, noch irgendwo erlebt haben mag.

Das Ganze zerfällt in drey Bücher; das erfte mit der Ueberfchrift: *Ausflucht*, zerfällt in 16 Capitel. Wir lefen in denfelben einzelne interefſante Bemerkungen über Malerey und Theater, z. B. S. 17 über Efslairs Spiel in Mainz, S. 74 Bemerkungen über Sagenpoefie, S. 89 ein fchönes Mährchen u. f. w., aber auch vieles Müffige und den Lefer nicht Anfprechende. Einzelne Behauptungen erregen fogar Widerwillen, ihres barocken Inhalts und wegwerfenden, abfprechenden Tones halber. So unter anderen S. 41 die Beurtheilung der Schechner und von Webers Aberon. Die höchfte Geringfchätzung aber liegt in der Bemerkung S. 31: „die Kunft verfällt und hebt fich nach ihren eigenen eigenfinnigen Gefetzen, und die Wirkung auf fie von Aufsen durch Philofophie, Aefthetik und Archäologie ift eine illuforifche.“ *Leffing, Winkelmann, Schelling* u. f. w. wären fonach reine Nullitäten in der Kunftgefchichte! Das zweyte Buch, unter dem Titel: *Briefe*, enthält fchöne und wahre Bemerkungen über Gemälde, Mufik, Baukunft, Theater, treffliche Schilderungen von Naturgegenftänden, befonders der fächfifchen Schweiz. Des Verfaffers Befuch bey *Tieck*, und das, was er über diefen fagt, gehört zum Beften des Buches, und föhnt für die übrigen geringfchätzigen Anfichten, die derfelbe auch in diefem Abfchnitte nicht fpart, uns wieder einigermafsen mit ihm aus. Zu diefen tadelnswerthen Aeufserungen gehört das, was er S. 283 über Antiken fagt, die ihm gar nichts gelten, und anderes mehr. — Das dritte Buch: *Heimath und Heimkehr*, hat fehr viel Schönes, und wohl die Lichtpuncte im ganzen Reifegemälde. Es enthält eine lebendige Befchreibung des Choleraübels, mehrere Gefchichten in Boccacio's Manier, eine, wenn gleich in ihren Motiven leicht verknüpfte, aber doch interefſante Novelle, Auszüge aus den Mythen vom heiligen Gral u. f. w. Den Schlufs macht ein Anhang: „*Grillen im Wagen*,“ nämlich kurze Kerngedanken und längere Bemerkungen über Kunft und Leben, unter denen manches Gute fich findet. — Was übrigens die Form des Ganzen anlangt, fo ift fie wohl gefällig und anziehend, mit Ausnahme der an gewiffen Stellen nachläffigen Sprache. Der polemifche Theil aber, der durchweg den Charakter eines rein verneinenden Geiftes, eines fich überfchätzenden Egoismus trägt, mufs uns vom Verfaffer ganz abftofsen, und wären nicht einzelne Momente darin, die eine Vermittelung herbeyführen, das Buch wäre faft des Lefens nicht werth.

Nr.

Leipzig, b. Weber: *Worte der Vernunft, des Rechtes und der Freyheit gegen Abbè de la Mennais Worte eines Gläubigen.* 1834. 181 S. 8. (1 Thlr.)

Herr *de la Mennais* ift ein ehrgeiziger Geiftlicher voll Phantafie und Hoffnungen, welcher der befonders in Frankreich noch fortwaltenden Revolution, die eine vollkommene Umgeftaltung aller Gefellfchaftsverhältniffe bilden will, im Grunde fehr anhänglich ift, aber dabey feinen eigenen Gang geht, und den defshalb fein eigener Bruder, auch ein Geiftlicher, der Abbè Jean, verliefs. In Frankreich mag Phantafie und Irrlehre, die bald dem Saint-Simonismus, bald dem allgemeinen Weltregiment der Päpfte huldigt, gefährlich feyn; aber in Deutfchland wird *La Mennais*, der angeblich allein Gläubige, kein grofses Auffehen machen. Durch Worte der Vernunft, des Rechts und der Freyheit wollte ihn der Vf. diefer Schrift widerlegen, und hat überdiefs Auszüge aus fünf Gegenfchriften angehängt. Eine derfelben, von *Chans*, *paroles d'un voyant*, ift offenbar von einem jüdifchen Deiften voll indifcher Sanscritweisheit. Der Abbè *de la M.* ift ein zweyter Robespierre, der in unferen Tagen gern eine neue Religion ftiften möchte, und wie die Jefuiten in der Paraguay durch den Papft allein die Welt regieren will. Aus allen gegen ihn erfchienenen Schriften blickt die traurige Lage des noch immer revolutionären Frankreichs hervor, und welche Erfchütterungen man dort zu fürchten hat, wenn nicht endlich eine fefte Regierung fich über alle Ränke der Parteyen hinwegfetzt, und dem Volke Erleichterung und Elementarfchulen mit Abfchaffung der *droits réunis* giebt, welche barbarifch mit den Städteoctroys den inneren Verkehr faft auf das Nothwendigfte des menfchlichen Lebens einfchränken, und mit Recht von Jedermann gehafst werden. Die Behauptung des Vfs., dafs es aufser der Freyheitspropaganda in Frankreich noch eine des Deismus gebe, die alle chriftliche und jüdifche Religion vertilgen und blofs Ehre, Reichthum und finnliche Luft geniefsen will, und wenn das nicht länger fich geniefsen läfst, fich lieber todt fchiefst, als arbeitet — ift leider nur zu wahr.

H. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1834.

PHYSIOLOGIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Bildungshemmungen der Menschen und Thiere*, von *Friedrich Ludwig Fleischmann*, Dr. der gesammten Heilkunde und Weltweisheit. Mit zwey Kupfertafeln. 1833. XVIII u. 410 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Diese Schrift enthält keine neuen Thatsachen aus dem Gebiete der Hemmungsbildungen, sondern es sind darin nur die, besonders in neuerer Zeit, gemachten Beobachtungen möglichst vollkommen zusammengestellt, mit beständiger Hinweisung auf die Schriftsteller, aus denen geschöpft worden. Indess sind auch hier die einzelnen angeführten Bildungshemmungen nicht vollständig anatomisch, physiologisch und pathologisch abgehandelt, was natürlich bey dem grossen Umfange dieser Wissenschaft in einer so mässigen Schrift, die mehr einem Umrisse gleicht, nicht geschehen konnte. Da jedoch heut zu Tage Material einer Doctrin, besonders in Erfahrungswissenschaften, oft bis ins Unermessliche angehäuft ist, so ist es ein sehr zweckdienliches Unternehmen, dasselbe zu ordnen, um die Uebersicht darüber zu erleichtern. Diesen Zweck erfüllt vorliegende Schrift, und insofern hat der Vf. seine in der Vorrede S. IX ausgesprochene Absicht, das Studium der Bildungshemmungen dadurch zu erleichtern und zu befördern, wohl erreicht. Wenn er aber glaubt, dass man diese Bildungshemmungen durch philosophische Anschauung mehr, als durch Erfahrung, kennen lerne, und dass er auf erstem Wege in das Wesen derselben tiefer eingedrungen sey, und daher einer neuen Scienz gleichsam Bahn gebrochen habe, so täuscht er sich selbst. Doch schadet diese Selbsttäuschung dem Werke sehr wenig, weil die Natur unserer Erfahrungswissenschaft schon eine mehr philosophische Betrachtungsweise der einzelnen Bildungshemmungen voraussetzt.

Das Werk zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der erste von den Bildungshemmungen im Allgemeinen, der 2te von den Bildungshemmungen insbesondere handelt. Der allgemeine Theil beginnt mit Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes für die Bildungsabweichungen überhaupt, und für die Bildungsabweichungen insbesondere. „Wird das Vermögen eines lebenden Wesens, seinen Zustand nach äusseren Bedingungen, oder die äusseren Bedingungen nach seinem Zustande einzurichten, geschmälert oder aufgehoben, so erscheint die organische Entwickelung mehr oder weniger gehemmt, ungewöhnlich bethätigt, oder in ihrer Richtung vom Normalen abweichend, und bedingt stets Bildungsabweichungen, *Varietates s. lusus naturae*, welche man im höheren Grade Verunstaltungen, *Deformitates s. Turpitudines*, im höchsten Missgeburten, *monstra*, nennt. Missgestaltungen, die von weniger Thätigkeit der Bildungskraft, als gewöhnlich, zeigen, wo die organische Entwickelung gehemmt, und frühere Entwickelungsstufen erhalten scheinen, heissen Bildungshemmungen, *Evolutiones retardatae*." Hierauf folgt eine kurze Angabe der von einzelnen Schriftstellern aufgestellten Gesetze für die Bildungshemmungen. Weil nämlich einzelne Schriftsteller, wie besonders *Meckel*, bestritten haben, dass die Bildungshemmungen durch mechanische Hindernisse hervorgerufen würden: so sucht der Vf. diese Ansicht als einseitig darzustellen, und findet überhaupt sowohl mechanische, als dynamische Ursachen der Bildungshemmungen. Eben so hat er die Meinung derer widerlegt, welche fehlerhaft präformirte Keime unbedingt als Ursache der Bildungshemmungen annehmen. Indess wird diese Meinung nicht durchaus verworfen, sondern zugegeben und mit Beyspielen belegt, dass ein krankhafter Zustand der elterlichen Zeugungsorgane im Augenblicke der Begattung, wie auch psychische Einflüsse, häufig Bildungshemmungen veranlasst haben. Hierauf werden nun sechs Hemmungsgesetze aufgestellt.

I. *Das Hemmungsgesetz.* Dieses ist das allgemein bekannte, dass nämlich jede Bildungshemmung genau einer der früheren Bildungsstufen entsprechen muss. Hier wird aus einander gesetzt, dass eine zu geringe Energie der bildenden Thätigkeit nicht gleich häufig bey allen Thieren, sondern nach Verschiedenheit der Thiere, ihrer Organisation, Lebensart, Geschlechte, Alter, auch die Geneigtheit zu Bildungshemmungen verschieden sey. So leiden die Hausthiere häufiger, als die wilden Thiere daran, u. s. w. Ferner wird der organischen Systeme und der einzelnen Organe gedacht, die vor anderen an dieser Art von Missbildung leiden.

II. *Das Wiederholungsgesetz.* Nach diesem Gesetze muss jede Bildungshemmung mehr oder weniger der Normalbildung irgend einer niederen Thierclasse ähnlich seyn. Hier wird zwar zugestanden, dass der menschliche Fötus in seinen fortschreitenden Entwickelungsstufen Aehnlichkeit mit vollkommen entwickelten niederen Thieren habe, dagegen wird die Meinung *Meckels* und *Okens*, dass der menschliche

Fötus wirklich verschiedene niedere Thierclassen durchzumachen habe, so dass er anfangs ein Weichthier u. s. w. sey, mit Recht bekämpft.

III. *Das Ortsgesetz.* Kraft dieses Gesetzes ist jedes Organ mehr oder weniger an seine Lage gebunden. Dieser Abschnitt, welcher von den Ortsveränderungen eines Organes handelt, gehört nicht wohl zu den eigentlichen Bildungshemmungen.

IV. *Das Individualitätsgesetz* gehört auch nicht hieher; denn es thut hier nicht zu wissen Noth, dass man z. B. nie den Darmcanal mit der Aorta eine Röhre bilden sah, u. s. w.

V. *Das Schrankengesetz.* Dieses Gesetz bestimmt die Aehnlichkeit der Bildungshemmungen mit der Normalbildung stets niederer, nie höherer Thierarten. Es ist wichtig für die Bildungshemmungen des Thierreichs überhaupt; für die Bildungshemmungen des Menschen findet es natürlich keine Anwendung.

VI. *Das Gleichgewichtsgesetz.* Diesem Gleichgewichtsgesetze gemäss wird durch die zu grosse Energie der bildenden Thätigkeit in einem Organe die zu geringe im anderen bewirkt. Hier wird mit *Meckel* angenommen, dass in der Masse, als ein Organ in seiner Bildung zurückbleibt, ein anderes Organ vorherrschende Entwickelung zeige. So wird behauptet, dass gar häufig da, wo eine Hand oder ein Fuss überzählige Finger oder Zehen hatte, die andere Hand oder der andere Fuss deren weniger, als im Normalzustande, besitze. Rec., selbst auch ausübender Arzt und Chirurg, muss jedoch das Gegentheil von diesem Satze behaupten; vielmehr hat er einmal an einem jeden Fusse eines Individuums sechs Zehen beobachtet.

Der 2te Abschnitt dieses Werkes handelt von den Bildungshemmungen insbesondere. Dieser Theil ist weit weniger, als der erste allgemeine, ein Eigenthum unseres Vfs.; vielmehr ist das Wesentliche aus allen ihm bekannt gewordenen Schriften in Bezug auf Bildungshemmungen kurz angegeben, und jedesmal sind die betreffenden Schriftsteller citirt. Unter diesen besonderen Bildungshemmungen wird mit dem *Gefässsysteme* begonnen, und hier zuerst

I. *Von dem Herzen* gesprochen, und zwar zuvörderst von dem gänzlichen Mangel oder von der mangelhaften Entwickelung des Herzbeutels, besonders wenn das Herz nicht an seinem eigentlichen Sitze sich befindet. Das Herz selbst fehlt meistens bey Acephalen, und der Mangel desselben wird nur äusserst selten bey mit einem Kopfe versehenen Embryonen gefunden. Hier wird der Herzen mit bloss einer Herzkammer, mit unentwickelten Scheidewänden und Klappen, mit einer einzigen Herzkammer und zwey Vorkammern u. s. w. Erwähnung gethan, und nachgewiesen, wie diese und andere Bildungshemmungen des Herzens den grössten Einfluss auf Circulation des Blutes, auf Respiration und Nutrition nothwendig haben müssen.

II. *Von den Arterien.* Der Vf. zählt die Bildungshemmungen der einzelnen Arterien mit grossem Fleisse auf, mit beständiger Hinweisung auf die Quellen. Diese Bildungshemmungen kommen sehr häufig vor, und zwar in verschiedenen Theilen des Körpers. Bey herzlosen Acephalen sind die Arterien besonders dünn und unentwickelt. Grössere Arterien, wie z. B. die Lungen-Arterie bey Mangel der Lungen, oder bey unvollkommener Entwickelung des Herzens, können auch ganz fehlen. — Nebenbey gedenkt der Vf. auch der abweichenden Bildung der Arterien, besonders der aus dem Bogen der Aorta.

III. *Von den Venen.* Was im Allgemeinen von den Arterien gesagt wurde, gilt auch von den Venen. Sie erleiden eben so Unterbrechungen, Stricturen, fehlen zum Theil, und bieten in Ansehung ihres Ursprungs und Verlaufes mannichfaltige Unregelmässigkeiten dar. Die einzelnen Venen werden in Ansehung dieser Abweichungen durchgegangen. Freylich hält sich der Vf. auch hier nicht streng an die Bildungshemmungen, sondern lässt sich häufig auch in andere abnorme Bildungen ein.

IV. *Von den Lymphgefässen.* Hier gilt im Allgemeinen, was von den Venen gesagt wurde.

Nervensystem. I. *Von dem Gehirne.* Die Bildungshemmungen der Hirnhäute, des Schädels und des Gehirns stehen, wie der Vf. mit Recht bemerkt, in einigem Wechselverhältnisse, und bedingen einander wechselseitig. Gänzlicher Gehirn-Mangel ist sehr selten. Der Vf. giebt hier die Eintheilung des Gehirnmangels nach *Geoffroy Saint-Hilaire*, welcher sich nach den verschiedenen Spuren der Schädelknochen richtet. 1) Cokkykephalos, Kopf mit einer Steissbeinform. 2) Kryptokephalos, von Aussen unsichtbarer Kopf. 3) Aneukephalos, hirnloser Kopf. Auch hier ist der Vf. wieder von den Bildungshemmungen des Gehirns auf andere Abnormitäten desselben übergesprungen.

II. *Von dem Rückenmarke.* Rückenmark, Rückenmarkshäute stehen in demselben Verhältnisse, wie Hirn, Hirnhäute und Schädelknochen, daher auch hier die Bildungshemmungen des einen Theiles die der anderen gewöhnlich mitbedingen.

III. *Von den Nerven.* Die Meinung des Vfs., dass sich sowohl die Organe, als ihre Nerven bis auf einen gewissen Grad unabhängig von einander entwickeln, können wir nicht theilen, und sind vielmehr entgegengesetzter Ansicht, dass überall die Nerven und ihre Organe sich unter wechselseitigem Einflusse entwickeln, und dass, gegen die Ansicht unseres Vfs., dieser wechselseitige Einfluss der Nerven und ihrer Organe vom Anfange der Entwickelung am nothwendigsten sey, und dass erst, nachdem ein Nerve und sein Organ schon einen gewissen Grad der Entwickelung erreicht haben, der Nerve unabhängig von seinem Organe zurückbleiben kann. So sahen wir bey einem ziemlich unentwickelten Nerven dennoch sein Organ sehr entwickelt. Angenommen, der Nerve wäre ursprünglich ohne Einfluss auf die Bildung seines Organs gewesen, so hätte dieses allerdings auf der Stufe der Protozoenbildung stehen bleiben müssen. Der Vf. geht hier mit grosser Sorgfalt die einzelnen oft fehlenden, oft mangelhaft

entwickelten Nerven durch. Eben ſo hat er alles ſchon bey anderen Schriftſtellern aufgeführte Material in Betreff der mangelhaften Entwickelung der Hüllen und Gewebe der Organe, des Knorpel- und Knochen-Syſtems, des Muskel-Syſtems, der Sinnesorgane, des Reſpirations-, Verdauungs- und Geſchlechts-Syſtems zuſammengetragen, iſt aber auch hier in andere Bildungsfehler eingegangen, und hat ſich durchaus nicht innerhalb der Grenzen der Bildungshemmungen gehalten, wie es die Anlage des Werkes verlangte. H.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Göſchen: *Das Blut und die aus dem Blute entſpringenden Krankheiten.* Von *Anton Friedrich Fiſcher.* 1832. VI und 172 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Dieſe Schrift ſcheint mehr für Nichtärzte verfaſst zu ſeyn. Jedoch iſt nicht wohl einzuſehen, wie dem Laien in der Medicin eine befriedigende Einſicht von den aus dem Blute entſpringenden Krankheiten beygebracht werden könne, ohne zuerſt anatomiſche, dann phyſiologiſche und pathologiſche Kenntniſſe von dem menſchlichen Organismus zu haben. Der Ausdruck „*am Blute leiden,*" deſſen ſich unſer Vf. in der Vorrede bedient, iſt ſo allgemein, daſs er eigentlich nichts ſagt. Ohne Einſicht in die *prima geneſis* des Blutes, nämlich ohne Kenntniſs der urſprünglichen Bereitung des Blutes durch die Chylopoeſe und auf dem Wege der Rückbildung aus dem bereits mehr Starren wieder ins Flüſſige, iſt es durchaus unmöglich, zu begreifen, wie das Blut urſprünglich quantitativ und qualitativ erkranken könne. Ferner wird doch wohl, um nur einigermaſsen ſich eine Vorſtellung von dem Blute und ſeinen Eigenſchaften überhaupt zu machen, nothwendig ſeyn, zu wiſſen, welchen Einfluſs die Reſpiration, welchen die Leber, und welchen das Herz u. ſ. w. auf daſſelbe hat. Aber dazu werden wieder anatomiſche Kenntniſſe erfodert, die erſt eine phyſiologiſche oder pathologiſche Anſchauung des Blutes möglich machen. Ueber alle dieſe Vorbegriffe ſich hinwegſetzend glaubt der Vf. bloſs mit einer dürftigen Beſchreibung der Qualität des Blutes im phyſiologiſchen Zuſtande, und wie ſich daſſelbe im Blutkuchen darſtellt, auszureichen, um den unmediciniſchen Leſer (denn für einen mediciniſchen iſt dieſes Buch durchaus von keinem Nutzen) über die aus dem Blute entſpringenden Krankheiten zu belehren. Ueberhaupt bleibt aber dieſe Schrift ſogar hinter der Anfoderung zurück, die man heutzutage an ein ſolches Buch für das gebildete Publicum zu machen berechtigt iſt; es ſteht weit unter dem heutigen Standpuncte der mediciniſchen Wiſſenſchaften, ja der Vf. dünkt ſich darin weiſe, daſs er die Einſicht gewonnen, die Medicin ſey längſt um nichts mehr vorgeſchritten, und daſs er gleichſam als privilegirter Interpret der Alten ſich darſtellt. Nachdem er hierauf das diätetiſche Verhalten, um zu einem guten Blute zu gelangen, vermeintlich angegeben, geht er auf die „*ſinnlich wahrnehmbaren Fehler des Blutes, und das dagegen einzuſchlagende Heilverfahren*" über. Wahrlich ein vielverſprechender Titel! Wenn dieſe Aufgabe gelöſt wäre, ſo wäre mehr, als das halbe Feld der Medicin angebaut. — Unter die ſinnlich wahrnehmbaren Fehler des Blutes zählt der Vf.: „Dicke des Blutes, ſchleimiges, dünnes, und wäſſeriges zur Auflöſung geneigtes Blut, dann Vollblütigkeit und Blutmangel. — „Das dicke Blut beruht auf übermäſsiger Cohärenz ſeiner Beſtandtheile, und giebt ſich, glaubt der Vf., durch den Augenſchein zu erkennen." Eine ſolche Beſchaffenheit des Blutes im lebenden Körper giebt ſich nicht durch den Augenſchein zu erkennen, und von der Beſchaffenheit des Blutes auſser dem lebenden Organismus läſst ſich überhaut nicht wohl ein Schluſs auf die Beſchaffenheit des Blutes in den lebenden Gefäſsen machen; viel weniger zeigt ſich dieſs durch den Augenſchein. Wir verweiſen in Beziehung auf Cohärenz des Blutes den Vf. auf *Döllinger's* kleine, aber gehaltreiche Schrift: „*Was iſt Abſonderung, und wie geſchieht ſie?*" Aus derſelben wird er überhaupt von dem Blutleben eine andere phyſiologiſchere Anſicht bekommen. — Eine andere Aufſchrift dieſes Büchleins handelt „*von dem unreinen Blute.*" Der Vf. meint, wenn wir das Blut jedes Kranken analyſiren wollten und könnten, ſo würden wir über deſſen Differenz mehr Licht erhalten. Allein wäre denn eine jede Differenz von den gewöhnlichen Beſtandtheilen des Blutes eine *Unreinigkeit* deſſelben zu nennen? Da der Vf. aus der vulgären Benennung „*unreines Blut*" nicht kommen kann, ſo giebt er, was im Alltagsleben unter Unreinigkeit des Blutes von Nichtärzten verſtanden wird — nämlich alle chroniſchen Formen der Hautkrankheiten, die ihm aus den Lymphgefäſsen entſpringen müſſen, die ihren Zufluſs vom Blute erhalten, woher dann ſich von ſelbſt verſtehe, daſs das Blut unrein ſeyn müſſe! — „*Krankheiten, deren Urſprung vorzugsweiſe im Blute zu ſuchen iſt.*" Hier wird vorzüglich der Gicht und der Hämorrhoiden gedacht, und von jener geſagt, daſs ſie eine Ausgleichungskrankheit ſey, deren ſich das Blut bediene, um ſich von gewiſſen daſſelbe beläſtigenden Beſtandtheilen zu befreyen. Wenn dieſs aber von der Gicht geſagt werden kann, ſo kann es mit gleichem Rechte noch von einem Heere anderer Krankheiten geſagt werden. — Ferner wird noch von Skorbut, Blutfleckenkrankheit, Bleichſucht, von den Blutflüſſen und vom Blutbrechen geſprochen, und ſo wären „*die Krankheiten, die aus dem Blute entſpringen,*" erklärt!

H.

PESTH, b. C. A. Hartleben: *Das Wechſelfieber und deſſen Heilung mittelſt Haus- und Volks-Mittel.* Von *Ignatz Reiſinger*, Dr. d. Med. u. Chir., Magiſter der Geburtshülfe, der löblichen Torontaler Geſpannſchaft ord. Phyſicus. 1833. 64 S. 8. (9 gr.)

Wenn es für den Arzt wünſchenswerth iſt, von

den zahlreichen Volks- und Haus-Mitteln, die gegen das Wechſelfieber im Gebrauch ſind, Kenntniſs zu beſitzen, ſo kann es dagegen nur getadelt werden, wenn der Vf. ſeine Sammlung der genannten Mittel „Grundherrſchaften, denen das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt, wackeren Seelſorgern und Landwundärzten" laut der Vorrede beſtimmte. Denn es werden durch unzweckmäſsige Hausmittel, denen der Laie nur zu gern gröſseres Vertrauen ſchenkt, als dem Arzte, ſchon genug Wechſelfieber verpfuſcht, als daſs es noch einer beſonderen Anweiſung dazu bedürfte. Uebrigens hat es der Vf. wenigſtens für räthlich erachtet, die ſtärkeren Mittel, welche ohne Zuziehung eines Arztes nicht angewendet werden ſollen, durch ein beygefügtes Zeichen hervorzuheben. Er giebt zuerſt eine kurze, unvollſtändige Beſchreibung des Wechſelfiebers, handelt dann von deſſen Urſachen (wobey er auch eine erbliche Anlage und eine Anſteckung durch Schweiſs annimmt), von der Prognoſe, und ſchlieſst mit der Behandlung. Im letztgenannten Capitel iſt der Reihe nach von den Präſervativmitteln des Wechſelfiebers, von der Behandlung der einzelnen Stadien, von den innerlichen Volksmitteln (74 an der Zahl), von den äuſserlichen Volksmitteln (29), und zuletzt von der Behandlung der Nachkrankheiten die Rede. Von einer wiſſenſchaftlichen Eintheilung der Volksmittel findet ſich keine Spur in dem von Druckfehlern wimmelnden Schriftchen. Zu tadeln iſt es auch, daſs die pflanzlichen Körper bald mit ihrem lateiniſchen Namen, bald mit dem oftmals nur provinziell gebräuchlichen Namen belegt werden.

δ. τ.

Berlin, b. Jonas: *De fiſtulis colli congenitis*, adjecta fiſſurarum branchialium in mammalibus avibusque hiſtoria ſuccincta. Commentatio quam pro venia docendi in univerſitate litteraria Friderica Guilielma etc. publice defendit *Ferdinandus Mauritius Aſcherſon*, M. D. 1832. 21 S. in 4. (10 gr.)

Ganz zufällig wurde der Vf. mit einem Falle des hier beſchriebenen und bisher noch unbekannten Bildungsfehlers bekannt, und durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen von Umſtänden wurden ihm auſserdem binnen kurzer Zeit noch 10 andere Fälle bekannt. Er fand nämlich den Fehler bey 8 Gliedern einer Familie erblich, und zwar, mit Ausnahme eines Falles, beym weiblichen Geſchlechte. Dieſe Halsfiſteln öffnen ſich am vorderen ſeitlichen Theile des Halſes, nahe dem Bruſtbeine und Schlüſſelbeine, bald auf einer, bald auf beiden Seiten; ihre Oeffnung iſt immer ſehr klein, manchmal von einem gefärbten Rande umgeben, oder warzenartig angeſchwollen, bisweilen kaum erkennbar; der Lauf der Fiſtel iſt nicht immer gleich, doch lief ſie in mehreren Fällen gegen den Pharynx hin, und in einem Falle lieſs ſich Flüſſigkeit durch ſie in den Pharynx einſpritzen; die ſecernirte Flüſſigkeit iſt meiſtens ganz hell, bisweilen aber auch eiterartig; 8 Fälle kamen beym weiblichen, nur 3 beym männlichen Geſchlechte vor; in einigen Fällen ſchienen ſich die Fiſteln, wenn gleich ſie wahrſcheinlich ſchon von Geburt an da waren, doch erſt ſpäterhin mehr entwickelt zu haben. Der Vf. betrachtet dieſe Fiſteln mit vieler Wahrſcheinlichkeit als eine nicht geſchloſſene Kiemenſpalte, deren Gegenwart auch bey den Säugthieren und Vögeln neuerer Zeit durch *Rathke*, *Huſchke* und *von Baer* nachgewieſen worden iſt, deren Beobachtungen deſshalb hier mitgetheilt werden. Wahrſcheinlich geht der Fiſtelgang urſprünglich von der äuſseren Haut in den Pharynx, wie der Fall darzuthun ſcheint, in welchem Flüſſigkeiten in den Pharynx geſpritzt werden konnten. Beſtätigt ſich dieſs durch fernere Unterſuchungen, ſo ſchlägt der Vf. ſtatt der allgemeinen Benennung Halsfiſteln den Namen Pharynxfiſteln vor. Mehrfach wurden in der Gegend der Fiſteln einfache oder mehrfache kleine blaſsröthliche oder gelbliche Flecken beobachtet, auf deren Gegenwart die Aerzte zu achten haben dürften, um den unbedeutenden, gewöhnlich verſchwiegenen Bildungsfehler zu entdecken, deſſen verſuchte Heilung indeſs in einem Falle ſehr bedenkliche Symptome hervorrief. — Die Wiſſenſchaft iſt Herrn *Aſcherſon* für ſeine intereſſante Mittheilung zu Dank verpflichtet.

δ. τ.

Dresden, b. Walther: *Hodiernae doctrinae de nervorum cerebralium ſpinaliumque functionibus epitome.* Auctore Dr. *Friderico Ludovico Fraenzel*, tertiae cohortis ſecundae legionis pedeſtris ſaxonicae Medico. 1833. VIII u. 55 S. in 8. (8 gr.)

Die kleine Schrift ſollte urſprünglich als Inauguralabhandlung dienen. Der Vf. hat den Gegenſtand, einen der wichtigſten in der neueren Geſchichte der Phyſiologie, in der Weiſe behandelt, daſs die verſchiedenen darüber geäuſserten Anſichten auf paſſende Weiſe zuſammengeſtellt, eigene Verſuche aber ſo gut wie gar nicht angeſtellt wurden. Es genügt deſshalb eine bloſse Anzeige der Schrift, die in 4 Capitel zerfällt. Das *erſte* handelt vom Gehirne, als dem Sitze der Empfindungen und des Willens; das *zweyte* vom Rückenmarke, als dem Leiter der Empfindungen und des Willens; das *dritte* von den Nerven, den Werkzeugen, durch welche die Eindrücke empfunden werden, und der Wille auf die Gliedmaſſen übergeleitet wird; im *vierten* endlich entwickelt der Vf. ſeine eigenen Anſichten. Er erklärt ſich hier gegen *Bells* Eintheilung der Nerven in Empfindungs-, Bewegungs- und Reſpirations-Nerven, und erkennt bloſs den *Nerv. vagus* als Reſpirationsnerven an.

δ. τ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1834.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Das Thierreich*, geordnet nach seiner Organisation u. s. w., von *Baron v. Cuvier*. Nach der zweyten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert, von *F. S. Voigt*, Hofrath, ordentl. Professor u. s. w. zu Jena. *Zweyter Band*, die Reptilien und Fische enthaltend. 1832. XVI u. 539 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 173.)

Der zweyte Band dieses verdienstlichen Werkes, der die Reptilien und Fische enthält, ist in der Ausführung der einzelnen Artikel viel kürzer, als der erste, jedoch für den Zweck genügend. In der Vorrede, in welcher der Herausgeber den Tod des unsterblichen *Cuvier* betrauert, giebt er zugleich die Gründe an, warum die Classe der Fische nicht ausführlicher abgehandelt werden konnte. *Cuvier* versichert in einem Schreiben an ihn, dass seine grosse Ichthyologie sich immer mehr erweitere, so dass die Zahl der bekannten Fische verfünffacht oder versechsfacht werden müsse. Daher hat der Herausgeber nur die europäischen Fischgattungen weitläuftiger behandelt; von den Fischen aber der in Europa's Nähe gelegenen Meere, und von denen der entfernteren Gegenden handelt er nur in so weit, als *Cuvier* sich auf dieselben eingelassen hat, da dem Herausgeber bey so entfernten Gattungen die Originalbeobachtung fehlte. Auf die Vorrede folgt des zweyten Bandes systematischer, und am Schlusse des Ganzen ein alphabetischer Inhalt, so dass jeder einzelne Artikel leicht zu finden, und das System, wie das Studium der Naturgeschichte erfodert, leicht zu überschauen ist.

Dritte Classe der Wirbelthiere. Reptilien. Nach einer kurzen, allgemeinen, vergleichend-anatomischen und physiologischen Eintheilung dieser ganzen Classe, die keines Auszuges fähig ist, wird das Allgemeine von den einzelnen Ordnungen angegeben. Die Ordnungen haben sich aus der Vergleichung der Quantität ihrer Respirations- und ihrer Bewegungs-Organe ergeben, und so hat denn diesen Resultaten gemäss *Brogniart* die Reptilien in folgende 4 Ordnungen eingetheilt: *Chelonii* oder Schildkröten, *Saurii* oder Eidechsen, *Ophidii* oder Schlangen und *Batracchii* oder Batrachier. Im Verlaufe dieses Bandes wird, wie im ersten, immer vom Allgemeineren auf das mehr Besondere herabgestiegen, bis zu den einzelnen Gattungen und Arten. So erscheint denn dieses Werk wirklich als ein organisches Ganzes, als ein wahres System. Die generellsten Charaktere sind hier noch in den einzelnen Species erkennbar, und so ist dieses System in der That kein willkürliches, apriorisches, sondern ein natürliches. Was wir indess bey einem so ausgezeichneten, ja classischen Werke noch vermissen, ist dieses, dass die psychische Sphäre der Thierwelt (um uns so auszudrücken) zu sehr ausser Acht gelassen wird: ein Mangel fast aller Thiergeschichten, über den *Wilbrand* mit Recht klagt. — Die Thiere sind ja doch mehr, als bloss Massenorganisation, und die Triebe und Instincte derselben könnten vielleicht bis zum Menschen hinauf beobachtet und im Zusammenhange dargestellt werden, wenn man nur einmal anfinge, über diese so interessante Seite der Thierwelt Beobachtungen anzustellen. — Damit von den einzelnen beschriebenen Thierarten auch diejenigen eine Anschauung erhalten, welche nicht Gelegenheit haben, an einem Naturaliencabinete sich von den äusseren Umrissen und von den Farben der Thiere eine Vorstellung zu machen (denn mehr vermag das Naturaliencabinet nicht zu leisten, weil es nur ein kärgliches Leichenhaus der Thierwelt abgiebt), hat das vorliegende Werk auf die besten Abbildungen hingewiesen. Auch hat der Herausgeber in seinen zahlreichen Zusätzen theils ganz neue Species, die das Original nicht hat, beygefügt, theils kurz, aber scharfsinnig, die mangelhafteren Bezeichnungen des Verfassers ergänzt. Ueberall, wo es möglich war, wurde den lateinischen Nomenclaturen die deutsche Benennung beygesetzt; wo hingegen kein deutscher Name, z. B. bey früher unbekannten Species, vorhanden ist, hat Hr. *V.* mit Recht Bedenken getragen, einen neuen zu schaffen.

Vierte Classe der Wirbelthiere. Fische. Die bey den drey vorhergehenden Thierclassen schon angedeutete Behandlungsart ist auch hier beobachtet. Man findet genaue Angabe der Charaktere der ganzen Classe, die theils anatomische, theils physiologische sind. Das Fischgeschlecht zerfällt in zwey genau unterschiedene Reihen, die der eigentlichen Fische, und die der vormals sogenannten Knorpelfische. Die gewöhnlichen Fische theilt *Cuvier*, mit *Ray* und *Artedi*, nach den Rücken- und After-Flossen in Weichflosser und Stachelflosser. Von den generellen Charakteren wird auch hier streng systematisch zu den immer specielleren herabgestiegen, bis zu den einzelnen Species.

Rec. wünscht mit allen Freunden der Naturwis-

senschaften, daſs dieses in seiner Art ausgezeichnetste Werk bald möge vollendet werden.

H.

Nürnberg, b. Zeh: *Fauna Boica, oder gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere Baierns,* bearbeitet und herausgegeben von *v. Reider*, Landesgerichtsassessor, und Dr. *Hahn*, Naturhistoriker. Drey- und vier und zwanzigste Lieferung. (Vögel 10tes und 11tes Heft.) 1833—1834. gr. 8. $4\frac{1}{2}$ Bogen Text u. 24 ill. Tafeln. (1 Thlr. 12 gr.)

(Vergl. J. A. L. Z. 1834. Nr. 76.)

In der 23 Lieferung dieses nützlichen Werkes finden sich die nachverzeichneten Vögel dargestellt: 1) *Aquila chrysaëtos Leisl.* scheint allerdings, wie bereits *Leisler* zeigte, eine gute Art und nicht, wie *Cuvier* u. A. wollen, der gemeine Adler in vollkommenster Gefiederentwickelung zu seyn; 2) *A. brachydactyla Wolff.* Das beygeschriebene Synonym *A. leucomphomma* muſs *A. leucamphomma* heiſsen. Diese seltene Art gehört zur Untergattung *Circaetos Vieill.* und ist besonders deſshalb wichtig, daſs sie auſser anderen Amphibien vorzüglich die *Giftnatter* (*Vipera Berus*) wegfängt; 3) *Falco apivorus L.* Seine gewöhnlich etwas niedergedrückte Stellung wird auf der Tafel nicht mit angegeben; 4) *Falco rufipes Beseke.* In den Originalabbildungen bey *Beseke* ist das aschgraue Gefieder dunkler gefärbt, auch der Schwanz kürzer. Ein seltener, mehr im Norden lebender Vogel, der bloſs zufällig auf seinen Zügen nach Deutschland zu kommen scheint; 5) *Falco cyaneus L.* (auf der Tafel *Accipiter cyaneus*) soll nur das zweyjährige Männchen von *F. Pygargus* seyn (auch hätte noch als Synonym *F. communis, albus, montanus, griseus Gmel.* angeführt werden können), daher auch die Darstellung eines ausgefärbten Exemplares wünschenswerth war; 6) *Lanius ruficeps Beseke* (*Brehm*) ist *Lanius collurio rufus L.* Unter den Synonymen fehlte *L. rutilus Lath.* und *L. ruficollis Sh.*, so wie selbst *Gmelin's L. pomeranus* hieher gehört; 7) *L. Collurio L.* (*L. spinitorquus Bechst.* nicht *spinitargus*, wie im Texte steht). Wir selbst haben beobachtet, wie diese Art Insecten an Dornen aufspieſste, daher diese Eigenheit, welche übrigens bekannt genug ist, indem selbst das Beywort *spinitorquus* darauf hindeutet, eine Erwähnung verdient; 8) *Cuculus canorus L.* Die angebliche Beobachtung *Brehm's*, nach der der Kukuksmagen immer mit Haaren (welche aus den *epithelium* herausgewachsen seyn sollten) besetzt sey, und welche hier von Neuem wieder vorgebracht wird, ist längst widerlegt, indem diese Haare keine anderen als Haare der verdauten Raupen waren, die sich in der Magenhaut festgesetzt hatten; 9) *Loxia enucleator L.;* 10) *Loxia curvirostra L.;* 11) *Fringilla nivalis L.* Ein Alpenbewohner, der nur selten in flachen Gegenden getroffen wird; 12) *Fringilla montifringilla L.;* 13) *Alauda cristata;* 14) *Alauda arborea L.;* 15) *Parus cristatus L.;* 16) *Parus biarmicus L.* heiſst auf der Tafel nach *Koch Panurus biarmicus.* Den Beynamen *biarmicus* haben Einige ganz unrichtig auf den Bart dieser Meise bezogen; daher wir hier bloſs beyläufig bemerken wollen, daſs er sich eigentlich auf die Provinz Perm (Biarmia, Permia) bezieht, wo sie häufig getroffen wird; 17) *Hirundo riparia;* 18) *Merula rosea Aldrovand.* (*Turdus roseus et seleucis L.*) eigentlich aus Afrika und Asien, doch wurde auch ein verirrter Vogel dieser Art bey Nürnberg geschossen; 19) *Turdus cyaneus*, ein Alpenbewohner; 20) *Saxicola montana Koch.* ist *Lanius infaustus minor Gmel.* oder eigentlich *Corvus infaustus L.* In einigen Gegenden wird diese Art *Unglücksvogel* genannt; 21) *Saxicola phoenicurus* (*Motacilla phoenicurus L.*)

Der Inhalt der 24 Lieferung besteht im Folgenden: 1) *Accipiter lagopus Koch.* (*Falco Lagopus L.*, eigentlich nach *Brünnich* so benannt). Wünschenswerth wäre die Angabe der hauptsächlichsten bey ihm vorkommenden Abänderungen gewesen; 2) *Emberiza cirlus L.;* 3) *E. cia L.* Diese beiden Arten haben mehr im Süden ihre eigentliche Heimath, kommen jedoch auch auf dem Striche bisweilen im Frühjahre und Herbste in Deutschland vor; 4) *E. hortulana L.;* 5) *E. miliaria L.;* 6) *Muscipeta palustris* (*Sylvia palustris Bechst.*). Soll nach den Vf. nur selten in Baiern getroffen werden, wir gewahrten ihn freylich in Thüringen auch nicht häufig, allein an den Ufern der Oder oft in groſser Anzahl; 7) *M. fluviatilis* (*Sylvia fluviatilis Wolf.*) ein sehr seltener Vogel, den wir jedoch nicht aus Autopsie kennen; 8) *Columba Oenas L.;* 9) *Columba turtur L.* eine der schönsten wilden, jedoch hie und da nicht häufigen Taubenarten. Nach unseren Beobachtungen scheint sie besonders gern in der Nähe von Flüssen zu weilen. Die drey oder vier gekrümmten Grundstreifen an den Seiten des Halses sind hier auf der Tafel unrichtig als gerade dargestellt worden; 10) *Parus cyanus Pall.*, ist in Baiern und anderen Ländern groſse Seltenheit, da als eigentliches Vaterland Ruſsland, Polen und andere östliche Länder zu nennen sind, doch wurde diese Art in Schlesien bereits mehrmal beobachtet, wovon der Grund leicht einzusehen ist; 12) *P. pendulinus*, gleichfalls ein mehr östlicher Vogel, der mit der Bartmeise ähnlichen Aufenthalt hat und wahrscheinlich häufiger erscheint, als man glaubt, insofern er leicht übersehen werden kann. Sein höchst kunstreiches Nest wurde namentlich schon mehrmals in Schlesien getroffen; 13) *Gallinula porzana Lath.* (*Rallus porzana L.*) Als deutsches Synonym konnte noch *Muthhühnchen* beygefügt werden; 14) *Phalaropus cinereus Briss.*, ein interessanter eigentlich hochnordischer (besonders isländischer) Vogel. Man giebt an, daſs er jedoch auch in Lievland und Curland bisweilen niste; 14) *Anas Crecca L.;* 15) *Anas Querquedula L.;* 16) *Pelecanus Onocrotalus L.* als gröſste Seltenheit auf der Donau und einigen baierischen Landseen gesehen, indem er eigentlich in Asien, der Türkey, Ungarn u. s. w. einheimisch ist; 17) *Pavo cristatus L.*, bekanntlich ursprünglich ein Ost-

indier, über dessen Eigenheiten im ungezähmten Zustande manche englische Reisende interessante Notizen mittheilten.

Gleiches Lob, als wir den früheren ornithologischen Lieferungen dieser *Fauna boica* ertheilt hatten, verdienen vorliegende; ja sie sind im Ganzen noch sorgfältiger bearbeitet.

Zr.

Nürnberg, b. Schrag: *Achilles Richard, neuer Grundriss der Botanik und der Pflanzenphysiologie*, nach der vierten mit den Charakteren der natürlichen Familien des Gewächsreiches vermehrten und verbesserten Originalausgabe übersetzt, und mit Zusätzen, Anmerkungen, einem Sach- und Wort-Register versehen, von *Mart. Balduin Kittel*, Dr. der Philos. u. Medic., Professor der Naturwissenschaft an dem königl. baier. Lyceum zu Aschaffenburg u. s. w. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 8 Steindrucktafeln, welche die Umrisse der wichtigsten Organe der Pflanzen darstellen. 1831. XXXII u. 802 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Wir haben bereits die erste Ausgabe dieser Uebersetzung mit verdientem Lobe in unseren Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1833. Nr. 14 angezeigt, und freuen uns nun jenes Lob bey vorliegender zweyten Ausgabe noch steigern zu können. Die Einrichtung ist natürlich dieselbe geblieben, wie wir sie bereits erörterten; allein jeder Hauptabschnitt hat theilweise Berichtigungen und Erweiterungen erhalten, so dass diese Ausgabe fast ein Paar hundert Seiten mehr zählt, als die vorhergehende. Besonders fanden wir bey der Terminologie manche schärfere Begriffsbestimmung, so wie hie und da eine strengere logische Ordnung, die sich selbst bis auf Versetzung einiger Paragraphen erstreckt. Unter den übrigen neuen Zusätzen scheinen uns vornehmlich *Mohl's* Darstellung über den Bau des akotyledonischen Stengels, *Dutrochet's* Entdeckung über Saftbewegung und Aufsaugung, so wie *Mirbel's* Beobachtungen über den Bau und die Veränderungen des Pflanzeneyes wichtig. Dennoch können wir nicht leugnen, dass wir mit vielen hier vorgetragenen Lehren nicht einverstanden seyn können, so wie uns auch die Behandlungsweise nicht stets zusagt. Der Uebersetzer scheint auch alles diess gefühlt zu haben, indem er selber in der Vorrede angiebt, dass man die Gedanken des ursprünglichen Vfs. bey einem allgemein so anerkannten und vortrefflichen Werk unverändert geben müsse, und dass er selbst seine eigenen hievon abweichenden Ansichten unterdrückt habe. Wir meinen, dass er daran nicht ganz recht gethan habe, denn erstlich ist er selbst dem Autor nicht immer streng gefolgt, auch hat er das Original nicht ohne fremde Einschiebsel wiedergegeben; zweytens aber würde er die Wissenschaft nur gefördert haben, wenn er überall, so viel es nöthig war, die Berichtigung an fraglicher Stelle eintreten liess. Ueberhaupt sind wir der Meinung, dass es am besten gewesen wäre, wenn der Uebersetzer den Urtext für sich übersetzt, und die Berichtigungen und Ansichten anderer in darunter gesetzten Noten beygebracht hätte. Wie manche Bereicherung nur allein aus den Schriften der Deutschen würde dazu gekommen seyn, der Ausländer gar nicht zu gedenken, obgleich sie gleichfalls manche Ausbeute bieten! So macht Rec. hier bloss auf *Mulder's* holländische Uebersetzung von unserem Werke aufmerksam (*Achille Richard's nieuwe Beginselen der Kriudkunde en der Planten-Natuurleer; Ze Franecker by Ypma.* 1830), woselbst sich Bemerkungen vorfinden, die auch in unsere deutsche Uebersetzung aufgenommen zu werden verdienen, indem sie namentlich interessante physiologische Erörterungen enthalten.

Besonders hat uns die Darstellung der Pflanzenfamilien angesprochen. Hier ist überall die neuere Literatur, mit wenig Ausnahmen, beygebracht, ja es werden selbst die meisten Gattungen aufgezählt, und wir haben nur zu beklagen, dass nicht auch auf die vorwaltenden chemischen Bestandtheile Rücksicht genommen wurde. Auch könnten wir über die richtige Stellung dieser und jener Pflanze disputiren, wenn nicht der beschränkte Raum es verböte. So wird die Gattung *Eschholzia Cham.* zu den *Loaseae Juss.* gerechnet. Wiewohl in dieser Hinsicht *De Candolle prodr. III. p.* 344 den Vorgänger machte, so zweifelt letzter selber an der Richtigkeit dieser Stellung, indem sie nach unseren Untersuchungen, wie auch bereits die meisten der hieher gehörigen Schriftsteller annehmen, vielmehr den *Papaveraceen* angehört. Die Steindrucktafeln sind die der vorigen Ausgabe, eben so ist Druck und Papier; an Druckfehlern aber ist kein Mangel.

r.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Bern, b. Jenni: *Die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteyen Griechenlands.* Eine Inauguralrede, gehalten am 10 April und mit etlichen Anmerkungen herausgegeben von Dr. *Fried. Kortüm*, Professor der Geschichte an der Bernischen Akademie. 1833. 27 S. gr. 8. (4 gr.)

Diese kleine Schrift hat zwey Hauptgegenstände: zuerst — und diess ist der grössere Theil der Rede — zu schildern, welches das Verderben Griechenlands zur Zeit des Thucydides gewesen sey, und zweytens die Gesinnung zu bezeichnen, welche dabey der Geschichtschreiber bewahrt habe.

Als das Verderben der Zeit schildert der Vf. erstens, wie der Gegensatz des Jonismus und des Dorismus, welche in den bekannten Zügen kurz gezeichnet werden, nicht mit einer „Wiedergeburt durch brüderliche Sühne, sondern mit dem Fluche des Selbstmordes" endete; zweytens wie der Geist des Jonismus und des Dorismus und insbesondere der Hauptstaaten, Athen und Sparta, sich verworfen habe. Athen, den frischen Umschwung aller Volkskräfte

fördernd, allen Bürgern die Pforte der öffentlichen Aemter und Ehren öffnend, unter dem Banner der Demokratie Handel und Verkehr, Künste und Wissenschaften belebend, hatte bisher zur Grundlage seines Freystaates das Uebergewicht des Geistes gehabt. Der Abfall davon zeigt sich seit dem Tode des Perikles zuerst in der Art und Weise, gemeinheitliche Angelegenheiten zu leiten und zu berathen. Statt dass sonst die Vorsteherschaft auf persönlicher Tugend, tiefer Sachkenntniss, leidenschaftloser Besonnenheit, strenger Achtung des Gesetzes und künstlerischer Beredsamkeit ruhte, drängte sich jetzt Oberflächlichkeit, entzündliches und heftiges Wesen, gleisnerischer und willenloser Eifer für die wechselnden Begierden des selbstherrlichen Volks, und handwerksmässige, nicht wissenschaftlich gebildete Darstellungsgabe an das Steuerruder der Republik; eigensüchtige und verschmitzte, aber höherer Ausbildung entbehrende Demagogen, wie Kleon, Hyperbolos, Eukrates. Zweytens zeigt der Vf. den Rückschritt Athens in dem Verfall der häuslichen Sitten und drittens in den Hetärien und Synomosien, endlich in Zügen einer an Mässigung und Besonnenheit leeren politischen Handlungsweise. Dagegen zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Innenverhältnisse Spartas in den verwitterten Grundgesetzen und entarteten Sitten meistens ein seelenloses Gerippe abgestorbener oder mit dem Tode ringender Gewohnheiten und Vorschriften, welche durch ihre Widersprüche umsonst an die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verjüngung erinnern. Und wenn die Demokratie in dem stufenweisen Aufgeben der geistigen, dem attisch jonischen Stamme eigenthümlichen Bildungskraft untrügliche Merkmale ihrer Abnahme und Verderbniss zeigte, so erscheint der nahende Sündenfall hellenischer Aristokratie hauptsächlich in der steigenden Verleugnung des dem dorischen Geschlechte tief eingeprägten Gemüths und sittlichen Ernstes.

In Thucydides nun finden wir von den Schlacken zeitlicher Leidenschaften gereinigte sittliche und staatsbürgerliche Grundsätze, in seinem ernsten, sittlichen Gemüthe offenbart sich das Gepräge der althellenischen, insonderheit dorischen Natur, verbunden mit der Geistesstärke, welche das Erbtheil attischen Wesens und Lebens war. Daraus ging seine bewunderte Unparteylichkeit hervor, wenn auch seine Gesinnung in schroffem Widerspruche gegen die ungestüme, reizbare und begehrliche Natur Neu-Athens sich auf die Seite des früheren ernsteren Grundtones altväterlicher Sitte neigte, Besonnenheit an die Spitze der öffentlichen Tugenden stellte, die leidenschaftlichen Demagogen tadelte.

Rec. hat den wesentlichen Inhalt der Schrift grösstentheils durch Zusammenstellung der eigenen Worte des Vfs. wiedergegeben. Ein Verdienst ist jedenfalls die Richtung auf Betrachtung der Zeit und des Geschichtschreibers mit seiner Ansicht aus dem Gesichtspuncte der Begründung des politischen Verderbens in dem Verderben des politischen und sittlichen Charakters. Was der Vf. zuletzt über philosophische und religiöse Ansichten des Thucydides sagt, ist nicht füglich auszuziehen. Nicht mit allen Erklärungen des Vfs. hierüber möchte Rec. sich einverstehen. So möchte Rec. nicht darum sagen, dass nach den Grundsätzen der thucydideischen Anthropologie der Mensch keine unbedingte Willensfreyheit besitze (S. 20), weil Thucydides (III. 82) die Bemerkung macht, dass der Mensch und der Staat im Wohlstande und im Frieden bessere Gesinnungen habe als im Kriege, ein Einfluss, welchen nicht bloss eine philosophische Ansicht, sondern jedermann anerkennt. Einige Stellen der Schrift sind dem Rec. nicht klar geworden, wie S. 3 morgenländisch *pelasgischer* Kastengeist, S. 8 dass der peloponnesische Krieg selbst *heidnische* Völker, als Thraker und Perser, ergriffen habe, und ähnlich S. 16 der *heidnische* Grosskönig, S. 12 wie die Zehnerschaften die *Wahlen geleitet* haben sollen, welche durchgängig (?) dem *Loose* preisgegeben blieben.

T. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Essen*, b. Bädeker: *Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern.* Eine Schrift für die Jugend, von *H. A. von Kamp.* Nebst einem Titelkupfer von *W. v. Kügelgen.* (1833.) 107 S. 8. (10 gr.)

Der Zweck dieses Büchleins ist, den Glauben an die göttliche Vorsehung, wie sie sich auf den mannichfaltigsten Wegen verlassener Kinder anzunehmen weiss, durch Anschauung im Bilde der Erzählung zu beleben. Die zu diesem Behufe darin aufgenommenen vier Erzählungen, welche mit Ausnahme der letzten schon früher als „Neujahrsbüchlein“ erschienen sind, und hier nur in einer neuen Auflage einem grösseren Kreise der vaterländischen Jugend übergeben werden, sind bey genau festgehaltenem Zwecke so einfach, anziehend und im ächt kindlichen Erzählungstone gehalten, dass wir sie unbedenklich als Muster dieser Gattung von Erzählungen aufstellen dürfen. Sehr zweckmässig hat der Vf. die Erzählungen in einzelne Abschnitte zerlegt, und die besondere religiöse Beziehung eines jeden in kurzen Ueberschriften angedeutet. Die zu gleichem Zwecke eingeflochtenen Reimverse eignen sich recht gut zum Auswendiglernen. Das Titelkupfer von *W. von Kügelgen* ist ein würdiger Schmuck des auch im Uebrigen trefflich ausgestatteten Büchleins.

K.....r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gotha, b. Müller: *Erzählungen, Novellen und Sagen*, von *Ludwig Storch*. 1832. I Th. 251 S. II Th. 284 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. dieser Sammlung von Erzählungen und Novellen hat in neuerer Zeit verschiedene Anläufe gemacht, um zu dem Ruhme eines deutschen *Walter Scott* zu gelangen, welcher bereits vor ihm mit ähnlichem Rechte, wie das seinige ist, von *Spindler, v. d. Velde, Tromlitz* und einem zahlreichen Häuflein Anderer in Anspruch genommen war. Wir haben schon mehr als einmal in diesen Blättern auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen diesen Schülern und ihrem Meister Statt findet, und wie der wahre deutsche *Scott* noch immer nicht erschienen ist. Die grossen zwey- und dreybändigen historischen Romane des Vfs., der „Freybeuter, der Freyknecht" und andere, leiden alle an demselben Grundfehler — roher und unvermittelter Zusammenstellung des Historischen mit dem Phantastischen, die, anstatt eines in dem anderen aufzugehen, grell und ohne Schmelzung neben einander hingestellt sind. Glücklicher beherrscht der Vf. den kleinen Stoff, wie ihn die Erzählung, die Novelle, für sich auswählt. Hier gelingen ihm gute Würfe; Begrenzung und Einkleidung des Stoffes zeugen von Geschick und gutem Urtheil, und die Darstellung von einem gewandten und oft von einem farbenreichen und kunstfertigen Pinsel. Ganz besonders gelingt dem Vf. der Vortrag der *Sage*. Das Mährchenhafte, wenn es ihm gegeben ist, behandelt er zart und mit Geschick — die *Erfindung* des *Mährchens* (eine der schwierigsten Aufgaben im Erzählungsfache) hat er jedoch unseres Wissens noch nicht mit Glück versucht. Offenbar giebt derselbe zu Hoffnungen Anlass, die sich verwirklichen werden, wenn er einerseits auf Sprache und Ausdruck mehr Aufmerksamkeit verwendet, andererseits eine strengere Prüfung seiner Stoffe eintreten lässt, und sich von jener verderblichen Leichtigkeit und Schreibseligkeit behütet, die schon so manches achtbare Talent zu Grunde gerichtet hat, und beständig richtet.

Der Inhalt der vorliegenden beiden Bände wird, ausser der ersten freyen Erzählung: „die *Sectirer*", fast von lauter sagenhaften Stoffen in glücklichen Bearbeitungen gebildet. Die „Sectirer" sind nicht ohne eine höhere Idee erfunden, aber die Führung der Fabel ist niedrig und geschmacklos, und entbehrt selbst der poetischen Wahrscheinlichkeit. Auch mit der „Gerechtigkeit" ist es nicht zum Besten bestellt, und Wilhelm leidet, streng genommen, völlig schuldlos. Sehr gut erzählt ist die westfränkische Sage: die *Erbauerin von Lusignan*. Der *Bischofsstab*, eine angelsächsische Sage, hat dasselbe Verdienst, und nebenher noch das einer würdigeren Lehre. Im „*Betrogenen Teufel*", einer hennebergischen Sage, ist die moralische Ausbeute gering, die Erzählung aber ist kurz und gut. Der „*Grüne Ritter*", kastilische Sage von dem Bruderkampfe Pedros und Heinrich Trastamare's, ist blosse Skizze, aber eine effectvolle. — Im zweyten Bande hat *Drakäna* mehr den Charakter eines frey erfundenen Mährchens. Der Antheil von Poesie darin erinnert jedoch zu sehr an schon Dagewesenes (an Undine z. B.), und die ethischen Bezüge treten nicht deutlich genug hervor. Hier liegt die Schwierigkeit dieser Gattung, welche die poetische Kühnheit allein nicht zu überwinden vermag; Zartgefühl und Geschmack müssen dabey zu Hülfe kommen. Die Dichtung soll das stets durchsichtige Gewand eines moralischen Gedankens seyn; auf der anderen Seite soll sich aber auch ihre Selbstständigkeit zeigen und sichtbar werden, dass sie nicht *bloss* zum *Dienst* des Gedankens da sey; eine so feine Grenzlinie, dass sie äusserst schwer festzuhalten ist. *Fouqué* und *Achim* haben hierin, nächst *Goethe* und *Tieck*, das Vorzüglichste geleistet, was unsere Literatur aufzuweisen hat; *Hoffmann* und *Brentano* überschritten bereits diese zarte Linie, der eine auf der Seite des *Phantastischen*, der andere auf der des *Allegorischen*, welche beide nahe daran grenzen. Der Vf. behauptet sich schwankend und unsicher auf dem Mittelwege; und schon das ist verdienstlich. Die „*Stadt im Meere*" behandelt die Sage von der versunkenen Vineta. Die Erzählung gewinnt an Interesse durch die glückliche Verflechtung des Kampfes zwischen dem Christen- und dem Heidenthume in die Fabel, ohne jedoch etwas Neues und Vorzügliches darzubieten. Die *Schreckensreise* soll ein Versuch in der humoristischen Gattung seyn; allein sie fällt niedriger aus, als wir erwarten, und verletzt uns durch diese Täuschung.

Der Vf. ist sichtbar noch in der Bildung begriffen, und hat das Beste, was er zu leisten vermag, offenbar noch *in petto*. Er schreitet rasch vorwärts, und wenn des „*Malers Traum* und der *Freyknecht*" auch noch lange keine Meisterwerke sind, so zeugen sie doch von einem ernsten und achtbaren Bestreben, zu dem Bedeutenderen und Würdigeren zu gelangen,

und verkünden zugleich eine wachsende Kunstübung und einen sich läuternden Geschmack. — Druck und Ausstattung sind beynahe glänzend zu nennen.

v. L.

Leipzig, b. Brockhaus: *Gedichte*, von *Hoffmann von Fallersleben.* 1834. I u. II Band. 290 u. 312 S. 8. (3 Thlr.)

Unter den Dichtern, welche ihren Ruhm in jenen kleinen, aber plastischen Darstellungen, in jenen Bildern, Gruppen und einzelnen Figuren suchen, welche *H. Heine* in die Poesie eingeführt hat, nimmt *Hoffmann*, der sich *von Fallersleben* nennt, einen vorzüglichen Rang ein. Der Haupteinwand gegen diese Gattung poetischer Schmetterlinge ist immer der, dass diese kleinen Bilderchen eigentlich gar nicht der Poesie angehören, sondern dem Gebiet des Meissels und des Pinsels. Aus diesem Gebiete sind sie mit einer sträflichen Vermischung der Kunstgattungen, wie sie unserer Zeit eigenthümlich ist, *geraubt*, halb gewaltsam, halb durch List in das Reich der Poesie eingeschmuggelt, in dem sie nun, kecker geworden, nichts Geringeres erstreben, als übermüthig den ersten Rang einzunehmen. Diese Gedichtchen, Reise-, Wald-, Müller-, Haide-, Bergmanns-Lieder, wie man sie nennt, möglichst simpel, möglichst kurz, zuweilen nur aus vier Worten bestehend, als da sind: *Mädchen — Spindel — Mühlrad — Jungfrau — diese angelnden Knaben, „diese schaukelnden Kähne, diese knospenden Augen“* u. s. w. — wer fühlt es nicht, dass sie eigentlich dem Basrelief, dem Marmor, höchstens dem Pinsel angehören, und mit der Poesie, die ein *Gedanken-Kunstwerk* seyn soll, nicht das Mindeste gemein haben? Sie verdanken einigen scherzhaften Vorzeichnungen *Goethes* ihr Daseyn; aber ist es nicht unverständig und frevelhaft zugleich, ihnen, wie jetzt gar nicht selten geschieht, den Rang vor jenen grossen, umfassenden und nach allen Richtungen hin schönen Dichtungen vindiciren zu wollen, in denen unsere ältere Schule ihren Ruhm setzte? Wo ist eines dieser Wald-, Reise- und Müller-Lieder, das an poetischem Inhalt, an schöner Form, an Bedeutung und Gedanken ein einziges jener Lieder *Herders* oder *Schillers* aufwöge, die, wie *„das Kind der Sorge,“* oder *„die Theilung der Erde“*, sich auf ewig dem Gedächtniss unseres Volks eingeprägt haben? — Wir lassen diesen poetischen Ausrufungen, diesen der Plastik geraubten kleinen Gruppen den Werth, den sie haben mögen; aber wohin soll es mit unserem Kunsturtheil gelangen, wenn wir die poetischen Darstellungen rühmen, in dem Masse, als sie kleiner, enger und kürzer werden, wenn wir mit *Heines* Jüngern behaupten, dass unsere *Zeit* keine Zeit habe, sich an ausgeführten Bildern zu erfreuen, und endlich, wenn wi in der Poesie am höchsten schätzen, was gar nicht in die Poesie gehört? Fortwandelnd auf diesem Wege, müssen wir nicht endlich dahin gelangen, in einer erkünstelten Kindheit der Poesie, einzelne Worte, blosse Ausrufungen, Interjectionen für die höchste Poesie zu halten, und endlich ganz ernsthaft die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich wäre, ein Gedicht ganz ohne Worte zu machen, indem wir mit dieser Frage ganz deutlich zeigen, dass wir auf ein völlig fremdes Kunstgebiet gerathen sind? — *Tieck, Rückert* und *Uhland, Schwab, Chamisso* und andere, welche selbst diese kleinen Bilderchen mit einem Gedanken zu bekleiden wissen, sind uns willkommen; aber die Schaaren ihrer Nachahmer, die über dem Plastischen des Bildes seinen Inhalt vergessen, sollen keinen Altar in dem grossen deutschen Dichterhayn finden.

Hoffmann v. Fallersleben gehört nun zu den vorzüglichsten Nachbildern der *Heineschen* Manier. Er zeigt sich uns in zwey Bänden von Gedichten, die grossentheils zu dieser kleinen Gattung gehören, als ein grosser Freund der Natur, als ihr Kenner, ihr Vertrauter. Das ist erfreulich. Er stellt uns ferner eine Individualität, eine Persönlichkeit heraus, die um Vieles liebenswürdiger ist, als die seines Vorbildes *Heine*, nach dessen Vorzeichnungen er malt, und den er an Moralität und Achtbarkeit überragt. Was sollen wir aus einem Dichter machen, den wir moralisch nicht achten können, den wir unrein, rachbegierig, hassend, verwirrt, unselbstständig, grausam erblicken? Wir wissen es nicht. *Hoffmann* hütet sich wohl, sich uns so zu zeigen. Er gewinnt unsere Theilnahme, ohne unsere Achtung einzubüssen. Er zeigt sich liebend, menschlich, verzichtend ohne Grimm, selbstbewusst, rein; der Natur vor allen Dingen zugewandt, wie der Dichter es seyn soll, aber die Menschen weder geringschätzend, noch sein Geschlecht hassend, wie sein Vorbild. Vaterland, Heimat, Liebe, Tugend, Weisheit und Gott sind ihm *Wirklichkeiten*, nicht Gegenstände des Zornes oder des Spottes, wie jenem. Hierin liegt sein Unterscheidendes; er achtet und liebt etwas — während das Oberhaupt der Schule, der er der Form nach angehört, weder etwas zu lieben, noch etwas zu achten, noch irgend etwas für *wirklich* zu halten scheint. — Darum steht er auch mit festerem Fuss in der Welt, und findet den Anknüpfungspunct für jedes Verhältniss. Freylich leistet er hiemit auch auf jene falsche Genialität Verzicht, die sich, alles verachtend, die Welt *neu* zu schaffen, das Ansehn giebt, während sie selbst den niedrigsten Handwerksdienst zu verrichten, nicht verschmäht.

Diesem Vorzuge zum Trotz ist *Hoffmann* beschränkt; er hat seine Art, die Welt zu betrachten, zu fest gefasst, er hat sich in seine Weise, die Natur zu lieben, eingeengt, er hat den Ueberblick verloren, und hört die Harmonie nicht mehr heraus aus dem Schwirren der Accorde. Er ist, mit einem Worte, ein Dichter, aber ein einseitiger Dichter. Seine Lyra ist nur mit einer Saite bespannt — die „Naturbewunderung“ heisst. In ihr ist sein Gedanke meistens schön, aber er geht darüber nicht hinaus. Die Form, die Gestalt seiner Poesie anlangend, so gehört er zu den sorgsamsten unter unseren neueren Dichtern. Sein Gefühl für das „Unschöne“ ist fein, er vermeidet es aus Naturtrieb, aus Achtung, aus Liebe für

seine Muse. *Heine*, der nichts liebt, liebt auch seine Muse nicht einmal; er, der alles misachtet, misachtet auch sich selbst; er verletzt uns durch das „Häsliche oder das Unschöne.“ Sein Charakter ist Kühnheit, Weltverachtung; unser Dichter ist weder so kühn, wie er, noch der Welt so entrückt; aber sein Charakter ist: Vertiefung in ein schönes Gefühl, das der Naturliebe.

Durch dieses Gefühl ist er vorzüglich zum Sänger der Naturverwandlungen, des Frühlings, des Herbstes berufen, und in der That sind seine schönsten Lieder solche, die sich an diese Naturveränderungen anknüpfen. „Frühling und Liebe“ bilden den ersten Abschnitt dieser Liedersammlung, und sind überhaupt das Grundthema, das der Dichter auf unendliche Weise variirt. Unsere Literatur mag freylich, wie jüngst im Scherz behauptet worden ist, wohl 150 Bände von Frühlingsliedern aufzuweisen haben; indess, da der Frühling selbst nie veraltet, wie sollte es das Frühlingslied? Ueberdiess bringt aber unsere nordische Natur auch eine grössere Freude an diesem schönsten Kinde der Natur mit sich, als sie der Italiäner oder der Spanier empfinden kann.

Fessle deine Zunge, Mund,
Frühling giebt sich selber kund!

singt der Dichter zwar, aber er leiht ihm Mund, Hand und Fuss dazu, sich zu verkünden.

„Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben dringt hervor,
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.“

An die Erscheinungen der organischen Natur knüpft er die Erscheinungen des Geistes, und ein Grundthema seiner Lyrik ist diese Verknüpfung, zwar nicht immer neu, aber doch lieblich. Gefühl für die Heimat hat dem Dichter einige seiner zartesten Lieder eingehaucht. Auch im Weinlied und im Kriegslied spricht diess Gefühl laut. Der „Waldlust“ ist eine Reihe feinsinniger Lieder geweiht. Im Walde jagt er, stellt Sprengel und Dohnen, verfolgt Hirsch und Reh:

Und kämst du, mein Liebchen, gegangen
Als Vogel, als Wild in den Wald,
Da wärest auch du schon gefangen,
Und bliebst dann in meiner Gewalt.

Fastnachtlieder, Matrosenlieder, Jäger-, Wiegen-Lieder, selbst Galeerensclavenlieder athmen diesen Geist der Natur und der Menschenliebe. Der Kindessinn des Dichters zeigt sich besonders in den Liedern der „Kindheit.“

Der zweyte Band liefert zum Theil grössere und ausgeführtere poetische Darstellungen. Das Kurze, Rhapsodische, Fragmentarische findet sich in die ersten Abschnitte, Frühlingslieder an *Arlikona* 1822, an *Meieli* 1821, Buch der Verwandelungen 1825, Klagen 1829, Liebe und Frühling 1833, zusammengedrängt. Hier weht derselbe Geist, wie in den entsprechenden Theilen des ersten Bandes, und in dem Liede:

So viel Flocken, als da flimmern
Auf dem schneebedeckten Feld,
So viel Sternlein, als da schimmern
Auf dem blauen Himmelszelt,
So viel Träume und Gedanken
Weben um mich her und wanken . . .
Das ist aller Liebe Lust —

hat dieser Geist seinen schönsten Ausdruck gefunden. — Ein grosses scherzhaftes Gedicht: „Maikäferiade,“ in welcher der Geist der Poesie die altkluge Welt niederkämpft, unterbricht diese zuweilen etwas eintönigen Klagen erfreulich. Hier, wie in der „Freude Tod und Vermählung ihrer sieben Töchter,“ Erinnerung, Wehmuth, Sehnsucht, Heimweh, Liebe, Glaube, zeigt sich der Dichter erhabener über Erdenleid, als er sonst vermuthen lässt. Herrn *Mucks* Sonnenfarth ist ein ähnlicher gelungener Scherz. Die Lieder der Landsknechte (Lanzknechte) unter Frundsberg sind voll Charakter und patriotische Ergiessungen voll reinster Gesinnung, und die Allemannischen Lieder sind durch Zartheit *Hebels* nicht unwerth.

Das Endurtheil über den Dichter würde folgendes seyn: Sein poetisches Gebiet ist beschränkt, die Reflexion ist von seinen Grenzen aufs strengste abgeschieden; einige wenige Empfindungen beherrschen sein Gemüth: aber diese Empfindungen, die ihn ganz erfüllen, sind edel, rein, durchsichtig und schön. Er findet für sie immer einen neuen, dichterischen Ausdruck, wechselnd, beziehungsreich und gefällig durch eine tadellose und strengen Anfoderungen genügende Form. In dieser ist er höchst gewissenhaft: sein Vers ist melodiös, rein, stark; seine Diction gesund, klar und sein Reim voll und mannichfach. So nimmt der Dichter, dem freylich Gedankentiefe und Vielseitigkeit abgehen, der aber an Gefühlsfülle und Empfindungsreichthum viele seiner Mitbewerber übertrifft, unter diesen etwa die Stelle ein, welche in unserer älteren Dichterschule *Hölty* ausfüllte, und diesem würde er noch näher stehen, wenn ihn *Heinesche* Nachahmung nicht in jenes Gebiet der kleinen plastischen Darstellungen verlockt hätte. Dennoch siegt bey ihm die Lyrik, und jene kleinen Bildwerke finden sich nur als Uebergänge unter seinen Poesieen. — Druck und Ausstattung sind so geschmackvoll, als wir sie aus dieser Officin meistens hervorgehen sehen.

v. L.

ALTONA, b. Hammerich: *Schi-King.* Chinesisches Liederbuch, gesammelt von *Confucius*, dem Deutschen angeeignet von *Friedrich Rückert*. 1833. 360 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Rückert's Dichtergeist hat wieder die orientalischen Gefilde durchschwärmt, und einige der schönsten Blüthen des Morgenlandes auf deutschen Grund und Boden verpflanzt, ohne den heimatlichen Charakter derselben dabey zu ersticken. Dieses Liederbuch enthält die von Confucius gesammelten ältesten Volkslieder, sprechende National- und Sitten-Gemälde, lebendige Zeugnisse eines Volkes, das in sei-

ner höchsten Eigenthümlichkeit eine fast versteinerte Masse bildet, aber doch in seinem Inneren noch den Kern des rein Menschlichen bewahrt. Eben diese Lieder deuten auf eine tiefeinwohnende Seelenkraft, auf reine, hohe, menschliche Gefühle, die eben unter dem Barbarismus der äusseren Gewalt nicht aufkommen können, und lediglich in der Poesie ein freundliches Asyl finden, wohin sie sich flüchten, und des Genusses der Freyheit sich freuen dürfen. Sinnvoll deutet diess der Herausgeber in der Einleitung an, die mit dem Titel: *„Die Geister des Liedes“* überschrieben ist. Die einzelnen Lieder selbst sind köstliche Edelgesteine, aus wunderbaren Gemüthstiefen gewonnen; dem Menschenfreund und dem Geschichtsforscher dringt sich bey ihnen nothwendig der tröstende Gedanke auf, dass ein Volk, mit solchen poetischen Gaben, doch dereinst auch noch seine äusseren Fesseln abwerfen, und in einer humanen Staatsform sich wird ausleben können. Den grössten Theil der Lieder füllen eben diese Schmerzen über äusseren Druck aus, die lauten Klagen und Protestationen gegen barbarische Willkür und eisernen Despotismus, Herzensergüsse und Herzenserleichterungen nach erlittenen Misshandlungen. Einzelne unter ihnen tragen auch einen milderen Charakter gegen Kaiser, Regierung und Staatsverfassung; jedoch bilden diese den kleinsten Theil. Dahin gehören z. B. S. 26: Des Kaisers Oberpriestergewand; S. 137: Königsfest; S. 275: Die fürstlichen Frauen. Besonders voll von tiefsinniger Lebensweisheit sind die kleinen Gedichte, wahre Goldkörner in Form und Inhalt, die in grosser Anzahl durch das ganze Liederbuch zerstreut sind. Zart und innig und voll tiefer Poesie sind jene Lieder, die auf heitere Weise die Sitten des Landes schildern, und besonders Gefühle der Liebe und einer glühenden Sehnsucht ausdrücken. Wir rechnen dahin S. 32: Klage einer ungeliebten Gattin; S. 38: Symbole; S. 47: Die Spröden und Frechen; S. 80: Liebesgaben-Deutung; S. 133: Die verlassene Braut u. s. w. Durch das Ganze aber hat sich der Herausgeber unseren wärmsten Dank erworben, und seinem Dichterruhme ein neues, bleibendes Denkmal errichtet.

Nr.

Stuttgart u. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Lieder*, von *Karl Mayer.* 1833. 319 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Unter diesem anspruchslosen Titel erhalten wir die Gaben eines Dichters, der unter die berufensten unserer Zeit gehört. Er ist ein Sänger der Natur im umfassenden Sinne des Wortes, die er nach ihrer äusseren und inneren Seite in seinen poetischen Gebilden wiederspiegelt. Sein sanfter Dichtergenius stellt uns nicht nur die Natur als Landschaftsgemälde dar; er dringt auch in die tiefsten Schachte derselben, und ihre räthselhaften Zauber uns enthüllend, versetzt er uns in ein Reich, das uns noch kein Malerpinsel vor Augen gestellt hat, noch je stellen kann. Diesen Sinn für die Geheimnisse der Natur hat er in einem Grade ausgebildet, wie noch kein Dichter vor ihm. *Rückert's* Naturdichtungen, ungeachtet ihres wunderbaren Blumenschmelzes, sind doch nur eigentliche Sinnbilder der Natur; *Matthisson, Hölty, Salis* schildern die Natur nur als Aeusseres, es sind schöne Landschaftsgemälde, durch Worte dargestellt, statt der Farben, kunstgerecht und regelmässig; aber keiner dieser Dichter löst uns den inneren Zauber der Natur so, wie dieser Dichter, der in ein paar Versen Herz und Seele mehr ergreift und entzückt, als erste durch strophenlange Gedichte. — Der Inhalt sämmtlicher Lieder zerfällt in 16 Abtheilungen. Die erste führt die Ueberschrift: *Gesang und Freundschaft,* und enthält unter Anderem zwey vortreffliche Gedichte: S. 3: An das Bächlein, S. 15: Ein Lied des Dankes, als Verehrungszoll für *Uhlands, Lenau's, Goethe's* und *Rückert's* Dichterverdienste. — Die zweyte, betitelt: *Natur und Einsamkeit,* enthält reine Naturdichtungen, worunter besonders ausgezeichnet sind die Lieder S. 20: Im Freyen; S. 21: An einen Schmetterling; S. 24: Im Verziehen; S. 25: Gunst der Einsamkeit; S. 26: Der stille Tag; S. 29: Der Gesellschaftliche; S. 33: Poetik. — Die dritte, *„Bildchen“* benannt, liefert ganz kleine Gedichte, nur einige Zeilen gross, die aber einen wunderbaren Reichthum ihrem Inhalte nach entfalten. Die vierte und fünfte Abtheilung, *„Blätter der Liebe“* und *„Klagen“* überschrieben, schildern in süssen Tönen die Freuden und Leiden der Liebe, wie nur das reinste Dichtergemüth sie empfinden kann. Wir verweisen unter anderen nur auf die Lieder S. 65: Auf der Felshöhe; S. 75: Neuer Bund; und in den Klagen auf No. 5. — Die sechste und siebente Abtheilung: *„Wanderlieder“* — *„Freyheit und Ferne,“* enthält frohe Herzensergüsse in theils kleinen, theils grösseren Liedern, die in Form und Inhalt den besten dieser Art an die Seite gesetzt werden dürfen. — In der achten Abtheilung: *„Vermischte Lieder,“* heben wir besonders heraus S. 117: Erfahrung; S. 118: Auch dem Schmerze seine Lieder; S. 121: An einem Spätjahrsmorgen; S. 131: Die Zeit; S. 135: Der verlassene Weg; S. 137: Auf Waldeshöhen; S. 138: Herzenstrost; S. 140: Auf dem Gemäuer einer Burg; S. 143: Die Abendglocken; S. 146: Aufruf. — Die neunte Abtheilung: *„Reisebilder,“* führt uns Naturgemälde vor, mit unübertroffenem Reiz und Zauber ausgestattet. Die zehnte Abtheilung bis zum Schlusse, mit den Ueberschriften: *Aus dem Gebirge — Ländliche Lieder — Frühlingslieder* u. s. w. — fassen eigentlich die Perlen des Ganzen in sich, wahrhaft aetherische Thautropfen im Wundergarten des Dichters. Jedes Lied bietet eine neue Seite der Natur dar; keines gleichet dem anderen, und alle beseelt die lebendigste Mannichfaltigkeit, wie die Natur selbst.

Nr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

JURISPRUDENZ.

Rostock und Schwerin, b. Stiller: *Historisch-dogmatische Vorlesungen über das deutsche Privatrecht*, von *Carl Türk*, Dr. der Rechte, ausserordentl. Professor der Rechtswissenschaft und Beysitzer der Juristen-Facultät zu Rostock. Verzweigung, Quellen, Systeme des deutschen Privatrechts. 1832. VI u. 460 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Verfasser dieses Werks hat sich durch eine frühere Arbeit: *Forschungen im Gebiete des deutschen Rechts und der deutschen Geschichte*, bereits den Beyfall des Publicums erworben. Hier fängt er an, seine Vorlesungen mitzutheilen, wie er sie, nur abgekürzter, seit sieben Jahren wiederholt gehalten hat. Rec. freut sich aufrichtig, manchen Zug eines gründlichen Studiums an dem Vf. schätzen zu lernen; nichts desto weniger findet er über den Werth, Methode und Anordnung des Ganzen Manches zu erinnern. Die Form der *Vorlesungen* ist in dem Buche ganz verschwunden. Der Vf. theilt dasselbe in 3 Abschnitte. Der erste: *Selbstständigkeit und Verzweigung des deutschen Rechts*, enthält einleitende Bemerkungen über das Verhältniss der einheimischen Rechtsquellen und Institute in Deutschland zu den fremden, die, im Laufe der Jahrhunderte, in die vaterländische Gesetzgebung aufgenommen wurden. Der zweyte enthält in 9 fortlaufenden Paragraphen die *Quellen des deutschen Privatrechts*. Wir finden hier folgende Rubriken: *Aelteste Zeit*, Volksrechte; Formeln; Hof- und Beneficial-Rechte; Capitularien; Aufzeichnung des Gewohnheitsrechts im Mittelalter. Weisthümer, Markenordnungen. Sachsenspiegel, Schwabenspiegel, Kaiserrecht. Rechtsbuch Ruprechts von Freisingen; Stadt- und Dorf-Rechte; Landrechte und Reichsgesetze; Allgemeine Gesetzbücher in Baiern, Preussen, Oesterreich; Rechtsquellen für besondere Verhältnisse: Adels-, Handels- und See-Recht; Römische und kanonische Gesetze; Gewohnheitsrecht; Collision der Gesetze; Hülfsmittel des deutschen Privatrechts. Im dritten Abschnitte verbreitet sich der Vf. über die *Behandlung des deutschen Privatrechts*. Er stellt die verschiedenen Systeme dar, und giebt Bemerkungen über diese Systeme, über Bildung, Begriff und Umfang des d. P. R. So entwirft er, wie er selbst (S. 25. 26) bemerkt, eine, nur durch successive Reihefolge zusammenhängende Darstellung der Quellen, ohne dieser Darstellung eine geschichtliche Basis unterzulegen, ohne auf gewisse Zeitmomente zu achten, in denen die verschiedenen Gesetze, Anordnungen, Gewohnheiten entstanden, ohne an gewisse Perioden sich zu binden. Doch gesteht er, dass man diess thun müsse, so bald die Geschichte der Quellen mit der Geschichte des Volks oder des öffentlichen Rechts verbunden werde. Und hier fragen wir den Vf. zuerst: warum hat er diesen Weg nicht gewählt? Er sagt, die innere Geschichte lasse gewaltsame Sonderung des allmälich entstandenen, unter wechselseitigen Bedingungen umgeschaffenen Rechts nicht zu. Allein, wird er nicht selbst gestehen müssen, dass er hierin nicht mehr als eine dialektische Redensart ausspreche? Denn wenn irgend Rechtszustände die unmittelbaren Folgen und Erzeugnisse der Schicksale und Begebenheiten des Lebens einer Nation sind, so werden sie es bey dem Volke der Deutschen seyn, aus dessen häuslichem und öffentlichem Leben, aus dessen Sitten, Gewohnheiten, Kriegen und Wanderungen der ganze Umfang seiner Verfassungen, Einrichtungen so rein und ungetrübt hervorging, mit solcher charakteristischen Originalität sich durchbildete, und, im Wesentlichen, alle Störungen aufgedrungener fremder Elemente fest und unerschütterlich überdauerte. Will man daher Aeusseres von dem Inneren, das Leben des Volkes in seiner Geschichte von dem Leben desselben in seinem besonderen Rechte, scheiden, so zerreisst man das natürliche Band, durch welches allein das Verständniss der Historie, wie des in ihr gebildeten Rechts, geleitet wird. Einen Unterschied von öffentlichem und Privat-Recht, in Bezug auf die Basis, kann es nicht geben; die ist und bleibt es für beide. Jetzt stehen in diesem Buche die Quellen, welche es bespricht, ganz so verzeichnet, wie *Eichhorn* in dem ersten Theile seiner *Einleitung in das deutsche Privatrecht* sie aufführt. Aber diese Einleitung ist das Mittelglied eines Cursus, der auf die classische Staats- und Rechts-Geschichte sich stützt, und nur als fortschreitender Ausbau des ganzen Systems, bis in die neuesten Verzweigungen, sich ankündigt. Das *System selbst* wird und kann der historischen Grundlage niemals entbehren. Dass *Mittermaier* und Andere in mehr compendiarischen Anleitungen zum Studium des deutschen Rechts die Perioden der Quellen nicht bezeichnen, scheint die Nothwendigkeit einer steten, geschichtlichen Methode für unseren Vf. nicht zu ändern. Denn jene entwarfen nur Umrisse; der Vf. will einen Commentar über die Quellen des deutschen Privatrechts schreiben, dem er selbst das

Prädicat eines *historisch-dogmatischen* giebt. Hier die rein geschichtliche Bahn verlassen, dürfte, bey der jetzigen Gestaltung der Wissenschaft, ein Schritt seyn, der den Vortrag, die Exposition, die Erreichung des didaktischen Ziels nur erschwert. Rec. würde demnach, wenn er versucht hätte, die dem Vf. gestellte Aufgabe zu lösen, einen Hauptfaden geknüpft haben, um die Volksrechte der einzelnen Hauptstämme, die der eigentlichen deutschen Geschichte angehören, *genetisch* aufzuhellen; er würde sodann ein gedrängtes umfassendes Bild aller Stände, der Pflichtigen, wie der Freyen, entworfen, und die Merkmale derselben bezeichnet haben, welche bey allen Deutschen jener Urzeit sich wiederfinden. Nach solchen Puncten, welche auf das Folgende ein erhellendes Licht werfen könnten, hätte Rec. die *Geschichte* der altdeutschen Völker, welche die Grenzen des späten Kaiserreichs, Deutschland, bewohnten, in grossen Concentrationen entworfen, an diese die Darstellung ihrer Volksrechte geknüpft, und hier (486 n. C. G.) die erste Periode der älteren Geschichte deutscher Rechtsquellen geschlossen. Sieht man, was der Vf. für diesen Zeitraum, für diese Gegenstände geleistet hat, so muss man nach wiederholter Betrachtung gestehen, dass es, bey dem Mangel der bezeichneten historischen Grundlage und Methode, einzeln nur und abgerissen hervortritt. Der Vf. beklagt sich über eine dreyfache Sünde (S. 3), die unsere Nation gegen ihre angestammten Rechte, Sitten und Gewohnheiten begangen habe. Diese Sünde soll Jahrhunderte umfassen. Niemals habe man das Eigenthümliche jener Einrichtungen gewürdigt, nie den Inhalt der deutschen Rechtsbücher verstanden, sondern als werthlos verworfen. So sey das Studium der ältesten, der reinsten Rechtsquellen bis auf die neuesten Zeiten herab vernachlässigt. Allein dieser Vorwurf, welchen der Vf. unserer Nation aufbürdet, erscheint völlig grundlos; der ganzen Darstellung, welche der Vf. S. 1—22 giebt, nur um die Originalität und Verzweigung deutscher Rechte immer in dem Lichte einer Beschuldigung gegen seine Landsleute zu zeigen, das Einheimische verschmäht, das Vaterländische verachtet zu haben, kann Rec. nicht beypflichten. Will der Vf. eine Autorität für diese Bemerkung, so dürfen wir ihn auf die treffliche Vorrede *Mösers* (Osnabrück. Geschichte Bd. I) verweisen. Dieser ächte Vaterlandsfreund weiss die Erscheinung wohl zu erklären, dass, bey dem Untergange des Heerbanns, der Gauverfassungen, unter der Hand der Zeit auch die alten Formen zerfallen mussten. Ueberhaupt leidet dieser ganze Abschnitt an einer den Leser tief beunruhigenden Einseitigkeit; man sollte wünschen, dass der Vf. *Mösers* Pragmatik sich zum Vorbilde gewählt hätte. Dieser zeigt, wie nach und nach das Lehnsband *„allgemein beliebt“* geworden sey, das System der Hörigkeit in sich aufgenommen und ausgebildet habe (Osnabrück. Geschichte Bd. I. S. 376. Bd. II. S. 147 ff.); wie unter der hinschwindenden Geltung der Volksrechte das Ansehen der in denselben enthaltenen privatrechtlichen Grundsätze fürs Volksleben treu bewahrt worden. Denn auch später, bis auf unsere Tage, gelten in Deutschland manche Gewohnheitsrechte, die immer verbindlich bleiben, ungeachtet die Zeit und die Gesetzgebung sich ändern und fortschreiten.

Die Grenzen dieser Blätter gestatten nicht, über jedes Moment des Inhalts zu referiren; wir beschränken uns darauf, einzelne Puncte hervorzuheben, in denen wir die Ausführung anders gewünscht hätten. Dahin gehört z. B. die Art, wie im ersten Abschnitt der Widerstand geschildert wird, welchen die Deutschen gegen die aus Italien eindringende Jurisprudenz unternahmen. Der Vf. hat in diesem Abschnitte Manches zusammengedrängt; allein er hat auch dadurch dem didaktischen Zwecke seines Werkes geschadet. Für den hier behandelten ersten Punct, *Selbstständigkeit des deutschen Rechts*, musste er jene Schilderung entwerfen. Statt der mehr aphoristischen Methode des Vfs., welche viele, dem Kenner wichtige, dem Hörer eines Lehrvortrages aber zum Theil unverständliche Andeutungen giebt, hätten die Verhältnisse der Zeit, in welcher vaterländische Einrichtungen wider das römische, wider das kanonische Gesetzbuch ihre Stelle behaupten, genauer und bestimmter, als hier geschehen ist, entwickelt werden müssen, um nur die nächsten und nothwendigsten Resultate zu ziehen. — Das zweyte Moment, die Verzweigung des deutschen Rechts, würden wir mehr geschichtlich herausgestellt haben. Die Spuren, welche über Abstammung germanischer Völker, bey den Griechen, ja bey den Indern, Persern der Vorzeit sich finden möchten, dürften nicht in das Gebiet einer deutschen Staats- und Rechts-Geschichte gehören; sie fallen in die Sphäre der reinen Geschichtsforschung. Dagegen hätte der Vf. nur allein auf die Rechtsquellen der Friesen, Sachsen, Thüringer, Alemannen, Baiern und Franken zurückgehen sollen, weil ihre Geschichte auch die der Deutschen ist. Dabey darf Rec. an ein mündliches Wort von *Eichhorn* erinnern, der einst sagte: die Methode eines Lehrers deutscher Rechte müsse stets streng *historisch* seyn. Zuerst die Umrisse der politischen Geschichte, in bequeme, aber wissenschaftlich begründete Perioden getheilt; dann die äussere, die innere Geschichte so der Rechtsquellen, wie der einzelnen Rechtslehren, in jeder Periode. Diese Methode wünschen wir von dem Vf. angenommen zu sehen, wenn eine zweyte Ausgabe seines Werkes erscheinen sollte, oder wenn bey Abfassung folgender Bände der Stoff es zulässt. Für den Rec. würde es drey Verzweigungen des deutschen Rechts mit historischen Grundlagen und Beziehungen geben: 1) des in Deutschland *geltenden* Privatrechts — aller in Deutschland anwendbaren Rechtssätze, ohne Rücksicht auf ihren Ursprung; 2) des *germanischen* Privatrechts, welches alle Rechtsinstitute umfasst, die einen germanischen Ursprung haben, oder bey germanischen Völkern eine eigenthümliche Gestalt bekamen; 3) des *deutschen* Privatrechts, welches alle in einheimischen Rechtsquellen anzutreffenden Sätze begreift, die ihrem

Ursprunge nach sehr verschieden seyn können. Hieraus ergiebt sich das Verhältniss des deutschen Rechts zu dem germanischen. Da das letzte nicht unmittelbar unserem einheimischen zum Grunde liegt, so ist es bloss ein Hülfsmittel zur Entwickelung des deutschen Rechts. In einer besonderen Hinsicht müssen hier noch diejenigen Rechtslehren erwähnt werden, welche mit den Grundsätzen der christlichen Religion und den Verfassungen der christlichen Kirche zusammenhängen. Diese haben zwar zum Theil durch kirchliche Gesetzgebung unmittelbar ihre Entstehung erhalten; zum Theil aber gehören sie auch anderen Rechtsquellen an, und sind durch Kirchengesetzgebung singulär ausgebildet worden. Und so dürfen wir die für die *Verzweigung* wichtige allgemeine Bemerkung hinzufügen, dass das *germanische* Recht bey vielen Rechtslehren des *Corpus juris canonici* sich reflectirt, dass es eine der Grundlagen des longobardischen Lehnrechts ausmacht. Die wichtigste, die vielseitigste Verzweigung ist ferner die mit dem römischen Rechte. Diese hätte der Vf. historisch entwickeln sollen; dann wäre der ganze Abschnitt dem Leser viel klarer geworden. Sobald wir deutsche Stämme in der Geschichte auftreten sehen, kommen sie mit Römern in Berührung und politische Verhältnisse. Diese wirken sehr tief, sehr umfassend; sie ziehen sich durch die ganze ältere Geschichte. Die Mittel, welche vom 9 bis zum 13 Jahrhundert der gesunde deutsche Nationalsinn fand, um einheimisches deutsches Recht unverletzt zu erhalten, würden wir lieber in ein wohl angelegtes Gemälde gebracht, als sie durch fragmentarische Winke angedeutet haben, welche den Leser, der aus dem Buche sich unterrichten will, nicht befriedigen. Solche und ähnliche Puncte legt Rec. dem Vf. vor, um sein Bedauern auszudrücken, dass der erste Abschnitt des Werks ganz ohne geschichtliche Deduction gearbeitet ist. Der Vf. rügt in diesem Abschnitte, dass die Deutschen der Vorzeit eine gewisse Indifferenz gegen ihr angestammtes Recht verrathen; doch nimmt er selbst nachher indirect diese Rüge wieder zurück. Sie würde verschwunden seyn, wenn er den Pfad der historischen Methode streng verfolgt hätte; dann würde er auch den Vortrag des §. 9 gleich *hier* eingeleitet haben.

Lebendiger, unterrichtender würde die Darstellung des ganzen *zweyten* Abschnittes geworden seyn, wenn die für denselben gestellte Aufgabe, die Quellen des deutschen Privatrechts zu behandeln, im Element der deutschen Geschichte gelöset wäre. Wir würden hier eine zweyte Periode, welche die Zeit der Merowinger begriffe, gebildet haben. Hier wäre der Ort gewesen, die Volksrechte der eigentlich deutschen Stämme in einen Ueberblick zu stellen, ihren Kern pragmatisch hervorzuheben; doch Alles auszuschliessen, was der Geschichte der Germanen, in dem weiteren Umfange, zufiele. Die Formeln hätten wir nicht für sich, sondern in ihrer Verbindung mit dem ungeschriebenen Rechte erklärt. Die Hof- und Beneficial-Rechte könnten wohl nicht so isolirt, wie der Vf. gethan hat, sondern im Laufe der Geschichte behandelt werden. Nach ihnen wäre die ergänzende Gesetzgebung in Capitularien der fränkischen Könige zu berücksichtigen gewesen, weil diese Gesetzgebung durch das Ganze der Zeitverhältnisse sich hinzieht. Uebersichtlich im Laufe der Geschichte wäre dann gezeigt, aus welchen Gründen Zusätze zu den Volksrechten nothwendiges Bedürfniss geworden. Ein wichtiges Moment dieser Periode böte sich dar in den neuen Theilungen des fränkischen Reichs. Hier schon beginnen Sammlungen der Gewohnheitsrechte. Gewiss würde Hr. *Türck* ein grosses Verdienst sich erwerben, wenn er als Geschichtsschreiber der Quellen des deutschen Privatrechts sich constituirte. Er hat in seinen *Forschungen* mehrere geschichtliche Monographieen niedergelegt, welche in diesen Plan gehören. Wir leugnen nicht, dass sie trefflich sind; allein wir hätten gewünscht, dass ihr Urheber sie als Theile zu dem historischen Ganzen betrachtet hätte, welches er in diesem Werke geben konnte. Wenn er diesen Abschnitt von *Eichhorns* Staats- und Rechts-Geschichte im Geiste ächter Forschung historisch commentiren wollte, so würde er der Wissenschaft dienen. Ueberhaupt dürfte die Ansicht sich empfehlen, für die *alte Geschichte* Deutschlands, welche bis ans Ende des 9ten Jahrhunderts reicht, die Zweige des öffentlichen und des Privat-Rechts nicht scharf von einander zu trennen, weil die *Quellen* beides nicht trennen, sondern gemischt enthalten. Statt der vom Vf. getroffenen Anordnung über Fortbildung des Rechts durch *Herkommen*, durch *Weisthümer* der Gerichte würden wir lieber *Eichhorn* (Einleitung in das deutsche Privatrecht) folgen. Zu §§. 3. 5. 6 würde Rec. die Stellung der Rubriken, die Behandlung der Sachen etwas verändern. Der Vf. hat übersehen, dass in der älteren Geschichte des deutschen Rechts die *Hof-* und *Beneficial-Rechte* einen ganz anderen Charakter tragen, als der in der mittleren erscheint. In der älteren Zeit war das Volksrecht eine Folge der Freyheit der Personen; es konnte auf Unfreye nicht angewandt werden. Für die Unfreyen galt das *Hofrecht*, im Gegensatze des Volksrechts, und nach der Analogie des Hofrechts bildete sich das *Beneficialrecht*. Ein wichtiges Moment sind auch die *Dienstrechte*, deren Ursprung und Literatur in den letzten drey Decennien so vielfach besprochen wurde. — Der Vf. berührt sie kaum. Wie Vieles hätte er beybringen und aufklären können, da er im nördlichen Deutschland lebt, dessen Gegenden so viele Urkunden und Beyspiele bäuerlicher Rechte darbieten! Schon *Selchow*, dessen Hauptgesichtspunct war, deutsches Recht in Beyspielsammlungen im Studium des Einzelnen zu erläutern, hat auf diese Reihe von Quellen dringend aufmerksam gemacht. Wer noch jetzt die fünf Bände seiner juristischen Bibliothek, wer sein *Specimen bibliothecae juris provincialis et statutorum Germaniae*, wer seine *Electa* durchgeht, wird sich dieser Bemühungen freuen. Das Dienstrecht des Bisthums Worms führt der Vf. an; es steht bey *Schannat* (*historia episc.*

Wormat.) in dem Urkundenbuche. Wie reich aber die Ausbeute in dem nördlichen Deutfchland werden könne, beweifen die ehemaligen Hochftifte Hildesheim und Osnabrück, in denen diefer Zweig der Quellen nach allen Nüancen hervortritt. Merkwürdig bleibt z. B. das Dienftrecht der Hildesheimifchen Dienftleute in *Bruns* Beyträgen zum deutfchen Rechte S. 160. Vieles hat *Möfer* (Osnabrück. Gefch. Bd. 1 — 3), der Vf. der *Bemerkungen über das Osnabrückifche Eigenthumsrecht* in mehreren Ergänzungsheften zu der juriftifchen Zeitung *für das Königreich Hannover*, und *Vezin* in mehreren Schriften aufgeklärt. Warum hat überhaupt der Vf. die Quellen der deutfchen Provinzialrechte nicht forgfältiger gewürdigt? Sie bieten das einzige Mittel dar, das Studium des deutfchen Rechts zu fördern, in der Gefchichte, in manchen einzelnen, faft unbeachteten Ueberlieferungen Aufklärungen zu finden, die das Ganze erhellen. — Der Vf. hat (§. 6) die Dorfrechte, d. h. nach modernem Ausdrucke die Verfaffung der deutfchen Landgemeinden, hervorgehoben, ohne der Bildung des Kolonats zu gedenken. Das Eine ohne das Andere würden wir nicht rathen. Die Verfaffungen der Dorfgemeinden hängen mit dem ganzen Complexus des Kolonats, der bäuerlichen Rechte und Pflichtigkeiten fo genau zufammen, dafs die Quellen diefes Theils der Volksverhältniffe als ein Ganzes behandelt werden können. Unnöthig dürfte das von dem Vf. aufgeftellte Verzeichnifs einzelner Dorfftatuten und Dorfordnungen feyn. Einmal müfste es fehr vermehrt werden, um vollftändig zu feyn; dann aber würde der Lefer wünfchen, dafs der Vf. auch diefes Material nur in den Kreis feiner vorbereitenden Studien ziehe, und deffen Ergebniffe als gefchichtlich erworbene Principien vorlege. — Die Quellen der Rechtsverhältniffe des Städtewefens, welche der Vf. in feinem 6 §. aufnimmt, würden wir für die gröfseren Zeitabfchnitte der älteren, mittleren und neueren Gefchichte chronologifch geordnet haben; in gedrängter fucceffiver Erzählung der Gefchichte des deutfchen Städtewefens wären die Quellen des ftatutarifchen Rechts der Deutfchen angegeben und gewürdigt. Das Verzeichnifs der einzelnen Stadtrechte, welches der Vf. giebt, hätte wohl wegfallen können, weil es entlehnt ift. Für mehrere Städte hätten wir manche Zufätze und Bemerkungen beytragen können, wenn der Vf. feine eigenen Forfchungen gäbe. Bey Ausführung des von uns vorgezeigten hiftorifchen Plans würden wir die ftatutarifche Literatur periodifch forgfältig benutzt haben, welche, bey einer forgfamen kritifchen Sichtung, befonders reich und fruchtbar zum Verftändniffe der Quellen ift. Und weil doch die vier Quartiere des hanfeatifchen Bundes 85 Städte zählten, fo würde die Gefchichte der Hanfe, ihr Einflufs, ihre Stellung zu dem vaterländifchen Rechte, in das Städtewefen verflochten, als die Blüthe ftädtifcher Macht und ftädtifchen Rechts zu fchildern gewefen feyn. Der Minifter *Huskiffon* nannte im britifchen Unterhaufe am 12 Mai 1828 „diefe kleinen Freyftaaten (die hanfeatifchen Bundesftädte) eine Schule der Grundfätze des Handels, der Europa feine äufsere und innere Civilifation verdankte, als in finfteren Zeiten das Lehnsfyftems vorherrfchte, und jede Richtung nach einem folchen Ziele zurückwies.“ Bey der Hanfe wäre dann des einheimifchen deutfchen Handelsrechts, des Seerechts der Hanfe, im Laufe der Erzählung zu erwähnen, übrigens aber beide Zweige der Gefetzgebung von diefer Darftellung auszufchliefsen, da fie in der Ausdehnung, in welcher der Vf. (§. 8) die Quellen der See- und Handels-Rechte nimmt, nicht dem Privatrechte, fondern dem Völkerrechte angehören. — Bey den Rechtsbüchern des Mittelalters hat der Vf. (S. 165) wieder die früher geltende Anficht, dafs in dem Schwabenfpiegel eine felbftftändige deutfche Rechtsquelle verfchieden von dem Sachfenfpiegel vorliege, aufgeftellt. Wir müffen uns zu *Eichhorns* Meinung bekennen, dafs diefes Rechtsbuch nur in zwey verfchiedenen Recenfionen vorhanden fey; auch *Weiske* in der vom Vf. angeführten *Darftellung des deutfchen Privatrechts nach dem Sachfenfpiegel* will des Vfs. Anficht von Neuem nicht geltend machen.

Wir brechen von den Einzelnheiten ab, um unfere Bemerkungen, die wir über die Methode und Anordnung des Vortrages gemacht haben, durch ein, in einem fchätzbaren Werke enthaltenes Beyfpiel zu unterftützen, das der Vf. gewifs gern dem feinigen an die Seite gefetzt fehen wird. Es ift: *Die Gefetze der Angelfachfen in der Urfprache mit Ueberfetzung und Erläuterungen*, herausgegeben von *Reinhold Schmid.* (Leipzig 1832.) (Vergl. J. A. L. Z. 1833. No. 232.) — Die neueren Werke von *von Löw* (Gefchichte des deutfchen Reichs und Territorial-Verfaffung (Heidelberg 1833), *von Gründler* (Polemik des germanifchen Land- und Lehn-Rechts u. f. w. Merfeburg 1833) konnte der Vf. noch nicht benutzen; allein auch fie werden ihn von der Richtigkeit der hier gemachten Bemerkungen weitläuftiger überzeugen.

Zum Schluffe müffen wir noch den Vortrag, der in diefen *Vorlefungen* herrfcht, berühren. Das fichtbare Bemühen des Vfs. um einen ernften gedrungenen Stil ift dem Zwecke diefes mündlichen Unterrichts nicht ganz angemeffen. Mit einer, dem Zuhörer, und felbft dem Lefer, der Belehrung wünfcht, unerfreulichen Kürze berührt diefe Darftellung allzu fchnell den Boden, auf dem fie fortfchreitet. Oft werden Namen blofs genannt, oft Gründe nur angedeutet, die man entwickelt fehen möchte. Was im Buche fteht, läfst errathen, der Vf. habe noch tiefer gedacht, noch emfiger geforfcht, als er redet; doch der Studirende, der Belehrung und Aufklärung fucht, wird fich nicht befriedigt fühlen.

Druck und Papier find vortrefflich.

R—Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

MEDICIN.

Leipzig, b. Lehnhold: *Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinder-Krankheiten*, zusammengestellt von *Friedrich Ludwig Meissner*, Dr. der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, akademischem Privatdocenten in Leipzig u. s. w. IV, V u. VI Theil. 1833. 8. (6 Thlr.)
[Vgl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 47.]

Der vierte Theil auch unter dem Titel: *Was hat das neunzehnte Jahrhundert für die Geburtshülfe gethan?* Zeitraum 1826 bis 1832. XX u. 307 S. 8.

Der fünfte Theil auch unter dem Titel: *Was hat das neunzehnte Jahrhundert für die Erkenntniss und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten gethan?* Zeitraum 1826 bis 1832. VI u. 397 S. 8.

Der sechste Theil auch unter dem Titel: *Was hat das neunzehnte Jahrhundert für die Erkenntniss und Heilung der Kinderkrankheiten gethan?* Zeitraum 1826 bis 1832. VIII u. 607 S. 8

Die drey ersten Bände dieses Werkes, unter fast gleichen Titeln im Jahre 1826 bey Hartmann in Leipzig erschienen, hatten sich den Zeitraum 1801 bis 1825 zum Gegenstande der fraglichen Forschungen gewählt. Ueber den Zweck so wie über den Nutzen dieses Buches haben wir uns bereits in diesen Blättern ausgesprochen, und fahren nun fort, den Inhalt dieser neueren drey Bände mitzutheilen. — Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass sie bloss Fortsetzungen der ersten drey sind, jedoch so, dass sie mehr in chronologischer als in materieller Hinsicht mit einander zusammenhängen, und daher die Ereignisse geben, wie sie die letzten 6 Jahre dargeboten haben. Daher kommt es auch, dass das Inhaltsverzeichniss und die Abschnittstitel häufig von den ersten Bänden abweichen, und bald einen Gegenstand mehr bald einen weniger als dort enthalten. — Sehr zu loben ist es, dass der Vf. in diesen Bänden bemüht gewesen ist, an schicklichen Orten einzuschalten, was, bey der Schwierigkeit des Unternehmens, in den ersten drey Bänden hie und da übersehen wurde; und so kann das Interesse, mit der diese Arbeit gleich Anfangs aufgenommen wurde, nur steigen.

IV Theil, 1 Abschnitt. *Empfängniss- und Zeugungs-Theorieen.* Man sieht aus den mitgetheilten Forschungsresultaten des Vfs., dass man mit diesem Gegenstande immer noch nicht im Reinen ist, und häufig dreht sich noch der Streit um die Fragen, ob die Befruchtung im Uterus oder im Ovarium vor sich gehe, ob dabey das männliche *Sperma* eindringen müsse, oder schon die *Aura seminalis* hinlänglich sey u. s. w. Zur Bestätigung der letzten Annahme erzählt der Vf. unter anderen einen von *Barbotin* beobachteten Fall. Dieser behandelte nämlich eine Frau, bey welcher nach einer schweren Entbindung eine Entzündung und Vereiterung der Geschlechtstheile und eine solche Verschliessung der Mutterscheide entstanden war, dass kaum eine dünne Sonde eingeführt werden konnte, und die Menstruation nicht ohne Hinderniss Statt fand. Nichts desto weniger wurde die Frau schwanger, und die Verschliessung der Scheide blieb bis zum Ende der Schwangerschaft, wo die äussere Schamspalte durch den von den Wehen dem Kindeskopfe mitgetheilten Druck zerrissen wurde, und die Geburt ungehindert ohne künstliche Hülfe verlief. — Was die zeugungsfähigen Jahre beym weiblichen Geschlechte anlangt, so sind es eigentlich diejenigen, während welcher die Menstruation Statt findet, d. i. vom 14 bis zum 48 Jahre. Hievon giebt es jedoch mehrere Ausnahmen. Zwey Fälle von Schwangerschaft bey einem 9 und einem 13jährigen Mädchen sind bereits im 2ten Theile dieser Forschungen mitgetheilt worden, neuerlich gab aber *Capuron* Nachricht von einem 3ten Falle der Art, nämlich von einem 9jährigen Mädchen, das von einem 15jährigen Knaben schwanger geworden war, und sich bereits im 6ten Monate der Schwangerschaft befand. Aber auch Erfahrungen von entgegengesetzter Art haben nie gefehlt, und zu Peelfort in der Grafschaft Sommerset in England soll sogar eine 73jährige Frau mit zwey Knaben niedergekommen seyn, und sich völlig wohl befunden haben. Diese Naturmerkwürdigkeit ist in England nichts so Seltenes, und bekanntlich hatte *Newton's* Mutter bey dessen Geburt ebenfalls schon das 60 Jahr überschritten. 2 Absch. *Ueberschwängerung und Ueberfruchtung.* Sehr richtig sagt der Vf.: der Streit über die Möglichkeit der Ueberschwängerung herrscht noch immer unverändert, ohne dass die Vertheidiger derselben neue Gründe oder Beweise für dieselbe anzugeben vermögen; und da Beweise über einen von der Natur in so tiefes Dunkel gehüllten Vorgang nicht so leicht dürften geführt werden können, so wird auch die herrschende Verschiedenheit der Ansichten sich noch lange Zeit erhalten. 3 Absch. *Ueber die Diagnose der Schwangerschaft und die Structur der*

schwangeren Gebärmutter. Es ist hier viel von der Auscultation und namentlich über das von *Kergaradek* der Placenta zugeschriebene blasende Geräusch gesprochen, das man jetzt, wie schon *Ulsamer* im Jahre 1823 (Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie von *Harless* VII B. I St. S. 50 ff.) deutlich gezeigt hat, den Gefässen des Uterus zuschreibt, und in der allerneuesten Zeit von *Kilian* (Operative Geburtshülfe I B.) Circulations-Geräusch genannt wird. Nicht ohne Grund sagt der Vf., dass die Diagnose der Schwangerschaft nicht bloss für den Geburtshelfer, sondern auch für den Arzt von grossem Werthe sey; und zu dem betrübenden Beyspiele, das *Huet* mittheilt, wo eine Schauspielerin wegen unterdrückter Menstruation mit Reizmitteln behandelt wurde und starb, während die Section zeigte, dass sie schwanger war, könnten wir aus eigener Erfahrung noch eine bedeutende Zahl hinzufügen, von denen wir nur des einzigen erwähnen wollen, wo uns jüngst eine sechs Monate lang an Wassersucht behandelte Person zugeführt wurde, die gegen alle Ahnung des Arztes hoch schwanger war, und auch gleich darauf von einem gesunden Knaben entbunden wurde. 4 Absch. *Zu kurz und zu lang dauernde Schwangerschaft.* 5 Absch. *Schwangerschaftsbeschwerden.* 6 Absch. *Falsche, zweifelhafte und eingebildete Schwangerschaft.* 7 Absch. *Schwangerschaft ohne vorherige Menstruation, und Menstruation in der Schwangerschaft.* 8 Absch. *Dislocation der schwangeren Gebärmutter.* Interessant sind hier die verschiedenen Fälle, die der Vf. von Schwängerung bey gänzlich zu den Genitalien heraushängender Gebärmutter mittheilt. Wenn, wie er berichtet, *Calloway* meinte, dass in solchen Fällen die Beschwängerung durch den Gebärmuttermund selber stattfinden müsse, so sehen wir nicht ein, warum man gerade zu dieser Annahme seine Zuflucht nehmen müsse, indem wir einen Fall beobachtet haben, wo eine Frau bey einem gänzlich zwischen den Oberschenkeln liegenden Uterus täglich den Coïtus ausgeübt zu haben versicherte, und so auch zweymal schwanger wurde. Es bedurfte hier jedesmal nur des leicht begreiflichen Vorbereitungsactes der Reposition des Uterus, welche im Liegen auf dem Rücken leicht möglich war. 9 Absch. *Das Versehen der Schwangeren.* Immer noch der alte Streit *pro* und *contra.* 10 Absch. *Schwangerschaft mit gleichzeitigen pathologischen Erscheinungen an der Gebärmutter.* 11 Absch. *Schwangerschaft mit gleichzeitiger Wassersucht, Anzapfen und einige besondere Zufälle bey Schwangeren.* 12 Absch. *Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter.* 13 Absch. *Molenschwangerschaft und Haargeschwülste.* 14 Absch. *Entwickelung des Fötus aus dem Ey.* 15 Absch. *Pathologie des Eyes.* Ein besonders reichhaltiges Capitel, wobey es nur Schade ist, dass der Vf. nicht durch zweckmässig angebrachte Unterabtheilungen die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern bemüht war. Auch wären hie und da gründlichere Nachweisungen, besonders wo auffallende Sachen mitgetheilt werden, wünschenswerth. So heisst es z. B. S. 130: „Ein geheiltes Panaritium fand *A. J. Jungmann* bey einem neugebornen Kinde.“ Da wir nun von der Diagnose *geheilter* Krankheiten keinen rechten Begriff haben, und in ähnlicher Verlegenheit sich noch viele Andere mit uns befinden dürften: so wäre es der Mühe werth gewesen, von diesem seltsamen Falle etwas umständlicher zu sprechen, und namentlich für die Neugierigen die Quelle zu nennen, aus der sie nähere Aufklärung über denselben schöpfen könnten. 16 Absch. *Die Mutterscheide und die organischen Abweichungen derselben in Beziehung auf die Geburt.* 17 Absch. *Physiologie der Geburt.* 18 Absch. *Gesichts-, Steiss-, Knie- und Fuss-Geburt.* 19 Absch. *Einfluss der Normwidrigkeiten des Beckens auf den Hergang der Geburt.* 20 Absch. *Eklampsie der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen.* Hier müssen wir uns sehr wundern, dass fast mit keinem Worte der künstlichen Frühgeburt als Heilmittel Erwähnung geschieht. Wir hatten jüngst in Verlauf von vier Wochen drey Mal Gelegenheit, die *Eclampsia gravidarum* zu beobachten, und haben jedesmal, nach einer tüchtigen Blutentziehung und kalten Ueberschlägen auf den Kopf, den Pressschwamm eingelegt. In dem einen Falle waren schon kleine Wehen vorhanden, aber ohne Erfolg und bey fortwährenden Convulsionen; bey den anderen beiden Fällen zeigte sich fast kaum eine Spur von Geburtsthätigkeit, obgleich die Schwangerschaft zu Ende war. Einige Stunden nach Einlegung des Pressschwammes traten Wehen ein, und bey allen dreyen dauerte es keine 36 Stunden, bis die Geburt vorüber war. Die Kinder lebten, und die Mütter, bey denen die Convulsionen verschwanden, so wie die Geburtsthätigkeit rascher wurde, blieben im Wochenbette gänzlich wohl. 21 Absch. *Die dynamischen Geburtsstörungen.* In diesem sehr lesenswerthen Abschnitte werden die verschiedenen Urtheile über die Wirkung des Mutterkorns mitgetheilt. 22 Absch. *Die mechanischen Geburtsstörungen.* 23 Absch. *Falsche Stellung des Kindes und Vorfall des Nabelstranges.* 24 Absch. *Hindernisse, welche der Mutterhals der Geburt entgegensetzt.* 25 Absch. *Anwendung der Geburtszange und des Hakens.* Hier ist vorzüglich von *Stein's* jun. Ansichten über die Wirkung der Zange die Rede, die freylich von den meisten der praktischen Geburtshelfer nicht durchaus gebilliget werden dürften. Wer wird wohl mit ihm der Meinung seyn, dass der von allgemeinen Krankheiten abhängige Schwächezustand die Beyhülfe der Zange bey der Geburt *nicht* erheischen könne? — Doch ist diess nicht die einzige Ansicht, mit der *Stein* jun. isolirt in der Welt steht! 26 Absch. *Künstliche Frühgeburt.* In historischer Hinsicht ist die Nachweisung *Salomons* wichtig, dass schon im Jahre 1756 *Macaulay* in England die künstliche Frühgeburt unternommen hat. Der Vf. ist nun bemüht, einen genaueren Ueberblick über die Resultate zu geben, die in der neueren Zeit über diese Operation gewonnen worden sind. Nachdem er die glücklichen sowohl als die unglücklich abgelaufenen Fälle aufgezählt hat,

sagt er sehr richtig: „Wenn solche Erfahrungen auch nicht geeignet scheinen, *für* die künstliche Frühgeburt zu sprechen, so ist doch zu berücksichtigen, dass die Todesfälle der Mutter sämmtlich nur zufällige und keineswegs durch die Operation herbeygeführte sind, und man kann, ohne in den Verdacht einer willkürlichen Annahme zu gerathen, dreist behaupten, dass ohne die künstliche Frühgeburt mindestens eben so viele Mütter gestorben, und die meisten der durch diese Operation geretteten Kinder todt geboren gewesen seyn würden." 27 Absch. *Wendung, Selbstwendung und Accouchement forcé.* 28 Absch. *Verkleinerung des Kindes durch Perforation und Embryotomie.* 29 Absch. *Der Kaiserschnitt und der Bauchschnitt.* Wenn auch das Bemühen des Vfs., die Verhältnisse dieser Operation in neuerer Zeit darzustellen, nicht zu verkennen ist, so ist er doch durch *Michaelis* Leistungen (Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe, Kiel 1833) bey Weitem übertroffen; und wer sich gründlich über vorliegenden Gegenstand, namentlich in geschichtlicher Hinsicht, unterrichten will, der muss auf diese Schrift verwiesen werden. 30 Absch. *Schaamfugenschnitt.* Es giebt immer noch einige Geburtshelfer, welche diese Operation nicht allein vertheidigen, sondern sogar noch vornehmen, und *Grotanelli* erzählt, dass sie vom J. 1815 bis 1818 in Mailand allein drey Mal gemacht worden sey. Ueber alle Erwartung aber sind die Aeusserungen *Salomons* (*Over de nattigheid der schaambeensnede*, Amsterd. 1818), der sie dem Kaiserschnitte und selbst der Anwendung der Geburtszange vorzieht, und von der letzten sagt, sie sey für die Kinder tödtlich und für die Mütter gefährlicher als Perforation und Haken. 31 Absch. *Einreissung des Mittelfleisches.* 32 Absch. *Innerliche Zerreissungen bey Schwangeren und Gebärenden.* 33 Absch. *Unterbindung des Nabelstranges und pathologischer Zustand desselben in Beziehung auf die Geburt.* 34 Absch. *Von den Nachgeburtszögerungen.* Es handelt sich hier immer noch um die Frage: ob bey einer über die Zeit zurückgebliebenen Placenta die Herausbeförderung derselben durch die Kunst unternommen, oder der Natur überlassen werden soll. Die Erfahrung hat sich weder für die eine noch für die andere Handlungsweise ganz entschieden ausgesprochen. So viel ist aber ausgemacht, dass diejenigen, die sich schnell zur Operation entschliessen, bey Weitem glücklichere Resultate aufzuweisen haben, als die, welche mit derselben zu lange zögern. So stellt *Ulsamer* aus den jährlichen Berichten von sieben deutschen Entbindungsanstalten eine Reihe von 70 Nachgeburtszögerungen zusammen, und zieht daraus das Ergebniss, dass von zwey der Natur überlassenen Nachgeburtszögerungen eine tödtlich verlief, während unter 13 Fällen, wo die künstliche Trennung bey Zeiten vorgenommen wurde, 12 Mütter am Leben erhalten wurden. Noch auffallender sind die Erfahrungen des Vfs., S. 251: „Unter 118 Fällen von Nachgeburtszögerungen, wo wir selbst zu Hülfe gerufen wurden, und immer die Entfernung der Nachgeburt, bald früher, bald später, vornahmen, haben wir vier Mütter in Folge vorher erlittenen zu bedeutenden Blutverlustes sterben sehen, obschon wir in vielen Fällen ausserhalb unseres Wohnortes sehr spät nach der Geburt ankamen, und 114 Mütter wurden am Leben erhalten." 35 Absch. *Absterben der Kinder im Uterus, — Zurückbleiben in demselben bis zu Ende der Schwangerschaft — und Lebensfähigkeit der Embryonen.* 36 Absch. *Bemerkungen über Zwillings- und Drillings-Geburten.* 37 Absch. *Verletzungen der Kinder während der Geburt.* 48. Absch. *Athmen und Schreyen der Kinder vor beendigter Geburt.* 39 Absch. *Natürliche Geburten bey todten Müttern und in Verstorbenen aufgefundene Früchte.* 40 Absch. *Das Wochenbett und das Stillungsgeschäft.* 41 Absch. *Geburtshülfliche Instrumente und Vorrichtungen.* 42 Absch. *Verhältniss der todtgeborenen Kinder, der verstorbenen Wöchnerinnen und der mehrfachen Geburten.* Diese sehr interessanten Zusammenstellungen sind keines Auszuges fähig, und verdienen selbst gelesen zu werden.

V Theil, 1 Absch. *Zufälle in der Entwickelungsperiode des weiblichen Geschlechts.* Enthält sehr interessante Mittheilungen über den *Veitstanz* als Entwickelungskrankheit, und über die *Bleichsucht.* 2 Absch. *Unfruchtbarkeit.* 3 Absch. *Physiologie und Pathologie der Menstruation.* 4 Absch. *Mutterwuth.* 5 Absch. *Hysterie.* 6 Absch. *Die Wasser- und Wind-Sucht der Gebärmutter.* Bemerkenswerth ist, was wir hier über Hydrorrhöa angeführt finden. Bekanntlich hat *Nägele* durch *Geil* zuerst auf diesen Zustand aufmerksam gemacht, der in einem längere Zeit vor der Geburt Statt habenden Abgange von Wasser besteht, das als Exsudat einer Flüssigkeit zwischen der äusseren Fläche des Chorions und der inneren der Gebärmutter zu betrachten ist. Der Vf. hat diese Form der Gebärmutterwassersucht bey Schwangeren ihrem Wesen nach bisher bezweifelt, allein im J. 1831 hatte er Gelegenheit, drey Beobachtungen zu machen, die ihn von der Existenz derselben überzeugten. Auch Rec. hatte vor mehreren Jahren eine Actrice zu behandeln, bey der vom 5ten bis zum 8ten Monate täglich, die Kranke mochte stehen, gehen, liegen oder sitzen, mehrere Mass Wasser abflossen, bis sie im 8ten Monate ohne sonstige Veranlassung ein todtes, jedoch nicht wassersüchtiges, Kind gebar, und dann ganz gesund wurde. 6 Absch. *Metrorrhagien bey Nichtschwangeren, Schwangeren und Gebärenden.* Es kommen hier vorzüglich die in neuerer Zeit viel besprochenen mechanischen blutstillenden Mittel, als der Tampon, besonders nach *Galbiati*, der Sandsack nach *Löffler*, *Vogel* und *Kluge* und die von *Ploucquet* zuerst vorgeschlagene, von *Ulsamer* aber durchaus verbesserte Compression der Aorta, zur Sprache. 8 Absch. *Vorfall der Gebärmutter und der Mutterscheide.* 9 Absch. *Vorwärts- und Zurückbeugung der Gebärmutter.* 10 Absch. *Umstülpung* (*Inversio*) *der Gebärmutter und Hysterocele.* 11 Absch. *Pathologie der äusseren Genitalien.* 12 Absch. *Pathologie der Mutterscheide.* 13 Absch. *Pathologie des Uterus*

und seiner Anhänge. 14 Absch. *Polypen der Gebärmutter und der Mutterscheide.* 15 Absch. *Weisser Fluss. Leucorrhöe.* 16 Absch. *Organische Fehler der Ovarien.* 17 Absch. *Pathologie der weiblichen Brust.* 18 Absch. *Scirrhus und Carcinom der Brüste und der Gebärmutter.* Hier sind auf 34 Seiten die Ansichten aufgeführt, die in der neueren Zeit über die Natur dieser schrecklichen Krankheit herrschen, zugleich mit den verschiedenen Heilmitteln und Heilmethoden, die man ihr gegenwärtig entgegensetzt: wobey man nur wehmuthsvoll auf die armen Unglücklichen blicken kann, die mit einem so furchtbaren Uebel behaftet sind, wenn man die unendliche Verwirrung betrachtet, in der sich sowohl die Pathologen über die Natur desselben als die Therapeuten im Betreffe der Heilung befinden. Das Traurigste ist, dass man selbst von der Operation, die doch in anderen Fällen gewöhnlich eine gründliche Heilung bewirkt, nur selten einen glücklichen Ausgang erwarten kann, da häufig das Uebel nicht ein örtliches, sondern ein allgemeines ist. Am bewährtesten sollen sich in der neuesten Zeit die thierische Kohle (nach *Weise*) und der Druckverband (nach *Recamier*) bewiesen haben; doch sind viele Fälle aufgezählt, wo auch diese Mittel ohne Erfolg geblieben sind. 19 Absch. *Exstirpation der Gebärmutter.* Hier kommen drey verschiedene Operationen zur Sprache: die Ausschneidung des entarteten Mutterhalses; die Abbindung des invertirten und wegen zu langer Dauer nicht mehr reponiblen Uterus, und die gänzliche Exstirpation dieses Organs durch das Messer. Von der ersten Operation werden 44 Fälle erwähnt, unter welchen *Lisfranc* allein 36 angehören. Er rettete 33; nur 3 Operirte starben. Von den übrigen 8 sind 5 geheilt worden, 2 starben, und von der 3ten ist der Ausgang nicht bekannt. Die Unterbindung wurde ungefähr acht Mal unternommen und zwar sechs Mal mit erwünschtem Erfolge. Was die gänzliche Exstirpation des Uterus durch das Messer betrifft, so wurde sie in dem gegebenen Zeitraume 14 Mal vorgenommen, und zwar 4 Mal von *Blundell*, 2 Mal von *Recamier* und 2 Mal von *Roux*. Ferner 1 Mal von *Banner*, *Lizars*, *Bellini*, *Langenbeck*, *Dubled* und *Warren*. Unter diesen 14 Operirten starben 11, und 3 wurden gerettet, und zwar eine durch *Blundell*, eine durch *Recamier* und eine durch *Bellini*, welcher letzte aber den Uterus nicht ganz ausschnitt, sondern ein Stück zurückliess, das eine zwerchfellähnliche Gestalt zeigte. 20 Absch. *Harnbeschwerden und Scheidenfisteln.* 21 Absch. *Das Kindbettfieber.* 22 Absch. *Putrescenz der Gebärmutter.* 23 Absch. *Weisse Schenkelgeschwulst der Kindbetterinnen oder Plegmatia alba dolens puerperarum.* 24 Absch. *Manie und Melancholie der Wöchnerinnen.*

VI Theil, 1 Abschnitt. *Abweichungen in der Bildung der menschlichen Frucht im Allgemeinen.* 2 Absch. *Angeborene Spaltung der vorderen Körperhälfte.* 3 Absch. *Kopflosigkeit, Schädelmangel und Missbildungen des Kopfes und Gehirnes.* 4 Absch. *Hirnbruch, Wasserkopf der Embryonen und unvollkommene und krankhafte Entwickelung der Wirbelsäule.* 5 Absch. *Verbildungen der Nerven und Sinnesorgane, des Herzens und der Gefässe.* 6 Absch. *Verbildungen des ganzen Verdauungssystems und Dislocationen der Eingeweide.* 7 Absch. *Angeborne Verschliessung des Afters.* Die Verschliessung des Afters kann auf sehr verschiedene Art vorkommen, wesshalb auch Hr. *Meissner* in seinem Handbuche der Kinderkrankheiten (Leipz. 1828. B. I S. 165) sie zweckmässig in drey Classen eingetheilt hat, je nachdem 1) der Mastdarm vollkommen gebildet ist, und auch einen regelmässigen Verlauf, die Verschliessung aber entweder durch eine blosse Haut an der Aftermündung, oder durch eine Querscheidewand im Mastdarme selbst, oder durch Verwachsung der Mastdarmwände Statt hat; 2) der Mastdarm ziemlich vollständig gebildet ist, aber einen unrichtigen Verlauf macht, und entweder in die Harnblase, oder in die Harnröhre oder in die Mutterscheide mündet, oder sich wieder zurück nach dem Nabel wendet; und 3) der Mastdarm ganz fehlt, oder unvollständig gebildet ist, so dass die untere Hälfte desselben nicht vorhanden ist, oder der mittlere Theil fehlt, das obere und untere Mastdarmstück also in blinde Säcke ausgehen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Wien, in Beck's Universitäts-Buchhandlung: *Abhandlung über das Mückensehen in diagnostischer und ätiologischer Beziehung*, von *Joseph Brenner* Ritter *von Felsach*, der Heilkunde Doctor. 1833. 38 S. gr. 8. (6 gr.)

Die Wahrheit des Sprichwortes: *Qui recte distinguit, bene docet*, bewährt sich in dieser kleinen lehrreichen Abhandlung. Der Vf. unterscheidet das Mückensehen vor Allem sehr scharfsinnig als eine physiologische und als eine krankhafte Erscheinung, indem er jene durch ein Object erklärt, welches, ohne sonst zu belästigen, sich blos auf der Oberfläche der Hornhaut befindet, die letzte aber durch eine im Inneren des Auges selbst obwaltende Bedingung geltend macht. Diese ist überdiess eben hienach wieder unterschiedlich, in sofern sie entweder aus organischen Veränderungen und zwar der flüssigen oder aber der festen Theile des Auges entsteht, oder durch dynamische Veränderungen, z. B. Krampfzufälle der den Augapfel umgebenden Muskel, andererseits wohl auch durch einen die Oberfläche des Auges krankhaft reizenden Gegenstand, oder endlich mittelst eines Objectes im Inneren des Auges selbst hervorgebracht wird, so dass in letztgedachter Hinsicht entweder ein fehlerhaftes Ortsverhältniss eines Körpers, oder das Entstehen neuer Producte entweder in den flüssigen oder aber in den festen Theilen dieser Störung des Sehvermögens zum Grunde liegt. Diese kurze Darstellung dürfte genügen, um die Ueberzeugung zu erlangen, dass die Schrift es verdiene, jedem denkenden und die Untrennbarkeit der Physiologie von der wahren Heilkunde ehrenden Arzte bestens empfohlen zu werden.

—e—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

MEDICIN.

Leipzig, b. Lehnhold: *Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinder-Krankheiten*, zusammengestellt von *Friedrich Ludwig Meissner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

8 Abschnitt. *Ursprüngliche Verbildung der Harn- und Geschlechts-Werkzeuge.* 9 Absch. *Angeborene Missbildungen der Extremitäten.* 10 Absch. *Bildungsfehler der Körperoberfläche.* 11 Absch. *Doppelmissgeburten, oder verwachsene Zwillinge.* 12 Absch. *Intrafoetation.* Wenn gleich die Fälle von Missgeburten durch Einschliessung, oder das Auffinden von Fötustheilen inmitten des Organismus von Kindern beiderley Geschlechts, oder männlichen und weiblichen erwachsenen Individuen, nicht eben sehr häufig vorkommen: so sind sie doch oft genug beobachtet worden, um ausser Zweifel zu setzen, dass die Vorfälle nicht zu den grossen Seltenheiten gehören, zu denen man sie früher zählte. Nach *Ollivier's* Ansicht soll diese Einschliessung beym Menschen auf doppelte Weise erfolgen, entweder so, dass der enthaltene Fötus in der Unterleibshöhle des anderen eingeschlossen, oder nur in die Hautdecken des letzten eingehüllt ist, wodurch eine nach Aussen sichtbare Geschwulst erzeugt wird, die mit den Höhlen des Körpers nicht communicirt. Das Eindringen des Eyes in den Fötus erklärt er aus dem concentrischen Drucke des Uterus oder irgend einer anderen mechanischen Ursache auf beide Eyer, wodurch das kleinere an das grössere angedrückt und gleichsam angeheftet wird, und diess in der frühesten Befruchtungsperiode, oder später aus der natürlichen Traction des Dickdarms, wenn er in der Mitte des dritten Monats vom Grunde der Nabelschnur in die Bauchhöhle hinabsteigt, wobey dann das adhärirende Eychen mit ihm zugleich in die Unterleibshöhle des ausgebildeten Fötus hinein gezogen wird. In Beziehung auf seine zweyte Art der Einschiessung führt *Ollivier* mehrere Beyspiele an, aus denen sich als allgemeines, charakteristisches Merkmal dieser Monstrosität ergiebt, dass der enthaltende Fötus meistentheils vollkommen ausgebildet, die eingeschlossene Frucht dagegen weit unvollständiger und unregelmässiger gebildet ist, als bey der ersten Art; dass ferner der häutige Sack in allen Fällen mit den Wänden der Bauchhöhle, aber nicht mit dieser selbst communicirt, und allemal in der Perinäalgegend seine Lage hat, wobey jedoch zu bemerken ist, dass er bey männlichen Früchten zuweilen durch das Scrotum gebildet wird. Hiebey äussert *O.* die früher auch von unserem Vf. ausgesprochene Ansicht, dass das Ey mit dem Testikel in das Scrotum hinabgestiegen, der Scrotaleinschliessung also die abdominelle vorausgegangen sey. Zur Bestätigung dieser Ansicht theilt nun der Vf. den bekannten, in *Frorieps* Notizen XIII Nr. 18 beschriebenen Fall von *Ekel* und den jüngst erst in Passau bekannt gewordenen eines 50jährigen Mannes mit. 13 Absch. *Die erste Respiration der Neugeborenen und die Lungenprobe.* 14 Absch. *Bemerkungen über die Kinderkrankheiten im Allgemeinen.* 15 Absch. *Scheintod der Neugeborenen und Schwäche derselben.* 16 Absch. *Pathologie des Nabels.* 17 Absch. *Die ödematöse und blutige Kopfgeschwulst der Neugeborenen.* 18 Absch. *Brüche der Neugeborenen und abnormes Herabsteigen der Hoden.* 19 Absch. *Gelbsucht und Zellgewebeverhärtung der Neugeborenen.* 20 Absch. *Rose der Neugeborenen.* 21 Absch. *Krankheiten der Mundhöhle.* 22 Absch. *Augenlider- und Augen-Entzündung der Neugeborenen.* 23 Absch. *Krampfhafte Krankheitsformen.* 24 Absch. *Die blaue Krankheit. Cyanosis.* 25 Absch. *Steinbeschwerden der Neugeborenen.* 26 Absch. *Krankheiten des Darmcanals.* Mit Recht missbilliget der Vf. die so häufig verbreitete Gewohnheit, sogleich bey Leibesverstopfungen der Kinder seine Zuflucht zu abführenden Mitteln zu nehmen, und macht sehr zweckmässig auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die der Verstopfung zu Grunde liegenden Ursachen zu berücksichtigen. Rühre sie von einer unzweckmässigen Ernährung der Kinder her, so werde sie ohne ein angemessenes diätetisches Regim nicht beseitiget; hänge sie von einem Schwächezustande des Darmcanals ab, so verlange sie tonische Mittel, da durch abführende das Uebel nur gesteigert werde; und seyen organische Leiden und Lageveränderungen die Ursachen, so sey nur dann ein günstiger Erfolg zu erwarten, wenn es gelinge, die Grundleiden zu entfernen. Hr. *Kopp* fand, dass die habituelle Verstopfung und Hartleibigkeit oft daher rühre, dass der Mastdarm über dem Sphinkter erweitert sey, und durch den darin sich sammelnden Koth die Ausdehnung und Erschlaffung dieser Stelle zunehme. Die Masse der Excremente wird in einem solchen Falle durch den längeren Aufenthalt an der erweiterten Stelle fester, und die Ausleerungen finden nur unter grosser Anstrengung und Schmerz Statt. Hier empfiehlt

Kopp ein Pulver aus Alaun, Schwefelmilch und Milchzucker; in einigen hartnäckigen Fällen zeigte sich ein täglich gegebenes Klystir von kaltem Ratanhiaabsud sehr erleichternd. Radicale Heilung soll nach dem mehrere Jahre lang fortgesetzten Gebrauche des Eichelkaffees folgen. *Kopp* beobachtete ein 4jähriges Kind mit einer solchen Erweiterung des Mastdarmes, dass in demselben 2 Klystire, jedes von ¾ Schoppen Flüssigkeit, Platz hatten. 27 Absch. *Atrophie — Darrsucht.* 28 Absch. *Erweichung und Durchlöcherung des Magens und der Gedärme.* 29 Absch. *Chronische Hautkrankheiten bey Kindern.* 30 Absch. *Krankhaftes und abnormes Zahnen.* 31 Absch. *Innere Entzündungen der Kinder.* 32 Absch. *Der acute und chronische Wasserkopf.* 33 Absch. (*fehlt*). 34 Absch. *Die häutige Bräune.* Croup. 35 Absch. *Millar's Asthma.* 36 Absch. *Der Keichhusten.* 37 Absch. *Die Menschenblattern, die Varioloids, die Varicellen und die Vaccination.* 38 Absch. *Das Scharlachfieber.* 39 Absch. *Die Rötheln und Masern.* 40 Absch. *Die Scrophelkrankheit.* 41 Absch. *Die Rhachitis oder englische Krankheit.* 42 Absch. *Klumpfüsse, Paedarthrocace, freywilliges Hinken und Verkrümmungen.* 43 Absch. *Würmer.* 44 Absch. *Literatur.*

Hiemit schliessen wir die Anzeige dieses interessanten Werkes, durch welches sich der Vf. ein bleibendes Denkmal seines Fleisses und einer gründlichen Beurtheilung gesetzt hat. Nur müssen wir bedauern, dass dem ohngeachtet, bey einer genaueren Durchsicht, einige Unrichtigkeiten aufstossen, die zwar nur den formellen Theil angehen, aber leicht zu nachtheiligen Missverständnissen Anlass geben könnten. Denn abgesehen davon, dass z. B. im VI Theile sowohl im Inhaltsverzeichnisse als auch im Buche selbst der *drey und dreyssigste Abschnitt* ganz ausgelassen ist, finden wir im V Theile, Abschnitt XXIV, über Manie und Melancholie der Wöchnerinnen Angaben, die offenbar mit jenen über den nämlichen Gegenstand im II Theile im Widerspruche stehen. Hier heisst es nämlich (S. 254), *Esquirol* berichte, dass unter 1119 Frauen, welche in vier Jahren in die Abtheilung für Irre in die Salpetrière gebracht worden seyen, 92 nach der Niederkunft irre geworden seyen; und im V Theile ist (S. 385) diese Zahl auf 1190 angegeben. Noch auffallender stehen sich folgende Sätze entgegen. II Theil S. 255: „Dass hier gar sehr oft Störungen der Wochenfunctionen die Hauptursache seyn mochten, sieht man auch aus dem von *Esquirol* angegebenen Verhältnisse, indem er ausdrücklich beyfügt, dass sich die *psychischen* Ursachen zu den *physischen* = 1 : 4 verhalten haben." Dagegen heisst es im V Theile S. 386: „Fragt es sich nun nach den Ursachen, die solchen Krankheiten zum Grunde liegen, so verhalten sich die *psychischen* Veranlassungen zu den *physischen* nach *Esquirol* wie 4 zu 1. Besonders häufig scheinen Nahrungssorgen und Eifersucht oder erfahrene Untreue *psychische* Störungen hervorzurufen, wesshalb auch verhältnissmässig so viele Personen ledigen Standes davon befallen werden."

Druck und Papier sind den früheren Bänden gleich, und daher lobenswerth. 3 a 3.

Berlin, b. Enslin: *Systematische Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Psychologie*, von *J. B Friedreich.* 1833. VIII u. 463 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Der gelehrte Vf. widmete dieses neue Denkmal seines Fleisses und seiner ungemeinen Belesenheit der Jubelfeier unseres Nestor's ärztlicher Kunstgenossen, ein Werk, welches sich den vielen anderen Schriften, die zur Feier dieses Tages ans Licht getreten sind, rühmlich zur Seite stellt. Indem es sich seiner im J. 1830 erschienenen Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten (vergl. J. A. L. 1831. Nr. 204) gleichsam ergänzend anschliesst, muss es von denen, welche ihr Beruf oder eine besondere Vorliebe zu diesem Zweige der Heilkunde besonders hinzieht, als eine sehr willkommene Erscheinung betrachtet werden.

Wenn wir den in dem kurzen Vorworte ausgesprochenen Worten des Vfs., dass die Seelenkunde in unserem Jahrhundert sich zu einem solchen Grade von Vollkommenheit emporgehoben habe, dass sie jetzt als selbstständig gewordene Wissenschaft in dem Cyklus der ärztlichen und gerichtsärztlichen Doctrinen einen eigenthümlichen Platz mit vollem Rechte behaupte, in dem Masse, als hier irgend von einem Grade der Vollkommenheit die Rede ist, keinesweges beystimmen können: so sind wir doch eben so wenig geneigt, den kürzlich vernommenen Ausspruch *Flemmings* zu unterschreiben, dass kein Theil der Heilkunde noch so weit von einem gewissen Grade der Vervollkommnung entfernt sey, als der, welcher die Pathologie der Geisteskrankheiten umfasst. (S. Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Vereine für Heilkunde in Preussen 1833, Nr. 43.) Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. So lange wir noch nicht einmal zu klarer Erkenntniss der Begriffe vom Leben, Gesundheit, Krankheit, Fieber, Entzündung gekommen sind, und sich noch täglich abweichende Meinungen darüber hören lassen; so lange wir noch nicht einmal über die Arzneywirkungen und den Antheil, den die Naturkraft beym Heilungsprocesse nimmt, im Klaren sind, und es noch möglich ist, dass sich so widersprechende Meinungen und Ansichten geltend machen können, wie sie die neueren Systeme vom Brownianismus an bis zum Hahnemannismus aufzeigen: so lange müssen wir von dem Prädicate eines gewissen Grades der Vollkommenheit der gesammten Heilkunde bescheidentlich abstrahiren, ohne diesen Vorwurf einem oder dem anderen Zweige derselben aufbürden zu wollen. Dass übrigens die Seelenheilkunde in der neueren Zeit sich rasch emporgehoben, und sich einer gewissen Vervollkommnung allmälich mehr nähert, davon giebt eben das vorliegende Werk einen neuen Beweis.

Nach Angabe der für die Lehre der pſychiſchen Krankheiten beſonders beſtimmten Zeitſchriften giebt uns der Vf. vorerſt einen Ueberblick über den Gang, den er bey der ſyſtematiſchen Zuſammenſtellung der ärztlichen und gerichtsärztlichen Literatur der Pſychologie verfolgte.

Erſte Abtheilung. Literatur der ärztlichen Pſychologie. — I Capitel. Geſchichte und Literatur derſelben. — II Cap. Pathologie und Therapie der pſychiſchen Krankheiten und zwar I. über pſych. Heilkunde überhaupt; II. Chronologiſche Darſtellungen der verſchiedenen Schriften und Abhandlungen über Pathologie und Therapie der pſ. K. Hier werden zuerſt Abhandlungen aus verſchiedenen einzelnen medicinischen und philoſophiſchen Werken und Zeitſchriften angeführt, dann die ſelbſtſtändigen Werke. III. Ueber einzelne die Pathologie der pſ. K. betreffende Puncte, z. B. die Claſſification, das Weſen, die Diagnoſe, Semiotik derſelben, ferner die wichtigen Puncte der Aetiologie, der pathologiſchen Anatomie, über das Verhältniſs der pſ. K. zu den ſomatiſchen und deren Wechſelbeziehung. IV. Therapeutik der Krankheiten, ſowohl im Allgemeinen, als auch in Beziehung auf einzelne Methoden und Mittel und zwar ſowohl der phyſiſchen, als auch der pſychiſchen. Unter den Abhandlungen über das Strammonium glauben wir hier noch *Amelungs* fortgeſetzte Erfahrungen über die Anwendung des Stechapfels in der Geiſteszerrüttung und verſchiedenen anderen Krankheiten (in *Hufeland's* Journal der prakt. Heilkunde LXXV B. VI) anführen zu müſſen. V. Schriften und Abhandlungen über die einzelnen pſ. K. VI. Sammlung vermiſchter Krankengeſchichten und Autobiographieen Geheilter. VII. Wahnſinn bey Thieren. — III Cap. I. Ueber Statiſtik des Wahnſinns überhaupt. II. Unterſuchung über die Zunahme und Abnahme des Wahnſinnes. III. Ueber Einrichtung und Eigenſchaften der Irrenanſtalten. IV. Sollen Wahnſinnige zum kliniſchen Unterrichte benutzt werden? V. Ueber Statiſtik und die Irrenanſtalten der einzelnen Länder.

Zweyte Abtheilung. Literatur der gerichtlichen Pſychologie. Nach einer kurzen, an dieſem Orte nicht ganz paſſenden Einleitung über die Principien der Strafrechtstheorie, folgt die Angabe der Literatur der Strafrechtstheorie überhaupt und über die Todesſtrafe insbeſondere. Die Schriften über die gerichtliche Pſychologie ſelbſt ſind nach folgenden Rubriken eingetheilt: I. Nothwendigkeit und Werth der gerichtlichen Pſychologie und Einfluſs derſelben auf die Rechtspflege. II. Ueber gerichtliche Pſychologie, pſychiſche Krankheiten in Bezug zur gerichtlichen Medicin, Unterſuchungsweiſe, Competenz der Aerzte. — III. Ueber Willen, Willensfreyheit und Zurechnungsfähigkeit insbeſondere. — IV. Ueber die in der gerichtlichen Pſychologie vorzugsweiſe zur Sprache kommenden pſychiſchen Zuſtände, z. B. *Amentia, inſania occulta, Mania ſine delirio, Monomania, Monomanie homocide,* Beziehung der Trunkenheit, der Schwangerſchaft, des Gebäractes zur Zurechnung u. ſ. w. — V. Somatiſche und pſychiſche Bedingungen der Verbrechen, zur Würdigung für die gerichtliche Pſychologie. — VI. Sammlung pſychologiſch merkwürdiger Proceſſe und Gutachten.

Bey den meiſten Werken, wenigſtens den neueren, ſind die Kritiken in Zeitſchriften und Literaturblättern angegeben, wobey wir übrigens mehrere vermiſsten. Den Schluſs machen ein vollſtändiges Namenregiſter und einige Zuſätze.

Druck und Papier ſind zu loben.

d. H.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Hoffmann und Campe: *Album aus Paris*, von *Aug. Lewald.* 1832. Erſter Theil. XII u. 288 S. Zweyter Theil. 180 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Im erſten Theile geht der Vf. von der humoriſtiſchen Darſtellung der Königsſtadt zum Palais royal über, das eben keine freundliche Auſsenſeite zeigt, und im Inneren ſehr unreinlich iſt. Die Schickſale dieſes Feenſitzes ſind bekannt. Uebertrieben iſt ſicher des Vfs. Angabe, daſs der Monarch davon 16 Millionen Franken Einkommen ziehe. So viel Rec. weiſs, beträgt die Miethe nicht 4 Millionen; aber in Paris ſtellt der Bürger ſich vor, daſs ſein König ſo reich ſey, daſs er keine Civilliſte bedürfe. Im Palais royal ſind Reichthum und Armuth, Induſtrie und Liederlichkeit, Eigendünkel, Eitelkeit, ſo wie Wunderthäter und Neger, zuſammengedrängt. Den Louvre und die Seine begleiten des Vfs. oft witzige Sarkasmen, welcher den, den er führt, im *Café des nouveautés* ſich langweilen, und alle Sehenswürdigkeiten des Boulevard ſchauen und genieſsen läſst. Dann geht es zur Börſe, ihrem Treiben und zum reichen Rothſchildt, deſſen Commis Millionäre zu werden ſtudiren. Meinard überfährt mehr Leute als Rothſchildt, die er dann heilen läſst, obgleich ſich die meiſten abſichtlich ihre Beſchädigung zuzogen, um von ihm Schmerzgeld zu erpreſſen. Der Vf. malt das thätige Gewerbsleben der Franzöſinnen, ihre Lüſternheit und ihre Spielſucht an der Börſe, woran auch die berühmte Mars Theil nimmt. Sehr beſucht iſt der Kirchhof des Pere Lachaiſe, als groſser Kirchenberg Frankreichs. Dann führt uns der Vf. die jungen Savoyarden vor, denen man die weiſsen Zähne ausbricht, und die kümmerlich leben, um nach ſaueren Jahren 1000 Franken in ihre Thäler zurückzubringen, ſich daſelbſt anzuſiedeln und zu heirathen; hierauf die Wahrſagerin Le Normand, die ſo viele Kronenträger brandſchatzte; ferner die durch Paris nach Amerika ziehenden, von den Franzoſen beſpöttelten Schwarzwälder, die Faſchingsfreuden mit dem normanniſchen *boeuf gras*, die Begleitung der Leiche *Champollions*; das Cicisbeat in Paris, den todten Huſaren-Officier und die todte Frau; den Schachſpieler Alexandre, den Galettenverkäufer, den muſikaliſchen Dilettanten, die Ueppigkeit der Reſtaurationen, die Luſtfahrt im Omnibus, die Buchhändler Ladvocat und Audin im lateiniſchen Quartier, Treuttel und Würtz,

Heideloff und Campe, und erwähnt ihren oft kleinen Gewinn, denn wohl die Schriftsteller, aber nicht die Verleger, sind in Paris reich. Nur die Schriften des Tages gehen stark ab, und die marktschreierischen Ankündigungen sind Mode. Mit solchen Darstellungen wechseln Gespensterspuck der Contes brems, Schauergeschichten, Kritik der Journale, welche man beym Frühstück liest, ein Frühstück bey Daguerre dem Dioramenschöpfer, Chargen, Chinoiserien und Diablerien, und zum Schluss der ununterbrochene Process der Regierung mit den Witzbolden, die solche verspotten. — Ueberall sieht man im neuen Babel Egoismus, Gier zu gewinnen, auch das Edelste feil, und die Sittlichkeit nur als Schaustück. Dass ein solcher Gesellschaftszustand unter einer wenigstens bey Vielen in Paris unbeliebten Regierung lange dauern könne, sagt freylich der Vf. nicht, erwartet aber, dass das ruhigere Dentschland ein zweytes Heft des Album verschlingen werde. Noch ist jedoch aus dem häuslichen Leben der arbeitsamen Pariser Bürgerfamilien nicht alle Tugend gewichen, und der Geist des Speculirens, um schnell reich zu werden, hat nicht Alle besessen; aber warum gab uns der Vf. auch nicht diese Schilderungen, sondern bloss das Schlaraffenleben der Ueppigen und Reichen?

Im zweyten Theile beginn der Vf. mit der italiänischen Oper, und schliesst mit den Leistungen der Madame Devrient. Dann folgt im *Theatre français* Talma der Terrible, Duchenois die Horrible und die empfindsame Georges, die auf ihren Lorbeeren im *Quartier latin* ruhet. Sich zu verjüngen und neue Schauspiele zu liefern, ist zwar der Wille der Direction des *theatre français;* aber die *jeune France* liebt nicht mehr den Zwang der Alexandriner, und der kurzen Frist, worin sich vormals die Begebenheiten der fünf Aufzüge entwickeln mussten. Nur selten melden sich Verfasser neuer für dieses Theater geeigneter Bühnenstücke. Die einfache Schönheit des Inneren der *Académie royale de musique* bezaubert, das Ballet zieht jedoch die meisten Besucher herbey, obgleich Hr. Taglioni nicht der Mann seyn soll, der viele Neuerungen, auch wenn sie sich durch Angemessenheit empfehlen, will aufblühen lassen. Voll Interesse ist die Romanze von den Schicksalen eines namenlosen deutschen Bühnendichters, welche klarer, als eine andere Druckschrift, die Menge der Ränke entwickelt, mit denen ein Bühnendichter in Paris zu kämpfen hat, um zum Ziele zu gelangen. Dadurch erklärt sich zugleich, warum die französische Nation, bey aller ihrer Liebhaberey für das Schauspiel und dem grossen Gewinn, welchen die Volksdichter von ihren Dichtungen für die Bühne ziehen, so wenige Schauspieldichter besitzt, und warum die Wenigen dem augenblicklichen politischen Geschmack der bewegten Menge in der Hauptstadt huldigen. Eben so lehrreich sind die Bemühungen des Vfs., in Paris ein deutsches Schauspiel zu gründen: sein Entwurf scheiterte, als am 27 März 1832 die Cholera in Paris ausbrach. In der Arie der Agathe im Freyschützen erregten in mehreren Theatern und Concerten in Paris die Worte: „*Täuscht das Licht des Monds mich nicht*," eine allgemeine Unruhe, wegen des Rauhen und Misstönenden mit der bizarrsten Wiederholung der Gutturalconsonante in dieser Phrase. Wir erfahren, dass der Vf. noch einmal den Versuch wagen will, eine Zeit lang die grossen deutschen Schauspieler zu bewegen, in Paris Vorstellungen zu geben. Am 13 April 1832 verliess der Vf. Paris. Er schildert die damals herrschende Cholerafurcht, die lustigen Begebenheiten der Reise von Paris nach Strasburg, die Cholerawäsche in Kehl, die Kritik der süddeutschen Theater in Karlsruhe, Stuttgart und München, den Literaten und Deputirten Menzel, den Bockkeller der Münchener und die Wahlverwandschaft der Spiessbürgerlichkeit mit dem Leichtsinne dieser Königsstadt. Am Ende verspricht er halb und halb ein süddeutsches Album. Jedenfalls hat er unseren Leihbibliotheken einen guten Artikel geliefert.

A. H.

NEUE AUFLAGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Göttingen*, in der Dietrichschen Buchhandlung: *Gottfried August Bürgers sämmtliche Werke.* Sechs Theile. 1 Theil VIII u. 262 S. 2 Theil VIII u. 260 S. 3 Theil VI u. 226 S. 4 Theil VI u. 262 S. 5 Theil VI u. 314 S. 6 Theil 234 S. 12. (2 Thlr.)

2) *Königsberg*, b. Bornträger: *Gedichte* von *Ludwig Heinrich Christoph Hölty.* Neu besorgt und vermehrt von *Johann Heinrich Voss.* Dritte allein rechtmässige Auflage. LVI u. 248 S. 1833. 12. (18 gr.)

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dass bey der übergrossen Masse neuer Gedichte und bey der sehr verschiedenen Richtung, welche die Verfasser derselben, um nicht unbeachtet zu bleiben, genommen haben, auch die älteren guten Erzeugnisse der deutschen Poesie noch Käufer und Leser finden. Davon zeugen diese neuen Ausgaben von *Bürger's* und *Hölty's* Gedichten. Beide sind, so weit wir verglichen haben, correct gedruckt, und werden, wie wir wünschen, dazu beytragen, dass das Andenken und der Genuss beider Dichter noch lange unter uns erhalten werde.

N. v. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

PHILOSOPHIE.

Berlin, Verlag von Duncker und Humblot: *Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke.* Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. *Ph. Marheineke,* Dr. *J. Schulze,* Dr. *Ed. Gans,* Dr. *Lp. v. Henning,* Dr. *H. Hotho,* Dr. *K. Michelet,* Dr. *Fr. Förster* u. s. w. Erster Band. Auch unter dem Titel: *Georg Wilh. Friedrich Hegel's philosophische Abhandlungen.* Herausgegeben von D. *Karl Ludwig Michelet.* 1832. XXXII u. 423 S. 8.
Dritter Band. Auch unter dem Titel: *Georg Wilh. Friedr. Hegel's Wissenschaft der Logik.* Herausgegeben von Dr. *Leopold von Henning.* 1833. VIII und 468 S. 8.

(Fortsetzung der in der Jen. A. L. Z. 1834. No. 118 und 119 angefangenen und in den Ergänz. Bl. No. 45. 46 fortgesetzten Recension.)

Die *„philosophischen Abhandlungen"* sind den allgemeinen Ueberschriften nach 1) *Glauben und Wissen,* 2) *Differenz des Fichte'schen und Schelling-schen Systems,* 3) *über das Verhältniss der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt,* 4) *über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts.* Der Herausgeber, Hr. D. *Michelet,* hat sie mit einer verdienstvollen und gründlichen Abhandlung: *„Ueber den Geist des Hegel'schen Systems"* eingeleitet. Die Abhandlungen selbst, früher in dem von *Schelling* und *Hegel* herausgegebenen philosophischen Journale erschienen, sind Vorstudien zu dem künftigen Werke, Uebungen des Verfassers zu der, wie er es nennt, *vollendeten, absoluten Philosophie.* Der polemische Ton in denselben ist ungefällig und hart; er bereitet die Anmassungen einer Philosophie vor, die sich für die einzige und allgemeingültige hält. Es ist nicht nöthig, diese Abhandlungen einer näheren Kritik zu unterwerfen; sie erscheinen als Wiederholungen der absoluten Philosophie. Der Herausgeber wählt daher auch für diese Abhandlungen die Ueberschrift: *„Ex ungue leonem.*

Die *Logik* unseres Vfs. ist das Fundamentalwerk seiner Philosophie; sie ist Metaphysik, Ontologie, Religionslehre, Staatswissenschaft, Naturlehre, Alles in Allem zugleich, sie ist ein Schattenriss aller Dinge und Wesenheiten, des Weltlichen und Göttlichen in speculativen Begriffen und Ideen. Alles, was ist, hat ihm zur Zeichnung gesessen, und er hat Alles in grösseren oder kleineren Conturen auf dem Papiere an der Wand wie concentrische Gesichtslinien oder Porträts abgezeichnet. Prüfen wir dieses System 1) nach seinen Resultaten, 2) nach seinem inwohnenden Geiste, 3) nach seiner Begründung oder Beweisführung: so fällt in allen diesen drey Rücksichten, wie wir in den früheren Anzeigen an einzelnen Beyspielen erläuterten, die Prüfung für *Hegel* nicht günstig aus. Sein System — diess ist die Hauptsumma unserer Kritik — widerstreitet allen Wahrheiten der menschlichen Vernunft. So viel Mühe man sich auch geben mag, ihm eine günstige Seite abzugewinnen; die Vernunft tritt immer wieder hervor in ihrem Sträuben gegen Resultate, welche die Vernunft, das wahrhafte Ideenleben, unterdrücken. Wie kann eine Philosophie mit der Vernunft übereinstimmen, wenn jene die Tugend und Frömmigkeit in einem äusseren passiven Werke, die Sittlichkeit z. B. in dem Naturwerke des Staates, die Tugend als Recht in dem objectiven Besitze eines Eigenthums sucht? Wie kann eine Philosophie wahr seyn, welche die Religion an äussere Offenbarungen knüpft? welche demonstrirt, dass diese Religion sich in einem göttlich erzeugten Menschen habe manifestiren müssen? dass Gott nur zu sich selbst oder zum Selbstbewusstseyn komme durch das Werk einer Schöpfung, und wo diese Philosophie ihre abstracten und concreten Gestaltungen bis zu den fremdartigsten, minutiösen Formen eines äusseren Gottesdienstes ausdehnt, dass z. B. das Brotbrechen des Abendmahls in der Lutherischen Kirche und der körperliche Process der Intussusception der Hostie ein wesentliches Moment zur Auferstehung des Fleisches und Geistes sey? Wie kommt, fragt die gesunde Vernunft, die Menschheit bey einer solchen Lehre zum Frieden oder zur Versöhnung mit sich selbst, — *die* Menschheit, die vielleicht ausserhalb einem solchen geoffenbarten Kirchenthume steht, oder die auch die Zeitalter vor Christus einnahm? Waren alle diese Menschen, fragt die gesunde Vernunft, nur zur Unseligkeit geboren, oder hat das Verdienst einer solchen Offenbarung und Kirche eine rückschreitende Wirkung? Eine Philosophie kann ferner nicht die wahre seyn, welche den freyen Geist des Menschen so an äussere, objective Formen bindet, dass die höchste Person des Staates gleichsam nur zum Ueberflusse und doch als nothwendiges Supplement einer Triplicität vorhanden sey; eine Philosophie, welche die Freyheit des Rechtes so an den concreten Begriff des Eigenthums fesselt, dass dem Armen und Dürftigen fast aller innere, subjective Menschen-

werth abgeht, und wo die Moralität fast nichts Anderes ist, als jenes Abrahamidische blinde Opfer, den freyen Willen, die bessere innere Ueberzeugung einem äusseren unfreywilligen Diensteifer hinzugeben u. s. w. Diess ist ein Widerstreit in den Endpuncten der *Hegelschen* Philosophie, welche den freyen Menschengeist zu einem bloss mechanischen Fachwerke macht, und ihn zu servilen Jahrhunderten zurückführt.

Wie gelangte aber *Hegel* zu seinem Systeme? Es ist keine freye Schöpfung eines philosophirenden Geistes, sondern ein mühsam heraufgezwungenes Resultat an den Studien der *Kantischen, Reinholdschen, Fichteschen, Schellingschen* Philosophie; ein System, welches den Materialismus und Dogmatismus auf die höchste Spitze treibt, und die *Kantische* Kritik des menschlichen Erkenntnissvermögens absolut verkennt. *Hegel* tadelt an *Kant*, dass er die Denkformen oder Kategorieen nicht abgeleitet, nicht begründet habe; dass das Verfahren, die Denkformen aus den gewöhnlichen Urtheilen zu abstrahiren, ein sehr unphilosophisches Verfahren sey. Er sucht also das, worauf es bey aller wahren Philosophie ankomme, zu begründen und zu verständigen, was diese Denkformen sind, und deducirt nun diese Kategorieen in und durch die Deduction selbst, wird aber nicht gewahr, dass diess nur ein mechanisches Umherlaufen in einem und demselben Kreise ist. Er lässt sich z. B. versuchen, die vier Rechnungsarten durch den Begriff der Zahl zu deduciren, und wird nicht gewahr, dass hier die gleichen Grössen sich nur decken können, oder dass, was deducirt wird, der Deduction, dem zu Deducirenden gleich seyn müsse, da nämlich a = a ist. *Kant* hat 1) das grosse Verdienst, die menschliche Erkenntniss darauf aufmerksam gemacht zu haben, nicht vergebliche Mühe zu unternehmen, und nach leerer Weisheit zu greifen. Eine solche vergebliche Mühe ist die Deduction der logischen Formen. Denn sie sind, wie sie nun einmal sind; zweymal zwey = vier, und es würde ein komisches Unternehmen seyn, diess noch tiefer oder höher deduciren zu wollen, als dass die einzelnen Theile zusammengenommen dem Ganzen gleich sind. Es lassen sich über die Kategorieen folgende Betrachtungen anstellen. Erstlich: sind sie nur subjective nothwendige Formen des Denkens, so ist freylich die Erkenntniss der Aussenwelt für immer geschlossen und verschlossen. Die Aussendinge sind und bleiben unbekannte X. Oder zweytens: sie sind äussere nothwendige Formen der Dinge, und der menschliche Verstand abstrahirt sie nach und nach von der Aussenwelt. So ist aber für die Erkenntniss auch nicht viel gewonnen, denn diese bleibt immer zufällig, empirisch und mangelhaft, und der Grund von jenen Formen lässt sich nicht erforschen. Oder drittens: die Kategorieen sind Weltformen, subjective und objective nothwendige Bestimmungen zugleich. Aber auch so kann die menschliche Vernunft keine Rechenschaft geben, warum und wie solche Formen da sind. Denn sie würde das Wie und Warum nur nach denselben subjectiv und objectiv nothwendigen Kategorieen deduciren oder beantworten, und dieses Beantworten wäre also ein identischer Kreislauf. Viertens aber können diese Kategorieen subjectiv nothwendige, gleichsam verfeinerte Formen, Begriffsbestimmungen des Denkens, und doch zugleich nicht bloss Formen, sondern Wesenheiten des Geistes und der Natur selbst seyn, so dass sie nun einen concreten Inhalt haben, und das Wesen der Dinge selbst bezeichnen. Die Kategorie der Quantität, Vielheit, Allheit u. s. w. wäre z. B. der sich repräsentirende Raum, die sich tausendfältig reflectirende Zeit. Die Kategorie der Qualität wäre überhaupt das äussere concrete Daseyn, wie es sich bald abbricht und negirt, bald wieder anfängt und fortsetzt, und so ein unbestimmtes, ins Unendliche fortgehendes Bild der Gestaltung und des Wahrnehmens liefert u. s. w. Die Kategorie der Relation wäre vielleicht nur eine höhere Stufe der Naturdinge, sich als Wesen zu zeigen, sich in sich zu reflectiren, von den ersten rohen Elementen sich zu organischen Begriffen zu gestalten, und nun als Pflanze, Thier u. s. w. sich zu bewegen. Aber so speculativ auch eine solche Idee, eine solche Conformität scheinen mag, so ist sie doch nur eine unendliche, unerweisliche Voraussetzung, weil auch hier der identische Kreislauf, wie eines geblendeten Rosses in einer Mühle, ist, unverständliche Dinge verständlich machen, und was nicht zu deduciren ist, dennoch deduciren zu wollen. Es bliebe überdiess ein Sprung ins Ungeheuere, das Wort Form in den Begriff der Sache umzusetzen, und aus den Begriffen und Gedankenformen die Wesenheiten von Pflanzen, Thieren, Menschen erwachsen lassen zu wollen, so dass dieses nur ein Spiel mit Worten, aber keine wahre Verständigung und Einsicht gäbe. Die *Hegelsche* Philosophie ist auch von dieser Seite in ihrer Begründung der Logik eine leere — die leerste Voraussetzung. Sie fängt von einem Philosophem an, das nicht etwa einen sogenannten Anlauf nimmt, sondern sich sogleich kopfüber in das Meer stürzt, und darüber die Besinnung verliert, dass nun kein weiteres Secerniren als das zwischen dem Schwimmenden und der äusseren Fluth möglich ist. Das Tragende und Getragene wird nun fast zu einem und demselben Elemente. *Kant* würde zu einem so abenteuerlichen Sprunge sagen: „Dogmatisire nur fort, du wirst doch nichts Anderes finden, als was du bist, du trägst die Gesetze und die Formen deines Seyns an dir selbst, und es lässt sich darüber keine weitere Rechenschaft geben, warum und wie solche Kategorieen da sind." Wenn der ehrliche *Kant* seine Untersuchungen von einer Kritik des Erkenntnissvermögens beginnt: so wirft sich *Hegel* sogleich in das Seyn, und lässt erst später aus dem Seyn sich das Denken ergeben. Jenes Seyn sey nur der nicht gedachte, der gedankenlose Begriff an sich. Eine Voraussetzung, die wieder ins Ungeheuere spielt! Denn es lässt sich nimmermehr aus der subjectiven Objectivität des Denkens die Realität eines gedankenlosen Begriffes, wie er als Thier, Pflanze oder als

Kryſtall da iſt, erweiſen. Indem nun *Hegel* das Seyn zum Princip, zur Vorausſetzung ſeiner Philoſophie macht, eine Vorausſetzung, in welcher ſchon Alles ziemlich wie in einem Reiſekoffer eingepackt iſt: ſo läſst ſich das Fertige aus dem Fertigen bald hernehmen, und die Vorausſetzung explicirt ſich nun nach den einzelnen Theilen. Die ganze *Hegelſche* Philoſophie iſt alſo das Reſultat eines ſubjectiven Begriffs. Was ſie wider *Fichte* und *Schelling* erinnert, daſs dieſe es in ihrem Syſteme nur zu einer formellen Identität gebracht haben; eben dieſs iſt und bleibt auch der Vorwurf des *Hegelſchen* Syſtems. Denn indem es ſeine Entwickelung von dem Seyn und Nichts beginnt, ſind dieſes auch Gedankendinge oder formelle Identitäten. Mag *Hegel* ſich noch ſo viele Mühe geben, das Subjective zu einem Objectiven auszuprägen, oder Beides in einer ſpeculativen Idee verſchwinden zu laſſen: ſo iſt dieſes Verſchwinden und jenes Ausprägen immer nur ein formelles, welches die innere und äuſsere Identität jener Differenzen nicht nachzuweiſen im Stande iſt.

„Dieſs reine Seyn — ſagt der Vf. in der *Logik* S. 66 — iſt die Einheit, in die das reine Wiſſen zurückgeht, oder wenn dieſes ſelbſt noch als Form von ſeiner Einheit unterſchieden gehalten werden ſoll, ſo iſt es auch der Inhalt deſſelben. Dieſs iſt die Seite, nach welcher dieſs *reine Seyn*, dieſs Abſolut-Unmittelbare, ebenſo abſolut Vermitteltes iſt. Aber es muſs eben ſo weſentlich nur in der Einſeitigkeit, das Reinunmittelbare zu ſeyn, genommen werden, eben weil es hier als der Anfang iſt. Inſofern es nicht dieſe reine Unbeſtimmtheit, inſofern es beſtimmt wäre, würde es als Vermitteltes, ſchon weiter Geführtes, genommen; ein Beſtimmtes enthält ein Anderes zu einem Erſteren. Es liegt alſo in der Natur des Anfanges ſelbſt, daſs er das Seyn ſey, und ſonſt nichts. Es bedarf daher keiner ſonſtigen Vorbereitung, um in die Philoſophie hinein zu kommen, noch anderweitiger Reflexionen und Anknüpfungspuncte.“ — Wir theilen dieſe Stelle nur verkürzt mit, um einen Anknüpfungspunct zu haben, und unſere Bemerkungen über den Standpunct des *Hegel*'ſchen Philoſophirens zu erläutern, daſs dieſer nämlich ein rein dogmatiſches Philoſophiren innerhalb der begrenzten Sphäre der Kategorieen iſt. Jenes *Hegel*'ſche Seyn iſt gleichſam das Convolut aller Kategorieen, und nun iſt es nicht ſchwer, dasjenige, was in dieſem Convolute liegt, wie von einem Knäuel abzuwinden. Jenes reine Seyn ſoll gleich dem reinen Anfange ſeyn. Rec. hat nichts dawider. Aber auch dieſer reine Anfang iſt ſchon das Zuſammengeſetzte aller einzelnen Kategorieen; er trägt ſchon in ſich, was ſich daraus entſpinnen ſoll. Die Kategorieen ſind ein Syſtem von Vermittelungen und Unmittelbarkeiten zugleich. Eine Kategorie weiſt auf die andere. Jede iſt alſo vermittelter und unvermittelter Anfang zugleich. Realität, Negation, Limitation, Allheit, Vielheit, Einheit, Subſtanz, Urſache, Grund u. ſ. w. ſtehen durchaus in einem gebundenen Wechſelverhältniſſe, und ſo iſt es leicht, ein Syſtem der Philoſophie daraus abzuleiten, welches die gröſste Conſequenz und Erleuchtung in ſich zu führen ſcheint, und doch nur das Syſtem eines leeren Formalismus, eines abſoluten Verkennens der Vernunft iſt. Hiezu kommt, daſs aus einem ſolchen formellen Syſteme der Kategorieen ſich Wunder welche philoſophiſche Syſteme ganz entgegengeſetzter Art ergeben. Es hängt nur Alles davon ab, von welcher Form der Kategorieen man ausgeht. Es würde ſich aus der Form der Limitation oder des ſogenannten unendlichen Urtheils leicht das Reſultat ergeben, daſs Alles in der Schöpfung nur ein Getheiltes zwiſchen freundlichen und feindſeligen Mächten ſey, wo es nie zu einer Vollendung kommt, und wo überdieſs das Böſe oder der Teufel das Scepter führt. Es würde leicht ſeyn, aus dieſer Kategorieentafel ein Syſtem aufzuführen, wo Alles zu Materialismus hinabſinkt, und das Subſtantielle nur ein Accidenz und die accidentellen Beſtimmungen die Hauptſache, das Weſen ſind. Hierin, in der Anerkenntniſs des eigenthümlichen Charakters der Kategorieen, beſteht das unſterbliche Verdienſt *Kant's*, eine Kritik der Philoſophie von dem Hin- und Herfahren des Dogmatismus geſchieden zu haben, und ihr ewiges Recht gegen die *Hegel*'ſchen Dogmen zu behaupten. Denn dieſes Syſtem fällt durch die einzige Bemerkung, daſs *Hegel* ſich mitten in die Dinge, wie er es nennt, oder in die Kategorieen hinein verſetzt, den tiefen Schacht des Wiſſens zu ergründen, da doch dieſe Ergründungen nichts weiter ſind, als die Schlacken oder Stufen jener Kategorieen, die er wunderbar genug durch ſich ſelbſt, durch ihre Vorausſetzung zu begründen glaubt. Es iſt übrigens ein übereiltes Anfangen mit jenem Setzen des *reinen Seyns*. Denn was kann und ſoll hier das Reine bedeuten? Es iſt ja nur ein leeres Spiel mit Links und Rechts, wo das reine Seyn ſchon die Hinweiſung auf das Unreine oder auf das Beſondere mit ſich führt. Was würde man von der neuen Entdeckung ſagen, die von der Allheit die Vielheit und Einheit ableitete, oder von dem allgemeinen reinen Seyn zu Beſonderheiten, zu dem Etwas, und von dieſem wieder zu der Negation der Negation fortſchritte? Alles dieſs ſind ja gebundene Aufgaben und Wiederholungen der Kategorieen, aus denen ſich für das, was gefunden werden ſoll, nichts ergiebt. Rec. kann alſo in der *Hegel*'ſchen Logik nur ein abſolutes Miſsverſtändniſs anerkennen, wo es nie zu Verſtande oder zu derjenigen Einſicht kommt, die einer wahren Philoſophie vorausgehen muſs, erſt Erkundigungen über die anzuwendenden Begriffe und Wörter eingeholt zu haben. *Hegel* ſtellt die Kategorie der Qualität vor der der Quantität. Und, fragt Rec., mit welchem Rechte? Täuſcht ſich der Vf., daſs in ſeinem reinen Seyn nicht ſchon die Quantität oder das Allgemeine und in ſeinem Gewordenſeyn oder Etwas nicht ſchon das Beſondere oder die Vielheit enthalten iſt? So verſchluckt oder verſchweigt er Eines in dem Anderen, und was das Prius oder das Zugleich iſt, ſetzt er als ein Zweytes und Anderes. Solche willkürliche Verſetzungen finden ſich

in seiner Logik eine Menge. Aber was würde es helfen, einen solchen Krieg im Kleinen zu führen, oder wider solche eigenmächtige Versetzungen, wider solche Erschleichungen zu Felde zu ziehen, da wir hier eine unermessliche und nichts belohnende Mühe übernähmen, und der Standpunct des Vfs. unberührt und ohne Rücksicht bliebe? Gerade durch diesen allgemeinen Gesichtspunct widerlegt sich das *Hegel'sche* System auf eine unumstössliche Weise. Es ist ein Umhergehen des reflectirenden Verstandes innerhalb der nothwendigen Formen des Seyns und des Denkens. Der Verstand kommt nie aus seinem Turnus heraus, und die Dialektik begleitet *Hegeln* bis zu dem höchsten Puncte, wo das höchste Wesen sich triplicirt, und nicht anders zum Selbstbewusstseyn kommt, als dass es in einer Weltschöpfung sich anschaut.

S. 81. „Wenn das Resultat, dass Seyn und Nichts dasselbe ist, für sich auffällt oder paradox scheint, so ist hierauf nicht weiter zu achten; es wäre sich vielmehr über jene Verwunderung zu verwundern, die sich so neu in der Philosophie zeigt, und vergisst, dass in dieser Wissenschaft ganz andere Bestimmungen vorkommen, als im gewöhnlichen Bewusstseyn und im sogenannten gemeinen Menschenverstande, der nicht gerade der gesunde, sondern auch der zu Abstractionen und zu dem Glauben oder vielmehr Aberglauben an Abstractionen heraufgebildete Verstand ist. Es wäre nicht schwer, diese Einheit von Seyn und Nichts in jedem Beyspiele, in jedem Wirklichen oder Gedanken aufzuzeigen. Es muss dasselbe, was oben von der Unmittelbarkeit und Vermittelung, welche letztere eine Beziehung auf einander, somit Negation enthält, vom Seyn und Nichts gesagt werden, dass es nirgend im Himmel und auf Erden etwas gäbe, was nicht beides, Seyn und Nichts, in sich enthielte" u. s. w. — Rec. giebt dem Vf. gern zu, was er in dieser Stelle aussagt. Aber welcher Schluss ergiebt sich nun daraus für die Philosophie? — dass alle Kategorieen nur beschränkt sind, auch selbst die Nothwendigkeit für den menschlichen Verstand eine Restriction mit sich führt. Aber daraus ergiebt sich nur kein Gewinn für irgend eine absolute Philosophie, nicht etwa, dass sie unvergänglich, absoluten Ursprunges, sondern, indem sie sich in jenen beschränkten Denkformen oder in jenen *Hegel'schen* positiven Negationen bewegt, nur von bedingter Wahrheit und Bedeutung sey. Die ganze *Hegel'sche* Philosophie ist fast auf eine und dieselbe Denkform zu reduciren, wo die Einheit durch die Vielheit zur Allheit und von dieser sich zurückbewegt, oder wo die Kategorie der Substanz und der Accidenzien das Schema, der Grundtypus des ganzen Systems ist, die Substanz die Einheit aus und mit ihren Gegensätzen als eine absolute Totalität, als eine um sich kreisende Form einer absoluten Idee zu construiren. Der Tadel, der *Hegeln* trifft, ist nicht minder eine Verschuldung aller dogmatischen Systeme, in purer Unschuld, dass es Rec. so ausdrückt, des Denkens umherzugehen, und sich der nackten Unschuld nicht bewusst zu werden.

Rec. will hier noch eine Stelle aus der Encyklopädie S. 107 anführen, weil sie gedrängt zusammenfasst, was *Hegel* über das Endliche und Unendliche combinirt. „Der Dualismus, welcher den Gegensatz von Endlichem und Unendlichem unüberwindlich macht, macht die einfache Betrachtung nicht, dass auf solche Weise sogleich das Unendliche nur *das Eine der Beiden* ist, dass es hiemit zu einem nur Besonderen gemacht wird, wozu das Endliche das andere Besondere ist. Ein solches Unendliche, welches nur ein Besonderes ist, neben dem Endlichen ist, an diesem eben damit seine Schranke, Grenze hat, ist nicht das, was es seyn soll, nicht das Unendliche, sondern ist nur Endlich" u. s. w. — S. 109. „Oder indem darauf reflectirt würde, dass das Endliche als Eins mit dem Unendlichen gesetzt, allerdings nicht bleiben könnte, was es seyn sollte, und wenigstens an seiner Bestimmung etwas litte, wie das Kali mit der Säure verbunden von seinen Eigenschaften verliert: so widerführe eben diess dem Unendlichen, das als das Negative seinerseits gleichfalls an dem Anderen abgestumpft würde. In der That geschieht solches auch dem Abstracten, Einseitigen, Unendlichen des Verstandes. Aber das wahrhafte Unendliche verhält sich nicht bloss wie die einseitige Säure; sondern es erhält sich; die Negation der Negation ist nicht eine Neutralisation; das Unendliche ist das Affirmative und nur das Endliche das Aufgehobene, das Ideelle" u. s. w. — Man vergleiche mit dieser Stelle *Logik* S. 161. „So ist Beides, das Endliche und das Unendliche, diese *Bewegung*, zu sich durch seine Negation zurückzukehren; sie sind nur als *Vermittelung* in sich, und das Affirmative beider enthält die Negation beider und ist die Negation der Negation. — Sie sind so *Resultat*, hiemit nicht das, was sie in der Bestimmung ihres *Anfangs* sind; — nicht das Endliche ein Daseyn seiner Seits und das Unendliche ein Daseyn, oder *Ansichseyn* jenseits des Daseyns, d. i. des als endlich bestimmten. Gegen die Einheit des Endlichen und Unendlichen sträubt sich der Verstand nur darum so sehr, weil er die Schranke und das Endliche wie das Ansichseyn als perennirend voraussetzt; damit übersieht er die Negation beider, die im unendlichen Progresse factisch vorhanden ist, wie eben so dass sie darin nur als Momente eines Ganzen vorkommen, und dass sie nur vermittelst ihres Gegentheils, aber wesentlich ebenso vermittelst des Aufhebens ihres Gegentheils hervortreten" u. s. w.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

PHILOSOPHIE.

Berlin, Verlag von Duncker und Humblot: *Georg Wilhelm Friedrich Hegels Werke.* Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten u. s. w.

Erster Band. Auch unter dem Titel: *Georg Wilh. Friedrich Hegels philosophische Abhandlungen.* Herausgegeben von D. *Karl Ludwig Michelet* u. s. w.

Dritter Band. Auch unter dem Titel: *Georg Wilh. Friedr. Hegels Wissenschaft der Logik.* Herausgegeben von Dr. *Leopold von Henning* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Es ist, erwidert Rec., mit dieser Auflösung des Perennirens und aller der übrigen Hemmungen des Verstandes in dem Begriffe jener Gegensätze nichts gewonnen. Denn wenn sich auch das Endliche in und durch sich selbst diluirt, so bleibt doch immer ein Gegensatz zwischen diesem Negativen und jener Negation der Negation, welche das Affirmative des Unendlichen seyn soll. Und wenn auch das Endliche nicht unmittelbar neben dem Unendlichen zu stehen kommt, also das Herüber und Hinüber vermieden wird, das Endliche auch nicht in das Unendliche selbst kommt, dieses also von der Negation unberührt bleibt: so bilden doch jene Gegensätze zwey Linien, wo das Endliche unter dem Unendlichen steht, also hier immer eine, wenn auch diffluirende Differenz ist. Das Unendliche manifestirt sich an endlichen Dingen; und wenn auch diese endlichen Dinge als ewiger Geist in jene Urquelle des wahrhaft Unendlichen zurückgehen, so erscheint es nur um desto mehr als ein naiver Scherz, ja als ein Spott, welchen das Unendliche selbst treibt, seinen ewigen Frieden in einen, wenn auch endlichen Krieg zu zersetzen. So lange nicht jene Gegensätze vermieden, sondern *dogmatisch*, wie in dem *Hegelschen* Systeme, ausgeglichen werden, bleibt die *Kantische* Ansicht, das *Kantische* Postulat immer noch das getreuere und vernunftgemäsere, das Noumenon über alle Phänomene zu erheben, und beides nicht in einem reflectirenden Spiele zu vermischen. Der Hauptfehler, die Erbsünde, möchten wir sagen, der *Hegelschen* Philosophie, wo sie an sich selbst scheitert, ist die Verbannung des Abstracten als eines bloss Leeren und Formellen. Denn gerade auf dieser Abstraction beruht der wahre Geist, das Wesen des Idealismus, es beruht darauf die Manifestation des Unendlichen selbst, sich als reine Idee, als reine Wahrheit zu setzen, ohne erst ein Concretes, ein Andersseyn zu Hülfe rufen zu dürfen. Auf dieser Verkennung des Abstracten beruht nun auch der unglückliche Geist der *Hegelschen* Ansicht, Alles gleichsam zu verendlichen oder zu vermaterialisiren, d. h. dass die Ideen nur ihren Reflex in einem Andersseyn haben, oder dass Vernünftigkeit und Wirklichkeit Eins seyn solle. Diese Wirklichkeit und Wahrheit enthalten die Ideen in sich selbst, die Idee des Rechts bedarf keiner Familie und keines Staats, um Recht zu seyn. Die Idee der Pflicht, der Sittlichkeit bedarf keiner äusseren Sitte, um durch diese erst wahrhaft zu werden. Die Religion bedarf keiner erscheinenden Offenbarung in dieser oder jener Kirche, um wahrhafte Religion zu seyn. Die Ideen in ihrer Macht und Herrlichkeit tragen ihre unendliche Objectivität in sich, und es bedarf keines *Hegelschen* concreten Begriffs, um sie als vernünftig und wirklich zu construiren.

Der Verfasser sagt: *Allgemeiner Begriff der Logik* S. 37: „*Kant* preist sonst die Logik, nämlich das Aggregat von Bestimmungen und Sätzen, das im gewöhnlichen Sinne Logik heisst, darüber glücklich, dass ihr vor anderen Wissenschaften eine so frühe Vollendung zu Theil geworden sey; seit *Aristoteles* habe sie keinen Rückschritt gethan, aber auch keinen Schritt vorwärts, das letzte desswegen, weil sie allem Ansehen nach geschlossen und vollendet zu seyn scheine. — Wenn die Logik seit Aristoteles keine Veränderung erlitten hat, wie denn in der That die Veränderungen, wenn man die neueren Compendien der Logik betrachtet, häufig mehr nur in Weglassungen bestehen: so ist daraus eher zu folgern, dass sie um so mehr einer totalen Umarbeitung bedürfe; denn ein zweytausendjähriges Fortarbeiten des Geistes muss ihm ein höheres Bewusstseyn über sein Denken und über seine reine Wesenheit in sich selbst verschafft haben. Die Vergleichung der Gestalten, zu denen sich der Geist der praktischen und der religiösen Welt und der Geist der Wissenschaft in jeder Art reellen und ideellen Bewusstseyns emporgehoben hat, mit der Gestalt, in der sich die Logik, sein Bewusstseyn über sein reines Wesen, befindet, zeigt einen zu grosen Unterschied, als dass es nicht der oberflächlichsten Betrachtung sogleich auffallen sollte, dass diess letzte Bewusstseyn den ersten Erhebungen durchaus unangemessen und ihrer unwürdig ist u. s. w."

Fichte erwarb ſich das groſse Verdienſt, die ruhenden *Kantiſchen* oder Ariſtoteliſchen Kategorieen in lebendige urſprüngliche Thätigkeiten umzuſetzen. Und Ariſtoteles und *Kant* hatten ja mit jenen Formen oder Kategorieen auch nichts Anderes gemeint. *Hegel* ſetzte dieſe Formen nun zu Weſenheiten um. Aber er hat nicht bedacht, ob dieſe Weſenheiten darum nicht doch auch Formen ſind und bleiben. Denn jene Weſenheiten oder Geſtaltungen der Dinge verändern ſich ja doch auch, bis ſie in den wahren Geiſt des Unendlichen als Affirmation zurückgehen.

Doch genug! Rec. ehrt die groſse Mühe des Vfs. in dem Aufbaue ſeines Syſtems. *Hegel* hat ſeinen Beytrag zu der *Geſchichte der Philoſophie* geliefert; — er hat ſein Tagewerk treulich vollendet, — und nun erſt wird die wahre Sophia für ihn aufgegangen ſeyn! Die Herausgeber der *Hegelſchen* Werke haben ein ehrenvolles Denkmal der Pietät auf dem Grabe des Unſterblichen niedergelegt, und ſie werden nicht zürnen, wenn das Weltgericht der Wiſſenſchaft ein ernſtes und gründlich gemeintes Wort über ein Tagewerk der Wiſſenſchaft ausſprach. Rec. überläſst gern eine fernere Anzeige — der künftigen Zeit. Dieſe iſt ja vielleicht ſo die beſte Negation der Negation, und ſtreift ab, was endlich und ſterblich iſt.

Eine Philoſophie, wie die *Hegelſche*, kann nicht wahr ſeyn, erſtlich, wenn ſie theoretiſch von unbewieſenen Vorderſätzen ausgeht, ſich im Kreiſe, wie eine falſche Definition, bewegt, Kategorieen begründen will, und dieſe doch unbegründet läſst, ja ſich in einem ſolchen *unkritiſchen* Verfahren kund thut, dasjenige begründen zu wollen, was durchaus nicht zu begründen iſt. Eine ſolche Philoſophie iſt in ihren dialektiſchen Verſuchen mindeſtens eine *dogmatiſche Hypotheſe*, und die Fiction eines im Wahne erfundenen *perpetuum mobile*. — Eine Philoſophie, *wie* die *Hegelſche*, kann nicht wahr ſeyn, welche die Widerſprüche, die Gegenſätze nicht auflöſet, ſondern ſie zuſammenbindet, und an dem Ringe der Welt nun dieſe Gegenſätze trägt. Sie iſt das *Sophisma* eines Blendwerks, eines Scheins: aber keine abſolute Erkenntniſs. Die Ringe der Welt hängen an dem höchſten Ringe, und dieſer Ring wieder an jenen Ringen. Das höchſte Weſen erzeugt den Sohn und den Geiſt. Entweder das wiſſen wir ſchon, oder wenn wir es wiſſen, wiſſen wir es nicht. Das iſt der groſse Endſchluſs, das Rad der *Hegelſchen* Philoſophie. Sie nimmt, wie ſie ſich rühmt, keinen Anlauf, um über den breiten Graben zu kommen, um über das Weltmeer zu ſetzen, ſondern tritt mit breiten Schuhen ins Waſſer, rückt die Ufer näher zuſammen, — aber dieſe bleiben immer wie Herkulesſäulen getrennt, und der Schwimmende, indem er ſeine eigenen Arme faſst, glaubt nun die Weltenden umſtrickt zu haben. — Eine Philoſophie, wie die *Hegelſche*, iſt praktiſch nicht wahr, wenn ſie nicht allein theoretiſch unerweisliche, dialektiſche Sätze und Vorderſätze aufſtellt, ſondern auch die ewigen Vernunftwahrheiten zu unnützen, überflüſſigen, weltlichen Speculationen verflacht, verdünnt, und den Geiſt der Wahrheit zur Unperſönlichkei , zum bildlichen Syſteme, — das Heilige zu eine Karrikatur des Heiligen macht. Unverſchuldet ob groſser Mühe des dialektiſchen Grübelns fällt *Hegel* in die groſse verderbliche Schuld der Unwahrheit. Sein Syſtem iſt der Abdruck des Endlichen, die ewige Negation ſelbſt ſich auflöſender Gröſse. — Dieſs ſind die Reſultate unſerer Anzeige! Denn wollten wir auch zugeben, daſs das *Hegelſche* Syſtem ein getreuer Abdruck, ein ſeelenvolles, lebendiges Abbild alles Seyns und Denkens ſey: ſo wäre das äuſsere und innere Myſterium, zu der Einheit einer Idee zuſammengefaſst, wieder nur ein neues zu eröffnendes Myſterium, und hinter dem gehobenen Schleier der Iſis ruhte und ſchwebte wieder ein neuer Schleier, und die metaphyſiſche Erklärung hätte wieder einen neuen Cirkelgang zu laufen. — Das Unendliche iſt ein Unendliches, weil es unendlich iſt. Dieſs iſt der Anfang und das Ende alles Seyns, alles Denkens — aller Philoſophie. Die wahre Philoſophie ruhet in dem unauflösbaren Räthſel des Unendlichen. Dieſs iſt die Magie der Ewigkeit!

Es iſt unbegreiflich, wie *Hegel* und ſeine Schüler nicht die Miſsverſtändniſſe erkennen, in denen ſie befangen ſind, und einen metaphyſiſchen Dogmatismus aufſtellen, der längſt an und durch *Kant* ſeine Kritik gefunden hat. Was iſt durch *Hegel* erklärt? Alle ſeine Erklärungen ſind bloſse Nominaldefinitionen, ſeine ganze Philoſophie eine groſse Redefigur — ohne Verſtändniſs.

Die ferneren Theile der *Hegelſchen* Werke werden zu einer weiteren Beweisführung unſeres, über eine vermeinte abſolute Philoſophie ausgeſprochenen, Urtheils Gelegenheit geben.

G.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Haude u. Spener: *Schleſiſche Gedichte*, von *Karl von Holtey*. 1830. 162 S. 8. (1 Thlr.)

Dem gewandten Vf. dieſer Poeſieen in ſchleſiſcher Mundart iſt es gelungen, den unpoetiſchſten aller deutſchen Dialekte dergeſtalt zu beleben, daſs ſeine Brauchbarkeit für gewiſſe dichteriſche Zwecke von jetzt an nicht mehr zu bezweifeln iſt. Aus guter Kenntniſs der Sache nennen wir die ſchleſiſche Mundart die ſprödeſte unter allen deutſchen Idiomen für den poetiſchen Gebrauch; es fehlt ihr einerſeits an dem naiven Charakter des ſchwäbiſchen und öſterreichiſchen Dialekts, in welchem *Hebel* und *Caſtelli* ſo vorzügliche Poeſieen geliefert haben, an der Gefühlsfülle und dem poetiſchen Bau des ſchweizer Dialekts, durch *Wyſs* und Anderer Poeſieen ſchon lange zu dichteriſchem Rang berufen, ja ſelbſt an der treuherzigen und komiſchen Kraft des plattdeutſchen, pommerſchen, und an dem epigrammatiſchen Geiſte des märkiſchen Idioms, welchen *Voſs* und *Bornemann's* poetiſche Verſuche ſo glücklich aufgefaſst haben — und andererſeits eben ſo ſehr an hiſtoriſchen

und vaterländischen Anknüpfungspuncten, wie sie sich z. B. für den tyroler Dialekt und in *Grübel's* Nürnbergischen Poesieen so reichlich darbieten. Neben diesen Schwierigkeiten trat eine andere auf, welche der Vf. nicht minder glücklich besiegt hat, als die natürliche Sprödigkeit seines Idioms. Es war die nicht leicht zu begrenzende Frage: Was ist schlesischer Dialekt? Die Mundart Schlesiens, durch eine weite Provinz verbreitet, wechselt von Glogau bis Glatz, in den Ebenen und in den Bergen durch so mannichfaltige Schattirungen, dass es keines geringen Aufwandes von Studium und Nachdenken erfoderte, um erst bey sich auszumachen, was eigentlich dem allgemein verstandenen schlesischen Dialekt angehörte, und was nicht. Der Vf. musste verschmelzen, sichten, mildern, aussondern und läutern, indem er auf die Wurzeln des Sprachbaues zurückging, um diese Schwierigkeit zu überwinden. Er ist damit glücklich, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle befriedigend, zu Stande gekommen.

Die Hauptsache aber war, in diesen Gedichten den eigentlichen schlesischen Volkssinn, die eigenthümliche Wendung des Gedankens darzustellen, aus welcher das, was den Schlesier charakterisirt, Biederherzigkeit und Heiterkeit, mit etwas Apathie und Leichtsinn gepaart, hervorträte. In dieser Beziehung lassen diese Gedichte nichts zu wünschen übrig. Sie spiegeln die Sitte und die Denkart des gebildeteren schlesischen Landmannes so treu zurück, als irgend eine andere Sammlung deutscher Volkspoesieen, und fast jedes einzelne Gedicht hat seinen Punct des Anklanges in einer ächten schlesischen Volkssitte oder Lebensansicht. Die wenigen Poesieen, die diesen Anklang nicht darbieten, sind auch eben desshalb schon die unbedeutenderen und weniger gelungenen.

Der Vf. hat seiner Sammlung ein mit grossem Fleiss ausgearbeitetes *Idiotikon* der schlesischen Mundart angehängt. Diess ist eine von den Unternehmungen, die auf den ersten Wurf nicht vollkommen befriedigen können. Wir, und selbst Schlesier, finden darin mehrere niemals gehörte Worte, und sind in der Erklärung anderer mit dem Vf. nicht einverstanden. Sein Schema der Aussprache hat uns hie und da auch Bedenken erregt — doch eben diess kann kaum anders seyn, und wir wiederholen, dass der Vf. oft genöthigt war, einen *Mezzo-termine* zu wählen, und eine Art von Compromiss zwischen den verschiedenen schlesischen Sprachweisen zu treffen. Man sieht — und man darf nicht vergessen — dass dieser Dialekt hier eigentlich zum ersten Mal *gedruckt* wird.

So viel über den nicht poetischen Theil der Bemühungen des Vfs. — Was den dichterischen Werth seiner Lieder selbst betrifft, so haben wir schon oben die Gründe angeführt, welche uns zu einem nachsichtigen Urtheil veranlassen müssen. Der schlesische Volksstamm ist durchaus kein poetischer, und seinem Idiom geht nicht nur dieser, sondern überhaupt jeder leicht erkennbare und hervortretende Charakter ab. Der Vf. hat aus äusserst wenigen Elementen Alles selbst bilden müssen; sein Verdienst, relativ bedeutend, ist, nach dem Erfolg beurtheilt, unbedeutend. Allein, wenn diese Sammlung auch weder mit *Hebels* berühmten schwäbischen Gedichten, noch auch mit *Castelli's*, *Voss*, *Wyss* oder *Bornemanns* Volkspoesieen in die Schranken treten kann, so haben wir sie doch, als einen ersten Stamm schlesischer Volksgedichte, mit Dank und Anerkennung anzunehmen. Einzelne Stücke darin sind fast unerwartet wohl gelungen; andere geben Hoffnung zu besserem Gelingen, und das Ganze erweckt diese um so mehr, als eine bedeutende Anzahl dieser Gedichte bereits zum Beyfall des Volks gelangt ist, Componisten gefunden hat und gesungen wird. Der Vf. theilt die Melodieen mit, die theils altes schlesisches Eigenthum sind, theils von neueren Tondichtern (wie *Berger, Freund*) herrühren.

Zu den besten Poesieen in dieser Sammlung gehören die balladenartigen. Reim und Vers handhabt der Vf. mit grosser Leichtigkeit, und benutzt mit vielem Verstand diejenige poetische Freyheit, die ihm die Unsicherheit seines Dialekts verstattet. Wir zeichnen unter diesen Balladen: „*'s Mutterle*," „*'s Blòhàtel*," „*der Leiermän*," „*Summerkalbel*" und einige andere als vorzüglich gelungen aus. Minder geglückt sind die Lieder, welche ihres Gegenstandes wegen den Volkssinn verlassen, wie: „*an à Habel*," „*an à Herrn Riemer*." Der Hexameter im erstgenannten spricht nicht so an, als *Voss's* plattdeutsche Gedichte in demselben Versmass. Die ganz nationalen Lieder: „*Su gärne*," „*Will à gihn*," „*Huxt*," „*de Leinewäber*," möchten leicht die besten seyn. Ganz besonders verdient der Schwank: „*Tälsches Zeug*" (nach spanischem Muster) ausgezeichnet zu werden; der Humor darin ist wirklich sehr ergötzlich. Auch die „*Välkensteene*" (Veilchensteine) sind voll wahrer Volkspoesie. Anderes ist schwach, wie „*de drey Schwalmen*," „*Marie-Ruse*" u. s. w.; gut ist dagegen wieder die Uebersetzung des *Hebel'*schen „*Kaferle*," womit die Sammlung schliesst. — Der Druck des Buches ist correct und die Ausstattung geschmackvoll.

L. v.

Leipzig, b. Berger: *Bernhard, Herzog von Weimar.* Trauerspiel in fünf Aufzügen, von *Ernst Willkomm.* 1833. 186 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. dieser Tragödie verkündet sehr achtbare Gaben für die dramatische Dichtung; und wenn er das Gesetz der Mässigung besser, als hier, beobachtet hätte, so könnten wir ihm Willkommen! zurufen. Unter seinen schätzbaren Eigenschaften sticht neben einer ernsten und hinreichend tiefen Auffassung des historischen Stoffes eine bedeutende Sprachfähigkeit hervor, die ihn reichlich mit poetischen Bildern, energischen Ausdrücken und glücklichen Gedanken versorgt. Hätte er denselben stets eine schöne Form zu geben sich bemüht, so würde er ein fast unbedingtes Lob geerntet haben. Indess ist er nach dem Vorworte ein bescheidener junger Mann,

der uns hier ſeine Erſtlingsgabe darbringt, und dieſs giebt ihm Anſpruch auf Nachſicht und Rath. Vor allen Dingen rufen wir ihm alſo: Mäſsigung! zu. Es iſt eine ſchöne Kraft in ihm, aber ſie iſt zügellos. — Leben, Wirken und Tod Bernhards von Weimar, den man den *letzten* deutſchen *Ritter* nennen könnte — und ſo hat ihn der Vf. aufgefaſst — bilden den Stoff dieſer Tragödie. Bernhards Wollen und Streben iſt wenig zweifelhaft — es war jedenfalls edel und national, es war vor allen Dingen deutſch; aber ſein Tod iſt in Dunkel gehüllt. Der Vf. läſst ihn an franzöſiſchem Gift ſterben, welches Rheinach, der überwundene Befehlshaber von Breiſach — ein getaufter Jude — ihm miſcht. Schon dieſe klare Herausſtellung einer hiſtoriſch zweifelhaften That iſt nicht glücklich; der Vf. muſste ſich mit Vermuthung, mit Andeutung begnügen. Noch unglücklicher wird dieſe Löſung des Knotens durch die Perſönlichkeit Rheinachs. Nicht genug, daſs der Vf. einen Verworfenen und Gotteslästerer aus dieſem Gegner Bernhards gemacht hat, ſo giebt er ſich auch die unnütze Mühe, die That unter Donner und Blitz und unter greulichen Verwünſchungen vor unſeren Augen vorgehen zu laſſen. Dieſer groſse Fehler verräth den Anfänger in der tragiſchen Laufbahn. Ein myſtiſches Dunkel wäre hier doppelt wirkſam geweſen. Endlich aber iſt dieſe Löſung auch darum verwerflich, weil ſie als eine äuſsere Gewaltthat in das ſtille Heiligthum der Tragödie einbricht. Dieſe ſoll ſich durch ſich ſelbſt verwickeln und löſen; aus ihrer eigenen, innerlichen Bewegung muſs die Kataſtrophe hervorgehen. Der Vf. hätte uns dahin führen müſſen, überzeugt zu ſeyn, daſs auch ohne Rheinachs That Bernhard nicht leben konnte. Dieſs geſchicht keinesweges; die Tragödie endet, nicht durch ſich, ſondern durch einen Zufall, rein äuſserlich und ihr ſelbſt fremd.

Hievon abgeſehen, iſt Vieles an dieſer Arbeit zu loben. Die Geſinnung des Dichters (und ſeiner Helden) iſt durchweg edel; der Charakter Bernhards iſt einfach, klar, feſt aufgefaſst; ſeine Umgebungen, Erlach, Taupadel, ſind würdig und mit feſter Hand charakteriſirt — die Franzoſen, ihnen gegenüber, Richelieu, La Valette, Guébriant (den der Vf. falſch *vier*ſylbig ſcandirt) ſind alle mehr oder minder Schurken, um den Adel der Deutſchen ins Licht zu ſtellen. Bernhard, der ihre Ränke durchblickt, empört ſich an dem Vorſchlage La Valettes, franzöſiſcher Marſchall zu werden, ſeine Eroberungen auszuliefern, und Richelieus Nichte zu heirathen, während er Amalie von Heſſen liebt. Daraus Bruch und Zerwürfniſs, und mitten unter Heldenthaten der Tod des Helden. Dieſer Entwurf iſt glücklich. Des Vfs. Sprachvermögen mag folgende Probe aus Bernhards Anrede an La Valette zeigen:

Vortrefflich ausgedacht! Im Ränkeſchmieden
Da ſucht ihr euren Meiſter. Ja — bey Gott —
Wir Deutſchen nennen das 'nen Schurkenſtreich —
In Frankreich aber heiſst es — Wachſamkeit.
Herr Cardinal, wär' ich an Eurer Stelle —
Ich ſchämte mich, bey Gott — ich ſchämte mich.
. . Nehmt Frankreichs Ehre,
Rechtſchaffenheit, Wort, Treu, und alles, was ihr
Von der Art noch zuſammenleſen könnt;
Das wickelt in ein koſtbar Tüchlein ein
Und ſchenkts dem Papſte als Reliquie.
Er könnte dann vielleicht den Peterspfennig
Abſtellen laſſen. Nicht, Graf? —

Stellen von ähnlichem Schrot und Korn begegnen uns häufig, und ſchön müſſen wir nennen, was Bernhard hier und weiterhin zur Ehre des deutſchen Charakters oder des deutſchen Fürſtenmantels ſagt. Dagegen iſt Rheinach, wie in der Zeichnung des Charakters, ſo in der Sprache, verfehlt; ſo wahr iſt es, daſs die eine die andere bedingt, z. B.:

„Was iſt Gewiſſen? Dumm' Alfanzerey —
Schulmeiſterweisheit, Dickbuch = Lehrmethode" —

und daſs es zuerſt darauf ankommt, Charaktere — wahr und naturgemäſs — zu haben, worauf ſich die Sprache von ſelbſt findet.

Wir ſind verhältniſsmäſsig ausführlich bey dieſer Erſtlingsarbeit geweſen, aus keinem anderen Grunde, als weil ſie ein der Ermunterung und des Rathes würdiges Talent zu verkünden ſchien. Möge die Hinweiſung auf „Maſs und Zügelung" nicht verloren ſeyn, zu der uns der Anblick einer friſchen und verſprechenden *Kraft* den Anlaſs gab!

W. v. L.

KURZE ANZEIGEN.

Erdbeschreibung. *Philadelphia*, b. Carey und Lea: *Account of an Expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains*, performed in the years 1819 and '20, by order of the hon. J. C. Calhoun, Sec'y of war. Under the command of *Major Stephen H. Long*. From the Notes of Major Long, Mr. T. Say and other gentlemen of the exploring party. Compiled by *Edwin James*, Botanist and Geologist for the Expedition. In two Vols. — With an Atlas. 1823. Vol. I. VIII u. 503 S. Vol. II. IV u. 442 S. (15 Thlr. Conv. M.)

Unter den in naturhiſtoriſcher Hinſicht in Amerika unternommenen Reiſen eines *Kalm*, *Schulze*, *Lewis* und *Clarke*, *Pike*, *Cass*, *Schoolcraft*, *Keating* u. ſ. w. verdient vorliegende, auf Befehl der amerikaniſchen Generalregierung veranſtaltete Forſchungsreiſe in jene noch faſt ganz unbekannten Regionen des Felſengebirges durch ihre ausgezeichneten Leiſtungen in mineralogiſcher, botaniſcher und agronomiſcher Rückſicht einen ganz vorzüglichen Rang. Auch die über die *Aborigines* jener vaſten Gegenden mitgetheilten Nachrichten ſind anziehend und ſchätzbar. Schade, daſs ein *Forſter*, *Sprengel*, *Ehrmann*, *E. A. W. von Zimmermann*, *G. Haſſel* uns durch den Tod entrückt ſind; wir beſaſsen ſonſt wahrſcheinlich längſt eine Ueberſetzung dieſes gediegenen Werks. Ins Detail deſſelben können wir hier nicht eingehen; es genügt uns daher, alle Naturhiſtoriker, Agronomen, Botaniker und Mineralogen, überhaupt aber alle Freunde der Länder- und Völker-Kunde, darauf aufmerkſam gemacht zu haben. Schlieſslich bemerken wir noch, daſs das beygefügte Verzeichniſs der indiſchen, richtiger uramerikaniſchen Sprachen für Philologen groſse Reize gewährt.

Br.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

MATHEMATIK.

Erfurt, b. d. Verf.: *Arithmetische Unterhaltungen, bestehend in einer systematisch geordneten Sammlung von 800 algebraischen Aufgaben, verbunden mit einer Anleitung, diese Aufgaben mittelst der einfachsten Regeln der Arithmetik zu lösen.* Ein Hülfsbuch zur Uebung der Urtheilskraft und ein Uebungsbuch für Alle, die gründliche Kenntnisse in der Arithmetik zu erlangen wünschen. Von Dr. *E. S. Unger.* 1832. IV u. 254 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Die in diesem Werke aufgestellten algebraischen Aufgaben enthalten durchgängig nur durch bestimmte Zahlen ausgedrückte gegebene Grössen; nicht einmal den Gebrauch der Buchstaben x, y... für die Unbekannten hat sich der Vf. erlaubt. Die Operationszeichen, bis zum Wurzelzeichen hinauf, nebst dem Gleichheitszeichen setzt er jedoch als bekannt voraus. Das Werk ist denjenigen Büchern verwandt, welche lehren, algebraische Aufgaben durch blosses Räsonnement, durch Vernunftschlüsse, wie man sich wohl ausdrückt, aufzulösen; es unterscheidet sich jedoch von denjenigen Schriften dieser Art, welche dem Rec. bekannt sind, dadurch, dass es sich auf manche Classen von Aufgaben einläfst, welche schon ziemlich schwer aufzulösen sind, und die man früher wohl noch nicht jener Behandlung unterworfen hat. Es ist nicht zu leugnen, dass eine solche Behandlung dazu geeigneter algebraischer Aufgaben eine gute Vorbereitung auf einen weiteren wissenschaftlichen Unterricht in der Algebra abgiebt, dass sie, zweckmässig geleitet, sehr viel dazu beytragen kann, mathematischen Sinn zu wecken, und dass sie besonders für Volksschulen, als stellvertretend für die gewöhnliche Algebra, empfohlen werden darf. Doch hüte man sich, den Werth dieser Methode zu überschätzen! Ihrem inneren Wesen nach ist sie nicht als der gewöhnlichen Methode entgegengesetzt anzusehen. Der Unterschied beider bestehet eigentlich hauptsächlich nur darin, dass die gewöhnliche Methode durch zweckmässige Zeichen eine Menge von Worten überflüssig macht, auch nicht verlangt, dass man jede Ableitung, deren Gründe schon durch den früheren Unterricht bekannt seyn müssen, immer wieder mit vielen Worten durchführe. Nimmt auch diese Methode den Schein des Mechanismus an, so ist diess doch eben nur Schein. Macht der Schüler nur seine Schlüsse alle mit solcher Einsicht in die Gründe, dass er sie gehörig zu rechtfertigen verstehet, weiss er bey Vorlegung einer Aufgabe in Worten durch zweckmässige Ueberlegung herauszubringen, wie er am besten seine Ansatzgleichungen bilden könne: so kann sein Verfahren wahrlich nicht als reiner Mechanismus angesehen werden. Freylich, wenn ein Schüler wohl im Stande ist, manche vorgelegte Gleichungen fertig zu lösen, jedoch ohne gehörige Einsicht in sein Verfahren zu haben, so ist sein Verfahren nichts als Mechanismus; dann liegt aber die Schuld nicht an der Methode, sondern an der Unfähigkeit des Schülers oder des Lehrers. Wer aber die gewöhnliche Methode auf die rechte Weise erlernt hat, der hat vor dem, der nur in der arithmetischen Auflösungsmethode unseres Vfs. geübt ist, den grossen Vortheil, auf seinem Wege mit Leichtigkeit schwerere Aufgaben lösen, auch in der Wissenschaft leicht weiter schreiten zu können. Auf der anderen Seite darf man behaupten, auch des Vfs. Methode könne zu einem blossen Mechanismus herabgewürdigt werden. Man nimmt in manchen Volksschulen, so glaubt wenigstens Rec., eine ziemliche Anzahl von Aufgaben derselben Art vor, gewöhnt die Schüler an eine bestimmte Art, die Auflösung dieser Aufgaben in Worte zu kleiden, und freuet sich dann königlich, wenn bey öffentlicher Prüfung ähnliche Aufgaben mit der grössten Fertigkeit und im fliessendsten Vortrage gelöset werden. Das imponirt. — Diese seine Ansichten stellt Rec. denen des Vfs. gegenüber, der in der Vorrede sagt: „Der grösste Theil dieser letzteren (algebraischen Aufgaben) aber, welche zu Gleichungen des ersten oder zweyten Grades führen, sind nicht nur ebenfalls einer arithmetischen Auflösung fähig, sondern es ist diese Auflösung selbst in den meisten Fällen um vieles einfacher, als die algebraische, und sie verdient jedenfalls der algebraischen Auflösung vorgezogen zu werden, wenn es darauf ankömmt, die Urtheilskraft zu üben; da bey der arithmetischen Auflösung einer verwickelten Aufgabe eine ununterbrochene Thätigkeit des Geistes Statt findet, während die algebraische Auflösung, sobald die Gleichungen gefunden sind, rein mechanisch ist."

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, welche Aufgaben enthält „zur Ermittelung der Grundregeln, welche bey der arithmetischen Auflösung der folgenden Aufgaben gebraucht werden." Dann folgen im ersten Abschnitte: „Einfache Aufgaben mit einer unbekannten Grösse," im 2ten Absch.: „Einfache Aufg. mit zwey unbekannten Grössen," im 3ten Absch.: „Aufgaben mit einer unbekannten Grösse, von wel-

cher mehrere andere unmittelbar abhängen," im 4ten Abſch.: „Zuſammengeſetzte Aufg. mit zwey unbekannten Gröſsen," im 5ten Abſch.: „Aufg. mit mehreren unbekannten Gröſsen und einige Aufgaben aus der Alligationsrechnung," im 6ten Abſch.: „Unbeſtimmte Aufgaben," im 7ten Abſch.: „Aufg. über die arithmetiſchen Reihen," im 8ten Abſch.: „Einige Zahlenkunſtſtücke" (Kunſtſtücke mit Kartenblättern, magiſche Quadrate).

Das Buch iſt in Paragraphen getheilt. Jeder § enthält mehrere, meiſt einander ſehr verwandte Aufgaben, von denen wenigſtens eine, als Muſter, vollſtändig aufgelöſet iſt. Die Reſultate derjenigen Aufgaben, deren Auflöſung nicht gegeben iſt, findet man am Ende des Buches. Bey den Auflöſungen werden hie und da Regeln für die Behandlung ähnlicher Aufgaben abſtrahirt, und mit dem Titel „Zuſatz" aufgeführt. Rec. wundert ſich, warum nicht bey manchen Aufgaben mehr als eine Auflöſung gegeben wurde, da eine ſolche Zuſammenſtellung verſchiedener Auflöſungen oft ſehr lehrreich ſeyn kann. (Rec. empfiehlt in dieſer Hinſicht das kleine Werkchen: „Hundert fünfzig algebraiſche Aufgaben, von welchen fünfzig vollſtändig, ſowohl durch Räſonnement als Algebra, aufgelöſet ſind, von *Nehrlich*, Karlsruhe 1830;" auch erinnert er an „*Lhuilier's* Anleitung zur Elementar-Algebra, 2 Theile, Tübingen 1799 u. 1801," in welchem empfehlenswerthen Werke ſehr zweckmäſsig Auflöſungen durch Räſonnement mit Auflöſung nach gewöhnlicher algebraiſcher Methode zuſammengeſtellt ſind.) Man muſs geſtehen, daſs manche Auflöſungen des Vfs. auf recht geſchickte Weiſe angelegt ſind, wie z. B. die Auflöſung der Aufgabe 391 und mehrerer anderer des 4ten Abſchnittes.

Daſs der Vf. auch unbeſtimmte Gleichungen des erſten Grades in ſeinen Plan gezogen, iſt als eine beſondere Eigenthümlichkeit ſeines Werkes auszuzeichnen. In der Vorrede erklärt er das von ihm zur Auflöſung ſolcher Aufgaben angewandte Verfahren für ſo einfach, daſs daſſelbe *unbedingt* der gewöhnlichen algebraiſchen Behandlung ſowohl, als dem Verfahren vorgezogen zu werden verdiene, das in der Anwendung der Kettenbrüche beſtehe. Wir bemerken hier zuerſt nebenbey, daſs das Verfahren, welches gewöhnlich in den Lehrbüchern gezeigt wird, und das in der Anwendung der Kettenbrüche beſtehende eigentlich kaum als zwey weſentlich verſchiedene Auflöſungsmethoden anzuſehen ſind, indem das letzte ſich aus dem erſten, wenn man dieſes nur recht genau unterſucht, herleiten läſst. Das Verfahren des Vfs. können wir aber eigentlich nur für ein etwas geregeltes Tatonniren erklären, welches ein mit der Natur der unbeſtimmten Aufgaben wenig bekannter Leſer aus dem Vortrage des Vfs. nicht leicht erlernen möchte, indem dieſer ſich wenig auf deutliche Darlegung der eigentlichen Gründe einläſst, und ſeine Methode bey verſchiedenen Exempeln verſchiedene Modificationen erleidet. Auch iſt zu bemerken, daſs ſich oft bey einer und derſelben unbeſtimmten Aufgabe gar leicht verſchiedene Schleichwege entdecken laſſen, um ſo bequem, ja hie und da, beſonders wenn man den Gebrauch negativer Zahlen nicht zu ſcheuen hat, noch bequemer als der Vf. dieſelben zu löſen. Folgende Beyſpiele mögen eine Idee von dem Verfahren des Vfs. geben. Die Aufgabe 569 lautet: „Es ſollen zwey Zahlen von der Art gefunden werden, daſs das 7fache Product" (warum nicht bloſs: „das 7fache"? — auf dieſe nicht zu billigende Art drückt der Vf. ſich allenthalben aus) „der erſten um 1 gröſser iſt, als das 23fache Product der zweyten." Es kommt hier offenbar auf die Löſung der Gleichung

$$7x - 23y = 1$$

an. Der Vf. ſtellt zuerſt auf

$$7.\ 4 - 23.\ 1 = 5,$$

leitet durch Multiplication mit 5 daraus ab

$$7.\ 20 - 23.\ 5 = 25 = 23 + 2,$$

hieraus $7.\ 20 - 23.\ 6 = 2,$

und nun durch Diviſion mit 2

$$7.\ 10 - 23.\ 3 = 1,$$

ſo daſs ſich ergiebt, 10 und 3 ſeyen die geſuchten Zahlen. Daſſelbe Reſultat hätte ſich auch ſo gefunden: Es iſt

$$7.\ 3 - 23.\ 1 = -2\ (\alpha)$$

$$7.\ 4 - 23.\ 1 = 5\ (\beta),$$

daher aus $(\alpha) + (\beta)$ $7.\ 7 - 23.\ 2 = 3\ (\gamma)$

und aus $(\alpha) + (\gamma)$ $7.\ 10 - 23.\ 3 = 1.$

In der Aufgabe 571 gehet der Vf., um die Gleichung

$$21x - 8y = 1$$

zu löſen, von der Gleichung aus:

$$21.\ 1 - 8.\ 2 = 5,$$

findet daraus $21.\ 2 - 8.\ 4 = 10 = 8 + 2,$

hieraus $21.\ 2 - 8.\ 5 = 2,$

aus dieſer Gleichung und aus

$$21.\ 8 = 8.\ 21$$

ſchlieſst er $21.\ 10 - 8.\ 26 = 2,$

endlich $21.\ 5 - 8.\ 13 = 1.$

Welcher Mathematiker wird wohl dem Verfahren des Vfs. einen gröſseren wiſſenſchaftlichen Werth beymeſſen, als dem durch Kettenbrüche? Wer wird es wohl *unbedingt* vorziehen?

Der *ſiebente* Abſchnitt, welcher die Aufgaben über arithmetiſche Progreſſionen enthält, beginnt mit der Herleitung eines Satzes, der ſich in der Gleichung

$$(a + 1)^2 = a^2 + (2a + 1)$$

ausdrücken läſst. Dann wird, hierauf geſtützt, die Summation der Reihe der ungeraden Zahlen, von 1 bis zu irgend einer gegebenen ungeraden Zahl, gelehrt; hierauf wird die gleiche Aufgabe für die Reihe der geraden Zahlen von 2 an gelöſet; und endlich, auf beides geſtützt, die Summation aller gangen Zahlen von 1 an bis zu einer gegebenen Zahl vorgenommen. Warum zeigt der Vf. in der Aufgabe 681 nicht, daſs die Summe der Zahlen

$$1, 2, 3, 4, \ldots.\ 19, 20$$

deſswegen $= \frac{21 \cdot 20}{2}$ ſeyn muſs, weil, wenn man zu

dieser Reihe dieselbe noch einmal in der umgekehrten Ordnung

20, 19, 18, 17, ... 2, 1

addirt, geben muss

$21 + 21 + 21 + 21 \ldots + 21 + 21 = 20.\ 21,$

indem hier der Addendus 21 zwanzig Mal vorkommen muss? Auch bey den folgenden Aufgaben ist des Vfs. Verfahren meistens zu weit hergeholt.

Die Aufgaben des §. 71 bilden wieder eine besondere Auszeichnung des Buchs. Die Aufgabe, aus dem Ersten (oder letzten) Gliede, der Differenz und der Summe einer arithmetischen Progression die Anzahl der Glieder zu suchen, führt bekanntlich auf eine quadratische Gleichung. Unser Vf. löset nun hier Aufgaben dieser Art durch ein sehr erkünsteltes Verfahren, bey dem er übrigens die Ausziehung der Quadratwurzel doch nicht entbehren kann. Diess Verfahren stützt sich darauf, dass

$1 + 3 + 5 + \ldots + (2n - 1) = n^2,$

dass also bey einer solchen Reihe die Anzahl der Glieder durch Ausziehung der Wurzel aus der Summe gefunden wird, und dass endlich weiter bey Progressionen, deren Differenz = 2, wenn nur das erste Glied nicht sehr von 1 abweicht, die Anzahl der Glieder der Quadratwurzel aus ihrer Summe ziemlich nahe liegt. Bey der Aufgabe 734 z. B., in welcher aus dem ersten Gliede = 10, der Differenz = 3 und der Summe = 578 die Anzahl gesucht wird, stellt der Vf. zunächst auf

$10 + 13 + 16 + 19 + \ldots = 578,$

multiplicirt nun, um die Aufgabe auf eine andere zu reduciren, welche sich auf eine Progression mit der Differenz 2 beziehet, diese Gleichung mit $\frac{2}{3}$, wo er erhält

$6\frac{2}{3} + 8\frac{2}{3} + 10\frac{2}{3} + 12\frac{2}{3} + \ldots = 385\frac{1}{3}.$

Hiezu addirt er $2\frac{2}{3} + 4\frac{2}{3} = 7\frac{1}{3}$, so wird

$2\frac{2}{3} + 4\frac{2}{3} + 6\frac{2}{3} + 8\frac{2}{3} + \ldots = 392\frac{2}{3}.$

Kann man nun hiefür die Anzahl der Glieder ermitteln, so kennt man auch die gesuchte Anzahl, weil dieselbe um 2 kleiner seyn muss. Da nun jedes Glied der letzten Reihe das entsprechende Glied der Reihe 1, 3, 5 ... nur um $1\frac{2}{3}$ übertrifft, so muss die Anzahl ihrer Glieder nur ein wenig kleiner seyn als die Quadratwurzel aus $392\frac{2}{3}$. Hienach darf man vermuthen, sie sey = 19, und hat $392\frac{2}{3} - 19^2 = 392\frac{2}{3} - 361 = 31\frac{2}{3}$. Da nun auch $1\frac{2}{3} \times 19 = 31\frac{2}{3}$, so beweiset diess, dass wirklich die Anzahl der Glieder die Progression 10, 13 ... = 17 seyn müsse, damit die Summe der Glieder = 578 sey. Wir wollen diesem Kunststückchen gerade nicht alles Interesse abstreiten, glauben aber doch nicht, dass es als völliger Ersatz der direct zum Ziele führenden algebraischen Methode dienen könne, und halten es nicht für wichtig genug, um an vielen Beyspielen gelehrt zu werden.

Wir glauben im Vorhergehenden das Werk hinreichend geschildert zu haben. Am ersten dürfte es wissenschaftlichen Dilettanten, die fertig rechnen und hinreichendes Auffassungsvermögen besitzen, zur nützlichen Unterhaltung empfohlen werden können, weshalb der Titel: „Arithmetische Unterhaltungen" auch für gut gewählt gelten kann. Doch dürfte man wohl annehmen können, Leser der bezeichneten Classe, welche Ausdauer und Kraft genug haben, sich auch nur durch einen ansehnlichen Theil des Buchs hindurchzuarbeiten, möchten auch, und fast noch leichter, im Stande seyn, ein den Gebrauch der Buchstaben nicht scheuendes und tiefer in die Wissenschaft eindringendes Werk zu verstehen, und aus demselben sich noch zweckmäfsiger zu unterrichten. Zwar könnten auch Mathematik-Lehrer das Buch wohl einigermafsen als Exempelsammlung benutzen; doch wird Niemand behaupten können, dass der Mangel an Exempelsammlungen die Herausgabe des Buchs gerechtfertigt habe. — In der Auflösung von Aufg. 53 muss es statt „um nicht weniger als $\frac{2}{5}$ derselben zu erhalten" heissen: „um $\frac{2}{5}$ derselben zu erhalten." Es ist doch wohl nicht einerley, ob man sagt: a = b; oder: a ist nicht weniger als b.

F.

Graudenz, b. Röthe (Berlin, b. Enslin): *Die Stereometrie, als Leitfaden für Seminarien und Bürgerschulen.* Bearbeitet von *Fr. Lange.* Mit 2 Kupfern. 1833. II u. 58 S. 8. (8 gr.)

Die Elemente der Stereometrie verdienen in der That als ein wichtiger Gegenstand für Seminarien und Bürgerschulen angesehen zu werden. Rec. zweifelt, dass schon ein ganz zweckmäfsiger Leitfaden für einen solchen Unterricht existire, und würde sich freuen, wenn er vorliegendes Werkchen als ganz gelungen bezeichnen könnte. Das kann er aber nicht; im Gegentheile erscheint es ihm nur als mittelmäfsig. Die Anordnung ist folgende. Die *Einleitung*, welche noch mit der sehr wenig passenden Ueberschrift „Von den Flächen" versehen ist, enthält nur eine Menge von Definitionen über Flächen, Winkel und Körper. Dann erst folgt die eigentliche „*Körperlehre* (Stereometrie)." Der erste Abschnitt derselben ist überschrieben: „Von den völlig begrenzten Körpern." Dieses ist wieder sehr ungenau, denn hier wird mit einer Menge von Grund- und Lehr-Sätzen begonnen, welche sonst das erste Capitel der Stereometrie in den Lehrbüchern zu bilden pflegen, und nur von Verbindungen von Ebenen mit einander, oder von Ebenen mit Linien, keineswegs aber von Körpern handeln. In besonderen Unterabtheilungen dieses Abschnittes werden nach der Reihe die prismatischen, dann die pyramidalischen Körper, endlich der Cylinder, der Kegel und die Kugel betrachtet. Im zweyten Abschnitte folgt sodann die Berechnung der Körper und der Oberflächen; im letzten § desselben sind 38 Aufgaben zu solchen Berechnungen in bestimmten Zahlen aufgestellt, ohne Angabe der Resultate. Uebrigens umfassen die Betrachtungen dieses Abschnittes auch manche schwierigere Aufgaben, wie über den abgestumpften Kegel und über Kugelschnitte. Nur die regulären Körper, ausgenommen der Kubus, sind im § 95 sehr kurz abgefertigt; freylich möchte auch

eine genauere Erörterung für die Unterrichtsanstalten, die der Vf. im Auge hatte, meistens zu schwer seyn.

Jetzt einige das Einzelne betreffende Bemerkungen. Im § 4 und 5 der Einleitung wird die einfach gekrümmte Fläche und die doppelt oder allseitig gekrümmte Fläche unterschieden. Die einfach gekrümmte Fläche wird als eine solche definirt, in die nur nach gewissen Richtungen gerade Linien ganz hineinfallen können; als Flächen dieser Art werden aber nur die des Kegels und die des Cylinders aufgeführt. Ob der Vf. auch wohl an das einfache Hyperboloid gedacht hat? Rec. würde jene Distinction lieber weggelassen haben. Ueberhaupt sind manche weiterhin gegebene Definitionen zu unständlich, und hätten Lehrsätze zu ihrer Begründung erfodert. Auch in den Distinctionen zwischen verschiedenen Arten von Körpern gehet der Vf. zu weit. Im § 24 wird die senkrechte dreyeckige Pyramide als ein Körper definirt, dessen Grundfläche ein gleichseitiges Dreyeck, dessen Seitenflächen aber drey congruente Dreyecke seyen; im § 25 heisst es sodann: „Die schiefe dreyeckige Pyramide unterscheidet sich von der senkrechten dadurch, dass bey ihr die Seitenkanten mit der Grundfläche ungleiche Winkel bilden." Hier ist Manches zu erinnern, hauptsächlich, dass im § 24 nicht gesagt ist, die Seitenkanten der senkrechten dreyeckigen Pyramide bildeten gleiche Winkel mit der Grundfläche; ferner, dass nach des Vfs. Worten auch die schiefe dreyeckige Pyramide ein gleichseitiges Dreyeck zur Basis haben muss. Gleich untaugli h sind die hierauf folgenden sehr willkürlichen Bestimmungen der Begriffe einer senkrechten und einer schiefen viereckigen Pyramide. Beym Unterrichte an Bürgerschulen möchte man vielleicht nicht übel daran thun, recht viele verschiedene Körperformen zu unterscheiden, aber diese Unterscheidungen müssten mit Genauigkeit durchgeführt werden, und man hätte nicht nöthig, für jede besondere Form ein besonderes Kunstwort einzuführen. Im § 8 ist von Verlängerung einer Ebene die Rede, statt von Erweiterung. Im § 30 wird ein Kugeldurchmesser als eine gerade Linie definirt, welche von einem Puncte der Oberfläche zum entgegengesetzten gehe, ohne dass vorher gesagt ist, was entgegengesetzte Puncte der Kugeloberfläche seyen. Die Definition des Kugeldurchmessers muss sich auf das Centrum der Kugel beziehen; dann sind entgegengesetzte Puncte als Endpuncte eines Durchmessers zu erklären. Gleich darauf heisst es: „Die Endpuncte der Durchmesser nennt man Pole." Nein! der Begriff eines Pols beziehet sich immer auf einen Kreis auf der Kugelfläche. — Rec. bekennt übrigens, dass das Buch im Ganzen, besonders in seinen späteren Partieen, nicht ganz so schlecht ist, als es nach diesen von ihm gemachten Ausstellungen scheinen möchte; immer lässt es jedoch noch so viel zu wünschen übrig, dass man es nicht wohl zum Gebrauch in niederen Schulen empfehlen kann.

F.

STATISTIK.

SCHMALKALDEN, b. Deubet: *Die Herrschaft Schmalkalden*, in topographischer und statistischer Hinsicht, als Fortsetzung der 4 Bändchen von Dr. *Joh. Reinhard Häfner*, Pfarrer zu Barchfeld, von *F. P. Zilcher*, Förster zu Oberschönau. *Fünftes und letztes Bändchen.* Mit einer Charte. 1832. VIII u. 294 S. 8. (Nebst 3 Tabellen.)

Des Hauptwerks, von dem, am 18 Mai 1830 verstorbenen, wackeren *Häfner* verfasst, haben wir bereits in unserer A. L. Z. (1825. Nr. 74) rühmlichst gedacht. Es ist das vorzüglichste und umfassendste, das bis jetzt über die Herrschaft Schmalkalden geschrieben worden, und wird in der Folge auch von Anderen fleissig benutzt werden. Dankbar nehmen wir den topographischen und statistischen Theil dieses Werks, der das Ganze beschliesst, von der Hand des Hrn. *Zilcher* an. Dieser Theil war von dem sel. *Häfner* noch nicht vollendet, und bedurfte mancher Nachhülfe; manches musste völlig umgearbeitet und mit Zusätzen versehen werden; denn die Zeit hatte Vieles geändert. In der kurzen *Vorrede* wird nachträglich noch bemerkt, dass durch die neue Constitution Kurhessens vom 5 Januar 1831 sämmtliche Jagd-, Fischerey- und Waldcultur-Frohndienste aufgehoben, und die anderen gemessenen und ungemessenen Dienste ablössbar geworden seyen. Die Herrschaft Schmalkalden wird gegenwärtig in das Landgericht Schmalkalden, wozu auch die Stadt dieses Namens gehört, in das Amt Steinbach-Hallenberg und in das Amt Brotterode eingetheilt. Der Vf. giebt genaue Nachrichten von allen einzelnen Ortschaften, besonders auch der, in geschichtlicher Hinsicht merkwürdigen Stadt *Schmalkalden*, der Hauptstadt der ganzen Herrschaft, welche seit der neuesten Organisation Kurhessens vom 30 August 1821 den Kreis Schmalkalden bildet, der einen Theil der Provinz Fulda ausmacht. S. 228 fg. wird das Bemerkenswertheste aus dem Thierreiche, und S. 241 fg. aus dem Pflanzenreiche der Herrschaft Schmalkalden beygebracht; alles mit löblicher Sorgfalt und Genauigkeit, wobey besonders die Gebirgspflanzen und deren Benutzung berücksichtigt werden. Den Beschluss macht die kurhessische Gewerbordnung vom 14 Februar 1827 für das Hütten- und Hammer-Wesen, so wie für die Eisen-, Stahl- und andere Metall-Handwerke und den Verkehr mit deren Waaren im Kreise Schmalkalden. (S. 263—294.) Für die Besitzer des Hauptwerks, dem wir eine allgemeinere Verbreitung wünschen, ist dieser Supplementband unentbehrlich. Die auf dem Titel erwähnte Charte hat Rec. noch nicht gesehen, und kann also auch darüber nicht urtheilen.

Kw.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

NATURGESCHICHTE.

1) Nürnberg, b. Schrag: *Nixus plantarum. Auctore Joanni(e) Lindley*, Phil. D., Prof. Londinensi. *Die Stämme des Gewächsreiches*, von *John Lindley* u. s. w. Verdeutscht durch *C. T. Beilschmid.* Mit einer Vorerinnerung von Dr. *C. G. Nees von Esenbeck.* 1834. X u. 44 S. 8. (12 gr.)

2) Breslau, b. Schulz: *Clavis Rumphiana botanica et zoologica.* Accedunt vita *G. E. Rumphii*, Plinii Indici, specimenque Materiae medicae Amboinensis. Scripsit *Aug. Guil. Ed. Th. Henschel*, Med. et Chir. Doct., univers. Vratisl. Prof. publ. etc. 1833. XIV u. 215 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Wir verbinden die Anzeige dieser beiden Schriften, weil sie ähnliche Tendenz haben. Beide sind nämlich, wenn auch nur die zweyte solchen Titel trägt, sogenannte *Claves.* Die erste ist nichts Anderes, als der Schlüssel zu einem von *Lindley* entworfenen sogenannten natürlichen Pflanzensysteme, während die zweyte dem Titel gemäss den Schlüssel zum Gebrauche des unsterblichen Werkes von *Rumph* über die Amboina'schen Naturalien, insonderheit Pflanzen (daher *Herbarium Amboinense*) und Thiere darstellt. Von beiden lässt sich sagen, dass sie im Allgemeinen das Verständniss jener Werke erschliessen, wenn wir auch bey genauerem Studium zur Ueberzeugung gelangen sollten, dass sowie überhaupt kein Schlüssel jeglichen Verschluss zugänglich macht, so auch diese nicht überall ausreichen. Durch Anführung dieser Wahrheit wollen wir zugleich den Vorwurf von uns abwenden, als suchten wir absichtlichen Tadel auf die Vff. dieser Werke zu häufen, da es doch unsere Absicht ist, ihre Verdienste um die Wissenschaft herauszustellen, ohne jedoch die Schattenseiten zu übergehen.

Wir brauchen hier wohl kaum auf die Verdienste, welche der Vf. von No. 1 hinsichtlich des natürlichen Systems der Botanik durch sein ausgezeichnetes Buch sich erwarb (*An introduction to te natural system of botany etc. London.* 1830, übers. Weimar 1833), hinzuweisen, um bey unserem Leser ein günstiges Vorurtheil über vorliegende, mit einem etwas befremdlichen Titel versehene Schrift zu erwecken. Schon die Behandlungsweise hat viel für sich; und da Rec. bereits seit vielen Jahren eine ähnliche seinen Vorträgen über allgemeine Botanik zum Grunde legt, war sie ihm keinesweges neu, wohl aber grösstentheils wie aus der Seele geschrieben. Doch nimmt Rec. einen entgegengesetzten Anlauf. Denn wenn *Lindley* mit *Jussieu* und *De Candolle* von den angeblich am höchsten entwickelten Pflanzen anfängt, und mit den niedersten aufhört, so stellt Rec. die umgekehrte Reihenfolge auf. Ueberdiess finden sich auch bey weiterer Ausführung manche abweichende Ansichten, die hier näher aus einander zu setzen nicht der Ort seyn kann, zumal da es schwierig seyn dürfte, dieses oder jenes als allein gültig darzustellen. Darum enthalten wir uns auch, über manche Diagnose und Stellung einzelner Familien und Cohorten unsere Meinung geltend zu machen; doch dürfen wir nicht verschweigen, dass *L.* gerade den letzten Punct, nämlich die Berücksichtigung des relativ höheren oder niederen Standes der Gewächsfamilie, wiewohl er zu den interessantesten gehört, gar keiner besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen scheint. Uebrigens aber ist der Weg, den der Vf. zur Begründung eines natürlichen Systems einschlug, unstreitig derjenige, der unter manchen anderen vielleicht noch am sichersten zum vorgesteckten Ziele führt. Demnach gehört dieser Versuch, wie gering auch die Bogenzahl ist, zu den erfreulicheren Erscheinungen auf dem Gebiete botanischer Systematik.

Als Hauptprincip für die Eintheilung werden die Functionen mit Recht betrachtet, als schon mehr untergeordnet der anatomische Bau und in noch weiterer Unterordnung die Verhältnisse der Stellung, der Verwachsung oder des Getrenntseyns u. s. w. der Blüthen- und Frucht-Theile, welche bloss gewisse *Bildungs-Bestrebungen* (*nixus*, in der Uebersetzung durch *Stämme* wiedergegeben) charakterisiren. Alle diese darunter begriffenen und mit wenig Worten diagnosirten Familien fasst der Vf. unter grössere Abtheilungen (*Cohortes* genannt) zusammen. Während nun so die Stämme den Namen der als Haupttypus geltenden Familie mit angehängter Endung *ales* tragen (z. B. *Ranales*, *Anonales*, *Umbellales*, wie schon früher fast auf ähnliche Weise *Batsch* sie benannte), wird die Bezeichnung der Cohorten von dem Daseyn oder Mangel, Stellung u. s. w. der Blüthen- oder Frucht-Theile entlehnt, und die 5 Classen sind nach folgendem Schema abgetheilt:

1) *Geſchlechtliche Pflanzen.* a) Gefäſspflanzen.	1) Exogeniſche bedecktſamige Pflanzen.	I Cl. *Exogenae.*
	2) Exogeniſche nacktſamige Pflanzen.	II Cl. *Gymnoſpermae.*
	3) Endogeniſche Pflanzen.	III Cl. *Endogenae.*
b) Gefäſsloſe Pflanzen.		IV Cl. *Rhizantheae.*
2) *Geſchlechtsloſe Pflanzen.*		V Cl. *Aſexuales.*

Nur die erſte Claſſe hat 3 Unterclaſſen: 1) *Polypetalae*, 2) *Incompletae* und 3) *Monopetalae.* Bloſs die Diagnoſen der Familien und Stämme ſind lateiniſch, die der Cohorten und Claſſen waren urſprünglich ſammt der Vorrede engliſch, und ſind, nebſt einigen Bemerkungen, von dem Ueberſetzer auf eine dem Genius der deutſchen Sprache genügende Weiſe übertragen worden. Die hie und da in Klammern beygefügten kurzen Erläuterungen werden beſonders Anfängern eine ſehr erwünſchte Zugabe ſeyn, wiewohl die Schrift weniger für ſie, als für Geübtere geeignet ſcheint, indem ſie bloſs unter Anleitung eines kundigen Forſchers als Elementarbuch gebraucht werden kann. Kurz und ſinnreich iſt die Reihe der Verwandtſchaften dargeſtellt; wir empfehlen ſie unſeren Studiengenoſſen zu einem ernſten Studium. Die Anzahl aller hier dargeſtellten Familien beträgt 282; doch ſind noch viele andere Unterfamilien unter ihre Hauptfamilie bloſs mit einem Sternchen, aber mit derſelben Zahl, bezeichnet, ſo z. B. 1 *Ranunculaceae*, 1* *Sarraceniae*, 2 *Papaveraceae*, 2* *Fumariaceae.* Wir wünſchten, daſs auch dieſe untergeordneten Familien ihre Diagnoſe erhalten hätten.

Durch die erwähnte Anordnung hat freylich das natürliche Syſtem eine künſtliche Dispoſition erhalten; allein es werden doch offenbar hier die Mittelſtufen in den auf Bildung des Samens und dgl. gegründeten Claſſen naturgemäſser als bey anderen ſogenannten natürlichen Syſtemen beachtet, und überhaupt geiſtreiche Anſichten angedeutet. Die hier zuerſt von *Lindley* in Vorſchlag gebrachten Familien ſind die *Nolanaceae,* welche ſogar zum Typus eines beſonderen Stammes (*Nolanales*) dienen. Bekanntlich rechnete man die hieher gehörigen Gewächſe früherhin zu den *Solenaceae,* aber ſie tragen das Gepräge einer ganz neuen Familie; und obſchon ſie bereits *Reichenbach* im J. 1828 in ſeinem *Conſpectus regni vegetabil.* als eine beſondere Abtheilung der *Solenac.* bezeichnete, ſo ſind ſie doch durch ihre aus 5 und mehreren Früchtchen (*carpidia*) beſtehenden Spaltfrüchte hinlänglich von den Solenaceen unterſchieden, da bey den letzten bloſs eine Doppelfrucht (zweyfächerige) getroffen wird. Die *Cuscuteae,* von Vielen als Abtheilung der Convolvulaceen betrachtet, ſind hier gleichfalls zu dem Range einer ſelbſtſtändigen Familie erhoben worden, was beſonders durch den ſpiralgewundenen Embryo gerechtfertigt wird. Ferner wurden die Orchideen in eigentliche *Orchideae* (als einmännige Gewächſe), *Cypripedicae* (als zweymännige und mit einfächerigem Eyerſtocke) und in *Apoſtaſieae* (als zweymännige Pfl. mit dreyfächerigem Eyerſtocke) beyfallswürdig abgetheilt. Die *Desvauxieae* erhalten als unterſcheidendes Merkmal (namentlich von den *Cyperaceae*) den Charakter *viel- und nacktfrüchtig.* Die Familie der Lebermooſe (*Hepaticae*) zerfällt nach *Lindley* in 3 Familien, nämlich in die *Andreacaceae* (deckelfrüchtig mit klappigen Capſeln), *Jungermanniaceae* (ohne Deckel, mit klappigen Capſeln) und eigentlich *Hepaticae* (ohne Deckel, mit klappenloſen Capſeln). Gewiſs, alle dieſe Abänderungen ſind eben ſo zweckmäſsig, als für das Studium der natürlichen Familien erleichternd. Indeſs werden ſtrenge Anhänger der *Juſſieu'ſchen* Methode beſonders tadeln, daſs die Charaktere der *hypogyneſis* und *perigyneſis* hier zuſammengefaſst, und faſt als gleichbedeutend betrachtet werden, ja, daſs ſogar z. B. in der dritten Cohorte der erſten Claſſe (*Polypetalae*) der *Exogenae,* welche doch als eigentlichen Namen *Epigynae* führt, ſelbſt eine Familie vorkommt, nämlich die der *Salicariae,* welche als Hauptmerkmal *ſtamina hypogyna* hat. Betrachtet man jedoch ganz vorurtheilsfrey dieſe Verhältniſſe der Anheftung der Staubfäden, ſo erkennt man bald, daſs ſowohl die *ſtamina hypogyna* und *perigyna* in einzelnen Fällen ohne ſchärferen Unterſchied in einander übergehen, als daſs ſelbſt die *epigyneſis* keinesweges ein ſo wichtiges Merkmal wird, um danach ganz groſse Abtheilungen des Gewächsreiches zu entwerfen. Ein anderer mehr begründeter Tadel könnte aus der Vereinigung gewiſſer Familien unter dieſer oder jener Cohorte oder Stamme entnommen werden. So, um nur ein Paar Beyſpiele anzuführen, ſcheint es uns nicht ganz zweckmäſsig, wenn die *Turneraceae* unter dem Stamme der *Paſſionales* ſtehen. Eher würden wir ſie unter den der *Violales* ſtellen, wohin ſie auch nach den hier angegebenen Charakteren der Stämme am beſten paſſen, denn ſie beſitzen keine *corona* (*Kranz* in der Blume), was doch ein Hauptmerkmal der *Paſſionales* ſeyn ſoll. Daſs die *Turneraceae* drüſige Blattſtiele, ebenſo wie viele *Paſſionales,* haben, reicht nicht aus, um ihnen jene Stelle zu ſichern. Ferner wird als Merkmal der *Lineae* angegeben, daſs ſie ſich als Dekandriſten darſtellen; indeſs gehört ja die Mehrzahl zu den Pentandriſten, und nur einige haben 3 oder 4 Staubbeutel. Wahr iſt es allerdings, daſs die Blumenblätter der Lineen in einen bodenſtändigen Ring vereinigt ſind, woran kleine Zähne den Blumenblättern gegenüber ſtehen, und nichts Anderes als verkümmerte *ſtamina* zu ſeyn ſcheinen, allein kann man deſshalb dieſe Familie als *decandra* bezeichnen? Schwerlich möchte ferner die Diagnoſe der *Goodenales: ſtigma induſiatum,* hinlänglich die *Lobeliaceae*, welche zu den *Campanales* gezählt werden, ausſchlieſsen, da ja die Lobelien auch eine von einer becherförmigen Krauſe, als Schleier (*induſium*), umgebene Narbe beſitzen. Niemand verkennt freylich die Schwierigkeiten, welche dadurch entſtehen, daſs man mit ein Paar Worten oder

gar einem einzigen Alles hinlänglich zu charakterisiren glaubt. Nehmen wir z. B. die *Umbellales*, die doch eine höchst natürliche Ordnung sind; werden nicht durch die Gattung *Eryngium*, ja selbst bey der Familie *Araliaceae*, durch manche amerikanische Aralien hinsichtlich ihres Blüthenstandes bedeutende Ausnahmen geboten? Doch kommt bey der Charakteristik der Familien besonders die Anlage und die Tendenz in Betracht, welche nicht immer ihr wirkliches Ziel erreicht. Vergäße man diesen Grundsatz, so fände aus rein empirischem Gesichtspuncte das Mäkeln kein Ende.

Die Classe der *Gymnospermae* besteht blos aus folgenden 4 Familien: *Cycadeae*, *Coniferae*, *Taxinae* und *Equisetaceae*. Wenn auch die geringe Anzahl von Familien keinen Grund abgeben kann, diese Classe zu tadeln, da wir nicht wissen, ob sie nicht die Ueberbleibsel einer in der Urzeit familienreicheren Classe war, und überhaupt unsere jetzigen botanischen Kenntnisse noch keine durchaus sicheren Schlüsse hinsichtlich der Statistik der Gewächse zulassen: so muss doch auffallen, dass genannte Familien *nacktsamige Früchte* haben sollen. Schon längst ist man von dem Irrthume zurückgekommen, dass die Labiaten mit *Linné* als nacktfrüchtige Gewächse bezeichnet werden dürfen, da sie in der That *Nüsschen* tragen; ebenso sind auch die hier als nackte Samen der *Coniferae*, *Cycadeae* u. dgl. betrachteten Fruchttheile nichts Anderes als Nüsse, daher diese ganze Classe völlig unstatthaft scheint. Ferner befremdete es, dass den Equisetaceen ein so hoher Rang angewiesen wurde. Freylich haben sie Gefäße, und die 4 staubfädenförmigen, Anfangs spiralgewundenen Organe der eyerstockähnlichen Theile sind, wenn auch nicht wirkliche Genitalien, doch der Bedeutung nach solche; aber, fragen wir weiter, hätten denn die Laubmoose, bey denen doch auch analoge Geschlechtsorgane getroffen werden, nicht auch ein Recht auf höhere Stellung? Müssten sie dann nicht auch, wenn man consequent handeln wollte, zu den *Sexuales* gebracht werden? Ja, hören wir antworten, sie haben doch keine Gefäße. Aber diess kann keinen Haupteinwurf abgeben, denn erstlich ist, unserem Schema der Eintheilung gemäss, das Geschlechtsprincip das vorzüglichere, und endlich, was die Gefäße anlangt, besitzt nicht auch die Moosgattung *Sphagnum* ähnliche Gefäßbildungen? Dass es endlich in vielen Fällen sehr gut wäre, wenn blos von einem Organe die Diagnose entlehnt würde, scheint uns unbezweifelt. So meinen wir, dass die *Cruciales* S. 18 ganz einfach folgendermassen charakterisirt werden könnten: *dicarpae* (*coalitae*) — *Cruciferae*; *tri-tetracarpae* — *Resedaceae*; *polycarpae* (*coalitae*) — *Capparideae*. Dass sich das alte Sprichwort dabey vorzüglich geltend macht: *a potiori fit denominatio*, bedarf hier keiner weiteren Rechtfertigung, indem man sonst auf alle kurze Charakterisirung Verzicht leisten müsste.

Doch wir schliessen mit diesen Bemerkungen, und sprechen nur noch unser Bedauern aus über manche stehen gebliebene Druckfehler, von denen sich einige sonderbar genug ausnehmen. So findet sich S. 30, Z. 11 von oben *oculis pendulis* st. *ovulis p.*, S. 15, Z. 1 von unten *capella* st. *carpella* — ein Wort, das wegen seiner Sprachwidrigkeit durchaus mit *carpidium* oder einem ähnlichen vertauscht werden sollte.

Der Uebersetzer hat nach Kräften gethan, um die Uebersetzung so lesbar zu machen, wie das Original, und wir scheiden von ihm, sowie von dem würdigen Vorredner, nicht ohne Dank für die Verpflanzung eines so ausgezeichneten Products auf heimischen Boden. Nur der Preis für diese Paar Bogen ist offenbar noch englisch geblieben.

No. 2 enthält, ausser einem Verzeichnisse der in *Rumph's herbarium Amboinense* aufgeführten Pflanzen und Thiere und ihrer von den neueren Autoren herstammenden Bezeichnungen, eine sehr dankenswerthe Lebensbeschreibung des trefflichen indischen Naturforschers (welcher als Mitglied der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher den Beynamen *Plinius Indicus* führte), sowie eine Probe der in seinem Werke gelieferten *Materia medica*. Was *Rumph's* Lebensbeschreibung betrifft, so hat Hr. *H.* mehrere Irrthümer der früheren Biographen (namentlich des *Petit Thouars* in der *Biographie universelle* und eines Ungenannten (*Gärtner?*) im Hanauischen Magaz. Th. 8. S. 337 u. f.) berichtigt, wiewohl er gleichfalls manche Frage nicht zu beantworten wusste. So viel scheint ausgemacht, dass *Rumph* 1627 zu Münzenberg in der Wetterau geboren, und darauf zu Hanau erzogen wurde. Besonders mag ihn das Studium der Mathematik und der Natur schon in früher Jugend angezogen haben. Der unersättliche Drang nach neuen Gegenständen trieb ihn ins Weite. Er liess sich 18 Jahr alt vom Grafen Solms-Greifenstein als Soldat anwerben, um angeblich mit anderen Truppen den Venetianern zu Hülfe nach Zanthe gesandt zu werden, während er wirklich nach Brasilien steuerte. Dass er graduirter Doctor der Medicin gewesen, bleibt unwahrscheinlich; wenigstens konnte unser Vf. nichts auffinden, was dafür zu sprechen schien. Ueberhaupt ruht auch selbst über dieser ganzen Expedition nach Brasilien ein dichter Schleier, den keine Conjectur gehörig zu lüften vermag. Im J. 1652 begab sich *R.* in einem Alter von 25 Jahren nach Ostindien, doch erhellt nicht, ob er von allem Anfange an auf Amboina war. *Valentyn* giebt an, dass er vom J. 1655 an auf dieser Insel sich aufhielt, welche bekanntlich schon vom Beginne des 16ten Jahrh. her die hauptsächlichste Colonie der Holländer in Indien nach Java ausmachte. Hier wird er zuerst im J. 1656 als Fähndrich aufgeführt, aber schon im darauf folgenden Jahre wurde er Onderkoopmann (denn die ganze dortige Civilverfassung ist kaufmännisch) und zugleich Gouverneur der Provinz Larike. Gleich nach dem Antritt dieses neuen Amtes beobachtete, zeichnete und beschrieb er alle Naturgegenstände, welche sich ihm darboten; besonders waren es Mollusken, Zoophyten und Pflanzen, die

ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Noch günſtiger für ſolche Studien bewährte ſich das Amt eines Quäſtors (Einnehmers) zu Hila, wo er 13 der glücklichſten und für die Wiſſenſchaft erſprieſslichſten Jahre ſeines Lebens verbrachte, und auch ſeine geliebte Suſanna, in welcher er eine treffliche Gehülfin bey botaniſchen Unterſuchungen fand, heirathete. Hier wurden ihm ſeine Kinder geboren, von denen beſonders der älteſte Sohn, Paul Auguſt, ſeine Gunſt erwarb. Bald darauf erſtieg er noch ein Paar höhere Rangſtufen, nämlich die eines Koopmann und eines Hauptmanns. Beſonders hatte letztes Amt groſse Vorrechte, ſowie damit die Direction und Inſpection des Stadt- und Militär-Krankenhauſes verbunden war. Dieſer Umſtand iſt vorzugsweiſe deſshalb wichtig, weil er unſerem Naturforſcher Gelegenheit gegeben zu haben ſcheint, ſich groſse mediciniſche Kenntniſſe zu erwerben, wovon ſeine Werke hinlängliche Zeugniſſe ablegen. Im J. 1664 wurden ihm noch höhere amtliche Grade zu Theil; doch bekam er ſpäterhin mit dem anmaſsenden halbwahnſinnigen Landvoogd *Peter Mawille* unangenehme Händel. Eins der gröſsten Unglücksfälle jedoch, die einen Naturforſcher treffen können, iſt der Verluſt der Sehkraft, und dieſe zu verlieren hatte leider der treffliche *Rumph* das Schickſal. Er glaubte übrigens, weil er ſich beſtändig und nicht mit der gehörigen Vorſicht den glühenden Sonnenſtrahlen bey ſeinen naturhiſtoriſchen Wanderungen ausgeſetzt, dieſes Unglück ſelber verſchuldet zu haben. Sein religiöſer Sinn lieſs es ihn mit Gottergebenheit ertragen, und deſshalb erſcheint er uns nur um ſo gröſser. Statt ſich in dieſer hülfsbedürftigen Lage von naturhiſtoriſchen Studien zurückzuziehen, drängte er nur um ſo mehr, alle ſeine botaniſchen Beobachtungen in ein Werk zu vereinen. Die in dieſer Hinſicht nicht genug zu lobende Oberbehörde verwilligte ſolches nicht nur, ſondern ſetzte ihm auch noch einen und den anderen Gehülfen bey. Er begab ſich zu dem Ende nach Ambona, und überſetzte die urſprünglig lateiniſch niedergeſchriebenen Bemerkungen ins Holländiſche, damit jeder Gelehrte, welcher in Oſtindien lebte, die Pflanzen leichter kennen lernen und ihre Kräfte um ſo eher benutzen könnte. Das Ganze wurde in 12 Bücher getheilt, und ſchon im J. 1680 durfte er ſeinem Freunde *Menzel*, Leibarzte des Kurfürſten von Brandenburg, ſchreiben, daſs er bereits 7 Bücher davon vollendet habe. Doch ſollte ein wo möglich noch härterer Schlag den unglücklichen, aber ungebeugten Mann treffen. Abends den 17 Febr. 1674 verheerte nämlich ein ſchreckliches Erdbeben Amboina und alle anliegenden Inſeln. 75 Häuſer ſtürzten allein in Ambona ein, und begruben die Lebenden unter ihren Trümmern. Unter ihnen waren die Frau unſeres *Rumph* und ſeine beiden Töchterchen. Wer vermag den Jammer des unglücklichen Blinden zu ſchildern? Dem Andenken ſeines theuren Weibes widmete er eine ſchöne Orchidee, *Suſanna*, ein Name, den auch *Linné* beybehielt. Späterhin wurde er noch häufig durch Krankheit und vorzüglich durch Augenentzündung heimgeſucht. Selbſt ſein unſterbliches Werk, das wir unter dem Namen *Herbarium Amboinenſe* kennen, erlitt mancherley Schickſale, indem es wie ein Wunder aus verſchiedenen Calamitäten gerettet wurde. So zerſtörte eine Feuersbrunſt nicht bloſs ſein Wohnhaus mit allen Geräthen, ſondern auch den gröſsten Theil ſeiner Bibliothek, Manuſcripte, alle dem *Herb. Amboinenſe* einzuverleibenden Abbildungen und andere höchſt werthvolle Sachen. Dieſem Unfalle iſt es beſonders zuzuſchreiben, daſs nicht allein manchen Capiteln des *H. A.* gar keine Abbildungen, ſondern auch, wenn einige doch hinzukamen, wenigſtens nicht ſo viele, als anfänglich beſtimmt war, beygefügt werden konnten. Ein unerſetzlicher Verluſt für die Wiſſenſchaft, da nun bis auf den heutigen Tag manches Räthſel in den *Rumph'ſchen* Beſchreibungen geblieben iſt. Im J. 1692 ſchickt er die erſten bereits wieder erneuerten 6 Bücher im MS. (denn ihr Urheber hat ſie nie im Drucke geſehen, und erſt ſpäterhin war es *Burmann* vergönnt, ſie herauszugeben) nach Holland; allein noch ehe ſie ihre Beſtimmung erreicht hatten, fanden ſie ihr Grab in den Wellen. (S. das 5te Capitel unſerer Schrift: *Rumphii opera.*) Doch war vorher durch die Vorſorge des trefflichen *Camphius* (Generalgouverneurs des holländiſchen Oſtindiens) eine Copie davon genommen worden. Andere Unannehmlichkeiten wurden dadurch herbeygeführt, daſs hinſichtlich der Oberbehörde mancherley Wechſel eintrat, welcher für dieſes Werk in ſofern nicht immer günſtig war, als ihm häufig die beygegebenen Gehülfen entzogen, und zu anderen Dienſten verwendet wurden, während ſein Sohn, durch anderweitige Geſchäfte verhindert, ihm gleichfalls nicht den erwünſchten Beyſtand zu leiſten vermochte. Endlich ward das Werk wirklich vollendet, und ſein Urheber fand ſogar noch Zeit, eine Geſchichte von Amboina zu ſchreiben, die jedoch, wahrſcheinlich aus politiſchen Gründen, nie öffentlich erſchien. Daſs er übrigens fortwährend als ein Mann von groſser Einſicht in Regierungsgeſchäften zu Rathe gezogen wurde, geht gleichfalls aus dieſer leſenswerthen Biographie hervor. Endlich ſtarb er den 13 Jun. 1702, nachdem er vorher in ſeinen Werken ſich ſelbſt das unvergänglichſte Denkmal gegründet hatte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

NATURGESCHICHTE.

1) Nürnberg, b. Schrag: *Nixus plantarum. Auctore Joanni (e) Lindley etc. Die Stämme des Gewächsreiches* von *John Lindley* u. f. w. Verdeutscht durch *C. T. Beilſchmid.* Mit einer Vorerinnerung von Dr. *C. G. Nees v. Eſenbeck* u. f. w.

2) Breslau, b. Schulz: *Clavis Rumphiana botanica et zoologica.* Accedunt vita *G. E. Rumphii etc.* Scripſit *Aug. Guil. Ed. Th. Henſchel etc.*

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Wir verweilten deſshalb mit gröſserer Ausführlichkeit bey dieſen Lebensumſtänden, weil ſehr verſchiedenartige Angaben vorhanden ſind, die aus dem Geſagten leicht gewürdigt werden können. Erfreulich iſt es, zu bemerken, wie der Vf. dieſer Lebensbeſchreibung auch den Geiſt der Zeit gehörig zu würdigen verſteht. Weitläuftig finden wir auſserdem die Verdienſte *Rumph's* um Naturgeſchichte überhaupt, ſowie um die *Materia medica* der molukkiſchen Inſeln aus einander geſetzt. Letztes iſt um ſo mehr ein Wort zu ſeiner Zeit, als man immer mehr die Wichtigkeit einer wiſſenſchaftlichen vergleichenden Jamatologie einſehen lernt. Hiezu liefert aber das *Herb. Amboinenſe* herrliche Beyträge, und es iſt in der That zu bewundern, daſs ein ſolcher Schatz der wichtigſten mediciniſchen Kenntniſſe gänzlich unbeachtet blieb, ja ſelbſt von dem gröſsten mediciniſchen Literator der neueren Zeit, *Haller*, nicht einmal erwähnt wird. In ihm finden ſich die erſten und treueſten Nachrichten über die geſchätzteſten Droguen, von denen wir nur folgende aufzählen wollen: *Camphora, Cinnamomum, Curcuma, Caryophylli, Nux moſchata, Piper, Galanga, Catechu, Tamarindus, Sanguis Draconis, Ricinus, Zingiber* u. A. Die Angabe der Wirkungen der meiſten in dieſem Werke abgehandelten Arzneyen gründet ſich nicht auf dergleichen Aberglauben, wie man ihn wohl hie und da in gleichzeitigen Werken findet, ſondern auf erprobte Erfahrung, und dürfte beſonders für oſtindiſche Krankheitsformen von dem gröſsten Nutzen ſeyn. Denn daſs europäiſche Aerzte bey Behandlung ſolcher Krankheitserſcheinungen nicht immer glücklich waren, ſcheint zum Theil wenigſtens darin ſeinen Grund zu haben, daſs ſie europäiſche und nicht indiſche Medicamente anwandten. Welche ungemein narkotiſche Kräfte beſitzt *Cannabis indica Lam.*, in Betracht mit unſerer *C. ſativa L.*, obgleich erſte von den meiſten Botanikern nur als Varietät betrachtet wird! Diejenigen aber, welche ſich vielleicht beſchweren möchten, daſs durch ſolche Anpreiſung des Studiums der *Rumph'*ſchen Schriften nur eine neue Bürde der allerdings ſchon ſchwierigen Medicin aufgeladen würde, bedenken nicht, daſs es ſich hiebey um Menſchenleben, um das Heiligſte in der Welt der Erſcheinungen handelt, wo kein zu ſchweres Opfer, wenn es anders in dieſem Falle eines iſt, gebracht werden kann. Den tiefer blickenden Aerzten, die es redlich mit ihrer Kunſt meinen, brauchen wir aber nicht erſt noch die Wahrheit ans Herz zu legen, daſs jedes Arzneymittel eine beſondere Eigenthümlichkeit beſitze, und durch kein anderes völlig erſetzt werden könne. Auch dürſen wir ſie nicht erſt zur Lectüre des von unſerem Vf. als zweyte Abtheilung dieſer Schriſt gebotenen *Specimen materiae medicae Rumphianae* einladen, wo hieher gehörige Proben von Pflanzen gegeben werden, welche in 42 Familien des natürlichen Syſtems vertheilt ſind. Sie werden mit uns wünſchen, daſs es dem Vf. gefallen möge, eine *Materia medica comparata* aus den claſſiſchen Schriftſtellern aller Zeiten dem gelehrten Publicum mitzutheilen.

Die letzte oder dritte Abtheilung des Buches macht die *Clavis operum Rumphii* aus. Auch hier haben wir den auf Entzifferung der Beſchreibung und Reduction der beſchriebenen Gegenſtände auf die neuere Nomenclatur gewandten Fleiſs nur zu loben. Zwar kann faſt nur ein Naturforſcher an Ort und Stelle wirklich neue Original-Berichtigungen geben; allein es iſt doch ſchon ſehr dankenswerth, wenn ſich Jemand der nicht eben leichten und angenehmen Mühwaltung unterzieht, die verſchiedenen Schriftſteller zu vergleichen, welche ſeit *Linné* die von *Rumph* beſchriebenen Naturalien erwähnten. Bekanntlich hatten ſchon *Linné* und *Burmann* einen ähnlichen Schlüſſel entworfen; allein erſt die neuere Periode hat Schriften hervorgebracht, welche, wie die von *Roxburgh*, *Wallich*, *Blume* und vor allen der treffliche Commentar von *Hamilton*, wovon leider nur ſo wenig erſchien, ein ganz neues und beſſeres Licht in dieſer Hinſicht aufſteckten. Alle genannten, ſowie noch viele andere allgemeinen Werke, wie die von *Willdenow*, *De Candolle*, *Sprengel*, *Römer* und *Schultes*, *Lamark* und *Poiret* u. A., ſind von unſerem Vf. gleichfalls zu ſeinem Zwecke benutzt worden. Paſſend wurden die einzelnen Angaben ta-

bellarisch in Rubriken geordnet, so dass die erste die Capitel, die zweyte die Tafel, die dritte die *Rumph'*schen und Amboina'schen Benennungen, und endlich die vierte die neueren systematischen Namen eines jeden Bandes enthält. Dass hier noch viele Probleme zu lösen übrig bleiben würden, war voraus zu sehen, um so mehr, als *Rumph* oft unter einem Namen mehrere Pflanzenarten zusammenfasst; doch darf man hoffen, dass besonders *Reinwardt*, *Blume*, *Wallich* u. A. noch Vieles richtig entziffern werden. Selbst aber auch schon jetzt dürfte von Botanikern, welche Ostindien nie besuchten, diese oder jene Pflanze anders, als der Vf. that, gedeutet werden. Als Beyspiel diene *Dutra alba* (*Herb. Amb.* V, tab. 87, 1), welches unser Vf. als *Datura Metel L.* erklärt, während es *Bernhardi Datura Hummatu d) muricata* (*Bernh. catal. sem.* 1818. *Link enum. pl.* 1, 177) nennt. Manches hat freylich unser Vf. auch übersehen. So ist z. B. das Tom. VI p. 63 lib. X (tab. 41) erwähnte *Folium petolatum* nach *Wallich tent. flor. nepal.* 2 Lief. zu *Chrysobaphus Roxburghii Wall.* gehörig. Das T. III lib. IV tab. 26 abgebildete *lignum Emanum* ist *Taxus macrophylla Thbg.* oder *Podocarpus macrophylla Wall. tent. fl. nepal.* Die Deutung des bey *Lagerströmia indica* (Auct. t. 28 f. 3 u. 2) befindlichen Thieres fehlt ganz, sowie auch die Abbildung von diesem oder jenem Säugthier, Vogel u. dgl. gänzlich übergangen wurde, obgleich noch eine *Clavis zoologica thesauri Amboinensis s. d'Amboinsche Rariteitkammer* (*ed. Amstel.* 1705) beygefügt ist. Wollte man noch weiter ins Specielle eingehen, so würde man selbst bey der Abkürzung der Schriftstellernamen nicht alles billigungswerth finden. So wollen wir bloss beyspielsweise erwähnen, dass der Name *Roxburgh* auf einer und derselben Seite (S. 169) bald *Rb.*, bald *Roxb.*, bald *Rxb.* geschrieben wird, wodurch man leicht verleitet werden könnte, zu glauben, dass durch diese verschiedenen Schreibarten eben so viel verschiedene Autoren bezeichnet werden sollten. Was wir aber besonders als einen Hauptmangel dieser Schrift zu rügen finden, ist, dass weder ein alphabetisches Register, noch ein Verzeichniss der Naturalien nach dem *Linnéischen* oder auch natürlichen Systeme (letztes wäre das zweckmässigste gewesen) beygegeben wurde. Auch blieben noch viele unverbesserte Druckfehler stehen; sonst aber muss man Papier und Druck als vortrefflich rühmen.

zr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Kleine Damenencyklopädie der gemeinnützigsten weiblichen Kenntnisse und Beschäftigungen.* Aus eigener Erfahrung und aus guten Werken des In- und Auslandes gesammelt und übertragen von *Charlotte L**.* In vier Bändchen. Erstes Bändchen. Gesundheit und Schönheit, Kleidung, Wäsche, Seifensieden, Stopfen, Ausbessern u. s. w. Nebst einem Steindruck. 1830. VIII u. 313 S. Zweytes Bändchen. Vom Aufbewahren und Benutzen des Obstes, Blumenmachen u. s. w. Nebst einem Steindruck. 1830. XII u. 319 S. Drittes Bändchen. Vom Butter- und Käsemachen, Erziehung, Pflege und Mästung des Federviehes, Benutzung und Aufbewahren des Gemüses. Mit 2 Steindrücken oder 13 Abbildungen. 1830. VIII u. 292 S. Viertes Bändchen. Botanik und Blumenpflege für Frauenzimmer, Mistbeetgärtnerey, Färberey in allen Farben und auf alle Stoffe. 1831. XII u. 315 S. 12. (2 Thlr. 16 gr.)

Man erfährt aus keinem Vorworte, welchen Plan die Vfin. bey diesem Werke zum Grunde legte, noch, welche Classe von Leserinnen sie sich dazu gedacht hat. Indessen ist jener wohl nicht sehr erwogen worden, denn, wie schon der allgemeine, auf den Titeln aufgeführte Inhalt zeigt, stehen die verschiedenen Gegenstände, welche ein Bändchen umfasst, nicht immer im logischen Zusammenhange. Die Zweige des weiblichen Wissens und Könnens hätten nach ihrer Verwandtschaft mehr vereinigt werden sollen. Die Färberey z. B. hätte zur Wäsche, die Mistbeetgärtnerey zum Gemüse, das Obstwesen mit zum Gartenwesen überhaupt, das Blumenmachen aber mit in das erste Bändchen gebracht werden sollen. Ungeachtet sonstiger Reichhaltigkeit vermisst man nun dennoch manches recht Wichtige, z. B. die eigentliche Oekonomie der Küch- und Speise-Kammer, welche um so mehr zu berücksichtigen war, als sie in den Kochbüchern in der Regel gar nicht oder sehr oberflächlich behandelt wird. So hätte es wohl eine zweckmässige Folge gegeben, wenn erst alle die Künste zusammengestellt worden wären, die auf Kleidung u. dgl. Bezug haben, dann die Gewinnung der thierischen und der pflanzlichen Producte, endlich die Sammlung, Conservirung und Verwendung der beiden letzten. Ferner hätte auch der häuslichen Einrichtung überhaupt, z. B. der Meublirung, sowie der Wirthschaftsführung im Allgemeinen, darunter auch des Rechnungswesens, gedacht werden müssen. Nach diesen Bemerkungen über die Form wollen wir nun den Inhalt selbst näher betrachten.

Das 1 Bändchen umfasst 4 Abtheilungen und darin folgende Capitel. I. *Von der Schönheit und Toilette im Allgemeinen.* Viel Wahres, Beachtungswerthes, wobey die Vfin. selbst die Modethorheiten zu rügen nicht scheut, von der Verkehrtheit der Wespengestalt geschnürter Frauenzimmer, von dem ekelhaften Gebrauche der langen Nägel u. s. w. redet; was, so wohlgemeint es auch ist, doch sicher nicht beherzigt wird, ungeachtet der täglich sichtbaren und zum Theil lächerlichen Folgen. Wir sahen noch unlängst ein blühendes Mädchen mit solcher künstlichen Wespengestalt beym Tanze Blut spucken, und hörten dem erschrockenen Tänzer, der es bemerkt hatte, ganz gleichgültig erwiedern: „das

bin ich schon gewohnt!" — II. *Von der Haut.* Nächst den vortrefflichen Vorschriften, welche die Vfin. über die Pflege der Haut giebt, sind auch einige mehr oder weniger verwerfliche eingeschlichen. Dahin gehört der Gebrauch des Lilienwassers, des *Eau de Cologne,* der Benzoëtinctur, der Johannisbeeren gegen Sommersprossen, deren Entstehungsursache viel tiefer in der Organisation versteckt liegt, als dass sie überhaupt durch solche Mittel entfernt werden könnten; das Mittel gegen Hitzblattern taugt aus demselben Grunde nichts. Eben so wenig sind die Honigseife, die Waschwasser S. 37 f. werth. Schädlich ist sogar das mit Alaun und Kampher bereitete, noch schädlicher das Mittel gegen gelbe Flecken und Knötchen, das Liniment *„gegen Risse der Haut"* (mit Bleyweiss). Statt des untauglichen Liniments *„gegen leichte* — Quetschungen" empfiehlt sich bey *allen* Quetschungen eine Mischung aus 1 Th. Arnica-Tinctur (aus frischem Kraut bereitet) mit 6 bis 8 Theilen Wasser. — III. *Von den Haaren.* Ebenfalls vortreffliche Vorschriften, von denen viele unsere Modedamen nicht beachten werden, um so weniger, als ihnen die Seidenlocken auch aus dem Grunde gar willkommen sind, weil sie beym Aufputz so viele Mühe ersparen. Da das Ausfallen der Haare (ebenso wie das Grauwerden) tiefer im Organismus begründet ist, so sind auch äusserliche Mittel verwerflich, so lange sie nicht als Specifica erprobt sind, wohin wohl bloss die Klettenwurzel zu zählen seyn möchte. Daher streichen wir die angegebenen arzneylichen Mittel bis auf das unschuldige von *Schmidel* S. 49. Am wenigsten kam es der Vfin. zu, völlige Curen zur Beförderung des Haarwuchses vorzuschreiben. Diess muss lediglich Sache des Arztes bleiben. Straffällig möchte man die Empfehlung des *Ruma* nennen. — IV. *Vom Gesicht, Gehör* und *Geruch.* Die Reizmittel zur Stärkung der Augen S. 58 dürfen nur nach ärztlicher Vorschrift angewendet werden, was sogar die Vfin. S. 63 selbst anerkennt. Als gewaltige Augenmarter hätte wohl der Perlenstrickerey und der mechanischen, ganz unkünstlerischen Quarrestickerey gedacht werden können. — V. *Vom Munde und den Zähnen,* enthält viel Gutes, aber immer eine Menge nicht gerade tauglicher Recepte. — VI. *Von der Gestalt, Haltung, Armen, Händen* u. s. w. Die Warnungen gegen das Schnüren junger Mädchen werden wohl ungehört bleiben. Auch sonst steht hier manches Gute. Der Gebrauch der italiänischen Handschuhe ist aus medicinischen Gründen nicht zu empfehlen, eben so wenig die Kropfmittel, ohne vorher einen Arzt gefragt zu haben. — VII. *Von der Ausdünstung.* — Die 2te Abtheilung handelt von der *Kunst, sich gut zu kleiden,* sehr gut, die 3te, von der *Wäsche,* ist ebenfalls sehr zu empfehlen. — Die 4te Abtheilung lehrt die *Verfertigung der Corsets oder Schnürleiber,* dieser schädlichsten aller weiblichen Kleidungsstücke, der *Kamaschen* und *Handschuhe* in brauchbarer Vollständigkeit.

Das 2te Bändchen umfasst Gegenstände, bey denen eine Rüge wenig oder gar nicht Statt findet, wesshalb wir auch schneller darüber weggehen können. Es handelt zuerst vom *Aufbewahren und Benutzen des Obstes.* Man findet aber in diesem Abschnitte zugleich eine fast vollständige Anweisung zu den meisten Confitüren, zu Eis, den Liqueuren u. s. w. Weniger genügend und ohne mündliche Anweisung wohl kaum brauchbar ist der Unterricht im Blumenmachen, doch wird er denen viel nützen, welche schon einige Uebung haben. Die Vfin. hätte sich weniger streng an das französische Original *Manuel du fleuriste artificiel* binden sollen. Auch sind da und dort Unrichtigkeiten untergelaufen, denn man kann nicht auf jeder Metallplatte (S. 196) ausschlagen, sondern nur auf Bley oder Zinn.

Im 3ten Bändchen findet man eine Anweisung, um *Butter* und die *besten Arten von Käse* zu bereiten, so wie zur Erziehung, Pflege und Mästung des *Federviehes,* die 3te Abtheilung desselben aber handelt vom Anbau, von der Benutzung und dem Aufbewahren des *Gemüses,* Alles mit zweckmässiger Deutlichkeit und Gründlichkeit.

Das gleiche Lob lässt sich dem 4ten Bändchen hinsichtlich seines Inhalts über *Botanik, Blumengärtnerey, Mistbeetcultur* und *Färben* ertheilen. Kleine Verstösse wollen wir nicht rügen, z. B. das Färben des Leinen und der Baumwolle türkischroth.

Die würdige Herausgeberin (denn sie gesteht selbst, nach anderen Quellen gearbeitet zu haben) hat also im Allgemeinen ein recht brauchbares, nützliches Werkchen geliefert, welches gewiss den verdienten Beyfall findet, und wir hoffen sogar, dass es über lang oder kurz eine neue Auflage erleben werde. Wir glauben zum Besten derselben folgende Vorschläge thun zu dürfen.

Zuerst wäre zu wünschen, dass einige andere Schriften der Vfin., als das *„Handbüchlein"* und die *„junge Hausfrau",* dieser Encyklopädie einverleibt würden, diese selbst aber dann ein logisches Ganzes bilden möchte, in welchem nicht, wie wir Einiges rügten, in einem Bändchen die heterogensten Dinge zusammengewürfelt sich fänden. Namentlich wären die oben von uns angedeuteten Lücken zu ergänzen. — Ferner bedürfte die Diätetik unter Zuziehung eines verständigen, auch in der Homöopathie nicht unbewanderten Arztes, eine völlige Umarbeitung, und was bey dieser in den Wegfall käme, könnte durch geeignete Vorschriften über Krankenpflege ersetzt werden. — So weit bey der Kleidung auf Diätetik Rücksicht zu nehmen ist, müsste die Schädlichkeit mancher Kleidungsstücke, z. B. der Corsets, besser und bildlich (nach *Sömmering*) nachgewiesen werden, dann aber wäre die Geisel der Satire zu schwingen über die Modenarren und Närrinnen, es wäre durch Gegensätze, Auswahl der schönsten Statuen des Alterthums das Fratzenhafte der Modetrachten recht ins Lächerliche zu stellen, besonders aber müsste den jetzt so gewissenlosen Müttern das Gewissen derb

darüber geschärft werden, dass sie durch ihre Modenarrheit, durch ihre Einzwängungen der zarten Kinder in Schnürbrüste u. dergl. die erste Veranlassung zum physischen Unglück nicht bloss ihrer Kinder, sondern vielleicht einer ganzen Generation geben, wenn unsere nächsten Nachkommen noch eben so modeverrückt seyn sollten. — Im botanischen Theile wären deutsche Namen — dem Ganzen aber ein gutes Register zu wünschen.

Die Ausstattung des Werkes ist die gewöhnliche.

TEX.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Hannover*, in der Helwing'schen Buchhandlung: *Ueber den Religionsunterricht in Volksschulen*, Winke für denkende Lehrer, von *J. W. Dannemann*, Prediger in Eystrup bey Hoya. 1834. X u. 64 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser zunächst mit Rücksicht auf dessen Vaterland Hannover herausgegebenen Schrift bekennt sich in den, dieselbe eröffnenden kurzen Andeutungen über das Wesen der Religion, und des Christenthums insbesondere, genau zu den Principien der *Schleiermacher*'schen Dogmatik, wie dieselben neuerdings durch *Twesten* besonders modificirt worden sind. Daraus wird es begreiflich, warum er in den, *die Form und Methode* des christlichen Unterrichts in Volksschulen betreffenden Winken theils einen so hohen Werth darein setzt, wenn bey dem praktischen Religionsunterrichte vornehmlich auch die in den symbolischen Büchern gegebenen Principien und Bestimmungen unserer protestantischen Kirche mehr als bisher berücksichtigt würden, theils der akroamatischen Lehrform vor der gewohnten katechetischen bey Weitem den Vorzug giebt. Wenn wir nun zwar in Absicht auf das Erste mit ihm darüber einverstanden sind, dass die christliche Ueberzeugung in dem Grade gewinne, als der christliche Unterricht mit einer mehr bleibenden Uebereinstimmung gegeben werde: so können wir doch durchaus nicht die symbolischen Formeln unserer Kirche, zugegeben auch, dass in den mehresten derselben ein wahrhaft christliches Element sich finde, mit dem Vf. schlechthin als Ziel und Gegenstand jener Uebereinstimmung, oder als nothwendige Einigungspuncte der individuellen Ueberzeugung der Einzelnen anerkennen. Jedenfalls aber müssen wir es für unstatthaft erklären, wenn er S. 46 ff. die Grundlehren der protestantischen Kirche mit denen des Christenthums zu identificiren scheint, und einzelne Abweichungen von denselben als Verrath an der Kirche, oder doch wenigstens als Folge dogmatischer Befangenheit, oder grober Unbekanntschaft mit dem wahren Gehalte der Dogmen ansieht. Allerdings sind auch wir der festen Ueberzeugung, es müsse der praktische Religionsunterricht mit möglichster Uebereinstimmung, nicht aber in den in unseren symbolischen Büchern sanctionirten Formeln und Dogmen (von denen ja viele einer sicheren biblischen Grundlage durchaus ermangeln, mehrere geradezu als ungeläuterte Meinungen und Wahnsätze zu betrachten sind), sondern zunächst und hauptsächlich in *Dem* ertheilt werden, was der Stifter unserer Religion selbst mit einfachen Worten für das Wesentliche seines Evangeliums, wie für den einzig sicheren Weg zum Heile der Menschen erklärt, wenn er spricht, das sey das ewige Leben, dass wir den alleinwahren Gott, und Jesum Christum, seinen Gesandten, erkennen, und der unterscheidende Charakter seiner wahren Bekenner sey die Verehrung des von ihm in seiner geistigen Vollkommenheit geoffenbarten Gottes im Geiste und in der Wahrheit, d. h. durch Tugend und Rechtschaffenheit, und die Liebe, mit welcher er uns vorangegangen (Joh. 17, 3. 4, 24. 13, 35). Bey dieser durchaus sittlich-praktischen Tendenz des Christenthums nun meinen wir, der praktische Religionslehrer, wenn er seine Aufgabe, ein sittlich-frommes Volk im Geiste des Evangeliums heranzubilden, begriffen hat, werde, ohne sich auf die in den symbolischen BB. gegebenen Bestimmungen einzulassen, nur dahin arbeiten, wie er die einzelnen Lehren des Evangeliums in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Einfachheit vortrage, und in Geist und Leben der Lernenden verwandele; ja er werde sich beym Unterrichte mit den dogmatischen Bestimmungen der Kirche um so weniger befassen, als dadurch Verstand und Gedächtniss nur mit einem unnöthigen Ballaste beladen, der wahren Geistes- und Herzens-Bildung aber eher Eintrag als Vorschub gethan werden würde.

Wenn der Vf. ausserdem die katechetische Lehrform um ihrer grossen Nachtheile willen wo nicht ganz vermieden, doch in ihrer Anwendung bedeutend beschränkt wissen will, so beruht diess nur auf einer Ungenauigkeit oder Verwechselung der Begriffe. Die Vorwürfe nämlich, welche er der katechetischen Lehrmethode macht, treffen nicht eigentlich diese, sondern die sogenannte *sokratische* Methode, welche, in sofern sie zunächst nur an den Verstand sich wendet, und es bloss mit dem Begrifflichen zu thun hat, in ausschliessender Anwendung auf den christlichen Religionsunterricht allerdings nicht ohne manche Nachtheile seyn würde. Hingegen ist es aber gerade die ächt katechetische Lehrform, welche in weiser Mischung der sokratischen und der akroamatischen Methode zugleich den Verstand aufhellt, das Herz erwärmt, den Willen bestimmt, und alle die Nachtheile zu vermeiden strebt, welche der Vf. hier irrigerweise mit ihr in Verbindung bringt.

Die Winke des Vfs. über den *Inhalt* des christlichen Religionsunterrichts, und über die Befähigung, denselben zu ertheilen, sind fast ohne Ausnahme zeitgemäss und beachtungswerth. Mit besonnener Mässigung macht er S. 34 f. auf die Nachtheile aufmerksam, welche einerseits ein *unächter*, von dem eigenthümlichen Grunde des Christenthums sich keck losreissender *Rationalismus*, andererseits eine *falsche*, den rechten Gebrauch der Vernunft feig und blöde verleugnende *Mystik* dem religiösen Volksunterrichte bringen müsse. Mit Recht dringt er S. 41 f. darauf, dass eine gläubige Verehrung der heiligen Schrift, hauptsächlich durch eine einfache praktische Handhabung derselben, möglichst gefördert werde. In die Empfehlung der *Brandt*schen Schullehrer-Bibel für diesen Zweck können wir jedoch nicht einstimmen. Was endlich über die Befähigung der Schullehrer zum religiösen Volksunterrichte und über eine zweckmässige Vorbildung derselben in Seminarien gesagt ist, spricht durchaus für die Umsicht und Sachkenntniss des Vfs., und verdient auch ausserhalb Hannover, welches er dabey zunächst im Auge hatte, Beherzigung. Noch erwähnen wir, dass mehrmals irrigerweise *Brettschneider* geschrieben wird; auch ist es incorrect, zu sagen: wohl *können* es mehrere dogmatische Lehrbücher geben.

K....r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris u. Leipzig, b. Heideloff u. Campe: *Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland*, von *H. Heine.* 1833. 1ster Theil. VI u. 144 S. 2ter Theil. VIII u. 186 S. (2 Thlr. 14 gr.)

Dieses Buch hat eine gewisse Bedeutung, wie der Vf. selbst. Es möchte von Seiten des schlagenden Witzes, der genialen und geistreichen Urtheile, des feinen Schönheitssinnes, der kühnen, aber oft sehr glücklichen Combinationen und Bilder, der mitunter hochpoetischen Diction, unter Allem, was bisher der Vf. lieferte, leicht das vorzüglichste, wenigstens das genialste seyn. Dennoch hat Rec. diess Buch theils mit inniger Wehmuth, theils mit heftiger Indignation gelesen, und zwar mit der Wehmuth, welche jeder gefühlvolle Mensch empfindet, der ein bedeutendes Talent auf so ganz falschem Wege, auf dem Wege des Unterganges und des Verderbens sieht. Auch das ist die Bedeutung dieses Buches, dass es eine ganze furchtbare Richtung der Zeit repräsentirt, die Richtuug des Hohnes und der Frivolität über das Heiligste, des kecken Niedertretens aller Autorität, des bloss verständigen Auffassens des Lebens, der Negation des Gemüths, und des hohlen Aburtheilens auch über die grössten und erhabensten Erscheinungen der Weltgeschichte. Hr. *Heine* thut sich etwas darauf zu Gute, die Revolutionsideen des französischen Liberalismus ganz in sich aufgenommen zu haben, er schämt sich seiner Deutschheit (welche auch wohl in ihn nie tief eingedrungen ist —); er möchte gern überall auf die deutsche Jugend auf den Universitäten einwirken, und ihnen den Fanatismus der Propaganda einflössen. Gesteht er doch ganz unverhohlen I. S. 114 (in dem Eifer, sich als Vorkämpfer der Propaganda zu betrachten, glaubte er schon ein Franzose zu seyn, und spricht „*wir*"): „Just dieses (nämlich *Goethe* soll in einer Xenie ungefähr ausgesprochen haben, dass das *Kreuz* ihm so fatal gewesen, wie Wanzen, Knoblauch und Taback; diess habe *Goethe* mitten in Deutschland auszusprechen gewagt, in einem Lande, wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Taback und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrschend seyen — matt und frostig neben der Frechheit! Rec.); „just dieses war es jedoch keinesweges, was *uns*, *den Männern der Bewegung*, an *Goethe* missfiel;" (wohl glaublich; die Männer der Bewegung möchten dem grossen Todten noch wohl gerne andere Lästerungen unterschieben! Rec.) „Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen *quietisirenden Einfluss auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegenwirkte.*" (Möchte doch der Vf. wahr gesprochen, und die Jugend des Vaterlandes, das Hr. *Heine* noch sein zu nennen sich herabläst, das aber vor dem französischen Republikaner sich bedankt, — durch die *Goethe*'sche Muse zur ächten Ruhe der Wissenschaft gekommen seyn; dann würde durch sie eine andere Regeneration dem deutschen Vaterlande, als Frankreich durch die polytechnischen Knaben bevorstehen! — In der That, man kann es ängstlichen, für das Wohl der Jugend bedachten deutschen Regierungen nicht verdenken, wenn sie solche Grundsätze nicht wollen unter die Jugend kommen lassen, wenn sie von derselben einen Schriftsteller abwehren wollen, der sein Buch mit der Exclamation schliesst: „*Les dieux s'en vont;* — aber die Könige behalten wir! —" Wenn so einerseits in diesem Buche der crasseste neufränkische Republikanismus zur Schau getragen wird: so ist es andererseits nicht minder der gallische Unglaube und die frivole Spötterey über das Christenthum, mit welcher der Vf. seine Jüngerschaft der französischen Schule beurkundet. Die mitgetheilte Probe wird schon sattsam beweisen, was dem Vf. das Wort vom Kreuz ist; doch sey zur Vollständigkeit noch Einiges von den religiösen Ansichten des Hn. *Heine* mitgetheilt. Er erklärt in der Vorrede, nicht zu den Materialisten zu gehören, welche den Geist verkörpern; er gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, er durchgeistige sie wieder, er heilige sie (doch wohl nichts Anderes, als Materialismus, — oder Nonsens!). Vom Christenthum behauptet er, sein schauerlichster Reiz bestehe in der Wollust des Schmerzes; — es sey in den ersten Dogmen desselben (d. h. des römischen Katholicismus, unter dem man nur in Frankreich das Christenthum verstehe) eine Verdammniss alles Fleisches enthalten; durch dieser *Religion* (d. h. doch wohl der christlichen, nicht mehr bloss des römischen Katholicismus? —) unnatürliche Aufgabe sey ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden (was nennt der Vf. *unschuldig*? —), jene Religion sey durch die Lehre von der

Verwerflichkeit aller irdischen Güter (wo hat selbst der crassese Katholicismus so absolut diess gepredigt?), von der Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden." „Die Menschen haben jetzt (so fährt der Vf. in seiner Erleuchtung fort) das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, dass auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindiciren jetzt die Genüsse der Erde" u. s. w. „Eben weil wir alle Consequenzen jenes absoluten Spiritualismus (Hr. *H.* bezeichnet im Allgemeinen durchgängig mit diesem Worte das Christenthum überhaupt, wenn gleich er sich eine Pforte offengelassen mit der Erklärung, er meine den Katholicismus; — ist aber auch dieser absoluter Spiritualismus? —) jetzt so ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, dass die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. „In dem Sinne, wie *Heine* meint, gewiss nicht! — Denn auch das protestantische Christenthum wäre dann in seinem Wesen aufgehoben!

Wenn Rec. so einige Grundzüge der politischen und religiösen, in diesem Buche sich aussprechenden Gesinnung gegeben hat, so geht er nun auf den literarischen Theil des Buches über. Ursprünglich ist dasselbe ein für die *Europe littéraire* geschriebener Aufsatz, und soll erst die Einleitung zu weiteren Artikeln bilden; es soll eine Fortsetzung des Werkes der Frau *von Staël sur l'Allemagne* seyn. Nur bedauern muss Rec., dass die Darstellung des jetzigen Zustandes der deutschen Literatur in die Hände eines Schriftstellers gefallen ist, dem es nirgend um Wahrheit und Erkenntniss der Sache zu thun ist, der die blendende Gabe des Witzes nur dazu anwendet, den Tendenzen und Stimmungen mächtiger französischer Factionen zu fröhnen, der keine bewusste Anschauung von dem eigentlichen Wesen des deutschen Nationalcharakters und der Eigenthümlichkeit der Literatur desselben besitzt, oder, wo eine Ahnung davon unwillkürlich hervorbricht, dieselbe sogleich durch die Schärfe einer gemüthlosen, seinen Leidenschaften dienenden Ironie zersetzt. Mit den leichten Sprüngen französischen Journaltones weist er jedes tiefere ideenvolle Eingehen in den Stoff ab, und hebt fast überall nur die dem Spotte leicht angreifbare Seite heraus. Und ein solcher Schriftsteller übernimmt es, den Franzosen, deren besserer Theil von der Tiefe germanischen Geistes und Lebens angehaucht ist, unsere Literatur darzustellen, und möglichst sich den Einfluss zu verschaffen, den das Werk der Frau *von Staël* auf Frankreich gehabt hat! — Den Gang des Vfs. zu verfolgen, ist wegen der unzähligen Absprünge im Einzelnen nicht ganz leicht. Frau *von Staël* führt ihn auf die *Schlegel*, diese auf die romantische Schule, auf Mittelalter und Poesie desselben, so wie auf das Christenthum. In manchen glücklichen Bildern bezeichnet er den Bildungsgang der deutschen Poesie, und den Zustand derselben, als sich die romantische Schule in Deutschland erhob, gegen welche er denn besonders zu Felde zieht. Doch viel zu unbestimmt nennt er sie die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters (wie denn Hn. *H.* es überall nur um Witz, nicht um Begriffsbestimmung zu thun ist); die *Schlegel* müssen seine Sarkasmen erfahren; in der Polemik hätten sie sich *Lessings* grossen Schlachtschwertes bemächtigt, der Arm des Hn. *Aug. Wilh. Schlegel* sey aber viel zu zart schwächlich, das Auge seines Bruders zu mystisch umwölkt gewesen u. s. w. Nur in der reproducirenden Kritik, wo es auf feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten eines Kunstwerkes ankomme, seyen die *Schlegel* dem alten *Lessing* überlegen; in den Recepten dagegen für anzufertigende Meisterwerke habe sich ihre Ohnmacht offenbart, und zwar, weil ihnen ein philosophisches System gefehlt habe. Hiebey hat denn Hr. *H.* die Frechheit, auch gegen *Fichte* und *Schelling*, die er doch nur von Hörensagen kennen kann, zu polemisiren; von letztem behauptet er, derselbe sey auch ein Stück Poet, und es heisse, dass er (*Schelling*) noch zweifelhaft sey, ob er nicht seine sämmtlichen philosophischen Lehren in einem poetischen, ja metrischen Gewande herausgeben solle. Dieser Zweifel charakterisire den Mann. Im zweyten Theile, in welchem Hr. *Heine* überhaupt sich noch in boshafter Verleumdung bedeutender Menschen überbietet, sagt er von *Schelling*: „*Hegel* ward Souverain im Reiche der Geister, und der arme *Schelling*, ein heruntergekommener mediatisirter Philosoph, wandelte trübselig umher unter den anderen mediatisirten Herren in München" u. s. w. „Was er sprach, war das Allerjämmerlichste, es war ein neidisches Schmähen auf *Hegel*, der ihn supplantirt" u. s. w. „Es ist leider nur zu gewiss, dass Unmuth wegen *Hegels* immer steigendem Ansehen den armen Hn. *Schelling* dahin geführt, wo wir ihn jetzt sehen, namentlich in die Schlingen der katholischen Propaganda, deren Hauptquartier zu München" u. s. w. „Hr. *Schelling* muss jetzt dazu dienen, mit allen Kräften seines Geistes die katholische Religion zu rechtfertigen" u. s. w. „Dabey speculirt man noch auf den Nebenvortheil, dass der gefeierte Name die weisheitsdürstende deutsche Jugend nach München lockt, und die *jesuitische* Lüge im Gewande der Philosophie sie desto leichter bethört. Andächtig knieet diese Jugend nieder vor dem Manne, den sie für den Hohenpriester der Wahrheit hält, und arglos empfängt sie aus seinen Händen die vergiftete Hostie."

Diese Stelle möge als Beweis dienen, wie Hr. *H.* die berühmtesten deutschen Männer den Franzosen darstellt! — Von *Tieck*, „dem besten Dichter der romantischen Schule", sagt er: Er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters so viel eingeschluckt, dass er fast wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, welche Frau *v. Staël* so sehr viel Mühe hatte, zu bewundern." Mit welcher Wuth er auf die *Schlegel* los-

geht, werden wir weiter unten bemerken. Wo er kann, benutzt Hr. *H.* die Gelegenheit, eine politische Excursion zu machen. Er schildert den politischen Zustand Deutschlands als der christlich altdeutschen Richtung ehedem noch besonders günstig; mit kaltem Hohne verspottet er hier die edelsten und heiligsten Gefühle der Deutschen: „Unsere Fürsten, während sie hofften, durch Gott von Napoleon befreyt zu werden, gaben sie auch zugleich dem Gedanken Raum, dass die zusammengefassten Kräfte ihrer Völker dabey sehr wirksam seyn möchten: man suchte in dieser Absicht den Gemeinsinn unter den Deutschen zu wecken, und sogar die allerhöchsten Personen sprachen jetzt von deutscher Volksthümlichkeit, vom gemeinsamen deutschen Vaterlande, von der Vereinigung der christlich germanischen Stämme, von der Einheit Deutschlands. Man befahl uns den Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unsere Fürsten befehlen." Ja wohl sind in Deutschland Liebe und Treue zu den Fürsten noch kein Gegenstand des Spottes geworden! Hn. *Heine* ist das Höchste jener Kosmopolitismus, dem alle grossen Geister gehuldigt haben sollen, ein *Lessing*, *Herder*, *Schiller* u. s. w.; aber wie weit sind deren Humanitätsideen von dem vagen, abstracten, unheimlichen Kosmopolitismus der französischen Republikaner, in dem sich herumirrende israelitische Freygeister, wie *H.*, so gerne spiegeln, entfernt! — „Durch Napoleons Sturz, so fährt Hr. *H.* fort, erhoben sich die Herren *A. W.* und *F. Schlegel*, die kleinen Romantiker, die eben so romantisch, wie das Däumchen und der gestiefelte Kater, als Sieger." „Als man aber entdeckte, dass es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süssen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wusste, da entstand grosser Unmuth u. s. w." Der Vf. kommt nun auf *Joh. Heinr. Voss* zu reden, der schon die romantische Schule in Deutschland bey ihrer Entstehung untergraben habe. Zu den wirklich genialischen Zügen des Buches gehört sodann die Schilderung der Eigenthümlichkeit *Vossens* und seines Kampfes mit den Romantikern und mit *Stollberg*. Rec. hält es der literarischen Gerechtigkeit angemessen, auch hier einige Proben von des Vfs. Geist und Witz zu geben. „*Voss* hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantischen Poeten zupften beständig an seinem Lorbeer, und spöttelten viel über den altmodischen ehrlichen *Voss*, der in treuherziger, manchmal sogar plattdeutscher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe besungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, sondern einen schlichten protestantischen Pfarrer und seine tugendhafte Familie zu Helden seiner Dichtungen wählte, und der so kerngesund und bürgerlich und natürlich war, während sie, die neuen Troubadouren, so somnambülisch kränklich, so ritterlich vornehm und so genial unnatürlich waren. Dem *Fr. Schlegel*, dem berauschten Sänger der liederlichen romantischen Lucinde, wie fatal musste er ihm seyn, dieser nüchterne *Voss*, mit seiner keuschen Luise und seinem alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau! Hr. *Aug. Wilh. Schlegel*, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholicismus nie so ehrlich gemeint hat, wie sein Bruder, der konnte schon mit dem alten *Voss* besser harmoniren, und es bestand eigentlich nur zwischen beiden eine Uebersetzer-Rivalität." — Gut charakterisirt nun *H.* die Uebersetzer: „Während Hr. *Schlegel* immer süsslicher und zimperlicher seine Worte glättete, wurde *Voss* in seinen Uebersetzungen immer herber und derber u. s. w." „Wo Hr. *Schlegel* vielleicht zu weich übersetzt (im *Shakespeare*), wo seine Verse manchmal wie geschlagene Sahne sind, wobey man nicht weiss, wenn man sie zu Munde führt, ob man sie essen oder trinken soll; da ist *Voss* hart wie Stein, und man muss fürchten, sich die Kinnlade zu zerbrechen, wenn man seine Verse ausspricht." Von dem Kampfe mit *Stollberg* sagt Hr. *H.*: „Die deutsche Demokratie und die deutsche Aristokratie, die sich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte, und diese noch nichts fürchtete, so unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, diese standen sich jetzt als Greise gegenüber, und kämpften den Todeskampf. Der Theil des deutschen Publicums, der die Bedeutung und die entsetzliche Nothwendigkeit dieses Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen *Voss* über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältnissen, von kleinen Lebensereignissen, die aber in ihrer Zusammenstellung ein beweisendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch sogenannte vornehme Seelen, die, mit aller Erhabenheit, über engherzige Kleinigkeitskrämerey schrieen, und den armen *Voss* der Klatschsucht bezüchtigten. Andere Spiessbürger, die besorgt waren, man möchte von ihrer eigenen *Misère* auch einmal die Gardine wegziehen, eiferten über die Verletzung des literarischen Herkommens u. s. w. Als nun *F. Stollberg* starb, und man diesen Sterbefall dem Kummer zuschrieb, und gar nach seinem Tode das „Liebesbüchlein" herauskam, worin er mit frömmelnd christlich verzeihendem, ächt jesuitischem Tone über den armen verblendeten Freund sich aussprach; da flossen die Thränen des deutschen Mitleids, da weinte der deutsche Michel seine dicksten Tropfen, und es sammelte sich viel weichherzige Wuth gegen den armen *Voss*, und die meisten Scheltworte erhielt er von den Menschen, für deren geistiges und leibliches Wohl er gestritten." Hr. *H.* spricht sodann vom Rationalismus u. s. w., und wie durch Enthüllung der katholischen Umtriebe die romantische Schule einen Stoss erlitten. Auch *Goethe* entgeht der Lästerzunge des Vfs. nicht, da er ihn des Undanks gegen die *Schlegel* beschuldigt. Mitten aber unter solchen Tiraden, in welche die Ordinärheit hineinschlägt, kommen dann poetische und bilderreiche Ergiessungen vor: „Wie *Voss* dem starren einäugigen Odin glich, so glich *Goethe* dem

grofsen Jupiter in Denkweife und Geftalt. Jener freylich mufste mit Thors Hammer tüchtig zufchlagen; diefer brauchte nur das Haupt mit den Ambrofifchen Locken unwillig zu fchütteln, und die *Schlegel* zitterten und krochen davon. Ein öffentliches Document jenes Einfpruchs von Seiten *Goethe's* erfchien im zweyten Heft von „Kunft und Alterthum", mit dem Titel: „Ueber die chriftlich patriotifch neudeutfche Kunft." Mit diefem Artikel machte *Goethe* gleichfam feinen 18ten *Brumaire* in der deutfchen Literatur; denn indem er fo barfch die *Schlegel* aus dem Tempel jagte, und von dem Publicum, dem das *Schlegel*'fche Directorium fchon lange ein Greuel war, acclamirt wurde, begründete er feine Alleinherrfchaft in der deutfchen Literatur." Hr. *H.* fcheint auch unter diefer Alleinherrfchaft *Goethe's* gelitten zu haben; es feyen unterdeffen Dichter aufgetreten, welche *Goethe* an Kraft und Phantafie nicht viel nachgegeben hätten (wer, aufser Hn. *Heine?*); fie hätten vor ihm gekniet, aber auch ihn manchmal frondirt; — diefe geiftigen Ariftokraten hätten fehr gerechte Gründe gehabt, auf *Goethe* ungehalten zu feyn. Mit einem naiven Uebergange zu fich felbft giebt Hr. *H.* zu erkennen, dafs er eigentlich von fich felbft gefprochen habe. „Wie *ich felber* es damals mit hinlänglicher Bitterkeit gefagt habe: *Goethe* glich jenem Ludwig XI, der den hohen Adel unterdrückte, und den *tiers état* emporhob." — Nun entblödet Hr. *H.* fich nicht, fortzufahren: „Das war widerwärtig, *Goethe* hatte Angft vor jedem felbftftändigen Originalfchriftfteller, und lobte und pries alle unbedeutenden Kleinigkeiten; ja er trieb diefs fo weit, dafs es für ein *Brevêt* der Mittelmäfsigkeit galt, von *G.* gelobt worden zu feyn." Wahrfcheinlich wollte der felbftftändige Originalfchriftfteller, Hr. *Heine*, auch von *Goethe* gelobt werden, und kniete daher hinlänglich vor ihm nieder und küfste ihm die Hände; — aber *G.* hatte zu viel Angft, von *Heine* verdrängt zu werden! — Er lobte ja nur das Mittelmäfsige; denn wie kann ein fo mittelmäfsiger Dichter, wie Lord *Byron* z. B., mit einem *Heine* verglichen werden! — Welche Verblendung *Goethe's!* — Dafs aber Hr. *H.* hinlängliche Urfache hatte, auf *Goethe* ungehalten zu feyn, wird ihm ein jeder glauben, da er felbft ehrlich eingefteht, das Motiv zu feiner Oppofition gegen *G.* fey „der *Neid*" gewefen!

Der Vf. handelt ferner von der Oppofition gegen *Goethe* und den Motiven zu derfelben, fertigt mit vielem Witz den alten pietiftifchen Sauerteig des Hn. *Puftkuchen* (*Ommelette soufflée*), der fich äfthetifch aufgeblafen, ab, vergleicht *Schiller* und *Goethe*, und lobt befonders an Erftem, dafs er den Geift feiner Zeit lebendig erfafst, mit ihm gerungen, und für die „grofsen Ideen der Revolution" gefchrieben, die geiftigen Baftillen zerftört, während *Goethe* fich ganz in die Kunft, in die Natur u. f. w. verfenkt habe; daher brächten denn die *Goethe*'fchen Dichtungen auch nicht die *That* hervor, wie die *Schiller*'fchen; das fey der Fluch Alles deffen, was blofs durch die *Kunft* entftanden. Weiter unten nimmt er jedoch diefs wieder gewiffermafsen zurück, und meint, die hochgerühmten hochidealifchen Geftalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, welche *Schiller* aufgeftellt, feyen weit leichter zu verfertigen gewefen, als jene fündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wefen, die uns *Goethe* in feinen Werken erblicken läfst. — Und in der That, ein Dichter, der das Leben fo ftudirt, fo künftlerifch geftaltet hatte, der wirkt auch auf das Leben am unmittelbarften ein, und Hr. *Heine* hat fehr oberflächliche Begriffe von einem Kunftwerke, wozu fich Jegliches, was *Goethe* gefchrieben, abgerundet habe, und von der durch ihn hervorgerufenen literarifchen „*Kunftperiode*," wenn er diefe dem Leben und der lebendigen Wirkfamkeit entgegenftellt. — Wie haucht aus allen Werken des grofsen Dichters der Geift der Thätigkeit, des Schaffens und Fortfchrittes; wie verklärt fich jeder ächt menfchliche Zuftand in ihm und in den tiefften wahreften Ergüffen feines Herzens, in dem aus innerfter Seele hervorquellenden Liede; wie weifs er den Entfchlufs und die That mit dem reinften Anklang edler Menfchheit zu wecken! — Freylich mag die Befonnenheit des grofsen Dichters denen wohl unheimlich vorkommen, welche nur dem Drange trüber Leidenfchaft und phantaftifchen Wirrwars oder umwälzerifchen Schwindels zu folgen gewohnt find! — Denen werden freylich feine Werke nur „fchöne Statuen" bleiben!

Nachdem der Vf. nun wiederum manche enthufiaftifche Aeufserungen über *Goethe*, manche geiftreiche Andeutungen über den Fauft, den weftöftlichen Divan u. f. w., fo wie über *G's.* Anhänger und Verehrer beygebracht, fchliefst er mit dem Tode des grofsen Dichters den erften Theil.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris und Leipzig, b. Heideloff und Campe: *Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland*, von *H. Heine* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den zweyten Theil hat Rec. theilweise mit weit mehr Indignation gelesen. Hier überschreitet Hr. *H.* allen Anstand, und tischt die widerwärtigsten *Scandala* auf, wie z. B. über *A. W. Schlegels* Heirath mit der Tochter von *Paulus* (witzig nennt er diess eine symbolische Ehe, die Romantik habe sich gleichsam mit dem Rationalismus vermählt, sey aber ohne Früchte geblieben —), beschuldigt *Fr. Schlegel*, „dass er das Weib seines Gastfreundes verführt, und noch lange von dem Almosen des beleidigten Gatten gelebt habe;" giebt von *A. W. Schl's.* Persönlichkeit eine Schilderung, welche an das Pasquillenartige grenzt, und nimmt dann durch eingestreute Lobsprüche des eben greulich Gemisshandelten den Schein literarischer Gerechtigkeit an, wobey er jedoch mit unerhörter Anmassung auch über ihm ganz fern liegende Leistungen, wie *A. W. Schl's.* indische Studien, aburtheilt. — Freylich mag Hr. *A. W. Schl.* durch seine weltbekannte Eitelkeit (welche *Heine* fast bis zur Grausamkeit persiflirt) die Nemesis auf sich gezogen haben, um in Frankreich, in einem Lande, in welchem Epoche zu machen er immer so begierig war, dermassen in seinem Alter verspottet werden zu müssen, mit einem so leichten und beissenden Witz, dass er nicht wagen darf, in die Schranken mit demselben zu treten; — allein unwürdig und herzlos, ja gemein bleiben nichtsdestoweniger die Ausfälle des Hn. *H.*, und Rec. erinnert sich hiebey eines Ausspruches von *A. W. Schlegel* über *Bürger*, der jetzt ganz auch auf ihn selbst seine Anwendung findet (Kritische Schriften II. 9): „Die moralischen (und individuellen) Angelegenheiten eines noch lebenden Menschen vor das grosse Publicum (und hier vor das europäische!) zu ziehen, ist in der That grausam, wenn ihm auch in der Sache selbst nicht das mindeste Unrecht geschähe."

Ein bey Weitem gediegenerer Abschnitt handelt von *L. Tieck.* Wenn gleich Hr. *Heine* auch wieder in seinen persiflirenden Ton hinein geräth, so fühlt man doch heraus, dass er unwillkürlich von seiner besseren Natur zur Anerkennung des bedeutenden Dichters gezwungen wird. Manches über *Tieck* ist vortrefflich gesagt, und gehört mit zu dem Besten, was je über ihn geschrieben. Auch beweist Hr. *H.* sein bedeutendes poetisches Talent, das sich in einigen Schilderungen mit aller Gluth der Begeisterung durch das Eis seines Spottes Bahn bricht. Er unterscheidet drey Perioden oder Manieren in *Tieck.* In der ersten habe er Erzählungen und Romane geschrieben, die unbedeutend, ja ohne Poesie seyen. (Doch wohl nicht William Lovell? —) Die *Schlegel* hätten sodann die Reichthümer seiner Brust erst mit der Wünschelruthe geweckt, und in dieser zweyten Manier habe er seine satirischen Lustspiele für die Schule geschrieben, und nach den neuesten ästhetischen Recepten eine Menge Poesieen jeder Gattung verfertigt — (Kaiser Octavian, die heil. Genoveva, Fortunat u. s. w.); kostbarer noch seyen seine Novellen aus dieser Zeit (der blonde Ecbert, Runenberg). Zum Beweise, wie trefflich und poetisch Hr. *H.* den Geist dieser Dichtungen aufzufassen versteht, setzt Rec. hier eine, seines Erachtens sehr schöne Charakteristik, welche in recht grellem Contraste zu dem witzelnden Tone des Buchs steht, hieher: „In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnissvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniss mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Stein-Reiche. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal im Geflüster der Bäume seinen eigenen Namen zu vernehmen; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; grosse schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen der Bäume, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weissem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unseres vortrefflichen *Lud. Tieck.*" Nach dieser blühenden Schilderung der Glanzperiode *Tiecks* charakterisirt Hr. *H.* die dritte Manier desselben, vermöge deren der ehemalige Enthusiast, der sich in den Schooss der katholischen Kirche begeben, und Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, jetzt als Gegner der Schwärmerey, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, kurz als ein

vernünftiger Mann auftrete; — wobey das Studium *Goethe's* in seinen Novellen sichtbar sey. — *Tiecks* Verstand, ein honetter nüchterner Spiessbürger, führe eine curiose Ehe mit *T's.* Phantasie, welche noch immer das ritterliche Frauenbild sey. „Manchmal, fährt er fort, des Nachts, wenn der Herr Gemal, mit seiner baumwollenen Mütze über dem Kopfe, ruhig schnarcht, erhebt sich die edle Dame vom ehelichen Zwangslager und besteigt ihr weisses Ross, und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwalde. In seinen jüngsten Novellen ist aber der *Tieck*'sche Verstand noch grämlicher geworden, seine Phantasie büsst immer mehr von ihrer romantischen Natur ein, und in kühlen Nächten bleibt sie sogar mit jähnendem Behagen im Ehebette liegen, und schliesst sich dem dürren Gemale fast liebevoll an." Wer wollte nicht den Witz dieser Allegorie und hie und da die Wahrheit derselben anerkennen; wiewohl, wie überall, so auch hier, grosse Einseitigkeit vorwaltet, denn die neuesten Novellen *Tiecks*, wie „die *Shakespear*-Novellen", „Dichterleben" und der „Tod des Dichters" verrathen keinen spiessbürgerlichen Verstand und keine lahm gewordene Phantasie.

Einen durchaus unwürdigen Abschnitt bildet das Radotiren des Hn. *Heine* über die deutschen Philosophen von *Jacob Böhme* bis auf *Hegel* herab und ihr Verhältniss zur romantischen Schule. Flaches Aburtheilen, kenntnissloses Tagesgeschwätz ist hier mit beissenden Ausfällen auf die Persönlichkeiten und mit allerley boshaften, wiewohl mitunter nicht geistlosen Persiflagen aufgestutzt.

Ein vierter Abschnitt handelt über *Novalis* und *Hoffmann*, von denen der Erste sehr treffend und mit Würde, der Letzte dagegen mit zu viel Geringschätzung charakterisirt wird. Zu weite Abschweifungen indess und eingestreute Geschichtchen, wie von der Frau Postmeisterin, oder Capriccios, wie die von der chinesischen Prinzessin, mit der er die Muse des *Clemens Brentano* vergleicht, geben der Darstellung ein zu buntes, ungleichmässiges Ansehen, und stören die Einheit der Entwickelung. Aus „*des Knaben Wunderhorn*" theilt er mehrere Lieder mit, doch nicht gerade die empfehlenswerthesten, so dass seine Lobpreisungen nur Ironie zu seyn scheinen.

Der sechste Abschnitt über *Achim von Arnim*, den der Vf. als den „Dichter des Todes" bezeichnet, und wobey er etwas viel von den deutschen Gespenstern im Gegensatze der französischen handelt, schliesst diesen zweyten Theil, der im Ganzen an Haltung und Geist doch dem ersten nachsteht.

Wenn Rec. auf diese Weise den Inhalt und Gedankengang dieses immerhin merkwürdigen Buches zu charakterisiren versucht hat, so muss er darauf verzichten, alle einseitigen, übertriebenen, oft phantastischen oder boshaften Behauptungen des Vfs. näher zu betrachten und zu widerlegen, zumal dem Vf. es nirgends eigentlich um Wahrheit und wissenschaftliche Entwickelung, sondern nur um Witz und um Gelegenheit zu thun ist, sein glänzendes Talent der Darstellung geltend zu machen, indem er ächt französisch überall nur piquant und spirituell, nirgends wahr seyn will. Dass die Mühe vergebens seyn würde, die zahllosen Widersprüche aufzudecken und gründlich zu beleuchten, bey einem Buche, das nur darauf berechnet ist, den durch so viel scharfgesalzene Speisen verwöhnten Gaumen der Franzosen auf einige Augenblicke zu kitzeln (denn ein ächter französischer Journalist ist Hr. *Heine* geworden! —), versteht sich wohl von selbst. Nur das sey noch gestattet zu bemerken, dass gegen ihn selbst ankämpfend und ihm daher wohl unbewusst Hn. *Heines* ursprünglich poetische Natur oft hervorbricht, und das Richtige findet. So sagt er über *Goethe*, den er der politischen Gleichgültigkeit und Indolenz, dessen Poesie er der Künstlichkeit, der Entfremdung von Leben und That beschuldigt, ganz mit sich selbst im Gegensatz, sehr gut, wo er von der Opposition gegen *G.* spricht: „Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten sich, dass in dem Stamme des grossen Baumes keine Nische mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja, dass sogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenwesen trieben, und sie hätten gern, mit geweihter Axt, gleich dem heil. Bonifacius, diese alte Zaubereiche gefällt; die *Neugläubigen*, die *Apostel des Liberalismus*, ärgerten sich im Gegentheile, dass man diesen Baum nicht zu einem Freyheitsbaume und am allerwenigsten zu einer *Barricade* benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf seinen Wipfel eine rothe Mütze stecken, und darunter die Carmagnole tanzen. Das grosse Publicum aber verehrte diesen Baum, eben weil er so selbstständig herrlich war, weil er so lieblich die ganze Welt mit seinem Wohldufte erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll bis in den Himmel ragten, so dass es aussah, als seyen die Sterne nur die goldenen Früchte des grossen Wunderbaumes."

In späteren Artikeln will Hr. *H.* von den neuen Dichtern sprechen, welche während der *Goethe*'schen Kaiserzeit hervorgetreten, und die ein junger Wald seyen, dessen Stämme erst jetzt ihre Grösse zeigten, seitdem die hundertjährige Eiche gefallen sey. Möchte er nur mit etwas mehr Wahrheitssinn die Literatur seines Vaterlandes den Franzosen darstellen, mag er dann immerhin sich selbst als die höchste Eiche in diesem jungen Walde schildern! A. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Ricker: *Die freye protestantische Kirche*, oder *die kirchlichen Verfassungsgrundsätze des Evangeliums.* Von *H. C. M. Rettig* (jetzt Prof. in Zürich). 1832. XX und 331 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Diese, den regierenden Fürsten und Ständen der beiden Hessen gewidmete, Schrift ist zwar schon vor länger als zwey Jahren erschienen, und der lebhafte Schriftwechsel über die Kirchenverfassung hat sich indessen ziemlich gelegt, und das Urtheil über diesen Gegenstand, wie zu erwarten war, seitdem so

festgestellt, dass es scheinen dürfte, als ob diese Schrift, welche auf dem einen Extreme steht, als schon gerichtet, nun unbeachtet bleiben könnte: allein sie ist auf der anderen Seite als die consequenteste Durchführung des demokratischen Kirchensystems so wichtig, und enthält in ihren Einzelnheiten so viel der Beachtung Werthes, dass, so wenig man ihr in der Hauptsache beystimmen kann, sie doch immer ein bedeutender Beytrag zu der derartigen Literatur bleibt, und desshalb eine Anzeige derselben in diesen Blättern nicht fehlen darf.

In dem Gesagten ist der Hauptinhalt, so wie unser Urtheil über diese Schrift bereits ausgedrückt. Wenn man die jetzigen Kirchenrechtslehrer in Territorialisten, in Collegialisten und Constitutionelle eintheilen kann, so, dass die ersten die Kirche nur als Staatsanstalt betrachten, die anderen ihr volle Selbstständigkeit zusprechen, die dritten aber sich in einer richtigen Mitte haltend dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist: so ist doch selten einer dieser Parteymänner so consequent, dass er nicht dem Systeme seines Nachbars einen, wenn oft auch nur unmerklichen, Einfluss auf das seinige gestatten sollte. Die strengsten Territorialisten haben doch oft der Kirche in der niederen Sphäre grosse Freyheiten, z. B. rücksichtlich des Kirchenguts, der Predigerwahlen, der Liturgie u. dgl. zugestanden, und die Collegialisten haben doch oft eingesehen, dass sie die Mitwirkung des Staats für ihre Zwecke nicht entbehren können, so wie die Constitutionellen ohnediess beide Gewalten an- und aufnehmen, und das Kirchenregiment unter beide vertheilen. Unser Verfasser aber hat eine solche Inconsequenz (die wir übrigens, wo sie gefunden wird, gar nicht tadeln wollen, sondern aus dem Erfahrungsgesichtspuncte sogar loben müssen) sich nicht zu Schulden kommen lassen; sein Collegialsystem ist ein rein demokratisches, welches allen Einfluss der Territorialgewalt abwehrt. Rec. gesteht, dass er sich zu dem gemischten Kirchenregimente, der richtigen Mitte, bekennt, und, wenn ihm keine Wahl bliebe, lieber dem strengsten Territorialismus oder Episcopalsysteme als der Demagogie huldigen würde: gleichwohl lässt er dem Versuche des Vfs., eine ideale Kirchenverfassung aufzubauen, volle Gerechtigkeit widerfahren; und es mag dieser Versuch eines philosophischen, natürlichen Kirchenrechts, wie er hier mit Scharfsinn aufgestellt ist, für die Schule gar nicht ohne Werth seyn, wenn wir auch für das Leben, welches auf historischer Basis ruht, und wo die Theorie durch die Erfahrung modificirt wird, keinen unmittelbaren Gebrauch davon machen können.

Der Vf. zerfällt seine Schrift in drey Bücher, deren jedes wieder mehrere Abschnitte hat. Das erste Buch handelt vom Verhältnisse des Staates und der *Kirche*, wo er sich für die völlige Trennung beider Anstalten ausspricht, und solche mit Gründen zu rechtfertigen bemüht ist. Wir bemerken nur, dass die Gründe insgesammt jene einseitige Ansicht vom Staate, nach welcher er eine blosse Rechtsanstalt ist, voraussetzen, denn sonst hätte der Vf. nicht sagen können, dass der Zweck der Religionsgesellschaften dem Staatszwecke völlig fremd sey. Dass bey der beabsichtigten Trennung die Kirche auf Befreyung von Staatslasten, noch vielmehr auf Unterstützung von Seiten des Staats, keine Ansprüche hat, versteht sich; dass aber die Volksschule auch von der Kirche getrennt und als blosse Staatsanstalt betrachtet werden müsse, ist selbst bey diesem Systeme nicht nothwendig, bey den beiden anderen Systemen, wo Staat und Kirche mehrfach zusammenwirken, durch nichts gerechtfertigt, und jedenfalls unheilvoll.

Das zweyte Buch handelt von der Organisation der kirchlichen Einzelgemeinden, und legt in acht Abschnitten die ganze Verfassung der Kirche dar, wie sie Hr. *Rettig* sich idealisirt hat, namentlich wird hier von den Presbyterien, den Diakonieen (Kirchenbeamten), Gesellschaftsrechten u. s. w. der Kirche gesprochen. Dass hier alle historischen Bevorrechtigungen, namentlich das Patronatrecht, aufgehoben werden, lässt sich denken; aber das hat der Vf. nicht entkräften können, dass bey Aufhebung solcher Rechte, die gewöhnlich unter lästigem Titel erworben worden sind, auch die Stiftungen und Dotationen zurückgegeben werden müssten, welche gewissermassen der Kaufpreis für die fraglichen Rechte waren. Rec. scheinen die Angriffe auf die Präsentationsrechte, die man in neuerer Zeit so oft und in so vielen Formen wiederholt hat, zu den gröbsten Ungerechtigkeiten zu gehören, und jedenfalls sind sie ein Zeichen grossen Undanks. Weit Mehreres lässt sich gegen das landesherrliche und noch mehr gegen das stadträthliche Patronatsrecht sagen, da solches doch offenbar und zugestandener Weise in angeblichem (nirgends erwiesenem) Auftrage der Gemeinden geübt wird; und doch möchte Rec. auch diese Gerechtsame nicht ohne Weiteres zu Gunsten einer unpraktischen Idee aufgeben.

Das dritte Buch enthält die Organisation der kirchlichen Sammtgemeinden, oder Synoden, und handelt von den Zwecken der Synoden, der Organisation der Repräsentation der Sammtgemeinde, und der Synodalregierung. Wir verweilen nur bey letzter einen Augenblick. Der Vf. versteht unter der Synodalregierung einen permanenten Ausschuss der Generalsynode, beauftragt alle dringenden und currenten Geschäfte des Kirchenregiments zu erledigen; also — ein Consistorium, nur dass es nicht aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, sondern Namens der Kirchenvertretung handelt. Wir sehen den Gewinn nicht ab, der daraus entspringen soll, fürchten vielmehr, dass eine solche, da sie des weltlichen Amts entbehrt, machtlose Behörde gar bald in Nutzlosigkeit und Verachtung sinken werde.

Ueberhaupt mag man wohl beherzigen, dass der gesammte kirchliche Zustand, namentlich die Verhältnisse des geistlichen Standes, und das Stiftungswesen in einem solchen projectirten Zustande an einer völligen Schutzlosigkeit erkranken würde, es sey denn, dass man die Einrichtungen und Verpflichtun-

gen unter den Schutz des Staats stellte, und dessen Gewährleistung sich erböte. Dann aber würde nothwendig der Staat auch wieder eine besondere Einsicht und Mitwirkung in die Gesellschaftsverfassung in Anspruch nehmen; und es würde — ziemlich das Alte werden. Wir verkennen die gute Absicht und den Scharfsinn nicht, mit welchem Hr. *R.* sein System dargestellt hat; aber seine Ausführbarkeit, und wenn diese behauptet werden könnte, seine Nützlichkeit müssen wir bezweifeln. Es ist ein Luftschloss, eine *fata morgana*, an deren Anblick man sich wohl einen Augenblick weidet, die aber in der Wirklichkeit nirgends Platz haben kann; ja, näher besehen, muss man das Trugbild nur perhorresciren. Die Kirche kann und soll sich von dem christlichen Staate nie ganz trennen, sondern es soll und kann wohl, wie in einer guten Gemeindeordnung, der Staat auch den Kirchengemeinden gewisse Freyheiten, namentlich in Bezug auf die Verwaltung des Kirchenguts, der Beamtenwahlen u. dgl. zugestehen; kann und soll auch bey Erlassung der Kirchengesetze die Repräsentanten der Kirche eben so hören, wie die Volksvertreter bey den Civilgesetzen: aber die Oberaufsicht über das Ganze, und die Vollstreckung der Gesetze verbleibe dem Staate und den von ihm autorisirten Behörden. Gleichförmigkeit in dem Dogma, der Liturgie, der Verfassung, welche wenigstens in letzter Rücksicht gewiss wünschenswerth ist, wird durch freye Synoden nie bewirkt werden; ja man würde das Schauspiel wiederkehren sehen, welches dem Christenthume in den ersten Jahrhunderten die Verachtung gebildeter Heiden zuzog, dass sich die Bischöfe durch Zank und Schlägereyen für ihre Meinungen gegenseitig zu nöthigen suchten. Rec. hasst alle unnöthigen Beschränkungen, aber alle nöthigen sind ihm heilig und theuer, und er sieht das grösste Uebel darin, diese heilsamen Schranken niedertreten zu wollen. Frey sey daher das Dogma, frey die Verwaltung des Kirchenguts innerhalb der von der Behörde bewachten Grenzen, frey und einflussreich die Theilnahme an der Beamtenwahl, in sofern die Geschichte nicht das Recht beschränkt hat; aber gebunden sey die Liturgie, gebunden die äussere hierarchische Verfassung; gebunden die gesammte Amtsverwaltung der Geistlichen und die kirchlichen Verhältnisse des Volks, gebunden durch das Oberaufsichts-, Schutz- und Schirm-Recht des Staats, der nicht zugeben kann, dass in seinem Kreise sich irgend etwas bewege, was seiner Zustimmung entbehren, und möglicher Weise seinen Zwecken entgegen seyn könnte. Der Staat, so dünkt uns, wird immer wohl thun, frey zu lassen, was ohne Nachtheil frey gelassen werden kann, aber er muss auch festhalten, was er nicht entbehren kann. Gebe der Himmel uns nur recht und ächt christliche Staatenführer, so wird und kann die innige Verbindung der Kirche mit dem Staate nur heilsam seyn!

Können wir demnach dem Vf. in der Hauptsache nicht beystimmen, so haben uns doch Einzelnheiten sehr angesprochen, wogegen auch Manches, was dem Vf. als Missbrauch erscheint, von ihm, mit völliger Unkenntniss, allzu grell dargestellt ist. Wie aber der Vf. sein Buch den berathenden und ausführenden Behörden als etwas Ausführbares hat darbieten können, das ist nur aus einer völligen Selbsttäuschung erklärbar.

D. Ch. W.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Meissen*, b. Klinkicht u. Sohn: *Novellen* und Erzählungen aus dem Gebiete der Wirklichkeit und der Phantasie, von *Karl Grumbach*. 1834. 194 S. 8.

Esel sind nicht selten Triebfeder und bewegende Kraft im Leben, wie im Romane; dann aber sind sie doch nur figürlich gemeint, hier aber in der Novelle, *der Liebe Leid und Lohn*, schürzt und löst ein veritabler Mülleresel den Knoten, er macht das Pferd einer jungen Gräfin scheu, wodurch deren Mann zum fröhlichen Wittwer wird, und da seine Geliebte durch den Tod eines Onkels reich wird, vielleicht operirte dabey ebenfalls ein Grauchen, so steht der Heirath nichts mehr im Wege.

Die *Zürcher Mordnacht* erzählt von den Schicksalen zweyer Liebenden, die politischer Meinungsstreit und boshafte selbstsüchtige Lästerungen trennte, bis der Tod sie vereint, den der Mann auf dem Schlachtfelde, das Mädchen am gebrochenen Herzen fand.

Die *Kunstausstellung*, oder *sie finden sich dennoch*, erklärt halb der Titel, und es ist bloss zuzufügen, dass die gesuchte und gefundene Dame, die so beliebte Abart der misshandelten, nachmals erhöhten Aschenbrödel ist.

Der *gelösete Zauber* treibt ganz mit Unrecht übernatürliche Künste, äfft das Mährchen ungeschickt nach, gleich als wüsste der Verfertiger nur aus abgebrochenen unzusammenhängenden Worten, was es mit dem Mährchen für eine Bewandniss habe. Sein Zauberer konnte ein reich gewordener Handelsmann seyn, dem eine speculirende Wittwe ihr artiges Töchterchen (hier die Prinzessin Fatime) lieber zufreyen möchte, als dem jungen, aber armen Oekonomen, den das hübsche Kind lieber leiden mag, als den alten reichen Herrn in der Stadt. Fee Speranda war in eine gutherzige Edelfrau umzusetzen, die auf leidliche Bedingungen den Oekonomen zum Pachter ihrer Güter annimmt, der denn eben sowohl, wie Aladdin im Mährchen, die Wüsteneyen urbar machen, und mit seiner Herzallerliebsten sich tüchtig rühren, als ein wohlbehaltener Mann leben könnte. Bey solcher Erfindung, zu solchem Zwecke, sind Feen und Zauberer unverzeihlicher Luxus.

Wären sämmtliche Numern der zweyten der *Zürcher Mordnacht* gleich an Werth, so könnte diese Novellen-Sammlung für eine der vorzüglichsten gelten.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

RHETORIK.

Leipzig, b. Göschen: *Die Arithmetik der Sprache,* oder: der Redner durch sich selbst. Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude, von M. *Langenschwarz.* 1834. XXIV u. 271 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wir begrüssen dieses Werk als einen schätzbaren Beytrag zu neuen Fortschritten der Rhetorik und der Psychologie, und räumen dem Vf. das Verdienst ein, „die Bahn zu einem ganz neuen Gebiete der rhetorischen Philosophie im Interesse der Zeit und Menschheit wenigstens eröffnet zu haben," wie er sich in der Vorrede hierüber ausdrückt. „Durch meine Laufbahn als *Improvisator* (sagt er weiterhin) auf den Weg zu meinem Inneren geleitet, gelangte ich über die eigentliche Triebfeder und ausübungsfähige Kraft der Sprache zur Klarheit, und gebe die Resultate meiner Erkenntniss hier so einfach wieder, als sie mir selbst wurden; wobey ich den einzigen Zweck habe, zur *sichereren* Ausbreitung der öffentlichen und gesellschaftlichen Rede mein Schärflein beyzutragen." „Die trefflichsten, bis jetzt über Rhetorik erschienenen, Werke erreichten (nach des Vfs. Ermessen) den beabsichtigten Erfolg deshalb nur zum Theil oder auch gar nicht, weil sie die Vervollkommnung der allgemeinsten menschlichen Fähigkeit auf dem Wege der *Induction* zu bewerkstelligen vermeinten, während doch diese Vervollkommnung einzig und allein die Erkenntniss der *Ideenverbindung* zur Grundlage haben, also nur auf dem Wege der *Exduction* [Eduction] bewirkt werden kann." — Mag es auch manchen, mehr durch Natur als durch Kunst gebildeten Redner gegeben haben und noch geben, welcher, dafern nur durch Erfahrung und Umgang geübte Urtheilskraft, Lectüre, Studium und günstige äussere Verhältnisse sein Talent zur Entwickelung und Reife gebracht haben, nicht nothwendig aller der tiefen und scharfsinnigen Untersuchungen bedarf, wie ihm in diesem Werke vorgelegt werden; mag auch Manches davon selbst seine Fassungskraft übersteigen: so können diese philosophischen und psychologischen Reflexionen im Allgemeinen zur Aufhellung manches Dunkeln im Gebiete seiner Kunst doch nicht ohne Nutzen seyn, und gewähren sonst noch überhaupt viel Belehrung. Auch giebt es darin, weil der Vf. immer auf das Praktische sieht und aus eigener Erfahrung spricht, viele für Jedermann fassliche und anziehende Partieen. Das („der Menschheit gewidmete") Werk ist übrigens zu reichhaltig und zu genau durch inneren Zusammenhang verbunden, als dass Rec. einen Auszug desselben geben könnte. Er begnügt sich, die Ideen des Vfs. anzudeuten, Einiges hervorzuheben, und, wo es nöthig schien, mit Erinnerungen zu begleiten.

„Redekunst (heisst es S. IX) ist die Fähigkeit: eine gerundete, zusammenhängende, und den *inneren* Menschen berührende Darstellung bestimmter Empfindungen [warum nicht *Gedanken?*] dergestalt durch die Sprache kund zu geben, dass die in unserer Seele gebildeten Begriffe sich, zur Erreichung einer bestimmten Absicht, der Denkkraft Anderer lenkend [wohin lenkend?] anschliessen." Die Vorrede, aus der wir diese Definition nahmen, und welche vorzüglich schön geschrieben ist, enthält viel Treffliches und Wahres. Nur *gemusicirt* für *musicirt* ist ein Flecken. — Um zur Redekunst zu gelangen, lehrt unser Vf., müsse die Grundlage des Studiums im Erforschen der innersten Wesenheit unseres *geistigen* Zustandes und in der Uebung der *geistigen* Sprachkraft bestehen. Dazu soll seine *geistige Arithmetik* dienen, und er legt so dem durch die Sprache sich verlautbarenden Denkvermögen eine *Reihung (Addition), Trennung (Subtraction), Mehrung (Multiplication)* und *Fügung (Division)* der Gedanken zum Grunde. Durch Befolgung seines rhetorischen Systems soll selbst der ungeübteste Redner nach und nach seiner Empfindungen und Ideen so Meister werden, um sie unvorbereitet und ohne Anstoss klar, geordnet, zusammenhängend auszusprechen.

1. *Der Gedanke (Grundverhältniss). Theorie. Die neuen Grundzahlen.* Das Gebäude der Sprache oder die Rede beruhet auf dem Vereine der Ideen, der Gedanke selbst auf der geordneten Empfindung und auf der Einheit in ihrer [der Empfindung oder der Ideen?] Anwendung. Die Grundordnung der zusammenhängenden Rede beruht auf der richtigen Verkettung der erwachten Gedanken. Die schnelle und richtige Verkettung des Gedankens [der Gedanken, sollte es wohl heissen] beruht auf der richtigsten [kann sie mehr, als eine *richtige* seyn?] und einfachsten Verbindung der Empfindungen (S. 6). Die den Menschen auszeichnende Fähigkeit, zu sprechen, erklärt der Vf. für die Fähigkeit der geregelten Lautwerdung seiner in ihm erwachten Vorstellungen und Begriffe. Kürzer und vielleicht sprachgemässer würden wir sagen: die Fähigkeit, seine Vorstellungen (unter welche auch die Begriffe gehören) auf geregelte Art hörbar auszudrücken — oder durch geregelte

Laute mitzutheilen. Eine feine pſychologiſche Bemerkung findet ſich über Erinnerung und Gedächtniſs S. 8: „Blieben die von der Seele aufgenommenen Empfindungen nach deren Aufnahme ſo vermiſcht und ungeordnet in ihr, als ſie dieſelben empfing, ſo wären *Erinnerung* und *Gedächtniſs* bedeutungsloſe, nichtsſagende Begriffe.“ Bedingniſſe der Rede ſind: daſs wir uns dieſer Ordnung bewuſst werden, ſie erkennen und frey gebrauchen lernen, wozu auch Vergleichung des Aehnlichen und des Entgegengeſetzten erfodert wird. Unſere Rede kann aber nur dann zuſammenhängend werden, wenn auch das *Bewuſstſeyn* der vergegenwärtigten Empfindungen in *ununterbrochener* Klarheit unſerem Geiſte gegenwärtig bleibt; kurz: wenn wir *Geiſtesgegenwart* beſitzen (S. 19). Hieran ſchlieſst ſich eine intereſſante Vergleichung zwiſchen den Producten des Redners und des Malers (S. 20). Doch wir kehren zum eigentlichen Syſteme des Vfs. zurück, und charakteriſiren deſſen erſten Theil mit ſeinen eigenen Worten (S. 34): „Gleich wie die Arithmetik *neun Grundzahlen* hat, von denen *acht* wieder durch die erſten entſtehen, indem dieſe darin enthalten iſt, und gleich wie aus dieſen neun Grundzahlen alle möglichen übrigen Zahlenverhältniſſe und Summen zuſammengeſetzt werden können, alſo, könnte man ſagen, hat auch die *Sprache*, zur Erhebung des Redebaues, *neun Grundſtufen* oder Grundzahlen, von denen *acht*, wie bey jener, durch die *erſte* entſtehen, und aus welchen, wie wir aus den folgenden Abtheilungen erkennen werden, alle Rede-Summen zuſammengeſetzt werden müſſen. Dieſe Grundzahlen der Rede ſind:

1 = Ordnungseinheit
2 = Erkenntniſs
3 = Erinnerung
4 = Bleibendes Bewuſstſeyn
5 = Ueberſicht
6 = Eintheilung
7 = Beſtimmung
8 = Läuterung
9 = Klarheit

} der Empfindungen.

Aus der richtigen Proportion dieſer Grundzahlen entſteht die richtige *Gedanken-Summe*, oder die *richtige Rede.*

Auch die *Null* iſt nicht vergeſſen (S. 34, 35). Sie iſt die noch unangewieſene, d. h. noch in kein beſtimmtes Verhältniſs zu einer Hauptempfindung getretene Nebenempfindung.“ Der Vf. erläutert dieſs durch die Reden Träumender und Wahnſinniger. — Unter der Ueberſchrift *Praxis* (S. 38 bis 58) finden ſich ſehr zweckmäſsige Erörterungen des Vorgetragenen, was Klarheit, Ordnung u. ſ. f. betrifft, durch Beyſpiele der mannichfaltigſten Art.

II. *Gedankenreihung* (Addition). „Die *Seele an und für ſich* (ſagt der Vf. S. 63) iſt die Klarheit der intellectuellen Grundkraft (?). Unter dem nachher vorkommenden ungewöhnlichen Wort *Reconfortation* kann doch nur Wiederverſtärkung verſtanden werden? S. 72 wird der Unterſchied zwiſchen der eigentlichen Rede und der bloſsen Converſation entwickelt, und die Converſationsrede im Ganzen als eine Addition in Brüchen dargeſtellt.

Bekannt, aber nicht genug zu wiederholen iſt die Wahrheit, mit deren Ausſpruch der Vf. dieſen Abſchnitt beſchlieſst: „Die einfachſte Darſtellung deſſen, von dem man ſich durchdrungen fühlt, iſt das Zweckmäſsigſte, ſo lange man nicht ſeine Fähigkeit zu gröſseren Unternehmungen ſtark und vollkommen genug fühlt. Die wahre Empfindung wird nur klar, wenn ſie vereinfacht iſt. So ſey es mit dem Gedanken, ſo mit der Rede. Und ſelbſt wenn man die Fertigkeit eines *glänzenderen* Redegebäudes [zu einem glänzenden Redegebäude] erlangt hat, ſey der Glanz ein *einfach reiner* Schimmer.“ S. 94 finden wir die Ueberſchrift: *Verbindung des gegenwärtigen Gedankens mit dem zu werdenden* [dem *werdenden*]. *Zu werdend* iſt eben ſo ſprachwidrig, als *zu erſcheinend, zu blühend, zu frierend* u. d. gl. Der Vf. ſagte ja ſelbſt S. 99: „Eine genaue *grammatiſche* Kenntniſs der Sprache, in der man redet, gehört mit zu den Haupterfoderniſſen, indem das zweckmäſsige *Einkleiden* des erwachenden Gedankens keiner Zögerung durch etwaigen [etwanigen] Sprachzweifel unterliegen darf.“ Doch finden wir denſelben Verſtoſs wider die Grammatik S. 107: „Während der Rede wird alſo, wie wir erſahen [ſahen], der geiſtige Blick in zwey Hälften getheilt, deren eine ſich mit dem *Vergangenen*, die andere mit dem *zu Kommenden* [dem Kommenden] beſchäftigt.“ Und S. 108 ſtoſsen wir auf das oft gerügte *Jemandem* für *Jemanden* oder *Jemand*; ein Fehler, von dem unſere ſprachkundigeren früheren und ſpäteren Vorfahren nichts wuſsten. Auch S. 111 iſt der Ausdruck den Geſetzen der Sprache nicht ganz gemäſs, obwohl dergleichen jetzt oft geſchrieben und überſehen wird: „mir hat die unüberlegte Hitze eine Strafe bereitet, die hart genug iſt, um meine Heftigkeit *zu beweinen.*“ Dieſs würde eigentlich heiſsen: die Strafe iſt ſo hart, daſs ſie ſelbſt meine Heftigkeit beweint; es ſollte aber heiſsen, „um *mich* meine Heftigkeit beweinen zu machen oder zu laſſen.“

Im III Abſchnitte, *Gedankentrennung* (Subtraction) und vom *Ueberfluſſe der Vorſtellungen* überſchrieben, finden ſich in der Anmerkung S. 127 ff. feine Bemerkungen über den Einfluſs des Schlafes auf Geſundheit, über den Spleen der Briten, Magnetismus u. ſ. f. Es iſt zu rühmen, daſs der Vf. auf die *Willenskraft* in ſeiner Rhetorik ein beſonderes Gewicht legt. So ſagt er S. 141: „Die bloſse Kraft der Seele, Vorſtellungen zu haben, führt ihr bey offenen, wachenden Sinnen fortwährend neue Vorſtellungen zu, ohne daſs unſere Willenskraft ſie im Momente der Aufnahme daran verhindern könnte, und ohne daſs ſie nöthig dazu wäre; die höhere Kraft der Seele aber, ſchon gehabte Vorſtellungen zu beſtimmter Anwendung zu behalten, kann nur durch Willenskraft in Wirkung treten. Alles Wollen erzeugt eine Thätigkeit durch Bewegung, entweder des Körpers oder der Seele. Der Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier beſteht eines Theils

darin: dafs der Menfch durch die Kraft des Willens auch den Geift, das Thier aber nur den Körper in Bewegung fetzt. Wenn auch — was durch gewiffe Erweife bekräftiget ift — in dem Thiere eine Art von Geift exiftirt, fo befitzt diefer nur die Kraft der Einwirkung auf den Körper — nicht aber die der Zurückwirkung auf fich felbst.“ Sehr treffend und wahr!

S. 143 ff. finden fich interessante Bemerkungen über ein *Erkennungs*- und Abftractions-Vermögen der Thiere. Die dem Vf. eigene Unterfcheidung zwifchen *Erkennungs*- und *Erkenntnifs*-Vermögen meint Rec. fo zu rechtfertigen. Sie find wohl fähig, Einzelnes und Befonderes finnlich zu erkennen und folglich zu unterfcheiden, auch an finnlichen Merkmalen wiederzuerkennen; jedoch nicht allgemeine *Erkenntniffe* daraus zu bilden; fie haben daher kein eigentliches Erkenntnifsvermögen. So gern wir aber auch manchen vorzüglicheren Thierarten Fähigkeiten zugeftehen, die ihnen Stolz oder Befchränktheit des Menfchen abftreiten möchte, fo wird doch leicht Manches vom Menfchen auf das Thier übergetragen, was ihm nur als Vernunftwefen zukommen könnte, das fich feiner felbst deutlich bewufst, Ich oder Perfon heifst, wie S. 147 das *Gefühl freywilliger Exiftenz*. Denn das Thier wird immer durch finnliche Reize getrieben und durch die mächtigften in feinen Aeufserungen beftimmt; es wird angezogen und abgefchreckt, gelockt und vertrieben, und erkennt an gewiffen Merkmalen die Gegenftände feiner Luft und Unluft wieder, äufsert fich auch nach feiner eigenen Befchaffenheit mehr oder weniger lebhaft durch fein Benehmen in Bezug auf die fcheinbaren Quellen feines Behagens und feines Schmerzes. In fofern begleitet feine Begierden Hoffnung und Furcht, die doch häufig nur von augenblicklicher Dauer und nie von allgemeiner Beziehung auf mögliche Fälle einer entfernteren Zukunft ift. Gewohnheit beherrfcht das Thier, fo dafs es in neuen Lagen fich oft nicht zu helfen weifs, oder verkümmert und untergeht.

„Der Gehalt der Rede (lehrt S. 152) liegt in der, mehr oder minder ans Licht tretenden, Verfinnlichung ihres *Grund*gegenftandes und deffen [feines] *unbedingten Werthgehaltes* — nicht aber in der gröfseren Anzahl von erläuterten Begriffen. Der Zuhörer mufs (S. 154 ff.) in der Darftellung des Redners *fich felbst wiederfinden*, nicht aber durch einen Strom nicht nothwendiger, überflüffiger Nebenbegriffe von fich felbst *abgeleitet* werden u. f. f.“ Hierauf folgt ein Abfchnitt: *Subtraction geregelter Hauptbegriffe*. Keine menfchliche Vorftellung, fagt der Vf., ift unauflösbar (?). Für Vorftellung follte wenigftens *Begriff* ftehen. Denn unauflösliche, fchlechthin einfache Vorftellungen giebt es doch wohl. Der Vf. führt z. B. einen grofsen Staat an, der als Staat überhaupt feine abgefchloffene Nationaleigenthümlichkeit haben kann, (von) deffen Provinzen aber vielleicht eine jede wieder ihre befondere Nationaleigenthümlichkeit befitzt.

S. 158 ff. geräth der Vf. in das Gebiet methaphyfifcher Speculation, befonders in der Anmerkung zu folgendem Satze: „Indem der Geift die ihm fcheinbar einverleibten Empfindungen zu unterfcheiden und zu trennen fucht, wird er *fcheinbar* eine Trennung *mit fich felbst* vornehmen.“ Hierzu eine Anmerkung: „der menfchliche Körper kann fich durch Selbstmord tödten. [Wie vermöchte er diefs? Der Menfch wohl, d. h. die Körper und Geift in fich vereinigende Perfon kann fich *entleiben*, oder mit anderen Worten: die menfchliche Seele kann mittels ihres Leibes ihn felbst feines Lebens berauben, alfo tödten; aber an fich ift er fchon todt, und nur durch die Seele belebt.] Die menfchliche Seele aber kann zu Zeiten nicht einmal gewiffe Empfindungen in fich erfticken, vielweniger ihr volles geiftiges Leben. Eine abfolute Identität oder ein wirkliches Eins-Seyn alles Körperlichen und Geiftigen kann folglich nicht exiftiren.“ Doch es liegt aufser den Grenzen diefer Beurtheilung, dem Vf. in feiner Argumentation gegen die Identitätsphilofophie weiter zu folgen.

IV. *Gedankenmehrung* (Multiplication). *Das Denken, als Umfaffungsvermögen.* „Die menfchliche Umfaffungskraft vermag durch den Gedanken fo ungeheuer zu werden, dafs immer ein Gedanke gewiffermafsen den anderen verfchlingt, und der Menfch entweder eine Welt in einem Gedankenblicke vereiniget, oder auch einen blofsen Punct in hunderte von Gedanken vertheilt.“ Hier verliert fich der Vf. in allgemeine Philofophie oder Metaphyfik. Eine Prüfung feiner eigenthümlichen Ideen würde hier zu weit führen. Wir wollen blofs einen Hauptfatz angeben, von dem er ausgeht S. 174. „Wenn zwar nichts wirklich in uns felbst — fondern Alles nur wirklich in einer Urkraft, und wenn ferner der Menfch blofs Theilgedanke eines unendlichen Urgedankens, und kein Denken möglich ohne diefen Urgedanken ift — fo giebt es dennoch ein menfchliches *Selbftdenken, durch Neigung*: der *Gedanke* aber erweckt nicht die *Neigung*, fondern die *Neigung* den Gedanken. Unfere Empfindungen werden vorher Neigungen, ehe fie Gedanken werden.“ Es findet fich hier, S. 174 ff. und in den Anmerkungen, viel Scharffinniges und Wahres, bey dem wir aber nicht verweilen können. — S. 156 behauptet der Vf., „*keine* menfchliche Vorftellung fey unauflösbar,“ was Rec. nicht zugeben kann. — S. 196 ff. wird von der Kanzelberedfamkeit viel Wahres bemerkt. Aber zur Rechtfertigung derer liefse fich doch Manches vorbringen, welche Predigten (fo wie andere Vorträge) im Voraus abfaffen und dem Gedächtnifs einprägen, um auf die oft unvermeidlichen ungünftigften Umftände beym Auftreten vor ihrer Verfammlung bereit und gefichert zu feyn.

Die Mehrung eines Hauptbegriffes durch unähnliche Theilgegenftände ift das, was der Vf. Multiplication verfchiedenartiger Begriffe durch einen Hauptbegriff nennt. (S. 202.) Aber in Beyfpielen über Weglaffung und Vermeidung des Ungehörigen und Unpaffenden wird der Vf. S. 207 unnöthigerweife umftändlich, da fich diefs Alles ja von felbst verfteht.

Interessanter ist, was er S. 208 von der *Satire* und der *Episode* erwähnt und zur Erläuterung beybringt.

V. *Gedankenfügung* (Division). S. 219 ff. Dem Witz des Vfs. über *die* Empfindung und *den* Gedanken liesse sich wohl Manches entgegensetzen, wenn man z. B. annimmt, dass im Weiblichen mehr Empfindung, im Männlichen mehr Gedanke und Verstand vorherrscht. — „Gedanken*fügung* ist das Höchste bey der Rede. Sie besteht darin: *richtig zu vertheilen*, so dass ein jeder Begriff nur die ihm gebührende Gedankensumme erhält. Da nun bey der Darstellung nicht durchgehends ein Begriff eben so viel wie der andere erhalten kann, so müssen bey jeder Darstellung *mehrere* Divisionen Statt finden (S. 222). Die Gedankenfügung zerfällt in a) Vertheilung der unabhängigen Nebenbegriffe durch die vom Hauptgegenstande bedingten; b) Vertheilung der abhängigen oder bedingten Begriffe unter einander selbst (S. 229). Rhetorische *Improvisation*. *Voraus*denken bey der Rede (S. 232). Der Redner muss es dahin bringen, dass er, während er den einen Gedankenkreis noch in Worte kleidet oder ausspricht, schon den folgenden in sich ausbildet, und dergestalt in ununterbrochener Ideenfolge sich fort zu bewegen vermag (S. 233). Nirgends zeigt sich die Ideen-Association erhabener und reicher, als bey dem improvisirenden Redner, wenn er völlig Herr seiner Willenskraft ist, und mit vollkommener Ruhe und Geistesgegenwart sich der inneren Fixirung seines Gegenstandes hingiebt (S. 235). Der improvisirende Redner muss sich bey der Darstellung von seinen Ideen umgeben sehen, wie von einem Kreise liebender Kinder, die er mit Sorgfalt und Kenntniss ihrer Gemüthsart aus seiner Seele hinausschickt, um sie den Empfindungen seiner Zuhörer zur Pflege zu übergeben" (S. 236). Hier ist der Verfasser ganz in seinem Elemente, und entwickelt schön und trefflich Alles, was zur Improvisation gehört. Wie tief er hier in die verschiedenen Thätigkeiten des Geistes bey dem improvisirenden Redner eingedrungen ist, muss man selbst nachlesen. *Gedankeneinkleidung* (Regeln der Anwendung) (S. 249 — 271).

L. F. M.

GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten*, auf seinen geschichtlichen Grundlagen und nach seiner Beurkundung bey der Bundesversammlung und den Landtägen. 1820. XII u. 652 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

In England erschien noch vor Kurzem eine sehr beachtungswerthe Zeitschrift: *Retrospective Review*, bestimmt, gänzlich übersehene oder einseitig und ungenügend beurtheilte Werke von Neuem durch bessere und gründlichere Beurtheilungen dem Publicum ins Andenken zurückzurufen, um sie so einer Vergessenheit zu entreissen, der sie sonst unausbleiblich für immer verfallen wären. Eine solche Zeitschrift thäte auch uns Noth. Denn wie viele ausgezeichnete Werke unserer Literatur werden entweder gar nicht, oder nicht nach Verdienst in unseren öffentlichen Blättern beurtheilt! Einen Beweis von dem Gesagten liefert vorliegendes Werk, das zur Zeit seiner Erscheinung von den meisten unserer kritischen Blätter entweder ganz ignorirt, oder von einigen wenigen nur höchst ungenügend beurtheilt ward. Gleichwohl sind unter den neuesten historischen Schriften unseres Vaterlandes gar wenige, von welchen wir uns so angezogen fühlen als von der vorliegenden, welche den Hrn. Geh. Staatsrath *Bosse* in Braunschweig zum Verfasser hat. Sie enthält nicht bloss Schlachtenbeschreibungen und Kriegsdarstellungen, wovon die meisten solcher Schriften angefüllt sind, sondern wir finden hier auch die Geschichte der Staatswirthschaft der deutschen Bundesstaaten in einem würdigen Stile dargestellt. Dabey darf nicht unerwähnt gelassen werden, dass dem Vf. zwar viele Materialien zu Gebote standen, die er aber durchaus nicht verarbeitet, sondern im Ganzen als eine *rudis indigestaque moles* erhielt. Um so höher steigt sein Verdienst, aus solchem Stoffe ein so vollendetes Werk geliefert zu haben. Statt des gewählten Titels würden wir folgenden vorgezogen haben: „*Geschichte Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf dessen Staatswirthschaft und landständische Regierung.*" Gewünscht hätten wir noch, dass der Vf. uns hier eine vergleichende Uebersicht der *Beamtenwelt* in dem Wachsthume ihrer Zahl und ihrer Besoldung, in den verschiedenen Perioden bis zur gegenwärtigen Zeit mitgetheilt hätte. Eine solche statistische Vergleichung rücksichtlich der Dienerschaft eines Fürsten aus dem Mittelalter, wo wir z. B. lesen, dass ein gewisser nicht ganz unbedeutender deutscher Herzogssohn jährlich nur ein Paar hundert Thaler Apanagengelder empfangen, und sein ganzer Hofstaat aus einer *Gärtnerschen* — so heisst es in der alten Chronik *verbotenus* — und zwey Stallknechten bestanden hätte, solche statistischen Vergleichungen der früheren Zeit mit der Gegenwart würden das Interesse des Werks sehr vermehrt haben. Dann wünschten wir bey einer zweyten Auflage des Werkes, dass der Vf. dasselbe bis auf die neueste Zeit fortführte.

Der correcte Druck und das Aeussere dieses Buches überhaupt sind seinem inneren Werthe entsprechend.

Br. Ds.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Glogau und Leipzig, in der Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung von Heymann: *Erinnerungen eines alten preussischen Officiers aus den Feldzügen von* 1792, 1793 *und* 1794 *in Frankreich und am Rhein.* 1833. 104 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser interessanten Schrift hat sich nicht genannt; man muss daher voraussetzen, dass er seinen Namen auch nicht genannt wissen will. Dem gebildeten Militär darf aber wohl dieser gefeierte Name nicht erst genannt werden, da man in der geistreichen, launigen Darstellung der Begebenheiten, an dem humoristischen Stile und der kräftigen naiven Sprache den geistreichen Verfasser so vieler ausgezeichneter militärischer Werke gar bald wieder erkennt. Der Vf. liefert zwar keine Geschichte der Feldzüge von 1792 — 94; er setzt vielmehr die Kenntniss dieser Geschichte bey dem Leser fast immer voraus, erwähnt die einzelnen Begebenheiten nur sehr kurz, giebt aber eine treffliche Charakteristik jener Zeit. Seine Schrift ist daher ein um so schätzenswertherer Beytrag zur Geschichte jener Feldzüge, als man hier durch die gelungene Schilderung von den handelnden Hauptpersonen, der Beschaffenheit der betheiligten Armeen und dem Geiste der damaligen Kriegführung eine sehr klare Anschauung erhält, und das Räthselhafte mancher Begebenheit jener Zeit durch diese Charakteristik aufgeklärt findet. Der Vf. theilt den reichhaltigen Stoff seiner Erinnerungen in folgenden Abschnitten mit, deren jeder zwar nur einige Seiten, aber einen Schatz von Erfahrungen enthält, und für den Soldaten höchst lehrreich, so wie das ganze Werk für alle Stände sehr anziehend ist.

Der Feldzug 1792 beginnt mit einem interessanten Vergleiche der Thaten und dem Erfolge der preussischen Heere in den Jahren 1792 und 1814, bey welchem der Herzog von Braunschweig eben nicht sehr glänzend erscheint. Man kann nur schmerzlich bedauern, dass eine für die Alliirten so vortheilhaft stehende Partie durch den in sublimen Ideen schwebenden Spieler verloren ging. Indem der Vf. bemüht ist, die Schwächen und Mängel der damaligen Kriegführung, die Zeitverschwendung, so wie die Nichtigkeit der Hindernisse, durch welche sich damals sonst ganz gescheite Leute bey ihren Handlungen abschrecken und beherrschen liessen, recht klar darzuthun, zeigt er zugleich in wenigen Zügen mit der Sicherheit des praktischen erfahrenen Kriegers den einfachen und richtigen Weg an, den man hätte einschlagen sollen. Sehr lehrreich sind, besonders für den jungen Officier, die Schilderungen der traurigen Folgen, welche die Lehren der damaligen von dem natürlichen Wege in das Gebiet der Künsteley sich verlierenden Schule zum Nachtheile der Armeen und des Landes nach sich zogen. Die Geschichte der Rhein-Campagnen bietet wenig Erfreuliches, hat aber den Nutzen, dass sie eine Warnungstafel für den angehenden Militär wird, welche ihm durch Thatsachen zeigt, wohin die heillosen Theorieen und Speculationen einer unglücklichen Schulweisheit führen, welche sich von der einfachen Natur in neblige Höhen verschwindelt, und wie der Krieg, welcher sich zwar nur im Kriege wirklich erlernen lässt, im Frieden mit Vorsicht studirt werden müsse. Die alten, praktischen Officiere erkannten damals sehr richtig die Thorheiten jener Kriegskünstler, und sprachen sich sehr treffend darüber aus. So erzählt der Vf. S. 5: „Wolfrath, der alte Husar aus der Schule Friedrichs und Zietens, drückte vorzugsweise sein Misstrauen gegen diese gelehrte Kriegskunst aus, indem er die Jünger derselben sarkastisch „die *Abschneider*" nannte; die Jäger und Husaren von den Vorposten hatten das bald aufgefasst, und hiessen die recognoscirenden Generalstabs-Officiere fortwährend so."

Bey der kurzen, aber charakteristischen Schilderung der Schlacht von Valmy, dem unglücklichen Wendepuncte der neueren Geschichte, indem wohl nicht zu leugnen ist, dass mit der Kanonade gegen die Windmühlen von Valmy das Schicksal Europas entschieden wurde, giebt der Vf. ein treues Bild von dem damaligen Zustande der französischen Freyheitsheere, und fügt hinzu (S. 8): „Alle Gründe, welche den Herzog, nach Angabe seiner Vertheidiger und Lobredner, vom kräftigen Durchführen der Schlacht abhielten, hätten gerade ihn dazu veranlassen müssen." S. 9: „Das Memento aber, welches dem Herzoge auf dem Schlachtfelde einfiel, und ihn durch die Aehnlichkeit der Höhen (von Valmy) mit denen von Johannesberg bey Friedberg in der Wetterau (wo er vor mehr denn 30 Jahren gegen die Franzosen unglücklich gewesen war) erschreckte, erinnert uns an die Homerischen Helden. *Der allmächtige Zeus goss ihm Furcht in die Seele*, ist der Ausdruck des Dichters, wenn die feindselige Gottheit einen solchen Heros am kräftigen Beginnen abhielt, oder das Schicksal überhaupt sein Verderben

beschlossen hat. Vor solchen finsteren Traumgesichtern sollte uns billigerweise unser Christenthum bewahren."

Nachdem der Vf. die Preussen über den Rhein zurückgeleitet hat, erzählt er, dass man 12 Tage gebraucht habe, um die Armee bey Koblenz auf der fliegenden Brücke über den Rhein zu setzen, und fügt S. 14 hinzu: „Es scheint, man habe zu der Zeit nicht daran gedacht, dass man eine Brücke von *Rhein-Schiffen* schlagen könne und müsse." Ein Beweis, wie die gelehrten Strategen jener Zeit in ihrer Ueberbildung das Natürliche ganz unbeachtet liessen.

Das Capitel: *Die Hessen und Rüchel* giebt eine vortheilhafte Schilderung der hessischen Truppen, und widerlegt sehr kräftig das damals herrschende Vorurtheil über das sogenannte „Verkaufen" dieser Truppen an die Engländer nach Amerika. Die Charakteristik des General Rüchel ist sehr treffend, und wird durch die Erzählung von dem Sturme auf Frankfurt S. 22 vervollständigt.

Der Feldzug 1793 enthüllt den Geist und das Wesen der betheiligten Armeen, die in denselben herrschende Kriegführung noch deutlicher, und schildert sehr treu die verschiedenen Generale beider Armeen und deren Eigenschaften, besonders die defensive Natur des Herzogs und die offensive Wurmsers. Dem Soldaten aber erregt es ein wehmüthig bitteres Gefühl, wenn man die gute Sache durch Mangel an Einigkeit und Fähigkeit der Führer untergehen sieht.

Der *Blick in den Elsass und das deutsche Lothringen*, welcher das Land, die Einwohner in den damals daselbst herrschenden Verhältnissen sehen lässt, zeigt die vortheilhafte Stimmung für die deutsche Sache, welche damals noch bey den Bewohnern jener Gegenden, namentlich bey den Landleuten, herrschte.

Der Winterfeldzug. Die österreichische und preussische Armee. Ein Beweis von der Unparteylichkeit des Vfs. ist das, was er, damals selbst Officier in der preussischen Armee, S. 63 von den preussischen Officieren sagt: „Was die Intelligenz — Kriegsgewandheit — der Officiere betrifft, so durfte man sie (abgerechnet die von Friedrich II schon hervorgehobenen, welche dann fast sämmtlich schon Generalsstellen bekleideten, und die jüngeren auf dem Richtwege des Generalstabes und der Adjutantur emporstrebenden) hauptsächlich nur in der Classe der unteren Hauptleute und Subalternen zu finden hoffen. Die Stabs-Officiere und Compagnie-Chefs hatten höchstens dunkle Reminiscenzen aus dem siebenjährigen Kriege, und meist dicke Bäuche. Dagegen hatte auf den jüngeren Officierstand die fortschreitende Cultur der Zeit schon vortheilhaft gewirkt, und empfänglich für alles, sind aus ihm die höheren Befehlshaber hervorgegangen, die 20 Jahre später unsere Schaaren zum Siege führten."

Hoche und die Schlacht von Kaiserslautern giebt dem Leser ein gutes Bild von jenem wahren Sohne der Revolution und seiner Entwickelung.

Die Katastrophe von Weissenburg ist lebhaft und treu geschildert; auch lässt der Vf. hier S. 76 den guten Eigenschaften des Herzogs von Braunschweig volle Gerechtigkeit widerfahren, und stellt ihn als Helden sehr hoch.

Der Rückzug und das dabey bezeigte Benehmen der preussischen Truppen zeigen recht deutlich, was man bey einer, nur einigermassen besseren Führung mit diesen Truppen hätte leisten können.

Die Winterquartiere — Frankfurt im Jahre 1793 *und* 1794 geben eine kurze, aber treffende Beschreibung der Stadt Frankfurt und des Geistes ihrer Bewohner, welche mit einer vortrefflich gelungenen Parallele zwischen Sonst und Jetzt schliesst.

Der Feldzug 1794 beginnt mit einer kurzen Einleitung. Hierauf folgen: *Blücher und die rothen Husaren*, eine treue Skizze des preussischen Helden. — *Die Frühjahrsgefechte bey Kaiserslautern* liefern einen abermaligen Beweis für die laue und kraftlose Art und Weise, in welcher der Krieg damals von Seiten der Alliirten geführt wurde.

Der letzte Act bey Kaiserslautern; der Prinz von Hohenlohe sind eine um so erfreulichere Erinnerung, als der Vf. darin den Verdiensten des fast immer, besonders aber in der letzten Zeit so falsch beurtheilten und seiner Vortrefflichkeit nach als Mensch und Feldherr gleich achtungswerthen Fürsten von Hohenlohe volle Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren lässt.

Wir wünschen, dass der Vf. dieses trefflichen Werkes seine lehrreichen Erinnerungen und Erfahrungen aus den neueren Kriegen von 1806 bis 1815, an denen er unter verschiedenen Verhältnissen und in verschiedenen Armeen so ruhmvollen Antheil genommen hat, dem militärischen Publicum ebenfalls mitzutheilen sich entschliesse.

C. S.

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Grundriss der neueren Kriegsgeschichte*, für den Vortrag von höheren Militär-Schulen. In 3 Abtheilungen. 1832 u. 1833. 340 S. 4. (2 Thlr. 16 gr.)

Wir freuen uns, dass dieses Werk, welches bey seiner ersten, mehr zufälligen Entstehung nur zur Abhülfe eines längst gefühlten Mangels beym Unterrichte bestimmt war, und dem Vf. nur als Leitfaden beym Vortrage, seinen Zuhörern als Anhalt beym Studium der Kriegsgeschichte dienen sollte, jetzt auch dem grossen Publicum zugänglich geworden, da es nicht nur für die Zöglinge der höheren Militärschulen, sondern für das gebildete militärische Publicum überhaupt, von wesentlichem Nutzen ist, und gewiss bey grösserer Verbreitung, zu welcher man es nur eifrig empfehlen kann, sehr bald eine allgemeine dankbare Anerkennung finden wird.

Wer freylich in diesem „*Grundrisse der neueren Kriegsgeschichte*" eine unterhaltende Erzählung, eine beschreibende Skizze der Kriege der letzten Zeit erwartet, der täuscht sich, wird aber, wenn er Freund

der Kriegsgeschichte ist, sich dennoch freuen, die Bekanntschaft eines so schätzbaren Materials für seine Studien gemacht zu haben, und dasselbe gewiss als ein willkommenes, ihm längst schon wünschenswerth erschienenes Geschenk aufnehmen. Es besteht nämlich nur aus einer tabellarischen Uebersicht der militärischen Begebenheiten in den wichtigsten der von 1740 bis 1815 geführten Kriege, wie wir durch *Kohlrausch*, *Bredow*, *Las Casas* u. A. bereits seit längerer Zeit dergleichen Tabellen für die Begebenheiten der Weltgeschichte besitzen. Man findet dennoch hier die Begebenheiten jener Kriege unter genauer Angabe des Datums, der verschiedenen Stärken der Haupt-Corps und selbstständig auftretenden Abtheilungen, der Namen der Befehlshaber dieser letzten, so wie der Ortschaften, bey welchen die Armeen, Corps u. s. w. gefochten oder gestanden haben, mit groser Gewissenhaftigkeit, Sachkenntniss und Schärfe geordnet, und, mit Auslassung alles Räsonnements, in tabellarischer Form zusammengestellt.

Das Ganze bildet 3 Abtheilungen, von denen die erste auf 111 Seiten die Data der Begebenheiten aus den drey schlesischen Kriegen von 1740 bis 1762, und aus den französischen Revolutionskriegen von 1792 bis zum Schlusse des Jahres 1795 darstellt. Die zweyte giebt auf 103 Seiten die Details der Begebenheiten aller Kriege, welche Frankreich von 1796 bis 1807 in Italien, Deutschland und Preussen, so wie 1809 mit Oesterreich und 1812 mit Russland geführt hat. Die dritte Abtheilung endlich enthält die Kriege, welche mit Napoleon in den Jahren 1813 bis 1815 in Deutschland und Frankreich geführt wurden.

Zu jeder Uebersicht einer dieser 3 Perioden führt eine Einleitung, welche jedoch nur in kurzen Capitelüberschriften besteht, deren Inhalt dem Leser auszuführen überlassen bleibt, indem sie gleichsam nur als Themata zur weiteren Ausarbeitung zu betrachten sind. Dem Studirenden aber können dieselben höchst nützlich werden, da sie ihn zum Nachdenken veranlassen, und als Fingerzeig auf das hinweisen, worauf er hauptsächlich seine Aufmerksamkeit zu richten, was er beym Studium der Geschichte jener Kriege vorzüglich zu beachten hat, und was er durch dasselbe lernen soll. Als Beyspiel mag hier die Einleitung zur zweyten Periode von 1796 bis 1812 folgen:

„*Einleitung*."

„Charakteristik der Kriegführung während dieser Periode.

1) *Taktische Verhältnisse*.

Ausgebreitetere und besonders mehr geregelte Anwendung der Tiralleure bey den französischen Heeren.

Häufige Anwendung der Bataillons-Colonnen bey denselben.

Dadurch verminderte Fähigkeit der feindlichen Reiterey, die Schlachten zu entscheiden.

Verminderte Bedeutung der Positionen des Feindes.

Entscheidende Vortheile der Ueberzahl, welche aus diesen taktischen Verhältnissen für die Republicaner hervorgehen.

2) *Verpflegung*.

Bey den französischen Heeren tritt an die Stelle der Verpflegung aus Magazinen die durch das Requisitionssystem. Natur und Bedingung der letzten Verpflegungsart.

Einfluss derselben auf die Operationen, einem Feinde gegenüber, der aus Magazinen lebt. Leichtigkeit aller Bewegungen. Möglichkeit, errungene Vortheile bis zur Vernichtung des Feindes zu verfolgen. Desshalb geringere Bedeutung der Festungen; der frühere Werth der Positionen für die Gegner fast ganz aufgehoben. In einzelnen Fällen Nothwendigkeit, sich weit auszubreiten.

3) *Einfluss*, welchen die Gesammtheit dieser taktischen und Verpflegungs-Verhältnisse auf die *Kriegführung* hatte.

Bedeutende Verminderung der Vortheile des Vertheidigenden, der sie nicht angenommen."

Dieser Text liefert dem Leser gewiss reichlichen Stoff zum Nachdenken, und giebt ihm zugleich Gelegenheit, in der Beantwortung der angeführten Puncte die Resultate seines Studiums selbst zu prüfen.

Der Einleitung folgen die tabellarischen Aufzählungen der Begebenheiten in chronologisch-synchronistischer Form geordnet, welche bey der nöthigen Gründlichkeit doch sorgfältig von allem überflüssigem und so leicht belästigendem Detail frey geblieben sind. Hiebey würde es wünschenswerth seyn und zur Erleichterung der Uebersicht beytragen, wenn die verschiedenen, neben einander stehenden Colonnen der gleichzeitig stattgehabten Begebenheiten durch verticale Linien von einander getrennt, so wie die gleichzeitigen Momente durch horizontale Linien in ein Niveau gebracht worden wären. Der Vf. hat diess wahrscheinlich nur desshalb auszuführen unterlassen, um das Werk durch möglichst geringen Ladenpreis recht gemeinnützig zu machen, da freylich der Druck mit Linien die Kosten bedeutend gesteigert haben dürfte.

Am Schlusse der Uebersicht jedes Krieges folgt eine ziemlich vollständige Nachweisung der besseren Literatur über denselben, die, wenn auch nicht immer ganz erschöpfend, doch jedenfalls sehr schätzbar ist, weil sie nur die besten und Haupt-Quellen für das Studium anzeigt. Der angehende Militär namentlich kann diess nur sehr dankbar anerkennen; denn so Mancher derselben weiss in seinem Drange nach Belehrung nicht, *wie* und *wo* er anfangen, *was* er lesen soll, und aus Unbekanntschaft mit dem rechten Wege und den wahren Quellen vergeudet er nicht selten seine Zeit mit Dreschen leeren Strohes. Aber auch für den älteren Militär hat dieser *Grundriss* einen gewissen Werth. Denn wie der Vf. im Vorworte sehr richtig sagt, so „muss die Kriegsgeschichte, wenn sie zur Belehrung und nicht bloss zur Unterhaltung dienen soll, auch *das Detail* der Bewegungen u. s. w. liefern." Beym Lesen der im Vergleich zur Weltgeschichte an kleinlichen und dennoch nicht unwichtigen Details, als: Zahlen, Namen, Datum u. s. w. nur allzu reichen Kriegsgeschichte verliert man nur zu oft über dem ängstlichen Festhalten am trockenen Detail den Faden der Geschichte, oder man lässt umgekehrt beym Verfolgen des Zusammenhanges der Begebenheiten nur zu leicht das Detail ausser Acht, obgleich dieses gerade das bedingende Princip der letzten ist. Kommt man aber nach einiger Zeit wieder einmal auf das Gele-

ſene zurück, ſo wird man nicht ſelten aus Mangel an Kenntniſs vom Detail verleitet, ein falſches Urtheil über die Begebenheiten zu fällen, wenn man nicht etwa zuvor das Vergeſſene nochmals nachſchlagen und mühſam wieder aufſuchen will. Dieſem Uebelſtande nun hilft dieſe Schrift mit einem Male ab, indem ſie das trockene Detail der Geſchichte von dem Kerne geſondert hat, und ſorgfältig geſammelt dem Studirenden zum Auswendiglernen, ſo wie dem Lehrer zum Anhalten als ſolides Skelett darbietet, welches mit dem Mark der Geſchichte, den Schilderungen der Begebenheiten in ihrem Zuſammenhange, ſo wie der Entwickelung der veranlaſſenden Gründe und Urſachen nebſt deren Wirkungen, nach Gefallen bekleidet werden kann.

Der Vf. hat ſich daher gewiſs ein Verdienſt um das militäriſche Publicum erworben, das um ſo mehr anerkannt werden muſs, als die Zuſammenſtellung des Werkes nicht nur eine höchſt mühſame, ſondern überdieſs noch ungemein trockene und unangenehme Arbeit ſeyn muſste, daher den geiſtreichen Verfaſſer „der *Geſchichte der neueren Kriege in Europa ſeit* 1792 u. ſ. w.“ unmöglich ſehr anſprechen konnte, und nur durch ſeinen Eifer für alles Gute und Nützliche zu Stande gebracht werden konnte.

G.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schwelm, b. Scherz: *König Vollmar auf Hardenſtein.* Vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von *Karl Guſtav Korte.* 1833. 224 S. 8. (18 gr.)

Die wunderliche Sage von einem Geiſte, der ſich, wie *Gobelinus Perſona* im *Cosmodrom. aetat. VI. c.* 76 erzählt, drey Jahr lang unter dem Namen König Goldemer (Vollmar) im Schloſſe Hardenſtein an der Ruhr ums J. 1387 aufgehalten, in der Familie Hardenberg gelebt, mit ihr geſpielt, gezecht und ſie belehrt und in der Weisheit unterrichtet habe, benutzt der Vf. in Verbindung mit anderen Familienſagen der Hardenberg zu einem Trauerſpiele voll Poeſie und tiefer Gedanken. Seine Tendenz dabey iſt weſentlich eine ethiſche, und dieſe tritt vor jeder anderen, ſittenſchildernden, dramatiſchen und poetiſchen ſo ſehr hervor, daſs ſie das Gedicht, als ſolches, beſchädigt. Die Moral ſoll im Kunſtwerk aufgehen, nicht aber ſoll das Kunſtwerk, als die ſichtbare Form des moraliſchen Gedankens, erſcheinen. Dieſs iſt der Grundeinwurf, der ſich gegen dieſe übrigens achtbare Arbeit machen läſst, und mit dem zugleich alles erſchöpft iſt, was dagegen zu ſagen ſeyn möchte. König Vollmar, den man als den Repräſentanten der chriſtlichen *Weisheit* betrachten kann, geht darauf aus, die von ihm geliebte Familie der Hardenberg ethiſch zu erziehen, aber ſein Werk ſcheitert an zwey Hinderniſſen, denſelben, an denen das Werk der Menſchenerziehung überhaupt ſcheitert: Uebermuth und Kleinmuth; allzu ſtarkes Vertrauen auf unſere eigene ſittliche Kraft und verzweifelndes Miſstrauen an ihr. Der Bruder Neveling von Hardenberg und die Schweſter Aline (in der Sage: Gertrud) ſind die Repräſentanten der Menſchheit in dieſer zwiefachen Abirrung. Die Leidenſchaft, die Ueberkraft zerſtört den Einen, die Ermattung, das Unvertrauen auf eigene Kraft die Andere, und dem König Vollmar bleibt die Klage über die ſchwache Menſchheit übrig, die mit allen ihren ſchönen Anlagen untergeht, weil ſie das rechte Mittel zwiſchen Kraft und liebende Hingebung nicht finden kann. Um zu dieſem poetiſch-philoſophiſchen Reſultate zu gelangen, ſetzt der Vf. eine Maſchinerie in Bewegung, die, einigen Mängeln zum Trotz, durchaus dichteriſch, wohlerfunden und löblich ſeyn würde, wenn ſie dramatiſch wirkſamer wäre. Sein Ziel iſt trefflich, aber er verfehlt zuweilen den Weg zum Ziele. Alinens Liebe zu Vollmar iſt an ſich ein Stoff, der mehr der Novelle, als dem Drama zuſagt, da Vollmar nur lehrt und nicht handelt. Nichts deſto weniger bietet ſich dem Dichter Gelegenheit genug zu dramatiſchen Situationen, und er benutzt dieſe Gelegenheit mit Glück. Ein ſolcher Anlaſs iſt in der 4ten Scene des III Acts gegeben und ergriffen. Vollmars Weihe zum Ritter Alinens iſt ſchön, und andere Scenen dieſer Art zeugen für den Beruf des Dichters. In den Schluſsſcenen, nach Alinens und ihres Bruders Tode, welche die Vehme umbringt, ſpricht ſich der Inhalt des ganzen Gedichts noch einmal ſchön aus:

> *Vollm.*: Ihr weint? O weint, die Thränen ſind gerecht.
> Denn dieſe Thräne gilt der ganzen Menſchheit.
> Hier mögt ihr ſehen, was die Menſchen ſind:
> Den Himmel *in* ſich, Himmel über ſich —
> Und doch ein Raub des fremden Elements,
> Das Erde wird, wovon es iſt genommen.

Die Stärke des dramatiſchen Gedichts beruht in der Reflexion. Was ſich darin begiebt, iſt nicht unnatürlich oder geſchmacklos, aber es ſteht in nicht nothwendigem Zuſammenhange mit der Reflexion. Der Charaktere ſind wenige, und der der drey Hauptgeſtalten iſt mehr ausgeführt, als ſcharf und kräftig. Etwas Doctrinales und Weichliches beſchädigt die Sprache, die zwar in guten Verſen, aber mit matter Breite und ohne ein tiefes Bett zurückzulaſſen, dahin flieſst. Aus Vollmars Natur entlehnt das Ganze etwas Schattenhaftes, wie denn die Sage erzählt, man habe von ihm und ſeinem Pferde ſtets nur den Schatten geſehen, doch ſeine Hand habe ſich weich angefühlt, wie ein Froſch oder eine Maus. Doch wir wollen nicht zu ſtreng gegen den Dichter ſeyn, damit er nicht den Vers Vacants S. 216 auf uns anwende:

> „Im Können ſeyd ihr klein, im Wollen groſs,
> Im Recenſiren jederzeit unendlich.“

W. v. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

MEDICIN.

GÖTTINGEN, in der Dietrichschen Buchhandlung: *Die Kinder-Praxis im Findelhause und in dem Hospitale für kranke Kinder zu Paris.* Kritische mit eigenen Erfahrungen vermischte Bemerkungen von Dr. *Philipp Anton Pieper.* 1831. VIII u. 349 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wie überhaupt Paris der Ort ist, der zur Cultur der Naturwissenschaften Materialien in Menge liefert, deren feinere Verarbeitung aber und passende Vereinigung zu einem Ganzen gewöhnlich den Deutschen vorbehalten bleibt: so sind es auch seine Spitäler für die Heilkunde, von denen hier nur die Kinderkrankenhäuser zur Sprache kommen. Da *Pieper* erst nach zurückgelegtem Decennium seiner Kinderpraxis es unternahm, zu diesem Behufe vom Frühjahre bis zum Herbste 1829 in Paris zu verweilen: so haben wir von ihm weder flüchtige, noch einseitige Beobachtungen und Mittheilungen zu erwarten, wie sich aus Folgendem ergeben wird.

Er wirft zuerst einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Kinderheilkunde, deren Wiege er in Frankreich aufsucht, da sie gleichen Schritt mit der Geburtshülfe hielt, welche gleichfalls zuerst in Frankreich durch die dort neu aufkeimende Chirurgie sich emporhob. Eine rationelle Bahn gewann sie aber mehr und mehr in Deutschland, während sie in Frankreich noch immer einer mehr rohen Empirie fröhnen muſste, bis in unsern Tagen die *Médecine physiologique* sie mit ihrer Blendlaterne beleuchtete.

Hierauf geht der Vf. zur Beschreibung und Schilderung der beiden Anstalten, des Spitals für kranke Kinder (*Hòpital des enfans malades*) und des Findelhauses (*Hospice des enfans trouvés*) über. Herzergreifend ist, was er über das Treiben im Findelhause erzählt; man sollte glauben, in Frankreich gebe es keine Mutterherzen, weil die Kleinen auf die leichtsinnigste Weise so häufig einer Anstalt übergeben werden, welche nichts als ein Lieferungs-Büreau ist. Arzt dieser Anstalt ist *Baron*, gleichgültig und oberflächlich genug, um sein Möglichstes dazu beyzutragen, daſs unsere Benennung der Anstalt als wahr erscheint. Wenn wir hinzufügen, daſs *Broussais* sein Vorbild ist, so wird dieſs hinreichen, um sich ein klares Bild von dieser Kinderklinik zu machen, die nichts darbietet, als Gastro-Enterite, welche aber alle gleich behandelt werden, und dazu ächt französisch, indem man von keinen andern Mitteln hört, als *Orge edulcorée, Lait coupé*: gewiſs eine Einfachheit in der Behandlung, welche die Einfachheit des kindlichen Organismus noch übertrifft.

Nicht so ungünstig spricht der Vf. von der andern Anstalt, dem *Hôpital des enfans malades.* Aerzte sind hier *Jadelot* und *Guersent*, in der That nur der letzte, da des ersten Leichtsinn keinen Berufseifer gewahren läſst. Nur Schade, daſs wir auch hier wieder nichts als Gastro-Enterite hören. Sie scheint wirklich von *Broussais* als medicinischer Glaubensartikel aufgestellt, und jeder Arzt fast aus Furcht ihm zugethan zu seyn, um nicht als medicinischer Ketzer zu erscheinen, da es sonst unmöglich scheint, daſs man sich so anhaltend durch solche Irrlehre täuschen lasse. Man wird in der That zum Lachen gezwungen, wenn man lieſt, welche — itis im Abdomen gefunden werden, und wie viel *Guersent* sich auf einen Fund zu gut thut, der weit häufiger in seiner Phantasie, als in der Wirklichkeit vorhanden ist. Oft mag ihn sein übertriebener Eifer und seine allzu groſse französische Geschäftigkeit dazu verleiten, wie aus des Vfs. Schilderung von seinem Verfahren am Krankenbette hervorgeht. Immer ward zuerst der Unterleib allseitig recht durchgeknetet, und ergab sich da nichts, so kommt die Reihe an die Percussion und Auscultation. Vorzüglichen Platz nimmt die erste ein, worüber der Vf. ausführliche Mittheilungen giebt, wie sie Beobachtung und Selbsterfahrung ihn gelehrt haben. Sehr interessant und wichtig in diagnostischer Hinsicht ist, was er über die Untersuchung der Brust sagt, besonders auch über die Respiration. Sind nun jene beiden Höhlen untersucht, so wird die dritte, die Kopfhöhle, unbeachtet gelassen, was sehr zu tadeln ist, da das Gehirn in solcher Entwickelungsperiode gewiſs eine bedeutende Rolle mitspielt. Dafür wird gröſsere Aufmerksamkeit auf die Physiognomie verwendet, die in semiotischer Beziehung zuerst *Jadelot* in Anregung brachte. Die meiste Klarheit darüber erhalten wir aber erst durch die berichtigenden und erläuternden Zusätze unseres Vfs. Nächst der Physiognomie ward der Puls berücksichtigt, dessen niedern Werth als diagnostischen Behelf bey Kinderkrankheiten wir ausführlich nachgewiesen finden. Dann schritt man zur Untersuchung der Abgangsstoffe und der Hautausdünstung, wobey man oberflächlichlich genug zu Werke ging. Hr. *P.* hat bey der ganzen Durchführung dieses allgemeinen Verfahrens zur Begründung einer Diagnose der Kinderkrankheiten immer

Guersent und *Baron* tadelnd und berichtigend neben einander gestellt, und wir finden beide immer so, wie sie oben charakterisirt worden. Dann geht es an die Bestimmung des Leidens, das *à la Broussais* freilich immer eine Entzündung, besonders im Unterleibe, seyn muss, gegen welche die schon oben angedeutete einfache Behandlung angewendet wird. Kommen auch Unterleibsentzündungen im kindlichen Organismus häufiger vor, als gewöhnlich bey uns angenommen wird: so muss man es doch lächerlich finden, wie oft sie, nach Hn. *P's.* Erzählung, von jenen beiden Kinderärzten in Paris gesehen werden, wo der Vf. selbst nicht die geringste Spur davon bemerkte. Gerade aber diese Patienten sind es, welche am glücklichsten durchkommen, weil die ganze Behandlung für wirklich ausgebildete Entzündungen viel zu einfach und gleichsam stereotyp ist. Hr. *P.* streut bey dieser Gelegenheit die schönsten Bemerkungen über Behandlung der Kinderkrankheiten ein, welche beachtet zu werden verdienen, und von *Guersent* und *Baron* befolgt, gewiss ein so grosses Mortalitätsverhältniss, wie der Vf. hier angiebt, nicht ergeben würden.

Zum Schlusse dieser allgemeinen Bemerkungen kommen die beiden Aerzte noch einmal *in specie* in Betracht. *Guersent*, ganz zum Kinderarzte geschaffen, wie der Vf. sagt, zeichnet sich durch Scharfsinn aus, und wird der Wissenschaft noch viel leisten, wenn einst seine Phantasie ruhiger geworden, wenn er nur das sieht, was wirklich vorhanden ist, und wenn er über *Broussais* klarer wird. *Baron* dagegen bleibt beym Alten; er sucht nichts und findet nichts. So des Vfs. Schilderungen.

In dem speciellen Theile dieses Werkes werden die am häufigsten in den beiden genannten Spitälern vorkommenden Krankheiten abgehandelt, wie sie die Erfahrung dem Vf. darbot. Obenan stehen die entzündlichen Krankheiten, und zwar der Ingestionsorgane, die mit Stomatitis beginnen. Davon werden nach *Guersent* und *Baron* 5 Arten aufgestellt. Ohne sie anzuführen, wie sie von diesem oder jenem betitelt werden, bemerken wir im Allgemeinen, dass allerdings die Mundhöhle bey Neugebornen eine wichtige Bedeutung gewinnt, weil dieser Theil des Organismus zuerst activ wird, mithin auch in Bezug auf den Entwickelungsprocess zuerst afficirt, und zu Krankheiten prädisponirt wird. Betrachten wir nur das Säugegeschäft und die Respiration näher, so ist klar, was wir angedeutet haben. Da aber, wie sich von selbst versteht, diese beiden Verrichtungen sich verschieden zur Mundhöhle verhalten, so wird dadurch auch die Verschiedenheit der Krankheiten daselbst bedingt, und es kann daher nicht die Rede von einer gewöhnlichen Entzündung seyn. Dass jedoch 5 Arten unterschieden werden sollen, ist uns nicht wahrscheinlich. So fern das Geschäft der Respiration Krankheitsbedingung seyn kann, ist nur ein äusseres Causalmoment vorhanden, nämlich der Zutritt der Atmosphäre zur noch ungewöhnten Mundhöhle, und in diesem Falle würde die Entzündung eine gewöhnliche seyn, wie sie verhältnissmässig zu dem erst selbstständig beginnenden Organismus auftreten kann. Anders gestaltet sie sich aber, wenn sie Folge des raschen Entwickelungsprocesses der Kauorgane, also durch ein inneres Causalmoment vorzüglich bedingt ist. In diesem Falle ist eine excessive Thätigkeit der Nerven und Gefäse der vorzugsweise betheiligten Mundhöhle vorhanden, was man zwar auch Entzündung nennt, aber von der gewöhnlichen durch das eigenthümliche Participiren der Nerven, wodurch der ganze Verlauf sich anders modificirt, verschieden ist. Diese neurophlogistische Form, wie wir sie nach dem Gesagten nennen dürfen, bietet aber auch wieder Nuançen dar, oder Varietäten, je nachdem sich der Verlauf nach dem, wie meistens spielenden Nerveneinflusse richten muss, und je nach der Ausdehnung der Affection. So haben wir dann die Varietäten mit Tendenz zur Enneanthembildung und ohne dieselbe, mit Pseudomembranbildung und ohne dieselbe, mit Ausdehnung auf die innere Magenfläche und ohne solche, und in diesem Falle mit zerstörender Gangrän, wenn kein Enneanthem zugegen, oder mit Ulceration, wenn solches vorhanden ist. Der Ausgang in Gangrän bietet selbst wieder zwey Varietäten dar, je nachdem er auf der Akme der Krankheit erfolgte, oder unter derselben, gleichsam durch Asthenie, weil sich die Krankheit zur Akme nicht erheben konnte. Die dritte Erkrankungsweise der Mundhöhle hat ihren Grund im ganzen Dauungscanale, sofern sich nämlich die Dauungsfunction entwickelt, und in diesem Falle tritt sie meist als Enneanthem auf — Aphthenbildung —, welches nur nach seinem verschiedenen Charakter Varietäten bildet. Dass man diese Krankheit auch Entzündung nannte, ist ein Irrthum. Entzündung ist immer eine idiopatische Krankheit; hier erscheint sie aber nur secundär, ist eigentlich ein begleitendes Symptom der Enneanthembildung. Diess statt der einzelnen Aufzählung der Stomatitisarten des Vfs., wonach die durch allzu weit getriebenes Specialisiren herbeygeführte Verwirrung in der Pathologie der Mundhöhle der Neugebornen beseitigt ist. — Wie diese verhält sich auch ganz analog die Pathologie der Assimilationsorgane. So einfach der Organismus der Neugebornen noch ist, so einfach ist auch seine Pathologie, und besonders auf die plastische Sphäre gerichtet. Nach obiger Mittheilung unserer Ansicht wollen wir hier nicht weiter ins Detail gehen, und nur so viel bemerken, dass des Vfs. Angaben viel Beherzigenswerthes für den Kinderarzt enthalten. Dasselbe gilt auch von dem, was über die entzündlichen Krankheiten des Cerebralsystems gesagt ist, das in besonderer Sympathie mit dem Dauungscanale bey Kindern steht, von den französischen Aerzten aber leider zu wenig gewürdigt wird, und was die entzündlichen Krankheiten der Respirationsorgane betrifft, welche, wie wir schon oben bemerkten, einer besonderen Aufmerksamkeit werth gehalten werden! — Auf die Exantheme läst sich der Vf. nicht ein; er macht nur im Allgemeinen darauf aufmerksam,

wie viel Gelegenheit Paris zum Studium derselben darbiete.

Von nicht minderer Wichtigkeit ist das, was der Vf. über die entzündungsfreyen Krankheiten vorbringt, wie sie sich seiner Beobachtung in den Pariser Spitälern darboten. Ganz richtig ist die Bemerkung, dass eine Anomalie im Befinden des kindlichen Organismus sich leicht zur Entzündung umwandelt, was die physiologischen Verhältnisse desselben deutlich einsehen lassen, und bey der Therapeutik nicht unberücksichtigt bleiben darf. Die hierauf folgende Darstellung zeugt von des Vfs. Umsicht und richtiger Beobachtungsgabe, und wir nehmen keinen Anstand, statt eines Auszugs, den wir hier liefern könnten, die Aerzte, denen die Kinderpraxis eine besondere Angelegenheit ist, auf die Schrift selbst zu verweisen, welche sie gewiss eben so, wie Rec., mit vielfachem Gewinne und grosser Befriedigung aus der Hand legen werden.

B.

Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung: *Erfahrungen über die Erkenntniss und Heilung der langwierigen Schwerhörigkeit.* Von Dr. *W. Kramer.* Mit lithographirten Abbildungen. 1833. 106 S. 8. (16 gr.)

Jedem Arzte sind die Lücken in der Pathologie und Therapie des Gehörorgans bey seiner Praxis fühlbar, und nur wenige tragen zu deren Ausfüllung bey. Jede neue Erfahrung über einen so wichtigen Gegenstand der Heilkunde ist daher willkommen, zumal wenn sie so rationell gegründet ist, wie die des Vfs., und so ganz das Gepräge der Wahrheitsliebe trägt.

In der Einleitung geht der Vf. von der hohen Wichtigkeit des Gehörs aus, die es ihm auffallend macht, dass noch so wenig für dessen Pathologie und Therapie geleistet w rden: er führt dann auf, was in dieser Hinsicht geschehen. Den Vorzug unter allen erhält *Hard*, dessen Mängel er aber auch kurz berührt; ihm zur Seite wird *Deleau* gestellt. Allen übrigen Autoren läst er kein Verdienst zukommen, weil sie namentlich für die chronischen Gehörkrankheiten nichts geleistet haben, und über die acuten fast kein Zweifel obwalten kann. Mit den letzten befasst sich auch der Vf. nicht; und nur die chronische Schwerhörigkeit, das hervorstechendste Symptom der chronischen Gehörkrankheiten, ist der Gegenstand seiner Untersuchung, bey welcher es vorzüglich auf eine genaue Bestimmung der Hörweite des Kranken sowohl vor, als bey und nach der Cur, ankommt, weil nur so die Intensität des Leidens und der Erfolg der Behandlung ermessen werden kann. Am besten dient ihm dazu eine Taschenuhr mit Cylinderwerk, durch die er die Hörweite eines gesunden Ohrs bey grösster Stille in der Umgebung auf 12—14 Ellen bestimmt hat. Das verschiedene Minus giebt uns so den Grad des Gehörleidens an. Zur Bestimmung des Sitzes desselben muss dieses Mittel verschieden seyn. Für die Exploration des äusseren Gehörganges giebt der Vf. einen sogenannten Ohrspiegel an, dessen Anwendung aber nur bey Sonnenschein möglich ist, wo er genau über den Zustand belehrt. Rücksichtlich dessen Structur müssen wir auf die Schrift selbst und die dortige Abbildung verweisen, wo auch der silberne Katheter sich findet, den der Vf. zur Untersuchung der Eustachischen Trompete anwendet, und das ganze Verfahren ausführlich beschrieben wird.

Als Eintheilungsgrund für die chronischen Krankheiten des Gehörs nimmt der Vf. den anatomischen an, und erhält so drey Abtheilungen: Krankheiten des äusseren Ohrs (des äusseren Gehörganges), des mittleren Ohrs (der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle) und des inneren Ohrs (des Labyrinths). Der Ohrknorpel bleibt ausgeschlossen, weil der Vf. nur von den organischen Leiden des Ohrs handelt, die auf dessen Function Einfluss haben.

Die Krankheiten, welche im äusseren Gehörgange vorkommen, sind eine rothlaufartige Entzündung seiner auskleidenden Membran, eine Entzündung derselben mit der Tendenz zu polypösen Excrescenzen und eine Entzündung dieser Membran und des darunter liegenden Zellgewebes zugleich. Die gelindeste Form ist die erste. Der Ohrspiegel giebt leicht Gewissheit über sie, und die Heilung ist leicht, indem nur das pathische Secretum entfernt werden muss (durch Einspritzungen von warmem Seifenwasser), um nicht als neuer Reiz die Entzündung unterhalten zu können. Etwaige Geschwürbildung wird bald durch *tinct. theb.* beseitigt. Schlimmer ist die zweyte Form, da es darauf mit ankommt, wo der Polyp seinen Sitz hat, und wie er aufsitzt; am schlimmsten aber die dritte, da hier wirkliche Suppuration eintritt, und diese zerstörend auf die benachbarten Theile, selbst die Knochen, einwirkt. Der Vf. hat diese Krankheit so vollständig, wie wir nicht anderswo finden, abgehandelt.

Die zweyte Abtheilung bilden der Katarrh der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle, die Verengerung der ersten und die Verwachsung derselben. Was Diagnose und Therapie betrifft, so bleibt für jetzt nichts zu wünschen übrig. Nur in pathologischer Beziehung dürfte noch so Manches, vielleicht Vieles, zu erörtern seyn. Aber der Vf. wollte nur aus eigener Erfahrung reden; Hypothesen oder fremden Erfahrungen scheint er nicht recht zu trauen, was ihm auch nicht zu verargen ist.

In der dritten Abtheilung ist die erethisch-nervöse und die torpid-nervöse Schwerhörigkeit, eigentliche Neurosen, gleich gut, wie die obigen, abgehandelt.

Der praktische Werth des Ganzen ist nicht zu verkennen, und daher diese Schrift als die wichtigste Anleitung zur Gehörpraxis zu betrachten. Wenn auch die vom Vf. angegebenen Gehörkrankheiten nicht die einzigen sind: so dürfen sie doch als die häufigsten gelten, und die Fortsetzung einer genauen Untersuchungsmethode, als der Vf. beobachtet, wird gewiss noch mehr entdecken lassen. Uebrigens schei-

nen uns auch die consensuellen Verhältnisse, in denen das Gehör zu andern Organen, welche gerade krankhaft afficirt sind, steht, von dem Vf. zu wenig, oder eigentlich gar nicht, bey seinen Erkrankungsfällen berücksichtigt zu seyn.

Bfs.

MÜNCHEN, b. Franz: *Jacob Johnson's Versuche über die wichtigsten und häufigsten Verdauungsbeschwerden, bekannt unter den Benennungen von Indigestion, Nervenreizbarkeit, Geisteskleinmuth, Hypochondrie und bedingt durch eine krankhafte Empfindlichkeit des Magens.* Aus dem Englischen übersetzt mit einer Vorrede von D. *Johann Jos. Roth*, Privatdocenten an der Universität und praktischem Arzte zu München. Zweyte unveränderte Auflage. 1831. XII u. 147 S. gr. 8. (12 gr.)

Diese eben so sehr durch ächte Popularität ausgezeichnete, als rücksichtlich ihres Werthes in rein ärztlichen Beziehungen sehr schätzbare Schrift stellt zuerst in einer kurzen, aber inhaltvollen Einleitung die hauptsächlichen Begriffe über die Krankheit, die sie behandelt, und ihre allgemeinsten Umrisse auf, und unterscheidet eine doppelte Form derselben. Die erste, nämlich die krankhafte Emfindlichkeit des Magens und der Gedärme mit bemerkbarer Störung in den Functionen dieser Gebilde selbst, ist die gewöhnlichste und unmittelbare Folge einer Unmäsigkeit im Genusse von Speisen oder Getränken. Auf die Auseinandersetzung der Art und Weise, wie solche hervorgerufen und die unmittelbare Grundlage vollkommener Unverdaulichkeit wird, folgt die richtige Behauptung, dass jener Zustand, den wir bisher mit dem Ausdrucke *Indigestion* zu bezeichnen gewohnt sind, eigentlich in einer krankhaften Empfindlichkeit der gastrischen und Intestinal-Nerven bestehe, und richtiger als solche bezeichnet werden könne. Sodann beschreibt *J. Johnson* die Symptome des gleichzeitigen Ergriffenseyns der Leber und des Magens, gleichwie die nachtheiligen Wirkungen einer entarteten Galle auf die Verdauungsorgane und vermittelst dieser auf die geistigen Verrichtungen, die Folgen gallichter Irritation und ihres Einflusses auf die Zunge, auf die Augen, auf die Nieren und auf andere Theile des Körpers, endlich aber auch die Kummer erregende Empfindung, welche den Zustand von Schwäche des Magens im höheren oder geringeren Grade abwechselnd zu begleiten pflegt. Weiterhin erörtert er die Schmerzhaftigkeit an der Magengrube als eine trügliche Erscheinung, nicht minder auch die Wichtigkeit des Hinzutretens von Fieber-Erscheinungen, wornach er endlich die sympathischen Affectionen des Gehirns und der Sinnesnerven, namentlich jener für das Gesicht und für das Gehör, sodann die gleichzeitigen Leiden des Herzens, der Lungen und verschiedener anderer Theile des Körpers auseinandersetzt.

Im zweyten Abschnitte handelt der Vf. von der krankhaften Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme, ohne dass irgend eine Störung in diesen Organen selbst bemerkbar ist; indem er vorerst die physischen Ursachen dieses Uebels und ihre nächsten ungünstigen Aeusserungen aufzählt, hiebey insbesondere die nachtheiligen Wirkungen einer schlechten Luft, des Mangels an der gehörigen Leibesübung, des späten Wachbleibens, so wie der unangemessenen Beschaffenheit und Menge der Getränke, erwähnt, hiernach aber die moralischen (oder, besser gesagt, die psychischen) Ursachen jenes Leidens herzählt, welches der Gegenstand dieser Abhandlung darstellt, und in seinen Nachwehen unter der Benennung der *Hypochondrie* die furchtbarste Geisel des Menschengeschlechtes ist.

Um dasselbe zu bekämpfen, entwickelt er vor allem Anderen die sachgemäse Lehre von der diätetischen Behandlung, welche bey solchen Umständen nöthig ist, wenn nicht die Gesundheit, ja vielleicht sogar das Leben des Leidenden, unwiederbringlich gefährdet werden soll. Die von ihm vorgeschriebenen Masregeln sind der grösten Berücksichtigung werth. Wenn aber bey der darauf folgenden diessfalls einzuleitenden medicinischen Behandlung nicht nur der Gebrauch bitterer und geistiger Arzneyen empfohlen, sondern sogar auch der Quecksilbermittel, des weissen Senfsamens, der blauen Pillen und der Ipecacuanha oder des Bilsenkrautes, des salpetersauren Silbers und des schwefelsauren Chinins sehr ausführlich, dagegen der eröffnenden Heilmittel nur obenhin gedacht wird: so darf dabey nicht vergessen werden, was der würdige Vater *Kämpf* in seiner demselben Zwecke gewidmeten Volksschrift so richtig und wahr angedeutet hat. — Den Schluss dieses Abschnittes bildet die Angabe einer Verbindung von moralischen und physischen Heilmitteln, welche wir jedoch lieber mit der Benennung der indirecten Nachhülfe oder der Nebenmittel bezeichnet haben würden. Als solche empfiehlt der Vf. die verschiedenen Arten gymnastischer Körperübungen, vorzüglich aber das Reisen. Wir sind darüber mit ihm einverstanden: allein da sehr nervenschwache Personen oft nur wenige Arten von Körperanstrengungen ertragen können, und auch nur ganz unabhängige, und dabey wohlhabende Menschen eigentliche Gesundheitsreisen zu unternehmen im Stande sind: so würde es sehr zweckmäsig gewesen seyn, wenn hier auch noch von der Wahl einer angemessenen Lectüre, von dem Nutzen der Blumisterey, des Botanisirens, so wie der mineralogischen und entomologischen Spaziergänge, von dem Werthe geselliger Vergnügungen, des Billard- und Kegel-Spiels u. s. w. etwas gesagt worden wäre, da gerade diese Dinge es sind, welche mehr als jede Arzney die gesunkene Körperkraft wieder zu erwecken, und den regelmäsigen Gang des vegetativen Lebens herzustellen vermögen.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

MATHEMATIK.

Soest, b. Naſſe, und Hannover, b. Gebrüder Hahn: *Anfangsgründe der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie,* für den Schulunterricht bearbeitet von *K. Koppe,* Oberlehrer am Gymnaſium zu Soeſt. M. 2 Figurentafeln. 1833. VIII u. 148 S. 8. (10 gr.)

Dieſer Leitfaden für den Unterricht in der Trigonometrie iſt folgendermaſsen eingetheilt: I. Goniometrie. 1) Goniometriſche Functionen ſpitzer Winkel. 2) Goniometriſche Functionen beliebiger Winkel und Winkeldifferenzen. II. Ebene Polygonometrie. 1) Ebene Trigonometrie, nebſt einem Anhange von Aufgaben A) aus der praktiſchen Geometrie, B) aus der Kreisrechnung. 2) Eigentliche ebene Polygonometrie. III. Sphäriſche Trigonometrie, nebſt einem Anhange, Anwendungen enthaltend. Am Schluſſe des Werks befindet ſich noch 1) eine Tafel für Sinus und Tangenten, 2) eine Tafel für die Declination der Sonne.

Der Vf. erklärt in der Vorrede, daſs bey dem Unterrichte, den er in der Mathematik ertheile, ihm die Schriften des Hrn. Prof. *M. Ohm* im Allgemeinen als Führer dienen, und daſs er ſich bemühet habe, dieſe ſeine Schrift in demſelben Geiſte auszuarbeiten, der ſich in jenen Werken kund gebe. Hierauf weiſet in der That auch ſchon der oben gebrauchte Ausdruck „Winkeldifferenzen" hin, für den Andere geſagt haben würden: negative Winkel. Es giebt ſich auch ferner ſogleich im erſten § an dem Sinne zu erkennen, in welchem daſelbſt das Wort „Maſs" gebraucht wird. Es heiſst da: „Unter dem Verhältniſſe zweyer Gröſsen ſoll im Folgenden allemal der Quotient aus den auf die nämliche Einheit ſich beziehenden Maſsen der beiden Gröſsen verſtanden werden." Hier bedeutet „Maſs" ſo viel, wie „die Zahl, welche eine Gröſse in Bezug auf eine andere, gleichartige, als Einheit, ausdrückt"; das iſt aber ein Gebrauch dieſes Wortes, der weder dem Sinne deſſelben im gemeinen Leben, noch dem Sinne, den es ſonſt in der Mathematik zu haben pflegt, recht entſpricht. Auſserdem möchte übrigens gegen obige Definition des Wortes „Verhältniſs" zu erinnern ſeyn, daſs das Maſs einer Gröſse in Bezug auf eine gewiſſe Einheit, in dem Sinne des Wortes Maſs, in welchem die Definition ſelbſt es nimmt, ſelbſt nichts Anderes iſt, als der Ausdruck eines Verhältniſſes, daſs alſo die Definition das Definitum gewiſſermaſsen ſchon in ſich enthalte. — Bey dieſer Aehnlichkeit zwiſchen den Anſichten und der Ausdrucksweiſe des Vfs. und des Hrn. *Ohm* iſt jedoch keinesweges das Buch nach dem Syſteme der Trigonometrie ausgearbeitet, welches Hr. *Ohm* im 2ten Bande ſeines Werks: „Die reine Elementarmathematik, weniger abſtract, ſondern mehr anſchaulich u. ſ. w. bearbeitet," aufgeſtellt hat; vielmehr weicht der Gang unſeres Vfs. von dem des Hrn. *Ohm* in manchen weſentlichen Puncten ab, wie ſich weiter unten zeigen laſſen wird.

Im erſten Abſchnitte der Goniometrie werden bloſs die Functionen poſitiver ſpitzer Winkel betrachtet. Die gleich zu Anfange gegebene Definition der ſechs Functionen iſt diejenige, in welcher ſie als Verhältniſs-Ausdrücke zwiſchen je zweyen der drey Seiten eines rechtwinkligen Dreyecks betrachtet werden. Nachdem im § 6 die Gleichungen zwiſchen den Functionen eines Winkels und den Functionen ſeines Complements aufgeſtellt ſind, wird im § 7 die Anwendung ſolcher Functionen zur Auflöſung einiger Aufgaben, welche rechtwinklige Dreyecke betreffen, gezeigt. Dann folgen Gleichungen für die Relationen der Functionen des nämlichen Winkels, und endlich im § 11 die Beweiſe der Formeln

$$\sin(x+y) = \sin x \cos y + \cos x \sin y,$$
$$\cos(x+y) = \cos x \cos y - \sin x \sin y,$$

jedoch nur für den Fall, daſs nicht bloſs x und y ſpitze poſitive Winkel ſind, ſondern auch $x+y$ kleiner als ein rechter Winkel. Hierauf folgen Formeln für die Beziehungen zwiſchen den Functionen von x und 2x, ja ſelbſt im § 14 (wo ſich jedoch, wie bey mehreren Parapraphen, durch ein beygefügtes Sternchen angedeutet findet, der Paragraph könne beym erſten Unterrichte übergangen werden) zwiſchen x und 3x, 4x, 5x; dann die Entwickelungen für $\sin(x-y)$ und $\cos(x-y)$ unter der Annahme, daſs x und y ſpitze poſitive Winkel und x gröſser ſey als y; endlich die Werthe der Functionen von 45°, 30°, 18° nebſt einer Bemerkung, wie, hierauf geſtützt, die Functionen aller Winkel berechnet werden könnten, die ein Vielfaches von 1 Minute ſind. — Es muſs auffallen, daſs in dieſem Abſchnitte nirgends die Werthe der Functionen von 0° und 90° erwähnt ſind. Dieſes liegt aber in der Anſicht des Vfs., nach welcher er gemeint hat, dieſe Functionen ſammt denen nicht ſpitzer ſo wie auch nicht poſitiver Winkel mehr durch arithmetiſche Folgerungen, als durch geometriſche Conſtruction, auf die Weiſe herleiten zu müſſen, wie er es in dem folgenden Abſchnitte, überſchrieben: „Goniometriſche Functionen beliebiger Winkel und Winkeldifferen-

zen," gethan. Er beginnt hier mit einer Definition, nach welcher die Bedeutung des Sinus und des Cosinus eines hohlen, nicht spitzen Winkels α durch die Gleichungen

$$\sin\alpha = \sin\beta\cos\gamma + \cos\beta\sin\gamma$$
$$\cos\alpha = \cos\beta\cos\gamma - \sin\beta\sin\gamma$$

bestimmt seyn soll, wobey $\alpha = \beta + \gamma$ angenommen, und β wie γ als spitzer Winkel gedacht wird. Dann zeigt er, dass diese Definitionen dem Winkel α immer denselben Sinus und denselben Cosinus geben, wie man auch die Theile β und γ bestimme, und thut sodann die Gültigkeit der Gleichung $\sin x^2 + \cos x^2 = 1$ auch für jeden hohlen Winkel dar. Hierauf wird diese Betrachtung mit wenigen Worten auf jeden noch so grossen positiven Winkel ausgedehnt, und überhaupt die Beschaffenheit der Functionen nicht spitzer Winkel weiter erörtert, auch ihre Versinnlichung durch Linien am Kreise gezeigt. Dann geht der Vf. auf die Functionen nicht positiver Winkel über, hauptsächlich indem er festsetzt, dass die Ausdrücke

$$\sin\alpha\cos\beta - \cos\alpha\sin\beta$$
$$\cos\alpha\cos\beta + \sin\alpha\sin\beta$$

durch $\sin(\alpha-\beta)$ und $\cos(\alpha-\beta)$ bezeichnet werden sollen, selbst wenn β nicht kleiner sey als α. Erst jetzt schliesst er, durch die Annahme $\alpha = \beta$, dass $\sin 0° = 0$, $\cos 0° = 1$ u. dgl. Ferner zeigt er die Gültigkeit früherer Formeln auch unter dieser Erweiterung, und leitet zuletzt noch manche im Früheren noch nicht aufgestellte Formeln ab. Rec. hat sich bemühet, den Gang, den der Vf. in diesem Abschnitte genommen, ziemlich im Einzelnen zu schildern, weil derselbe in der That dem Vf. eigenthümlich ist, weil er wirklich ein gewisses wissenschaftliches Interesse besitzt, und weil in der Vorrede besonders auf diese Abtheilung des Werks aufmerksam gemacht wird. Dieser Gang des Vfs. ist von dem Gange, welchen *Ohm* in seinem schon oben genannten Werke nimmt, wesentlich verschieden. *Ohm* betrachtet zwar auch zuerst nur die Beziehungen der Functionen spitzer positiver Winkel zu einander, leitet aber dann die Reihen ab, durch welche die Sinus und Cosinus aus den zugehörigen Bogen bestimmt werden, und betrachtet dann diese Reihen als die umfassendsten Definitionen jener Functionen, und als die Grundlage ihrer weiteren Eigenschaften, selbst so einfacher Wahrheiten, wie $\sin 0° = 0$, $\cos 0° = 1$. Rec. kann Hrn. *K.* nur seinen Beyfall schenken, dass er sich auf die vorhin angegebene Weise ohne die Entwickelung dieser Reihen zu helfen gewusst hat; will aber hiemit keineswegs erklären, dass der Vortrag desselben ihm in jeder Hinsicht als vorzüglich oder als besonders empfehlenswerth für den Unterricht erscheine. Nicht leicht in irgend einem anderen Theile der Mathematik sind so viele ziemlich bedeutend verschiedene Arten des Vortrags möglich und auch schon wirklich versucht worden, als in der Trigonometrie; und zwar grossentheils deshalb, weil es in ihr nicht wohl möglich ist, beym Unterrichte von Haus aus den strengsten und wissenschaftlichsten Gang einzuschlagen. Den Foderungen der Wissenschaft nämlich würde wohl am meisten genügt werden, wenn man zuerst in der Arithmetik (Analysis), nach bekannter Art auf die Reihen für Potenzen gestützt, in denen die Exponenten als Hauptgrössen angesehen werden, die Begriffe der goniometrischen Functionen als reine Schöpfungen der Arithmetik aufstellte, dann ihre Eigenschaften ausführlich untersuchte, und endlich in der eigentlichen Trigonometrie erst ihre Identität oder Verwandtschaft mit den aus Linien am Kreise sich ergebenden Functionen darlegte. Von diesem Gange muss aber der Unterricht nothwendig bedeutend abweichen. Man ist gezwungen, mit der geometrischen Darstellung zu beginnen, und darf obendrein nicht vergessen, durch einen möglichst einfachen und veranschaulichenden Vortrag den Schülern die Wissenschaft zugänglicher zu machen. In dieser Hinsicht scheint aber Rec. das Verfahren des Vfs. nicht ganz empfehlenswerth; es kommt ihm zu erkünstelt vor. Der Lehrer wird doch genöthigt seyn, dem Schüler die Construction der Functionen am Kreise bekannt zu machen; sie giebt seinem Gedächtnisse den sichersten Anhalt. Der Begriff entgegengesetzter Grössen aber ist einfach, anschaulich und begründet genug; man hat nicht nöthig, ihn zu vermeiden; wenn hie und da ein Einzelner mit ihm Missbrauch treibt, oder bey seinem Gebrauche in Irrthum verfällt, so mag er das selbst verantworten; für die Wissenschaft ist es kein Vorwurf. Gehet man dann in der Untersuchung der arithmetischen Beziehungen der Functionen weiter, so kann man die Harmonie der Construction mit den Formeln (eine sehr interessante Erscheinung in der Wissenschaft, die gekannt seyn will) ohne sonderliche Schwierigkeit nachweisen, und wird der Foderung der Gründlichkeit damit hinreichend genügt haben.

In der nun folgenden eigentlichen Trigonometrie vernachlässiget, so scheint es Rec., der Vf. die Ableitung der Formeln durch Construction etwas zu sehr, und es fehlt Manches, was wohl wichtig genug ist, um es beym Unterrichte nicht zu übergehen. So findet man den Satz nicht, dass bey jedem Dreyecke der Durchmesser des umschriebenen Kreises dem Quotienten aus einer Seite und dem Sinus des gegenüberliegenden Winkels ausgedrückt wird. Bey der Aufgabe, aus zwey Seiten b, c und dem eingeschlossenen Winkel A die übrigen Stücke zu berechnen, fehlen die Formelm

$$M = (b+c)\sin\tfrac{1}{2}A, \quad N = (b-c)\cos\tfrac{1}{2}A,$$
$$tg\,\alpha = \frac{N}{M},$$
$$B = 90° - \tfrac{1}{2}A + \alpha, \quad C = 90° - \tfrac{1}{2}A - \alpha,$$
$$a = \frac{M}{\cos\alpha} = \frac{N}{\sin\alpha},$$

durch welche eine höchst einfache Rechnung möglich gemacht wird. Bey der Aufgabe, aus den drey Seiten des Dreyecks die Winkel zu berechnen, sind zwar die Formeln für den Sinus und den Cosinus

eines halben Winkels, aber nicht die so sehr empfehlenswerthe für die Tangente eines solchen halben Winkels aufgestellt. Es ist wirklich auffallend, daſs die Lehrbücher diese Formel so sehr vernachläſsigen, die doch, bey logarithmischer Rechnung, den gesuchten Winkel immer genauer bestimmt, als die Formeln für den Sinus und Cosinus des halben Winkels, und die überdieſs eine so äuſserst bequeme Rechnung giebt, wenn man alle drey Winkel, auch wohl den Inhalt, berechnen soll. Bey der Ableitung der trigonometrischen Formeln gehet der Vf. übrigens von den Gleichungen

$$a \sin B = b \sin A, \quad c = a \cos B + b \cos A,$$

aus. Er zeigt, wie die zweyte dieser Gleichungen, unter Hinzuziehung von $A + B + C = 180°$, von der ersten abhängig ist; umgekehrt hätte er auch wohl zeigen sollen, wie aus der zweyten und den beiden analogen Gleichungen

$$a = b \cos C + c \cos B, \quad b = a \cos C + c \cos A,$$

sich auch die erste folgern läſst, indem aus diesen drey analogen Gleichungen sich sehr bequem die Gleichung

$$a^2 = b^2 + c^2 - 2bc \cos A$$

herleiten läſst, aus der sich sodann Formeln für die Sinus der Winkel, bestimmt durch die Seiten, ergeben. Den Beschluſs dieses Abschnittes machen Anwendungen der gefundenen Formeln zur Auflösung mehrerer Aufgaben der praktischen Geometrie und der Kreismessung.

Die hierauf folgende eigentliche Polygonometrie ist im Ganzen recht gut behandelt; doch wäre Manches in derselben, wenn auch an sich interessant, wo nicht gar das Ganze, vielleicht entbehrlicher gewesen, als einiges Andere, was man im Buche vermiſst.

Dem Vortrage der sphärischen Trigonometrie schickt der Vf. ganz zweckmäſsig die zu ihr erforderlichen Sätze der Stereometrie voraus. Im Satze 8 von Seite 106 findet sich jedoch eine kleine Ungenauigkeit. Es heiſst hier: „Ein Punct ist der Pol eines gröſsten Kugelkreises, wenn zwey Bogen gröſster Kugelkreise, welche zwischen jenem Puncte und der Peripherie des fraglichen Kreises liegen, Quadranten sind.“ Hier muſste der Fall ausgenommen werden, wo die beiden Quadranten einander so entgegengesetzt liegen, daſs sie einen halben gröſsten Kreis bilden, und also ihre Endpuncte Gegenpuncte der Kugelfläche sind; denn hier ist nicht mit Sicherheit zu schlieſsen, jener Punct sey der Pol des gröſsten Kreises. — Nun wird nicht, wie es fast am gewöhnlichsten in den Lehrbüchern neuerer Zeit geschiehet, sogleich zur Ableitung der Formeln für das sphärische Dreyeck im Allgemeinen geschritten, sondern zuerst werden die Gleichungen für das rechtwinklige sphärische Dreyeck abgeleitet. Das werden Manche tadeln; Rec. aber stimmt hierin mit dem Vf. ganz überein, und verfährt bey seinem Unterrichte immer ganz auf ähnliche Weise, weil er meint, beym mathematischen Schulunterrichte komme besonders viel darauf an, dem Schüler Lust zu machen und zu erhalten, man müsse also demselben den Eintritt in neue Theile der Wissenschaft möglichst zu erleichtern suchen. Auch billiget es Rec., daſs der Vf. bey dem sphärischen Dreyeck im Allgemeinen nicht sogleich die allgemeinsten und gewöhnlichsten Formeln vornimmt, sondern erst, gestützt auf die Formeln für das rechtwinklige sphärische Dreyeck, Proportionen vorausschickt, die sich auf zwey Seiten, zwey Winkel und die durch ein sphärisches Loth hervorgebrachten Theile der dritten Seite und des dritten Winkels beziehen. Zu den fünf Proportionen, welche er aufstellt, hätte aber wohl noch eine sechste hinzugefügt zu werden verdient, nämlich die

$$\operatorname{tg} m : \operatorname{tg} n = \operatorname{tg} \mu : \operatorname{tg} \nu,$$

wo mit m und n die Theile der dritten Seite, mit μ, ν die Theile des dritten Winkels bezeichnet sind. In den mit 10 und 11 bezeichneten Proportionen hat den Vf. nur seine etwas zu groſse Scheu vor dem Begriffe entgegengesetzter Linien und Winkel bewogen, das Doppelvorzeichen $\pm$ zu setzen. Weiterhin, bey der Aufgabe, aus den drey Seiten des sphärischen Dreyecks seine Winkel zu berechnen, fehlt wieder die Formel für die Tangente des halben Winkels; freylich bildet sie sich leicht aus denen für den Sinus und den Cosinus; doch ist es immer gut, dem Schüler sie als Hauptformel bekannt zu machen. Gleiches ist für die umgekehrte Aufgabe, der Berechnung der Seiten aus den Winkeln, zu bemerken. Viele Formeln für das sphärische Dreyeck im Allgemeinen findet man nicht, z. B. die von *Gauſs* und die von *Neper*; allerdings mag auch eine sehr ausführliche Behandlung der sphärischen Trigonometrie meistens nur für ausgezeichnetere Schüler der ersten Classe eines Gymnasiums sich eignen. Der Anhang über manche Aufgaben der sphärischen Astronomie und der mathematischen Geographie ist zu loben. Noch sind zwey Tafeln angehängt, von denen die erste die Sinus und Tangenten aller von 10 zu 10 Minuten fortschreitenden Winkel des ersten Quadranten, und zwar bis zu Zehntausendteln enthält, während die zweyte die Mittags-Declination der Sonne für jeden Tag des Jahres 1834 und für den Meridian von Berlin angiebt.

Nirgends im Buche ist die Rede von den Logarithmen der Functionen, nirgends vom Interpoliren; nirgends findet man ein Zahlenexempel. Allerdings können auch diese Sachen ziemlich gut dem mündlichen Vortrage überlassen bleiben, und zum Theil hat der Vf. durch das Weglassen derselben sich die Möglichkeit verschafft, manches andere Gute in den ziemlich kleinen Raum zusammenzupressen.

Rec. scheidet von diesem Werke, indem er mit Vergnügen anerkennt, daſs es durch seinen eigenthümlichen Vortrag nicht ohne Verdienst und würdig ist, besonders Lehrern der Mathematik zur Berücksichtigung empfohlen zu werden.

F.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden u. Leipzig, in der Arnoldschen Buchhandlung: *Erzählungen*, von Dr. *Joseph Nürnberger*. 1stes Bdchn. Der Geisterseher. Die erste Liebe. Ahnung. Der Astrolog. 210 S. 2tes Bdch. Stillleben. Das Wald-Schloss. Das braune Kästchen. Die Schwester. Die Räuber. 227 S. 1834. 8. (2 Thlr. 4 gr.)

Begebenheiten, die ein jeder erleben kann, als da sind Verirrungen im Walde, Einkehren bey wohlhabenden Pachter- und Förster-Familien, schnelles Verlieben u. s. w., werden hier stechender gemacht durch aussergewöhnliche Einschiebsel, wie die Erscheinung einer schönen Fremden, die auf einem Waldschlosse haust, wo sie nach Familienschätzen spähet, ihren Antheil davon nimmt, und spurlos verschwindet. Ferner giebts eine Ehe zwischen Bruder und Schwester, einige Ahnungs- und Cagliostro-Scenen, wovon letzte aus *Schillers* Geisterseher, selbst wörtlich, selbst mit dem Titelwort und dem geheimnissvollen Armenier entlehnt ist. Um die Ahnung noch anziehender zu machen, muss der Bruder des Erzählers mondsüchtig seyn, aus keinem anderen Grunde, als dass dieser sagen kann, er habe, nach seinem Gesicht, sich in derselben gefährlichen Stellung zwischen den Stäben einer Gallerie eingeklemmt gefunden, wodurch jener bey seiner Wandelung ihn erschreckte. Da die Mondsucht ausser allem Zusammenhang und Beziehung mit und zu der Geschichte steht, so konnte sie unbedenklich wegfallen. Freylich wäre noch Manches auszuscheiden, wenn jedes Ueberflüssige, besonders in den Sentenzen, wegfallen sollte. Diese erinnern zum Theil an die Inschriften, die vor 30—40 Jahren in nachgemachten englischen Gärten im verkleinerten Massstab zu finden waren, die den Leser mit der Nase darauf drückten, was er bey dieser Weide, jenem Wasserfaden, der Aussicht auf eine Thurmspitze, auf ein Hügelchen u. s. w. zu fühlen und zu denken habe. Anderentheils documentiren sie die triviale Sinnesweise des Erzählers und Betrachters auffälligst, was überflüssig ist, da die Geschichte es schon thut, trotz aller Versicherungen, dass der Herr Postadjunct den Virgil von Grund aus verstehe, und von eben so gelehrter als geschmackvoller Bildung sey. Endlich aber schimmern in diesen Sprüchen fremde Federn; wie sich in der *Schwester* die Rede Wallensteins: „Wie sich der Sonne Scheinbild," nur in Prosa aus einander gezogen, vorfindet, was jedoch zulässiger ist, als die vielen Fremdworte, die zur Ungebühr sich in der Schreibart eindrängten, und ihr bald ein vernachlässigtes, bald ein anspruchvolles Ansehen geben. Dem Vf. der Briefe des Verstorbenen ist solche Unart zu verzeihen; unser Autor hätte wohl gethan, jenem in etwas Anderem als in seinen Fehlern nachzuahmen.

Vir.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Minden*, b. Essmann: *Geometrische Constructionslehre zum Gebrauch auf Gymnasien, Bürger- und polytechnischen Schulen*, von *H. C. W. Breithaupt*, Prof. d. Math. u. Physik zu Bückeburg. Mit 33 Figuren (1 Steindrucktafel). 1832. 68 S. gr. 8. Nebst einem Anhange von Tabellen. 8 S. 4. (4 gr.)

Dieses unbedeutende Büchlein enthält nichts als eine Sammlung von Aufgaben zur Construction von Dreyecken oder Vierecken mittelst des verjüngten Massstabes und des Transporteurs, wenn bestimmte Zahlenwerthe für Seiten und Winkel, auch wohl für Lothe oder den Inhalt gegeben sind. Bey jeder Aufgabe dieser Art sind, nachdem mit breiter Erklärung des mechanischen Verfahrens die Anleitung zur Auflösung gegeben, viele Beyspiele hinzugefügt, in denen auch gefodert wird, nach geschehener Construction der Figur aus den gegebenen Stücken, die daraus hervorgegangenen übrigen Stücke zu messen. In den Tabellen des Anhanges findet man die Grösse dieser übrigen Stücke in einer so rohen Annäherung angegeben, als sich etwa durch eine ziemlich genaue Construction erreichen lässt. Der Vf. scheint zur Ermittelung dieser resultirenden Stücke selbst nur Construction, nicht, wie doch gewiss besser gewesen wäre, trigonometrische Rechnung angewandt zu haben. Z. B. beym Exempel 9 von Seite 4 sind für die Seiten eines Dreyecks die Zahlen 282, 208, 231 gegeben; im Anhange sind die Winkel = 80° 0′, 46° 10′, 53° 50′, und die zur grössten Seite zugehörige Höhe = 167 angegeben; durch trigonometrische Rechnung findet man aber die Winkel = 79° 44′ 57″, 46° 32′ 12″, 53° 42′ 51″ und die Höhe = 167,66. Auf ähnliche Art verhält es sich bey den übrigen Aufgaben. In der Aufgabe 24 wird verlangt, eine Raute zu construiren, wenn gegeben ist die Grundlinie, die Höhe und ein Winkel. Hier ist offenbar ein Stück zu viel. Die zugehörige Anweisung zur Construction schliesst mit den Worten: „Wenn die Raute genau nach den gegebenen Stücken aufgezeichnet ist, so müssen alle vier Seiten immer gleich seyn." Für die vom Vf. dazu aufgestellten Beyspiele hat es mit dieser Behauptung nun freylich in so fern so ziemlich seine Richtigkeit, als er die drey gegebenen Grössen immer so gewählt hat, dass ein Rhombus möglich ist, welcher näherungsweise die gegebenen Stücke enthält. Im ersten Exempel z. B. giebt er die Seite = 226, einen Winkel = 148° 30′, die Höhe = 119,5; berechnet man die Höhe aber aus den beiden anderen Stücken, so ergiebt sich = 118,85. — Dass Uebungen in Constructionen der Art, wie diess Buch enthält, nicht unzweckmässig sind, besonders für Schüler an Bürger- oder Gewerb-Schulen, ist zuzugeben; wir können aber die Sammlung des Vfs. Lehrern an solchen Anstalten nicht sehr empfehlen. Man muss mit solchen Uebungen nicht gar zu viel Zeit hinbringen, und jeder Lehrer muss sich die wenigen Beyspiele für seinen Bedarf selbst bilden können. Auch können wir den Aeusserungen des Vfs. in der Vorrede über die Wichtigkeit solcher Uebungen nicht ganz beystimmen. Er beginnt hier: „Die Anweisung zum richtigen Gebrauch des Linials, Dreyecks, Zirkels, Transporteurs und Massstabes, verbunden mit den ersten Anfangsgründen der Geometrie, ist besonders beym öffentlichen Unterrichte nothwendig, damit die Schüler alle Linien, Winkel und Flächen, welche der Lehrer an der Tafel aus freyer Hand entwirft, richtig nachzeichnen lernen, indem jeder Beweis an einer richtigen Zeichnung besser einzusehen ist, als an einem aus freyer Hand entworfenen Riss." Man thut nun allerdings gut, die Schüler anzuhalten, dass sie die Figuren zu ihren Beweisen möglichst genau zeichnen; aber es ist doch auch wichtig, sie frühzeitig zu gewöhnen, nicht zu sehr der blossen äusseren Anschauung sich hinzugeben, sondern auch bey nicht ganz genau gezeichneten Figuren richtig schliessen zu können. Sprache und Vortrag des Vfs. lassen sich nicht loben. Die Schreibart „rechtwinkliche, gleichschenkliche" (statt: —lige) Dreyecke, ist eben so wenig zu billigen, wie die Ausdrücke: „Linial, Oblongums, Rhombusse."

F.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.
OCTOBER 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Geh. Reg. Rath und Prof. Dr. *C. G. Ehrenberg* in Berlin und Hr. *Letronne*, Mitglied des französischen Instituts zu Paris, sind zu auswärtigen Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ernannt worden.

Den Gymnasialdirectoren Rector *Danneil* in Salzwedel und Rector M. *Siebdrat* in Eisleben ist das Prädicat als Professor verliehen worden.

Hr. Hofrath und Prof. Dr. *Conradi* und Hr. Hofr. und Prof. *C. Otfr. Müller*, zu Göttingen, haben das Ritterkreuz des königl. hannöverischen Guelfen-Ordens erhalten.

Der ordentl. Prof. der Rechte in Kiel, Hr. Dr. *H. R. Brinckmann*, ist zum Oberappellationsgerichtsrathe bey dem neuerrichteten Oberappellationsgericht daselbst und der Privatdocent der Rechte, Hr. Dr. *A. W. S. Franke*, zum Secretär bey demselben ernannt worden.

Hr. Staats- und Justiz-Minister *v. Kamtz* zu Berlin hat das Groſskreuz des österreichischen Leopolds-Ordens, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Hr. *Ancillon* das Groſskreuz des Ungarischen St. Stephansorden, und Hr. Geh. Rath Graf *von Alvensleben* das Commandeurkreuz des letztgedachten Ordens erhalten.

Hr. Oberappellationsgerichtsrath *Duysing* in Kassel ist zum Präsidenten des Oberappellationsgerichtes ernannt worden.

Der königl. preuſs. Finanzrath Hr. *Friedrich* hat das Ritterkreuz des königl. baier. Civilverdienstordens erhalten.

Hr. Dr. *Seuffert*, ehem. Prof. der Rechte in Würzburg, hat eine Rathsstelle im Appellationsgerichte des Rezatkreises erhalten.

Der Prosector an der Universität zu Heidelberg, Hr. Dr. *Heinrich Arnold*, ist ausserordentl. Prof. an der dortigen Universität geworden.

Hr. Geh. Obermedicinalrath und Präsident Dr. *Rust* in Berlin hat den St. Wladimirorden 3 Cl., und Hr. Geh. Medicinalrath *v. Stosch* daselbst den Stanislausorden 3 Cl. erhalten.

Der Prof. der Anatomie, Hr. Dr. *J. Müller*, der Prof. der Mineralogie, Hr. Dr. *G. Rose*, und der Lehrer der Mathematik an der Gewerbsschule, Hr. Prof. Dr. *Steiner*, sämmtlich zu Berlin, sind zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften daselbst gewählt und als solche höchsten Orts bestätigt worden.

Hr. Prof. Dr. *Heinr. Marx* zu Göttingen ist von der kaiserl. russ. chirurg. Akademie zu St. Petersburg zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Der Rector Hr. Dr. *König* zu Eutin ist zum Hofrath und Director der dortigen vereinigten Gelehrten- und Bürger-Schule und der bisherige Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt, Hr. Dr. *J. F. E. Meyer*, zum Rector derselben ernannt worden.

Der königl. baier. Gesandte in Hannover, Hr. *Jos.* Freyherr *von Hormayr-Hortenburg*, ist von der königl. dän. Gesellschaft für nordische Alterthümer zu Kopenhagen, von der philos. Gesellschaft zu Philadelphia und von der deutschen zu Leipzig zum Mitgliede ernannt worden.

Hr. Pastor *von Klot* zu Mitau ist für Livland und Hr. Pastor Diakonus *Rein* in Reval für Ehstland zum evangel.-luth. Generalsuperintendenten und Vicepräsidenten des Consistoriums ernannt worden.

Hr. Hofr. und Prof. *Heeren* in Göttingen hat das Commandeurkreuz des Guelphen-Ordens und Hr. Hofr. *v. Hammer* in Wien vom Schach von Persien den Orden des Löwen und der Sonne 2 Cl. erhalten.

II. Nekrolog.

Am 4 Mai starb zu Trient Dr. *Jos. von Lupis*, Director und Protomedicus des dor-

tigen Civil- und Militär-Hospitals u. s. w. 45 Jahr alt.

Am 12 Jun. zu Züllichau der Pädagogiallehrer *Chr. Sam. Nerger*.

Am 9 Juli zu Braunsberg Dr. *Scheill*, Regens des Clerical-Seminars und Prof. der Pastoraltheologie daselbst.

Am 22 Jul. zu Greifswald der ordentl. Prof. der Naturwissenschaften an dasiger Universität Dr. *Quistorp*.

Am 25 Jul. zu London *S. T. Coleridge*, als Dichter höchst ausgezeichnet, 62 Jahr alt.

Am 11 Aug. zu Duisburg am Rhein Dr. *Daniel Erh. Günther*, ehemal. Prof. der Medicin, Ritter des rothen Adlerorden 3 Classe, 83 Jahr alt.

Am 27 Aug. zu Berlin der Geh. Oberfinanzrath *Lehnert*, 66 Jahr alt.

Am 8 Sept. zu Dresden *C. Hnr. Ferd.* Freyherr *v. Teubern*, Präsid. des königl. sächs. Appellationsgerichtes, 59 J. alt.

Am 9 Sept. zu Stockholm der Graf *Otto Augustin Cronhielm*, eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des schwedischen Reichstags, als ein Opfer der Cholera.

Am 17 Sept. zu Berlin der königl. preuss. wirkl. Geh. Rath, Staatsminister und Ritter des schwarzen Adlerordens, Freyherr *Friedrich von Schuckmann*, im 79 Lebensjahre an Altersschwäche.

Am 19 Sept. zu Köngen der würtembergische Minister ausser Dienst *von Weishaar*, früher Präsident der zweyten Kammer.

In der Mitte des Sept. zu Edinburg der als Buchhändler und Verleger bekannte *Blackwood*.

Am 25 Sept. zu Zweybrücken der königl. General-Staats-Procurator *Schenkl*.

An dems. Tage zu München der königl. Hofrath und Prof. Dr. *Conrad Mannert*, 78 Jahr alt. Seit einer Reihe Jahren als Prof. der Geschichte an den Universitäten Altdorf und Landshut angestellt, ward er in dieser Eigenschaft auch mit der Hochschule nach München versetzt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bopp, Franz, kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache, in kürzerer Fassung. gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 gr.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

Für Architekten und Alterthumsforscher.

An alle Buch- und Kunst-Handlungen wurde versandt:

J. H. Wolff (Professor zu Cassel), Beyträge zur Aesthetik der Baukunst oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der griechischen Architektur. Mit 28 Kupfertafeln. Royal 8. Cartonnirt. 5 Thlr. 16 gr. od. 10 fl.

Da der Verleger in dem Cyklus der Denkmäler der Baukunst fast Alles in bildlichen Darstellungen geliefert hat, was bis jetzt von Resten der ächt griechischen Architektur aufgefunden ward, — so glaubte er den Besitzern dieser Werke einen Dienst zu erweisen, indem er sich zu dem Verlag und der Bekanntmachung dieser Nutzanwendung jener Denkmäler in ästhetischer Hinsicht entschloss. Er hofft, dass sein Bestreben, immer noch mehr durch Verbreitung gediegener Werke für die Jünger und Verehrer der Baukunst zu thun, die zur ferneren Ermunterung unumgänglich nothwendige Anerkennung finden werde.

Darmstadt, im Sept. 1834.

Carl Wilhelm Leske.

Neue Verlagswerke von *Ludwig Oehmigke* in Berlin.

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von Prof. *F. Guimpel*. Text von Prof. *F. L. v. Schlechtendal*. 3r Band. 1s u. 2s Heft. gr. 4to. mit 12 illum. Kupfern. geh. Subscript.-Preis 1 Thlr.

Dietrich, Dr. *A.*, Flora regni borussici. Flora des Königreichs Preussen oder Abbildung und Beschreibung der in Preussen wildwachsenden Pflanzen. 2r Band 1s bis 8s Heft. Gross Lexikon-Format. Mit 48 sauber illum. Kupfern. 5⅓ Thlr.

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und die damit verbundenen Wissenschaften. Herausgeber: Prof. Dr. *Lindes*. 34r Band 1te Abtheilung. 16mo mit 2 Kupfertafeln. Preis 1½ Thlr.

Nachricht vom Leben und Charakter des *Thomas Bateman*, weiland Doctors der Medicin, Mitglieds der *Linnéischen* Gesellschaft, Arztes am *public dispensary* und *fever institution* in London. Ein Lesebuch für Geist-

liche, Aerzte und Laien. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. *C. A. M. Bresler* in Bonn. 8. geh. ⅔ Thlr.

Lepsius, Dr. *R.*, *Paläographie* als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Kosegarten, *L. T.*, *Jucunde.* Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen. Vierte Auflage. 8. elegant gebunden. 1 Thlr.

Philologie.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Caesaris, *C. Julii*, *Commentariorum de bello civili* libri III. Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Prof. *M. Herzog.* gr. 8. 37 Bogen. 2 Thlr. 6 gr.

Ciceronis, *M. T.*, oratio de imperio Cn. Pompei, ad optim. codicum fidem emend. et interpretat. et aliorum et suis explanavit Dr. *C. Bennecke.* gr. 8. 23 Bogen. 1 Thlr. 12 gr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Caesaris, *C. J.*, Commentariorum de bello gallico libri VIII, grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Prof. *Herzog*, mit geogr. geschichtlichen Nachweisungen und einer schönen Charte Gallien's von *Reichard.* 2te Auflage. 1831. 3 Thlr.

Quinctiliani, *M. F.*, Institutionum oratoriarum liber X, denuo recogn. annotat. critic. et grammat. instr. a Prof. *Herzog*, ed. II. 1833. 8 gr.

— — dasselbe Werk, deutsch übersetzt nebst kritischen und grammatischen Bemerkungen von Prof. *Herzog.* gr. 8. 1829. 1 Thlr.

Sallustii, *C. C.*, de conjuratione Catilinae liber, erklärt, übersetzt mit vielen Anmerkungen von Prof. *Herzog.* 1828. 1 Thlr. 12 gr.

Beachtungswerthe Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Gutbier, *F. A. P.*, Superintendent und Consistorialrath in Ohrdruff, *Summarien*, oder *kurzer Inhalt*, *Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heil. Schrift des neuen Testaments*, zum Gebrauch bey kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freye, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleissigen Bibelleser. 2ter Theil, erste Abtheilung: Das Evangelium Johannis ausser der Leidensgeschichte. gr. 8. Preis 16 gr. Leipzig, bey *A. Wienbrack.* (Der erste Theil in 5 Abtheilungen, ebendaselbst, kostet 1 Thlr. 18 gr.)

Diese Fortsetzung des „eben so zeitgemässen als lehrreichen Werkes" (wie es der Hr. Recensent in der Jen. A. L. Z. nennt), das bestimmt ist, die Kenntniss der Bibel in den christlichen Kirchengemeinden zu befördern, wird den Besitzern des ersten Theils gewiss willkommen seyn, und dem Unternehmen erneuete Theilnahme zuwenden. Es sey hier nochmals empfohlen mit den Worten der Jen. A. L. Z.: „Wir ehren die theologische Denkart des Verfassers, welche wir mit ihm theilen. Hr. *Gutbier* huldigt der reinen evangelischen Wahrheit und dem Principe der Exegetik, in allen Erzählungen, Bildern und Darstellungen des heil. Codex nur das Geistige festzuhalten und zu betrachten. Er hat sich von den Fesseln einer Schuldogmatik freygehalten, und die freyen Schwingen mit Kraft und Glück bewegt."

Neujahrs-Gabe.

Kynalopekomachia,
das heisst:
der Hunde Fuchsenstreit.
Episch Gedicht in 6 Gesängen
von
C. Fr. von Rumohr.
Mit 6 Bildern von *Otto Speckter.*
gr. 8. 10 Bogen. cartonnirt. 2 Thlr.

Jene Sympathie, welche besonders im Kinde so lebhaft ist, doch selbst in reiferem Alter oftmals sich frisch erhält, jenes so poetische als wesentliche Mitfühlen des allgemeinen Naturlebens bey Menschen jedes Alters und jeder Bildungsstufe, also in einfacher, allgemein verständlicher Sprache anzuregen, scheint des Verfassers vornehmste Absicht zu seyn.

Wenn hiedurch sein Werk als Neujahrsgabe besonders sich empfiehlt, so fehlt es andererseits darin nicht an denjenigen Beziehungen, welche das reifere Alter und die höhere Bildungsstufe in Hervorbringungen dieser Art zu finden liebt.

Die gelungenen Bilder des talentvollen *Otto Speckter* vor jedem Gesange sind eine Zierde des Buches.

Lübeck im Oct. 1834.

v. Rohden'sche Buchhandlung.

Geschichte
der deutschen Bibelübersetzung Luther's,
zur Erinnerung an das dreyhundertjährige Jubiläum derselben im Jahre 1834,
bearbeitet
von
Karl Albr. Weidemann,
Cand. des evangel. Predigtamtes.
gr. 8. ½ Thlr.

Diese zeitgemäſse Schrift giebt über die Entstehung und Ausbildung des lutherischen Meisterwerkes nähere Auskunft, indem sie den Leser gleichsam in die Werkstatt des Meisters führt, und dessen Vorbereitungen und Beruf zu dem groſsen Unternehmen, die Grundsätze, nach denen er arbeitete, seinen Eifer und Fleiſs, seine Werkzeuge und Gehülfen kennen lehrt; zugleich berichtet sie von der ersten Beschaffenheit und den nach und nach erlittenen Veränderungen, von der Verbreitung und den späteren Schicksalen der lutherischen Bibelübersetzung. Sie hält die Mitte zwischen einem rein bibliographischen Werke und einer bloſs populären Darstellung. Allen wissenschaftlich gebildeten Freunden der Bibel, insbesondere praktischen Geistlichen, können wir sie sehr empfehlen.

Leipzig, im Sept. 1834.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Zerrenner, Dr. *L. C. G.*, Mittheilungen und Winke, die Einführung der wechselseitigen Schuleinrichtung betreffend. gr. 8. 1834. Magdeburg, b. *Heinrichshofen.* 16 gr. *NB.* Ist auch als „*Fortsetzung* von des Verfassers früherer Schrift: „*Ueber das Wesen und den Werth der wechselseigen Schuleinrichtung.* gr. 8. 1832. Ebendaselbst 14 gr." zu betrachten.

II. Vermischte Anzeigen.

Rüge eines literarischen Unfugs.

Das schon oft gebrauchte Mittel, werthlosen Büchern unter der Firma einer *zweyten Auflage* Eingang beym Publicum zu verschaffen, ist neuerdings auf eine merkwürdig dreiste Art versucht worden, und verdient öffentlich bemerklich gemacht zu werden. Das Buch, welches hiezu Veranlassung giebt, führt den Titel:

„*Georg Quehl's* Predigten, 1r — 4r Theil. Zweyte Auflage. Erfurt, 1833 und 34."

Mit der *zweyten*, sage *zweyten!?* Auflage desselben hat es aber folgende Bewandniſs. Die in *vier* Bändchen zusammengefaſsten Predigten (welche übrigens *in Summa* nur über 500 Seiten füllen) wurden von Woche zu Woche *einzeln* als selbstständige Werklein mit vollständigem Titel und, zum Behuf einer vielseitigen *captatio benevolentiae*, jede mit einer besonderen Dedication an Gevattern und andere Gönner versehen, am Verlagsorte für etliche Mitglieder der Gemeinde, an welcher der Verf. angestellt ist, ausgegeben. Zugleich war die Veranstaltung getroffen worden, daſs in der Druckerey, nachdem eine kleine Anzahl zu diesem nächsten Gebrauch abgezogen war, der Satz, mit Weglassung des speciellen Titels und der Dedication, *zusammengerückt*, und damit von Predigt zu Predigt fortgefahren wurde, bis ein dünnes Bändchen nach dem anderen zu Stande kam, welche dann den oben angegebenen Titel nebst einer frischen Dedication in höherer Potenz und dem Prädicate *zweyte Auflage* erhielten. — Jeder in literarischen Dingen nicht ganz Unerfahrene weiss gewiſs, daſs *zweyte Auflagen* anders entstehen, als diese; denn das Wesentliche derselben ist, *daſs der Text von Neuem gesetzt wird*, nachdem eine dem buchhändlerischen Herkommen gemäſse Anzahl *vollständiger* Exemplare verkauft worden ist. So wenig als daher irgend ein Lehrbuch, welches während des Lehrcurses gedruckt, und den Zuhörern des Verf. bogenweis zugetheilt wird, nach seiner Vollendung für eine *zweyte Auflage* ausgegeben werden darf, eben so wenig kann auch gegenwärtige Predigtsammlung dafür gelten. Sollte wohl Hn. *Georg Quehl* dieses einfache Sachverhältniſs entgangen seyn? Wir glauben nicht, und möchten wohl die Gründe kennen, welche seinem löblichen Verfahren vorlagen. Unterdessen möge es erlaubt seyn, an die Annonce eines Schöppenstädter Gastwirths zu erinnern, der, um von einer veranstalteten *Maskerade* den gröſsten Profit zu ziehen, Folgendes bekannt machte: „Da die Erfahrung gelehrt hat, daſs es mit dem *ersten* Maskenballe immer *nichts ist*, so wollen wir dieſsmal gleich mit dem *zweyten* anfangen." — Schlieſslich noch die bescheidene Anfrage: ob wir nicht recht bald eine *dritte Auflage* von Hn. *Georg Quehl's* Predigten zu erwarten haben? Es bedarf ja hiezu weiter nichts, als daſs nach der Analogie der *zweyten* Auflage die Titel der *vier* lächerlich dünnen Bändchen weggeworfen, und diese zu *einem* mäſsigen Bande mit neuem Titel und anderweitiger Dedication zusammen gebunden werden.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

October 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Privatdocent Dr. *Grossbach* in Würzburg hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Luzern erhalten.

Hr. Dr. *Kaiser*, Pfarrer in Darmstadt, wurde am 6 Oct. zum Bischof der Mainzer Diöcese ernannt, nachdem der zuvor zu dieser Würde erwählte Hr. Domcapitular *Werner* dieselbe ausgeschlagen hatte.

Hr. *Thourel* aus Montpellier, welcher in Genf zur Insurrectionszeit das nun eingegangene *Journal de Geneve* redigirte, hat einen Ruf als ausserordentlicher Professor der französischen Literatur und Geschichte an die neu errichtete Universität Bern erhalten und angenommen. Dahin ist auch bereits vor mehreren Monaten Hr. Dr. *Carl Wilh. Müller*, früher Collaborator am Gymnasium zu Weimar, später Professor in Zürich, abgegangen, um eine Lehrerstelle am dortigen Gymnasium und eine ausserordentliche Professur an der Universität zu übernehmen.

Hr. Dr. *Schmidtlein* in München und Hr. Dr. *Stahl* in Würzburg sind zu Professoren der Jurisprudenz zu Erlangen ernannt worden.

Hr. Dr. *Meyen* ist zum ausserordentlichen Prof. in der philosophischen Facultät zu Berlin ernannt worden.

Hr. Dr. *Schroen*, Inspector der Sternwarte und des meteorologischen Institutes zu Jena, desgleichen die seitherigen Privatdocenten Hr. Dr. *Ferd. Wachter* und Hr. Dr. *Theod. Thon* sind zu ausserordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät der dasigen Universität ernannt worden.

Hr. *Charles Purton Cooper*, Esq., Anwalt am königl. Kanzleygerichtshofe und Secretär der Record-Commission in London, ist zum auswärtigen Mitgliede der baier. Akademie der Wissenschaften erwählt und vom Könige bestätigt worden.

Die Akademie der Wissenschaften zu Bologna hat Hn. Dr. *C. H. Schultz*, Prof. der Medicin zu Berlin, zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt.

Hr. Confessionar Dr. theol. *J. P. Mynster* in Kopenhagen ist seiner Function als Mitglied der Direction der Universität und der gelehrten Schulen entbunden, und dagegen zum Bischof in Seeland ernannt worden, wird jedoch fortfahren, Vorlesungen im Pastoralseminar zu halten.

Dem königl. baier. Regierungsdirector, Hn. Ritter *von Raiser* in Augsburg, ist das Ritterkreuz des würtembergischen Kronordens ertheilt worden.

Hr. Kirchenpropst *Chr. Fr. Callisen* in Schleswig ist zum zweyten Geistlichen und der Prof. der Philologie an der Universität zu Kiel, Hr. Dr. *Greg. Wilh. Nitzsch*, zum ausserord. Mitgliede der Schleswig-Hollsteinischen Regierung ernannt worden.

II. Nekrolog.

Am 22 Mai starb zu Wien Dr. *Joh. Em. Pohl*, als Botaniker rühmlich bekannt.

Am 11 Aug. zu Driesen der dasige Superintendent und Oberprediger *J. H. G. Starke*.

In der Mitte des August zu Saintes der Baron *Richard*, vormaliges Conventsmitglied und während der Kaiserherrschaft Präfect der niederen Charente.

Am 8 Sept. zu Tübingen Dr. *Gustav Schübler*, ordentl. Prof. der Medicin daselbst.

Am 12 Sept. der Abbé *Hennequin* zu Frankfurt a. M., welcher viele Jahre hindurch das Journal de Francfort redigirte, in einem Alter von 73 Jahren.

Am 17 Sept. zu Berlin der königl. preuss. Consistorialrath und pensionirte Rector des Gymnasiums in Schulpforte, Dr. *Carl David Il-*

gen, nach anhaltender Kränklichkeit, an den Folgen eines Nervenschlags. Er war zu Sehna bey Eckartsberge 1763 geboren, bekleidete zuerst das Rectorat der Schule in Naumburg, kam 1794 als Professor der oriental. Sprachen nach Jena, und ging von da im Jahr 1802 nach Schulpforta ab.

Am 25 Sept. in München der verdienstvolle Geschichtsforscher und Geograph Dr. *Conrad Mannert*, königl. baier. Hofrath und Professor, auch Mitglied der königl. Akad. der Wissenschaften, 78 Jahr alt. Er hatte vor nicht langer Zeit sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Unsere A. L. Z. verdankt dem würdigen Manne sehr viele schätzbare Beyträge.

Den 28 Sept. zu Clifton der Bischof von Bristol, Dr. *Gray*.

Am 5 Oct. zu Frankfurt a. M. der Gerichtsschultheiss und Appellationsgerichtspräsident, auch Syndicus der Stadt, Dr. jur. *Johannes Büchner*. Er war 1756 geboren, studirte auf der Universität Jena die Rechte, wurde 1789 zuerst Kanzleydirector und 1792 Syndicus, und 1824 Gerichtsschultheiss und Oberappellationsgerichtspräsident. Er zeichnete sich durch vielseitige Kenntnisse und strenge Rechtlichkeit aus, und hat um die Stadt Frankfurt hohe Verdienste.

III. Vermischte Nachrichten.

Gelehrte Gesellschaften.

Am 3 Sept. d. J. hatte die *Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Hanau* eine öffentliche Versammlung. Ausser den activen Mitgliedern von hier waren auch mehrere auswärtige wirkliche Mitglieder anwesend, und Freunde der Naturkunde aus Hanau hatten sich zahlreich eingefunden. Hinsichtlich der inneren Angelegenheiten der Gesellschaft vereinigten sich die anwesenden wirklichen Mitglieder über mehrere Gegenstände. Die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe bis zum Versammlungstage wurden eingesehen, und, als richtig anerkannt, von den Vorstehern unterschrieben. Der bisherige auswärtige Director Hr. Dr. med. *Mappes* in Frankfurt a. M. ist wiederum zum auswärtigen Director auf drey Jahre erwählt worden. Die öffentlichen Vorträge eröffnete der Director Hr. Oberhofrath Dr. *Kopp* mit einer Anrede, worin die Leistungen des Vereins, die Richtung, welche er in seinem Streben genommen, und die Veränderungen in den gesellschaftlichen Sammlungen von Naturkörpern, Instrumenten und Büchern kurz dargestellt wurden. Hr. Hofr. Dr. *Meyer* theilte der Gesellschaft seine Beobachtungen über den Girliz (*Fringilla Serinus*) mit. Hr. Bergverwalter *Jassoy* sprach über das Vorkommen von Silber im Hohenofen zu Bieber. Hr. Dr. *Cassebeer* erörterte die in der Wetterau aufgefundenen Arten der Gattung *Sphagnum* (Torfmoos) mit Vorzeigung einer Folge vorzüglich schön getrockneter Exemplare. Hr. Oberhofr. Dr. *Kopp* erklärte einen, zum leichten Darstellen der Eigenschaften von Gasarten bestimmten, Recipienten, und machte Versuche damit. Hr. *v. Meyer* redete über die Trüglichkeit des Weges der Analogie bey gewissen Folgerungen in der vergleichenden Anatomie, bewiesen aus dem Studium der fossilen Knochen. Hr. Dr. *Mappes* zeigte und erklärte mehrere denkwürdige krankhafte Körpertheile. Hr. Dr. *Gustav Wetzlar* hielt einen Vortrag über Elektromagnetismus, und stellte Versuche mit einem von ihm construirten Elektromagneten an, der, wie die Versammlung sich überzeugte, mit einem galvanischen Apparate aus Zink und Eisen 260 Pfund trug. Nachdem die neu erwählten Mitglieder der Gesellschaft verkündigt waren, schloss der auswärtige Director die Sitzung, welcher ein fröhliches Mahl am Wilhelmsbade folgte.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige für Juristen.

In meinem Verlage erschien so eben als gehaltvolle Fortsetzung:

Zeitschrift für Civilrecht und Process. Herausgegeben von *Linde*, *Marezoll* u. *von Schröter*. VIIn Bandes 3s Heft gr. 8. brochirt. Preis des Bandes von 3 Heften 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Inhalt dieses Heftes:

X. Ueber das Verfahren in geringfügigen Civilrechtssachen. Von Dr. *W. H. Puchta*, Landrichter in Erlangen. — XI. Ueber das *jus jurandum in litem*. Von *von Schröter*. — VII. Beyträge zu der Lehre vom juristischen Besitz überhaupt, und dem Pfandbesitz im Besonderen. (Beschluss.) Von Dr. *Sintenis*, Advocat in Zerbst. — XIII. Ueber die *exceptiones litis finitae* und deren Verhältniss zu den Process hindernden Einreden. Von Dr. *A. Guyet*, Privatdocent in Heidelberg.

Es ist gewiss hinreichend, nur auf den reichhaltigen Inhalt eines so allgemein als vorzüglich anerkannten Werks aufmerksam zu ma-

chen, um zum Ankauf des Ganzen einzuladen; daher ich bemerke: daſs auch fortwährend vollſtändige Exemplare der erſten 6 Bände durch alle Buchhandlungen zum Ladenpreis von 12 Thlr. od. 21 fl. 36 kr. zu erhalten ſind.

Gieſsen, im Aug. 1834.

B. C. Ferber.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Stahr, Dr. *Ad.*, Ariſtoteles bey den Römern. 8. 1834. 1 Thlr.

Wittich, *Alex.*, de Reipublicae Romanae ea forma, qua L. Cornel. Sulla Dictator totam rem Romanam ordinibus, magiſtratibus, comitiis commutavit. Commentatio primario ornata praemio. 8 maj. 1834. 1 Thlr.

Leipzig, den 20 Sept. 1834.

Auguſt Lehnhold.

Für Mineralogen und Chemiker.

An alle Buchhandlungen wurde verſandt:

Suckow, Dr. *Guſtav*, (Prof. in Jena) *Syſtem der Mineralogie.* Ein Grundriſs für akademiſche Vorleſungen. Nebſt einem Anhange, enthaltend *die Beſchreibung einiger Mineralien* des Groſsh. mineralogiſchen Muſeums in Jena. Mit 2 Figurentafeln. 8. 1834. 12 gr. od. 54 kr.

Von demſelben Verfaſſer erſchien früher:

Ueberſicht der Mineralkörper nach ihren Beſtandtheilen; in Tafeln entworfen. gr. 4. 1831. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Die chemiſchen Wirkungen des Lichts. 8. geh. 1832. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Darmſtadt, im Sept. 1834.

Carl Wilhelm Leske.

Beym herannahenden Winterſemeſter empfehlen wir folgende neuere Lehr- und Prämien-Bücher:

Euripidis Alceſtis. C. notis *God. Hermanni.* $\frac{7}{12}$ Thlr.

Fiedler, *Fz.*, Geſchichte des römiſchen Staates und Volkes für die oberen Claſſen in Gelehrtenſchulen dargeſtellt. *2te verb. Auflage.* 1832. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Forbiger, *Alb.*, Aufgaben zur Bildung des latein. Stils für mittlere Claſſen in Gymnaſien, mit Anmerk. und ſteten Hinweiſungen auf *Zumpt* u. *Ramshorn.* *2te verb. Aufl.* 1834. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Hoffmann, *S. F. W.*, die Alterthumswiſſenſchaft. Lehr- und Hand-Buch für Schüler höh. Gymnaſialclaſſen. 3te Lieferung, mit 16 Kupfertaf. 1834. geh. 4 Thlr.

Hoffmann, *K. J.*, die Metrik, für Gymnaſien und ihre Lehrer. Nebſt Abhandlung über die antike Rhythmik, Muſik und den deutſchen Versbau. 1834. ($\frac{2}{3}$ Thlr.)

Lindemann, *F.*, Selecta e poëtis lat. carm. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Platonis Ion, cur. *G. G. Nitzſch.* $\frac{3}{8}$ Thlr.

— — Philebus, commentar. ill. *Stallbaum.* Ed. n. aucta. 2 Thlr.

Plauti Captivi, Miles glor., Trinummus cur. *Lindemann.* 1 Thlr.

Pölitz, kleine Weltgeſchichte, oder gedrängte Darſtellung d. allg. Geſchichte für höhere Lehranſtalten. *7te vermehrte Auflage.* 1834. 1 Thlr. ($36\frac{1}{2}$ B.)

Rauſchnick, Handbuch der claſſ., german. und der damit verwandten Mythologieen. Für höhere Lehranſtalten. 1832. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Schmidt, *K. C. G.*, griechiſche Schulgrammatik. *2t verb. Auflage.* $\frac{5}{12}$ Thlr.

Sintenis, Ciceronian. Anthologie für Mittelclaſſen. 3 Bde. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Stein's kleine Geographie. Nach den neueſten Anſ. bearbeitet vom Prof. *Ferd. Hörſchelmann.* *19te Auflage.* ($28\frac{1}{2}$ B.) $\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Handbuch der Geographie und Statiſtik. Mit Rückſicht auf Verfaſſung und Verwaltung, neu bearbeitet vom Prof. *Ferd. Hörſchelmann.* 6te *Aufl.* 3 Bände. (cart. 170 B. 1834.) $5\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Handbuch der Naturgeſchichte mit Hinſicht auf Geographie. Für Gymnaſien u. ſ. w. 2 Bände. *3te Aufl.* mit ſchwarzen Kupfern. $1\frac{7}{8}$ Thlr. — color. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

— — Naturgeſchichte für Realſchulen. *3te Auflage.* color. $\frac{2}{3}$ Thlr.

P. Syri Mimi ſimiliumque ſententiarum collectio c. commentar., interpretat. metr., indicibusque ed. *J. F. Kremſier. Ed.* 2. 1834. $\frac{7}{12}$ Thlr.

Wachsmuth, *W.*, Leitfaden zu Vorleſungen über allgem. Weltgeſchichte. 1833. 1 Thlr.

Wirthgen, *S. W.*, Einübung der hebräiſchen Sprache für den 1 Curſus. Nach *Geſenius.* $\frac{1}{2}$ Thlr.

Xenophons Feldzug, griechiſch mit Wortregiſter von *Bothe.* *4te Auflage.* gr. 8. $\frac{7}{8}$ Thlr.

— — griechiſche Geſchichten, von Demſelben. 1 Thlr.

— — Cyropädie, von Demſelben. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Beck, *J. R. W.*, Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Sprache. Für mündliche Vorträge. 1832. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Atlas, neuer der ganzen Erde, für Gymnaſien und Schulen u. ſ. w. mit Rückſicht auf

Steins geographische Werke. *13te Auflage.* in 24 col. Charten von *F. W. Streit* und 7 Tab. gr. Fol. 1834. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

Für Lateinschreibende und Lateinlernende.

Unter allen bis jetzt vollendeten Wörterbüchern hat noch keines bey so billigem Preis die Vollständigkeit zugleich in Bogenzahl und innerer Güte erreicht als folgendes:

Deutsch-lateinisches Handwörterbuch.
Nach dem grösseren für Gymnasien bearbeitet von *F. K. Kraft* und M. *A. Forbiger.*
90 Bogen gr. Lexikonformat. $2\frac{3}{4}$ Thlr. Schreibpapier $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Unbestritten und ohne Nebenbuhler ist der Werth des grösseren Werks, dessen jetzige 3te, wieder um 12 Bogen vermehrte Auflage sich vorzüglich durch grössere Rücksicht auf *Synonymik* und grammatische Regeln auszeichnet.

Deutsch-lateinisches Lexikon.
Aus den römischen Classikern zusammen getragen und nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von
Dr. *F. K. Kraft.*
2 Bände. 171 Bogen gr. Lexikonf. 6 Thlr. Schreibpapier 8 Thlr.

Schon durch die 4te Auflage bewährte sich der Werth der

Geschichte von Alt-Griechenland.
Als Anleitung zum Uebersetzen bearbeitet von Dr. *F. K. Kraft.*
23 Bogen. gr. 8. 18 gr. Schreibp. 1 Thlr.

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig.

Bey *M. Du Mont-Schauberg* in Köln ist neu erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

A. Corn. Celsi Medicina.
Ediderunt, brevi annotatione indicibusque locupletissimis instruxerunt *F. Ritter* et *H. Albers.* XXXVI u. 402 S. 12. Geh. 1 Thlr.

Diese neue, von einem Prof. der Philologie und einem Prof. der Medicin veranstaltete, höchst correcte Ausgabe der acht Bücher des Celsus über die Medicin, dieses einzigen wahrhaft classischen Werkes der lateinischen Literatur in dieser Wissenschaft, wird gewiss jedem Mediciner und jedem praktischen Arzte eine willkommene Erscheinung seyn.

III. Herabgesetzte Bücherpreise.

Herabgesetzte Preise der *Allgemeinen Kirchenzeitung* und *Allgemeinen Schulzeitung.*

Um sowohl manchen Privaten, als namentlich auch öffentlichen Bibliotheken den Ankauf der früheren Jahrgänge dieser Zeitschriften zu erleichtern, hat sich der Verleger derselben entschlossen, dafür folgende bedeutend herabgesetzte Preise bis Ende des Jahres 1835 festzusetzen, für welche jede Buchhandlung dieselben liefern wird.

Die Jahrgänge 1827, 1828, 1829 und 1830 der *Allgemeinen Kirchenzeitung* u. s. w. herausgegeben von dem verstorbenen Hofprediger Dr. *Ernst Zimmermann*, sammt dem theologischen Literaturblatt, jeder Jahrgang zu 3 Thlr. od. 5 fl. Ohne das theologische Literaturblatt zu 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Die Jahrgänge 1831 und 1832 mit dem Literaturblatt jeder zu 4 Thlr. od. 7 fl. Ohne das Literaturblatt zu 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl. 20 kr.

(Für die Jahrgänge 1833 und 1834 findet kein herabgesetzter Preis Statt. Die ersten fünf Jahrgänge von 1822 bis 1826 sind nicht mehr vollständig zu haben.)

Die Jahrgänge 1824 bis 1832 der *Allgemeinen Schulzeitung* herausgegeben (1824 bis 1827) von Dr. *E. Zimmermann* und Dr. *K. Dilthei*, (1828 bis 1832) von Dr. *E. Zimmermann* und Dr. *L. Chr. Zimmermann*, jeder Jahrgang zu 3 Thlr. od. 5 fl.

Die Abtheilung für das *Allgemeine* und *Volks-Schulwesen* besonders, nämlich von den Jahren 1826 bis 1832, jeder Jahrgang 1 Thlr. 10 gr. od. 2 fl. 30 kr.

Die Abtheilung für *Berufs-* und *Gelehrten-Bildung* von den Jahren 1826 bis 1832, jeder Jahrgang 2 Thlr. od. 3 fl. 30 kr.

(Der Jahrgang 1833 ist nur zum Ladenpreis zu haben.

Vom Jahr 1834 an erscheint nur die erste Abtheilung dem Volksschulwesen gewidmet, indem die 2te Abtheilung mit Ende 1833 aufgehört hat.)

Darmstadt, im Sept 1834.

Carl Wilhelm Leske.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

OCTOBER 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten-Chronik.

Marburg.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche im Winterhalbjahre 18$\frac{34}{35}$ auf der Universität zu Marburg gehalten werden.

I. *Sprachkunde.*

Sanskrit-Grammatik, Dr. *Krahmer.* Aramäische oder syrisch-chaldäische Grammatik, verb. mit der Erklärung der ersten Cap. des Propheten Daniel, *Derselbe.* Arabische Sprache, Pr. *Hupfeld.* Hebräische Sprache, *Derselbe.* Historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des alten Testaments, Dr. *Krahmer.* Grammatisch-historische Erklärung der Genesis, verb. mit exegetisch-grammatischen Uebungen, *Ders.* Psalmen, Dr. *Hoffa.* Erklärung der Psalmen mit exegetischen Uebungen im Uebersetzen alttestamentlicher Schriften, Dr. *Krahmer.* Homers Ilias, Pr. *Wagner.* Eumeniden des Aeschylus, *Ders.* Erklärung der Pindarischen Siegeslieder, Pr. *Rubino.* Plato's Gastmahl, Pr. *Hermann.* Plato's Phädo, Dr. *Amelung* und Dr. *Hoffa.* Theophrasts Charakterschilderungen, Dr. *Hoffa.* Lateinische Stilübungen und Erklärung der Lustspiele des Terenz, Pr. *Wagner.* Auserlesene Satiren des Horaz, Dr. *Amelung.* Horazens Oden, in Verbindung mit latein. schriftlichen Uebungen, Dr. *Hoffa.* Erklärung des ersten Buchs der Briefe Cicero's „*ad familiares*," mit historischer Einleitung über Cicero's Leben und Charakter, Pr. *Hermann.* Thucydides und Juvenal, *Derselbe.* Privatissima ertheilen, im Hebräischen, Dr. *Hoffa* und Dr. *Krahmer;* im Griechischen und Lateinischen, Pr. *Wagner*, Dr. *Amelung*, und Dr. *Hoffa*; im Französischen Dr. *Amelung*; im Englischen und Italiänischen, Pr. *Wagner.*

II. *Geschichte und Alterthumskunde.*

Philosophische Einleitung in die Geschichte der Menschheit, Pr. *Suabedissen.* Allgemeine Culturgeschichte, Pr. *Koch.* Allgemeine politische Geschichte des Alterthums, Pr. *Rehm.* Römische Geschichte, Pr. *Rubino.* Römische Alterthümer, *Derselbe.* Geschichte der griechischen Literatur, Pr. *Hermann.* Geschichte des Mittelalters, Pr. *Rehm.* Zweyter Theil der Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, *Derselbe.* Neuere deutsche Reichsgeschichte, *Derselbe.* Europäische Statistik, Pr. *Vollgraff.*

III. *Philosophie.*

Logik, Pr. *Creuzer.* Logik nebst einer Einleitung in die Philosophie, Dr. *Matthias.* Empirische Psychologie, Pr. *Creuzer.* Metaphysik, Pr. *Sengler* und Dr. *Matthias.* Philosophische Religionslehre, Pr. *Suabedissen.* Theorie und Geschichte der schönen Künste, Pr. *Justi.* Pädagogik, in Verbindung mit Katechetik, Pr. *Koch.*

IV. *Mathematik.*

Reine Mathematik, Pr. *Hessel* und Pr. *Müller.* Ebene und sphärische Trigonometrie Pr. *Gerling.* Uebungen in logarithmisch-trigonometrischen Rechnungen, *Derselbe.* Analysis des Endlichen, Pr. *Hessel.* Analysis des Unendlichen, Pr. *Gerling* und Pr. *Müller.* Mechanik, Pr. *Hessel.* Harmonienlehre, in grammatischer und ästhetischer Beziehung, Pr. *Müller.* Privatissima über verschiedene Theile der Mathematik, *Derselbe.*

V. *Naturkunde.*

Experimentalphysik, Pr. *Gerling.* Allgemeine Chemie nebst ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke, Pr. *Wurzer.* Die praktischen Arbeiten im chemischen Laboratorium leitet *Derselbe.* Technische Mineralogie, Pr. *Hessel.* Ueber feuerspeiende Berge, Erd-

beben und Heilquellen, Dr. *Landgrebe.* Diejenigen Theile der allgemeinen Botanik, die von dem Bau, den Lebensverrichtungen und der Verbreitung der Gewächſe über die Erde handeln, Pr. *Wenderoth.* Botanik der kryptogamiſchen Gewächſe, *Derſelbe.* Zweyter Theil der allgemeinen Geſchichte der Thiere, Pr. *Herold.* Specielle Naturgeſchichte der Säugethiere, *Derſelbe.*

VI. *Staats- und Gewerbs-Wiſſenſchaften.*

National-Oekonomie, Pr. *Vollgraff.* Lehre von den gebohrten Brunnen, Pr. *Heſſel.* Landwirthſchaft, Dr. *Landgrebe.*

VII. *Medicin.*

Propädeutik zum Studium der Medicin, Dr. *Eichelberg.* Allgemeine Anatomie, Pr. *Bünger.* Erſte Abtheilung der ſpeciellen Anatomie des Menſchen, *Derſelbe.* Menſchliche Oſteologie, *Derſelbe.* Einige wichtige Gegenſtände aus der pathologiſchen Anatomie, *Derſelbe.* Die praktiſchen anatomiſchen Arbeiten leitet *Derſelbe* in Verbindung mit den Proſectoren. Zweyter Theil der Phyſiologie, Pr. *Heuſinger.* Menſchliche Phyſiologie, Dr. *Pfennigkauffer.* Entwickelungs- und Rückbildungs-Geſchichte des menſchlichen Lebens, Dr. *Eichelberg.* Ueber das Ganglienleben, in phyſiologiſcher und pathologiſcher Hinſicht, *Derſ.* Hippokrates Buch über die Säfte, Dr. *Pfennigkauffer.* Allgemeine Pathologie, Pr. *Heuſinger.* Allgemeine Pathologie oder allgemeine Therapie, Dr. *Pfennigkauffer.* Specielle Pathologie und Therapie, Pr. *Heuſinger.* Erſter Theil der ſpeciellen Pathologie und Therapie, welcher die Fieber, Entzündungen und entzündlichen Hautausſchläge enthält, Dr. *Pfennigkauffer.* Ueber Weiberkrankheiten, Pr. *Hüter.* Kinderkrankheiten, Dr. *Pfennigkauffer.* Die mediciniſche Klinik leitet Pr. *Heuſinger.* Erſter Theil der Chirurgie, Pr. *Ullmann.* Verband-, Maſchinen- und Inſtrumenten-Lehre, *Derſelbe.* Examinatorium über Chirurgie oder Augenheilkunde, *Derſelbe.* Die Klinik der ſogen. äuſseren und Augen-Krankheiten hält *Derſelbe.* Die geburtshülfliche Klinik leitet Pr. *Hüter.* Geburtshülfliche Operationen, *Derſelbe.* Pharmacie, Pr. *Wurzer.* Ueber die Heilquellen, ihre Entſtehung, ihre Analyſe und ihre Heilkräfte, *Derſelbe.* Kennzeichen der Güte und Verfälſchung der Arzneymittel, *Derſelbe.* Materia medica, verb. mit Uebungen in der Arzneywaarenkenntniſs und Examinatorien, Pr. *Wenderoth.* Receptirkunſt, Dr. *Pfennigkauffer.* Gerichtliche Medicin, Pr. *Hüter.* Encyklopädie und Methodologie der Thierheilkunde, Dr. *Heſs.* Ueber den Knochenbau der Hausthiere und über die weichen Theile derſelben, *Derſelbe.* Phyſiologie der Hausthiere, *Derſelbe.*

VIII. *Rechtswiſſenſchaft.*

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswiſſenſchaft, Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel.* Naturrecht, Pr. *Platner.* Rechtsgeſchichte, Pr. *Platner.* Inſtitutionen des Gajus, *Derſelbe.* Erklärung des Textes der Inſtitutionen Juſtinians, Dr. *Büchel.* Einige Titel der Digeſten, Pr. *Löbell.* Von dem Syſtem des Privatrechts der Römer, Dr. *von Meyerfeld.* Inſtitutionen des römiſchen Rechts, Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel.* Pandekten, Pr. *Endemann* und Pr. *von Vangerow.* Erbrecht, *Dieſelben.* Lehre vom Pfandrecht, Pr. *von Vangerow.* Lehre von der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, Dr. *Büchel.* Criminalrecht, Pr. *Löbell.* Allgemeines und deutſches Staatsrecht, Pr. *Jordan.* Deutſches Privatrecht, Pr. *Vollgraff* und Dr. *Duncker*, mit Einſchluſs des Wechſel- und Handels-Rechts und Berückſichtigung des kurheſſiſchen Particularrechts. Deutſches Erbrecht, Dr. *Duncker.* Lehnrecht, Pr. *Jordan.* Katholiſches und proteſtantiſches Kirchenrecht, Pr. *Multer* und Dr. *Büchel.* Civilproceſs, Pr. *Jordan.* Theorie des Civilproceſſes, Dr. *von Meyerfeld.* Criminalproceſs, Pr. *von Vangerow.* Juriſtiſches Prakticum, Pr. *Jordan.* Civilpraktikum, Dr. *von Meyerfeld.* Mündliche und ſchriftliche Uebungen in Erklärung ausgewählter Digeſten-Stellen leitet *Derſelbe.* Disputatorium über verſchiedene Controverſen des geſammten Rechts in latein. Sprache, Pr. *Jordan.* Zu Examinatorien und Repetitorien über die ganze Rechtswiſſenſchaft und einzelne Theile derſelben erbietet ſich Dr. *Büchel.*

IX. *Theologie.*

Bibliſche Archäologie, Pr. *Hupfeld.* Das Buch Hiob, Pr. *Juſti.* Die Pſalmen, Pr. *Hupfeld.* Uebungen im eigenen Interpretiren des A. T. leitet Pr. *Arnoldi.* Evangelium Johannis, Pr. *Kling.* Apoſtelgeſchichte, Pr. *Scheffer* nebſt einer Entwickelung des Lebens und Charakters des Apoſtels Paulus, als Einleitung in die pauliniſchen Schriften mit beſonderer Bezugnahme auf die Erklärung der Apoſtelgeſchichte. Beide Briefe an die Korinther, Pr. *Juſti.* Bibliſche Theologie des alten und neuen Teſtaments, Pr. *Scheffer.* Dogmatik, Pr. *Kling.* Neuere Dogmengeſchichte, *Derſelbe.* Geſchichte der chriſtlichen Moral, *Derſelbe.* Chriſtliche Moral, Pr. *Scheffer.* Ein Examinatorium und Repetitorium über Dogmatik

und Moral ertheilt *Derselbe.* Aeltere Kirchengeschichte, Pr. *Beckhaus.* Pastoral-Theologie, Pr. *Beckhaus.* Homiletik mit praktischen Uebungen, *Derselbe.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Venturini, Dr. *C.*, *Chronik des 19ten Jahrhunderts*,

Neue Folge 7ter Band, das Jahr 1832. gr. 8. (44½ Bogen). 1834. Schreibpapier 4 Thlr. Druckpapier 3 Thlr.

Die pragmatische Geschichte dieses Jahres ist in folgender Ordnung dargestellt: Einleitung, Frankreich, Grossbritannien, Russland und Polen, Oesterreich, Preussen, deutsche Bundesstaaten, Holland und Belgien, Schweiz, Italien, pyrenäische Halbinsel, nordische Reiche, Griechenland, ottomanische Pforte, transatlantische Staaten, Register.

Carové, Fr. W., der Messianismus, die neuen Templer, und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. gr. 8. (24 Bog.) geh. 1834. 1½ Thlr.

Diese Schrift eines so bekannten gründlichen Denkers als scharfsinnigen Kritikers wird gerade in der jetzigen Zeit höchst willkommen seyn, da er mit seinen Forschungen gleichmässig die Gebiete der Religion und Politik berührt, und *De la Mennais* und *Vict. Hugo, Wronski* und *Chateaubriand*, *Jul. Janin* und *Lerminier*, *Caute*, und *Nodier*, *Balzac* und viele Andere vor seinen Richterstuhl zieht.

Beide Werke erschienen so eben bey *Hinrichs* in Leipzig.

In der *Nauckschen* Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich der Grosse, zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeusserungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von *Karl Müchler.* gr. 8. 43½ Bogen. geh. Druckpapier. 2⅓ Thlr. Schreibpapier 2⅔ Thlr. Velinpap. 3 Thlr.

Folgende Bücher sind von uns im Preise herabgesetzt, und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wohlbrück, Geschichtliche Nachrichten des Geschlechts *v. Alvensleben* und dessen Gütern, mit Vignetten. 3 Bände. gr. 8. 96 Bogen. Sonst 8 Thlr., jetzt 3 Thlr.

Wohlbrück, Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens. 3 Bände. gr. 8. 114 Bogen. Sonst 6 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Wohlbrück, Versuch einer Geschichte des Ordens *de la générosité* und des daraus entstandenen Ordens *pour le mérite.* gr. 4. 2 Bogen. Sonst 8 gr., jetzt 2 gr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Vergleichende Ideal-Pathologie.
Ein Versuch
die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens,
auf
tiefere normale Lebensstufen darzustellen.
Von
Dr. *Karl Richard Hoffmann,*
königl. baier. Kreismedicinalrathe.
gr. 8. Velindruckpapier 3 Thlr. 8 gr. sächs. oder 6 fl. rhein.

Das ärztliche Publicum erhält hier ein Werk, welches geeignet seyn möchte,

einen eigenen Wendepunct in der Entwickelung der Arzneywissenschaft

zu bezeichnen, indem es den ersten Versuch einer *vergleichenden* und *Ideal-Pathologie* enthält.

Die vorliegende Krankheitslehre ist eine *vergleichende*, in so ferne die vorzüglichsten Krankheiten des Menschen mit gewissen Lebensvorgängen niederer organischer Wesen verglichen werden.

Es ist zwar schon von Anderen die Ansicht ausgesprochen worden, dass die Krankheiten des Menschen Wiederholungen von Lebensprocessen niederer Organismen seyen; allein es ist noch nicht der Versuch gemacht worden, (diess

für einzelne Krankheiten speciell und ausführlich nachzuweisen.

Hier werden die Skrofeln, Rhachitis, Bleichsucht, die Katamenien, die Lungenschwindsucht, Gicht, Hämorrhoiden und Steinbildung, die Wassersucht, der Krebs, Skorbut, die Entzündung, das Fieber, der Katarrh, Rheumatismus, das Rothlauf u. s. w., und selbst die Cholera als Wiederholungen bestimmter thierischer und pflanzlicher Lebensprocesse dargestellt. Es wird gezeigt, wie diese Krankheiten der periodischen Schalenbildung, Häutung, Geweihbildung, dem Larven- und Puppen-Zustande, der Gliedansetzung der Myriapoden, der Bildung von Keimkörnern und inneren Sprossen, von Zwiebeln, Bulbillen und Knollen, der Knospung, dem Winter- und Sommer-Schlafe, dem Lebenszustande der Stammpolypen, den Bewegungen der Oscillatorien u. s. w. entsprechen.

Die letztgenannten Vorgänge bezeichnen tiefere Entwickelungsstufen des Lebens, die in ihrer Sphäre normal sind, die aber als Krankheiten erscheinen, wenn das höher entwickelte menschliche Leben, das sie längst überwunden hat, auf dieselben wieder zurückfällt.

Diese Krankheitslehre ist aber zugleich auch *Ideal-Pathologie*, denn nach ihr sind die Krankheiten nicht blosse Affectionen des Organismus, blosse Abweichungen nach Quantität und Qualität, sie sind nicht bloss in Fehlern der Säfte begründet, oder in Fehlern des thierischen Mechanismus, oder in abnormer Erregung, oder in Abweichungen der organischen Grundkräfte, der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität; sondern sie gründen in der *Idee des Lebens* selbst, indem diese in den Krankheiten auf bestimmte tiefere Stufen ihrer Entwickelung zurücksinkt, wie sie in pflanzlichen und thierischen Lebenszuständen und Vorgängen gegeben sind.

Die Idealpathologie ist die höchste Entwickelungsstufe der Krankheitslehre, welche alle übrigen, die Humoral- und Solidar-Pathologie, die Erregungstheorie, die chemische und mechanische, so wie die auf die organischen Grundkräfte gebaute Krankheitslehre, eben so in sich aufnimmt, wie die Idee des Lebens das Höchste im Organismus ist, und alles Uebrige, was bey diesem noch in Betracht kommt, Form und Mischung, Festes und Flüssiges, organische Kräfte und Functionen, bloss die Offenbarung dieser Idee nach verschiedenen Seiten hin darstellt.

Die Erscheinung dieses Werkes ist nicht als ein zufälliges Ereigniss zu betrachten; vielmehr wird die Idealpathologie von dem Gange der Wissenschaft gerade jetzt unabweislich gefodert, wo die Pathologie bereits alle niederen Sphären durchlaufen ist, und in der Verzweiflung, den wahren Standpunct gewinnen zu können, theils in der Homöopathie sich selbst gänzlich aufgegeben hat, theils wieder zu ihrem Ausgangspuncte, der Humoralpathologie, zurückgekehrt ist, und so den alten Kreislauf zu wiederholen droht.

Stuttgart, Sept. 1834.

P. Balz'sche Buchhandlung.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

Für Aerzte und Wundärzte.

Larrey, J., chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militärhospitälern. Aus dem Französischen von Dr. *Fr. Amelung* (grossh. hess. Medicinalrath). 3r Band, den 4ten Band des Originals enthaltend, mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 20 kr.

Der 1te und 2te Band dieser Uebersetzung, in welchen beiden Bänden die 3 Bände des Originals in einem mit Sorgfalt und Sachkenntniss bearbeitetem Auszug zusammengedrängt sind, ist in den Jahren 1830 und 1831 erschienen, und der Preis derselben 4 Thlr. 16 gr. od. 8 fl. Der des vollständigen Werks 6 Thlr. od. 10 fl. 20 kr.

Für die Besitzer der in Berlin erschienenen Uebersetzung der drey ersten Bände, in welcher der später erschienene 4te Band nicht aufgenommen wird, ist diese von D. *Amelung* besorgte Ausgabe desselben besonders zu haben, unter dem Titel:

Beobachtungen und Erfahrungen über verschiedene innere und äussere Krankheiten. Mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 20 kr.

Ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Darmstadt, im Sept. 1834.

Carl Wilhelm Leske.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

October 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten-Chronik.

Chronik der Universität Marburg von Michaelis 1833 bis dahin 1834.

[Mehrere hiehergehörige Nachrichten siehe Intelligenzblatt No. 23.]

Das Prorectorat führte der Prof. der Rechte, Hr. Dr. *Ed. Sigism. Löbell*, bis er dasselbe am 14 Sept. 1834 an den Prof. der Geschichte, Hn. Dr. *F. Rehm*, übergab, zu welcher Feierlichkeit er durch ein Programm, betitelt *de usu et fructu*, einlud.

Zu der Feier des *Geburtsfestes Sr. Königlichen Hoheit des Kurfürsten* schrieb Hr. Prof. Dr. *C. Fr. Ch. Wagner* ein Programm betitelt: *Quaedam ludos literarios artemque criticam spectantia, adjecta est collatio nonnullarum editionum fabulae The Vicar of Wackefield inscriptae*; zu der *Sr. Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten* Hr. Prof. Dr. *C. F. Hermann* eine Einladungsschrift betitelt: *de causis turbatae apud Lacedaemonios agrorum aequalitatis*.

Der Universitäts-Syndicus, Hr. Dr. *T. Dunker*, früher Privatdocent in Göttingen, erhielt zu Anfang des Sommersemesters die Erlaubniss juristische Vorlesungen halten zu dürfen. In der philosophischen Facultät habilitirte sich am 6 Nov. 1833 Hr. Dr. *A. W. Krahmer*, im Fache der orientalischen Sprachen. — Zum Ephorus der Stipendiaten wurde am 9 April 1834 ernannt Hr. Prof. *Hupfeld*, zum zweyten Bibliothekar am 6 Dec. 1833 Hr. Prof. *Hermann*.

Die *medicinische Doctorwürde* erhielten die Hnn. *F. W. Wehr* aus Cassel, *C. F. Kisselbach* aus Hanau und *J. Hellwig* aus Marburg am 11 Jan. 1834; *H. F. A. Klostermann* aus Steinhude am 1 März; *J. F. Bode* aus Ziegenhayn; *G. A. Schulz* aus Cassel und *A. C. Claus* aus Eschwege 5 März; *F. G. J. Theyss* aus Ziegenhayn und *J. Brill* am 14 März; *F. Moris* aus Bieberstein und *B. Segnitz* aus Gelnhausen am 31 Mai; *G. H. Möller* aus Hersfeld am 4 Juni; *W. Creuzer* aus Marburg und *J. Rein* aus Ungarn am 11 Jun; *G. E. Ch. H. Günther* aus Ziegenhain und *D. G. Adelmann* aus Fulda 14 Juni.

Von der *philosophischen Facultät* wurden promovirt die Hnn.: Gymnasiums-Director *J. F. Voemel* zu Frankfurt a. M. am 28 Oct. 1833; *G. Wetzlar* aus Hanau am 29 Jan. 1834; *J. P. Zimmermann* aus Köln am 25 Febr.; *G. F. H. Beck* aus Gotha am 6 Jun.; *A. Geiger* aus Wiesbaden am 9 Jun.; Prof. *C. Pugge* zu Bonn am 19 Aug.

II. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

An die Stelle des verewigten *Brandes* hat der seitherige ausserordentliche Professor, Hr. *Gustav Theodor Fechner* zu Leipzig, die ordentliche Professur der Physik daselbst erhalten.

An die Universität nach München ist Hr. Prof. Dr. *Olshausen* in Königsberg für den Vortrag der Dogmatik und neutestamentlichen Exegese, Hr. Prof. Dr. *Stahl* in Würzburg für das Staats- und Kirchen-Recht so wie der Rechtsphilosophie berufen, das Lehrfach des Criminalrechts und Criminalprocesses dem Hn. Prof. Dr. *Schmidtlein* daselbst, und das Fach des Civilprocesses dem bisherigen ausserordentlichen Prof. Dr. *Lang* daselbst übertragen worden.

Dem stellvertretenden Curator und ausserordentl. Regierungsbevollmächtigten an der Kieler Universität, Hn. *J. F. Jensen*, sind seine Functionen als Curator der Universität Kiel, Chef des schleswig-holsteinischen Sanitätscollegiums und Oberaufseher des Kieler Schullehrerseminars wieder übertragen worden.

Der bisherige griechische Patriarch zu Constantinopel, Hr. *Eugenius*, hat seine Entlassung eingereicht und an seine Stelle ist der vormalige Metropolit von Tirnova, Hr. *Constantin*, zum Patriarchen erwählt worden.

Hr. *v. Cazalès*, vormal. Redacteur des Correſpondent, der *Révue Européenne* u. ſ. w. iſt zum Profeſſor an der neuen kathol. Univerſität Belgiens berufen worden.

Der königl. preuſſ. Geh. Obermedicinalrath, Hr. Dr. *von Wiebel*, Chef des Militär-Medicinalweſen, erſter Generalſtabsarzt der Armee u. ſ. w., hat an ſeinem, den 1 Oct. gefeierten Dienſtjubiläum die diamantenen Inſignien des rothen Adlerordens 2 Cl. erhalten.

An die neuerrichtete Univerſität Bern ſind ferner berufen worden: Hr. Prof. Dr. *Mohl* als ordentlicher Prof. der Phyſiologie und Botanik und Hr. Dr. *Johann Jahn*, bisheriger Leibarzt Sr. Durchlaucht des Herzogs von Meiningen, zum ordentl. Prof. der ſpeciellen Therapie und Klinik, beide mit 2400 Schweizerfranken, letzter hat indeſſen den Ruf abgelehnt.

Hr. Staatsſekretär *v. Oſinski* zu Warſchau iſt Mitglied des Conſeils für den öffentlichen Unterricht geworden.

Hr. Hiſtorienmaler *Auguſt von Klöber* in Berlin hat das Prädicat eines Profeſſors erhalten.

Der als Naturforſcher rühmlich bekannte Hr. Dr. *Kaup* in Darmſtadt, bereits mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied, iſt neuerlich auch von der kaiſ. leopoldiniſch-caroliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Bonn zum Mitgliede ernannt worden. In dem von letzterer ertheilten Diplom wird ihm, einer alten Sitte der Akademie gemäſs, der Beynamen *Merck* beygelegt. Es iſt dieſe ehrenvolle Auszeichnung zugleich eine Erinnerung an einen um die Wiſſenſchaft verdienten Landsmann, den verſtorbenen Kriegsrath *Merck*, welcher als Gründer der im groſsh. Muſeum befindlichen, nunmehr ſo ſehr ausgezeichneten Sammlung foſſiler Knochen betrachtet werden kann. In den Jahren 1782—84—86 erſchienen von ihm in franzöſiſcher Sprache drey Brochüren über die foſſilen Elephanten- und Rhinoceros-Knochen in Deutſchland und insbeſondere in dem vormaligen Fürſtenthume Heſſen-Darmſtadt. Dr. *Kaup* hat ſpäter dieſe Sammlung ſehr vermehrt, geordnet und beſchrieben, weſshalb ihm die Akademie zu Bonn jenen Beynamen beygelegt hat.

III. Nekrolog.

Am 14 Sept. ſtarb zu Turin der berühmte Chemiker Prof. *Giobetti*.

Am 15 Sept. zu Stockholm an der Cholera, Dr. *Blad*, Profeſſor der Medicin.

Am 16 Sept. zu Kopenhagen Dr. *Müller*, Biſchof von Seeland, bekannt als Theolog, Bearbeiter des Saxo Grammaticus, der isländiſchen Sagenbibliothek u. ſ. w.

Am 17 Sept. zu Paris der ausgezeichnete Bildhauer *Marin*, 71 Jahr alt.

Am 18 Sept. zu Turin der Prof. der Medicin *Chieſa*.

Am 24 Sept. zu Potsdam der Pädagog und Director *Cauer*, eben als ſeine Erziehungsanſtalt als eine königl. anerkannt und dodirt werden ſollte.

Am Ende des Sept. zu Wien der berühmte Kanzelredner von der reformirten Gemeinde daſelbſt, *Juſtus Hausknecht*.

Anfang October zu le Mans im Departement der Sarthe *Levaſſeur*, ehemal. Mitglied des Nationalconvents, 88 Jahr alt.

Den 10 Oct. der berühmte holländiſche Dichter und Patriot, *Cornelius Loots*, 70 J. alt.

Am 12 Oct. zu Mainz der Profeſſor am daſigen Gymnaſium, Dr. *Georg Chriſt. Braun*.

Am 20 Oct. Dr. *Ferdinand Mackeldey*, erſter Prof. der Jurisprudenz in Bonn, königl. Preuſſ. Geheime Juſtizrath, Ritter des rothen Adlerordens 3 Cl. und des kurheſſ. Löwenordens, mit welchem er noch kurz vor ſeinem Tode beehrt worden war, im 49 Lebensjahre nach neunmonatlichen ſchweren Leiden an einer Maſtdarmsfiſtel. — Sein Lehrbuch des heutigen römiſchen Rechtes, welches nicht nur binnen 20 Jahren zehn Mal aufgelegt, ſondern auch in die franzöſiſche, ſpaniſche und ruſſiſche Sprache überſetzt wurde, hat ihm einen dauernden Ruhm begründet. Der Beyfall, welchen ſeine ſämmtlichen Vorleſungen (über Inſtitutionen, Pandekten, Lehnrecht und Civilproceſs) fanden, war auſserordentlich; und blieb ſich immer gleich, was um ſo merkwürdiger war, da er ſchon ſeit ſeinem 24ſten Jahre des Gehörs gänzlich beraubt war, und daher eine unangenehme Stimme hatte.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodiſche Schriften.

Vom 1 Januar 1835 an wird regelmäſsig an jedem erſten Monatstage bey uns erſcheinen:

Kritiſche Ueberſicht der neueſten Literatur in dem geſammten Gebiete der Staatswiſſenſchaften. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben vom Geh. Rathe und Prof., Ritter *K. H. L. Pölitz.* Der Jahrgang in 12 Heften 5 Thlr.

Bey der groſsen Anzahl kritiſcher Zeitſchriften mangelt doch noch eine *beſondere* für die Staats- und Cameral-, ſo wie deren

Hülfswissenschafen. Hochgeachtete Mitarbeiter, deren schriftstellerischen Namen Deutschland kennt, unterstützen das Unternehmen, und wir dürfen in den immer grösser werdenden Kreisen der Beamten, Volksvertreter und aller gebildeten Staatsbürger beyfällige Aufnahme hoffen. Die Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst beginnen mit 1835 ihren 8ten Jahrgang.

Hinrichssche Buchhandlung
in Leipzig.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Anzeige.

Schleiermachers Wrrksamkeit als Prediger, dargestellt von *Alex. Schweizer.* gr. 8. geheftet. Verlag von *C. A. Kümmel* und zu haben in allen Buchhandlungen. Druckpapier für 15 gr. (18¾ Sgr.) Schreibpap. ¾ Thlr. Velinpapier 1 Thlr.

Der Hr. Verfasser beabsichtigt in dieser Schrift eine Darstellung der *Eigenthümlichkeiten Schleiermachers*, in sofern diese nicht an dessen Individualität gebunden sind, sondern sich eignen auf andere überzugehen, oder mit einem Worte *allgemeinen Einfluss zu haben.*

Ferner erschien in demselben Verlage:

Germar, F. H., die hermeneutischen Mängel der sogenannten grammatisch-historischen, eigentlich aber der Tact-Interpretation, an einem auffallenden Beyspiele dargestellt und erläutert. gr. 8. geh. 9 gr. (11¼ Sgr.)

Im Verlag von *J. Ph. Diehl* in Darmstadt ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Beyspiele und Aufgaben
zur Algebra,
für Gymnasien, Realschulen
und zum Selbstunterricht.
Von Dr. *G. Lauteschläger.*

gr. 8. in Umschlag brosch. 10 gr. 12½ Sgr. od. 45 kr. rhein. *Auflösungen* dazu, 4 gr. 5 Sgr. od. 18 kr. rhein.

Verzeichnisse der Gypsabgüsse, von den ausgezeichnetsten urweltlichen Thierresten des grosherz. Museum zu Darmstadt, von *J. J. Kaup.* Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe, mit Abbildungen in elegantem Umschlag. brosch. 7 gr. od. 30 kr. rhn.

In der *Enslinschen* Buchhandlung *F. Müller* in Berlin ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lisco, F. G., (Prediger an der St. Gertraud-Kirche), Das christliche Kirchenjahr. Versuch einer Entwickelung seiner Idee aus den alten Pricopen. Ein Hülfsbuch beym Gebrauch, vornehmlich der epistolischen Texte. gr. 8. 2 Bände. 3 Thlr.

Ehrenberg, Dr. *Friedr.*, (Ober-Consistorialrath und Hof- und Dom-Prediger) Beyträge zur Förderung des christlichen Glaubens und Strebens, 22 Predigten. 30 Bog. 1 Thlr. 15 Sgr.

Olshausen, Dr. *Hermann*, Opuscula theologica ad crisin et interpretationem novi testamenti pertinentia. 1 Thlr.

Köhler, Dr. *Friedr.*, die Chemie in technischer Beziehung. Leitfaden für Vorträge in Gewerbsschulen. gr. 8. Preis 26 Sgr. 3 Pf.

Gruson, Dr. *J. P.*, Auflösungen der in *M. Hirsch's* Sammlung von Beyspielen u. s. w. (vierte Ausgabe) enthaltenen Gleichungen und Aufgaben. Zum Selbstunterricht bestimmt. 1 Thlr. 20 Sgr.

Schubart, Fr., Vorschule der Geschichte Europas durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte. Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichts in höheren weiblichen Lehranstalten und zu allgemeinerem Unterrichtsgebrauch. kl. 8. 30 Bogen. Preis 26 Sgr. 3 Pf.

Bey *Georg Joachim Göschen* in Leipzig ist erschienen, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die wahre und die scheinbare Bahn des
Halley'schen Kometen
bey seiner Wiederkunft im Jahre 1835 anschaulich dargestellt und allgemein fasslich erklärt
von
Aug. Ferd. Möbius, Prof. der Astronomie zu Leipzig.

gr. 8. Mit einer gestochenen Kupfertafel in gr. Folio. Velinp. broch. ½ Thlr. 45 kr. C. M. 54 kr. rhein.

Bey dem allgemeinen Interesse, welches der *Halley'sche* Komet erregt, wird das vorliegende Werkchen eine willkommene Erscheinung seyn. Mit grosser Gründlichkeit giebt der Hr. Verfasser umständlichere Nachrichten von dessen Lauf, und stellt durch die beygefügte Kupfertafel ein klares Bild davon dar.

Bey *Hinrichs* in Leipzig ist eben erschienen:

Henrici, Mor., die Kupferstechkunst und der Stahlstich. Für Männer vom Fache und Kunstfreunde (historisch, technisch und kritisch dargestellt). 8. 11 Bog. Velinpapier. broch. 1834. ⅔ Thlr.

Bey den grossen Fortschritten in den genannten Kunstfächern und bey der ausserordentlichen Verbreitung ihrer Producte muss es für jeden Gebildeten erwünscht seyn, sich über dieselben gründlich zu unterrichten. Das Werkchen behandelt die *Erfindung* des Kupferstichs, die *Weiterbildung* bey den verschiedenen Nationen, die *Bereitung* (die 11 Stechweisen, die Maschine, der Kupferdruck u. s. w.), die *Ausbildung* des Kupferstichs in den verschiedenen Schulen, die Kunst auf ihrer jetzigen Stufe, die *Stahlstechkunst* u. s. w. Wir können es als vorzüglich empfehlen.

J. L. Schedels, vollständiges allgemeines Waaren-Lexikon. Fünfte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage, herausgegeben vom Prof. *O. L. Erdmann.* 6te Lieferung bis Sardellen. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Dieses Lexikon gehört anerkannt zu den besten Werken über Waarenkunde, es ist jetzt völlig überarbeitet, vermehrt und nach dem neuesten Stande des Handels eingerichtet, und wird jedem Waarenhändler, Fabricanten und Geschäftsmann, ganz besonders aber dem angehenden Kaufmann ein höchst nützliches ja unentbehrliches Handbuch werden. Der Schluss des Werks (Lief. 78) soll möglichst bis Neujahr fertig seyn.

Freunde der Literatur, insbesondere Besitzer von Bibliotheken

werden nochmals aufmersam gemacht auf das

Verzeichniss interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bey einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für *zwey Drittel*, von 50 Thalern für *drey Fünftel*, von 100 Thalern für *die Hälfte* des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (2¼ Bogen stark.)

da die darin gebotenen ungewöhnlichen Vortheile nur *bis Ende December d. J.* gelten. In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist dieses Verzeichniss *gratis* zu haben.

Leipzig, im Sept. 1834.

F. A. Brockhaus.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im October-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 73 — 79 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter).

Arnold in Dresden 199. E. B. 76 (2).
Bädecker in Essen 184.
Baumgärtner in Leipzig 180.
Beck in Wien 187. E. B. 79.
Berger in Leipzig 190.
Bornträger in Königsberg 188.
Breitkopf u. Härtel in Leipzig E. B. 79.
Brockhaus in Leipzig 184. 185.
Brüggemann in Leipzig E. B. 77.
Carey u. Lea in Philadelphia 190.
Cotta in Stuttgart 185.
Deubet in Schmalkalden 191.
Dietrich in Göttingen 188. 198.
Duncker u. Humblot in Berlin 189. 190.
Enslin in Berlin 188.
Enslin in Reutlingen E. B. 77.
Essmann in Minden 199.
Franz in München 198.
Göschen in Leipzig 183.
Hahn, Gebr. in Hannover 199.
Hammerich in Altona 185.
Hartleben in Pesth 183.
Haude u. Spener in Berlin 190.
Heideloff u. Campe in Paris 194. 195.
Helwing in Hannover 193.
Hennings u. Hopf in Gotha 182.
Herder in Freiburg E. B. 78 (2).
Hofbuchdruckerey in Altenburg 180.
Hoffmann u. Campe in Hamburg 188.
Jenni in Bern 184.
Jonas in Berlin 183.
Klinkicht u. Sohn in Meissen 195.
Kollmann in Leipzig E. B. 79.
Kösel in Kempten E. B. 70. 74.
Krug in Frankfurt a. M. E. B. 79.
Lehnhold in Leipzig 187. 188.
Leske in Darmstadt E. B. 73.
Löflund u. Sohn in Stuttgart E. B. 78.
Lüderitz in Berlin E. B. 75.
Mittler in Berlin E. B. 76.
Müller in Gotha 185.
Munder in Stuttgart E. B. 78.
Nasse in Soest 199.
Nicolaische Buchh. in Berlin 198.
Ricker in Giessen 195.
Riegel in Potsdam 181. 182.
Röthe in Graudenz 191.
Sauerländer in Aarau E. B. 77.
Schaub in Düsseldorf 182.
Scheible in Stuttgart 182.
Schrag in Nürnberg 183. 184. 192. 193.
Schulz in Breslau 192. 193.
Schwetschke in Halle E. B. 75.
Stiller in Rostock 186.
Stuhr in Berlin E. B. 74.
Voigt in Ilmenau 193.
Walther in Dresden 183.
Weber in Leipzig 182.
Zeh in Nürnberg 184.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

THEOLOGIE.

Kempten, im Verlag der Joseph Kösel'schen Buchh.: *Biblische Hermeneutik.* Erster Theil. *Einleitung in die heil. Schriften des alten u. neuen Bundes* (,) von Dr. *J. B. Gerhauser,* ehemaligem Prof. der Schriftexegese u. Regens des Klerikalseminars zu Dillingen. Nach seinen Vorlesungen herausgegeben von einem seiner ehemaligen Zuhörer. XIV u. 385 S. Zweyter Theil. *Die Grundsätze der Schriftauslegung* u. s. w. VI u. 172 S. 1829. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Buch enthält Dictate eines katholischen Professors, herausgegeben von dessen Schüler, dem seitdem durch seine Kirchenzeitung u. s. w. rühmlich bekannt gewordenen Pfarrer *Aloys Lerchenmüller.* Sind sie auch *umfassender,* als dass Rec. es billigen könnte, sie zum Behuf akademischer Vorlesungen zum Nach- oder Abschreiben vorzulegen, wie der verewigte Vf. that: so verdienen sie doch, als aus der Feder eines Katholiken hervorgegangen, alle Anerkennung, deuten auf eine nicht geringe Lehrgabe hin, die es namentlich verstanden zu haben scheint, zu klarer Einsicht zu verhelfen und anzuregen, und haben jedenfalls nicht Ursache, vor so manchen Dictaten zurückzutreten, die dermalen noch von Jahr zu Jahr auf den protestantischen Universitäten durch die Feder fortgepflanzt werden. Da jedoch eine eingehende Kritik hier um so weniger an ihrer Stelle seyn würde, da das ihr unterliegende Buch für katholische Bedürfnisse der Praxis, nicht aber der Wissenschaft, berechnet ist, einem bereits verewigten Vf. angehört und bereits selbst zu veralten beginnt: so begnügt sich Rec., über den Inhalt des Werks das Nöthige mitzutheilen, dasselbe theils durch einige Auszüge, theils durch Kritisirung eines längeren Abschnitts zu charakterisiren, und ausserdem hie und da eine und die andere Bemerkung einzustreuen.

Indem der Vf. den Ausdruck *Hermeneutik* im weitesten Sinne nimmt („die Wissenschaft von den h. Schriften des a. und des n. Bundes, und von den Grundsätzen der ächten Auslegung derselben, oder kurz: die biblische Auslegungs-Wissenschaft. Ihr Name stammt von dem griechischen Worte ἑρμηνεία, *interpretatio.*" S. 1): theilt er sie in den Theil, welcher „von den h. Schriften an und für sich betrachtet" handelt (Einleitung u. s. w.), und in den Theil, welcher „die Grundsätze zur richtigen Auslegung der h. Schriften" angiebt („Hermeneutik im engeren Sinne oder Exegetik, vom griechischen Worte ἐξηγέομαι, *expono, declaro*" — umfassend die „Sinnforschung und Sinnerklärung". S. 4 fg.). Mit der Hermeneutik im engeren Sinne will er dann auch „die Exegese, d. i. die wirkliche Auslegung", verbinden, und durch ausführliche Erklärung einzelner Abschnitte nach den gegebenen Grundsätzen soll 1) die Bekanntschaft mit dem „Geiste" und der „eigenthümlichen Schreibart" der h. Schriften vermittelt, 2) „die Urtheilskraft geschärft", 3) „die Regeln selbst deutlicher und behältlicher" gemacht, 4) „ächte Auslegungen von unächten mit dem gehörigen Scharfsinne unterscheiden" gelernt werden, indem die Exegese zeigen soll, „wie man auch in Betreff der Schriftauslegung den Grundsatz des Apostels zu befolgen habe: Prüfet alles, und das Gute behaltet" (S. 5 fg.).

I. Die *Einleitung* behandelt in 4 Hauptstücken: 1) „Aufzählung, Eintheilung und Inhalt der h. Schriften" (§. 1—20, S. 7—164); 2) „Lehre vom Kanon des a. und n. Bundes" (§. 21—31, S. 164—207); 3) „ursprüngliche Form der h. Schriften. Nachmalige Veränderungen. Manuscripte. Kritik des Textes" (§. 32—52, S. 208—307); 4) „von den Uebersetzungen des alten und des neuen Bundes" (§. 53—68, S. 307—385). Fehlen hier auch selbstständige Forschungen, wie sie aus den Schriften eines *Jahn* und eines *Hug* auch in die protestantischen Bearbeitungen der Einleitungswissenschaft übergegangen sind; fehlt auch namentlich das Instructive, das besonders in den Erörterungen der *Hug*'schen Einleitung dem Studium so förderlich wird: so muss Rec. doch dem Vf. das Zeugniss geben, dass er eine brauchbare, klare und mehrfach anregende Zusammenstellung geliefert hat. Zur Charakterisirung des Buchs, nach seinen verschiedenen Seiten, mögen folgende Auszüge hier stehen:

S. 19: „Die vorzüglichsten (der mosaischen Gesetze) sind schon theils in der Urgeschichte der Menschen, theils in der Geschichte der Voreltern des Volkes Israel gegründet" (z. B. „die Eintheilung der Zeit in 7 Wochentage und die Heiligung des 7 Tages" Gen. 2, 2; „die Sitte, Gott durch Sühn- und Dank-Opfer zu verehren" Gen. 4, 3. 4. 8, 20 u. s. w.).

S. 20: Die Genesis ist auch wichtig „um des trefflichen Stoffes willen, den sie zu moralischen und religiösen Betrachtungen darbietet“, z. B. „als Geschichte des moralischen Verderbens unter den Menschen; sie predigt laut und deutlich, daſs auf die Sünde, auf den ersten Fehltritt oder auf den ersten Miſsbrauch der Freyheit die verderblichsten Wirkungen — Jammer und Elend folgten (Gen. 3, vgl. Röm. 5, 12), die Ersterschaffenen wurden gewarnt, ehe sie gereizt wurden (Gen. 2, 16. 17), sie vergaſsen die Warnung und fielen; Kain wurde gewarnt, da er schon gereizt war (4, 6), er achtete die Warnung nicht, und fiel noch tiefer. — Gott hatte Einen Mann und Eine Frau geschaffen; Lamech wich zuerst von dieser Ordnung ab, und nahm zwey Weiber (4, 18. 19); das heilige Band der Ehe löste sich nun immer mehr auf, und die Geschlechtsverbindung wurde zuletzt zur bloſsen Befriedigung des Thiertriebes herabgewürdigt. Aus den unnatürlichen Verbindungen der Reichen und Angesehenen (*filiorum Dei*) mit den Töchtern der Armen (*filiorum hominum*) entstanden Herrschsüchtige und Gewaltige, die bald die Unterdrücker Anderer wurden (*Gigantes*)“ u. s. w.

S. 22: Die Genesis ist „in einer einfachen und sinnlichen Sprache verfaſst, d. i. das Uebersinnliche und Göttliche wird darin beschrieben mit Ausdrücken und Bildern, die vom Sinnlichen, besonders vom Menschen genommen sind.“ „Allein eben diese Sprache ist das Kennzeichen ihres hohen Alters, und macht sie daher dem Kenner und Schätzer des Alterthums ehrwürdiger, so wie auch zur Belehrung des Volkes brauchbarer. Man unterscheide daher im Buche Genesis die groſsen Ideen von der alterthümlichen, bildlichen Einkleidung.“

S. 25 ff.: Die 10 Gebote sind „nicht moralische Vorschriften für einzelne Menschen, wie es z. B. das Gebot der Liebe gegen den Nächsten ist, noch enthalten sie eine vollständige Religions- und Sitten-Lehre, sondern sie sind nur die Hauptgesetze für den israelitischen Staat, oder die ersten Staatsgesetze, welche dann Moses in der Folge durch weitere Verordnungen näher entwickelte und vermehrte. Es ist darum unrichtig, wenn man sie als einen Inbegriff der christlichen Religions- und Sitten-Lehre betrachtet. Dieſs bekräftigt auch deutlichst die eigene Rede Jesu, Matth. 5, 21 — 48, worin er im Gegensatze derjenigen Gebote, welche ehemals den Vätern des Volkes Israel im Dekalogus gegeben wurden, eine weit vollkommenere und umfassendere Sittenlehre vorträgt. Im katechetischen Unterrichte pflegt man häufig die 10 Gebote zu verchristlichen; dadurch legt man aber Vieles in dieselben hinein, was nicht darin liegt, und man giebt manchem Gebote einen Sinn, den es nicht hat“ u. s. w. [Hier wäre wohl ein tieferes Eingehen an seiner Stelle gewesen. Rec. kann allerdings die katechetischen Kunststücke, durch welche man dem Dekalog eine nicht bloſs vollständige, sondern auch wohlgeordnete Pflichtenlehre aufzuzwingen sich abmühete, eben so wenig billigen. Allein er läſst sie doch lieber gewähren, als den Kampf eines Extrems der neueren Theologie gegen die alten Gebote, wie ihn z. B. noch unlängst *Stephani* beliebt hat. Mit der Form nimmt man dem Volke die Sache, und für den christlichen Standpunct ist hier nur die Aufgabe die, der uralten ehrwürdigen Form christlichen Geist unterzulegen und einzuhauchen, und dem mit ihr etwa zu machenden Miſsbrauch gewissenhaft vorzubeugen. Es leidet auch auf die dermalige Subtilität und Sublimität Anwendung, was Luther, der sich wahrlich über die Verbindlichkeit der mosaischen Gebote für Christen frey genug äuſserte, für sie gegen die *vita sublimior et ordines* der Katholiken bemerkt, *Cat. maj. p.* 482: „*Vide vero, annon haec detestabilis quaedam sit ipsorum desperatorum hominum praesumptio, qua sibi tantum sumunt, ut audeant sublimiorem vitam et ordines invenire, quam X praecepta docent, affirmantes, ut dictum est, vitam esse simplicem ac leviculam tantumque vulgo observandam et sectandam, suam vero sanctis et perfectis convenientem ac propositam. Neque vident calamitosi illi et talpis longe coeciores homines, nullum hominem eo rem deducere posse, ut vel uni praeceptorum perfecte satisfaciat, ut satisfaciendum est.*“ „*Eorum jactantia non est alia, quam si jactarem et dicerem: equidem neque grossum habeo, quem debitoribus meis numerem, decem tamen aureos perfacile exsolvam*“. — Auf jeden Fall ist das Verchristlichen, wenn es nur in rechter Art gehandhabt wird, eben sowohl nicht bloſs zuläſsig, sondern selbst pflichtgemäſs, wie das vom Vf. selbst geltend gemachte Vergeistigen von Seiten Jesu.]

S. 31 fg. (in Beziehung auf die mosaische Theokratie): „Erst Christus trennte die Religion vom Staate, d. i. er befaſste sich gar nicht mit Staatssachen oder mit bürgerlichen Gesetzen (Joh. 18, 36), sondern nur mit Verkündigung der Wahrheiten von Gott und göttlichen Dingen, zur Erleuchtung, zur moralischen Veredlung und zum ewigen Heile des menschlichen Geistes. Daher ist auch das Christenthum ganz so geartet, daſs es sich mit allen Staatsformen, wie sie immer beschaffen seyn mögen, gänzlich verträgt.“ „Daher ist auch ungeachtet der verschiedenen Staatsverfassungen und der sehr ungleichen bürgerlichen Gesetze in den Ländern, worin das Christenthum ausgebreitet ist, doch die christliche Religion Eine und dieselbe, überall ist (wie es Paulus sagt Eph. 4, 4—6) Ein Herr, Ein Gott und Vater Aller, Eine Taufe, Eine Verpflichtung zur Heiligkeit und brüderlichen Liebe und Eine Hoffnung des ewigen Lebens, und ungeachtet die bürgerlichen Gesetze von der competenten Staatsmacht ausgehen, so gebietet doch die Religion oder das Christenthum überall, die Gesetze nicht bloſs aus Furcht der Strafe, sondern um des Gewissens willen, d. i. aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen Gott zu beobachten, der da will, daſs wir den Gesetzen und Anordnungen der Obrigkeit Folge leisten (Röm. 13, 1 fg.). Insofern steht also die Religion

doch mit dem Staate in genauer Verbindung, und befördert die Wohlfahrt desselben. Der Unterschied zwischen der mosaischen und der christlichen Verfassung ist nur, dass Christus keine bürgerlichen Gesetze gab, wie sie Moses dem Volke Israel gab, dass Moses den Glauben und die Verehrung des Einen wahren Gottes sammt dem angeordneten äusserlichen Cultus zum Staatsgesetze im israelitischen Volke machte, und dass endlich Moses seine bürgerlichen Gesetze unmittelbar im Namen Gottes oder als göttliche Gebote verkündete, da hingegen das Christenthum nur Beobachtung der bürgerlichen Gesetze aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen Gott verlangt. So giebt das Christenthum dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." [Wie stimmt damit das Verfahren des Stellvertreters Christi in Rom? Was ist zu thun bey in Folge desselben unvermeidlich eintretenden Collisionen, z. B. wenn die päpstlichen Instructionen über die gemischten Ehen sich mit den gesetzlichen Institutionen katholischer und protestantischer Staaten nicht vertragen wollen? u. s. w.]

S. 48: Das Deuteronomium zeigt uns vorzüglich „den grossen Charakter des israelitischen Gesetzgebers. Wir lernen ihn in sehr starken Zügen daraus kennen als einen Mann voll Eifers für Religion und voll des reinsten Patriotismus."

S. 110 (gelegentlich der Grundsprache des Matthäi): das Gebet Jesu am Kreuze Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen? heisst im Ps. 21, 1 im Hebräischen so: *Eli Eli lama asabthani;* in der aramäischen oder palästinischen Sprache aber wird das Gebet so ausgedrückt: bey Matth. 27, 46: *Eli Eli lama sabachthani*, bey Mark. 15, 34: *Elohi Elohi lama sabachtani;* beides ist halb hebräisch, halb syrisch oder chaldäisch; *Eli* und *lama* sind hebräisch, *Elohi* ist syrisch, chaldäisch wäre *Elahi*, *asabthani* ist hebräisch, *sabachthani* ist syrisch und chaldäisch zugleich. Folglich nahm das Aramäische am Hebräischen und am Syrischen und Chaldäischen Theil, und schwebte so zwischen diesen Sprachen in der Mitte. — In unserer Sprache hat jenes Gebet den Sinn: Mein Gott! warum lässest du diese Leiden über mich kommen? Das Gebet ist nämlich der Anfang des 21 Ps., worin die Leiden eines Frommen dichterisch beschrieben werden. Wenn Gott einem Frommen wohl thut, so heisst er ihm gegenwärtig oder sich ihm nähernd; wenn er aber Leiden über den Frommen kommen lässt, so heisst es in der Schrift, dass Gott sich von ihm entferne oder ihn verlasse, somit sind die Worte Jesu am Kreuze: Mein Gott! schau auf mich! warum hast du mich verlassen? nichts Anderes als eine Erhebung des Geistes zu Gott im Gefühle der höchsten Schmerzen am Kreuze."

S. 156 — 64 wird der Zusammenhang des A. und N. Bundes auf 4 Puncte zurückgeführt, und daraus 2 Folgerungen gezogen. 1) „In Ansehung der Religions- und Sitten-Lehre" (allmäliche Entwickelung und Vervollkommnung); 2) „in Betreff der Vaticinien" (Erfüllung); 3) „in Ansehung der Geschichte" (Voranstalten; das Gesetz nach Paulus eine Zwischenanstalt zwischen Abraham und Christus; 4) „in Betreff der Sprache und Schreibart" (griechisch, aber hebräisch gebildet, in Hinsicht a) der Wortbedeutung, b) der Wortfügung). [Daher kann a) das neue Testament „nur derjenige richtig verstehen, welcher die Redensarten und die Bilder des alten Bundes kennt"; und man muss b) „sehr wohl unterscheiden zwischen der Lehre selbst, welche Jesus und die Apostel verkündeten, und zwischen der Sprache, worin sie dieselbe vortrugen." *Jene* ist ein Gemeingut der Menschheit und unveränderlich; *diese* war Eigenthum einer bestimmten Nation und einer bestimmten Zeit und ist wandelbar. „Man kann daher die jüdischen oder hebräisirenden Ausdrücke und Redeformen gar wohl vertauschen gegen andere, welche für uns im Occident und in unserer Zeit verständlicher sind, so wie diess sowohl in der gelehrten Theologie, als in dem christlichen Volksunterrichte geschieht und geschehen muss."

S. 227: „Die Hebräer hatten in ihrem Alphabete eben so viele Buchstaben, wie andere Völker, und daher auch *Vocalbuchstaben* oder Selbstlauter, welche ja in jeder Sprache die Seele der Wörter sind. Die Vocalbuchstaben waren א י ו und ה. Nur wurden solche nicht immer auf gleiche Weise ausgesprochen" (z. B. א in der Regel *a*, manchmal aber auch *e* u. s. w.). „Ueberdiess pflegten die Hebräer in die Mitte eines Wortes selten Vocale zu setzen (demnach mit einer Art Abbreviatur zu schreiben)"; z. B. דבר (obwohl es ausser *dabàr* auch *déber* u. s. w. heissen konnte, was, so lange die Sprache eine lebende war, „theils aus dem Unterrichte und aus der Uebung von Jugend an, theils aus dem Zusammenhange" zu ersehen war).

S. 356 — 58: „Das Decret des Kirchenrathes (zu Trient) von der Authentie der Vulgata ist nicht dogmatisch, sondern nur disciplinarisch, d. h. es wird dadurch keine Glaubenslehre vorgetragen, sondern nur eine kirchliche Anordnung getroffen". Jene Authentie ist keine „von Christo und den Aposteln vorgetragene Lehre", auch vom Kirchenrathe nicht „als eine von Christo und den Aposteln kundgemachte Wahrheit" vorgetragen worden, sondern dieser „hat den ferneren Gebrauch der Vulgata, deren Authentie ausser allem Zweifel liegt [?], beschlossen, theils um durch den öffentlichen Gebrauch einer gemeinsamen Schriftversion Ordnung und Uebereinstimmung in der Kirche zu erhalten, theils um die Gläubigen zu bewahren vor schädlichen Irrthümern, welche man in den damals vorhandenen und grossentheils von Protestanten verfassten lateinischen Versionen befürchten musste." Wer also „die Authentie der Vulgata leugnete, oder sie verachtete und verwürfe", der würde „zwar die Unwahrheit sprechen und die Achtung verletzen, welche der Kirche und ihrer Anordnung gebührt, aber man könnte ihn doch keinen Häretiker nennen, und

die Strafe der Häresie, nämlich die Ausschliessung aus der Kirche, an ihm nicht ausführen, weil er nicht eine von der Kirche entschiedene Glaubenslehre leugnet." Es „könnte auch unbeschadet des Glaubens eine noch correctere oder bessere lateinische Version verfasst, und deren Gebrauch nach der erfoderlichen höheren Approbation in der Kirche angeordnet werden, weil nur Glaubenslehren unveränderlich, Disciplinardecrete aber nach Verschiedenheit der Zeit und der Bedürfnisse der Veränderung unterliegen." Für jetzt hat man sich „bey allen öffentlichen Vorträgen derselben in der abendländischen Kirche zu bedienen, sie ist aber nicht auch gesetzlich vorgeschrieben für den Privatgebrauch, und es ist auch dem Katholiken der Gebrauch des Grundtextes und anderer Versionen, besonders der orientalischen, vollkommen gestattet". — (Consequent trägt der Vf. auch kein Bedenken, falsche Uebersetzungen der Vulgate anzuerkennen, z. B. S. 199 Matth. 28, 1; S. 221 Mark. 2, 26.)

S. 382—85 (nach Aufzählung der verschiedenen Bibelgesellschaften und ihrer Bemühungen): „Es ist einerseits unstreitig wahr: Keine Schrift ist an kräftiger Kürze und herrlicher Fülle, an göttlicher Hoheit und an kindlicher Einfalt zu vergleichen mit der heil. Schrift. Sie ist lehrreich und erbauend für alle Völker und für alle Zeiten. Die heiligen Väter foderten daher auch häufig die sämmtlichen Christen zum fleissigen erbauenden Lesen und Betrachten der heil. Schrift auf." „Die zahlreiche Vertheilung der Bibeln ist daher in dieser Hinsicht allerdings sehr lobenswürdig, und die britische grosse Bibelgesellschaft kann in der Hand der Vorsehung ein Werkzeug zur Verbreitung des Lichts in allen Welttheilen werden. Andererseits aber ist es auch eben so ungezweifelt, a) dass durch die Bibel allein — — ohne mündliche Boten — — das Christenthum nicht ausgebreitet werden kann;" b) dass sie, wenn dem Lesen nicht auch die Erklärung zur Seite geht, „dem grössten Theile der Christen nicht verständlich" ist, und dann die Lectüre „sogar auch in mancher Hinsicht verderblich" seyn kann, indem aus ihr „Zweifel, unrichtige Auslegungen, Glaubensirrthümer, Weisheitsdünkel, Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichts u. s. w." hervorgehen; c) dass „Bibelversionen nur von sprach- und sachkundigen Männern verfasst und unter geeigneter Auctorität gedruckt werden" dürfen (was durch das bekannte der indischen Bibelgesellschaft ungünstige Zeugniss *Dubois's*, und mit einer Probe der canada'schen Uebersetzung von Gen. 1, 1—5 belegt wird). — —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K L E I N E   S C H R I F T E N.

Erbauungsschriften. *Darmstadt*, b. Leske: *Predigten und Reden*, welche auf Veranlassung des am ersten Weihnachtstage den 25 Dec. 1833 zu Darmstadt gefeierten Confessions-Vereinigungs-Festes in der Hauptstadtkirche daselbst gehalten worden sind. Nebst einigen Nachrichten von der Feier selbst, herausgegeben von Dr. *J. F. H. Schwabe*, Grossherz. Hess. Prälaten, Oberconsistorial-Rathe und Provincial-Superintendenten. 1834. 82 S. 8.

Nachdem der Herausgeber die grossherzoglichen, die Vereinigung der beiden Gemeinden betreffenden Verordnungen mitgetheilt, und S. 10 fg. die Art und Weise der desshalb angeordneten Festfeier beschrieben, folgen die vier, am 24 und 25 Dec. gehaltenen Reden, die erste vom Hrn. Oberconsf. Rathe *Ludwig*, nebst dem vom Hn. Stadtpfarrer *Stücker* gesprochenen Altargebet, die zweyte von dem *Herausgeber*, nebst einigen Anmerkungen, die dritte vom Hrn. Stadtpfarrer *Stücker*, welcher letzten noch der zur Feier dieser kirchlichen Vereinigung gedichtete Festgesang angehängt ist.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, wie höchst erfreulich für alle evangelische Christen es seyn müsse, nun auch in jenem Lande, dessen Regent schon zur Zeit der Reformation, wie auch der Herausg. in den Anmerkungen erinnert, der unseligen Trennung so grossmüthig vorzubeugen suchte, die endliche Vereinigung beider Kirchen glücklich bewerkstelligt zu sehen. Möge diess jenen blinden Zeloten, die noch immer gegen die Union toben, ein neuer Beweis seyn, wie thöricht und erfolglos ihr Beginnen seyn und bleiben werde! — Die bey Gelegenheit dieser Feier zu Darmstadt gehaltenen Reden sprechen insgesammt den ächtevangelischen Sinn und Eifer aus, in welchem jenes Werk begonnen und nun vollendet wurde, wenn wir auch wirklich bey dieser Gelegenheit eine noch höhere Begeisterung der Redner erwartet hätten. Hr. Ob. C. R. *Ludwig* behandelt, nach 1 Cor. 11, 23—29, das Thema: *Was uns als evangelischen Christen bey unserer Vereinigung die Feier des Abendmahls fortwährend ist und bleibt;* Hr. Dr. *Schwabe* zeigt nach 1 Cor. 1, 10—13 *die Grundbedingungen einer segensreichen Vereinigung*, welche nach Augustins bekanntem Ausspruche sind: in dem Nothwendigen Einheit, in dem Zweifelhaften Freyheit, in Allem Verträglichkeit; Hr. Oberschulrath *Keim* stellt nach 1 Cor. 13, 13 als Früchte, welche dieses Doppelfest haben soll, *Glaube, Hoffnung und Liebe* dar, und Hr. Stadtpfarrer *Stücker* schildert nach Luk. 2, 15—20 *die hohe Wichtigkeit der gegenwärtigen festlichen Tage, die Gottes Güte uns erleben liess.* — Recht würdig beschliesst der wahrhaft erhebende *Festgesang* diese Denkschrift, die wir der allgemeinen Beachtung empfehlen.

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

THEOLOGIE.

KEMPTEN, im Verlag der Joseph Kösel'schen Buchh: *Biblische Hermeneutik.* Erster Theil. *Einleitung in die heil. Schriften des alten und neuen Bundes* (,) von Dr. *J. B. Gerhauser* u. s. w. Zweyter Theil. *Die Grundsätze der Schriftauslegung* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

II. Die *Hermeneutik* (im engeren oder eigentlichen Sinne) handelt in drey Hauptstücken: 1) „Vom Schriftsinne und von der Schriftauslegung überhaupt" (§. 1—9, S. 1—39); 2) von den „Grundsätzen bey der Erforschung des Wortsinns der h. Schrift" (§ 10—22, S. 39—113); 3) von den „Grundsätzen zur richtigen Erklärung des Schriftsinnes" (§. 23—32, S. 113—144). Angefügt sind in (10) „Beylagen" (S. 147—172) die Erklärungen von Luk. 1, 46 fgg.; 68 fgg.; Matth. 7, 15—20; 1 Kor. 3, 3—15; Matth. 13, 1 fgg.; Luk. 16, 1—14; 15, 11—32; die Parabel vom vierfachen Ackerlande; Gen. 1—3.

Da Rec. nicht gemeint seyn kann, in dasjenige einzugehen, was im 2 Hauptstücke über Auslegung aus den Grundsprachen, aus dem Zusammenhange, aus Parallelen, aus Betrachtung des Zweckes und aus historischen Hülfsmitteln, so wie über biblische Schreibart, Analogie des Glaubens, Antilogieen und Autorität, — ferner im 3 Hauptstücke über Uebersetzungen, Paraphrasen, Scholien, Commentare, Dissertationen und Einleitungen des Einzelnen und Ausführlichen der Reihe nach verhandelt ist: so will er nur noch das 1 Hauptstück um so mehr einer Kritik unterwerfen, da es die eigentliche hermeneutische Theorie enthält, und sich vor allen übrigen Erörterungen in wissenschaftlicher Hinsicht auszeichnen möchte.

Der Vf. geht mit Recht von der Bemerkung aus: „Alle Auslegung beruhet auf den ersten und allgemeinen Grundsätzen vom Wortsinne." Er handelt daher zunächst (§. 1, S. 1—5) in VIII Sätzen vom Wortsinne, welche jedoch Rec. übersichtlicher auf folgende drey zurückführen zu können glaubt: a) „Jedes Wort, jeder Satz und jede Rede muss einen buchstäblichen Sinn haben." Worte sind Zeichen unserer Gedanken, gebraucht in der Regel, um selbige auch in Anderen zu erwecken, also Organe der Mittheilung; Worte *ohne Sinn* wären demnach „leer" [keine Worte mehr, sondern blosse Töne], „Körper ohne Geist." Der Sinn aber — „der Begriff, welcher dem Worte entspricht oder welcher dadurch bezeichnet wird" — heisst *buchstäblich*, weil er gleichsam der Geist des Buchstabens, als des Körpers, ist. [Buchstäblicher Sinn ist also = Sinn des Buchstabens, und die Bezeichnung mag in sofern nicht ganz überflüssig seyn, als sie es bemerklich macht, dass der Sinn durch den Buchstaben mit Nothwendigkeit bedingt ist, und nicht erst, gleichsam willkührlich, mit demselben verbunden werden darf, dass also auch der Ausleger vor Allem den Sinn des Buchstabens als solchen ins Auge zu fassen hat.]

b) „Jedem Worte entspricht in jeder einzelnen Stelle nur Ein Sinn." „Von diesem Grundsatze hängt die Verständlichkeit der Sprache ab; man könnte nie mit Gewissheit wissen, was ein Autor oder Sprecher sagen wollte, wenn ein Wort mehrere Bedeutungen zugleich haben könnte." „Zur Bezeichnung mehrerer oder verschiedener Begriffe bedient man sich auch verschiedener Worte, oder einer verschiedenen Wortverbindung. Freylich hat in jeder Sprache häufig Ein und dasselbe Wort mehrere Bedeutungen; allein beym wirklichen Gebrauche eines Wortes verbindet man doch jedesmal nur Eine Bedeutung damit, und diese wird in der Regel durch die nebenstehenden Worte oder durch den Zusammenhang angezeigt." — [Jener Eine Sinn muss aber nicht auch nothwendig ein einfacher seyn. Man kann z. B. absichtlich einen Ausdruck wählen, der ausser seinem buchstäblichen Sinne noch eine Anspielung auf irgend etwas enthält, und wo man es nicht als wirkliches und volles Verständniss anerkennen würde, wenn der Hörende oder Lesende jene Anspielung übersähe, und nur den durch den Buchstaben unmittelbar an die Hand gegebenen Begriff in sich reproducirte.]

c) „Die Worte haben keinen anderen [wahren oder wirklichen] Sinn als den grammatischen oder historischen." „Der Sinn der Worte hängt überhaupt ab vom *Sprachgebrauche*, d. i. jedem Worte entspricht derjenige Sinn oder Begriff, zu dessen Bezeichnung es in der Sprache eines Volks, einer Wissenschaft oder Kunst angenommen und gebräuchlich ist." „*Verba valent sicut nummi*, die Worte gelten, wie die Münzen, was man sie gelten lässt — sie haben die

Bedeutung, welche man in der menschlichen Gesellschaft vermöge der Gewohnheit damit verbunden hat." Diesem Sprachgebrauche [*usus tyrannus!*] muss sich „jeder Vernünftige" fügen, „um verstanden zu werden im Sprechen und Schreiben." Der Sprachgebrauch ist theils ein allgemeiner (aller Sprachen, [also — da eine historische Zurückführung auf Eine Ursprache nicht möglich ist — auf allgemeinen und ausschliesslichen Denkgesetzen beruhend]), theils ein besonderer (einer besonderen Sprache, eines besonderen Volks, einer gewissen Zeit, Schule u. s. w.), und „sehr verschieden", „durch mannichfaltige Umstände bestimmt und modificirt" (z. B. Zeit, Religion, Partey oder Wissenschaft, Staatsverfassung; vgl. die Ausdrücke Natur, *sacramentum*, δαίμων, *circumcisi*.) — Dieser durch den Sprachgebrauch bedingte Sinn heisst *grammatisch*, „weil die Erforschung des Sprachgebrauchs, somit des ächten Wortsinnes, das Hauptgeschäft der Grammatiker ist" [vielmehr, weil er dem γράμμα ad- oder inhärirt, also grammatischer Sinn = buchstäblicher Sinn]. Er heisst ferner *historisch;* denn „dass ein Wort oder eine Redensart in der Sprache eines Volks u. s. w. in einem gewissen Sinne gebraucht wurde, ist eine Thatsache oder etwas Historisches. Thatsachen aber müssen überhaupt durch giltige Zeugnisse erwiesen werden" (dergleichen hier z. B. Stellen einheimischer Autoren u. s. w.).

Aus diesen „Principien vom Wortsinne" werden dann (§. 2, S. 5—7) in V Sätzen „die allgemeinen Grundsätze der Auslegung" abgeleitet. Die Auslegung, als „Erforschung und Erklärung der Begriffe, welche durch [bestimmte] Worte, Sätze und Reden bezeichnet werden", oder dessen, „was der Vf. bey seinen Worten dachte und sagen wollte", muss seyn

a) *Buchstäblich* (wobey jedoch nicht geleugnet wird, „dass auch durch das, was der Wortsinn ausspricht, noch eine andere Wahrheit angedeutet werden könne" — wie beym typischen Sinne); b) *grammatisch* („man hat den Wortsinn nach dem Sprachgebrauche, und in Betreff mehrdeutiger Worte nach dem Zusammenhange zu erforschen und zu erklären"; „dagegen ist eine Auslegung, welche dem Sprachgebrauche widerspricht, irrig; und eine Deutung, deren Richtigkeit aus dem Sprachgebrauche nicht erwiesen werden kann, ist grundlos"); c) *historisch* (weil „zur vollen Erkenntniss und Darstellung des Sinnes ausser dem Sprachgebrauche auch die Geschichte zu Rathe gezogen werden muss, theils, weil manche Stellen einer Schrift sich auf geschichtliche Umstände beziehen, theils, weil manche Schriften durch gewisse Zeit- und Ort-Verhältnisse veranlasst, und in Beziehung auf solche verfasst wurden"). [Rücksichtlich des Verhältnisses des Historischen zum Grammatischen ist ein gewisses Schwanken beym Vf. unverkennbar; es ist nicht herausgehoben und unterschieden, dass die Auslegung nicht bloss in sofern historisch heissen kann, als sie eine historische Aufgabe zu lösen hat, nämlich die Erforschung eines in einem bestimmten Falle mit bestimmten Worten verbundenen Sinnes, also einer Thatsache.] — Um diesen Principien nicht entgegen zu handeln, darf man

1) „den Worten einer Schrift nicht seine eigenen Ideen oder Meinungen eines anderweitigen Lehrsystems unterlegen", und hat sich 2) zu hüten, dass man „die exegetische Wahrheit (d. i. die Richtigkeit des Sinnes einer Schrift) nicht mit der historischen oder dogmatischen Wahrheit dessen, was ein Autor sagt (mit der Wahrheit seiner Erzählung und Lehre) vermische" (wo der Ausleger „nicht mehr als Exeget, sondern in der Person eines Historikers, eines Philosophen oder Theologen" [oder, kürzer gesagt, eines Kritikers] verfahren würde).

§. 3 (S. 8—13) folgt dann die „Anwendung auf die h. Schrift" (auch „jede Schriftstelle hat in jedem einzelnen Falle nur Einen buchstäblichen Sinn"; auch „die Schriftauslegung hat den buchstäblichen Sinn zu erforschen und zu erklären"; und „muss grammatisch und oft grammatisch-historisch seyn"). Denn obgleich „unter göttlicher Leitung zur Verhütung aller Irrthümer verfasst", sind doch auch die h. Schriften „von Menschen und für Menschen" und demnach auch „in der unter Menschen üblichen und für Menschen verständlichen Sprache" geschrieben, müssen also „auch wie andere menschliche Schriften gelesen und verstanden werden." [Hier bedürfte der Ausdruck: „*zur* Verhütung *aller* Irrthümer verfasst" einer genaueren Erörterung. 1) Soll das soviel seyn als: „*unter* Verhütung —? 2) Was ist zu thun, wenn der richtige Sinn, d. h. das wirklich vom Autor Ausgesagte und Beabsichtigte, etwas Unrichtiges enthält? Immer würde hier eine so genannte „philosophische oder theologische Schriftauslegung", die doch der Vf. S. 13 unter No. V ausdrücklich verwirft, concurriren müssen, indem man die Foderung stellen müsste, *entweder:* das wirklich Ausgesagte auch als das philosophisch und dogmatisch Richtige anzuerkennen, und die dagegen etwa protestirende Vernunft u. s. w. als mindestens geschwächt und unsicher zurückzuweisen (oder mit anderen Worten: *a veritate hermeneutica ad veritatem dogmaticam* zu schliessen), *oder:* keinen Sinn als wirklich beabsichtigt gelten zu lassen, der irgend etwas Irriges enthalten würde, so sehr auch Sprachgebrauch, Geschichte u. s. w. für denselben sprächen.]

„Die *allegorische Interpretation* ist fehlerhaft." Indem sie „das, was die Worte der Schrift sagen, deutet als ein Bild einer anderen Wahrheit, wovon jedoch die Schrift kein Wort sagt", ist sie eben sowohl von der „Auslegung einer Allegorie" (die auch nur eine buchstäbliche Auslegung" ist) zu unterscheiden, als von der blossen „Nutzanwendung einer biblischen Stelle" (die recht wohl zulässig ist, so fern sie nur nicht Auslegung heissen will); sie ist ein eigenmächtiges Hineintragen, „eine Geburt der Phantasie, die zwischen Einem und einem Anderen — zwischen dem, was die Schrift sagt, und zwischen dem, was man

ſelbſt denkt, eine Aehnlichkeit findet, und dann das erſte zu einem Bilde des zweyten macht" (z. B. wenn Jemand Gen. 27 allegoriſch ſo auslegte: „Jacobs Handlung iſt keine Lüge, ſondern ein Myſterium. Unter den Ziegenfellen, womit Jacob ſich bedeckte, werden unſere Sünden, und unter Jacob, der ſie trug, wird Chriſtus verſtanden, der nicht ſeine eigenen, ſondern unſere Sünden trug"). [Vgl. zu §. 7 und 8.]

§. 4 (S. 13—20) handelt von der „Verſchiedenheit des Wortſinnes", als eines eigentlichen und uneigentlichen oder tropiſchen (*ſenſus literalis proprius* und *improprius*). Wichtig iſt hier beſonders die Unterſcheidung zwiſchen „grammatiſcher Translation" („Uebertragung aus Nothwendigkeit") und „rhetoriſcher Translation" (Uebertragung „bloſs um der Gefälligkeit oder Lieblichkeit willen"). Bemerklich gemacht wird, daſs es in jeder Sprache Ausdrücke gebe, die, obgleich eigentlich und urſprünglich übergetragen, doch nicht mehr als ſolche betrachtet werden; daſs „nur durch die rhetoriſche Uebertragung die Eigentlichkeit der Worte aufgehoben wird"; daſs es endlich „ganz irrig iſt, wenn man glaubt, daſs der tropiſche Sinn kein buchſtäblicher oder kein Wortſinn ſey", und daſs demnach die Redeweiſe von tropiſchen oder allegoriſchen Schriftſtellern: „ſie ſind nicht wörtlich, ſondern geiſtig zu verſtehen", nur ſo viel heiſse: „ ſie dürfen nicht im eigentlichen, ſondern müſſen im uneigentlichen Wortſinne verſtanden werden."

§. 5. 6 (S. 20—26) Beurtheilung und Auslegung der Schrifttropen. 1) Ob Worte tropiſch zu nehmen ſeyen, oder nicht, iſt, da die gewöhnliche Regel (*non facile, non ſine evidenti vel gravi cauſa discedendum eſt a proprietate verborum*) gerade die Hauptſache unbeſtimmt läſst, zu beurtheilen a) „aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt"; b) „aus dem Zuſammenhange der Rede"; c) aus dem „Sprachgebrauche"; d) aus der Tradition. [Allerdings iſt es richtig, daſs man „bey Reden und Schriften der Geſetzgeber, Geſchichtsſchreiber, Lehrer, im Zweifel die Worte eher für eigentlich als für tropiſch, hingegen in poetiſchen und redneriſchen Schriften im Zweifel eher für tropiſch" zu halten habe; nur iſt dabey nicht zu überſehen, daſs die bibliſchen Geſetzgeber, Erzähler und Lehrer mehr oder weniger poetiſch oder redneriſch ſich ausſprechen. Ferner mögen beſonders dogmatiſche Stellen nicht ſelten „durch Verſchiedenheit der Auslegung und durch theologiſche Streitigkeiten verdunkelt" werden; allein könnten Zweifel dieſer Art „nicht durch die Schrift allein" gründlich gehoben werden: ſo wäre wenigſtens die Anziehung „der zweyten Erkenntniſsquelle des Chriſtenthums", der Tradition, ſo lange erfolglos, als die „immerwährende und einförmige Lehre der katholiſchen Kirche" noch nicht ſchwarz auf weiſs, in ihren einzelnen Beſtandtheilen, nachgewieſen iſt. Das *a priori*'ſche Gerede, wenn es auch noch idealiſcher klänge, thuts hier nicht. — Uebrigens möchte es auch manchen Widerſpruch finden, wenn der Verf. zu b) das Beyſpiel ſetzt: „daſs Jeſus Matth. 24, 29 den Untergang Jeruſalems und des jüdiſchen Staates in der Sprache der Propheten metaphoriſch mit dem Einſturze des Weltgebäudes vergleichen wollte, nicht aber im eigentlichen Sinne von dem Ende der Welt ſpreche, zeigt einmal das Vorhergehende, V. 15—28, worin von der Belagerung der Hauptſtadt u. ſ. w. die Rede iſt, dann der zeitbeſtimmende Zuſatz V. 29: ſogleich nach der Trübſal jener Tage u. ſ. w., und endlich die Verſicherung im Folgenden, daſs alles Zuvorgeſagte noch vor dem Abſterben der gegenwärtigen Generation u. ſ. w. erfolgen werde (V. 34)." — Wie, wenn Jemand antwortete, laut der einfachen und klaren Worte eines einfachen und klaren Zuſammenhanges rückſichtlich einer aus den dermaligen Zeitanſichten leicht und klar nachweisbaren Sache habe Jeſus, oder doch wenigſtens Matthäus, Weltuntergang und Zerſtörung des jüdiſchen Staats als verbunden und nahe bevorſtehend gedacht?] — 2) Wie tropiſche Worte zu verſtehen ſeyen, iſt zu erſehen a) „aus dem Sprachgebrauche"; b) „mittelſt der Geſchichte" (der Sitten und Gebräuche, der Natur u. ſ. w.); c) „aus dem Zuſammenhange." — „Man nimmt die Tropen von den „bekannteſten Gegenſtänden; ſelbige ſind auch die verſtändlichſten, folglich zur Belehrung vorzüglich geeignet." „Eine tropiſche Diction verſteht man nur dann deutlich, wenn man das, was die Schrift tropiſch ſagt, mit eigentlichen Worten ſagen kann, und man verſteht tropiſche Stellen nur dann richtig, wenn der beygelegte Sinn dem Sprachgebrauche und dem Zuſammenhange gemäſs iſt."

§. 7. 8 (S. 26—38) „Typiſche Deutung" und „typiſcher Sinn". Es giebt in der Schrift *Typen* oder Symbole, d. h. „Stellen, worin die Sache, von welcher die Worte reden, ein Bild (τύπος) von etwas Anderem iſt", wo alſo „zum Unterſchiede vom Wortſinne" noch „ein Sachſinn" Statt findet; „der buchſtäbliche Sinn (der eigentliche oder tropiſche) geht voran, und damit iſt öfter auch ein typiſcher Sinn verbunden (*non datur ſenſus typicus ſine literali*)." Dieſe Typen beſchränkt jedoch der Vf. auf drey Claſſen: a) „hiſtoriſche Typen, d. i. Bilder ehemaliger Begebenheiten" (z. B. Oſter-, Laubhütten- und andere Feſte, angeordnet zum ſymboliſchen Andenken u. ſ. w.); b) „Lehrtypen oder Bilder von religiöſen Wahrheiten" (z. B. „die Ziegenböcke am Verſöhnungstage", ſymboliſch darſtellend „die Sündhaftigkeit und Strafbarkeit der Sünde und die Vergebung für Reumüthige"); c) „prophetiſche Typen, d. i. bibliſche Darſtellungen künftiger Begebenheiten." Dieſe letzten läſst der Vf. bloſs in Beziehung auf die ſogenannten ſymboliſchen Bücher gelten (z. B. Jeſ. 20, Ezech. 4; die Verwünſchung des Feigenbaums durch Jeſus u. ſ. w.); dagegen die Typen des A. Teſt. als weiſſagende Vordeutungen des N. T. erkennt er nicht an. Die dahin einſchlagenden Stellen des N. T. ſind ihm keine „Auslegung", ſondern bloſs „Deutung" des A. T., „Anwendung der Schriftworte und des Wortſinnes auf Aehnliches." Denn er hält ſich durch die Beſchaffenheit der Citate des A. T. im N. T. berechtigt zu

dem Schlusse, dass Christus und die Apostel weder die A. T. Stellen auslegen, noch Beweise daraus führen wollten, sondern nur einer „allgemein üblichen" Sitte, die überdem „als eine grosse Redeschönheit" galt, folgten, indem sie a) ihre eigenen Gedanken in Bibelworten aussprachen, oder b) ältere Ereignisse und Aussprüche auf neuere Begebenheiten anwendeten, auch sie c) „zur Erklärung religiöser Wahrheiten" verglichen, und daher selbst d) dieselbe Stelle auf mehrere andere Gegenstände anzuwenden kein Bedenken trugen. [Hier ist offenbar einerseits übersehen, dass jene jüdische Sitte nicht bloss rhetorisch war, sondern dogmatischen Grund hatte; man dachte dabey keinesweges an blosse Aehnlichkeiten, sondern an von der Gottheit selbst als Vorandeutungen und Vorbereitungen beabsichtigte Parallelen. Andererseits verlangten eine tiefere Erörterung, theils die Allegationsformeln (z. B. ἵνα, ὅπως πληρωθῇ), theils das offenbare Bestreben, nachzuweisen, dass eine Stelle wirklich einen solchen (vorbildenden) Sinn habe (z. B. Act. 2, 24 fgg. vgl. Ps. 16, 8; Act. 2, 34 vgl. Ps. 110, 1). — Wollte der Verf. das dogmatische Moment in soweit walten lassen, dass er keinerley Irriges u. s. w. im biblischen Wortsinne anerkennt, so musste er in Beziehung auf das A. T. die Möglichkeit eines doppelten Sinnes zugeben, und auf die Annahme eines doppelten Verfassers (des menschlichen Concipienten und des ihn beseelenden Gottesgeistes) stützen. Dann war aber die Aufgabe der Wissenschaft, jene Annahme vor dem namentlich bey der Anwendung auf das Einzelne so nahe liegenden Missbrauche zu sichern.]

Uebrigens ist, wie schon die Inhaltsangaben lehren, ein nicht geringer Theil des Raumes der exegetischen Praxis gewidmet, welche jedoch Rec. um so weniger einer besonderen Kritik unterwerfen kann, je weniger sie hervorstechende Resultate gewährt. Dagegen schien ihm das Buch der übrigen ausführlicheren Berichterstattung nicht unwürdig, da es durch seine Klarheit und anregende Weise auch Protestanten förderlich werden könnte, da es Manches enthält, was man darin dem Titel nach nicht suchen würde; da es überhaupt nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint. Namentlich möchte Rec. noch den Wunsch aussprechen, dass bey der biblischen Isagogik die Methode des Verfs., versteht sich *cum grano salis*, Nachahmung fände, wo es dann keiner besonderen Vorträge über moralische oder dogmatische Einleitung bedürfte.

Bk.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Stuhr: *Gedichte*, von *E. Ferrand*. 1834. VIII und 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Endlich einmal wieder Einen, der es wagt, ohne politische Zwecke und Anspielungen zu dichten, ohne Canthariden essenz und Gifttropfen, der das, was er poetisch gefühlt und gedacht, in schöne leichtbeschwingte Worte zu kleiden, dem reinen lieblichen Stoff auch die metrisch reine, ungezwungene Form zu geben versteht! Auf ein grosses Publicum, auf lauten Beyfall darf er nicht rechnen; aber wer den edlen Trieben dichterischen Empfindens und den Foderungen Gleichgesinnter genug gethan, auch der hat gelebt für alle Zeiten!

Vermag man es, von dem Beywort *sentimental* jeden Nebenbegriff von Zuckerwasser auszuscheiden, so könnte man unseren Dichter als einen elegisch sentimentalen bezeichnen, dem das romantische Princip nicht fern geblieben. Das Schaurige des Volksliedes, der Ballade und Sage gelingt ihm; die Naturanschauung! reproducirt sich in ihm mehr im Gefühl als im Bilde; er ist mehr subjectiv als objectiv. Ahnung und Sehnsucht sind die Grundzüge seiner Gefühle, auch die Liebe trägt sie; zart und innig, ist sie ohne Leidenschaft, eine linde Wärme, ohne verzehrende Glut, aber auch nicht weinerlich, nicht rhetorisch; die Kämpfe seiner Seele läutern sich zur veredelnden Wehmuth, sie sind ohne Herbe, aber die Klage ist tief empfunden, kein kühles Vernünfteln. Kühne Begeisterung ist dieser milden Natur nicht eigen, auch strebt er selten danach; er zeigt sich absichtlicher, kälter, so dass der Wille zu dichten das Gefühl nicht mit sich fortreisst, wie es z. B. in den Ritornellen der Fall ist. Naiv im eigentlichsten Sinne ist unser Dichter nicht, aber er hat Anklänge davon, z. B. in dem holden Liede: Kindermährchen. Assonanz und Glosse, Jambe und Romanzenton, jedes Versmass ist ihm gerecht, und fügt sich ihm leicht, wie in der Hand des Meisters. Und da auch der Verleger in der Ausstattung nicht hinter dem Gehalte zurückgeblieben, so ist diess Buch eins der wenigen, bey denen ein Recensent, der lieber lobt als tadelt, einmal rasten, und recht von Herzen sich erquicken kann.

B. U.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Halle, b. Schwetschke und Sohn: *Ueber das Verhältniss der Juden zu den christlichen Staaten.* Von *Karl Streckfuss*, kön. Preuss. geheimen Ober-Regierungsrathe. 1833. 64 S. 8. (12 gr.)

2) Berlin, in d. Lüderitzschen Buchhandlung: *Offenes Sendschreiben an Herrn Geh. Ober-Regierungsrath K. Streckfuss zur Verständigung über einige Puncte in den Verhältnissen der Juden.* Von Dr. *J. M. Jost*, Verfasser der Geschichte der Israeliten u. s. w. 1833. 94 S. 8.

Die Vorbereitungen zu einer umfassenden Gesetzgebung über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in den preussischen Staaten, und zunächst die Bekanntwerdung eines Entwurfs zu dem hierüber zu erlassenden Gesetze, haben diese beiden Druckschriften veranlasst. Ihr wichtiger Gegenstand und die vielfache Belehrung, die aus ihnen für eine Frage hervorgeht, welche eben jetzt so viele Gesetzgeber beschäftigt, erfodern eine genauere Anzeige des Inhalts.

In No. 1 tritt der Verfasser des erwähnten Entwurfs auf, um denselben und sich selbst gegen die Angriffe zu vertheidigen, die mehrere Zeitschriften gegen jene Arbeit gerichtet haben. Wir finden also hier eine Parteyschrift, und vermissen die ruhige Erörterung, welche so wünschenswerth eben aus der Feder eines Mannes von des Vfs. Persönlichkeit und Standpunct gewesen seyn würde. Nachdem das Vorwort auf den einstimmigen Antrag sämmtlicher, über die Verhältnisse der Juden befragter, Provinzialstände der preussischen Monarchie, um die öffentliche Meinung daraus nachzuweisen, hingedeutet und die Ansicht ausgesprochen hat, die Juden seyen zu einer vollständigen Emancipation noch nicht reif, die Umstände zu der Bewilligung dieser noch nicht geeignet, vielmehr müsste die Emancipation hauptsächlich von den Juden selbst ausgehen, so wird auszuführen gesucht, die positiven Dogmen der jüdischen Religion stellten Gott als den alleinigen Gott der Juden, als deren besonderes geistliches und weltliches Oberhaupt, sie selbst aber als den ausschliesslichen Gegenstand der Liebe und Fürsorge Gottes dar, und verwiesen auf Ankunft eines Messias, der auf Erden das alte Gottesreich in Jerusalem herstellen werde. Diese Lehrsätze hätten die Juden als ein, von allen anderen Völkern ausgeschiedenes Volk erhalten und bewirkt, dass dieses sich nirgend einheimisch fühle. Nicht das Beharren bey diesen Grundsätzen, das vielmehr als ehrenwerth erscheine, wohl aber die Folgen solchen Glaubens hätten den Hass der Völker auf die Juden geleitet, wegen ihrer daher entspringenden Sonderung. Das Emancipations-Edict vom 11ten März 1812 habe die gewünschten Folgen nicht bewirkt, daher die ständischen Anträge auf erneuerte Beschränkung der Juden, und weil diese öffentliche Stimme nicht unbeachtet gelassen werden könne, müsse die Gesetzgebung nach Unterscheidung der zwey sehr ungleichartigen Classen, in welche sich das jüdische Volk jetzt getheilt habe, verfahren. Diejenigen unter ihm, die, der entgegenstehenden Hemmungen ungeachtet, die ächte Bildung der Zeit in sich aufgenommen — Gelehrte, Künstler, Fabricanten, Grosshändler mit bedeutendem Grundbesitze und dergl., welche sich bey ihrer Religion beruhigen, ohne durch das Ritualgesetz sich gebunden zu erachten, und die Ankunft des Messias erst dann erwarten, wenn das Menschengeschlecht von Lastern und Leidenschaften sich gereinigt haben wird, dürften der zahlreichen Classe solcher nicht gleichgestellt werden, welche von Ort zu Ort herumziehen, um auf Jahrmärkten und in den Häusern ihre Waaren feil zu bieten, um sie gegen Geld oder andere Effecten jeder Art abzusetzen, oder auf Pfänder leihen, Branntwein schenken u. s. w., welche den unwissenden Landmann zu bethören suchen, im Kriege dem Feinde zu Spionen dienen, und den Stamm der Juden verhasst machen. Jener ersten Classe, denen nämlich, die durch Bildung und Art ihrer Gewerbsamkeit beweisen, der christlichen Staatsgesellschaft sich bereits fest angeschlossen zu haben, möge das Staatsbürgerrecht wo möglich ohne Beschränkung ertheilt, oder doch diese dabey auf das zur Zeit noch Unvermeidliche zurückgeführt werden. Dagegen müsste die zweyte Classe vom Staatsbürgerrechte ausgeschlossen verbleiben, und solchen Beschränkungen unterworfen werden, welche die christliche Staatsgesellschaft gegen die nachtheiligen Wirkungen der jüdischen Eigenthümlichkeit möglichst sichern, und

auch die Angehörigen dieser Abtheilung reizen könnten, von ihrer in die erste freyere und gelehrtere Classe überzutreten. Das Staatsbürgerrecht der ersten Classe müsse ein bloss persönliches bleiben, das auf die Nachkommen als solche nicht übergehen dürfe, und von deren besonderer Qualification abhängig ist, wie es jederzeit durch die Mitglieder der zweyten Classe müsse erworben werden können, sobald sie sich desselben würdig machen, in die erste Classe vorzurücken. Den Juden der zweyten Classe, und deren dazu bereits herangebildeten Kindern, müsse zwar ihr einmal gewähltes Gewerbe ferner gestattet bleiben, doch wären die noch bildungsfähigen Kinder zu anderen Erwerbsarten, solchen nämlich anzuführen, die Anspruch auf das Staatsbürgerrecht geben. Um die Juden den Christen immer mehr gleichzustellen, müssten die ausschliesslich jüdischen Schulen gänzlich untersagt, doch Sorge getragen werden, dass der Unterricht in der jüdischen Religion nicht hinangesetzt, vielmehr nach zweckmässigen Büchern, etwa von den Familienvätern, ertheilt werde. Ob rathsam sey, von Seiten des Staats unmittelbar auf die Verbesserung des jüdischen Cultus einzuwirken, wird sodann erwogen, und vom Vf. die Bedenklichkeit herausgehoben, in jetziger Zeit allgemeiner Aufregung dem reinen Deismus, worauf sich das von den, dem Verstande und Schicklichkeitsgefühle widerstrebenden, Formen geläuterte Judenthum beschränke, öffentliche Altäre zu bauen, und einen neuen Glauben zu begründen, der unfehlbar auf Eroberung ausgehen, und mehr Unordnung veranlassen würde, als der St. Simonismus in Frankreich. Der Militärdienst wird hienächst als ein höchst wirksames Mittel „zur Beseitigung lästiger jüdischer Eigenthümlichkeiten" dargestellt. „Bedarf auch das Heer ihrer nicht", sagt sehr treffend der Vf., „so bedürfen sie des Heeres, das doch nicht blos zum Fechten, sondern gewiss auch zu Beförderung jedes (richtiger: vieler) anderen Staatszweckes vorhanden ist. Besonders darf man dieses von dem preussischen Heere sagen, das, durch das Vertrauen des Königs auf die allgemeine Waffenübung seines Volkes begründet, zugleich eine wahrhaft volksthümliche Institution und eine Bildungsschule für die ganze Nation geworden ist." Dass die Judenschaft einer Gemeinde oder eines Bezirks als Corporation constituirt werde, findet der Vf. nicht rathsam, weil den Juden hiedurch ein gesetzliches Mittel in die Hand gegeben werden würde, als besondere Gesellschaft und in der Absonderung zu beharren, die eben der Grund ihrer bisherigen Stellung ist. Sofern ihnen der Zutritt und Antheil an den öffentlichen Anstalten für Unterricht, Arme, Kranke u. drgl. gestattet werde, finde nur ein Zweifel darüber Statt, wie ihre Synagogen-Angelegenheiten zu behandeln sind. Diese als für sich bestehend zu behandeln, bleibe unvermeidlich, weil der Staatsverband erfodere, dass jeder Einwohner sich zu einer positiven Religion äusserlich halte, auch die Angelegenheiten des Civilstandes gesichert werden müssten. Der Vf. geht also von der Absicht aus, nicht sowohl die Juden zu emancipiren, sie in Beziehung auf die staatsbürgerlichen Verhältnisse den Christen gleich zu stellen, und nur solche Beschränkungen noch bestehen zu lassen, die zur Sicherung der Christen, als der grossen Mehrzahl und bisherigen alleinigen Staatsbürger, unerlässlich erfodert werden, sondern sie den Christen allmälich zu assimiliren, und zum Eintritt in die christliche Kirchengesellschaft zu vermögen. Er lässt politische Gründe vorwalten, und setzt diesen die Grundsätze eines allgemeinen Staatsrechts nach, welche jener ersterwähnten Ansicht das Wort reden dürften, da die Juden seit so vielen Jahrhunderten im Staatsverbande geduldet, zu des Staates Lasten herangezogen, zu bleibenden Einrichtungen, ja Ansiedelungen zum Theil wenigstens gelassen sind, und hier sogar die Rede von Beschränkungen ist, denen bereits den Juden eingeräumte Rechte neuerdings unterworfen werden sollen.

Auch hat die Kritik dieser Ausführung nicht gefehlt. Sie wird vielmehr in No. 2 mit einer treffenden Logik und ausgezeichnetem Scharfsinne von dem bereits als Schriftsteller rühmlich bekannten Hn. Dr. *Jost* auf eine Art vorgetragen, welcher man zwar die eifrige Theilnahme an dem Schicksale seiner Glaubensgenossen anmerkt, allein den Beyfall und die Beystimmung nicht versagen kann. Der unverhehlten Aufregung darf Nachsicht nicht versagt werden; gilt es doch, wie der Vf. anführt, dem Wohl und Weh einer Menge von 170,000, „von der menschlichen Gesellschaft abermals auszuschliessenden und unter eine besondere Gesetzgebung zu stellenden Menschen." Nach einer hier zu übergehenden Einleitung, die Veranlassung und Form der erhobenen öffentlichen Discussion betreffend, prüft der Verf., in wiefern die, gegen die Juden angeführte öffentliche Meinung sich ausgesprochen habe, und zu beachten sey. Er giebt zuvörderst zu, dass Provinzialstände, bey ihrer Uebereinstimmung, ein weit untrüglicheres Organ der Meinung eines ganzen Volks bilden, als eine allgemeine Deputirten-Kammer, leugnet aber, dass hieraus „in Ländern, wo die königliche Macht noch nicht mit Füssen getreten wird", ein unübersteigliches Hinderniss für nützlich erachtete Anordnungen hervorgehe, zumal da in Preussen die Gesetzgebung sich nicht abhängig von den Ständen gemacht habe. Die Wünsche der Stände könnten, wegen des vorwaltenden Interesses der Einzelnen, die allgemeinen Grundsätze der Staatsregierung nicht wohl treffen, und so lange nicht die Intelligenz alle einzelnen Glieder des Staates dermassen durchdrungen habe, dass sie dieselbe in sich als ein höheres, alle Privatinteressen überwiegendes Princip der Gesetzgebung anerkennen, und in deren Geiste stimmen, könne die öffentliche Meinung in den entsetzlichsten Irrthümern sich befinden, oder wenigstens für die schlimmsten Fehler ihre Stimme abgeben. Eine sehr treffende Bemerkung und Würdigung des, [so oft nachgebeteten, Witzwortes des *Prince de Talleyrand*, über den alles schlagenden Werth der öffentlichen Meinung! Die Anträge der Stände wären

weniger wider den Juden als solchen, wie gegen den Wucher und hausirenden Verkehr gerichtet, widersprächen sich auch zum Theil, indem sie auf Verbesserung der jetzigen Generation dieses Volkes durch Erziehung, Richtung ihres Erwerbs u. s. w., zugleich aber auf Entziehung ihres Bürgerrechts gestellt wären. Auch trachteten sie oft, nur Localprivilegien gegen Zulassung von Juden gelten zu lassen. Die für die öffentliche Meinung angeführten Gründe werden sodann bestritten. Die Juden, unter Salomon und David erst zu einer Nation erhoben, hätten von anderen Völkern nur durch ihren Glauben an Gott sich unterschieden, und in der Zuversicht, dass eine allgemeine Anerkennung Gottes und die Vertilgung des Heidenthums mittelst des ihnen überlieferten Gesetzes sich verwirklichen werde, wo denn sie den Lohn ihrer Ausdauer bey dessen Befolgung geniessen würden, die Kraft gefunden, die Schläge des Geschicks zu überstehen. Von einem Misstrauen gegen sie im Allgemeinen finde sich bey den alten Völkern keine Spur; vielmehr sey ihnen von Cyrus der Wiederaufbau des Tempels erlaubt, von seinen Nachfolgern bedeutende Aemter anvertraut, von Alexander mit Juden das neuerbaute Alexandrien bevölkert, die Heere der Ptolemäer wären oft von Juden befehligt, auch von römischen Kaisern wiederholt jüdische Heerhaufen unter jüdischen Anführern gebraucht worden u. s. w. Auch sey von den Juden zu einem Misstrauen überall kein Grund gegeben. „Ihr Bestreben war nicht, Reiche umzustürzen, und hohe Macht zu erschwingen. Sie suchten nur einen Ort für ihr Gebet, für Versöhnung der zürnenden Gottheit, und ein stilles Grab. — Niemals haben die Juden als solche die Regierung verrathen. Nur einzelne Verbrecher fanden sich unter ihnen, wie überall." Und wenn die Völker Abneigung gegen die Juden zeigten, so folge dieses nicht aus den Religionsbegriffen derselben, wie denn in den Reichen des Islam den Christen ein Gleiches widerfahre, sondern könne allein der Obmacht und dem Eigennutze beygemessen werden, und eben hieraus erkläre sich auch die Fortdauer der widerwärtigen Anregungen. „Denn so lange die Völker ganz roh sind, verdriesst sie die eindringende Civilisation, die ihrer Ungezähmtheit entgegentritt, und sobald sie von dieser umgeschaffen sich zu fühlen beginnen, ärgert sie die Gewandtheit der Fremden, welche durch angeerbte Uebung und weit verbreitete Verbindung die Mittel in Händen haben, den Handel an sich zu reissen." Unter den Römern, Persern und Arabern hätten die Juden mehr Landbau und andere bürgerliche Gewerbe, als den Handel getrieben, und der Talmud beweise, dass dem Handelsstande unter ihnen nie ein Vorzug eingeräumt worden sey. Allein, das natürliche Bedürfniss, mit ihren Glaubensgenossen in Berührung zu bleiben, ihren Religionsgebräuchen in der erfoderlichen Vereinigung obzuliegen, habe sie von dem vereinzelnden Ackerbau zurückgehalten, wie denn die Plackereyen der Mönche und die Rohheit des Landmanns sie veranlasst habe, in den Städten den Aufenthalt vorzuziehen, wo ihnen jedoch Zurücksetzung und Unterdrückung nicht minder zu Theil geworden, sie bloss als Quelle des Einkommens behandelt, und in Hinsicht des Erwerbes beschränkt, und zu der Art ihres jetzigen Verkehrs gezwungen worden wären. Wer möchte nun aber jetzt noch sagen: es war immer so, also muss es so seyn!? — Die Richtung der Zeit gehe auf Herstellung der Herrschaft des Rechts, statt der Willkühr; und wenn die Stände der Verbesserung widerstreben sollten, welche des Königs Weisheit und Güte ihnen, den Juden, zugedacht habe, so würden dieselben darlegen, weder weise noch gütig zu seyn. Den, aus der Religion der Juden gegen ihre Emancipation abgeleiteten, Argumenten setzt der Verf. entgegen, dass die herausgehobenen Stellen des alten Testaments missdeutet wären, indem sie nicht sowohl die jüdischen Begriffe von der Gottheit und deren Verhältniss zu den Juden ausdrücken, als sich auf den damaligen israelitischen Staat und dessen öffentliches Recht als einer Theokratie beziehen, und also jetzt nicht mehr beachtet werden könnten. Auch den Juden wäre die Gottheit für alle Menschen gleich, welche sie erkennen und anbeten, und für derselben Glauben spräche die lange Dauer, da das Werthlose zu bestehen nicht die Kraft habe, nicht vermocht haben würde, sie so viele Jahrhunderte hindurch in einer Idee zu erhalten, die sie über das Irdische erhebt. Die Bestimmung eines abweichenden Ruhetages, Sabbaths, wäre von den Christen geschehen, nachdem diese Jahrhunderte hindurch denselben zugleich mit den Juden gefeiert hatten, und sich später erst hierin von diesen haben unterscheiden wollen. Den Messias erwarteten die Juden allein von einer offenkundigen göttlichen Sendung, im Staate wären sie dem Staate und ihrem irdischen Könige getreu, um so treuer, als sie keine ehrgeizigen Pläne als Juden hegen dürften. Und ihr seit länger als 40 Jahren bereits fortgesetztes Bemühen um Erlangung des Bürgerrechts in den Ländern ihrer Niederlassung zeige, dass ihr Glauben nicht den Wunsch der Absonderung erregen könne. Dieses Bestreben habe für die Ausbildung der Juden einen wahrhaft anstaunenswerthen Erfolg gehabt, und würde, hätten die Regierungen dasselbe unterstützt, einen noch viel grösseren hervorgebracht haben. Allein das Edict vom 11 März 1812, welches die Juden im damaligen Umfange der preussischen Monarchie zu bürgerlichen Gewerben jeder Art, zum höheren Lehramte, Kriegsdienste und Landbau befähige, sey nicht auf die später wiedereroberten Provinzen und die neuen Erwerbungen erstreckt, und selbst in den alten Provinzen ziemlich wieder entkräftet worden, und so habe sich die gehegte Erwartung, 1. als Soldaten gleichmässig befördert, und als Invaliden versorgt zu werden; 2. als Handwerker im ganzen Lande ungehindert lernen, und als Gesellen arbeiten zu dürfen; 3. als Gelehrte und Künstler bey öffentlichen Anstalten einen Wirkungskreis zu finden; 4. in der Wahl des Lebenslaufes ungehindert zu seyn, und 5. von der

Polizey mit keiner Judengabe belegt zu werden, vereitelt gesehen. Dennoch aber habe sich der Juden die Verzweiflung nicht bemächtigt, vielmehr wanderten diese, im Vertrauen auf die Gesittung, auf der Bahn der inneren Besserung fort, mit einem Erfolge, welchen die Thatsache der sich immer vermehrenden Anzahl von Juden ergebe, die bürgerliche Gewerbe ergriffen haben.

Gegen die gemachten Gesetzvorschläge werden sodann erhebliche Zweifel aufgestellt. Die Bestimmung der beiden Classen von zum Bürgerrechte fähigen und unfähigen Juden müsse die Individuen den abscheulichsten Intriguen untergeordneter Beamten Preis geben; auch werde nie aus dem Namen des Geschäftsbetriebes auf die Sittlichkeit und Staatsbürgerlichkeit des Einzelnen mit Sicherheit gefolgert werden können. Wenn der Staat gewissen Abtheilungen von Menschen das Vertrauen, ihm treu zu dienen, verweigern zu müssen vermeine, warum dieselben überall dulden? Warum solche empfohlene Unterscheidungen nicht auf Christen anwenden? Der Glaube müsse entweder als Bedingung des Staatsbürgerrechts streng beachtet, oder gar nicht bey Zulassung zu diesem erwogen werden. Soll die Gesetzgebung als Mittel zur Menschenerziehung behandelt werden, so müsse sie von psychologischer Erfahrung, und nicht von den vorgefassten Meinungen des Pöbels geleitet werden, dürfe nicht in Bedrückung übergehen. Bedrückung aber sey, wenn der jüdische Staatsbürger, der doch, um zu dieser Auszeichnung zu gelangen, höchst unbescholten seyn solle, von allen Ehrenstellen ausgeschlossen, wenn er verdächtig bleiben solle, seine Kinder als gemeine Gauner zu erziehen, so dass diese, bis sie abermals ihre Vortrefflichkeit bewiesen haben, seine Ehre nicht theilen dürfen; wenn die jüdischen Schulen abgeschafft würden, wo allein den Kindern der Sinn für eine bestimmte Religion, nicht bloss durch Unterricht, sondern durch die gemeinsame Feier eingeflösst werde. Nicht das Mosaische Gesetz, dessen kirchlicher Theil nur noch in Anwendung komme, noch eine besondere Volksthümlichkeit, sondern die herkömmliche Abgeschiedenheit der Juden, sey der Sitz des Uebels, wie das Uebel selbst. Dieser Abgeschiedenheit müssten daher die Juden entrissen werden, statt sie durch abermalige Beschränkung von der inneren Besserung abzuhalten. Man gebe ihnen unbedingte bürgerliche Freyheit und Freyheit der Religionsübung, die Leitung des Elementar- und Bürgerschul - Unterrichts einbegriffen, und für diesen Zweck, da solchem die Rabbinate beym Mangel gesetzlichen Ansehens nicht entsprechen können, setze man eine religiöse Behörde eine, welche für die Ernennung tüchtiger Rabbinen und Jugendlehrer sorgen, und den Cultus beaufsichtigen müsse, und zugleich die geeigneten Wege einzuschlagen vermögen würde, mittelst Erweckung des Ehrgefühls und Einwirkung kräftiger Gesellschaften unter den Juden den Müssiggang zu verbannen, und die Wahl guter Gewerbe zu fördern. Die Popularität würde solchen Massregeln nicht entstehen; denn, indem den Juden mehrere Wege zum Erwerbe geöffnet würden, müsste die Concurrenz sich so vertheilen, dass sie in keinem Fache den Christen Nachtheil drohen könnte; und da die Anstellung in öffentlichen Aemtern von dem Vertrauen der Regierung oder der Gemeinen ausgehe, so würde es keinen Anstoss geben dürfen, wenn sie einzelnen Juden, als dazu geeignet befunden, zu Theil werden sollte. Schliesslich empfiehlt der Verf., einer Gesetzcommission von rechtlichen und sachkundigen Juden die Aufstellung von Vorschlägen zu dem hier erwähnten Zwecke zu übertragen, indem man so gewiss die wohlgemeintesten, gewissenhaftesten und ausführbarsten erhalten würde. Rec. stimmt diesem Antrage und der bescheiden wiederholten Berufung des Verfs. auf Grundsätze des Rechts bey. Nur durch eine so gebildete Commission dürfte der Gesetzgeber die genaue Kenntniss der jüdischen Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten, also die vollständige Uebersicht des Gegenstandes der beabsichtigten Legislation, erlangen können, und nur durch das Festhalten an dem, was Rechtens ist, werden die Schwierigkeiten und Widersprüche vermieden, in welche die vorzügliche Berücksichtigung politischer Gründe, des augenblicklichen Vortheils, zu stürzen pflegt. Als Staatsbürger von den Römern betrachtet, wurden die Juden von den das Römerreich erobernden germanischen Völkern in Verhältnissen gefunden, die nicht erlaubten, sie als heimatlose Fremdlinge zu betrachten, deren Zulassung von Bedingungen abhängig gemacht werden konnte. Sie standen auf der Stufe der übrigen unterjochten Bewohner; und wenn römische Gesetze sie in Beziehung ihrer Religion gewissen Ausnahmen unterwarfen, so konnte nur die Milderung und endliche Abstellung dieser Wirkungen des christlichen Fanatismus in Frage kommen. Weiter durfte und darf die gesetzliche Auszeichnung der Juden den Grundsätzen des Rechts gemäss nicht getrieben werden.

Papier und Druck beider Schriften sind gut.

v —w.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Sämmtliche Schriften von A. von Tromlitz.* Zweyte Sammlung. Viertes Bändchen. Romantische Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers, Markgrafen zu Brandenburg. *Die Schlacht von Sievershausen.* 272 S.
Fünftes Bändchen. *Der Schwan. Der Myrthenkranz.* 189 S.
Sechstes Bändchen. *Die seltsame Wette.* 200 S.
Siebentes Bändchen. *Catharina Guzmann.* 205 S. 1834. 12. (9 Bände 3 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1834. No. 77.]

Der *vierte* Theil dieser Sammlung beschliesst die romantischen Gemälde aus dem Leben Albrechts des Kriegers unter der besonderen Aufschrift: *Die Schlacht von Sievershausen.* In sofern der Titel nur ein nicht unpassendes Unterscheidungszeichen des darunter gegebenen Inhalts von den übrigen Novellen des Vfs. abgeben soll, ist keine Ursache da, mit letztem wegen der Ueberschrift zu rechten. Unwillkührlich aber macht der Leser an *dieses* Schlachtfeld höhere Ansprüche. Der Name des grossen sächsischen Kurfürsten, und sein Tod durch Meuchelmord, rufen Foderungen in der Brust des zu dem Buche Greifenden hervor, die nur eine möglichst umständliche Darstellung aus dem Leben des unsterblichen Moriz und etwanige Aufschlüsse über die Hand, welche das Verbrechen leitete, befriedigen könnten. In dieser Hinsicht aber werden des Lesers Erwartungen nicht vollständig erfüllt. Dietrich von Clarras, welchem der verruchte Mord hier zugeschrieben wird, handelt mehr aus Rache für den zurückgesetzten Kurfürsten Johann Friedrich, als weil des letzten Nachfolger in der Kurwürde ihm die Güter eingezogen; allein gerade durch diese edlere Indignation über das, seiner Ueberzeugung nach, an Johann Friedrich verübte grosse Unrecht geräth in der Novelle dieser so durchaus rechtliche Fürst beynahe in ein falsches Licht. Zwar bricht er in heftigen Unwillen aus, als Dietrich ihm den Plan entdeckt, den Kurfürsten Moriz aus dem Wege zu räumen, entfernt auch den Ritter sogleich aus seinem Kriegsdienste; allein der Ausruf: *„Fort von mir, Bote der Hölle!“* mit dem er, nach vorhergegangenem langem Anstarren, ihn aus der Thüre weist, erweckt den Gedanken, als besorge der Kurfürst, er könne sich doch wohl entschliessen, dem Mordanschlage Beyfall zu geben. Diess erhält noch mehr Bestätigung, da Dietrich später abermals vor Johann Friedrich erscheint, und der letzte ausruft: „Ich zürne Euch nicht, aber ich fürchte Euch! Ihr seyd der Versucher, den Satan mir sendet, mich zu verlocken.“ Gewiss aber würde man mit dieser Voraussetzung dem wahrhaft frommen, in die Fügungen des Himmels ergebenen, edeln Fürsten das grösste Unrecht thun. Den bedeutendsten Raum der Novelle nehmen die Schicksale der Personen ein, denen wir schon in den früheren Theilen mit Interesse gefolgt sind. So anziehend sie aber auch an sich und durch den geschickten Vortrag seyn mögen, so machen doch eben die anfangs erwähnten grossen, historischen Erinnerungen uns dabey ungeduldig. Obschon man übrigens glauben sollte, dass, besonders nach dem weltgeschichtlichen Trauerereignisse auf dem Schlachtfelde, nichts mehr zu Erregung des Antheils fähig seyn würde, so hat der Verf. doch durch ungemeine Geschicklichkeit in der Darstellung einen Schluss herbeygeführt, der meistens nur die Personen aus den früheren Theilen dieser zweyten Sammlung seiner Werke schildernd, die Befriedigung des ihm zugethanen Lesers schwerlich verfehlen wird.

Fünftes Bändchen. Die nordische Sage besitzt allerdings einen eigenthümlichen Reiz. Jedoch nur unter Beybehaltung ihrer ganzen Rauhheit und Strenge lässt er sich ihr unverletzt bewahren. Der Verf. bemühte sich, sie unter dem Titel: *Der Schwan,* hauptsächlich auch der heutigen Frauenbildung gefällig zu appretiren. Allein, was er hierin für diese in seinen Darstellungen aus dem deutschen Mittelalter mit so ungemeinem Erfolge gethan, das konnte ihm auf dem Felde der nordischen Sage unmöglich gelingen. Dem nicht selten ins Fratzenhafte übergehenden Rittersinne, mit seiner bis zum Läppischen feinen Galanterie, ist eine Beymischung von Empfindeley nicht nur nicht zuwider, sondern es macht sogar die Sache für zarte Gaumen noch schmackhafter. Denn so wenig auch die Schilderungen aus der heutigen Zeit den Ton der sogenannten empfindsamen, deutschen Periode noch jetzt vertragen, so gern lässt man sich dergleichen an biederen, plumpen Gesellen gefallen, deren Humpen und Ungeberdigkeit schon längst nicht mehr

ansprechen wollen. Der Norden aber, wie die Sage ihn malt, scheint nur in seinem ganzen Charakter wiedergegeben werden zu dürfen. Am Schlusse trägt das Christenthum über die heidnische Religion den Sieg davon.

Der Myrthenkranz ist eine böhmische Sage aus den Zeiten des dreyssigjährigen Krieges. Wollte der Norden uns an der Hand eines Vfs., dessen Unterhaltungstalente wir im Allgemeinen so gern überall hin folgen, weniger zusagen: so danken wir Hn. *v. T.* um so verbindlicher in den Räumen dieses Krieges, die uns durch ihn schon oft recht anmuthig geworden sind. Der *Myrthenkranz* giebt, statt der unglaublichen Zaubereyen und widersinnigen Verwandlungen in der früheren, unserem geheimen Verlangen nach gespensterhaftem Grauen willkommene Nahrung.

Sechstes Bändchen. Nicht selten vernimmt man den Vorwurf der Einförmigkeit in der Darstellung gegen Hn. *v. T.* Aber beym Lichte besehen, ist er theils völlig grundlos, theils liegt er in dem Eigenthümlichen, welches als eine Auszeichnung jedem vorzüglichen Schriftsteller und Künstler nicht fehlen darf. Zu diesem Eigenthümlichen kommt noch, dass der Vf. vorzugsweise das Kriegsleben zum Gegenstande seiner Gemälde wählt, wodurch natürlich jener Vorwurf neue Nahrung gewinnen muss. Jedoch nur bey dem oberflächlichen Beobachter. Dass die einzelnen Gruppen seiner beynahe zahllosen kriegerischen Darstellungen Aehnlichkeit, zuweilen sogar frappante Aehnlichkeit haben, kann bey diesem Schriftsteller so wenig fehlen, als bey einem Schlachtenmaler von gleicher schöpferischer Fruchtbarkeit. Eine Kritik, die ihren Tadel hievon entlehnte, hätte nur noch einen kleinen Schritt bis zu dem ungerechten Verlangen, dass er doch nicht immer Kanonen, Fussvolk, Reiterey, Verschanzungen, Märsche und Gegenmärsche, kurz den ganzen Kriegsapparat vorführen solle, da ja dergleichen als die unentbehrlichen Erfodernisse der Wahrheit seiner lebensvollen Compositionen zu betrachten sind.

Die seltsame Wette, welche die persönlich befreundeten, aber in der Schlacht als Feinde sich gegenüber stehenden Helden des siebenzehnten Jahrhunderts, Johann von Werth und Reinhold von Rosen, verabreden, bezieht sich auf ihre Kriegslaufbahn. Der Preis sind zwey edle Streitrosse und eine Geldsumme für den, welcher dem anderen binnen 2 Jahren und 2 Monaten den empfindlichsten kriegerischen Streich beybringt. Johann von Werth ist der Gewinner, erklärt aber, dabey seinen freundlichen Gegner umarmend: Die Wette habt Ihr nicht verloren, ich habe Euch so eigentlich nicht an Thaten, Ihr aber habt mich an Edelmuth übertroffen. Desto glücklicher wird Rosen durch den Besitz Margarethens von Epp, der Braut, um welche beide ehrenfeste Krieger sich bewarben. Die Charakterschilderung des rohen, aber wackeren und kernhaften liguistischen Feldmarschalls Werth, und des feinen, jedoch nicht minder braven und gediegenen Rosen, Obersten unter Bernhard von Weimar, ist meisterlich gelungen. Ein gleich gerathenes Bild bietet sich dar in dem grossartigen Stolze Margarethens. In der ganzen Novelle stimmen Anlage und Ausführung so wohl zusammen, dass wir sie als eine der vollendetsten dieses Dichters betrachten.

Siebentes Bändchen. Catharine Guzmann. Eine Schönheit in kräftigster Jugendfülle, die Glut, mit welcher sie geliebt wird, in gleichem Masse erwiedernd, die sich selbst des Lichtes ihrer Augen beraubt, um der Zudringlichkeit Peters des Grausamen von Spanien zu entgehen, welcher sie zu Befriedigung seiner Lüste ausersehen, ist ein grosser Charakter. Der Verf. hat solches durch seine sorgfältige Schilderung ihrer leidenschaftlichen Freude am Leben, ihrer Hoffnung auf die Wonnen der Liebe und ihrer tödtlichen Abneigung gegen Klostereinsamkeit noch mehr herausgehoben. Aber eben desshalb ergreift das Mitleid um so heftiger Partey gegen ihn, je besser es ihm gelang, die Grösse der That in der vollen Glorie erscheinen zu lassen, und je anziehender die ganze Darstellung zu nennen ist. Wir besorgen daher sehr, dass ein ziemlicher Theil, gerade der *schönen* Leserinnen, einiger Unzufriedenheit, besonders über die Wahl des Gegenstandes, sich nicht werde erwehren können. Das mit bedeutender Entstellung verbundene Opfer der Augen ist in diesem Falle allerdings eine moralische Erhebung, deren Betrachtung Schwindel und Unbehaglichkeit zu erregen vermag.

— m —.

Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Gedichte* von *Joh. Friedr. Seidel*, Prorector am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Zweyte Auflage. Nebst 18 Melodieen vom Königl. Preuss. Kapellmeister *Friedr. Ludw. Seidel.* 1830. XVI u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Sowie Hr. *S.* überhaupt ein geringes Talent zur Dichtkunst verräth, wenn man die Ansprüche an einen Dichter nur einigermassen höher stellt: so sind seine Gedichte, besonders in Hinsicht des Geschmacks, fast um ein halbes Jahrhundert zurück, und würden schon desshalb, wenn sie auch im Uebrigen vorzüglicher wären, als sie es sind, heut zu Tage, dem grösseren Theile nach, keinen Anklang mehr finden. Daher wäre es wohl sehr rathsam gewesen, wenn der Vf. bey dieser neuen Ausgabe nur eine sorgfältige Auswahl der besseren gegeben, und die grosse Menge derselben eben auf ein Drittheil reducirt hätte, da so des Mittelmässigen gar zu viel vorhanden ist, und die grosse Aehnlichkeit vieler seiner Gedichte, in Hinsicht der Gedanken und äusseren Form, um so mehr hervortritt. Es sind nämlich in Allem nicht weniger als 273 einzelne Gedichte, die wir hier erhalten, und die unter folgende vier Classen geordnet sind: I. *Geistliche Lieder;* II. *Vermischte Gedichte;* III. *Lieder an und für die Jugend;* IV. *Fabeln und Erzählungen.* Wir wollen diese Eintheilung, so unstatthaft sie auch an sich ist, nicht tadeln, da sie wenigstens

einige Ordnung in die hier gelieferte Maſse bringt; eben ſo wenig die etwas ſonderbare Ueberſchrift für No. II, „*vermiſchte Gedichte*“, rügen, da ſie nur deſshalb gewählt zu ſeyn ſcheint, um die hier gegebenen Gedichte von den geiſtlichen Liedern (den Gedichten religiöſen Inhalts) zu unterſcheiden; wir müſſen aber frey bekennen, daſs nur wenige ſich unter dieſer Gattung vorfinden, die ächt lyriſchen Ton und überhaupt poetiſche Farbe haben, und ſelbſt die beſten davon doch immer ſehr weit hinter denen unſerer vorzüglicheren lyriſchen Dichter zurückſtehen. Mit einander verglichen, möchte ſich aber das Urtheil über dieſe vier verſchiedenen Claſſen etwa ſo heraus ſtellen, daſs Hr. *S.* in dem leichteren gefälligen Liede (der heiteren, gemüthlichen, ſcherzhaften Gattung, welche No. II begreift) im Allgemeinen am wenigſten leiſte, da ſeine Poeſie im Ganzen zu ſteif und altfränkiſch iſt, um ſich frey und leicht bewegen zu können, und ihm auſserdem auch blühende Phantaſie und Innigkeit des Gefühls faſt ganz abgeht. Eher möchte man ſich durch die *geiſtlichen Lieder*, von denen auch mehrere, laut der Vorrede, in die — ſogenannten — Geſangbücher aufgenommen worden ſind, befriedigt finden. Denn wenn auch nicht das Talent des Hn. *S.* hier ſtärker erſcheint, als in jenen, ſo iſt doch dieſe Gattung der ganzen Individualität und Manier des Vfs. angemeſſener; und da wir überdieſs hierin (wenn man von *Klopſtocks* Oden, worin die geiſtliche Lyrik das Höchſte erſchwungen hat, und etwa von *Witſchels*, *Niemeyers* u. A. religiöſen Gedichten abſieht) nicht ſo groſse Vorbilder beſitzen, ſo pflegt man auch nicht einen ſo hohen Maſsſtab an dieſelben anzulegen, wie man ſonſt wohl könnte und ſollte. An die dritte und vierte Claſſe endlich kann man, was das Reinpoetiſche anlangt, natürlich die wenigſten Anfoderungen machen, da dieſe Art von Poeſie nicht viel mehr als verſificirte Proſa iſt, und hier, beſonders in den Fabeln, das, was bey der Dichtkunſt nur Nebenſache iſt, nämlich die Belehrung, gerade als Hauptzweck erſcheint. Deſshalb iſt es auch nicht zu verwundern, wenn Hr. *S.* in dieſen beiden Dichtarten unſeren beſſeren Jugend- und Fabel-Dichtern nicht viel nachſteht, eben weil dieſe Art von Gedichten ein ſehr geringes poetiſches Talent erfodert.

Sehen wir nunmehr auf das Allgemeine und dabey zunächſt auf die höheren, unter I und II begriffenen, lyriſchen Dichtarten, ſo geht von ſelbſt hervor, daſs, wo die Haupteigenſchaften des lyriſchen Dichters, hohe Begeiſterung, reiche, lebendige Phantaſie, Zartheit der Empfindung, tiefes und inniges Gefühl und beſonders eine kräftige, ſchwungvolle und melodiſche Sprache, in dem Grade, wie es bey Hn. *S.* der Fall iſt, fehlen, von eigentlicher Poeſie gar nicht die Rede ſeyn kann. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind nichts Anderes, als eine Anzahl gereimter Verſe, die in Strophen eingetheilt, und mit Ueberſchriften verſehen ſind. Wie die darin enthaltenen Gedanken nicht das Product der Begeiſterung oder der Reflexion ſind, ſondern dieſelben mehr dem Zufalle, und zwar nicht ſelten dem bloſsen Reime ihr Daſeyn verdanken: ſo ſtehen die einzelnen Gedanken eben ſo wenig in einem nothwendigen Zuſammenhange unter ſich, ja bisweilen fehlt ſelbſt die richtige grammatiſche Verbindung; der Hauptgedanke, die Grundidee des Gedichts, iſt ſelten ſtreng feſtgehalten, wie doch zur inneren Ganzheit eines Gedichts und der dadurch beabſichtigten Wirkung durchaus erfoderlich iſt. Zu dieſem Allen geſellt ſich noch eine bis zur Mattheit leere Sprache, und die in vielen Liedern höchſt unangenehm hervortretende groſse Unkräftigkeit des Rhythmus. Was etwa noch einiges Lob verdienen möchte, iſt die im Ganzen darin wahrnehmbare leichte Verſification, die jedoch, wie ſie überhaupt bey einem Gedichte gerade das Wenigſte ausmacht, natürlich da um ſo mehr zu erreichen iſt, wo der Dichter wenig oder gar nicht darum bekümmert iſt, erhabene Gedanken und Wahrheiten ſchön und kräftig auszudrücken, ſondern, nachdem er ſich ein gewiſſes Thema gewählt hat, nur Gedanken an Gedanken, ja oft nur bloſse Worte an einander reiht, um auf dieſe Weiſe einzelne Verſe, Strophen und endlich ganze Gedichte zu erhalten. Demungeachtet aber iſt ſein Versbau durch den häufigen Gebrauch männlicher und falſcher Reime, wozu jedes Gedicht den Beleg liefert, ſo wie durch hin und wieder gebrauchte Worte, die gar nicht in das gewählte Metrum paſſen, nicht ſelten hart, wenigſtens nicht ſo gefällig und leicht, wie er es ohne dieſe Mängel ſeyn würde.

Sollen wir nun noch durch einige Proben unſer Urtheil bekräftigen, ſo wollen wir, ohne lange zu wählen, gleich mit dem erſten Gedichte: „*An die Dichtkunſt*“, anfangen, deſſen erſte Strophe ſo lautet:

Du kamſt in heilger Stille,
O Dichtkunſt auch zu mir.
Der reinſten Freuden Fülle
Verdank ich, Holde! Dir.
Wenn ich von ſanftem Feuer
Erwärmt, begeiſtert war:
Du reichteſt Harf' und Leier
Und Saitenſpiel mir dar.

Wie proſaiſch iſt der Ausdruck gleich in den erſten zwey Verſen! Wie nachſchleppend das unpoetiſche Wort „Fülle“, das freylich des Reimes wegen nöthig war! Wie ſonderbar, daſs, nachdem *Harf und Leier* ſchon genannt worden, auch noch des *Saitenſpiels* Erwähnung geſchieht! Und überhaupt welcher Gedanke: daſs, als er von ſanftem Feuer begeiſtert geweſen, ihm die, auch zu ihm *gekommene* (!) Dichtkunſt Harf und Leier dargereicht habe! — Gleich darauf heiſst es:

Oft ſchwang vom Staubgewimmel (?!)
Die Seele ſich empor,
Daſs unter ihrem (weſſen? der Seele?) Himmel
Die Erde ſich verlor u. ſ. w.

Höchſt matt und unpoetiſch ſind auch folgende Verſe (aus dem Gedichte „Frömmigkeit“ S. 35):

Gott! *fülle* du mit Kraft mich *an*,
Daſs ich dir wohlgefallen *kann*.

Die 2 erſten Strophen des 38ſten Gedichts: „*Vorſehung Gottes*“ (S. 65):

Gott rief den (*die*) Millionen (?!)
Des Sonnenheers zum Sein (*Seyn*),
Und (*rief!*) die darinnen wohnen,
Des Daseyns sich zu freun.

Er sieht voll Huld und Segen
Auch auf die Erd' herab,
Und giebt uns wieder Regen,
Den er so oft schon gab —

geben ebenfalls Zeugniss, dass Hr. *S.* nicht einmal richtig construiren kann, und dass der Gedanke in den Endversen der 2ten Strophe nur wieder durch den Reim herbeygezogen ist, da man gar nicht absieht, wie der Vf. plötzlich auf den *Regen* kommt, und auch das unmittelbar darauf Folgende gar nicht damit übereinstimmt.

Am wenigsten sind Hn. *S.* die Gedichte gelungen, in denen es auf Gedankenschwere und Kraft des Ausdrucks ankommt. Wir wollen zum Belege vier Strophen aus, „*Kriegslied*" (S. 146 ff.) anführen:

Ha, Mann an Mann gekettet, steht
Ihr alle furchtbar da!
Fühlt Muth in jeder Nerv' und *seht* (?),
Und ruft: „Victoria!
— — — — — —

Auch sterben für das Vaterland,
Für Freyheit, ist uns lieb.
Uns gnügt dann, dass von unsrer Hand
Auch mancher Tapfre blieb.

Uns fordert der Trompete Klang
Unvorbereitet nie.
Der fürchterlichste Schlachtengang (?)
Stärkt unser *festes* Knie (?!).

Denn Lorbeer'n und Triumphe *stehn*
Für uns, für uns schon *da!* (!)
Ha, ihnen so entgegen gehn,
Ist schon Victoria!"

Um unsere Kritik zu schliessen, wollen wir nur noch auf einige der besten Gedichte dieser zweyten Abtheilung aufmerksam machen. Es sind folgende: „*Frohsinn*" (S. 140 und 225, denn zwey Lieder tragen diese Ueberschrift), „*Frühlingslied*" (S. 145 f.; wiewohl dasselbe Thema von unseren besten Dichtern weit glücklicher behandelt worden ist), „*Vergänglichkeit*" (S. 158 ff.), „*An die frohe Laune*" (S. 189 f. leicht und gemüthlich, und besonders auch in rhythmischer Hinsicht gut), „*Huldigungslied*" (S. 209), und: „*Mein Gärtchen*" S. 253 — 56. Dieses zarte, liebliche, gemüthvolle Gedicht ist unstreitig das beste im ganzen Bande, und es ist kaum glaublich, wenn man das gleich darauf folgende: „*Die Martinsgans*" dagegen hält, dass beide von Einem Verfasser herrühren. Auch in der dritten Classe kommen mehrere Lieder vor, die einiges Lob verdienen, und unter den Fabeln sind ebenfalls manche gelungen, nur dass hier bisweilen die rechte Pointe fehlt.

Druck und Papier sind gut.

= k.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Dresden* und *Leipzig*, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Der sächsische Kinderfreund*, ein Lesebuch für Stadt- und Land-Schulen, von *Christian Traugott Otto*, Seminar- und Schul-Director zu Fridrichsstadt-Dresden. Vierte verbesserte Auflage. 1834. VIII u. 280 S. 8. (6 gr.)

Schon die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen dieses seiner nächsten Bestimmung nach doch nur auf einen engeren Kreis beschränkten Schulbuches (es erschien zuerst im J. 1829) dürfte als eine sichere Bürgschaft für die Brauchbarkeit desselben gelten. Wie es an sich schon ein glücklicher Gedanke des Vfs. war, ein Schullesebuch mit der speciellen Bestimmung für sein sächsisches Vaterland auszuarbeiten, dass die Schüler dadurch zu genauerer Kenntniss und dankbarer Liebe desselben geleitet würden: so ist besonders auch die Art und Weise, wie er diese Aufgabe gelöst hat, beyfallswerth. Die Auswahl aus Sachsens Geschichte, Geographie und Naturgeschichte steht in genauester Angemessenheit zu dem Zwecke des Buches. Dabey ist durch weise Sparsamkeit zugleich noch Raum für die hauptsächlichsten Gegenstände der Reformationsgeschichte und der Naturbeschreibung ermöglicht worden. Wenn nur aber der Vf. die Lehre vom Menschen nicht so gar kurz abgethan, und aus dem psychologischen Theile derselben wenigstens die allgemeinsten Bestimmungen aufgenommen hätte, da es ja bekannt ist, wie sehr Bekanntschaft mit der menschlichen Seele nicht nur die richtige Klarheit der Begriffe, sondern auch den rechten Erfolg des Unterrichts überhaupt befördert! — Die vorliegende vierte Auflage unterscheidet sich von den früheren, ausser vielen wesentlichen Verbesserungen im Einzelnen, besonders dadurch, dass in derselben die Ergebnisse der Arbeiten des statistischen Vereines im Königreiche Sachsen, so wie die Erklärungen, die über Sachsens Verfassungsurkunde erschienen sind, berücksichtigt worden sind. Im Preise, so wie in der äusseren Ausstattung des Buches, spricht sich die gewohnte Liberalität der Verlagshandlung aus.

K....r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1834.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Prometheus für Licht und Recht.* Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von *Heinrich Zschokke* und seinen Freunden. Erster Theil. 1832. VIII u. 294 S. Zweyter Theil. 1832. 328 S. Dritter Theil. 1833. 300 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Dieses Werk enthält grossentheils Erinnerungen aus dem früheren Leben und Treiben des Herausgebers und seiner Freunde, und ist genial, wie alles aus *Zschokkes* Feder. Auch sind diese Erinnerungen gesichteter, als z. B. *Goethes* und *Schillers* Briefwechsel. Lebende Freunde des Herausgebers haben an dem ersten Heft nicht Theil genommen.

Den Anfang des ersten Theiles machen des Herausgebers *Ideen über das göttliche All*, in Briefen von Glanwill an Beda, und Beda an Glanwill, ohne irgend eine sichtbare Kette an den wahren Forscher Beda in der Vorzeit. Uns spricht das Fragment, das keine Spur der Schulgelahrtheit an sich trägt, sehr an. Klar und bestimmt sind die dem Laien angebotenen Ideen. Die *erste* Betrachtung sind gegenseitige Verständigungen, die Klage, Werth des gemeinen Verstandes, gemeiner Menschenverstand neben Philosophie, das Werden der Kenntnisse und dann der Erkenntnisse, Unsicherheit der Erfahrung und persönlicher Gewissheit, die Wirklichkeit, Einwürfe gegen die Erklärung der Wirklichkeit; die *zweyte* Betrachtung, Natur und Welt, die Wirklichkeitssphären der Natur, die Uebereinstimmung der Natur und des Geistes, das Unendliche im Endlichen. Dieses Fragment hat 58 Aphorismen, und die Sprache ist so neu, dass wenige Leser den Vf. fassen werden. Weil jedoch das Gegebene ein Fragment ist, so muss man nicht vorlaut urtheilen, aber um die Fortsetzung bitten, um klarer urtheilen zu können, was der Leitfaden des Lebens und des Handelns eines sehr erleuchteten Mannes gewesen seyn soll, der mehr als ein *Weitzel* in seine Zeit eingriff, obschon er weniger davon sprach, und jetzt der Ruhe eines Weisen im Cirkel einer trefflich erzogenen Familie pflegt. — Dann folgen *Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann aus Pernau*, welcher am 3 Jun. 1830 in Naumburg an einer Lungenblutung starb, als Mensch und als Schriftsteller sehr achtungswürdig war, und seine Unabhängigkeit in Glücksgütern als edler Mann nutzte. Sowohl seine eigene Persönlichkeit, als die Menschen, mit denen er in Verbindung stand, geben dieser Biographie ein hohes Interesse. Wie scharf spricht er über Sand, wie richtig ist sein Urtheil über Kotzebue, über Weigel, Stourdza, den Kaiser Alexander, Repnin, Kieser, v. Ammon, über die Excellenz aus Dresden, welche in Paris katholisch wurde, über Hahnemann, welcher J's. Lungenfehler freylich nicht zu heilen vermochte, über Goethe, über den Ritter v. Genz. Eben so interessant sind seine Notizen über den Grafen Gustav v. Schlaberndorf, der hinter der Coulisse so sehr auf seine Zeit wirkte. Die Gesprächsfragmente mit dem Grafen hätten wohl einiger Sichtung bedurft; doch auch hier zieht Vieles an, z. B. was er über Büreaukratie sagt, welche er einen politischen Somnambulismus der Monarchie nennt, wo der Verstand samt allen Sinnen aus dem Kopfe in die Nähe des Magens zum Sonnengeflechte niedersteigt, und jeder Finger hellsehend wird; ferner über den Grafen Herzberg, den er in seiner Leidenschaft, sich selbst zu bewundern, sehr gut beurtheilt, über schwache Regierungen, die jeden Irwisch fürchten, über Weiber und Priester, über die Fürsten Talleyrand und Metternich, über die grossen Begebenheiten und kleinen Menschen, über die Kunst zu lügen, über Rivarol, Ehrlichkeit, Adel, Pressfreyheit, Dogmen, Folgen übertriebener Missgriffe, Saint Simons Stolz und Wahrheit, als er Frankreich den Trommelschläger der Civilisation nannte, Friedrich des Grossen Traum über Russlands Einfluss auf Preussen und dessen Folgen, Christian VII königlicher Wahnsinn, die Hochschule der Weisheit, die wahre, damals keinesweges betrübte Physiognomie von Paris am 10 August 1792 und am 31 Januar 1793, die Geschichte der Regierungswechsel, welche, so lehrreich sie ist, kein einziger Historiker seit Tacitus Zeiten würdig und geistvoll darstellte. Sie fallen weniger auf in den constitutionellen Staaten als in den absoluten Monarchieen, aus der natürlichen Ursache, weil die ersten den Ränken der Höfe weniger als die letzten Spielraum anbieten. Die Regierungen haben nicht immer den Muth, die ihnen erwiesenen, aber ihren Völkern nachtheiligen Dienste zu belohnen. Die öffentliche Vernunft. Der politische Egoismus des Absolutismus hasst Grundsätze. S. weissagte schon 1821 den Bourbonen den Untergang. Der Baron Hompesch, ein

sehr reichhaltiger Artikel eines moralisch-politischen Wildfangs; in den nämlichen Rahmen passen viele Bilder unserer Zeit und derjenigen des Grafen. Der Freyherr v. Trenk, Cüstines Process, mit einem Witzwort der Zuhörer über solchen. Witzige Bemerkung, warum die französische Sprache ihrer Doppelsinnigkeit halber sich für Diplomaten eigne. La Grange, der allen Equipagen seine Thüre verschloss, und dem Manne zu Fuss öffnete. — Als Napoleon den Kaisertitel annahm, sagte sein Freund Cabanis, ein heisser Republikaner: *Un trone, une cour, l'est l'aimant de toutes les ordures.* Die Theophilanthropen. Ehrlichkeitshass des Banquier Emanuel von Haller. Er vertrauete sich aus Grundsätzen im Betrieb seines Geschäfts nur Schelmen, und verlor dadurch 12 Millionen geraubten Guts, starb als Bettler und war doch, was merkwürdig ist, in den Tagen seines Glücks bey Napoleon in Ansehen. Schlaberndorfs Glaubensbekenntniss. Bergasse war der erste, der die Idee der heiligen Allianz anregte, und wirkte durch Fr. v. Krüdener auf den Kaiser Alexander. Urtheile über Begebenheiten. Lafittes Grossmuth gegen einen Pamphletschreiber, der auf ihn 6000 Fr. trassirte. Der geheime Einfluss auf die französische Revolution. Lafayettes Urtheil über Marat, und Fontanes Eitelkeit. Carnot als Gimpel der Royalisten. Mary Wollstonecrofft. Mysticismus. — Aehnliches Interesse haben die Oelsnerschen Mittheilungen, da der 1826 verstorbene Oelsner fähiger als andere war, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben. Es ist Schade, dass er diesen Vorsatz aufgab; aber er hatte die Erfahrung gemacht, dass ihm die Schriften, welchen er seinen Namen vorsetzte, wie seiner *Histoire de l'Islamism etc.*, Verdruss zuzogen, und hatte sehr Recht, nicht weiter eine Bahn zu verfolgen, in welcher er Unannehmlichkeiten erfuhr. Mit Napoleon, den er verachtete, weil er ihn durchschauete, wollte er niemals Berührungen haben; er war übrigens ein feiner Weltmann und ein Menschenfreund, aber überzeugt, dass alle Versuche der Höfe, des Adels, der Priester und der Mystiker gegen die Fortschritte der Vernunft und gegen der Völker höhere Geistesentfaltung vergeblich seyn würden. Er starb 64 Jahre alt in Paris. Folgende Aufsätze schrieb *Jochmann* aus Oelsners Munde nieder. Bonaparte und Napoleon. Die Berner Gesandschaft nach Paris im J. 1798. Der heutige Adel (voll Humor, aber wahr!). Maltebrun, scharf censirt, jedoch treu der Wahrheit. Was Maltebrun schrieb, war nicht seine Ueberzeugung, aber er pflegte zu sagen: *on ne fait fortune qu' avec les brigands.* Er war ein Plagiar, und auf die von ihm Beraubten pflegte er zu schimpfen. Die Polizey. Sieyes, wie solchen die Polizey umgarnte durch Fouché, um ihn zu stürzen und ihn zu einem Schritt für Moreau zu verleiten. Er war, was auch Rec. aus Erfahrung weiss, etwas Geiz abgerechnet, ein wahrer Freund seiner Freunde, denen er in der der Freymaurerey gewidmeten Offenherzigkeit sein freyes Urtheil über Napoleons künftige Schicksale nicht verschloss. Rec. weiss, dass er demselben den Untergang durch Verrath falscher Freunde weissagte; nur irrte er sich darin, dass er ihm die Ermordung durch jene Freunde im Staatsrathe selbst prophezeyte. Ganilh im Solde der Fouchéschen Polizey und Egoist im vollen Sinn. Holland und Pauw. Das gelbe Fieber. Das Römerreich unter Konstantin. Soldatenstand. Elemente der Revolution mit Peyronnets schmutzigem Schattenriss. Selbstbeschauung. Italiäner, Anekdoten. — Erinnerungen an Heinr. Pestalozzi, wie er mit Zschokke bekannt wurde, und Scenen aus dessen Leben, welche diesen berühmten Greis von seiner hellen und Schattenseite schildern. Er vermochte seine praktischen Versuche über das Studium der Jugend niemals ganz, weder auf seinem Landgute Neuenhoff, noch sonst, durchzuführen, und befand sich stets in Geldverlegenheit, um seine Plane ins Leben einzuführen.

Den Schluss machen die Glücksspiele, mit vieler Laune auf die grossen Staatsanleihen angewandt, und die 100 Seifenblasen von *Jochmann*, die besser auf 10 eingeschränkt worden wären. Aehnliches versuchte *v. Rotteck* in den politischen Annalen am Schlusse jedes Hefts, aber auch nicht mit Glück, weil beide Herausgeber ihren Stoff nicht gehörig sichteten.

Der zweyte Theil enthält in 191 Briefen den Briefwechsel des Herausgebers mit dem verstorbenen *Karl v. Bonstetten* seit 1822 mit Erinnerungen aus dem Leben des letzten. Beide Männer hatten gewiss sehr patriotische Absichten bey der Reformation des Schweizerbundes, worin der Herausgeber manche Jahre als Staatsmann, und *Bonstetten* in engerer Sphäre mehr als Literator wirkte. *B.* war immer in der Gunst der Höfe, und als Schriftsteller beliebt, obgleich er über manche Egoismen der berner Patricier und der Bauern der inneren Kantone helle Ansichten hegte. *Zschokke*, der sich ganz vom Staatsdienst zurückgezogen, vertheidigt in diesem Briefwechsel sein Amts- und Privat-Verfahren, er beleuchtet zugleich freymüthig die Politik der Höfe und der Kantone der Schweizer in Beziehung auf das Wohl der Eidgenossenschaft, streut auch manche Blume auf das Grab Verstorbener, eines Pictet, Raoul Larochette, Capo d'Istrias, Pfyffer, oder aus dem Leben wichtiger Reformatoren und Staatsmänner, mit denen die Freunde in irgend eine Beziehung geriethen. Nachdem *Zschokke* lange am Staatsruder ehrenvolle Kämpfe bestanden hatte, widmete er seine Talente dem Kanton Aarau als würdiger Volksvertreter, als Förderer neuer wohlthätiger Anstalten und als ein genialischer Forstmann, bis er alle Staatsdienste aus Betrübniss darüber aufgab, dass seine patriotische Stimme im Zeitalter exaltirter Ideen seltener als vormals Anklang fand. S. 7 finden wir eine vollständige Liste aller Schriften *Bonstettens*, der am 3 Febr. 1832 starb. Beide Correspondenten theilen einen gleichen Widerwillen gegen die Jesuiten, die unbilligen Vertheidiger der Adelsansprüche und der Ewigkeit patricischer Staatsgebäude; ihre hohe Civilisation sucht mehr das Wohl aller Classen als einzelner Privilegirten zu stiften. Uebrigens ist der ehrliche *Bonstetten* von aller persönlichen Eitelkeit keinesweges frey;

seine Briefe beleidigen aber weniger die Mächtigen der Erde, als die Briefe der Freyherren *v. Stein* und *von Gagern*. In dem Briefwechsel, der diesen Band füllt, liegt ein reicher Schatz staatswirthschaftlicher Bemerkungen zweyer Männer, die ihre Zeit wohl besser in ihren Vorzügen und Mängeln kannten, als manche Diplomaten. Am lehrreichsten sind die Briefe für diejenigen, welche die jetzige Bewegung in der Eidgenossenschaft in ihren Quellen und wahrscheinlichen Folgen beobachten, und mit *Zschokkes* Geschichte des Schweizer Volks vergleichen. Wahr ist die Idee Beider, dass die Schweiz mit zwey Millionen Einwohnern besser central als cantonal regiert werden könnte, und dass die innere Uneinigkeit der Unabhängigkeit der Schweizer Republik das Grab gräbt. Gar wichtig sind manche Anekdoten über lebende Grosse, weil sie mit ihren jetzigen Handlungen und Thaten vollkommen übereinstimmen, und in welchen Schatten sind dadurch manche neuere französische Pamphletisten gestellt! Genialer ist *Zschokke*; *Bonstetten* mehr Weltmann. Wie lebendig ist *Z.* Lob patriotischer Thaten, während der Weltmann *B.* schon mit einigen schönen Worten zufrieden ist, und noch als Achtziger den schöngeistigen Weibern Weihrauch streut. Wie im Panorama führt uns die Kritik die wichtigsten Tagesschriften vor, welche die Zeit verfinsterten, oder erleuchteten; dabey die Politik manches Gefeierten, wie *Canning's* S. 130, oder des Herzogs von Hamilton S. 136. Anziehend ist die Begegnung *Zschokkes* und der jungen Baiern auf dem Kulm S. 140, der Spott über Alexander S. 143 u. s. w. Welche Schwächen legen die Schweizer Cantonalregierungen zu Tage! Das Urtheil über Chateaubriand wird jeder Deutsche billigen. Dem Vater *Zschokke* wird keiner S. 94 verdenken, dass er seinen wohlgerathenen Emil nicht als möglichen Sittenverbesserer eines eventuellen Thronerben Preis geben wollte. Mit Wonne lieset man *Bs.* frohe Hoffnungen von einem thätigeren Leben jenseits des Grabes; erquicklich ist der Jugendsinn eines ernsten Greises, der seine Vorurtheile immer mehr abstreifte, an keinem, wie der Restaurator *Haller*, festhält, und die Schändlichkeiten der Landvogteyherrschaft und ihre Processfabriken in den Schweizer Unterthanenlanden aufdeckt. Er lehrt S. 144, wie Nord-Amerika das Vaterland thätiger Menschen und die Hölle des Müssigganges ist, wirst helle Blicke in die russische Tagesgeschichte S. 152, 195, 205, 317, desgleichen in die von Sardinien S. 158, von Island S. 162, Schweden S. 167. Noch führen wir an: Pitts Freundschaft S. 175; die Concordatsberathung in Aarau S. 184; *Zschokkes* Reisebemerkungen S. 199, dergleichen *Bonstettens* S. 201; die Schweizer Pressfreyheit S. 220; Verfolgung Monnards S. 242; die Politik der englischen ostindischen Handelsgesellschaft S. 266; Kritik der Julitage des J. 1830 S. 268; Decandolles Rath zur Reform der Burschenschaft in Lausanne S. 279; Selbstständigkeit der Waadländer und ihre guten Folgen S. 283; die Negatifs in Genf; die Sünden im römischen Karneval S. 292.

Auch der dritte Theil ist voll Interesse für die Leser; besonders lehrreich ist No. 1, *Deutschlands Gegensätze*, worin das sogenannte Nationalfest zu Hambach, die Beschlüsse des Bundestages vom 28 Junius 1832, ferner die wegen der Presse gründlich beleuchtet werden. Ungeachtet die Gegensätze durch schroffes Ankämpfen gesteigert werden, und dieses Kämpfen gewiss nicht gefahrlos ist: so hofft doch der kundige Vf., dass sie alles Feindselige und Beunruhigende verlieren, und in einem erfolgreichen Protestantismus des Rechts gegen Unrecht, der Gesetzlichkeit gegen Willkühr, des Lichts gegen Finsterniss sich auflösen werden. No. 2 *die Erinnerungen an Aloys Reding* vom *Herausgeber* werfen viel Licht auf die Schweizer Geschichte der neuesten Tage, so zufällig auch der patriotische Verf. die Thatsachen an manche sehr gehaltreiche Winke für die Zukunft der Schweiz zu knüpfen scheint. No. 3, die *Gedanken auf den Trümmern des alten Roms*, haben auf neuere Ereignisse eine klare Anwendung. No. 4 aus des verstorbenen *Jochmann Reiseblättern aus England und Frankreich* mit manchen Anekdoten und Bemerkungen, die kein anderer Reisender uns darbot. No. 5 *Geist des 18ten Jahrhunderts*, dessen Schluss die Freyheit der Presse bildet. No. 6. Noch *einige Seifenblasen* von *Jochmann*. No. 27 *Englands Freyheit* mit der wahren Bemerkung am Schlusse, dass der Zufall sehr grossen und die Einsicht der Urheber der englischen Verfassung den geringsten Antheil an den gepriesensten Erfindungen der Staatskunst zu haben pflege.

R.

Leipzig, in Brüggemanns Verlagsexpedition: *Friedrich des Grossen Gedanken über Staat, Kirche, Fürsten und Volk.* Aus seinen Schriften gezogen und zusammengestellt von *Demophilos.* 1833. 132 S. 8. (16 gr.)

Auszüge aus den Schriften grosser Männer haben nur dann einen Werth, wenn sie zu einem bestimmten Zwecke planmäsig unternommen und systematisch durchgeführt sind. Die bekannten „Geist aus Jean Paul, Herder, Goethe" u. s. w. sind dagegen von diesen grossen Dichtern nur als ein Ungeist und folglich als ein Unding anerkannt worden. — Vorliegende Sammlung geht indess von einem anderen Gesichtspuncte aus; sie scheint in den Brand des politischen fortglimmenden Feuers einige Tropfen, hergeholt aus dem Schranke eines weiland grossen Heilkünstlers, giessen zu wollen, ob zur Anfachung oder zur Löschung der Glut, möchte wohl schwer zu bestimmen seyn, und hängt je von subjectiver Auffassung ab. Für welche Lehre und Maxime liessen sich nicht aus Friedrichs Schriften, nach den verschiedenen Epochen seines Lebens, Sprüche auffinden, zumal wenn sie aus dem Zusammenhange herausgerissen sind! — Jedenfalls ist es indess nicht unzweckmäsig, unserer im Fluge dahin eilenden und im Fluge nur Alles haschenden Zeit einige Sentenzen Friedrichs wieder vorzuführen, da die Werke des grossen Mannes fast im Staube der Biblio-

theken vergessen, auch an und für sich für die jetzige Generation zu weitschichtig sind. Auch in diesen abgerissenen Sprüchen erscheint überall seine grossartige Gesinnung, überall ist er Träger der Ideen seiner Zeit, oder eilt derselben voran mit der Fackel seines die Finsterniss bannenden Geistes. Welche edlen durch Erfahrung bewährten Grundsätze sprechen sich auch in diesen wenigen Blättern aus! — Welche Milde in seinen Ansichten über die Menschheit! — „Man muss, sagte er, die guten Handlungen üben, das Verdienst belohnen, die schlechten milder bestrafen, als sie es verdienen, muss Nachsicht mit ihren Schwächen und *Liebe* zu Allen haben, und in dieser Weise handeln.“ Das sagt der scharfe Satiriker, der von vielen Zeitgenossen verleumdete und Despot gescholtene König! — Welche Lehren stellt er hier für die Fürsten auf, und wie sehr weiss der strenge Selbstherrscher, der unumschränkte Gebieter, den Geist der Zeit und die Macht desselben zu würdigen, wenn er den Fürsten sagt, dass sie das Wesen der Dinge nie ändern können, dass sie zu der vorherrschenden Farbe des Gemäldes nur eine vorübergehende Nüance fügen; ja, Friedrich der Grosse äussert hier Grundsätze, welche unsere heutigen Ultrarojalisten und Stockaristokraten für demagogisch oder revolutionär verschreyen würden, dass nämlich die Erhebung, auf welche die Fürsten so stolz seyen, nur das Werk der Völker sey, dass die Tausende, welche den Fürsten untergeben seyen, sich nicht zu Sclaven eines einzigen Menschen gemacht hätten, um ihn desto furchtbarer und mächtiger zu machen, dass sie nicht einem Bürger unterworfen seyen, um die Märtyrer seiner Launen und das Spielzeug seiner Phantasieen zu seyn u. s. w. Eben so möchte wohl vielen politischen Zeloten heutigen Tages die Aeusserung Friedrichs zu freysinnig seyn, dass jeder brave Mann sein Verwandter sey, und er einen anderen nicht anerkenne, dass er diejenigen seiner Verwandten opfere, welche es nicht zu seyn verdienten u. s. w. — Aber auf der anderen Seite würden die gallischen Volkssouveränitätsprediger auch in Friedrich nicht ihren Mann finden; denn er meint, wenn die unzufriedenen Unterthanen das Recht haben müssten, ihre Souveräne abzusetzen, so müssten dieselben auch, was ihm unmöglich scheine, wann sie zu Richtern ihrer Herren erhoben würden, weise und billig seyn u. s. w. — Wenn demnach in diesen Auszügen manche gute politische Lehre den Lesern dargeboten wird, und diess Büchelchen das Andenken Friedrichs wieder mit auffrischen kann (auch eine neue Gesammtausgabe seiner Werke in *einem* Bande wird ja bearbeitet —): so hätten doch Friedrichs Ansichten über Religion und Kirche wegbleiben sollen, da dieselben durchaus nicht mehr zeitgemäss und nur ein Ausdruck jener trostlosen ungläubigen Zeit sind; wie sehr sich auch Hr. *Preuss* neuerdings abgemüht hat, Friedrichs Religiosität aus seinen Werken zu demonstriren. — Friedrich hing allerdings einer Religion an, aber einer Naturreligion, nicht der christlichen.

A. Schr.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Reutlingen*, b. Enslin: *Fragen zur Erklärung der sonntäglichen Evangelien* (,) als Hülfsbuch des Religionsunterrichts, bearbeitet von *J. B. Niethammer*, Pfarrer in Eningen und Achalm. 1833. II u. 175 S. kl. 8. (8 gr.)

Im Vorworte sagt der Vf.: „Die Fragenreihen, wovon zuerst im *Bahnmaierschen* Correspondenz-Blatt Proben gegeben wurden, welche häufige Nachfrage veranlassten, erscheinen hier vermehrt nebst dem gleichfalls hiezu bearbeiteten zweyten Jahrgang der evangelischen Perikopen.“ Er glaubt, dieser Methode vor der bloss erklärenden Behandlung und vor dem Aufschreiben der sonntäglichen Predigt den Vorzug geben zu dürfen. Die Fragen werden am Samstag dictirt, und wenn sie erklärt sind, werden die Antworten von den Schülern ausgefertigt, und in Heften rein geschrieben dem Lehrer geliefert. Absicht und Plan des Verf., diese Art Religionsunterricht zu ertheilen, sowie die fleissige Bearbeitung des Textes, und der reiche Vorrath von Materialien verdienen Anerkennung. Wenn Geistliche und Schullehrer sich wohl vorbereiten, so mögen sie allerdings auch auf diesem Wege segensvoll wirken. Sehr zweckmässig ist es, dass statt der Antwort grossentheils nur eine Bibelstelle angeführt ist. Junge Leute werden auf diese Art mit der Schrift vertrauter, und lernen um so mehr die Religions-Wahrheiten aus ihr abzuleiten. Einige Fragen jedoch sind offenbar zu hoch gehalten, und hätten besonders in Rücksicht solcher Schullehrer, die noch — wie es leider häufig der Fall ist — auf einer niederen Stufe der Geistesbildung stehen, einer kurzen Erklärung oder Beantwortung bedurft. Wir rechnen dazu S. 3 die Frage: Warum auch das Evangelium Jesu zu den Beweisen seiner göttlichen Sendung gehöre? S. 38 sollte auf die Einwendung, deren Erwähnung geschieht: Gott müsste den Weltlauf stören, und seine Beschlüsse abändern, wenn er auf eines Jeden Bitte achten wollte — die Antwort beygesetzt seyn. Doch wir können hier nicht ins Einzelne gehen. Wir bemerken nur noch: die Methode, welche S. 122 der Vf. in Einem Falle befolgt, und welche darin besteht, dass man aus einem evangelischen Texte mehrere Wahrheiten ableitet, die Kinder diese Sätze mit dem Evangelium vergleichen und darin nachweisen lässt, ist nach unserer Ansicht sehr lobenswerth. Druck und Papier eignen sich für eine Schrift dieser Art.

a a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

HOMILETIK.

Stuttgart, b. Löfflund und Sohn: *Andeutungen zu Vorträgen über die in Würtemberg neu eingeführten Evangelien an Sonn-, Fest- und Feyer-Tagen*, von *Carl Friedrich Dietzsch*, Dekan und Stiftsprediger in Oehringen. Ersten Bandes 1stes und 2tes Heft. 1833. IV u. 363 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. ist in der homiletischen Literatur schon bekannt genug, als dass über die Art und Weise, wie er die Texte behandelt, vieles gesprochen werden müsste. Hat man auch Manches tadeln wollen, so ist doch gewiss, dass er den Text praktisch und erbaulich anzuwenden versteht. Er findet oft mehr in dem einfachen Bibelworte, als mancher andere Homilet, und kommt bey seiner Textbenutzung und Erklärung oft auf recht originelle, immer aber praktische Sätze. Zeuge davon ist auch vorliegende Schrift. Der Vorrede nach sind die Texte, welche er hier behandelt, schon der zweyte Jahrgang neuer Evangelien in den evangelischen Kirchen Würtembergs. Demnach ist auch dort der Perikopenzwang verschwunden, was gewiss ein Fortschritt zum Besseren ist. Wie manches herrliche Wort der Bibel bleibt ungenutzt liegen, wenn, Jahr aus Jahr ein, über die alten, zum Theil nicht sonderlich gewählten Perikopen gepredigt werden muss! Mit dieser Bemerkung wollen wir die alten Evangelien durchaus nicht ganz verdrängt wissen, sondern wir billigen in dieser Hinsicht ganz die Einrichtung im Grosherzogthume Weimar, nach welcher drey Jahrgänge neuer Evangelien stets mit den alten Evangelien regelmäsig abwechseln, so dass alle vier Jahre, mit Ausnahme nur weniger Evangelien, die mit zweckmäsigeren vertauscht sind, über die sämmtlichen alten Evangelien gepredigt wird. Damit jedoch auch in den Jahren, in welchen über die neu gewählten Texte gesprochen wird, die alten, dem Volke lieb gewordenen Evangelien im Andenken bleiben, werden sie wenigstens am Altare verlesen.

Hr. *D.* glaubt, diese Andeutungen zu Vorträgen dadurch zweckmäsig eingerichtet zu haben, dass er jede evangelische Perikope frey übersetzte, in homiletischer Hinsicht kurz erläuterte, sodann die Themen, auf welche der Text führt, mit häufigen Winken zu ihrer Ausführung angab und jedesmal, am Schlusse, drey ziemlich ausführliche Entwürfe anhing. Auf diese Weise hofft er, sowohl diejenigen seiner Amtsbrüder, welche blos Ideen verlangen, als auch die, welche zugleich nach Dispositionen sich umsehen, berücksichtigt zu haben. Das Ganze über die Evangelien wird 6 Hefte von gleicher Bogenstärke füllen, von denen je drey einen Band ausmachen. Diese beiden ersten Hefte gehen vom ersten Adventsonntage bis zum zweyten Osterfeyertage. — Wir können hier, bey Beurtheilung dieses Werkes, nicht über alle Entwürfe und Themata sprechen, sondern beschränken uns nur auf Einiges. — Am 1sten Adventsonnt. ist der zum Anfange eines neuen Kirchenjahres passende Text Luc. 17, 20—25. Der Vf. giebt bey dieser Gelegenheit unter vielen anderen das Thema: Wie lehrreich der grosse Unterschied, welcher zwischen dem Reiche Christi und irdischen Reichen Statt findet, für uns, besonders beym Eintritte in ein neues Kirchenjahr, sey. Dieses schon von Vielen behandelte Thema hat die bekannte Eintheilung: das Reich Christi unterscheidet sich von irdischen Reichen 1) durch sein Oberhaupt, 2) durch seine Zwecke, 3) seinen Umfang und 4) seine Dauer. Da, nach dieser Eintheilung, nur von dem grossen Unterschiede des Reiches Christi und den irdischen Reichen die Rede ist, so würden wir auch das Thema so gestellt haben: Der grosse Unterschied, welcher zwischen dem Reiche Christi und irdischen Reichen Statt findet. Das Lehrreiche, das darin liegt, würde sich dann von selbst ergeben haben. — Wir finden ferner bey diesem Texte das Thema: Wozu uns der stille, geräuschlose Gang, welchen die Einführung des Christenthums nahm, ermuntern müsse. — Wir würden hier nicht die synonymen Wörter: *still* und *geräuschlos* neben einander gesetzt haben. — Am 2 Adventsonnt. Luc. 12, 35—40. Als originell und dennoch ächt praktisch bezeichnen wir Hauptsätze, wie folgende: „Dass das Gefühl unserer gänzlichen Abhängigkeit von Gott die Grundlage einer weisen Vorbereitung auf unser Ende sey.“ — „Dass unsere Thätigkeit für das Gute nur um so mehr sich verdoppeln müsse, je längere Zeit uns Gott zu derselben vergönnt.“ — „Wie höchst unwürdig eines Christen es sey, sein ewiges Wohl oder Wehe dem Zufalle zu überlassen. — 3 Adv. Marc. 1, 4—8. Hier unter anderen das

nicht gewöhnliche Thema: „Wozu uns der Anblick solcher Menschen, an welchen eine unleugbar strenge Tugend sichtbar ist, verbinde." — Am Sonnt. nach dem Neuen Jahre: Joh. 12, 44—50. Das Thema, welches der Vf. S. 96 angiebt, und welchem er einen erweiterten Entwurf beyfügt, ist etwas unklar, oder doch nicht deutlich genug. Es heisst: Wie sich das Werk unseres Herrn darstelle, wenn wir seine Zusage: „ich bin kommen, dass ich die Welt selig mache," mit der Erfüllung, in die sie gegangen, vergleichen. Wir würden statt: mit der Erfüllung, in die sie gegangen, lieber gesagt haben: mit ihrer Erfüllung, oder: mit der Erfüllung dieses Wortes. Auch ist das Thema zu lang, zu wenig behältlich für die Zuhörer, ein Fehler, den wir überhaupt bey mehreren Themen des Vfs. zu rügen haben. So giebt er über Luc. 6, 6—10 (am Sonnt. Septuag.) folgenden Hauptsatz an: „Worin der rechte Gebrauch bestehe, den wir als Christen von den freyeren Grundsätzen zu machen haben, die uns, in Vergleich mit dem Judenthume, bey unserer Sonntagsfeyer leiten." Auch dieses Thema ist zu wortreich und hätte leicht anders und kürzer ausgedrückt werden können. Der Zuhörer muss durchaus wissen, wovon eigentlich die Rede seyn soll, weil er sonst die ganze Predigt nicht recht versteht und nicht weiss, was er, dem Thema nach, das er nicht behalten kann, zu erwarten hat. — Ueber das Ev. Matth. 16, 21—23 giebt der Vf. S. 209 unter anderen das zweckmässig gewählte Thema: „Von dem Verhältnisse, in welchem die Vorsehung Gottes und die Freyheit des Menschen mit einander stehen." Ein äusserst schwieriges Thema, das, besonders in einer Landgemeinde, sehr schwer zu behandeln und noch schwerer recht deutlich zu machen ist. Er sagt Theil 1: „Die göttliche Vorsehung schliesst die menschliche Freyheit nicht aus," und giebt als Grund b) an, „weil ein eigentliches Vorherwissen in Gott nicht Statt findet." Was will Hr. *D.* damit sagen? Wir behaupten: Allerdings findet in Gott ein eigentliches Vorherwissen Statt! Wer wollte das leugnen, ohne an Gottes Allwissenheit, die sich sowohl auf die Zukunft als auf die Gegenwart und Vergangenheit erstreckt, zu zweifeln? Wir können diesen Ausspruch des Vfs. durchaus nicht mit seiner sonstigen supranaturalistischen Denkart vereinigen. Uebrigens schliesst ja auch das Vorherwissen Gottes nicht die menschliche Freyheit aus. Man kann immer annehmen, dass Gott alles Künftige wisse, und dennoch mit Recht behaupten, wie es die Erfahrung bestätigt, dass der Mensch frey ist. Vorher *wissen* und Vorher*bestimmen* ist ein grosser Unterschied. Wie vorsichtig muss man aber mit solchen Behauptungen im Volksunterrichte seyn! Wie kann man hier durch eine einzige Bemerkung mehr schaden, als man durch viele Predigten wieder gut machen kann! — Ueber Matth. 16, 21—25 giebt Hr. *D.* das Thema: „Betrachtung über die Geistesgrösse, mit welcher unser Herr seinem Tode entgegenging." Diese Geistesgrösse bestand 1) in der freywilligen Uebernahme seines Todes; 2) in dem Glauben, der diesen Tod als höhere Bestimmung betrachtete." Wir haben indessen die Ansicht, dass, eben weil Jesus seinen Tod als höhere Bestimmung ansah, er diesen freywillig übernahm. Theil 2 ist daher nur der Grund von Theil 1. — Ueber denselben Text hat der Vf. das Thema: „Wie lehrreich die Art sey, auf welche unser Herr die Bitte: seiner zu schonen, verwarf." Die Art nämlich u. s. w. ertheilt uns folgende Lehren: 1) „Lerne die Versuchungen zur Sünde auch in gefälliger Gestalt entdecken, 2) wir müssen die Versuchung möglichst abkürzen" u. s. w. Hier tadeln wir, dass Theil 1 in der zweyten Person spricht (lerne!); Theil 2 aber und die übrigen Theile in der ersten Person der Mehrzahl (wir müssen!). Spricht aber der erste Theil in der zweyten Person, so müsste diess bey allen übrigen Theilen der Fall seyn. — Ueber Joh. 2, 13—22 giebt Hr. *D.* das Thema: „dass es noch immer nicht an Entheiligungen der Gotteshäuser fehle, welche der Herr, wenn er unter uns aufträte, mit züchtigendem Ernste strafen würde." Der Vf. rechnet aber zu denen, die die Kirche entheiligen, auch diejenigen, welche dieselbe vernachlässigen. Allein, man kann von Keinem, der die Kirche selten oder nicht besucht, sagen, er entheilige das Gotteshaus. Das Entheiligen drückt allemal den unrechten Gebrauch einer Sache aus, aber nie den Nichtgebrauch. — Ueber denselben Text liesse sich übrigens auch sprechen: von dem gerechten Unmuthe, der oft selbst die besseren Menschen befällt. Der Text leitet ganz ungesucht auf diesen Hauptsatz hin. — Am Osterfeste hat der Vf. viele passende, ansprechende Themata angegeben. Z. B. Wie viel darauf ankomme, dass wir unser Leben als einen Weg zum Grabe betrachten. Ferner: Wie sich die Gräber unserer Vollendeten im Lichte der Auferstehung Jesu darstellen. — Ueber die Hoffnung, dass auch wir einst unseren Herrn sehen werden. — Warum der Glaube an Unsterblichkeit bey dem Tode der Unsrigen für unsere Beruhigung gemeiniglich so unwirksam sey. — Unpassend jedoch am Osterfeste finden wir das Thema S. 351: „Warnung vor dem Misstrauen, welches der Unglückliche gegen Andere zu fassen pflegt." An jedem christlichen Feste dürfen nur solche Themata behandelt werden, die in directer Beziehung auf das Fest stehen. Allgemeine Themata, die an jedem anderen Sonntage besprochen werden können, sollten an einem Festtage nie besprochen werden.

Abgesehen von diesen Ausstellungen, können wir diess Werk mit vollem Rechte als ein gelungenes empfehlen. Die homiletischen Erläuterungen der neuen Evangelien sind sehr zweckmässig, und eine Menge Themata geben Stoff genug zu weiterer Ausführung. In dem Ganzen findet sich nichts Ge-

künſteltes, ſondern das Einfache und rein Praktiſche, das ja doch immer die Hauptſache bleibt.

Druck und Papier ſind gut.

R. K. A.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Freiburg im Breisgau, in d. Herderſchen Kunſt- und Buch-Handlung: *Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanſtalten.* Von Dr. *J. N. Müller,* Dompräbendar an der Metropolitankirche zu Freiburg, mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitgliede. Erſter Theil. Erzählungen aus dem Leben verirrter, unglücklicher Menſchen. 1833. X u. 344 S. Zweyter Theil. 296 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Lorenz oder die Gefangenen.* Ein Leſebuch für Gefangene in Strafanſtalten. Eine von dem Vereine für Beſſerung der Gefangenen in Paris gekrönte Preisſchrift. Aus dem Franzöſiſchen von *Müller.* 1833. IV u. 147 S. 8. (12 gr.)

Schriften dieſer Art ſind ein eben ſo wichtiges Bedürfniſs, als ihre Abfaſſung nicht geringer Schwierigkeit unterworfen iſt. Bedenkt man nämlich, welch eine edle Verpflichtung es genannt werden muſs, ſich der leidenden Menſchheit, der gefallenen Unglücklichen auf alle Weiſe anzunehmen, insbeſondere aber durch Mittheilung religiöſer Wahrheiten auf ihr Herz und Beſſerung zu wirken: ſo iſt jeder Verſuch in dieſem beynahe noch unbearbeiteten Felde der Erbauungsſchriften um ſo dankenswerther, je mehr ſich darin ein unverkennbares Streben theilnehmender Menſchenliebe zur Abhülfe des menſchlichen Elends offenbart. In der That gebührt dem Vf. von No. 1 das Lob, daſs er mit Umſicht und Nachdenken bey Abfaſſung vorliegender Schrift verfahren iſt, und den rechten Weg, nämlich den hiſtoriſchen, zur Erreichung ſeiner Abſicht eingeſchlagen hat. Nach einer Einleitung (1—37), worin von der weiſen Einrichtung der Welt, dem Menſchen und deſſen Beſtimmung, ſeiner Erhabenheit wie ſeiner Erniedrigung, auf eine lebendige und eindringende Weiſe, mit glücklicher Benutzung von Bibelſprüchen, geredet wird, folgen in der erſten Abtheilung: *Erzählungen aus dem Leben verirrter, tiefgefallener Menſchen.* Dieſe ſind mit kurzen und paſſenden Einleitungen verſehen und in einer oft erſchütternden Sprache bearbeitet. Auch ſind ſie mit beſonderer Rückſicht auf die verſchiedenen Zuſtände der Gefangenen ausgewählt. So führt die 1ſte Rubrik, welche 4 Erzählungen umfaſst, die Ueberſchrift: Leichtſinn und böſe Geſellſchaft führen zum Verderben. 2. Es iſt kein Segen bey ungerechtem Gut und Verbrechen (8). 3. Der allmächtige Gott vereitelt die Anſchläge der Gottloſen (4). 4. Die weiſe göttliche Vorſehung entdeckt begangene Verbrechen, oder Nichts bleibt verborgen (15). 5. Das Gewiſſen, der mächtige innere Richter (10). 6. Gott iſt der gerechte Beſtrafer des Böſen (12). 7. Ohne Bekenntniſs der Vergehen und Gutmachen des zugefügten Böſen iſt keine Vergebung vor Gott (8). 8. Der Sünder, welcher ſich bekehrt und Buſse thut, findet Gnade vor Gott und Verzeihung bey den Menſchen (8). Man ſieht, wie reichhaltig der Inhalt iſt, und wie ſich bey der Vielſeitigkeit der Erzählung die Hoffnung einer günſtigen Einwirkung auf die Gemüther der Gefangenen vermehrt.

Der zweyte Theil zerfällt in *Betrachtungen* und *Gebete.* Erſte, die mit Selbſtbetrachtungen über verſchiedene, auf die beſondere Lage des Gefangenen ſich beziehende Gegenſtände mit angehängten Bibelſprüchen abwechſeln, ſind in drey Abſchnitten mit 32 Betrachtungen enthalten. Ihre Beſchaffenheit bezeichnen die Ueberſchriften: Am Tage der Ankunft im Gefängniſſe — Warum kam ich ins Gefängniſs? Die Würde des Menſchen. Die Heiligkeit Gottes. Die Würde des Chriſten. Die Sünde, das gröſste Uebel. Von dem Werthe des Lebens. Der Tod und das Gericht. Was muſs ich thun, daſs ich ſelig werde? Von der Reue. Von der Nothwendigkeit einer wahren Buſse. Vom Rückfalle in die Sünde u. ſ. w. Die zweyte Abtheilung enthält: *Gebete.* Der erſte Abſchnitt: Allgemeine Gebete, am Morgen, vor und nach der Arbeit, vor und nach der chriſtlichen Lehre, am Abend eines Tages, einer Woche — gut und erwecklich abgefaſst. Beſondere Gebete, worin einzelne, vorzüglich ſpecielle Materien behandelt ſind. Dritter Abſchnitt: Gebete an Feſttagen und bey beſonderen Veranlaſſungen. Anhang. Beſondere Gebete für katholiſche Gefangene. Der zweyte Abſchnitt hätte vielleicht noch mit mehreren Morgen- und Abend-Gebeten vermehrt werden können. Sonſt wird nicht leicht etwas Weſentliches vermiſst. Die Darſtellung iſt, wie ſie es ſeyn muſste, lebendig und ergreifend. Druck und Papier dieſer, alles Beyfalls würdigen Schrift ſind gut.

No. 2 ſteht mit No. 1 in einer wechſelwirkenden Verbindung. Da nämlich nichts wünſchenswerther iſt, als daſs jeder Sträfling zur Erkenntniſs komme, und daſs die moraliſche Wohlfahrt eines jeden, wo möglich, gerettet werde, ſo bedurfte es immer noch einer Schrift, worin die Bedürfniſſe deſſelben beſonders berückſichtiget ſind. Vorliegende zeigt in Geſprächsform und einfacher Erzählung den Gefangenen die Wohlthat einer gut eingerichteten Strafanſtalt, begegnet ihren Vorurtheilen und Einreden, bezeichnet ihnen die Nothwendigkeit der Rückkehr zum Guten und einer wahren Beſſerung und deren Folgen für Zeit und Ewigkeit, ſowie den ſchrecklichen Fluch und das ſchauderhafte Ende der Unbuſsfertigkeit und Verſtockung, und ſucht auf dieſe Weiſe das Gemüth der Gefangenen anzuſprechen, ſie für das Beſſere zu gewinnen und zu einem frommen, nützlichen Leben anzuregen.

Der Ueberſetzer, welcher dieſe inhaltsreiche

Preisſchrift durch Freundes Hand erhielt, verdient Dank, daſs er ſie auf deutſchen Boden verpflanzt hat. Wir wünſchen, daſs alle Regierungen, Vorſteher und Lehrer derſelben ihre Aufmerkſamkeit ſchenken mögen, um das Schickſal unglücklicher Sträflinge zu erleichtern. Belohnend aber wäre für Rec. der Gedanke, durch dieſe Anzeige etwas dazu beygetragen zu haben.

D. R.

STUTTGART, b. Munder: *Chriſtliche Troſtbibel.* Eine möglichſt vollſtändige, geordnete Sammlung aller Troſtesworte der heiligen Schrift. Von *Heinrich Chriſtlieb*, evangeliſchem Pfarrer zu Birkenfeld in Würtemberg. 1833. VII u. 304 S. kl. 8. (8 gr.)

„Allen Erdenwanderern, ſagt der Eingang, die mühſelig und beladen nach dem Troſt und Frieden verlangen, den die Welt nicht geben kann, ſey dieſes Buch gewidmet. Es ſoll ſie zur Quelle alles Troſtes, zu Gott und ſeinem Worte leiten, ſoll ihnen ihre Bibel bekannt, werth, unentbehrlich, ihren Gott zum liebſten, vertrauteſten Freunde machen." — Der Vf. bemerkt, vor 7 Jahren habe er in langer, ſchwerer Krankheit dieſe Troſtworte auszuzeichnen begonnen, und ſie hätten ihn in mancher dunkeln Stunde erheitert und erhoben.

Inhalt. Chriſtliches Bittgebet in dem Leiden. I. *Tröſtungen im Allgemeinen* für alle und jede Bekümmerte. Troſtreden. Troſtgeſchichten. II. *Tröſtungen in beſonderen Leiden.* 1. In gemeinſchaftlichen Leiden ganzer Länder, Gegenden, Ortſchaften. a. Tröſtungen insgemein. b. Tröſtungen in beſtimmten gemeinſchaftlichen Leiden. aa. In gemeinſchaftlichen geiſtlichen Leiden. bb. In gemeinſchaftlichen leiblichen Leiden. Im Kriege. In bürgerlichen Unruhen. In Theuerung. In Seuchen. In Waſſersnoth. In Feuersnoth. 2. In Leiden einzelner Menſchen. a. Tröſtungen in geiſtlichen Leiden einzelner Menſchen. In Schwachheit. In Sünde. b. Tröſtungen in leiblichen Leiden einzelner Menſchen. In Armuth. In Niedrigkeit. In Mühe. In Sorge um die Seinen. In Einſamkeit. In Kränkungen. In Gefahren. In Krankheit. Im Tode. Chriſtliches Dankgebet nach dem Leiden. Wir haben hier nur das Weſentliche des Inhalts angegeben.

Wenn gleich mehrere Schriften der Art, namentlich von *Lavater* und Anderen, vorhanden ſind: ſo findet doch auch dieſe Schrift im praktiſchen Fache der Theologie eine Stelle. Die Eintheilung iſt im Ganzen umfaſſend und zweckmäſsig. Einige Wünſche können wir jedoch nicht bergen. Sehr paſſend wäre es geweſen, wenn der Vf. zur leichteren Ueberſicht und zu bequemerem Gebrauche gewiſſe leitende, ganz kurze Sätze aufgeſtellt, und zum Beweis für ſie die bibliſchen Stellen aufgeführt hätte; z. B.: Begriff von Trübſal. Gott ſendet ſie zu. Er hat dabey weiſe und heilige Abſichten u. ſ. w. Ebenſo wäre zu wünſchen, daſs einige dunkele Ausdrücke, welche ſich nur aus dem Grundtexte erklären laſſen, nur mit Einem oder wenigen Worten erklärt worden wären, z. B. S. 93 in der Stelle Jeſai. 40, 2 das Wort: „Ritterſchaft"; S. 106: „Gott hat Alles *beſchloſſen* unter den Unglauben" Röm. 11, 32; S. 164 in der Stelle Pſ. 18, 33 das Wort: „Wandel." — S. 6 hätte die dunkele Stelle Marc. 9, 49: „Es muſs Alles mit Feuer" u. ſ. f. nicht gebraucht werden ſollen. — Der Vf. führt ferner Stellen an, deren Erklärung noch ſehr zweifelhaft iſt, z. B. S. 295 Hiob 19, 25 u. ſ. f.: „Ich weiſs, daſs mein Erlöſer lebt" u. ſ. f. Hiegegen läſst ſich nun im Ganzen Nichts einwenden, in ſofern die Erklärung vom Weltheilande und der künftigen Auferſtehung auf keinen Fall ſich ganz beſeitigen läſst, ſelbſt wenn man annehmen will, es ſey hier nur eine dunkle Ahnung, ein Wunſch ausgeſprochen, oder Hiob habe hier nur die Prämiſſen zu der Lehre von der Unſterblichkeit gehabt. Jedoch Stellen, welche entſchieden unrichtig überſetzt ſind, mögen ſie auch an und für ſich einen guten Sinn geben, oder welche von etwas ganz Anderem handeln, ſollten nicht gebraucht werden; z. B. S. 159 die Stelle Eph. 5, 14, nach der anerkannt falſchen Ueberſetzung: „Chriſtum lieb haben, iſt viel beſſer, denn Alles wiſſen." So verhält es ſich auch mit der S. 297 angeführten Stelle Jeſai. 26, 19, in welcher, wie allgemein angenommen wird, bloſs das Glück des wieder auflebenden Staats beſchrieben wird, und wo der Sinn nur dieſer iſt: Gott kann, Gott wird die Nation aus dem Todesſchlummer wieder erwecken. Freylich iſt hier ein Bild von der Auferſtehung der Todten entlehnt, und dieſe Lehre muſs daher auch damals bekannt geweſen ſeyn. Aber dieſe Lehre ſelbſt wird in dieſer Stelle nicht vorgetragen; erklärt man ſie jedoch ſo, ſo trägt man dadurch zu unrichtigem Verſtändniſs der Schrift bey. Zum Glück aber bedarf man gerade dieſer Stelle zum Beweiſe der Auferſtehung oder Ewigkeit gar nicht. Dieſelbe Bewandniſs hat es mit der Stelle Ezech. 37, 1—14, welche S. 298 gebraucht wird; ſie hat denſelben Sinn, wie die kurz zuvor erwähnte.

Die äuſsere Ausſtattung dieſer empfehlungswerthen Schrift empfiehlt ſich, namentlich wegen des groſsen, deutlichen Drucks.

λλ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kollmann: *Seelenlehre für Kinder, deren Freunde und Lehrer,* von *August Siebeck,* Vorsteher einer concess. Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1833. VI u. 440 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn der Vf. in der Vorrede die Seelenlehre für Kinder anziehend, wichtig und unentbehrlich nennt, so stimmen wir ihm darin vollkomen bey, und sind mit ihm überzeugt, dass nicht leicht ein Zweig der Wissenschaften mehr dazu dienen kann, den Verstand und das Herz der Kinder zu bilden, ihren Geist auf das Höhere und Göttliche zu richten, und dadurch den Unterricht in der Religions- und Sitten-Lehre vorzubereiten und zu stützen. Deshalb darf auch der Unterricht in der Seelenlehre in keiner wohlgeordneten Lehranstalt fehlen. Derselbe wird aber, unseres Bedünkens, am zweckmäsigsten ertheilt, wenn sich in den Händen der Schüler nur ein kurzer Leitfaden befindet, der zur Vorbereitung auf die Lectionen und Wiederholung des Vorgetragenen dienen kann, die genauere Ausführung und Erklärung der einzelnen Puncte aber dem Lehrer überlassen bleibt, in dessen Händen ein zu dem Leitfaden im Verhältnis des Commentars stehendes Buch an seiner rechten Stelle ist. Ein Buch aber, das die Seelenlehre *in extenso* enthält, den Schülern in die Hände zu geben, halten wir nicht für statthaft; denn wozu das? Sollen sie ein solches Buch für sich ohne Lehrer durchgehen, so ist diess nicht leicht möglich, da auch bey der populärsten Darstellung ihnen gar manche Puncte dunkel bleiben werden, sie auch einen so grossen Stoff nicht gehörig zu übersehen, und das Wichtigere von dem Unwichtigeren nicht zu unterscheiden im Stande sind, abgesehen davon, dass sie nicht leicht so viel Geduld haben, eine für sie doch immer abstracte Wissenschaft für sich durchzuarbeiten. Sollen sie das Buch unter Leitung des Lehrers durchgehen, so wird ihnen der Gegenstand am Ende langweilig, da der Lehrer nichts Neues zufügen kann, ja nicht zufügen darf, wenn er nicht über alle Gebühr weitläuftig werden will.

Von diesen Grundsätzen ausgehend zweifeln wir, ob unser Vf., der sein Buch für Lehrer und Schüler bestimmt hat, seinen zwiefachen Zweck erreicht habe, glauben vielmehr, dass sich sein Werk zu einem Lesebuch für letztere nicht eigne. — Ganz anders aber wird unser Urtheil ausfallen müssen, wenn wir es als ein Hülfsbuch für Lehrer betrachten, aus welchem diese, wenn es nöthig seyn sollte, theils den Stoff der Wissenschaft schöpfen, theils die Methode, nach welcher, und die Form, in welcher sie vorzutragen ist, kennen lernen sollen. In dieser Beziehung hat der Vf. allen gerechten Anfoderungen entsprochen, da sein Buch nicht nur sehr vollständig ist, und alles das enthält, was sich nur einigermasen aus dem Gebiet der Seelenlehre für Kinder eignet, sondern auch in einem Ton, in einer Form und Sprache abgefasst ist, welche hinreichend beweisen, dass der Vf. wohl versteht, wie man am besten zu Kindern reden solle. Er hat nämlich die dialogische und eigentlich in der ersten Hälfte des Buches mehr die katechetische Form gewählt, während in der zweyten der Schüler weniger redet, und der Lehrer länger und anhaltender spricht. Wir halten diess für das richtige. Denn anfangs wird gewiss der Unterricht deutlicher und fruchtbringender seyn, wenn er nicht ein Vortragen, sondern ein Entwickeln ist, zumal da die Seelenlehre von den Kindern nur dann wahrhaft begriffen werden kann, wenn sich die Sätze und Wahrheiten derselben auf ihre innere Erfahrung und auf das eigene Selbstbewusstseyn gründen; diese Begründung aber kann nur durch katechetische Form sicher erreicht werden, mittelst welcher auf das deutlichste erkannt wird, wie weit ein wirkliches Verständnis und ein innerer Zusammenhang mit den anderweitigen Erkenntnissen des Schülers Statt gefunden. Hat aber diese Methode eine Zeitlang vorgeherrscht, so wird es allerdings passend seyn, dieselbe nach und nach etwas einzuschränken, theils um Zeit zu ersparen, theils um am Ende nicht zu langweilen, theils um die Schüler an einen einigermassen akroamatischen Vortrag zu gewöhnen. Ausserdem verdient es besonderen Beyfall, dass der Vf. nicht kindisch, wohl aber kindlich d. h. für Kinder vollkommen verständlich redet, überall das Gemüth zu erregen und anzusprechen versteht, und allen seinen Beyspielen, von denen er einen reichen Vorrath mitgetheilt hat, so weit wie möglich, aus den nächsten Umgebungen der Kinder, immer aber aus Verhältnissen, die für diese vollkommen verständlich sind, gewählt hat. — In folgenden Puncten jedoch können wir nicht seiner Meinung seyn. S. 28 ff. behauptet er, dass der Sitz der Seele im Gehirn sey.

Die vorzüglichsten neueren Psychologen sind aber darin einverstanden, dass allerdings das Gehirn das vorzüglichste Organ der Seele, namentlich so weit sie erkenne und denke, keineswegs aber der sogenannte Sitz derselben sey, sondern dass dieser, wenn überhaupt ein Resultat bey einer Untersuchung über diesen Gegenstand gefunden werden kann, in das Nervensystem gesetzt werden müsse. Der Vf. führt als Grund für seine Behauptung S. 29 an, „dass die wichtigsten Sinnorgane dem Gehirn am nächsten lägen, so wie dass alle Nerven ihren Anfang und Ende in demselben hätten, weshalb man im Gehirn den Sitz der Seele vermuthen müsse.“ Der erste dieser Gründe beweist natürlich gar nichts, der zweyte aber nicht viel mehr, da die Voraussetzung, dass alle Nerven ihren Anfang und ihr Ende im Gehirn hätten, gar nicht bewiesen werden kann, indem bekanntlich von den Meisten der Anfang der Nerven nicht in das Gehirn, sondern in das Rückenmark gesetzt wird. — Wenn der Vf. ferner S. 30 die Frage aufstellt: „warum wir nur 5 Sinne haben“, so scheint uns diess ganz müssig zu seyn, da wir darüber wohl kaum entscheiden können, und die Antwort, die er giebt, dass die Zahl derselben darum gross genug sey, „weil wir selbst bey der längsten Lebensdauer noch lange nicht alle Kenntnisse sammeln und fassen können, welche uns die fünf äusseren Sinne mit solchem Ueberflusse darbieten“, ist durchaus unbefriedigend. — Besonders aber glauben wir die Art nnd Weise rügen zu müssen, wie der Vf. Affecten und Leidenschaften unterscheidet. Wenn ihm Leidenschaft nach S. 332 „ein höherer Grad der Begierde“ ist, so haben wir dagegen nichts einzuwenden; wenn es aber weiter heisst: „es mögen angenehme oder unangenehme Gefühle, Neigungen und Begierden seyn, die sich zu dem Grade steigern, dass Verstand und Vernunft schweigen, so wird dieser Zustand immer ein leidender seyn und desswegen ein leidenschaftlicher genannt werden“, und von den Affecten: „Tritt aber der Gegenstand, der Lust oder Unlust erregt, unerwartet schnell hervor, wirkt er wie der Blitz auf uns ein, so dass man nicht erst überlegen kann, ob man sich dem Reize überlassen, oder ihm widerstehen solle, so heisst diese schnelle heftige Erschütterung des Innern, die durchaus keiner Ueberlegung Zeit lässt, Affect“, so müssen wir ihm darin widersprechen. Leidenschaften gehören zu dem Begehrungsvermögen, und sind der höchste Grad der Begierden, der höhere Grad der Leidenschaft aber ist nicht der Affect, sondern die Sucht, wie z. B. Habsucht, Ehrsucht, Vergnügungssucht, Genusssucht u. s. w., welche wohl alle durch die Gefühle der Lust oder Unlust erregt worden sind, aber doch nicht selbst Gefühle genannt werden können, bey denen vielmehr das Begehren offenbar vorherrscht. Affecte dagegen gehören zum Gefühlsvermögen und sind nichts anderes, als übermässige Gefühle, wie z. B. Fröhlichkeit, Ausgelassenheit, Entzücken, Furcht, Schrecken u. s. w., bey denen das Begehren zurücktritt, und die wir daher nicht mit der Leidenschaft in eine und dieselbe Kategorie setzen können. Nach des Vfs. Ansicht gehören aber nicht allein die angeführten Gemüthsbewegungen, sondern selbst Hoffnung, Verwunderung und ähnliche zu den Leidenschaften. Auch die einzelnen, mit Recht so genannten, Leidenschaften sind nicht alle richtig definirt. So wird der „habsüchtig“ genannt, „der das Geld nicht aus der Absicht sammelt, um Gebrauch davon zu machen, sondern nur um viel Geld zu haben.“ Diese Definition passt aber nur auf den Geizigen; der Habsüchtige kann auch ein Verschwender seyn.

Wir schliessen übrigens mit dem Wunsche, dass dieses im Ganzen wohlgelungene Buch den Beyfall finden möge, den es im Allgemeinen ohne Zweifel verdient.

— a —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Das Hauslexikon.* Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. Erstes Heft, Bogen 1 — 9 und VIII S. Vorrede. Zweytes Heft, Bogen 10 — 18. 1834. gr. 8. geh. in Umschlag. (à 6 gr.)

Wir besitzen zwar eine Menge sogenannter Hausbücher, auch Hauswörterbücher, wie z. B. *Hochheimers;* allein theils sind sie schon veraltet, theils zu unbrauchbar in Beziehung auf die Treue der gegebenen Vorschriften. Denn da die meisten nur einen einzigen Vf. haben, so musste dieser so gar Manches und oft nicht Unwichtiges auf Glauben annehmen, besonders wenn etwa der Versuch ökonomische oder technische Gegenstände betraf, wozu dem Compilator, hätte er auch guten Willen gehabt, doch Gelegenheit, Material, auch wohl Kenntnisse abgingen.

In dieser Beziehung stehen wir nicht an, vorliegendem Werke einen Vorzug vor ähnlichen, gleichviel ob nach dem Alphabet oder systematisch geordneten, schon darin zuzugestehen, dass es von mehreren Vf. bearbeitet wird, und in der Person des Prof. *G. Th. Fechner* einen in der Chemie und der bezüglichen Technologie wohlbewanderten Redacteur hat.

Sehr richtig ist in der Vorrede bemerkt, dass man bey einem Unternehmen, welches seiner Tendenz nach eine fast unbegrenzte Mannichfaltigkeit particulärer Interessen zu vertreten hat, einerseits die Beschränkung auf die Berücksichtigung dieser Interessen in den durch den Zweck vorgesteckten Grenzen, mit Beseitigung des bloss theoretisch Interessanten oder Wichtigen, als sachgemäss entschuldigen, andererseits aber die Ausdehnung auf Gegenstände gutheissen müsse, die nicht jedem, sondern bloss einem Theile des Publicums von Wichtigkeit seyn können. Man dürfe daher keinen Anstoss finden, wenn nebst der Behandlung wichtigerer Gegenstände auch die Rücksicht auf gar manche geringfügige Interessen und Bedürfnisse festgehalten worden, welche den durch Stand oder Reichthum höher Gestellten nicht berühren. Die Redaction verkennt ferner die Schwierigkeiten nicht, welche bey der Aus-

arbeitung, namentlich auch in Hinsicht des Gleichgewichts bey Berücksichtigung so verschiedener Bedürfnisse, obwalten, und weist in dieser Beziehung besonders auch darauf hin, dass bey Artikeln, die ihres Umfanges wegen nur zum Theil in das Gebiet des Hauslexikons gehören, eine Erschöpfung der Materie weniger für den Mann vom Fache, als für den Laien bezweckt sey, was man durchaus nur billigen kann. Eine lobenswerthe Auswahl ist in dieser Beziehung in Betreff der juristischen Artikel getroffen, indem man sich nur auf das sächsische, österreichische, preussische und den *Code civil* bezogen hat, um dem Laien einen Anhaltepunct zu geben. Denn wie hätte man auskommen sollen, wenn man alle Gesetzbücher hätte anführen wollen! Eben so ist bey der Blumenzucht die Beschreibung der Gewächse weggelassen worden; man hat sich begnügt, Namen, Classe, Familie, Dauer anzuführen und nur die Cultur zu beschreiben.

Wir sprechen noch den Charakter des Werkes mit folgenden Worten des Prospectus aus: „Das Hauslexikon umfasst die praktische Seite des Lebens auf eine ähnliche Weise, wie die Conversations-Lexika die theoretische. Es ist ein Erfahrungs-Lexikon, bestimmt, dem Bedürfniss und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen, und in allen Fällen Auskunft zu gewähren, welche im häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen den Beystand kundiger Männer wünschenswerth machen. — Die alphabetisch geordneten Artikel werden aus allen Wissenschaften und Künsten das *allgemein Brauchbare* und Nützliche aufnehmen, und so wird das gesammte Werk bald als erfahrener Arzt, bald als kundiger Sachwalter, dann wieder als Physiker, Oekonom, Geschäftsmann u. s. w., dem Hülfe suchenden Leser darbieten, was er unmittelbar anwenden kann."

Einige Bemerkungen über den speciellen Inhalt mögen nun folgen. *Aal.* Der Ausdruck, „obschon zum Fischgeschlecht gehörig," ist unrichtig, indem die Fische kein Thiergeschlecht, sondern eine Classe bilden. — Von der Küchenzubereitung des Aales ist nur eine einzige aufgenommen, was wir ganz in der Ordnung finden, da ja diess Lexikon kein Küchen-Lexikon seyn soll. Hier aber hat es uns gefreut, diese Angabe aus *Rumohrs* lange nicht genug gewürdigtem „Geist der Kochkunst" entlehnt zu sehen. — Beym *Aalfang* hätte wohl auch der in der Mark sehr gebräuchlichen *Aalquasten* gedacht werden können. — *Aalraupe.* Dass die Synonymen — hier gleich *Aalquappe* — nicht verweisend auf den Haupttitel aufgenommen sind, scheint uns ein Mangel um so mehr, als bey *Aasblume* auf *Stapelia* verwiesen ist. — *Abdachung* an Gräben u. s. w. suchen wir vergebens; auch *Abelmosch*, *Aracatscha* u. s. w. — *Abertamer Käse* hätten wir wohl auf *Käse* verwiesen gewünscht, um dort die Lehre zur Zubereitung zu finden; aber nicht nach der gewöhnlichen Weise, sondern so, dass das Eigenthümliche hervorgehoben würde. — *Abführmittel.* Es ist sehr zu billigen, dass die von *Hahnemann* sogenannte allopathische Curmethode in allen medicinischen Artikeln dieses Lexikons immer die homöopathische zur Seite hat. Beiden Methoden selbst nicht fremd, geben wir gerne das Zeugniss, dass die letzte hier besser behandelt ist, als in manchem Hülfsbuche. Hinsichtlich der allopathischen Heilmethode ist sehr zu loben, dass überall die nöthigen Vorsichtsmassregeln bey Anwendung der Mittel angeführt sind. — Ueber die *Ablösung* von Diensten u. s. w. hätten wir wenigstens eben so gut literärische Nachweisungen erwartet, wie bey *Abendmahl*, *Andachtsbücher* u. s. w. — *Abwägen*, mit Verweisung auf Nivelliren, hätte wohl auch einen Platz verdient. — *Acker*, hier sind zu wenig Ackermasse angegeben. — *Ackerbau* fehlt; doch wäre wohl eine Hinweisung auf Landwirthschaft, auch Angabe der Literatur in Beziehung auf den Gegenstand selbst und auf Ackergeräthschaften u. s. w. wünschenswerth gewesen, da Specielles nicht hierher gehört.

Der Vf. der botanischen Artikel hat sich zu häufig des Zeitworts *sollen* bedient, wo es galt, erfahrungsmässig bestimmt zu sprechen. Nur eine grammatikalische Verwechselung mit *Müssen.* — Von Fehlern ist uns besonders S. 297 die unrichtig angegebene *Erweiterung der Pupille* aufgefallen.

Wir fügen noch einige Wünsche und Vorschläge bey, um das Werk brauchbarer zu machen. Vorerst dürfte es nicht unzweckmässig und raumersparend seyn, wenn die kleineren, nur Namen erklärenden Artikel auf grössere Collectiv-Artikel zurückgebracht würden. — Ferner: obgleich die alphabetische Ordnung das Aufsuchen erleichtert, so erschwert sie diess doch oft, wenn dem Suchenden nicht gleich *der* Name beyfällt, unter welchem der Gegenstand abgehandelt ist. Diesem Uebelstande, der sich noch mehrt, wenn, wie hier, zu wenig Synonymen aufgenommen werden, beugt ein *systematisches* Inhaltsverzeichniss am besten vor. Es würde diess auch den Werth des Werkes in so fern erhöhen, als es dann zugleich ein Handbuch würde, nach welchem man irgend einen Gegenstand in zusammenhängender Folge studiren könnte. Als System könnte wohl die Eintheilung zum Grunde gelegt werden, welche *Ersch* in seinem Handbuch der deutschen Literatur annahm, wenn sie auch manchen Modificationen unterliegen würde. — Im Fache der Pomologie wäre die Nomenclatur wohl am besten nach *Diel*, *Truchsess* u. A. anzunehmen; auch gehörigen Ortes deren und andere Hauptsysteme aufzuführen. — Bey manchen Artikeln möchte es wünschenswerth seyn, den Preis und die Orte zu erfahren, woher man solche etwa beziehen kann. Rec., der oft mit solchen Fragen von Hausvätern und Hausmüttern angegangen wird, weiss, wie willkommen solche Angaben seyn dürften, für diejenigen namentlich, welche auf dem Lande oder in kleinen Städten leben, und keine Gelegenheit haben, über dergleichen Gegenstände Erkundigungen einzuziehen.

Wir scheiden von dem Werke mit dem Wunsche, dass es die verdiente Aufnahme finden und bald vollendet seyn möge. Die Ausstattung desselben ist genügend für den sehr billigen Preis.

Oec. pr.

Frankfurt a. M., b. Krug: *Der frühere und jetzige Zuſtand der Israeliten zu Frankfurt a. M., nebſt Verbeſſerungsvorſchlägen.* Von Dr. *J. H. Bender*, Advocaten. 1833. 144 S. gr. 8. (18 gr.)

In der im 19ten Jahrhundert ungemein reichen Literatur über Juden und deren Rechtsverhältniſſe iſt dem Rec., welcher wohl alle Schriften dieſes Fachs geleſen zu haben glaubt, keine einzige ſo lehrreiche, gehaltvolle und vorurtheilsfreye vorgekommen, wie die vorliegende, welche die Grenzen der Monographie ſtreng beobachtend, den (Rechts-) Zuſtand der jüdiſchen Gemeinde in Frankfurt ſorgfältig nach den Quellen darſtellt, und ſich dabey der idealiſtiſchen Declamationen enthält. Das Ganze zerfällt in drey Capitel: §. 2 — 10 geben die Geſchichte von 1150 — 1806; §. 11 — 14 die von 1806 — 1813, und §. 15 — 30 die von 1813 — 1824, wo ſich ein Schluſspunct darbietet, an welchen ſich zuletzt noch eine Ueberſicht der jüdiſchen Verhältniſſe in den Bundesſtaaten zur Vergleichung und einige allgemeine Bemerkungen anſchlieſsen. Jedem wichtigen Abſchnitte ſind die Haupt- und Neben-Quellen vollſtändig vorgeſetzt, und zum Theil unter dem Texte citirt. Es kann unſere Abſicht nicht ſeyn, von dieſem Werke hier einen Auszug zu liefern, da jede Zeile etwas Neues liefert, das in den hiſtoriſchen, wenn auch nicht in den pragmatiſchen Zuſammenhang gehört. Was wir etwa beklagen, iſt die gar zu groſse Eile, mit welcher (S. 8 — 15) über die ältere Zeit bis 1613 hinweggeſchritten wird, während die vorgeſetzten Quellen, welche nach Jahren geordnet ſind, mancherley intereſſante Ausbeute darboten. Die bloſsen Reſultate der Reichsdecrete und Maſsregeln ſind nicht befriedigend, um einen ſicheren Blick in deren Grund zu gewinnen; und obwohl der Vf., in Beziehung auf dieſen, des Rec. neueſtes Geſchichtswerk als Quelle anzieht, ſo glaubt Rec. ſelbſt, daſs für den Zweck der Monographie eine Ausführlichkeit hierüber nur willkommen geweſen wäre. Auſserdem aber hat der Vf. vielleicht nicht ganz Recht gethan, den Einfluſs der israelitiſchen Gemeinde zu Frankfurt auf andere Gemeinden Deutſchlands, vermittelſt ihrer ſeit dem 16ten Jahrhundert bedeutenden Talmudſchule, und beſonders durch die Wahl ausgezeichneter und kraftvoller, mitunter fanatiſcher Rabbinen ganz auszuſchlieſsen. Selbſt die literariſche Thätigkeit der Juden zu Frankfurt verdiente einige Aufmerkſamkeit.

Wie nun aber die Schrift vorliegt, bildet ſie ein für Juriſten insbeſondere ſehr reichhaltiges Repertorium, dem Menſchenfreunde im 19ten Jahrhundert, theils ſehr unerfreulich, theils durch die endlichen Verbeſſerungen wieder erquickend oder mindeſtens tröſtend.

Man darf nur das erſte kaiſerliche Decret, welches die Schrift als Quelle bezeichnet, mit der Rathsverordnung vom J. 1824 vergleichen, um einzuſehen, daſs die Geſchichte auch hier Veränderungen hervorgebracht hat, die nicht bloſs Frankfurt am Main, ſondern die deutſche gebildete Welt, angehen. In jenem nämlich wird die Stadt Frankfurt im J. 1246 dafür *von Reichswegen* durch Kaiſer Konrad abſolvirt, daſs ſie die Juden gemordet und reſp. ausgeplündert und fortgejagt hatte; — und in letztem erklärt ſich die Stadt, nach einem mit den Juden daſelbſt gehabten *Rechtsſtreit*, für Israelitiſche *Bürger!* Aber man wird noch mehr die Allgewalt des Geiſtesfortſchrittes, den *unſere* Zeit gemacht hat, bewundern müſſen, wenn man hier erfährt, daſs der Rechtszuſtand der Juden in Frankfurt, wenn gleich nicht immer ſo mit Füſsen getreten wie unter Kaiſer Konrad, doch im Allgemeinen bis 1806, ſage ein tauſend acht hundert und ſechs, ſich dem Begriffe nach faſt gar nicht geändert hatte, wenn gleich man nicht mehr die Judenſchaft wie ein Grundeigenthum verpfändete oder verhandelte, und daſs die Stadt bis dahin von den im übrigen Deutſchland vorgekommenen Verbeſſerungen keine Notiz nahm.

Aber auch die Verordnung von 1824 läſst noch Vieles zu wünſchen übrig, was der Vf., der die §§. derſelben begleitet, überall mit Um- und Einſicht entwickelt. Seit dem Erſcheinen ſeiner Schrift iſt eine Beſchwerde, die Beſchränkung der Gemeinde auf eine Anzahl jährlicher *Ehen*, bereits beſeitigt und erledigt.

Z. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Wien*, b. Beck: *Pharmaceutiſch-techniſcher Rathgeber vieler chemiſcher Operationen.* Ein Auszug aus den reichhaltigſten chemiſchen Zeitſchriften mit beſonderer Berückſichtigung der neueſten nutzanwendbaren Erfahrungen im Gebiete der Pharmacie und den damit verbundenen Wiſſenſchaften. Mit Zuſätzen, Tabellen und Abbildungen zum nützlichen Gebrauche hülfreicher Berathungen im Erwerbszweige für Aerzte, Apotheker, Fabricanten und überhaupt für Freunde pharmaceutiſch-techniſch-chemiſchen Wiſſens journalmäſsig bearbeitet und zuſammengeſtellt von *Franz Morawek*, Magiſter der Pharmacie und k. k. Feldapotheken-Beamter. 1835. XII u. 251 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Des langen Titels kurzer Sinn iſt in der einfachen Verſicherung zuſammenzufaſſen, daſs vorliegendes Buch nichts mehr darſtellt und liefert, als den Abdruck einiger Hefte von bunt auf einander folgenden Leſefrüchten. Hr. *M.* iſt nach dieſem gedruckten Zeugniſſe ein fleiſsiger, junger Apotheker, welcher die von ihm veranſtalteten Auszüge der geleſenſten pharmaceutiſchen, techniſchen und chemiſchen Journale der letzten Zeit hier nochmals bekannt macht. Ein Verdienſt würde er ſich allenfalls nur dann erworben haben, wenn er, bey mehrerem Streben nach Bündigkeit und Kürze, die vorhandenen Materialien in eine logiſche Ordnung gebracht, und Recepte, wie ſie S. 145, 147, 150, 151, 246 u. ſ. w. vorkommen, ganz weggelaſſen hätte, da ihre Bekanntmachung nur ärgerliche Quackſalberey herbeyzuführen geeignet iſt.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.
NOVEMBER 1834.

THEOLOGIE.

Mainz, b. Kupferberg: *Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.* Von Dr. *J. A. Möhler,* ordentl. Professor der katholischen (katholischtheologischen) Facultät in Tübingen. 1832. XXXIV u. 518 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Nach dem Vorgange eines *Planck* und *Marsh,* vornehmlich aber nach den trefflichen Leistungen eines *Marheinecke* und *Winer* auf dem Felde der Symbolik, kann es nur erwünscht seyn, endlich auch einem Katholiken zu begegnen, der so reiche Talente und grosse Gelehrsamkeit besitzt, wie Hr. D. *Möhler* bekanntermassen schon anderwärts vielfach entwickelt hat. Zwar durften wir uns der Hoffnung, in dem vorliegenden Werke eine ruhige und unparteyische Darstellung der symbolischen Lehrsätze des Katholicismus, wie sie die Geschichte dem unbefangenen Forscher an die Hand reicht, zu finden, aus dem Grunde nicht hingeben, weil der Vf. die in neuerer Zeit allerdings wankenden Säulen der römisch-katholischen Kirche nicht durch eine offene Darlegung und consequente Durchführung ihrer Principien, sondern vielmehr durch eine idealistische und phantasiereiche Verschleierung derselben zu festigen sich bestrebt hat; dagegen hätten wir ihm hier, wo es doch nun ganz eigentlich die genaue, möglichst vollständige Aufstellung der gegnerischen Divergenzpuncte galt, mehr Gewissenhaftigkeit, grössere Treue und einen weit höheren Grad christlicher Humanität zugetraut. Einem Entschuldigungsgrunde aber, den jeder wohlgesinnte Rec. da, wo er auf Verunglimpfungen stösst, gern eintreten lässt, dass sie nämlich aus Unbekanntschaft mit den Principien der Gegner entsprungen seyen, dürfen wir diessmal keinen Platz einräumen, denn unser Vf. bewährt durch das ganze Buch hindurch eine solche Belesenheit in den bezüglichen protestantischen Schriften, und eine Vertrautheit mit denselben, dass er uns gänzlich auf dem Standpuncte erscheinen muss, von welchem man das protestantische Lehrsystem wohl genau darzustellen befähigt ist, wenn man dazu nur den rechten Willen hat, oder sich von keinem Parteygeiste verblenden lässt.

Schon der Titel dieses Werks mag unser Urtheil über dasselbe bestätigen. Wenn ein Schriftsteller seinem Buche die Aufschrift einer „*Symbolik*“ giebt, und solche zusätzlich als eine „Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, *nach ihren öffentlichen Bekenntnissschriften*“, erläutert, so wird man dagegen Nichts einzuwenden haben, weil dadurch nicht nur der richtige und herrschende Begriff dieser Wissenschaft bezeichnet, sondern zugleich auch die ächten Quellen angegeben sind, aus welchen der Symboliker zu schöpfen hat. Dagegen wird man aber nicht erwarten dürfen, dass derselbe, wie Hr. *M.* (Einl. S. XIII), seine Darstellung *ausser* den öffentlichen Bekenntnissschriften (symbol. BB.) auch aus *anderen* sicheren Quellen entlehne. Hier wird die Definition von dem Vf. inconsequenter Weise durch ein scheinbar kleines, aber äusserst folgenreiches Einschiebsel erweitert, das wir uns weder von einem katholischen, noch protestantischen Symboliker gefallen lassen dürfen. Denn dadurch dehnt man den Kreis der Symbolik ins Unendliche, und auf diesem Wege wirds dann auch möglich, einer ganzen kirchlichen Körperschaft als Lehrbegriff aufzubürden, was nur als Privatmeinung des Einen oder Anderen ihrer Glieder, nicht aber als Bekenntniss der Gesammtheit, angesehen und ausgegeben werden darf. Gewiss hätte der Vf. sich nicht so um den Beyfall unbefangener Beurtheiler gebracht, wenn die Symbole der protestantischen Kirche, die so reichhaltig und klar sind, von ihm als Primär-Quellen für die Aufstellung des protestantischen Dogma's vor Allem beachtet, und nicht hinter den so willkürlich, zum Theil aus Schriften, die vor der Augsb. Conf. erschienen sind, herausgenommenen Privatansichten einzelner Reformatoren zurückgedrängt worden wären. Diese Unbilligkeit, und wir müssen hinzufügen, diese Unredlichkeit ist um so schärfer zu tadeln, als der Vf. selbst (S. XVIII) erklärt, dass die Schriften Luther's und Melanchthon's, Calvin's und Beza's keinen symbolischen Charakter erhalten, und die individuelle Meinung eines oder mehrerer Gelehrten dieser Confession nie mit der Lehre dieser Confession selbst verwechselt werden dürfe, da er (S. 262) sich über Melanchthon tadelnd vernehmen lässt, dass derselbe die A. C. verändert habe, und (S. 289. Not.) ausdrücklich sagt: „Die Katholiken unterscheiden sehr wohl zwischen dem *Zeugnisse* eines Kirchenvaters von dem allgemeinen Glauben seiner Zeit und der Philosophie oder theologischen Speculation desselben. In letzter Beziehung *gelten uns ihre Ansichten eben als Ansichten, und wenn alle zusammenstimmten, könnte daraus kein Dogma gebildet werden.*“ Warum

denn handelt Hr. D. *M.* so gegen seine gewonnene bessere Einsicht von den Quellen der protestantischen Symbolik? Warum tadelt er an Melanchthon jenen Eingriff als eine Ungerechtigkeit, und macht sie selbst als eine willkommene Gabe Anderer für seinen Zweck zu Nutze? Und womit sollen wir es rechtfertigen, dass er für seine Partey und ihre richtige Beurtheilung eine Unterscheidung in Anspruch nimmt, die er den Protestanten, wiewohl sie selbst darauf dringen (vgl. *Marheinecke Institutt. symbol.* §. 6. *p.* 8. *Ed. tert. Dessen* System des Katholicismus Bd. I. S. 4. *Winer* comparativ. Darstellung des Lehrbegr. der versch. christl. Kirchenpart. S. III f. *Augusti Corp. libror. symbolic. Reformator. p.* 600. *Schleiermacher* christl. Glaube Bd. I. S. 158 f. der 2 Ausg. *Twesten* Vorles. über d. Dogmat. Bd. I. S. 50 f. der 2 Ausg.), doch nicht einräumt? Nun stossen wir aber wieder auf eine Begriffsverfälschung, die dem Verfasser keinesweges zustand. Indem er seine Symbolik eine Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nennt, erwartet man, nach dem historisch-begründeten Sprachgebrauche, dass unter letzten diejenige Partey verstanden sey, welche sich gegen den Speyerschen Reichstags-Abschied vom J. 1529 durch ihre Protestation förmlich und feierlich reservirte, und deren Glieder nach den Acten des westphälichen Friedens unter dem Namen der Augsburgischen Confessions-Verwandten (Lutheraner) und Reformirten oder Protestanten überhaupt (f. *Instrument. pac. Westphal. Art. V. VII*) mit den Katholiken in gleiche kirchl. Rechte gestellt sind, die man, unseres Wissens, bisher keiner anderen Religionspartey zugestanden hat. Aber in jener Erwartung irrt man sich. Denn unter dem Namen des Protestantismus begreift der Vf., nach einem ganz willkürlichen Sprachgebrauche, *alle Secten*, die demselben der inneren Bedeutung nach (freylich nur der Ansicht des Hn. D. *M.* zufolge —) angehören. Hier sehen wir also den Vf. wiederum den historischen Standpunct verlassen, um dem Katholicismus eine Begünstigung, den Protestanten aber eine Schmach zuzuwenden, und sie, wie es dann auch in diesem Buche wirklich geschieht, mit Quäkern, Swedenborgianern u. A. in Eine Classe zu setzen. Zur Aufnahme der Socinianer aber (die übrigens schon *Planck* in seiner symbolischen Darstellung recipirt hat) in diese bunte Genossenschaft hält er sich noch aus dem besonders angeführten Grunde autorisirt, weil (S. XVII) „ja einem Jedem, der nur die katholische Kirche verlasse, der also nur aufgehört habe, Katholik zu seyn, er möge sonst glauben oder nicht glauben, was nur immer zu glauben oder nicht zu glauben möglich sey, sollte er auch noch tief unter den Socinianern stehen, die protestantische Kirche mit Freuden geöffnet werde." Für diese Behauptung hätte Hr. *M.*, wenn er sich dann nun durchaus zur Polemik — deren sich doch der Symboliker entschlagen sollte — hingerissen fühlte, Beweise beybringen müssen, und zwar aus den Grundsätzen der protestantischen Kirche, und einer Praxis, wie sie von den ächten Bekennern derselben geübt ward und geübt wird. Diess war er den heiligen Foderungen der Wahrheit schuldig, und so lange er die Schuld nicht abgetragen hat, mag er jene Behauptung, die wir nicht näher bezeichnen wollen, vor Gott und seinem Gewissen verantworten. Hätte der Vf. den inneren historisch-erweislichen Nexus der christlichen Confessionen mit aller Strenge im Auge behalten wollen, so würden die *Quäker* nicht neben den Protestanten, sondern neben den *Katholiken* ihren Platz gefunden haben, weil sie mit den letzten an eine fortdauernde Inspiration glauben, wodurch ausser der heil. Schrift eine *zweyte* Erkenntnissquelle ihrer Dogmatik, und der strengste Gegensatz gegen den Protestantismus gebildet wird. — Wenn Hr. *M.* nur die dogmatischen Gegensätze der verschiedenen, durch die kirchlichen Revolutionen des 16 Jahrh. neben einander gestellten christlichen Kirchen und Secten darstellen wollte, so ist es dadurch zwar begreiflich, dass er der *griechischen* Kirche in seiner Symbolik keine Stelle anweiset; indessen musste durch diesen Plan eine Unvollständigkeit in das Werk gebracht werden, die wir nicht billigen können, und die um so leichter zu verhindern war, da nach des Vfs. eigener Bemerkung (S. XV) die orthodoxe griechische Kirche mit der katholischen in gar keinem, die Glaubenslehre betreffendem Gegensatze begriffen ist, dieselbe sich auch in mehreren Schriften, z. B. in den *Actis Theolog. Wirtemberg. et Patriarch. Constantinop. Hieremiae* gegen die Augsb. Confess., und unter dem Patr. *Dositheus* auf dem Concil zu Jerusalem (1672) gegen Calvin's Abendmahlslehre ausdrücklich aufgelehnt hat.

Bevor der Vf. die unterscheidenden Confessionsschriften der Katholiken und Protestanten aufführt, bemerkt er (S. XIX und XX) von dem Apostolischen, Nicänischen und Athanasianischen Glaubensbekenntnisse richtig: „diese Symbole bilden das Gemeinsame der genannten Kirchen" — glaubt sich aber dann noch ausserdem veranlasst, sie als *die theuere Mitgabe* zu bezeichnen, welche die überklugen Töchter aus dem mütterlichen Hause auf ihre neue Ansiedelungen übertragen hätten. Aehnlicher Weise bedauert der Papst Benedict XIV von den Protestanten, dass sie schon lange, durch den Betrug des Teufels hintergangen, *sich aus dem Hause ihrer so frommen Mutter entfernten*, und von Weitem stehen u.s.w. Glaubt Hr. *M.* durch so voreilige Seitenblicke, durch solche ächt-papistische Angriffe auf die protestantische Kirche jene „irenischen Zwecke" zu erreichen, von denen er in seiner Einleitung so lieblich redet? Ist es ihm bey seiner grossen Belesenheit entgangen, dass eine Lostrennung von der römisch-katholischen Kirche nicht in der Reformatoren ursprünglicher Absicht gelegen? (Man lese unter Anderem nur Luthers Br. an Leo X und an den Bischof von Brandenburg. *Jen. Ausg.* I. f. 46. 43. 44.) Nichts wollten die Reformatoren, als diese Kirche, in der sie durch menschliche Zusätze das christliche Element entstellt glaubten, wiederbringen zu ihrer ältesten, ächt-evangeli-

schen Ursprünglichkeit. Ist in diesem Beginnen nun die *Ueberklugheit* zu lesen, mit welcher Hr. *M.* die Protestanten zu stigmatisiren sucht? Als man aber in Rom auf die reformatorischen Foderungen nicht eingehen wollte, was war da von einsichtsvollen, redlichen Männern Anderes zu erwarten, als dass sie ihm die Gemeinschaft aufkündigten? Bey der so fortwährend bestrittenen und unerwiesenen römischen Mutterschaft hat es, denken wir, eine gleiche Bewandniss mit der protestantischen Tochterschaft. Daher zerfällt denn auch vor den Augen der Protestanten das römische Mutterhaus, oder steigt auf als ein päpstliches Luftgebilde, und nun sieht man erst, wo denn eigentlich die Kirche Christi sich im reinsten Sinne befinde, und behauptet protestantischer Seits, auf die Geschichte gestützt, dass ehe ein Papst und ein Cardinalscollegium existirt haben, jedes der drey allgemeinen Symbole in den Händen der Christenheit gewesen, und sie deswegen für nichts weniger, als für eine römische *Mitgabe* zu betrachten seyen.

Wenn Hr. *M.* (S. XXIV) berichtet: „Melanchthon erhielt den Auftrag, in einem Aufsatze, später die Augsburgische Confession genannt, die Meinung der Seinigen kurz darzustellen; denn Luther wurde für ein Friedensgeschäft *allgemein* als untauglich erachtet,“ und er doch kurz vorher behauptet: „dass die A. C. aus den Schwabacher Artikeln hervorgegangen sey“ — und bald nachher: „dass Luther schon früher (ehe man in Schmalkalden zusammentrat) beauftragt worden wäre, Sätze vorzubereiten, welche die protestantische Gesinnung aussprechen, die Grundlage einer etwaigen *Vereinigung* bilden, und, was vielleicht den Katholiken nachgegeben werden könnte, bezeichnen sollten“ — so begreift man nicht, wie es möglich sey, mit diesen ächt geschichtlichen Notizen vertraut zu seyn, sie mitzutheilen, und dann ein Urtheil, wie das eben angeführte über Luthers *Untauglichkeit zu einem Friedensgeschäft* abgeben zu können. Von dem Kurf. Friedrich III von der Pfalz heisst es (S. XXIX): „er *drang* seinen Unterthanen *die ihm beliebten Meinungen auf*, liess einen Katechismus ausarbeiten (1562), der auch in die Reihe der symb. BB. der reformirten Kirche aufgenommen wurde.“ Der hochherzige Sinn Friedrichs ist zu bekannt, als dass sein glänzender Name durch solche aus der Luft gegriffene Anschwärzung verdunkelt werden könnte. Hätte Hr. *M.* nur die Vorrede des Kurfürsten einsehen wollen, die den ersten Ausgaben des Heidelberger Katechismus vorgedruckt ist, so hätte er sich leicht eines Besseren belehren können; denn dort steht ausdrücklich: „demnach wir *mit Rath und Zuthun unserer ganzen theologischen Facultät allhier, auch aller Superintendenten und fürnehmsten Kirchendiener*, einen summarischen Unterricht oder Katechismus — — stellen lassen“ u. s. w.; es ist ferner bekannt, dass F., nachdem der Katechismus auf die angegebene Weise verfertigt worden, im J. 1562 in Heidelberg eine Synode convocirte, und ihn der sorgfältigen Prüfung *sämmtlicher pfälz. Superintendenten und Prediger* unterwarf, diese das Buch aber *einhällig* billigten, und nun erst um den Druck beym Kurf. selbst *supplicirten* (s. u. A. *van Alpen's* Gesch. u. Literat. des Heidelb. Katech. S. 19 f.); und so können wir denn darin weder jene vorgebrachte Selbstbeliebigkeit des Fürsten, noch auch das ihm schuldgegebene Andringen wieder erkennen. Daher bedarf jene Stelle des *Möhler*'schen Werks gewiss einer grossen Berichtigung. — Würde es uns nicht zu weit führen, so dürfte es leicht fallen, den nun gleich folgenden Vorwurf, dass die protestantischen Fürsten, so wie Friedr. III, die Ansicht von sich gehabt, *dass sie anstatt ihrer Unterthanen denken und ihre individuellen Ansichten das Eigenthum Aller werden müssten* — durch eine Menge geschichtlicher Thatsachen zu widerlegen. Eben so wollen wir uns nicht aufhalten bey der kritischen Ungenauigkeit, die sich der Vf. in der Bezeichnung der einzelnen protestantischen Symbole hat zu Schulden kommen lassen, z. B. dass die Anzahl der Schwabacher (richtiger *Marburger* oder *Torgauer*) Artikel sich auf *neunzehn* belaufe, dass die belg. Confession *nach* dem J. 1574 symbol. Ansehen erlangt habe, dass die Anhalt. Artik. 1597 erschienen seyen u. dgl. Darüber können wir indessen unser Befremden nicht genug ausdrücken, dass ein Mann, dem so viele literärische Hülfsmittel und solche Gewandtheit in ihrem Gebrauche, wie Hn. *M.*, zu Gebote stehen, eine so verstümmelte und höchst unwissenschaftliche Darstellung der protestantischen Confessionsschriften in die Einleitung seiner Symbolik aufzunehmen vermochte. Da er dem Protestantismus im Gegensatze gegen den Katholicismus die Einheit nicht absprechen kann, ohne mit sich selbst in den grössten Widerspruch zu gerathen, so wäre eine genetische Entwickelung des protestantischen Lehrbegriffs, wie sie sich aus den nach und nach entstandenen Symbolen sehr wohl nachweisen lässt, hier ganz an ihrer Stelle gewesen. Ausgegangen werden musste von der ersten öffentlich sanctionirten protestantischen Bekenntnissschrift, der *Augsb. Confession*, und alle späteren — sey es nun, dass sie die Gestaltung der Protestanten zu einer lutherischen und reformirten Partey betreffen, oder die weitere Ausbildung jedes einzelnen Lehrbegriffs darstellen — aus den speciellen Verhältnissen, Geistesrichtungen und Veranlassungen ihrer Verfasser und Bekenner erläutert werden. Es wäre dann dem Leser in den Grund und das Wesen, in die Verzweigungen und Abstufungen des Protestantismus, ein pragmatischer Blick vergönnt worden, der ihm nun gewaltsam entrissen ist; es wäre der Protestantismus als ein lebendiges, wohl in einander gefugtes Ganze vor seine Seele getreten, während er hier als ein wundersames, aus den schroffsten Gegensätzen zusammengesetztes und sich selbst bestreitendes Chaos aufgeführt wird, und es hätte derselbe dann als eine Kirche erscheinen müssen, die wohl eingesenkt in ein göttliches Fundament, alle menschliche Krystallisation perhorrescirend, sich in unveräusserlicher Freyheit bewegt hat und beweget, ohne ihr Wesen zu ver-

leugnen und ihren Charakter zu verlieren. Diese Ansicht von der Aufgabe eines Symbolikers, die nur ein blinder Parteyführer für unrichtig ausgeben möchte, würde unseren Vf. vor einer so mangelhaften Aufführung der protestantischen Symbole, die noch obendrein, was die Reform. Symbole betrifft, jegliches Eintheilungsgrundes ermangeln, bewahrt und von der oberflächlichen Aeusserung (S. XXX) zurückgehalten haben: „Ueber die polnische, ungarische, thornische u. a. Confessionen ist es nicht nöthig, hier ein Mehreres (noch war Nichts darüber gesagt) beyzubringen, da wir aus diesen nichts Sonderliches lernen können."

Das Werk selbst besteht aus *zwey* Büchern, wovon das *Erste* die dogmatischen Gegensätze der Katholiken, Lutheraner und Reformirten (S. 1—352), das *Zweyte* die Lehren der kleineren (sogenannten) protestantischen Secten darstellen will (S. 353—518). Jedes Buch zerfällt wieder in besondere Capitel.

Hier muss Rec. nun zuvörderst bemerken, dass er die Anlage und Eintheilung sehr fehlerhaft und, wie sich sogleich zeigen wird, sehr ungerecht gefunden hat. Das I Cap. behandelt nämlich *die Differenzen in der Lehre von dem Urstande des Menschen und dem Ursprunge des Bösen*, und zwar nach der, dem Vf. überhaupt in diesem Buche beliebten Reihenfolge, worin er zunächst von der *katholischen*, dann von der *lutherischen* und zuletzt von der *reformirten* Lehre in dem angeführten Puncte spricht. Er bemerkt wegen dieses eigenthümlichen Ganges selbst: „Wir könnten auch von dem eigentlichen Mittelpuncte aller Gegensätze ausgehen, und zeigen, wie er Alles ergriffen und in seinen Kreis gezogen habe; auch würde ohne allen Zweifel der Anfang unserer Darstellung das Interesse der Leser ungleich mehr erregen, wenn sie sogleich in die Mitte des Streites gestellt würden, und von da aus das ganze Gebiet, das er beherrscht, überschauten. Allein einfacher und fasslicher dürften doch die Gegensätze dargestellt werden, wenn wir den umgekehrten Weg verfolgen, und uns an dem Faden des natürlichen Fortganges der Menschengeschichte die Lehrverschiedenheiten zur Anschauung bringen." Aber durch solche Anordnung des Stoffes wird der Einfachheit die Wahrheit und der Fasslichkeit die Gründlichkeit aufgeopfert. In einer philosophischen Anthropologi wo man über die Quellen, woraus man zu schöpfen hat, einig ist, möchte ein Anfangspunct, wie der vom Vf. genommene, immerhin gut geheissen werden, aber nicht so in einer christlichen Symbolik. Denn sie beruht auf einem *historischen* Fundamente, wesshalb ihre Bearbeiter auch zu einer geschichtlichen Behandlung strenge angewiesen sind, und von ihrem philosophischen oder theologischen Talente nur dann einen redlichen, die Wissenschaft fördernden Gebrauch machen, wenn sie die symbolischen Erscheinungen, wie sie äusserlich im Laufe der Zeiten hervorgetreten sind, nachweisen in ihrem inneren Zusammenhange, und wie aus dazwischentretenden Mittelursachen ihre einzelnen Verschiedenheiten bedingt wurden. Darum war es Pflicht des Vfs., von den *Principien* des Katholicismus und Protestantismus den Anfangs- und Ausgangs-Punct zu nehmen, und jedesmal, auf diese zurückverweisend, die Consequenz oder Inconsequenz der Parteyen den Leser, wie von selbst, entnehmen zu lassen; nicht aber mit der Aufführung einer Lehre zu beginnen, die eben in jenen Principien ihre Geltung sucht, auch nicht die Abhandlung über die heil. Schrift und Tradition, welche man im Eingange erwarten durfte, fast ganz ans Ende zu rücken.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Kirchengeschichte. *Bamberg*, in der Lachmüllerschen Kunst- und Buch-Handlung: *Abriss der christlichen Religionsgeschichte.* Für Katholiken entworfen von *Fr. Georg Karl Reindl.* 1834. 236 S. 8. (16 gr.)

Der geistreiche Verfasser, Erzieher der königlichen Kinder am baierischen Hofe, hat durch dieses Werkchen einem lange gefühlten Bedürfnisse in der katholischen Literatur abgeholfen. Letzte besitzt zwar mehrere ausführliche Kirchenhistorien, die aber, so gross sie auch sind, doch nicht bis auf die neueste Zeit herabgehen, ja, wie z. B. die von *Bossuet* und *Stolberg*, kaum die Hälfte der christlichen Zeitrechnung enthalten. Der Vf. unternahm es daher, eine klare Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten der christlichen Religionsgeschichte in compendiöser Form zu bearbeiten. Das Ganze zerfällt in 5 Zeiträume. Der erste handelt: Von dem Ursprunge des Christenthums bis zur Völkerwanderung oder bis 400 nach Chr. Der zweyte: Von der Völkerwanderung bis auf Karl den Grossen oder 400—800. Der dritte: Von der Errichtung des abendländischen Kaiserthums bis auf die Kreuzzüge oder 800—1100. Der vierte: Von den ersten Kreuzzügen bis zur Reformation der Kirche oder 1100—1500. Der fünfte: Von den Zeiten der Reformation bis zum neunzehnten Jahrhunderte oder 1500—1800. Die einzelnen Materien sind klar und lichtvoll in einer fliessenden und anziehenden Sprache vorgetragen; der Vf. zeigt deutlich, dass es ihm Ernst ist mit seiner katholischen Meinung, und er von allem, was er sagt, lebendig durchdrungen ist. Viele seiner Meinungen werden zwar von Andersdenkenden nicht gebilligt werden, aber keiner wird ihm den Geist der Mässigung absprechen.

Druck und Papier sind schön.

Nr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
NOVEMBER 1834.

THEOLOGIE.

Mainz, b. Kupferberg: *Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.* Von Dr. *J. A. Möhler* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nachdem der Vf. auf den Grund des *Catech. Rom.* (*Ed. Luxemb.* 1763. p. 35) und des *Concil. Trid. Sess.* 2 den Urmenschen, seinem höheren Theile nach, bezeichnet hat als Bild Gottes, d. h. als ein geistiges, mit Freyheit begabtes Wesen, fähig, Gott zu erkennen und zu lieben und Alles in ihm anzuschauen, kurz als *heilig* und *gerecht*, fügt er hinzu, dass diese Bestimmung des uranfänglichen Zustandes unseres gemeinschaftlichen Stammvaters durch ein doppeltes Interesse bedingt werde, nämlich einerseits zu verhüten, dass das Böse in der Welt nicht auf eine göttliche Causalität zurückgeführt, und das Dogma vom heil. Gotte, der zugleich Weltschöpfer sey, entstellt werde; andererseits aber auch der Idee von einer ganz unverdienten Erlösung vom Falle, durch die angelegentlichste Einschärfung, dass Gott den Urmenschen aufs Beste ausgestattet habe, dieser also nur durch eine tiefe Selbstverschuldung gefallen sey, eine feste Grundlage zu geben. Sodann verfehlt er nicht, jene ursprüngliche Gerechtigkeit, nach einer vorgeblich sehr constanten *Tradition*, durch eine *übernatürliche* Thätigkeit Gottes auf den Menschen zu erklären. Dennoch will die letzte Bestimmung, wie der Vf. bemerkt, keinen Anspruch darauf machen, selbst Kirchenlehre zu seyn. Luther aber, welcher seine Ansicht von der ursprünglichen Gerechtigkeit von den Scholastikern geborgt, sie jedoch im Gegensatze gegen dieselben eine *natürliche* und als *Essentiale* der menschlichen Natur begriffen habe, nenne, nebst den übrigen Reformatoren, die religiös-sittliche Anlage Adams, sammt ihrer lebendig heraustretenden Entfaltung, das Bild Gottes, ohne zwischen Vermögen und dessen dem Willen Gottes entsprechenden Thätigkeitsäusserung eine Unterscheidung eintreten zu lassen. Wie mit Luther, so verhalte es sich in diesem Stücke namentlich auch mit Calvin. Nun haben aber bekanntlich beide Männer für keinen Protestanten eine *symbolische* Autorität, sondern nur seine öffentlichen Bekenntnissschriften. Bey der Aufführung des katholischen Dogmas läfst der Vf., wie es Recht ist, das Concil von Trident und den römischen Katechismus vorangehen, Thomas von Aquino, Cajetan und Bellarmin aber erst nach abgemachter Sache, und von ihnen ausdrücklich abwehrend das Ansehen kirchlicher Satzung, hinterdrein kommen; für die Behandlung der protestantischen Ansicht zieht er das umgekehrte Verfahren vor. Doch die protestantische Kirche darf es nicht scheuen, dass auch in dem angeführten Puncte ihre Lehre ans Tageslicht gezogen werde. Wie sie sich den Urmenschen denke, das besagt unter Anderem in Uebereinstimmung mit der Apologie der A. C. (*Ed. Rechenb.* p. 53 sq.) die Concordienformel (*Solid. Declar. de peccat. orig.* p. 640): „*ad quam — imaginem Dei — homo initio in veritate, sanctitate atque justitia creatus fuerit.*" *Conf. Helv. I. C. VIII*: „*fuit homo ab initio a Deo conditus ad imaginem Dei, in justitia et sanctitate veritatis, bonus et rectus*, und eben so drücken sich der *Catech. Heidelb. I. Qu.* 6 und *Canon. Dord. C. III et IV. Act.* 1 aus. Wiewohl die protestantischen Symb. nun schon durch solche Erklärungen hinlänglich vor dem Vorwurfe, Gott als den Urheber des Bösen ausgegeben zu haben, geschützt sind, so finden sich ausserdem noch Stellen darin, welche solch' eine Behauptung mit den ausdrücklichsten Worten ablehnen. Hierhin gehören bereits der 19te Art. der A. C., die Beziehung und weitere Ausführung dieses Art. in der *Solid. Decl.* p. 369, das Anathema in der *Confess. Helv. I. Ed. Aug.* p. 18: „*Damnamus — omnes, qui Deum faciunt auctorem peccati,*" so wie die umständliche Aeusserung der *Declar. Thorun. III*, 1: „*Deus nequaquam est auctor ullius peccati* u. s. w. Demnach hätte der Vf., nach solchen anerkannten Declarationen, auf den Consensus der Katholiken und Protestanten in diesem Stücke hinweisen, und sich lieber so mancher harter Ausfälle gegen diese enthalten sollen, da, was hier als *Kirchenlehre* von beiden Seiten feststeht, keinen Dissensus erkennen läfst. Er wäre hiezu verpflichtet gewesen, da er allen protestantischen Symbolen es zusteht, dass sie sagen: „*Gott sey der Urheber des Bösen nicht.*" Unnöthig waren seine tadelnden Bemerkungen über eine Sache, die am Ende doch nicht existirt; unnöthig insbesondere, dass er (S. 19) so viel Aufhebens macht von einer früheren hierauf bezüglichen Ansicht Melanchthon's, welche dieser doch, nach des Vfs. eigenem Geständnisse, späterhin ablegte, und die nie symbolisches Ansehen erlangt hat. Und wozu soll es dienen, wenn das Concil von Trident sich abmüht, jene alte verschollene Meinung eines Privatmannes noch da zu verketzern, als die

protestantische Kirche in der A. C. u. a. a. O. davon das klare Gegentheil bereits ausgesprochen hatte? Will man aber in klüglicher Berechnung des Einflusses, welchen die Scholastiker durch ihre Erklärung der *justitia originalis* (als eines *accidens naturae speciei* oder *donum Dei superadditum*) und die Lehre von den *puris naturalibus* auf das ganze römische Lehrsystem äufsern, dennoch eine so wichtige Antithese mittelst des tridentin. „*constitutus*“ gegen das protestantische „*conditus* oder *creatus*“ sich erheben lassen, so müssen wir es doch zuvörderst als etwas höchst Bedenkliches erklären, auf die, mindestens schwankende, Deutung eines einzelnen Wörtleins hin ein ganzes Lehrgebäude aufführen zu wollen, sodann aber daran erinnern, dass die protestantischen Symbole, ihren Principien getreu, den angenommenen Ausdruck aus göttlicher Schrift entlehnten. Man denke z. B. nur an das A. T. בָּרָא in Genes. 1, 27. Um so befremdlicher muss aber hier der Gegenspruch erscheinen, weil man es selbst nicht gescheut hat, sich von der „*vetus et vulgata editio*“ (*librorr. sacr.*) zu entfernen, die in unserer Stelle sich nur des Wortes „*creare*“ bedient. Dass die protestantischen Symbole daher das Ebenbild Gottes als eine natürliche, ursprüngliche Beschaffenheit des Menschen ansehen, geschieht aus sehr einleuchtendem Grunde. Nicht so begründet finden wir den Vorwurf des Vfs. (S. 9), dass die Reformatoren zwischen dem Vermögen oder der Anlage und der Thatäusserung oder Entwickelung keinen Unterschied gemacht. Eine genaue Prüfung der angeführten Stelle aus der Apol. (p. 53 sq.) hätte ihn schon eines Anderen überzeugen sollen: „*justitia originalis habitura erat non solum aequale temperamentum qualitatum corporis, sed etiam haec dona, notitiam Dei certiorem, timorem Dei, fiduciam Dei, aut certe rectitudinem, et vim ista efficiendi.* Nachdem also Melanchthon die Eigenschaften des Urmenschen hier im Einzelnen als *dona Dei* bezeichnet, befasst er sie unter dem gleichnamigen Begriffe der *rectitudo*, worunter doch in diesem Zusammenhange nichts Anderes als eine *integritas* uud keine Actionen verstanden werden können; noch genauer drückt die hinzugefügte „*vis ista efficiendi*“ es aus, dass die angegebenen Gemüthsrichtungen nicht an bereits vollzogene, sondern erst zu vollziehende Handlungen, wozu die Möglichkeit in der Anlage gegeben worden — denken lassen. Gleicher Weise wird auch der Verlust dieser inneren Zustände durch „Krankheiten“ (*morbi*) von der Apologie bezeichnet (S. 52).

Die zweyte Hauptunterscheidung beider Bekenntnisse in dem vorliegenden Werke bildet, nach Hn. *M's*. Bemerkung, *die Lehre von der Freyheit*. Obgleich nun hier von Bekenntnissen (Symbolen) die Rede ist, so müssen doch Luther und Melanchthon dem Vf. abermals durch ihre Privatschriften die Stelle der öffentlichen Confessionen vertreten, und erst hinterdrein wird mit ein Paar Worten der C. F. erwähnt. Alles kommt darauf an, ob die Symb. der protestantischen Kirche behaupten: „dass der Mensch keine Freyheit besitze, dass alles (vermeintlich) freye Handeln nur auf einem Scheine beruhe, dass eine unabweisbare göttl. Nothwendigkeit Alles beherrsche, und alles menschliche Thun im Grunde nur Gottes That sey.“ Was nun zunächst die C. F. anlangt, so wird es dem Vf. zweifelsohne bekannt seyn, dass sie selbst nicht von allen Lutheranern als eine symbolische Bekenntnissschrift recipirt worden ist (vgl. *Baumgarten's* Erläut. der im christl. Concordienb. enth. symb. Schriften der ev. luth. Kirche. 2 Ausg. S. 299), dann aber auch, dass bey aller Beschränkung, die sie der menschlichen Freyheit giebt, sie dem Menschen dennoch eine *capacitas passiva* (S. 662) zur Bekehrung beylegt, und endlich die Meinung, dass alle Handlungen der Menschen nothwendig seyen, ausdrücklich verwirft (S. 580): *Repudiamus et damnamus delirum Philosophorum Stoic. dogma, quemadmodum et Manichaeorum furorem, qui docuerunt, omnia, quae eveniant, necessario fieri, et aliter fieri prorsus non posse: et hominem omnia coactum facere, etiam ea, quae in rebus externis agat: eumque ad designanda mala opera et scelera — — cogi.* Noch weniger aber läfst sich aus den früheren Symbolen der Lutheraner eine Nothwendigkeit, wodurch die menschl. Freyheit aufgehoben würde, erweisen, und von den Ref. Symb. mag es uns nur vergönnt seyn, die *Confess. belg.* reden zu lassen, wo es Art. XIV. von dem gefallenen Menschen heisst: „*Praeclara illa omnia dona, quae a Deo acceperat, amisit. Adeo ipsi tantum exigua quaedam illorum vestigia remanserint.*“ — Irrig ist übrigens (S. 14) die Meinung, dass Calvin sich den Lutheranern darin entgegengesetzt, dass er ausdrücklich die Willensfreyheit erwähne, mit welcher der Urmensch begabt gewesen sey. Denn in der vorhin angef. Stelle aus der Apol. begreift die dort statuirte *rectitudo* vermöge ihrer einzelnen Theile, z. B. der *fiducia*, die Freyheit schon in sich, und ein Gleiches ist der Fall Apol. S. 55, wo von den *superioribus viribus* die Rede ist, nicht minder geht es aus dem Gegensatze in den *Artic. Smalc. III*, 1 (*de peccato*) ganz consequent hervor, wo dem gefallenen Menschen *bona voluntas* und *lib. arbitrium* abgesprochen werden. Nachdem es dem Vf. befremdlich erschienen war, dass ein *Chemnitz* die Ursache des Moralisch-Bösen als eine verwickelte Materie betrachtet habe, fährt er (S. 19) fort: „Gleich als hätte die Frage „Woher das Böse“ im 16 Jahrh. zuerst die Aufmerksamkeit der Christen in Anspruch genommen; gleich als liesse uns die heil. Schrift auch nur im Geringsten zweifelhaft, wie sie zu beantworten sey; gleich als wäre sie nicht schon im 2 u. 3 Jahrh. wirklich gelöst worden!“ Rec. muss bekennen, dass er im ganzen Buche keine Stelle mit gröfserem Interesse gelesen, als diese, und dass er in der höchsten Spannung die Antwort auf jene Frage gesucht, die über zwey Jahrtausende die Koryphäen unter den menschlichen Denkern beschäftigt hat, und bis auf diesen Tag beschäftigt, aber immer noch nicht zur allseitigen Genüge beantwortet ward. Da wir

sie jedoch, trotz sorgfältiger Nachforschung, weder vor noch hinter jenen angeführten Worten unseres Vfs. antreffen konnten, so müssen wir dieselben für eine anmaſsende Illusion erklären, die einem Werke, das auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch macht, gewiſs nicht zur Zierde gereicht.

Im II Cap. geht der Vf. zur *Lehre von der Erbsünde und ihren Folgen* über. Hier wird gleich Eingangs die protest. Auffassung der Erbsünde eine Lehre genannt, die beynahe nach allen Beziehungen hin *ohne Sinn und Verstand sey*, und im Verlaufe der Abhandlung (S. 65) behauptet, daſs *die Reformation* (folglich auch das betreffende Dogma unserer symb. BB.) *aus einer tiefen, mit keinem Worte hinlänglich zu bezeichnenden Verkehrtheit ausgegangen sey*. Somit wäre demnach dem protest. Dogma von der Erbsünde ein Charakter beygelegt, der in intellectueller Hinsicht eben so bedauernswürdig, als in ethischer Beziehung abscheulich genannt werden müſste. Es ist schwer, bey solchen Aeuſserungen den Unwillen nicht ausbrechen zu lassen, den sie verdient haben. Daſs sowohl die Katholiken als Protestanten die Lehre von der Erbsünde mit ihren verschiedenen Bestimmungen über das göttliche Ebenbild des Menschen in genaue Verknüpfung setzen, ist bekannt, und eben so ist es nachgewiesen, daſs das folgenreiche „*constitutus*“ der *Scholastik*, das nicht minder wichtige „*creatus*“ aber der *Bibel* entlehnt sey. Es mag daher der bloſse Verlust der *donorum supernatural.* und die Rettung der *puror. naturalium* vom kathol. Standpuncte gerechtfertigt werden, protest. Seits wird man sich mit der Behauptung einer durch den Sündenfall bewirkten Depravation der natürlichen Kräfte des Menschen selbst keiner Inconsequenz zu schämen haben. Ist aber die protestantische Beschwerde über die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, mit welcher sich die Synode von Trident (*Sess. V. decret. de pecc. orig. VI. c. V*) über die Erbsünde verbreitet, etwa mit der declamatorischen Frage abgestellt: „wie durfte, wie konnte die Synode sich genauer und schärfer aussprechen? wie konnte sie sich irgend ermächtigt glauben, den Kitzel unserer Wiſsbegierde bis auf seine geringsten und albernsten Wünsche hiezu befriedigen, da weder die h. Schrift, noch die allgemeine Tradition dazu berechtigen?“ Und doch scheint Hr. *M.* in seiner Beleuchtung des protestantischen Dogma's eine solche Berechtigung durchweg in Anspruch zu nehmen, wenn er darauf ausgeht, es in die scheinbar grellsten Contraste mit sich selbst zu setzen, und es in diesen Contrasten hinauszuleiten bis zu seinen äuſsersten Consequenzen. Treffend findet Hr. *M.* die Bemerkung Pallavicini's, daſs, „wenn die Kirche *keine genaue* Begriffsbestimmung von der Erbsünde zu geben vermöge, es doch hinreichend sey, *das zu bejahen, was die Erbsünde nicht sey.*“ Treffend finden wir aber solch ein Geständniſs weder zum Beweise für die Präponderanz römischer Intelligenz, noch auch für protestantische Sinn- und Verstandlosigkeit, zumal da es nicht abzusehen ist, wie die katholische Ansicht von der Concupiscenz — wonach die durch die verschuldete Sünde bewirkte Privation doch selbst nicht Sünde seyn soll — mit irgend einem metaphysischen oder moralischen Gesetze, mit den Resultaten der menschlichen Erfahrung und mit der Lehre der heil. Schrift (z. B. Röm. 5, 12 ff.) im Einklang stehen könne; wie ferner es nach „allem erleuchtetem Denken“ des Menschen mit einander zu vereinbaren sey, daſs derselbe jene *supernaturalia s. superaddita* verloren, und durch die Sünde, dem Leibe und der Seele nach, zum Bösen umgeändert worden sey (*in deterius commutatum*), ohne daſs er dazu eine Anlage gehabt, und wie dann zuletzt eine solche Anlage bestehe mit den allgemein christlichen Ideen von dem Wesen Gottes. Das hat weder das Concil. von Trident, noch Hr. *M.* beantwortet, und Alles, was hier *über* die Schrift, sey es in seinem Grunde oder in seinen Folgen, hinaus aufgestellt oder gefragt wird, müssen auch wir (mit der *Confess. Helv. I. Art. VIII.*) unter die „*quaestiones curiosas*“ verweisen. Nimmt man aber Anlaſs, die protest. Lehre von der Erbsünde auf eine unmoralische Weise in die Praxis des Lebens hinüberzutragen, so liegt der Grund davon so wenig in der letzten selbst, als ihrer Quelle, der heil. Schrift, aus der sie geflossen ist, und es folgt daraus gewiſs nicht das Recht, jenem Dogma eine Verkehrtheit als Substrat unterzuschieben, die wir in so hochwichtigen und heiligen Dingen, wo sie sich auch finden möchte, nur mit der höchsten Indignation betrachten könnten, die aber bisher auch nur behauptet worden ist, ohne vorher bewiesen worden zu seyn. Auf den praktischen Moment des kathol. Dogma's werden wir gleich unten zurückkommen.

Im III Cap. folgen die Gegensätze in der *Lehre von der Rechtfertigung*. Indem der Vf. die katholische Lehre über diesen Punct nach den Bestimmungen der VI Sess. des Trid. Kirchenraths mit der Lehre von der Ursprünglichkeit des Menschen und den Folgen des Sündenfalles in Verbindung bringt, glaubt er dennoch behaupten zu dürfen, daſs der Mensch sich dem katholischen Lehrbegriffe zufolge *nur auf die Verdienste Christi stütze*, und weil er so von eigenen Verdiensten Nichts wisse, sey er leidend, *thatlos* und lasse Gott allein wirken. Diese Behauptung, die recht wohl in die protestantische Dogmatik aufgenommen werden könnte, finden wir aber weder von dem Trid. Concil noch auch von unserem Vf. mit den weiteren Auseinandersetzungen in einen richtigen Zusammenhang gebracht. Denn, wenn das Erste auch auf die Zurechnung des Verdienstes Christi, und die Einflöſsung einer göttlichen Gerechtigkeit (l. c. C. 7, 11) hinweiset, so sind es *diese doch nicht allein*, wodurch die Rechtfertigung des Sünders zu Wege gebracht wird, sondern es muſs, nach der katholischen Ansicht, die *menschliche Kraft* schon zur Eröffnung des Begnadigungs-Actes hinzutreten, dazu ihre Beystimmung geben und mitwirken (*assentiendo et cooperando*), und erst durch diese Zusammenwirkung *theils* göttlicher, *theils* menschlicher Kräfte, kann jener Act zur Ausführung gebracht

werden. „So wird — um auch die Worte des Vfs. (S. 71) zu gebrauchen — durch die *in einander wirkende* Thätigkeit des h. G., *und des* mit Freyheit sich ergebenden *Menschen* die eigentliche Rechtfertigung eingeleitet." Wenn die letzte daher wenigstens theilweise von menschlicher Mitwirkung abhängig gemacht wird, so verhält es sich mit der *ausschliesslichen* Berufung auf die Verdienste Christi doch nicht ganz richtig, und die Beseligung des Gerechtfertigten erscheint nicht mehr als pure Gnade, sondern mindestens in einer Beziehung als ein *debitum* Gottes und ein Verdienst des Menschen. Desswegen können wir auch, nach der ernstesten Prüfung des katholischen Systems, dasselbe in diesem Stücke von pelagianischen Irrthümern immer noch nicht freysprechen, wie sehr man dieselben auch abzuleugnen sich bemüht, und die Verwechselung des Subjectiven und Objectiven, die der Vf. (S. 84) dem protestantischen Lehrbegriffe in der Rechtfertigungstheorie Schuld giebt, finden wir somit gerade an dem katholischen tadelnswerth. Nachdem der Vf. (S. 98) in dem Sinne des Tridentinums erklärt: „*ohne menschliches Thun kann Gott im Menschen* keinen Glauben, keine Hoffnung, keine Furcht, keine Reue, keine Liebe hervorbringen, und darum auch die Gesammtwirkung von allem Dem nicht" — stellt er die sonderbare Frage auf: „folgt nun aber, dass, weil der Katholik dieses glaubt, er auch glauben müsse, Gott theile je seine *weiteren* Gnadenbeweise *desshalb* mit, weil der Mensch sein Mitwirken bey den früheren nicht versagt hat?" Hierauf wollen wir nur statt einer protestantisch-consequenten Antwort die Trident. Väter selbst reden lassen: „*Si quis dixerit, hominis justificati bona opera ita esse dona, ut non sint etiam bona ipsius justificati merita; aut, ipsum justificatum bonis operibus, quae ab eo per Dei gratiam, et J. Chr. meritum, cuius vivum membrum est, fiunt, non vere mereri augmentum gratiae, vitam aeternam etc. a. s. Sess. VI. Can.* 32. — Der Vf. bemüht sich S. 105 (vergl. S. 139) gegen die protestantische Ansicht von der Rechtfertigung jene alten, schon so oft beantworteten Klagen von ihrem gefährlichen Einflusse auf die Heiligung wieder geltend zu machen, aber er thut es mit keinem grösseren Glücke, wie seine katholischen Vorgänger. Es ist auch schwer einzusehen, wie Jemand, der nur den VI Art. der A. C. und den III Th. des Heidelb. Katechism. gelesen hat, den Protestanten so Etwas aufbürden kann. Ist es protestantische Lehre, dass die guten Werke ein Zeichen des rechtfertigenden Glaubens und jene aus diesem hervorgehen (vergl. *Luther's* Disputation über die Frage, ob die Werke zur Rechtfertigung gehören? *Walch's* Ausgabe XIX Th. S. 1723, 1724 Art. Smalc. XIII), ohne dass sie als Grund der Rechtfertigung betrachtet werden dürfen — so behaupten wir mit der A. C. Art. XX: „*hinc facile apparet, hanc doctrinam non esse accusandam, quod bona opera prohibeat, sed multo magis laudandam, quod ostendit, quomodo bona opera facere possimus.*" Ein Glaube, der so den Welterlöser *ganz* und als den *einigen* Grund unserer Seligkeit umfasst, und die Liebe zum Merkmal stellt, ist doch gewiss kein „*ausgehöhltes, leeres Ding*" (S. 135), und wer sich unter ihm Nichts denken kann, läuft Gefahr, über die eigene Denkkraft bey Anderen sehr ominöse Gedanken in Aufregung zu bringen. Es ist uns fast lächerlich vorgekommen, wie der Vf. zur höheren Accreditirung der katholischen Rechtfertigungslehre sich auf *Schleiermacher* berufen konnte, und aus dessen Predigten auf eine Stelle provociren durfte, die wir in dessen Festpredigten (nicht S. 283, sondern 285) mit anderen Worten, und nach unserer Ansicht in einem anderen Sinne, als Hr. *M.*, angetroffen haben. In der sehr gehaltvollen Charfreytags-Predigt *S's* über die dem römischen Messopfer gewiss nicht günstige Stelle Hebr. 10, 8—12 heisst es unter Anderen (S. 279): „So möge auch die heutige Feier des Todes Christi uns aufs Neue befestigen auf diesem Glaubensgrund *unserer* Kirche, dass wir auch in dieser Beziehung (das Gedächtniss der Sünde) auf nichts Anderes sehen, als auf das vollkommene Opfer Christi am Kreuze *einmal* geschehen." Auch behauptet *S.* (S. 289) im Sinne der protestantischen Kirche, dass unsere Kräfte vor der Gemeinschaft mit Christo *ganz unterdrückt seyen*. Sollten einmal *S.'s* Predigten hier angezogen werden, dann wäre es rathsamer gewesen, dessen VI im J. 1831 herausgebene Sammlung (in Bezug auf die Feier der Uebergabe der A. C.) anzuführen, wo in der 4 Predigt ausführlich *von der Gerechtigkeit aus dem Glauben* gehandelt wird.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Neustadt a. d. O.*, b. Wagner: *Tagebuch des kleinen Melzer*, für Kinder reiferen Alters. Von *L. V.* Mit mehreren Kupfern. Ohne Jahrzahl. 230 S. 8. in Pappband. (1 Thlr. 6 gr.)

Die Geschichte eines armen Knaben, der seinen Eltern verloren ging, in die Hände schlechter Pflegeltern kam, die sich seiner Habseligkeiten, die bey ihm gefunden wurden, bemächtigten, der aber gute Menschen fand, die sich seiner annahmen und endlich von seinen Eltern, die ihn todt glaubten, wieder aufgefunden wird. Der Vortrag ist den Verstandeskräften der Jugend angemessen, und wird nicht verfehlen, auf empfängliche Gemüther einen guten Eindruck zu machen. Rec. hat diess selbst wahrgenommen und kann so das Büchlein als ein passendes Geburtstags- und sonstiges Fest-Angebinde empfehlen. Die Bilder könnten freylich besser seyn; auch ist das Papier zum Text etwas grau.

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

THEOLOGIE.

Mainz, b. Kupferberg: *Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.* Von Dr. J. A. *Möhler* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im IV Capitel werden die Gegensätze in der *Lehre von den Sacramenten* behandelt. Die katholische Definition des Sacramentes entlehnt Hr. *M.* aus dem Catech. Rom. II 1, 6 und eben so den Zweck ihrer Einsetzung; was aber die Art betrifft, in welcher das Sacrament die heiligmachende Gnade zuwende, so bezieht er sich dessfalls auf den 8 Can. der VII Sess. des Triden. Concils, und sagt, dass nach der katholischen Kirchenlehre das Sacrament in den Menschen wirke, vermöge seines Charakters, als eine zu ihrem Heile von Christus bereitete Anstalt (*ex opere operato scl. a Christo*). Diess erklärt er genauer (S. 192): „Die Sacramente überbringen eine vom Heilande uns verdiente göttliche Kraft, die durch keine menschliche Stimmung, durch keine geistige Verfassung und Anstrengung ermittelt werden kann, sondern durch Gott um Christi willen *schlechthin* im Sacramente gegeben wird." Das Verhältniss, in welches dadurch das Sacrament zu seinem Empfänger gesetzt wird, möchte nun demjenigen wohl sehr ähnlich seyn, welches nach des Vfs. Angabe von den Protestanten zwischen dem gefallenen Menschen und der ihn wieder verneuernden göttlichen Gnade angenommen wird, und so grossen Tadel in diesem Buche erfahren hat. Hier fehlt es dem katholischen Lehrbegriffe offenbar an Consequenz, oder, wie lässt sich diese Behauptung vereinigen mit jener anderen, so streng hervorgehobenen und als nothwendig ausgegebenen Lehre, dass der Mensch sich schon zur ersten Aufnahme der göttlichen Gnade und Rechtfertigung geschickt machen könne und solle? Hr. *M.* scheint diesen Widerspruch gefühlt zu haben; aber, um ihn aufzuheben, verwickelt er sich in einen noch grösseren und hebt die eigentlich katholische Kirchenlehre selbst auf. „Allerdings — sagt er (S. 192) — muss sie (die Sacr.) der Mensch *empfangen* und deshalb *empfänglich seyn*, was sich in der Reue und dem Schmerze über die Sünde, in der Sehnsucht nach göttlicher Hülfe und dem *Glauben* ausspricht; allein er vermag sie *nur* zu empfangen, und darum *nur* empfänglich zu seyn." Wie wenig die letzte Restriction zur Aenderung des Hauptmoments in dieser Concession auf sich habe, ist klar, aber wohl ebenso gewiss, dass er sich damit in Opposition gegen die Bestimmung des Tridentinums setzt. Denn, wenn es in demselben (Sess. VII. Can. 8) heisst: „*Si quis dixerit per ipsa novae legis sacramenta ex opere operato non conferri gratiam, sed solam fidem divinae promissionis ad gratiam consequendam sufficere, a. s.*" — so ist doch offenbar das Anathem nicht ausgesprochen worden über diejenigen, welche schlechthin behaupten, *per ipsa novae legis sacr. ex opere operato conferri gratiam,* sondern nur über Solche, die sich mit der Antithese begnügen, *solam fidem div. promissionis ad gratiam consequendam sufficere.* Letztes ist deutlich genug von dem Concil im Gegensatze gegen den Protestantismus aufgestellt worden. Mit den nämlichen Widersprüchen finden wir die weitläuftigen Erörterungen *Bellarmin's* über diese Materie (*de effectu Sacr. L. II c.* 1 *p.* 119 *sq. Ed. Colon.* 1619) angefüllt, und jeden Falls scheint es uns zu weit gegangen zu seyn, wenn derselbe das Tridentinische „*non ponentibus obicem*" (S. 123) so deutet: „*fides et poenitentia non efficiunt gratiam sacramentalem, neque dant efficaciam sacramentis, sed solum tollunt obstacula, quae impedirent, ne sacramenta suam efficaciam exercere possent.*" Mehr als eine Neutralität von Seiten des Empfängers wird, nach den Worten des Tridentinums, zur Wirksamkeit des Sacramentes nicht erfodert werden können: das ist aber noch lange keine *fides.* — Wir können mit der Bemerkung unseres Vfs. uns nicht einverstanden erklären, wenn er (S. 194) sagt: „dass die Katholiken *sieben* Sacramente zählen, bedarf keiner weiteren Ausführung." Eine solche, oder vielmehr der Versuch einer wenigstens traditionellen Begründung dieser Anzahl, musste hier allerdings erwartet werden. Welchen Werth die katholische Kirche hierauf lege, geht deutlich aus dem 1 Can. der VII Sess. der Trident Synode hervor: „*Si quis dixerit, sacramenta nov. leg. — aut esse plura vel pauciora quam septem — — a. s.*" Den Protestanten ist ja doch von den Katholiken bis auf diesen Augenblick noch nicht der Beweis geliefert, dass sich ihre Siebenzahl auch nur aus den Vätern rechtfertigen lasse. Noch anmassender ist aber die (S. 194, 200) Behauptung: „Die Siebenzahl wurde *im Widerspruch mit der Schriftlehre* — auf die Zweyzahl herabgesetzt." Dieser Vorwurf wäre doch nur in dem Falle gerecht, dass in der heiligen Schrift sich eine Definition des Sacramentes vorfände, und diese dann von den Protestanten umgeändert worden wäre, oder auch jene 7 von den Katholiken re-

cipirten Religionsgebräuche im N. T. wirklich als *Sacramente* bezeichnet würden. Dafs aber keines von beiden der Fall fey, darf Rec. als allgemein bekannt vorausfetzen. Bey der Vieldeutigkeit aber, welche das chriftliche Alterthum dem Worte *μυστήριον*, *facramentum*, gegeben hat, wird man es der einen chriftlichen Religionspartey billiger Weife eben fo wenig als Vergehen anrechnen können, dafs fie fieben, als einer anderen, dafs fie nur zwey Gebräuche in ihrem Cultus mit dem Namen der Sacramente bezeichnet hat. Hier kommt es nur darauf an, dafs fie aus einer erweislich chriftlichen Quelle abgeleitet, der Erbauung wahrhaft förderlich, und dem Begriffe, welchen man damit verknüpft, durchaus angemeffen find. Keines diefer drey Merkmale wird aber jenen beiden Handlungen, welche die proteftantifche Kirche als Sacrament anerkennt, von den Katholiken abgefprochen; dagegen kann fie die bekannten anderen 5 Ceremonieen der letzten als Sacramente nicht gelten laffen, weil man katholifcher Seits von ihnen in demfelben Sinne, wie von der Taufe und dem Abendmale, behauptet, dafs fie von Chriftus felbft eingefetzt (*fuiffe a J. Chr. inftituta*), im wahren und eigentlichen Sinne (*vere et proprie*) Sacramente feyen. Wir können es defswegen nicht annehmen, weil dafür, dafs fie *folche* Gebräuche feyen, noch Keiner, auch unfer Symboliker nicht, Beweife aus der heiligen Schrift beygebracht hat. Vergeblich müffen wir aber die Mühe erachten, welche diefer zur Begründung ihrer facramentalifchen Autorität auf eine verfchönernde Idealiftik (S. 201—205) verwandt hat, weil kein Irrthum durch phantafiereichen Schmuck zur Wahrheit erhoben wird. — *In dem Artikel von der Bufse* bezieht fich Hr. *M.* (S. 230 ff. vergl. 238) zur Begründung des Satzes, dafs die zeitlichen Leiden Genugthuungen für gewiffe Sünden feyen, auf das Urtheil „des *gemeinen* Mannes," welcher bey den ihm begegnenden Drangfalen fpreche: „ich habe fie verdient" — welch' ein Argument für einen Gelehrten! Dafs wir die Leiden diefer Zeit nicht nur verdient, fondern mehr als fie verdient haben, ftellt kein Proteftant, nach dem Lehrbegriffe feiner Kirche, in Abrede; aber wohl dafs wir für unfere Sünden keine Genugthuung (*fatisfactio*) leiften können (Luk. 17, 10), fondern diefe lediglich bey, in und durch Chriftum zu erlangen fey. Hr. *M.* hat fich übrigens enthalten, die menfchlichen fogenannten Satisfactionen näher zu bezeichnen. Warum that er das? — Was die hieher gehörige Lehre *vom Ablaffe* betrifft, fo bemerkt der Vf.: „die Synode von Trident fetzt aus guten Gründen nichts Weiteres feft, als dafs die Kirche das Recht habe, Abläffe zu ertheilen" — feine tridentinifche Geiftesverwandtfchaft und Anhänglichkeit mögen ihn felbft auch wohl beftimmt haben, diefer höchft wichtigen Lehre der katholifchen Kirche nicht einmal den Raum *einer* Seite zn gönnen. — In dem Artikel von dem *heiligen Sacrament des Altars und der Meffe* (S. 236 ff.) fagt er: „Die Meffe der Katholiken, als Opfer betrachtet, ift die Feier der in Ch. J. von Gott der Menfchheit ertheilten Wohlthaten, und beftimmt, durch Darbingung Chrifti, theils in Lob, Preis, Dank und Anbetung das freudige Gefühl des Erlöftfeyns der Gläubigen auszudrücken, theils die Verdienfte J. Ch. zu fortwährender Aneignung zu bringen." Die proteftantifche Anficht vom Abendmale ift hier mit der katholifchen Lehre von der Meffe, wie es fcheint nicht ohne Vorbedacht, vermengt worden; denn auch der Proteftant feiert das heilige Abendmal, um fich der, durch den Tod Chrifti erworbenen Erlöfung lebendiger bewufst zu werden, fich diefelbe inniger anzueignen, und feinem Erretter dafür zu danken; auch verweigern kann der Proteftant es gar nicht, dafs folche Handlungen mit dem Namen eines Opfers bezeichnet werden. Aber es ift einleuchtend, dafs dadurch das Abendmal kein Opfer an fich felbft fey, fondern nur als eine gottgefällige Beziehung auf das Opfer Chrifti am Kreuz betrachtet werden könne. Damit aber begnügt fich die katholifche Kirche nicht, fondern erklärt daffelbe für ein wahres und eigentliches Opfer (*verum et proprium facrificium*). Diefs ift der proteftantifchen Kirche geradezu entgegen, denn nach ihrer Anficht ift jegliches Opfer und Priefterwefen im letzten Sinne durch den Kreuzestod Chrifti gänzlich abgefchafft, und die Behauptung des Gegentheils der reinen Schriftlehre (Hebr. 9, 12 25. 10, 10 12) zuwider. Daher denn auch die römifche Eintheilung des Abendmals in *facramentum euchariftiae* und *facrificium miffae* im proteftantifchen Syfteme gar keinen Platz finden kann. Anlangend die römifche *Verwandelungslehre*, fo kann es keineswegs genügend erfcheinen, derfelben irgend eine beliebige philofophifche Deutung zu geben, fondern hier kommt es allein darauf an, ob eine Theorie, welche mit keinem Denkgefetze des menfchlichen Geiftes vereinbar und den Sinnen offenbar widerfprechend ift, fich aus der Schrift rechtfertigen laffe. S. 253 fagt der Vf., dafs diefe Lehre ganz unzweifelhaft, obfchon bald klarer, bald minder klar, ftets in der Kirche vorhanden gewefen fey. Das beftätiget die heilige Schrift nun zwar gar nicht; allein für den Katholiken ift das ja auch auf feinem Standpuncte nicht nothwendig, wenn er es nur begründet findet in der Tradition. Doch auch die angefehenften K. V.V. ftimmen in ihrer Anficht nicht mit jener Ausfage überein, und wenn fie auch bey der Lehre vom Abendmale von einer *μεταβολή* reden, fo halten fie doch nicht dafür, dafs mittelft derfelben eine Verwandlung der *Subftanzen* des Brodes und Weines vorgehe. Vgl. *Juftin. Mart. Apol. mai. ed. Col. p.* 98. *Iren. adv. haeref. IV*, 17 18. *Origen. Comment. in Matth. Opp. T III*, *p.* 898. *Tertull. contr. Marc. IV*, 40. *Cyrill. Hierof. Catech. XXI*, § 3, in welcher letzten Stelle die Veränderung, welche durch die Confecration mit dem Chrisma vorgeht, mit dem geweihten Abendmalsbrod verglichen wird, ohne dafs man an eine fubftantielle Veränderung des erften gedacht hätte. *Augufl. Epp. XCVIII*: „*fi enim facramenta quandam fimilitudinem earum rerum, quarum facramenta funt, non haberent, omnino facramenta*

non essent. — — Sicut ergo secundum quendam modum sacramentum corporis Christi corpus Christi est, sacramentum sanguinis Chr. sanguis Chr. est, ita sacramentum fidei fides est.“ Vgl. *Gelas. de duab. natur. in Christo, in Bibl. max. Patr. T. VIII.* p. 703 u. m. A. — Die Verstümmelung des h. A. durch die *Kelchentziehung* finden wir auch in obigem Werke mit keinem unbekannten oder haltbaren Motive der Röm. Kirche unterstützt, und der N. T. Institution des Sacr. geradezu entgegen. — Uebrigens müssen wir es für eine Unvollständigkeit ansehen, dass der Vf. in diesem Cap. der *Firmelung, Ehe, Priesterweihe und letzten Oelung* nur im Vorbeygehen erwähnt, und nicht jeden dieser Acte in einem besonderen Abschnitte, wie sich diess für eine Symbolik gehört, behandelt.

Das V Cap. beschäftigt sich mit den Gegensätzen in der *Lehre von der Kirche.* Erst nachdem der Vf. die einzelnen Lehrpuncte des kathol. Systems in seiner Weise dargestellt hat, führt er uns schliesslich zu dem Grunde hin, woraus alle Dogmen seiner Kirche entsprungen sind, und jedem ein eigenthümliches Gepräge mit gegeben worden ist. Von den Bächen langen wir bey der Quelle an, woraus sie abgeleitet sind. Hier gilt es nun „Seyn oder Nichtseyn!“ Das früher so reichlich in dem Buche angeführte Concil, worauf der Vf. seine Rede, wie auf einen Felsen, zu bauen suchte, verschwindet in diesem Abschnitte fast ganz. Es ist aber sehr schlimm, dass gerade da, wo die Hauptstärke sich entfalten und der Sieg den ersten Platz finden könnte, sich die bekannte schwache Seite des Katholicismus zeigt, und man auch dem Hn. *M.* es nicht zugestehen kann, dass er ungeachtet mancher künstlich ausgesponnenen, jedoch immerhin willkührlich gebildeten Deductionen, Etwas zum Triumphe seiner Partey über den Protestantismus beygetragen habe. Die Trid. Synode zog bekanntlich die *Annahme* des göttlichen Ansehens der Kirche dem *Beweise*, dass ihr solches wirklich gebühre, vor, und von diesem Standpuncte aus dogmatisirte, decretirte und anathematisirte sie. Es war auch klüger, hier die eigentliche Aufgabe zu verschweigen, als sie vor die Augen der Welt hinzustellen und ungelöst hinter sich zu lassen. Wie denn ferner auch nicht geleugnet werden mag, dass es nichts Schwereres geben könne, als die eigene Autorität aus der eigenen Autorität zu erweisen. An die heil. Schrift ist dabey nicht zu denken; denn diese erhält ja, nach kathol. Lehrbegriffe, ihre Geltung und Deutung erst von der Kirche selbst. Mehrmals kommt freylich der Vf. in diesem Cap. darauf zurück, dass es Luthern nicht klar gewesen, was es heisse: „das Wort ist Fleisch, ist Mensch geworden“ und daraus will er die Richtigkeit der Vorstellung herleiten, welche sich die Katholiken von der Kirche gebildet haben. Consequent ist dieses nun freylich nicht, was aber die Klarheit über die wunderbare Erscheinung „das Wort ward Fleisch“ betrifft, so haben wir sie bey Hn. *M.* in keinem höheren Grade gefunden, als sie bey *Luther* (s. dessen Ausleg. des Ev. Joh. Cap. I u. II. *Walch.* Ausg. Th. VII. S. 1555 ff. S. 1840 n. 1841) bereits einige Jahrhunderte früher anzutreffen ist; die Beweiskraft endlich, die in jenem Factum liegen soll, halten wir dem kathol. Begriffe von der Kirche eher widersprechend, als förderlich. Denn soll die Kirche dem menschgewordenen Gottessohn analog gebildet werden, so kann man nur in sofern Jemanden als ein Glied derselben ansehen, als sein Inneres mit dem Inneren Christi verbunden, eine himmliche Richtung genommen, und mit der äusseren Lebenserscheinung sich zur heil. Harmonie auflöset. Es würde die Kirche demnach ihren Grund und ihre Haltung immerhin in dem unsichtbaren Reiche der Geister und Herzen aufzuweisen haben, die allein durch das Band des Glaubens und der Liebe mit Christo, ihrem Haupte, verknüpft, die Gemeinschaft der Heiligen bilden (vgl. *Luth.* vom Papstth. zu Rom. *Jen.* Ausg. Th. I. f. 294. *Walch.* Th. XVIII. S. 1212.) und deren äussere Kennzeichen Luther schon im J. 1520 in der eben angef. Schr. (*Jen.* I. 297. *Walch.* XVIII. S. 1222) „die Taufe, Sacrament und das Evangelium“ nennt. Schon hiedurch gelangen wir zu dem protest. Begriffe der Kirche (A. C. p. II. Conf. Helv. II. c. 17), nicht aber zu dem kathol., wo man sie aus Guten und Bösen (*duo hominum genera bonorum et improborum — bonos et improbos ecclesia complectitur. Cat. Rom. I.* 10, 6, 7) zusammensetzt. — S. 282 sollen die Protestanten wieder zur Anerkenntniss und Dankbarkeit gegen die Röm. Kirche gebracht werden, weil die letzte ihnen zum *Kanon* der h. Schriften verholfen habe. Nun aber ist es ja schon so oft von den Protest. deutlich genug erklärt worden, dass sie die Väter der ersten Jahrhh. nur als historische Zeugen, nicht aber als die Kirche selbst betrachten, und dass sie die Göttlichkeit eines bibl. Buchs aus seiner *inneren* Beschaffenheit, und nicht aus dem Beyfalle herleiten, welcher ihm aus jenen menschlichen Quellen zufliesst. Da jedoch, wie der Vf. (S. 283) selbst bemerkt, in Bezug auf den Kanon der heil. Schr. zwischen den Protest. und Kath. einiger *Unterschied* Statt findet, so geht wohl schon daraus hervor, dass nicht das Ansehen der Röm. Kirche, sondern etwas Anderes es müsse gewesen seyn, was Jene bey der Feststellung des Schriftverzeichnisses geleitet habe. S. 285, wo von der *exegetischen Tradition* gehandelt wird, sagt der Vf.: „ihre (der Kirche) Erklärung erstreckt sich nur auf die *Glaubens- und Sitten-Lehre,*“ also auf das *ganze* Gebiet der Schrift, sofern dasselbe eine Erklärung für den Sinn und das Leben der Menschen nöthig macht; und doch setzt die Kirche, wie ebendaselbst behauptet wird, alle wissenschaftliche Auslegungskunst bey Seite, und erklärt die Bibel nicht nach den Regeln und bekannten Hülfsmitteln einer grammatisch-historischen Interpretation — vielmehr bezeichnet sie den Lehrinhalt derselben im Gesammtgeiste eben dieser heil. Schr. — wie ist es dann aber möglich *die Bibel zu erklären?* oder, wenn's geschähe, wie könnte es einem vernünftigen Menschen zugemuthet werden, eine solche Erklärung für zuverlässig,

und als Richtschnur seines Glaubens und seiner Sitten anzuerkennen? — S. 286 sagt der Vf.: „die Gewissheit, welche die kath. Kirche von der Wahrheit ihrer Sätze hat, ist eine unmittelbare, da sie ihr Dogma aus dem Munde Christi und seiner Apostel vernahm, und dasselbe ihrem Bewusstseyn, oder, wie Irenäus sich ausdrückt, ihrem Herzen durch die Kraft des göttl. Geistes unauslöschlich eingeprägt ist.“ Hier ist abermals das *zu Erweisende* als *erwiesen angenommen*; aber würde es auch dafür anerkannt, so müsste die h. Schr. überhaupt, und insbesondere die Briefe an einzelne Gemeinden der Christen, als ganz überflüssig erscheinen. Wie aber der Röm. Kirche, oder dem Röm. *Corpus Clericorum* jene Gewissheit eingedrückt sey, haben wir erlebt, wenn ein Concil das andere restringirte, denuncirte u. s. w.; wir haben es erlebt, als die Griechen sich von Rom lossagten, die Jesuiten eingesetzt, abgesetzt und wieder eingesetzt wurden, und wir erleben es noch immer, wo man bey aller vorgeblichen Einheit nicht einmal darüber einverstanden ist, ob das Papal- oder Episcopal-System das richtige sey (S. 297).

Was die symbol. Gegensätze der kleineren christl. Secten, der *Mennoniten, Quäker, Herrnhuter, Methodisten, Schwedenborgianer, Socinianer und Arminianer*, im II B., betrifft, so können wir uns um so eher einer besonderen Beurtheilung dieses Abschnittes überheben, als das Abweichende jener Confessionen, sowohl in Materie als Form, von einem Protestanten, sofern es dem Lehrbegriffe seiner eigene Kirche widerstreitet, nicht in Schutz genommen werden kann; die übrigen symb. Bestimmungen derselben aber, welche gemeinschaftlich gegen den Katholicismus gerichtet sind, bereits so weit, als die Grenzen dieser Anzeige verstatteten, berücksichtigt worden sind. Nur bemerkt Rec. noch, dass es der Ungleichförmigkeit halber in der Darstellung nicht zu billigen sey, wenn der Vf. die symb. B.B. jener Secten erst in den ihnen gewidmeten Capiteln aufgeführt hat. Auch wäre hier ein ausgebreiteteres Studium der Quellenschriften zu wünschen gewesen. Ausser den bey Weitem reicheren Nachweisungen bey *Winer* und *Marheinecke* (Instilt. symbol.) führen wir noch zu dem Cap. von den Herrnhutern u. s. w. und böhm. Brüdern folgende beachtenswerthe Schriften an: *Idea fidei fratrum* von *Aug. Gottl. Spangenberg*. 1824., Kurzgefasste histor. Nachricht von der gegenw. Verfass. der evang. Brüder-Unität. A. C. 1823. u. *J. T. Elsneri succincta delineatio praecipuor. content. s. Artic. fidei maioris Catechef. antiq. fratr. Bohem. a.* 1523 (in *Berg's Symbol. liter. T. I. P. I. p.* 255 sqq.)

Was die äussere Oekonomie der Schrift anlangt, so scheint sie uns als *Compendium* die einzelnen Lehren zu ausführlich zu behandeln, und die Literatur nicht reichhaltig genug; als *Handbuch* aber zu compendiös gefasst. — Die äussere Ausstattung ist trefflich; nur hätte der Corrector sein Amt besser wahrnehmen sollen.

Br.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Rubach: *Vollständige theoretisch-praktische Anweisung zur Anfertigung kleiner schriftlicher Aufsätze*, zunächst für Lehrer, welche die Stilübungen in Bürger- und Land-Schulen, so wie in den unteren Classen der Gymnasien zu leiten haben. (Auch unter dem Titel: *Allgemeines Handbuch der Realkenntnisse, für Lehrer an Bürger- und Land-Schulen und zum Selbstunterrichte.* — Dritter Theil. Anweisung zur Anfertigung kleiner schriftlicher Aufsätze.) Von *H. F. F. Sickel*, Director des königl. Schullehrer-Seminariums in Erfurt. — Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1832. XXIV u. 454 S. 8. (1 Thlr. 6 gr)

Obgleich wir schon ähnlicher Schriften nicht wenige haben, so zeichnet sich doch die vorliegende durch ihre Vollständigkeit aus, zumal, da in derselben keine Art schriftlicher Aufsätze übergangen ist, die theils in der Volksschule, theils im gemeinen Leben vorzukommen pflegen. Der Vf. darf daher hoffen, durch dieselbe seinen Zweck, jüngeren Lehrern eine praktische Anleitung zu geben, die Stilübungen für die ihnen anvertrauten Knaben und Mädchen wahrhaft bildend zu machen, erreicht zu haben. Er hat wohl daran gethan, dass er sich durch die Missbilligung eines Rec. der ersten Auflage nicht hat abhalten lassen, die *Vorübungen* in die neue Auflage seiner Schrift aufzunehmen, da gerade auf diese Vorübungen so Vieles ankommt, und man, ohne einen festen Grund gelegt zu haben, kein feststehendes Gebäude aufzuführen hoffen darf. — Dass hier Vieles vorkommt, was nicht in allen Landschulen anwendbar ist, darf nicht getadelt werden, weil der Vf. auch für die Lehrer in höheren Bürgerschulen und in Gymnasien schrieb, auf welche auch wohl seine Anleitung vorzüglich berechnet ist, und nach seiner eigenen Aeusserung ein eigentlicher grammatischer Unterricht in den meisten Landschulen nicht an seiner rechten Stelle seyn würde. — So vollständig indessen diese Anleitung auch ist, so hätte Rec. doch gewünscht, dass er für die weniger gebildeten Leser in ein genaueres Detail, wie die einzelnen Gegenstände zu behandeln seyen, sich eingelassen hätte. Auch diese Anweisung leidet an dem Fehler der meisten ähnlichen, dass sie für die geübten Lehrer zum Theil zu viel, und für die minder geübten nicht genug liefert. — Um den Kindern Sprachreichthum zu verschaffen, scheint der von *K. H. Krause* (Methodisches Handbuch der deutschen Sprache zur Erläuterung des Lehrbuchs derselben. Vierte Auflage. Halle 1828) vorgeschlagene und betretene Weg noch immer der richtigste zu seyn, und er ist mit diesem der Meinung, dass sich in den meisten Elementarschulen, wie sie sind, der Lehrer mit *Sprachübungen* begnügen müsse, so wie er auch behaupten möchte, dass man, nachdem diese lange genug mündlich und schriftlich angestellt worden sind, in den meisten Elementarschulen von ihnen unmittelbar zur Anfertigung kleiner Aufsätze, wie sie im gemeinen Leben wirklich vorkommen, übergehen könne, da man ja hier nicht die Absicht haben kann, eigentliche Stilisten zu bilden, sondern nur die Kinder anzuleiten, ihre Gedanken verständlich mitzutheilen.

Da die frühere Auflage dieser Schrift gewiss schon in den Händen vieler Lehrer ist, so hält es Rec. für überflüssig, über den Inhalt derselben weitläuftiger zu berichten.

R in S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

JURISPRUDENZ.

Lemgo, mit Meyerschen Schriften: *Die zwischen den fürstlichen Häusern Lippe und Schaumburg-Lippe obwaltenden, zur austrägalgerichtlichen Entscheidung an grossherzoglich badisches Ober-Hofgericht verwiesenen Streitigkeiten.* Actenmässig dargestellt. — Mit einer Urkunden-Sammlung. 1834. 151 u. VIII 159 S. Fol. (18 gr.)

Obgleich Rechtsdeductionen streitender Parteyen vorzugsweise nur darauf hinausgehen, in der Begründung hypothetischer Rechte, einem particularen Interesse zu dienen, und, dieser Tendenz zufolge, ihre Bedeutung auch gewöhnlich allein auf das Letzte beschränkt bleibt: so kann doch die Beschaffenheit eines Rechtsinstituts oder einzelner Rechtsbestimmungen, die zur Anwendung kommen sollen, in gar manchen Fällen von der Art seyn, dass dadurch Erörterungen veranlasst werden, welche solche Streitschriften im Allgemeinen sehr lehrreich, und sogar für die Wissenschaft selbst recht nützlich machen. Vornehmlich bietet sich diesen Gelegenheit dar, eine so umfassende Bedeutung zu erlangen, wenn sie dazu bestimmt sind, in Frage gestellte, staatsrechtliche Verhältnisse zu begründen. Eine hier oft erfoderliche Erläuterung der Art und Weise, auf welche verschiedene, im deutschen Staatsrechte angenommene Grundsätze in einzelnen deutschen Staaten sich ausgebildet haben, vermag noch immer, nicht unwichtige Beyträge zur Feststellung und Berichtigung jener Grundsätze zu liefern, und damit zugleich die allgemein nothwendige Kenntniss der älteren Verfassung und inneren Geschichte deutscher Länder wesentlich zu erweitern. Der hienach für deutsches Staatsrecht und Landesgeschichte aus einer, durch lichtvolle, ihren Gegenstand erschöpfende und überall mit Urkunden belegte Darstellung ausgezeichneten Rechtsdeduction zu ziehende Gewinn erstreckt sich aber nicht weniger auch auf die Diplomatik, welche durch Sammlung und wissenschaftliche Behandlung früher noch gar nicht, oder doch unvollständig bekannter Urkunden bedeutend zu fördern ist. Und wirklich hat man schon diese Disciplin, neben jenen beiden anderen, durch solche Schriften mannichfach bereichert. Es darf nur daran erinnert werden, wie viel in allen diesen Beziehungen, vornehmlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch die zahlreichen, oft musterhaften Deductionen geleistet worden, welche aus den verwickelten Streitigkeiten über die Verhältnisse der Grundherrschaft zu den Hoheitsrechten, worin damals so manche deutsche Staaten, zum Theil von längst verflossenen Zeiten her, sich befangen sahen, hervorgegangen sind. Den trefflichsten dieser Schriften reihet sich nun die vorliegende Deduction, nicht bloss durch Aehnlichkeit des Gegenstandes, sondern auch, ganz vorzüglich, durch eine vollendete Behandlung desselben rühmlichst an; wesshalb es zuvörderst besonders anerkannt werden muss, dass der uns unbekannte Vf. für eine grösstmögliche Verbreitung seiner gediegenen Arbeit durch den Buchhandel gesorgt hat.

Wenden wir uns jetzt zu einer näheren Betrachtung der hier dargebotenen, ausgezeichneten Erörterungen. Es liegt diesen ein, zwischen dem regierenden fürstlich lippeschen Hause und den, das jetzige, jenem Hause gänzlich fremde Fürstenthum Schaumburg, als Fürsten von Schaumburg-Lippe, beherrschenden, apanagirten Grafen von der Lippe schon seit Jahrhunderten geführter, und nun von Neuem aufgenommener Rechtsstreit zum Grunde, welcher zwey, in der nächsten Beziehung zu einander stehende Gegenstände betrifft, die in gegenwärtiger Deduction, nach voraufgegangener Geschichtserzählung, in besonderen Abschnitten dargestellt werden. Den ersten dieser Streitgegenstände bildet *die Souveränetät* über das, sowohl in geographischer als staatsrechtlicher Hinsicht einen integrirenden Theil des jetzigen Fürstenthums Lippe ausmachende, erbherrliche Amt Blomberg.

Schaumburg-Lippe, welches weder zu der inmitten dieses Amtes belegenen, für sich allein schon die Hälfte des dazu gehörenden Flächenraumes einnehmenden Stadt Blomberg und deren Gebiet, noch zu den dasselbe Amt bewohnenden adlichen Landsassen und deren Gütern in irgend einem rechtlichen Verhältnisse steht, sondern nur die ebendaselbst befindlichen, als *Paragium* ihm *in complexu* überkommenen Domänen mit, allerdings, den besonderen Verhältnissen nach, etwas erweiterten, grundherrlichen Rechten besitzt — Schaumburg-Lippe hat seit langer Zeit schon mehrfache Eingriffe in die, dem regierenden Hause über jene Domänen zustehenden Hoheitsrechte sich erlaubt, und hiedurch die langwierigsten Processe veranlasst, die indessen endlich nichts weiter, als ein zur Vermeidung thätlicher Friedensstörungen im Jahre 1812 verabredetes Interimisticum herbeygeführt haben. Um einem hiedurch

noch nicht geordneten, unſicheren Rechtszuſtande ein Ende zu machen, fand der jetzt regierende Fürſt zur Lippe ſich bewogen, die ihm zuſtehende Souveränetät über das geſammte Amt Blomberg bey der hohen Bundesverſammlung klagend zu verfolgen, mit dem Antrage, den Fürſten von Schaumburg-Lippe zu veranlaſſen, ſich aller ferneren Anmaſsungen zu enthalten. — Es iſt hienach die Streitfrage zu entſcheiden:

Ob die Souveränetät über das Lippeſche erbherrliche Amt Blomberg dem Souverän des Fürſtenthums Lippe, oder dem Souverän des Fürſtenthums Schaumburg gebühre.

Da nun aber die Souveränetät der deutſchen Fürſten aus einer durch die Auflöſung des Reichsverbandes veranlaſsten Erweiterung der vormaligen Landeshoheit hervorgegangen iſt, und ganz auf die Letzte ſich gründet; ſo kann jene Streitfrage nur durch die Vorfrage entſchieden werden:

Ob zur Zeit des deutſchen Reiches die Landeshoheit über den, in dem ſogenannten Amte Blomberg, einem lippeſchen Landesdiſtricte, befindlichen Domänen-Complex, gleiches Namens, dem regierenden Hauſe zu Detmold, oder den erbherrlichen Beſitzern deſſelben, den Grafen zu Schaumburg-Lippe — vormals den Grafen zu Lippe-Brake — von Rechtswegen zugeſtanden habe.

In der Deduction iſt dieſe Vorfrage etwas anders gefaſst, was Rec., beyläufig geſagt, nicht billigen kann. Es wird nämlich hier die Landeshoheit über die jetzt *das Amt Blomberg bildenden lippeſchen Landestheile* in Frage geſtellt. Wenn gleich man freylich aus den nachfolgenden Erörterungen zur Genüge erfährt, was hierunter eigentlich zu verſtehen iſt: ſo hätte dieſes dennoch gerade hier, etwa in der eben angedeuteten Weiſe, genauer bezeichnet, und auch überall noch mehr hervorgehoben werden ſollen, da ein, auf die Souveränetät über einige, mitten in den Landestheilen eines anderen deutſchen Souveräns zerſtreut liegende Landgüter und deren Hinterſaſſen beſchränkter Anſpruch ſchon an und für ſich gar ſehr bedenklich erſcheinen möchte. — Die ſo eben hier näher bezeichnete Vorfrage erläutert nun der Vf. dergeſtalt, daſs er den Beweis führt, daſs das regierende lippeſche Haus ſeit den älteſten Zeiten im rechtlichen Beſitze der Landeshoheit über das erbherrliche Amt Blomberg ſich befunden, und die Nebenlinien jenes Hauſes das fragliche Amt von jeher nur als ein Paragium, mit grundherrlichen und einigen Standesrechten, inne gehabt haben. Es läſst dieſer Beweis nur ein Deductionsverfahren zu, und ſo werden dann zunächſt, zur Begründung des erſten Satzes, in der erſten Abtheilung der „rechtlichen Darſtellung" die hierauf bezüglichen, in dem angehängten Urkundenbuche in chronologiſcher Folge abgedruckten lippeſchen Haus- und Landes-Grundgeſetze, altväterlichen Dispoſitionen, Familien-Verträge und früheren richterlichen Erkenntniſſe untergelegt und muſterhaft erläutert, wobey noch auf Zeugniſſe der lippeſchen Landſtände, eigene Geſtändniſſe der lippeſchen Erbherren, Urtheile der bewährteſten Publiciſten, Beſitzſtand und analoge Verhältniſſe in anderen deutſchen Fürſtenhäuſern, hingewieſen wird. Um auf die Wichtigkeit der hier zur Anwendung gebrachten Urkunden aufmerkſam zu machen, mögen einige derſelben, in der Kürze, bloſs angedeutet werden. Zunächſt nämlich das im lippeſchen Hauſe als älteſtes Grundgeſetz geltende, von Kaiſer Karl V im Jahre 1521 confirmirte *„pactum vel privilegium unionis"* vom Jahre 1368, (Nr. 1 u. 2 des Urkundenbuches), ein in mehrfacher Hinſicht höchſt merkwürdiges Document, welches feſtſetzt, daſs die Herrſchaft zur Lippe ewig ungetheilt bleiben ſoll, und daſs die Bewohner derſelben immer nur in Eine Hand huldigen dürfen: Sodann die in der Folge von ſechs deutſchen Kaiſern beſtätigte lippeſche Primogenitur-Conſtitution vom Jahre 1593 (Nr. 5 d. U. B.): Ferner das beſonders in formeller Beziehung merkwürdige, der Primogenitur-Conſtitution angepaſste Teſtament des gemeinſchaftlichen Stammvaters, Grafen Simon VI vom Jahre 1597 (Nr. 6 d. U. B.), worin der Teſtator bey der, von der Regimentsbeſtellung unterſchiedenen Güteraustheilung die römiſchen Rechtsgrundſätze der Legitima anwendet. Es iſt übrigens ganz unbegreiflich, wie darin eine Landestheilung hat gefunden werden können, die, geſetzt ſie wäre auch wirklich hier teſtamentariſch verfügt, dennoch nichtig ſeyn würde, nach dem hier zur Anwendung kommenden, ſtaatsrechtlich feſtſtehenden Grundſatze, daſs Landesgrundgeſetze nur auf verfaſſungsmäſsige Weiſe abgeändert werden können. Endlich ſind auch noch anzuführen, die nicht minder allgemeinere Bedeutung habenden Familienverträge von 1614, 1616, 1621, 1655 und 1661. — Wir bedauern es ſehr, daſs der dieſer Anzeige vergönnte Raum nicht geſtattet, auf die ſo ſchätzbare Erläuterung dieſer Urkunden näher einzugehen, und wenden uns ungern ſchon zu der, die zweyte Abtheilung der rechtlichen Darſtellung bildenden Begründung des zweyten Beweisſatzes, welcher, wie bereits geſagt, dahin geſtellt worden, daſs die Nebenlinien des regierenden lippeſchen Hauſes das erbherrliche Amt Blomberg von jeher nur als ein Paragium, mit bloſs grundherrlichen und einigen Standesrechten, inne gehabt haben. Die abgeſonderte Durchführung dieſes, eigentlich ſchon in dem Erſten auf das Vollſtändigſte enthaltenen Beweiſes beginnt mit einer ſehr beachtungswerthen Einleitung über Weſen und Begriff der Paragien und Apanagien, ſowohl im Allgemeinen, als in beſonderer Beziehung auf die lippeſchen erbherrlichen Verhältniſſe. Alsdann werden die einzelnen Rechte, welche den lippeſchen Poſtgenitis, auf den Grund der Hausgeſetze, eingegangenen Verträge und ſonſtigen Verhandlungen von jeher über ihre Paragien zugeſtanden, der Reihe nach, auf eine beſonders wieder in wiſſenſchaftlicher Hinſicht äuſserſt intereſſante Weiſe, beleuchtet, woraus ſich denn ergiebt, daſs dieſe Rechte das Maſs der, mit gewiſſen Ehrenvor-

zügen verbundenen, grundherrlichen Rechte nicht überschreiten. Wären aber auch wirklich, was im vorstehenden Falle sich nicht erweisen läfst, einige untergeordnete Hoheitsrechte den lippeschen Paragiatis irgend einmal eingeräumt worden: so würden Letztere dennoch — den allgemein geltenden staatsrechtlichen Grundsätzen nach — hiedurch keineswegës aus ihrer, urkundlich auf das Genaueste bestimmten, bisher im Ganzen stets von ihnen selbst anerkannten, und in ihrem thatsächlich bis zum gegenwärtigen Augenblicke fortbestehenden Subjections-Verhältnisse zu Tage liegenden Qualität heraustreten, und demnach eine Anmafsung der, bey weitem mehr als hinreichend, für das regierende lippesche Haus allein documentirten Landeshoheit immer noch zu dem Auffallendsten gehören, was man jemals, wider alles Recht und Gesetz, für sich zu behaupten gewagt hat. — Wenn es hienach unumstöfslich feststeht, dafs, zur Zeit des deutschen Reiches, der Fürst von Schaumburg-Lippe das damals der Landeshoheit des zu Detmold regierenden Fürsten zur Lippe unterworfene, erbherrliche Amt Blomberg nur in seiner Qualität als paragirter Graf von der Lippe besessen hat: so folgt daraus augenscheinlich, dafs derselbe, nach erfolgter Auflösung des Reichsverbandes, in *dieser* Beziehung, in welcher er hierauf in ein *Unterthansverhältnifs* zum regierenden Hause versetzt war, weder der Rheinbundsacte, noch nachher der deutschen Bundesacte als *Souverän* hat beytreten können, und überhaupt eine Souveränetät über die, das genannte erbherrliche Amt ausmachenden, mitten in dem Staatsgebiete eines anderen Souveräns hin und wieder befindlichen, und dessen Staatshoheit anerkannt unterworfenen, wenigen Grundstücke und Hintersassen in Anspruch zu nehmen, rechtlicher Weise nicht im Stande ist. Mit der Erörterung dieses, die eigentliche Streitfrage bildenden Resultats beschäftigt sich, nach Erledigung der eben besprochenen Vorfrage, die dritte Abtheilung der rechtlichen Darstellung. Die darin ausgeführten Ansichten über die Entwickelung der staatsrechtlichen Verhältnisse, nach erfolgter Auflösung des deutschen Reiches, sind durchaus überzeugend, und, indem sie jene Verhältnisse nicht blofs in particularrechtlicher Beziehung erläutern, allgemeiner Berücksichtigung werth. — In der vierten Abtheilung wird zuletzt noch erwiesen, dafs Schaumburg-Lippe zum Ersatze der im Paragialamte Blomberg unbefugter Weise von ihm erhobenen Steuern verbunden sey, womit die Darstellung des ersten der beiden Hauptgegenstände, welche die vorliegende Deduction umfafst, sich endigt.

In dem anderen Theile folgen nun — unter dem Titel: *Streitige Erbschaftsansprüche* — eben so ausgezeichnete Abhandlungen über das zweyte Streitobject, welches ein Anspruch bildet, den Schaumburg-Lippe sowohl auf das, von der im Jahre 1709 ausgestorbenen Lippe-Brakeschen Nebenlinie besessene Paragialamt Schieder, als auch auf das, gegen verschiedene Leistungen dem regierenden Hause von der bückeburgischen Linie im Jahre 1748 abgetretene, kleine Amt Lipperode neuerlich wieder erhoben hat. — Dieses zweyte Streitobject ist indessen auf Seite 1 der Deduction, wie wir beyläufig hier bemerken, nicht genau bezeichnet, wenn dort der fragliche Anspruch, als nur auf die Brakesche Erbschaft gerichtet, angegeben wird, obgleich zu dieser blofs das erbherrliche Amt Schieder gehört, das Amt Lipperode aber in keinerley Beziehung zu derselben steht. — Um nun dem Leser zuvörderst die rechtliche Beschaffenheit des vorliegenden Anspruches einigermafsen deutlich zu machen, sind wir genöthigt, einige historische Verhältnisse, auf welche es hiebey vornehmlich ankommt, in möglichster Kürze anzudeuten. Zur Zeit des Abganges der Lippe-Brakeschen Linie blüheten nämlich im lippeschen Hause, neben der regierenden Linie, noch zwey Speciallinien, von welchen die ältere, Schaumburg-Lippe-Bückeburg, die jüngere, Schaumburg-Lippe-Alverdissen sich nannte. Beide stammten von dem jüngstgeborenen Sohne des ihnen mit der regierenden Linie gemeinschaftlichen Ahnherrn, Simons VI, dem Grafen Philipp ab, welchem seine, mit dem im Jahre 1640 verstorbenen Grafen von Schaumburg vermählt gewesene Schwester, ihren vermeintlichen Erbschaftsanspruch auf die damalige Graffchaft Schaumburg übertragen hatte, die er auch nachher, vermittelst eines mit Hessen-Cassel, dem anderen Erbschaftsprätendenten, eingegangenen Vergleichs, zur kleineren Hälfte wirklich erhielt. Diese Speciallinien räumten nun von den, nach Abgang der brakeschen Nebenlinie erledigten Paragialämtern Brake, Barntrup, Blomberg und Schieder, die ersten beiden dem regierenden Hause willig ein, auf die anderen behauptete aber eine jede für sich ein ausschliessliches Recht zu haben. Die Linie Alverdissen trat jedoch im Jahre 1722, in dem sogenannten alverdissenschen Vergleiche, alle ihre an die brakesche Erbschaft gemachten Ansprüche dem damals regierenden Grafen ab. Die bückeburgische Linie verfolgte dagegen ihr vermeintliches Recht, wurde aber, auf den Grund der ebengedachten, gegen sie geltend gemachten Cession, durch ein Reichshofrathserkenntnifs vom 18ten September 1744 verurtheilt, die Paragialämter Blomberg und Schieder mit dem regierenden Hause zu theilen. Dieses konnte indessen die Ausführung der Execution nicht erlangen, und fand im Drange widriger Umstände sich veranlafst, den Stadthager Vergleich im Jahre 1748 abzuschliessen, in welchem es der bückeburgischen Linie, neben Blomberg auch Schieder, unter der Bedingung des Rückfalls beider Aemter nach erfolgtem Ausgange dieser Linie, überliefs. Als hierauf im Jahre 1777 diese Speciallinie erloschen war, setzte der in der Regierung der Graffchaft Schaumburg als nächster Agent ihr succedirende Graf von Alverdissen dennoch sich in den Besitz jener Aemter, wurde aber durch ein Reichshofrathserkenntnifs verurtheilt, das Amt Schieder unverzüglich zu räumen. Die dagegen von ihm gemachten Einwendun-

gen wurden, nebst dem hiemit erhobenen Anspruche auf das Amt Lipperode, als unstatthaft verworfen. Endlich kam es im Jahre 1789 zur Theilung der beiden Aemter Blomberg und Schieder, in welcher der jetzige Kläger, der Sohn und Nachfolger des ebengedachten Grafen von Schaumburg-Alverdissen, das erbherrliche Amt Schieder dem regierenden Hause selbst überliess, und für sich das erbherrliche Amt Blomberg wählte. Dessenungeachtet brachte Ebenderselbe im Jahre 1818 bey der hohen Bundesversammlung die, den zweyten Gegenstand der vorliegenden Deduction ausmachende Klage ein, welche, wie gesagt, nichts Geringeres, als eine Herausgabe der Aemter Schieder und Lipperode bezwecken soll. Es steht indessen einerseits urkundlich fest, dass des gegenwärtigen Klägers Urgrossvater, in dem genannten Vergleich von 1722, das erbherrliche Amt Schieder dem regierenden Hause in bester Form cedirt; sein Grossvater diesen Vergleich genehmigt, und zum öftern förmlich bestätigt; sein Vater denselben factisch anerkannt, — indem er auf Erfüllung geklagt, und die darin stipulirten Apanagengelder bezogen — und auch er selbst, der jetzige Kläger, nicht nur durch fortwährende Erhebung der ebengedachten Apanagengelder diesen Vergleich thatsächlich als zu Recht bestehend angenommen, sondern auch das dem regierenden Hause darin übertragene Amt Schieder, in der Theilung von 1789, wirklich abgetreten hat. Nicht weniger ist andererseits urkundlich festgestellt, dass die bückeburgische Speciallinie, deren Rechtsnachfolger der Kläger ist, nachdem sie schon 1744 rechtskräftig verurtheilt worden, das erbherrliche Amt Schieder dem regierenden Hause herauszugeben, in dem obigen Vertrage von 1748 nur unter der längst eingetretenen Bedingung des Rückfalls dieses Paragialamt erhalten, und dagegen das Amt Lipperode dem regierenden Hause übergeben hat. Völlig unbegreiflich ist es daher, wie die fragliche Prätension hat auch nur zur Sprache gebracht werden können, indem dieselbe schon in dem Falle, dass bloss ein *Einziges* der hier aufgeführten Momente vorläge, offenbar als durchaus rechtswidrig erscheinen würde. — Die Darstellung dieses zweyten Streitpunctes in der vorliegenden Deduction beginnt nun damit, dass der Vf. zunächst die Incompetenz der Bundes-Austrägal-Instanz, welcher die Entscheidung darüber aufgegeben worden, überzeugend darthut, und dabey, über die Bedingungen der Zulässigkeit dieser Instanz überhaupt, sehr schätzbare Erläuterungen giebt. Hierauf folgt eine Beleuchtung der beiden Vergleiche von 1722 und 1748, welche von Seiten des Klägers theilweise für nichtig gehalten werden, und zwar aus Gründen, deren ganzer Werth, unserer Ueberzeugung nach, allein darin besteht, dass sie dem Vf. zu einer ausgezeichneten Abhandlung über jene beiden Verträge hier Veranlassung gegeben haben. An diese reihet sich, in der dritten Unterabtheilung, eine Untersuchung über die von der Gegenpartey behauptete „Fideicommiss- und Special-Stammguts-Eigenschaft" der fraglichen Paragialämter. Auch diese Untersuchung macht auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch, indem sie viele vortreffliche Bemerkungen über die, Fideicommiss- und Stammgüter im Allgemeinen betreffenden Rechtsverhältnisse enthält. In Beziehung auf den in Redestehenden Streitpunct geht sie darauf hinaus, dass der regierende Fürst zu Schaumburg-Lippe selbst die Veräusserlichkeit seiner lippeschen Stammbesitzungen thatsächlich anerkannt hat, und durch jene Behauptung sich in Widerspruch mit seinen eigenen Handlungen setzt, indem er seinen Vorfahren ein Dispositionsrecht abspricht, wovon er selbst einen so unbeschränkten Gebrauch gemacht hat. — Auf die hienach folgende, den § 38 der Deduction ergänzende Erklärung des viel schon besprochenen, allgemeinen wechselseitigen Verzichts, von welchem der 34 Artikel der Rheinbundsacte handelt, machen wir noch besonders aufmerksam, müssen aber die nun noch hinzugefügten Erörterungen der weiteren Einreden, so wie der eventuellen Gegenfoderungen übergehen, da diese, so überzeugend sie auch in Ansehung des ihnen zum Grunde liegenden Rechtsstreites sind, das wissenschaftliche Interesse weniger berühren.

Ueberblicken wir nun den ganzen, allgemeinere Beziehung habenden Inhalt der vorliegenden Deduction, welcher, des beschränkten Raumes wegen, hier nur in einzelnen Zügen hat angedeutet werden können: so ergiebt es sich, dass derselbe, neben vielen, in staatsrechtlicher und diplomatischer Hinsicht beachtungswerthen Documenten, Ansichten und Bemerkungen, auch eine vorzügliche, vom Ende des 16ten Jahrhunderts an ganz vollständige Specialgeschichte des jetzigen Fürstenthums Lippe darbietet. Wir begleiten dieses Resultat mit der schliesslichen Bemerkung, dass die meisten Abschnitte der besprochenen Schrift rein wissenschaftlichen Untersuchungen gleichen, und überhaupt der Leser weder durch persönliche Ausfälle, noch überflüssige Wiederholungen, oder den Zusammenhang der Ausführung unterbrechende Widerlegungen daran erinnert wird, dass eine Parteyschrift vorliegt.

Dr. K. W. S. in W—l.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

MEDICIN.

Leipzig, b. Vofs: *Zur vergleichenden Phyfiologie des Blutes.* Unterfuchungen über Blutkörnchen, Blutbildung und Blutbahn, nebft Bemerkungen über Blutbewegung, Ernährung und Abfonderung, mit befonderer Rückficht auf *C. F. Burdach's* Phyfiologie Bd. IV, mit Beyträgen von *Johannes Müller*, von *Rudolph Wagner*, Prof. der Med. in Erlangen. Mit 1 Kupfert. 1833. 88 S. 8. (1 Thlr.)

Die fogenannten *Blutkörnchen*, auch, wiewohl minder richtig, *Blutkügelchen* genannt, verdienen die *Aufmerkfamkeit* der Phyfiologen im hohen Grade. So kleine Theilchen, deren Geftalt und Gröfse bey der nämlichen Thierfpecies immer dieselbe, bey verfchiedenen Thieren aber fehr verfchieden ift, die fo geformt find, dafs ihre Geftalt unmöglich wie die der Oeltropfen in Waffer nur durch eine gegenfeitige *Anziehung der Theilchen ihrer Materie* unter einander und durch *eine Abftofsung von den Theilchen* der benachbarten Flüffigkeit *entftehen kann*, und die alfo durch befondere Kräfte fo und nicht anders gebildet wurden, die die fo merkwürdige Eigenfchaft haben, den Sauerftoff der atmofphärifchen Luft an fich zu ziehen, und hiedurch beym Athmen wichtige Dienfte zu leiften, und fich endlich durch ihren Eifengehalt fo fehr von anderen thierifchen Subftanzen unterfcheiden, müffen auch bey der Ernährung eine wichtige Verrichtung haben. Die Fragen: wie bilden fie fich beym Embryo, wie immer von Neuem aus dem Speifefafte, welche Veränderungen erleiden fie beym Athmen, und welche bey der Ernährung, wie unterfcheiden fie fich bey verfchiedenen Thieren, und welchen Nutzen hat diefe verfchiedene Bildung, find bis jetzt bey Weitem noch nicht vollftändig gelöft. In neuefter Zeit hat *J. Müller* über diefen Gegenftand neue, fehr fchätzbare Unterfuchungen angeftellt, und in *Burdach's* Phyfiologie Bd. IV bekannt gemacht. Gleichzeitig mit ihm befchäftigte fich auch der Vf. der vorliegenden Abhandlung auf einer Reife nach Italien mit dem nämlichen Gegenftande, und fetzte auch diefe Arbeit, um manche von den von *Müller* erhaltenen Refultaten zu prüfen, fpäter noch fort. Er mafs ihre Durchmeffer mit genauen Inftrumenten bey 47 Arten von Thieren, worunter fehr viele wirbellofe Thiere find, auf deren Blut die Aufmerkfamkeit der Anatomen bis jetzt weniger gerichtet war, und die er grofsentheils auf feinen Reifen in Trieft, Marfeille und an anderen Orten frifch beobachtete. Er erftreckte endlich auch feine Aufmerkfamkeit auf die bis jetzt nur von wenigen mikrofkopifchen Beobachtern beachteten Lymphkörnchen. Die wichtigften Abfchnitte der *Schrift* betreffen 1) die Form und Gröfse der *Blutkörnchen* beym Menfchen und bey den *verfchiedenen* Claffen der Wirbelthiere und der wirbellofen Thiere, 2) die in den Körnchen angeblich eingefchloffenen Kerne, 3) die Lymphkörnchen im Blute, 4) die Bildung der Blutkörnchen, 5) die Farbe des Blutes bey verfchiedenen Thieren, 6) das Blutwaffer, 7) die Blutbahn bey den verfchiedenen Claffen der wirbellofen Thiere, 8) die Art der Bewegung des Blutes und deren Urfachen, endlich 9) die Ernährung und Abfonderung. *Man fieht hieraus*, dafs diefe kleine, aber inhaltreiche Schrift mehrere fehr wichtige Lehren der Phyfiologie berührt. Die neueften Arbeiten über diefe Gegenftände find forgfältig benutzt, zugleich aber hat fich der Vf. durch zahlreiche eigene mikrofkopifche und andere Beobachtungen ein eigenes Urtheil über diefe Gegenftände *gebildet, und zu dem Bekannten viele neue Thatfachen hinzugefügt.*

Rec. will nur Einiges aus der Schrift ausheben: Der Bemerkung, dafs die menfchlichen Blutkörnchen nicht alle genau die nämliche Gröfse haben, fondern dafs ihnen nur im Durchfchnitte eine gewiffe Gröfse zukomme, mufs Rec. vollkommen beyftimmen. Bey Abfaffung des Textes der Schrift war *Wagner* noch unentfchieden, ob die Blutkörnchen biconvexe oder biconcave Scheiben feyen; in einem Zufatze zur Erläuterung der Kupfertafel erklärt er fich für die letzte Anficht, *weil auf denfelben ein halb mondförmiger Schatten fey*, der auf der entgegengefetzten Seite liege, als wo fich der Schlagfchatten des Randes befinde. Diefes hatte indeffen fchon *Young* beobachtet; aber diefer grofse Optiker wagte doch nicht, hieraus zu fchliefsen, dafs fie die eben erwähnte Geftalt hätten. Was von einem undurchfichtigen Körper gilt, der durch das von ihm reflectirte Licht gefehen wird, gilt nicht nothwendig auch von einem durchfichtigen Körper, den man mittelft der Lichtftrahlen fieht, die durch ihn hindurchgehen.

Wagner beftätigt eine Beobachtung *J. Müller's*, nach welcher in den Blutgefäfsen der Frösche, aufser den gewöhnlichen Blutkörnchen in geringer Zahl, viel kleinere, nicht elliptifche, fondern runde Körnchen, die fich durch ihren dunklen Rand auszeichnen, vorkommen. Sie find nach *Müller* kugel-

rund, nach *Wagner* platt, nach *Müller* viermal, nach *Wagner* zwey- bis dreymal kleiner im Durchmesser als die Blutkörnchen. Da sie nach *Müller* auch in der aus den verwundeten Schenkeln ausfliessenden Lymphe vorkommen, so hält er sie für Lymphkörnchen. Nach *Wagner* sind die Blutkörnchen aller Fische platt und zugleich oval. Wenn es einige Beobachter bey manchen Fischen anders fanden, so rührt das daher, dass sie das zu untersuchende Blut durch Wasser verdünnten: denn in diesem schwellen sie an und werden rund. Dabey muss Rec. die Bemerkung machen, dass unverdünntes Eyweiss die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. In ihm schrumpfen die Blutkörnchen, denen wahrscheinlich Wasser vom Eyweiss entzogen wird, zusammen.

Auch bey den meisten wirbellosen Thieren werden Blutkörnchen beobachtet. In der grössten Menge sind sie bey einigen Anneliden, z. B. bey *Terebella*, vorhanden. Diesen stehen hinsichtlich der Menge der Blutkörnchen die Caephalopoden und Ascidien am nächsten; dann kommen die Krustenthiere, die Arachniden und Insecten, und zuletzt die niederen Mollusken und Krustenthiere, bey welchen in vielem Blutwasser nur wenig Blutkörnchen gefunden werden. Interessant ist es, dass bey einigen rothblutigen Anneliden, z. B. bey den Blutegeln, keine Blutkörnchen mit Bestimmtheit wahrgenommen werden können. Hieraus scheint hervorzugehen, dass das Serum bey ihnen roth sey.

Bey den meisten Anneliden, mit Ausnahme der Aphrodite, ist das Blut roth. Das Blut der *Ephemera* ist nach *Carus* grün, und eben so gefärbt fand es *Wagner* bey der Wolfsmilchraupe, es nimmt überhaupt bey Insecten oft die Farbe der genossenen Nahrung an. Beym Scorpion und bey mehreren Mollusken fand es *Wagner* farblos. Im Blute des *Octopus moschatus* sahe er viele violette, bey *Ascidia mamillata* aber gelbe Körnchen. Nach *Erman* ist das Blut bey *Helix pomatia*, bey durchgehendem Lichte gesehen, himmelblau, und bey *Planoobis corneus* dunkel-amethystfarbig.

Was die Frage anlangt, ob die Blutkörnchen der Wirbelthiere aus einer rothgefärbten Schale und aus einem ungefärbten Kerne bestehen, so bestätigt *Wagner J. Müllers* Bemerkung, dass die elliptischen Blutkörnchen des Frosches im Wasser ihre rothgefärbte Schale verlieren, welche sich auflöst, während die unauflöslichen, rundlichen, ungefärbten Kerne übrig bleiben. Diese sind viermal kleiner als die elliptischen Blutkörnchen. Ob die Blutkörnchen des Menschen und der Säugethiere ebenfalls einen Kern haben, konnte *Wagner* wegen ihrer Kleinheit eben so wenig als *J. Müller* ausmitteln.

Sehr interessant und belehrend ist die von *Wagner* gegebene Darstellung dessen, was man über die Bahn, in welcher das Blut bey verschiedenen wirbellosen Thieren circulirt, bis jetzt beobachtet hat. Auch hier fehlt es ihm nicht an eigenen Untersuchungen.

Er schreibt dem Blute eine eigenthümliche, ihm inwohnende Bewegungskraft zu, welche hauptsächlich durch das Herz, ausserdem aber durch die Wahlanziehung der Organe und durch einen Einfluss des Nervensystems unterstützt werde. Jedoch spricht er den Blutkörnchen das Vermögen ab, sich ungefähr so wie Infusorien bewegen zu können. Rec. kann sich aber durch die vom Vf. angeführten Gründe noch nicht von einem solchen Bewegungsvermögen des Blutes überzeugen.

Der Raum gestattet uns nicht, noch mehr aus dieser, in gedrängter Kürze geschriebenen Schrift auszuheben, die uns von Anfang bis zu Ende sehr interessant gewesen ist. Eine kritische Benutzung dessen, was Andere geleistet haben, und zahlreiche und sorgfältige eigene Beobachtungen verschaffen ihr einen bleibenden Werth.

Die Kupfertafel stellt in 12 Figuren Blutkörnchen, Lymphkörnchen und Kerner von Blutkörnchen vor. Das Resultat der mikrometrischen Messung derselben ist jeder Figur beygefügt.

W. P. A. L.

Leipzig, b. Geibel: *Montegre, über die Erkenntniss und Behandlung der Hämorrhoiden.* In einem gedrängten, zweckmässigen Auszuge aus dem Französischen für praktische Aerzte und Hämorrhoidalpatienten deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. *F. J. Wittmann*, Grossherzogl. Hessischem Medicinalrathe, erstem Physikatsarzte und Arzte der Gefängnisse zu Mainz, mehrerer Gesellschaften Mitgliede. 1833. X u. 194 S. 8. (15 gr.)

Unleugbar verdiente das *Montegre*'sche Werk über Hämorrhoiden eine Uebersetzung, und Hr. *Wittmann* verdient um so mehr dankbare Anerkennung, da er manches Ueberflüssige und weniger Wesentliche in der Uebersetzung wegliess, dafür aber hie und da eigene Bemerkungen einstreute. Lässt auch der Abschnitt über die physiologische Bedeutung der Hämorrhoiden manches zu wünschen übrig: so findet man dagegen die ätiologischen und therapeutischen Verhältnisse ausführlicher und belehrender abgehandelt. Die ganze Schrift zerfällt in zwey Haupttheile. Der *erste* ist wiederum in 10 Capitel abgetheilt. Das *erste Capitel* soll allgemeine Betrachtungen über die Hämorrhoiden enthalten, verbreitet sich aber nur über ihre Nomenclatur. Das *zweyte* enthält die nähere Bestimmung und Definition der Hämorrhoiden. Wir verstehen unter *Hämorrhoiden* eine am äussersten Ende des Mastdarms vorhandene Blutcongestion. Das *dritte* nennt die hinzukommenden Erscheinungen oder natürlichen Complicationen des Hämorrhoidalzustandes, nämlich Blutflüsse, Geschwülste und Hämorrhoidalknoten (die theils im Zellgewebe des Mastdarms entwickelt sind (*Mariscae*), theils rein variköse Erweiterungen darstellen), Entzündung, Leukorrhöe des Mastdarms. Im *vierten Capitel* werden die consecutiven Zufälle der Hämorrhoiden aufgezählt und näher beschrieben, als: Risse und Berstungen am Af-

ter, Hämorrhoidalschmerzen, Verengerung des Afters, Geschwüre und Fisteln, Hämorrhoidalzwang und Vorfall des Mastdarms, Verhärtung des Zellgewebes, Hämorrhoidalkolik, Reizung und Entzündung der Harnblase. Im *fünften Capitel* folgt *Montegre's* Eintheilung der Hämorrhoiden. Es ist folgende:

Gattung. Hämorrhoiden. Eine Congestion am unteren Ende des Mastdarms, die periodisch oder unregelmäſsig wiederkehrt.

Erste Ordnung. Periodische und regelmäſsige Hämorrhoiden.

Zweyte Ordnung. Anomale und unregelmäſsige Hämorrhoiden.

Diese beiden Ordnungen umfassen acht unterschiedene Arten, deren jede wiederum ihre Varietäten hat:

1 *Art.* Trockene oder blinde Hämorrhoiden.
2 *Art.* Flieſsende Hämorrhoiden:
a) mit serösem oder schleimigem Ausflusse;
b) blutige Hämorrhoiden.
3 *Art.* Hämorrhoiden mit Geschwülsten oder Knoten:
a) mit variköſen Knoten (*Varices*);
b) mit zellstoffigen Knoten (*Mariscae*).
4 *Art.* Schmerzhafte Hämorrhoiden:
a) entzündungsartige;
b) nervöse;
c) mit Fissuren.
5 *Art.* Hämorrhoiden mit Verengerung des Afters:
a) schmerzlose, von Verhärtung des Zellgewebes;
b) schmerzhafte, als Wirkung des Krampfes der Schlieſsmuskeln, oder einer scirrhösen und krebsartigen Ausartung des Mastdarms.
6 *Art.* Schwärende Hämorrhoiden:
a) oberflächlich schwärende;
b) fistelartige.
7 *Art.* Hämorrhoiden mit einem Vorfalle des Mastdarms:
a) mit bloſser Verlängerung der Schleimhaut;
b) mit Umstülpung und Intussusception der Wände des Mastdarms.
8 *Art.* Hämorrhoiden mit Reizung der Harnblase:
a) mit beschwerlichem, schmerzhaftem Harne;
b) mit Harnverhaltung;
c) mit Blutharnen.

Das *sechste Capitel* giebt die Ursachen der Hämorrhoiden sehr vollständig an; das *siebente* die Diagnose; das *achte* die Prognose. Das *neunte* handelt von den natürlichen Ausgängen der Hämorrhoidalcongestion; das *zehnte* von der Zurückhaltung und Unterdrückung der Hämorrhoiden, so wie von den Ursachen und Folgen derselben.

Der *zweyte Theil* des Werkes verbreitet sich über die Behandlungsweise der verschiedenen Arten der Hämorrhoiden. Die *erste Abtheilung* lehrt in 11 besonderen Capiteln die Behandlung der Zufälle, nämlich: des blutigen Ausflusses; der Hämorrhoidalknoten; der entzündlichen Hämorrhoiden; der entstandenen Eiterungen; des weiſsen Ausflusses aus dem Mastdarme; der nervösen Hämorrhoidalschmerzen; des Stuhlzwanges und des Aftervorfalles, in so weit sie als Complicationen der Hämorrhoiden zu betrachten sind; der Verengerung des Mastdarms; der Hämorrhoidalkolik; der Reizung benachbarter Organe; der Leibesverstopfung. Die *zweyte Abtheilung* enthält die eigentliche Behandlung der Hämorrhoiden in 6 Capiteln. In den 5 ersten Capiteln werden folgende 3 Heilanzeigen entwickelt: 1) den Hämorrhoidalzustand hervorzurufen oder wieder herzustellen; 2) denselben zu unterhalten und zu lindern; 3) die Hämorrhoiden radical zu heilen. Das letzte Capitel beschäftigt sich mit der Behandlung auſsergewöhnlicher Hämorrhoiden, namentlich der Harnblase.

Montegre's Behauptungen und Lehren sind sämmtlich auf vielfache und gründliche Erfahrungen gestützt; wir muſsten uns begnügen, den Inhalt der Schrift summarisch anzugeben, und dieselbe den Praktikern zu empfehlen. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig; auch ist die Correctheit des ersten sehr zu loben.

D. T. I.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fr. Fleischer: *Die Lüge.* Ein Beytrag zur Seelenkrankheitskunde, für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w., von *Johann Christian August Heinroth*, Dr. der Philos. und Medicin, königl. sächsischem Hofrathe, Prof. der psychischen Heilkunde an der Universität zu Leipzig u. s. w. 1834. XII u. 500 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Ein recht gutes Buch, voll der lautersten Moral, Lebensweisheit und Menschenkenntniſs, und eben deſswegen nicht bloſs Aerzten, Geistlichen und Erziehern, sondern jedermann, der lesen kann, zur Lectüre und Beherzigung zu empfehlen. Eine gesunde praktische Philosophie, die Grundsätze der höchsten Moralität und Sittenreinheit, tiefe Menschen- und Lebens-Kenntniſs in jeglichem Verhältnisse in einer beredten, lebendigen und blühenden Sprache geschildert, machen den Werth desselben aus. Schade nur, daſs es, um seinen Zweck vollständig zu erreichen, viel zu weitläuftig gehalten, und eben deſswegen zu theuer ist, als daſs es sich einer allgemeineren Verbreitung wird erfreuen können. Auſser der Einleitung umfaſst es 15 Capitel, deren jedes eine vollständige Predigt abgäbe, und ohne Anstand als solche benutzt werden könnte. Daſs sie von einem Arzte und nicht von einem Geistlichen *ex professo* abgefaſst sind, thut nichts zur Sache. Erinnern die darin angeführten, aus dem Leben gegriffenen Beyspiele an die erbaulichen Predigten von Abraham a Sancta Clara, so wollen wir uns auch erinnern, daſs diese ihre Wirkung nicht verfehlten, zu ihrer Zeit mit groſsem Beyfalle gehört wurden, und noch jetzt eine gute erbauliche Lectüre darbieten. Inzwischen glauben wir, daſs der Vf. in dieser philosophisch-moralischen Betrachtung der Lüge eine Hauptwurzel und unstreitig die häufigste Quelle derselben zu wenig hervorgehoben hat. Es ist dieſs der Eigennutz und das ihm zu Grunde liegende Princip der Selbsterhaltung. Diese Hauptquelle der Lüge hätte der Vf. im dritten oder philosophischen Theile seines Buchs, wo er von der Metaphysik der Lüge redet, mehr benutzen und entwickeln sollen. Freylich läſst sich bey einer genauen Erörterung dieser Haupttriebfeder der Lüge

beynahe ein eben so starkes Buch schreiben, als unser Verfasser hier geliefert hat; aber eine solche Untersuchung würde auch zu den tiefsten philosophischen Betrachtungen Anlass und den Beweis geben, dass die Lüge selbst den Thieren nicht fremd ist, und als Mittel des Selbsterhaltungstriebs in der innersten Natur des Menschen wurzelt. Sie würde darthun, dass alle rohen, uncultivirten Menschen lügen, dass aber auch die Cultur bey mangelnder Moralität die Lüge nur steigert und verfeinert, und dass endlich nur wahres Christenthum oder der Inbegriff sittlicher Reinheit und Moralität den Menschen sich über seine selbstsüchtigen Zwecke erheben und von der Lüge befreyen lassen kann.

Der Vf. geht in seinem Eifer so weit, dass er sogar die Nothlüge und die sogenannte edle Lüge verdammt. Wir sind der Meinung, dass ein allgemein verdammendes Urtheil gegen das menschliche Gefühl streitet. Es kommt hier wohl lediglich auf die Beurtheilung des einzelnen Falles an, und gewiss giebt es Fälle, in welchen wir die Nothlüge nicht nur für erlaubt halten werden, sondern auch die edle Lüge, wenn der Mensch sein Eigenthum oder seine eigene Person einem Freunde opfert, oder irgend einen anderen edlen Zweck damit erfüllt, nur bewundern können.

Schliesslich müssen wir noch einen falschen Begriff rügen, den der Vf. wiederholt in mehreren seiner Schriften, namentlich auch in seinem Lehrbuche der Seelenstörungen, zu entwickeln sucht. Wir meinen die Verwechselung der moralischen Gebrechen mit dem Begriffe der Krankheit, welche der Vf. schon auf dem Titel ausspricht, wenn er diese Abhandlung über die Lüge einen Beytrag zur Seelenkrankheitskunde nennt. Er verwechselt hier die Ursache mit der Wirkung. Wohl können in unzähligen Fällen moralische Fehler als Ursachen krankhafter Affectionen der Seelenthätigkeiten auftreten, und treten als solche tagtäglich auf; wohl ist die Lüge als eine fruchtbare Quelle psychischer Störungen anzusehen; aber diese Quelle, die Lüge selbst, ist noch nicht Krankheit, so wenig, als irgend eine andere unmoralische Handlung des Menschen. Auch hat sie nicht immer und nur in selteneren Fällen Krankheit zur Folge. Ist diess aber der Fall, so tritt sie lediglich als Ursache der Krankheit auf. Der Vf. hätte daher, wenn er auf dieses Folgeübel der Lüge aufmerksam machen wollte, seine Abhandlung vielmehr als einen Beytrag zur Aetiologie der Seelenkrankheitskunde betiteln, demgemäss aber auch dieses krankheitserzeugende Verhältniss der Lüge genauer erörtern sollen, als in diesem bogenreichen Buche geschehen ist.

Druck und Papier sind schön.

dt.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Ulm*, b. Siler: *Unterricht für junge Frauen, um frohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst dabey gesund und schön zu bleiben.* Mit einem Anhange (,) enthaltend Gebete für Schwangere und Gebärende. 1832. 128 S. in gr. 8. (12 gr.)

Das Urtheil über eine Schrift, welche selbst häslichen Frauen die Hoffnung und Mittel bietet, sobald sie Mütter werden, schön zu bleiben, dürfte kaum schwer fallen: allein, was soll man sagen, wenn eine Belehrung für das weibliche Geschlecht über die mütterlichen Verpflichtungen vollends mit der umständlichen Anweisung beginnt, schöne und verständige Kinder zu zeugen? Ausser diesen Albernheiten enthält die Schrift, dessen Verfasser wir im Ganzen genommen eher für einen frömmelnden Aeskulap, als für einen quacksalbernden Tartuffe zu halten geneigt sind, eine Reihe von 20 Gebeten, worunter mehrere, wie z. B. die mit der komischen Benennung: für leichte Gebärerinnen (S. 110), für harte Gebärerinnen (S. 112), Geistes-Erhebungen in der Stunde des Gebärens (S. 114 u. s. w.) eben so abgeschmackt als zwecklos sind.

— e —

Linz, in der k. k. privil. akad. Kunst-, Musik- und Buch-Handlung: *Beobachtungen über den Scharlach mit Entzündung des Rückenmarkes, des Herzens, der Aorta, der Hohladern* u. s. w. Von *Joseph Hinterberger*, k. k. Professor der Geburtshülfe, Operateur und Augenarzt. 1833. IV u. 42 S. in gr. 8. (8 gr.)

Eine ganz eigenthümliche Complication des Scharlachfiebers, nämlich die mit der Entzündung des Rückenmarkes, des Herzens und der grossen Gefässe, ist der Gegenstand dieser Schrift. Der Vf., durch seine gehaltreichen Forschungen im Gebiete der entzündlichen Affectionen vorerwähnter Körpertheile ehrenvoll bekannt, hatte mehrere Male Gelegenheit, sich von dem Vorhandenseyn jener Verwickelung zu überzeugen. Indem er nun seine darüber gemachten Erfahrungen mittheilt, sagt er im Wesentlichen, dass diese Verschlimmerung der Scharlachkrankheit als ein unmittelbar durch die Gicht oder den Rheumatismus bedingtes Nebenleiden bloss bey Erwachsenen vorkomme, in Bezug auf die eigentliche Natur des Scharlachs keine näheren Aufschlüsse gewähre, an sich aber auch nur ein rein örtliches Entzündungsübel darstelle, und eine angemessene Behandlung erheische, wozu er schätzbare Belege in drey sehr lehrreichen Krankengeschichten liefert.

— e —

Wien, in d. Mechitaristen Congregations-Buchhandl.: *Dissertatio de temperamentis*, quam publicae disquisitioni submittit *Ignatius Duscheck*, Med. Dr. 1834. 42 S. gr. 8.

Diese Schrift bietet zwar keine neuen Entdeckungen, dagegen aber einen Ueberblick sämmtlicher Wahrnehmungen und Ansichten über das Wesen der Temperamente und die Modificationen derselben in einer so gut geordneten und belehrenden Zusammenstellung, dass sie als ein gelungener Aufsatz Freunden der Physiologie, besonders aber Psychologen, empfohlen zu werden verdient. Das Latein des Vfs. ist jedoch keinesweges musterhaft.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Grafs, Barth und Comp.: *Syftem der Metaphyfik*, entworfen von *Chriftlieb Julius Branifs*, ord. Prof. d. Ph. in Breslau. 1834. 373 S. (2 Thlr.)

Auch das vorliegende Syftem gehört in die zahlreiche Claffe derjenigen, welche mit der Idee anfangen, d. h. (nach der Anficht des Rec.), in denen die Philofophie wie eine Erzählung kosmologifcher Mythen behandelt wird. Dergleichen Syfteme tragen alle einen gemeinfamen Charakter an fich, darin nämlich, dafs fie von jedem fpeciellen, entweder in der inneren oder äufseren Erfahrung gegebenen, Inhalte wegfehend, das Denken unmittelbar zum Urgrunde der Dinge erheben, und, nachdem der Verftand durch diefe oder jene, ftets aber geheimnifsvoll klingende metaphyfifche Allgemeinbegriffe noch völlig umnebelt ift, alsdann eine Conftruction der Welt verfuchen, nicht blofs bis auf das gegenwärtige Moment ihres Seyns und Gefchehens, und nicht blofs, wieweit fie den kurzfichtigen Augen der Menfchen vorliegt, fondern bis zu ihrer Vollendung, und wie fie an ihrem eigenen All feyn foll. Um dem Lefer aber die Eigenthümlichkeit der hier zu befprechenden Conftruction zu zeigen, genügt es, aus den §§. 7—13 Folgendes auszuheben: Philofophie, heifst es dafelbft, ift die wiffenfchaftliche Darftellung des vernünftigen Denkens. Vernünftig ift das Denken, in wiefern es feinen Inhalt frey erzeugt. Den frey erzeugten Inhalt aber nennen wir, im Unterfchiede von allem vorgefundenen, Idee: daher ift die Philofophie Wiffenfchaft der Idee. — Ihren Anfang findet die Philofophie aber dadurch, dafs das Denken fich zum freyen Denken conftituirt, denn dadurch tritt die Idee auf. Das Denken conftituirt fich zum freyen durch Abftraction von der Aufsen-, wie von der Innen-Welt. Diefe Abftraction ift indefs nur der Anfang des Conftituirens, denn das Denken bezieht fich in ihr doch immer noch negativ zur Welt: auch von diefer Negativität mufs es fich befreyen. Diefs gefchieht nur durch einen fchlechthin beziehungslofen Act, alfo nur durch ein abfolutes Thun. An diefem Gedanken aber haben wir zugleich einen von dem Denken felbft gefetzten Inhalt, alfo die Idee, und es kommt nur darauf an, diefen Act zu vollziehen. Hierin liegt, dafs das in der Verwirklichung feiner Freyheit begriffene Denken fein Thun der Idee des abfoluten Thuns gleichfetzt, und diefe Gleichfetzung ift die Aufgabe, welche das Denken vermöge feiner Pofition der Idee empfängt. — Bevor diefe Gleichfetzung vollzogen werden kann, mufs das Denken fowohl die Idee erft als objectiv erfafst, als auch feine eigene Wirklichkeit als eine befchränkte, dennoch aber wegen der von ihm gefetzten Beziehung zur Idee freye erkannt haben. Das Erfte gefchieht dadurch, dafs es wegen feiner negativen Beziehung zur Unfreyheit fich felbft von der wefentlich abfoluten Idee unterfcheidet; das Letzte liegt fchon im Gefagten. Hiemit zeigt fich jene Aufgabe des Denkens einmal als die Foderung, dafs es fich von feiner Schranke befreyet, indem es fein Verhältnifs zur Welt in feine Beziehung zur Idee aufnimmt, und fomit die Welt und fich in die Idee der Freyheit erhebt; zweytens aber, dafs es auch ftatt feiner bisherigen Tendenz, fich feines Inhalts zu entäufsern, die entgegengefetzte geltend macht, nämlich fich mit dem feyenden, aber durch die Idee vermittelten und eben defswegen freyen Inhalte zu erfüllen. Die Löfung der erften Aufgabe, den Weltbegriff zur Weltidee zu erheben, und damit das ideelle Wefen der Welt ohne Bezug auf deren factifche Wirklichkeit zu entwickeln, gehört der Idealphilofophie oder Metaphyfik; die der zweyten dagegen, die Realität der Weltidee in der Weltwirklichkeit zu erfaffen, ift der Inhalt der Realphilofophie. — Die Metaphyfik aber, mit der wir es hier allein zu thun haben, vollzieht nun ihre Aufgabe durch eine dreyfache freye Thefis, indem fie nämlich zuerft die Idee an fich, in fofern fie ift, zweytens diefelbe als Vorausfetzung der Welt oder als deren Grund, drittens fie als fich manifeftirende und in fofern als Zweck der Welt fetzt. Hienach zerfällt die Metaphyfik in drey Theile, von denen die ideelle Theologie der erften, die Ontologie der zweyten, und die Ethikologie der dritten Thefis entfpricht, von welchen Theilen indefs die beiden letzten unter dem gemeinfchaftlichen Namen der ideellen Kosmologie zufammengefafst werden können.

Der Lefer wird aus diefer kurzen Expofition einfehen, dafs die Metaphyfik des Vfs. nichts weiter ift, als ein Amalgam aus der *Fichte*'fchen und *Hegel*'fchen Lehre, indem fie aus jener den Begriff des abfoluten Thuns, aus diefer aber fowohl das pantheiftifche Element, als auch die Methode, nach Negationen wie nach realen Beftimmungen fortzufchreiten, entlehnt und auf die angegebene Weife vermengt hat. In Folge diefes Standpunctes kann Rec. nicht umhin, ihr das Bewufstfeyn deffen, was

der Metaphyfik eigentlich und in Wahrheit obliegt, völlig abzufprechen, nicht freylich in dem Sinne, in welchem ihr ein *Hegelianer* das fühlbare Nachlaffen dialektifcher Entwickelung zum Vorwurfe machen würde, vielmehr in fofern, als fie einerfeits von der Gefchichte der neueren Philofophie nicht fattfam belehrt, andererfeits wegen des Mangels an eindringlicher Reflexion über die Fundamentalbegriffe unferes Denkens an den rechten Principien, wie an der rechten Methode weggefchlüpft ift. Um das Erfte zu beftätigen, bedarf es nur erwähnt zu werden, mit welcher Befchränktheit ihr Denken noch gerade an denjenigen Anfichten des *Kantianismus* feine Vermittelung fucht (§§. 1—7), deren Nichtigkeit und leere Bedeutung in der Gegenwart doch endlich jeder Philofoph follte erkannt haben: an dem vermeintlichen Gegenfatze nämlich zwifchen praktifcher und theoretifcher Vernunft oder zwifchen Freyheit und Unfreyheit als wefentlichen Seiten des menfchlichen Geiftes. Denn was treibt doch, wenn eine Metaphyfik gefucht wird, von praktifcher und theoretifcher Vernunft zu reden? oder was verbietet die Autorität einer alten regellofen Speculation zu ignoriren, welche ihre Aufgabe nur in felbftverfchuldeten, aus der Fehlerhaftigkeit ihrer Anlage entftandenen Verlegenheiten findet? Diefe Fehlerhaftigkeit aber trägt Alles an fich, was der *Kantianismus* über Verftand und Vernunft, kurz über die ganze höhere Erkenntnifsweife unferes Denkens, wie über deren Ziel und Ausführbarkeit gelehrt, und was die fogenannte neuere Philofophie von hieraus als Weitergehendes im Sinne einer unmittelbaren oder mittelbaren Verbefferung erzeugt hat. Denn will nicht jedes Syftem, das einem heut zu Tage in die Hände kommt, verföhnen den Verftand mit der Vernunft, die Freyheit mit der Nothwendigkeit, das Einzelne mit dem Ganzen, kurz die Welt mit fich felbft? Jedes fetzt alfo Streit voraus: wie nun, wenn diefer in einer Einbildung liegt? Dafs dem aber fo ift, zeigt in der That das Verfahren einiger anderer Philofophen, welche die Entwickelung der Philofophie von *Kant* aus mit mehr nüchternem fowohl, wie umfichtigerem Auge betrachten, indem fie die unbefriedigten Anfoderungen des Denkens auf einer ganz anderen Seite, als der obigen, finden, und, wie hiftorifch, fo auch aus dem objectiven Zufammenhange der Begriffe als begründet nachweifen. Diefes Verfahren befteht, um es wenigftens anzudeuten, darin, zuerft diejenigen Refultate des *Kantianismus*, welche im eigentlichen Sinne entweder der Religionsphilofophie, oder der fpeculativen Pfychologie angehören, als Ergebniffe einer negativen Kritik bey Seite zu laffen, und fich dagegen mit ihm auf den Standpunct des empirifchen Bewufstfeyns zurück zu verfetzen, um von diefem als der factifch gegebenen Bafis aller menfchlichen Erkenntnifs die Unterfuchung zu beginnen. Nur hat man diefs Gefagte nicht in der Bedeutung zu nehmen, in welcher auch die pantheiftifchen Philofophen ein der Form nach ähnliches Verfahren anwenden, dadurch nämlich, dafs fie durch eine Art Tafchenfpielerey den Geift durch verfchiedene Stufen, von der finnlichen an, bis zu derjenigen heranwachfen laffen, auf welcher fie ein einiges Princip des Seyns und Wiffens ftabiliren, und ihre Kunft alsdann von Neuem dadurch bewähren, dafs fie daffelbe, man weifs nicht, wie es aus fich und über fich fetzend, nicht mehr ein durch logifches Denken gefundenes und in fofern immerhin noch den Gefetzen des Verftandes unterworfenes feyn laffen, fondern durch Umkehrung der Sache für das immanente Lebensprincip aller, alfo auch der Denkerfcheinungen ausgeben. Diefes nun ift mit dem Obigen nicht gemeint, fondern das Zurückverfetzen in das empirifche Bewufsfeyn foll einzig zu dem Zwecke gefchehen, um durch ein unbeftochenes Verarbeiten der ihm wefentlichen Begriffe, mit Ausfchliefsung alfo aller nur im Laufe der theoretifchen Unterfuchungen zu verfchiedenen Zeiten hinzugekommenen, ein transcendentes Wiffen erft abzuwarten, nicht aber mit einem folchen beginnend das Empirifche durch willkürliche Verzerrung begreifen zu wollen. Auf diefe Weife aber wird es fich bewähren, dafs man einen durch das Wefen der Begriffe felbft erzeugten Denkfortfchritt in der neueren Philofophie nur bis zur Vollendung des reinen Idealismus durch *Fichte* annehmen darf, dafs die folgenden Syfteme dagegen nur aus faulen Stellen der *Kant*'fchen oder *Fichte*'fchen Lehre entftanden find, weil fie insgefammt an folchen Vorausfetzungen und vorgebildeten Aufgaben kleben, welche die Ausführung des oben angedeuteten Verfahrens durchgängig als unnütze Phantafieen erkennen läfst.

Indem Rec. wieder zur Metaphyfik des Hn. *B.* zurückkehrt, kann er nun das Leere, welches in deren Princip liegt, um fo leichter nachweifen. Die Philofophie foll die Darftellung des freyen Denkinhaltes feyn: was hat doch diefs nun auf fich, und was bedeutet ein freyer Denkinhalt? Die Erklärung: „es fey ein frey erzeugter", pafst doch wohl auf jede Philofophie, in fofern, wie natürlich, wer Denken will, auch deffen Anfang wollen mufs. Folgt aber aus dem, ich weifs nicht ob mit Recht oder Unrecht frey genannten Entfchlufs wohl irgend eine Beftimmung für den Denk*inhalt felbft?* Keinesweges; fondern es leuchtet ein, dafs diefem, als einem durch die Natur feiner Begriffe bedingten, vielmehr das Prädicat der Unfreyheit als der Freyheit zukommt, ftreng genommen aber, keins von beiden: er wird eben nur gedacht. Und nun foll er als ein frey erzeugter gar noch vernünftig feyn, wie wenn nicht auch die Unvernunft mit Freyheit zu erzeugen wäre! Auf diefem verderblichen Uebertragen hohler Wörter auf eben fo hohle Begriffe, ein Durcheinander, beruht aber die ganze Methode, durch welche der Satz: „Philofophie ift Wiffenfchaft der Idee", gefunden, der ganze Procefs, durch welchen Satz an Satz gereihet wird, und fie vermag daher diefer Metaphyfik, abgefehen von deren materieller Unwahrheit, nicht einmal diejenigen Vorzüge zu verleihen, durch welche fich ihre mütterliche Vor-

läuferin, nämlich die *Fichte*'ſche, in formeller Hinſicht ſo ſehr auszeichnet. Es läſst ſich vielmehr auf ſie daſſelbe anwenden, was Ariſtoteles in ſeiner Metaphyſik von der erſten Naturphiloſophie ſagt: „ſie macht ſich keine groſse Beſchwerlichkeit", und glücklicher Weiſe, könnte man behaupten, hat ſie die Freyheit geſetzt, um das Denken dahin zu bewegen, wohin es eben beliebt. Dieſs zeigt ſich vor Allem an der Art, wie der Philoſoph in ſeinem individuellen, ſubjectiven Thun den Uebergang zu dem objectiven Seyn der Idee findet. Denn wie geſchieht es? Der Geiſt hat noch eine negative Beziehung zur Unfreyheit; um dieſer willen *unterſcheidet* er ſich von der abſoluten Idee: und dadurch wird ihm die Idee *objectiv!* Kaum ſollte man es glauben, ein Solches aus dem Munde Jemandes zu hören, dem der Idealismus nicht fremd iſt: wie kann doch eine bloſse Unterſcheidung die Stelle der Deduction einer objectiven Beziehung des Denkens vertreten? Oder geſetzt, ich abſtrahire von dem Einzelnen und Beſchränkten, und bilde mir den Gedanken eines Unbeſchränkten und Freyen: folgt nun aus der Unterſcheidung dieſer beiden Gedanken, daſs einer derſelben den ſubjectiven Charakter meines Denkens verliert, ſo, daſs, obgleich er ſtets als ſolcher der meinige bleibt, doch zu ihm die Ueberzeugung eines reellen objectiven Beſtandes hinzukommt? Dieſs wird ſich Niemand einbilden, vielmehr gerade hieran erkennen, daſs dieſes ſein Denken noch gar keine Bedeutung hat, indem es, ſeiner übertriebenen Allgemeinheit wegen, ihm an aller Grundlage fehlt, von welcher aus der Faden einer reellen, nämlich ſich auf ein *Seyendes* beziehenden Erkenntniſs bis zum Culminationspuncte des Denkens nachgewieſen werden könnte.

Dieſen Ausſpruch will Rec. noch benutzen, theils um dem Leſer zum Schluſſe auch von der beſten Stelle dieſer Metaphyſik eine Probe zu geben, theils aber, um gerade an ihr die Nachweiſung, wie gänzlich verfehlt Princip und Methode ſind, noch einen Schritt zu erweitern. S. 174 u. f. bemüht ſich nämlich der Vf., halb wieder *Fichte* nachtretend, dem Leſer das Denken des abſoluten Thuns durch eine dialogiſche Erörterung zu erleichtern. Es iſt dir die Aufgabe geſtellt, heiſst es, abſolutes oder reines Thun zu denken. Dieſs meinſt du zu können durch Wegſehen davon, daſs *du* thuſt und *was* du thuſt (?). Allein auf dieſe Weiſe denkſt du nur Thätigkeit, und nicht Thun. Denn die Thätigkeit hat ein Subſtrat an einem Thätigen und ein Ziel, worauf ſie ſich bezieht, und iſt in dieſer Begrenzung ein Seyendes; das reine Thun aber iſt ohne Beides, und es darf weder als ausgehend von einem Seyenden, noch überhaupt als ein Seyendes gedacht werden (!). Indeſs, denke es zuvörderſt ſo, d. h. gieb ihm zwey x zur Einfaſſung, eins als Subſtrat, das andere als Ziel. Jetzt faſſe aber die beiden x ins Auge, und zwar zuerſt das Subſtrat; denke es jedoch nicht ganz unbeſtimmt, ſondern gleichfalls als ein ſeyendes Thun. In ſofern hat es alſo ſelbſt ein Subſtrat $= x'$; auch dieſes als ſeyendes Thun denkend, wirſt du auf ein Subſtrat $= x''$ und ſo ins Unendliche fortgetrieben. Eben ſo verfahre mit dem anderen x, dem Ziel, ſo wird dein Denken auch nach deſſen Seite in einem unendlichen Fortgange begriffen ſeyn. Faſſeſt du nun aber die unendliche Reihe in ihrer Totalität auf, ſo denkſt du jetzt ein Thun, welches die unendliche Vorausſetzung und das unendliche Ziel ſeiner ſelbſt iſt, mithin das reine, abſolutes Thun.

Das Erſte, was nun dieſem Räſonnement ſich entgegenſtellt, iſt die Frage: wie kommſt du darauf, und wo liegen die Gründe, daſs du dich überhaupt auf ein ſolches einläſst? Dieſe Frage muſs durch die Beziehung der in dem Räſonnement enthaltenen Begriffe zu anderen beantwortet werden, in deren Natur es liegt, daſs das Denken über ſie hinausgegangen iſt. Wenden wir uns in dieſem Sinne an das abſolute Thun, ſo leuchtet ſogleich ein, daſs von einem ſolchen würde niemals die Rede ſeyn können, wenn es nicht überhaupt ein Geſchehen gäbe, oder wenn wir nicht Veränderungen vorfänden. Somit läſst ſich alſo hier ein gewiſſer Zuſammenhang mit anderen Begriffen nicht leugnen: aber dennoch ſteht jene Frage noch unbeantwortet, deſshalb nämlich, weil die Nachweiſung von derjenigen Nothwendigkeit fehlt, durch welche das Denken von dem Begriffe der Veränderung überhaupt gerade auf den des *abſoluten* Thuns getrieben wird, wozu vielleicht gar keine Veranlaſſung da iſt. Denn in Betreff des gegebenen Geſchehens läſst ſich ein ſolches nicht nachweiſen, ſondern da iſt man ſtets gezwungen, ſich den Zuſammenhang des Geſchehens entweder nur in Einem oder als zwiſchen zweyen oder mehreren, immer indeſs zwiſchen einer geſchloſſenen und endlichen Anzahl von Gliedern zu denken: welche beide Arten unter den Namen der Selbſtbeſtimmung und der äuſseren Einwirkung bekannt ſind. Bevor alſo nicht nachgewieſen iſt, daſs in dieſen Begriffen des Geſchehens ſelbſt Gründe, ſie zu verlaſſen, liegen: ſo lange iſt es unerlaubt, von einer anderen Denkweiſe des Geſchehens zu ſprechen, und die künſtliche Auffaſſung an die Stelle der natürlichen zu ſetzen. Eine ſolche Nachweiſung iſt aber nur durch ſtrenge Analyſe jener Begriffe möglich, denn dadurch allein läſst ſich abmeſſen, ob in ihnen ſchon eine Erkenntniſs eingeſchloſſen iſt oder nicht, oder ob man mit einer bloſsen Deutlichkeit und Klarheit des Gedachten ſich nicht begnügen kann, ſondern noch ein erklärendes Begreifen ſuchen muſs. Daſs nun mit jenen Begriffen allerdings noch nichts erkannt wird, ſondern daſs ihre Natur ſogar ungereimt und mit ſich ſelbſt im Streite iſt, davon iſt Rec. eben ſo ſehr überzeugt, als es auf das Klarſte ſchon in alter Zeit von den ſpeculativen griechiſchen Schulen erkannt und ausgeſprochen iſt: allein bey dem Vf. finden wir davon nicht allein Nichts, ſondern er merkt nicht einmal, wie wir ſogleich ſehen werden, wie ſehr auch jener gemachte Begriff des Geſchehens zu helfen untauglich iſt.

Wäre zweytens nämlich der Begriff des abſolu-

ten Thun auch auf jenem allein zulässigen Wege herbeygeführt: alsdann wäre doch immer über seine Wahrheit noch nichts entschieden, weil er, im Falle man die beschränkte Ursächlichkeit verwirft, zuerst weiter nichts, als nur den Gedanken der Möglichkeit, dieselbe könne wohl absolut und unbeschränkt seyn, ausdrückt, und, da wir also jetzt nur im reinen Denken stehen, für ihn mindestens mit derselben Sicherheit noch ein anderer kann gesetzt werden. So viel aber ist gewiss, dass er, um seine Brauchbarkeit zu bewähren, wenigstens denkbar, und von denjenigen Fehlern, um derentwillen die vorigen Auffassungen des Geschehens verlassen sind, frey seyn muss; denn andere Requisite will Rec. hier nicht einmal urgiren. Um diess zu erfahren, müssten wir also auch ihn analytisch betrachten; da diess indess wohl der Vf. schon gethan zu haben behaupten möchte, so will Rec. seine Ansicht, dass nämlich auch dieser Begriff vom Geschehen ungereimt und daher unbrauchbar ist, an dessen obiger Exposition nachweisen. Zunächst ist es eine widersprechende Foderung, ein Unendliches in seiner Totalität zu denken, weil die Setzungen des Seyenden in ihm als geschehene endlich, als nicht geschehene aber unendlich seyn sollen; die nicht geschehenen aber gehören auch nicht zu ihm. Denn das erste und zweyte und dritte u. s. w. x setzend, komme ich über das Endliche nicht hinaus; die Behauptung aber, alle einzelnen Setzungen in Eine unendliche zu fassen, ist ein leerer Gedanke, mit dem man über seine eigene Foderung, eine Totalität zu denken, wegeilt, da ein Totales stets ein Endliches ist. Nun soll aber das absolute Thun ein solches seyn, dessen Qualität wesentlich durch beide Begriffe, Endliches und Unendliches, ausgedrückt wird: wie diess zusammenpasst, möge ein Anderer begreifen. — Ferner zeigt es sich, dass, während durch das absolute Thun Geschehen überhaupt statuirt wird, nach diesem Begriffe nicht einmal der Anfang eines solchen möglich ist. Denn wesentlich ist es, dass du im Denken des x zugleich und damit x' und so mit jedem das vorige denkst, weil durch Trennung das Einzelne, nicht das Absolute gedacht ist. Das Thun x also wäre nicht, wenn nicht das x', dieses nicht, wenn nicht das x'', und so keins, wenn nicht eins voran geschehen wäre: ein erstes giebt es aber überhaupt nicht, also auch kein folgendes, d. h. jener Begriff hebt das Geschehen auf. Wollte man aber hier von einem freyen Sich-selbst-setzen reden, so vergäfse man, dass auch jetzt schon die erste Setzung eine zweyte u. s. f. postulirte, abgesehen von der Ungereimtheit, von einem Setzen zu reden, ehe ein Setzendes vorher *ohne* Setzen ist, welches nach der Annahme des absoluten Thuns Statt finden, und auch nicht Statt finden muss. — Weiter aber zeigt sich auch selbst im Inneren dieses vermeintlichen Thuns einerseits statt der postulirten Bewegung nur Starrheit, andererseits aber der gröfste Widerstreit, durch welchen es für das wahre Denken sich unfehlbar vernichtet. Wo nämlich liegt doch der Fortgang von jenem x zu dem x' u. s. w. oder umgekehrt, ich meine so, dass, während jenes geschieht, nicht zugleich auch schon dieses da ist, sondern dass eines aus dem anderen, jedes zu einem Seyn für sich, hervorkommt? Ist dieser Uebergang continuirlich (und diess soll er seyn), so ists unmöglich, dass x zu x' kommt, da zwischen beiden ein unendliches Thun liegen würde, und statt x' möge ein anderes, y, zum Vorschein kommen, von dem freylich dasselbe gilt, was von x'; und auf diese Weise ist Starrheit in allen Gliedern, weil sich zwischen je zwey einzelnen unendliche andere einschieben. Ueber diese alle aber verbreitet sich noch der Widerstreit, dass jedes sein vorangehendes zugleich und nachfolgendes müsste seyn können, denn Getrenntheit ist hier nirgends, sondern Ursache, Geschehen und Geschehenes soll Eins seyn, so, dass jedes auch das andere ist: was aber diess und doch nicht diess ist, ist überhaupt nicht. — Vollendet wird endlich dieses Sichverzehren des Denkens an sich selbst dadurch, dass ein Geschehen soll ein Seyendes seyn, wovon indess die Unmöglichkeit nachzuweisen Rec. nach dem Gesagten nicht mehr für nöthig hält.

...ll. D.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Der Staat und die Industrie.* Beytrag zur Gewerbspolitik und Armenpolizey, von *Friedrich Bülau*, ausserord. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1834. VI u. 306 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Auf dieselbe Weise und in demselben Sinne, wie der Vf. in seiner, unseren Lesern aus No. 126 unserer Blätter bekannten früheren Schrift: *Der Staat und der Landbau,* verschiedene Hauptpuncte der Landbaupolitik behandelt hat, behandelt er hier einige der vorzüglichsten Gegenstände der Gewerbspolitik und die damit in Verbindung stehende Armenpolizey, namentlich 1) die *Zustände der Bevölkerung* (S. 1—69), 2) die *Gewerbsfreyheit* (S. 70—178), 3) die *Gewerbsbildung* (S. 179—196), 4) das *Schutzsystem* (S. 197—236), und 5) die *Armenpflege* (S. 237—306). Etwas Neues über die hier behandelten Gegenstände enthält zwar auch diese Schrift nicht; doch das Ganze zeigt die Bekanntschaft des Vfs. mit ächten nationalwirthschaftlichen Principien, und sein Streben, solche ins Leben einzuführen; und um deswillen können wir seine Schrift mit Recht der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Vorzüglich gut bearbeitet sind die Materien von der Gewerbsfreyheit und vom Schutzsysteme. Mit überwiegenden Gründen hat hier der Vf. die Vortheile der Gewerbefreyheit, eben so wie die Nachtheile des Schutzsystems nachgewiesen, wodurch man der Betriebsamkeit und dem Gewerbewesen weiter nichts gewährt, als eine dem allgemeinen Wohlstande widerstrebende, widernatürliche Richtung, welche nur der Egoismus unserer Fabricanten in Schutz nehmen kann, um sich auf Gefahr und Kosten der Consumenten erhalten oder bereichern zu können.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Hahn: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Commentarii dictorum factorumque Socratis ad defendendum eum scripti a Xenophonte libris IV cum Apologia Socratis.* Ex fide librorum editorum scriptorumque et virorum doctorum conjecturis annotationibusque post Schneiderum et Corajum recensuit et interpretatus est *Fr. Aug. Bornemann*, theologiae et philosophiae Doctor, scholae provincialis, quae Misenae floret, Professor tertius. Editio major. 1829. XXIV und 446 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Xenophontis memorabilium Socratis dictorum libri IV una cum Socratis Apologia*, in scholarum usum illustrati et brevi verborum indice instructi. Oratiunculam, qua Xenophontis lectio juvenibus litterarum studiosis commendatur, praemisit *Frid. Aug. Bornemann* etc. Editio minor. 1829. XIV u. 254 S. gr. 8. (12 gr.)

3) Leipzig, b. Wienbrack: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονεύματα. *Xenophontis Commentarii.* Cum annotationibus edidit *Gustavus Albertus Sauppe*, Phil. Dr. Gymnasii Torgovani Conrector. 1834. XX u. 259 S. gr. 8. (1 Thlr.)

4) Berlin, b. Laue: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Edidit *C. G. Krügerus.* 1830. IV u. 259 S. gr. 8. (12 gr.)

5) Ebendaselbst: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Mit erklärenden Anmerkungen von *K. W. Krüger.* 1830. XIV u. 369 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Was auch immer gewisse Kritiker der neueren Zeit über Xenophon und seinen Werth als Schriftsteller in auffallendem Gegensatze zu den Meinungen der bedeutendsten Kunstrichter des Alterthums geurtheilt haben, ihre Stimme hat keinen Anklang gefunden, und wenigstens in deutschen Schulen gilt noch immer Cicero's berühmter Ausspruch und Mahnung: *Multas ad res perutiles Xenophontis libri sunt: quos legite, quaeso, studiose, ut facitis.* Davon zeugen, wenn wir es auch sonst nicht wüssten, die zahlreichen Ausgaben, besonders der *Anabasis* und *Memorabilien*, welche in den letzten Jahren ans Licht getreten sind, und zwar nicht bloss als wiederholte Textesabdrücke, sondern mit mehr oder weniger umfassenden Commentaren und kritischen Anmerkungen ausgestattet. Hr. *Bornemann*, von dem Verleger der *Schneider*'schen Gesammtausgabe des Xenophon mit der Besorgung nöthig gewordener neuer Auflagen der einzelnen Werke beauftragt, lieferte 1825 die *Anabasis* (vgl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 67 — 69). Jetzt haben wir von ihm zwey unter dem obigen Titel erschienene Bearbeitungen der *Memorabilien* zu beurtheilen. Die kleinere Ausgabe ist laut des Titels für den Schulgebrauch bestimmt, und fodert schon deshalb, obgleich sie dem Stoffe nach nur für einen Auszug aus der grösseren gelten kann, eine specielle, auf sie besonders Rücksicht nehmende Würdigung, die wir denn auch unten namentlich in Betreff ihrer praktischen Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit zu geben nicht versäumen werden. Die grössere Ausgabe dagegen, mit der wir es zunächst zu thun haben, hat einen allgemeineren Zweck, ist ihrer Anlage, wie ihrer Bestimmung nach, eine Erneuerung der *Schneider*'schen Bearbeitung, und bildet als solche in der Gesammtausgabe den vierten Theil. Ob nun überhaupt eine Ausgabe dieser Art, die sich, wie eben die *Schneider*'sche, neben der Interpretation auch besonders eine möglichst vollständige und sorgfältige Kritik zum Ziele setzt, bey dem dermaligen Standpuncte der Literatur dieses Xenophontischen Werkes zeitgemäss und wünschenswerth gewesen sey, ist eine Frage, die wohl kaum Jemand, dem ein Urtheil darüber zusteht, mit Nein beantworten wird. Denn wenn auf der einen Seite durch anderweitige Bearbeitungen, wenn sie auch nicht gerade auf die Kritik ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatten, so wie besonders durch die Vergleichung der Pariser Handschriften durch *Gail*, welche *Schneider* noch nicht sorgfältig genug benutzt hatte, zum Theil Bedeutendes für die Apomnemoneumata geschehen war, so wurde eben dadurch wieder auf der anderen Seite eine Ausgabe nöthig gemacht, welche die Ergebnisse der neueren Forschungen sammelte, sie mit dem bereits Vorhandenen verband, und hierauf eine neue Textesrecension, so wie die Herstellung eines vollständigen und gesichteten kritischen Apparats gründete. Eine andere Frage dagegen ist die, ob eine blosse Erneuerung der *Schneider*'schen Ausgabe für dieses Bedürfniss im Stande war zu genügen, oder ob es nicht vielmehr zweckmässig gewesen wäre, wenn uns Hr. *Bornemann* statt ihrer eine von Grund aus selbstständige Arbeit geliefert hätte. Denn abgesehen davon, dass in dem exegetischen

Theile der *Schneider*'ſchen Anmerkungen Manches ſich findet, was für den jetzigen Standpunct der Grammatik veraltet und überflüſſig iſt, liegt ein Hauptübelſtand der von Hn. *B.* gelieferten Ausgabe darin, daſs der Leſer durch die jedes Mal vorangehende Aufzählung der Varianten, wie ſie *Schneider* giebt, und durch die Hinzufügung deſſen, was Hr. *B.* daran zu berichtigen und anzureihen hat, gezwungen iſt, einen und denſelben Gegenſtand an verſchiedenen Orten aufzuſuchen, und ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt erſt eine Vereinigung des Zuſammengehörigen zu bilden.

Iſt nun aber auch durch die Vertheilung des in den kritiſchen und exegetiſchen Anmerkungen angehäuften Stoffes wenig für die Bequemlichkeit des Leſers Sorge getragen, ſo müſſen wir doch Hn. *B.* das Verdienſt zugeſtehen, daſs durch ihn die *Schneider*'ſche Ausgabe bedeutende Erweiterungen nicht nur, ſondern auch Berichtigungen erhalten hat. Auch der Text ſelbſt hat an unzähligen Stellen weſentliche Veränderungen erlitten, die einem groſsen Theile nach als wirkliche Verbeſſerungen anerkannt werden müſſen. Ueber die Hülfsmittel und Vorarbeiten, welche hiezu benutzt wurden, giebt ein vorausgeſchickter *Catalogus librorum* Auskunft, der zwar ebenfalls ſeiner Grundlage nach *Schneider*'ſchen Urſprungs iſt, nichts deſto weniger aber mancherley Berichtigungen und die nöthigen Nachträge enthält. Die Mehrzahl der vorhandenen Ausgaben hat der Herausgeber entweder noch einmal ſorgfältig verglichen, oder doch wenigſtens an einzelnen Stellen zu Rathe gezogen, von Handſchriften aber beſonders die durch *Gail* bekannt gemachten Varianten der Pariſer Codices benutzt, in deren Beurtheilung er dem mit *F.* bezeichneten den höchſten Werth zugeſteht, ohne dabey zu bemerken, daſs dieſe Handſchrift ohne Zweifel die anſcheinend beſten Lesarten der Hand eines ſprachkundigen Correctors verdankt, was Hn. *Sauppe* nicht entgangen iſt. Nächſtdem werden *C. D. E. A.* für die beſten Pariſer Codices erklärt. Rückſichtlich der übrigen Handſchriften ſcheint das Hauptreſultat des von Hn. *B.* darauf verwandten Studiums darauf hinauszulaufen, daſs er den beiden *Codd. Voſſianis* ihren handſchriftlichen Werth abſpricht; wenigſtens hat er dem Beweiſe dieſer Behauptung den bey Weitem gröſsten Theil ſeiner Vorrede gewidmet, und auch wirklich ſeine Anſicht bis zu ziemlicher Evidenz durchgeführt. Nachdem er zunächſt die Angabe *Schneiders* zu widerlegen geſucht hat, daſs beide *Voſſ.* von *Dav. Ruhnkenius* verglichen ſeyen, beweiſet er dann weiter an den Lesarten des *Voſſ.* 2, welche er der Reihe nach beleuchtet, daſs er nur höchſt wenig Urſprüngliches und Eigenthümliches darbietet, worin wir ihm vollkommen beyſtimmen. Faſt überall giebt ſich der Einfluſs älterer Ausgaben zu erkennen, vor Allem iſt aber auch die häufige Uebereinſtimmung mit einer der beiden Wiener Handſchriften auffallend, wie I, 1, 14. 20. 2, 20. 4, 12. 14. 7, 5. II, 1, 21. 23. 30. 31 u. ſ. w., und wenn man erwägt, daſs auch dieſe beſonders durch *Erneſti* bekannt geworden ſind, ſo möchte man faſt geneigt ſeyn, Hn. *B.* beyzuſtimmen, wenn er ſagt: *circumferri in Memorabilibus varietates videntur, quae non tam libris manu exaratis, quibus attribuuntur, quam virorum doctorum debentur ingenio, qui, quae ipſi horis ſubſecivis ludentes conjecerant, quo apud indoctos ſcilicet exteros commentis ſuis majorem auctoritatem conciliarent, pro codicum ſcripturis venditare auſi ſunt.* Wenn indeſs Zweifel gegen das Daſeyn des *Voſſ.* 2, als einer wirklichen Handſchrift, erhoben werden, ſo möchte dem Herausgeber wohl nicht leicht jemand beyſtimmen, der die von D. *Finckh* in *Jahns* Jahrbüchern XII, 1. S. 119 ff. über den *Cod. Monac.* 495 zur Würdigung des ſogenannten *Cod. Voſſ.* 2 mitgetheilten Notizen geleſen hat.

Nachdem wir ſo auf der einen Seite das Verdienſtliche der Unterſuchung des Herausgebers, inſofern ſie über den Werth oder Unwerth der fraglichen *Codices* Aufklärung giebt, willig anerkannt haben, dürfen wir auf der anderen Seite auch nicht verhehlen, daſs uns ihr Einfluſs in Bezug auf die Emendation des Textes in dieſer Ausgabe nicht eben bedeutend erſchienen iſt. Ueberhaupt ſind wir an vielen Stellen, wo die *Schneider*'ſche Lesart beybehalten wurde, bisweilen auch, wo ſie einer neuen weichen muſste, mit Hn. *B.* nicht einverſtanden. Gleich I, 1, 3 wird in den Worten *οὗτοί τε γὰρ ὑπολαμβάνουσιν — κἀκεῖνος οὕτως ἐνόμιζεν* aus dem Codex F. nach *κἀκεῖνος* ein *δέ* eingeſchoben, das ſich durch keinen inneren Grund rechtfertigen läſst, mag der Herausg. auch noch ſo viele Stellen beybringen, um zu beweiſen, daſs *καὶ — δέ* nach vorangehendem *τέ* ſtehen könne. Da nämlich durch *καὶ — δέ* überhaupt etwas Neues angereiht wird, ſo findet man es häufig am Schluſſe von Aufzählungen, wenn der letztgenannte Gegenſtand beſonders hervorgehoben werden ſoll, oder bey wirklichen Gegenſätzen, oder endlich in faſt parenthetiſchen Zwiſchenſätzen, wie *Anab.* I, 8, 2 *καὶ πάντες δέ*. Daſs aber von allem dieſem hier nichts paſſe, leuchtet ein, da der Gedanke, daſs auch Sokrates dieſelbe Anſicht hegte, nichts Neues, ſondern eben dasjenige iſt, was nach dem vorhergehenden Satze Jeder erwartet. Von den angeführten Parallelſtellen iſt keine einzige der unſeren ganz analog: denn ſelbſt in denen, welche es am meiſten zu ſeyn ſcheinen, iſt entweder eine zwiefache Correſpondenz (*τε — καί* und *μὲν — δέ*), oder ein Zwiſchenſatz oder ſonſt ein Grund vorhanden, wodurch die Partikel gerechtfertigt wird. Hr. *Sauppe*, der ſich gern von *B.* leiten läſst, hat, gewiſſermaſsen im Widerſpruch mit ſeinem oben angeführten Urtheil über den Codex *F.*, jenes *δέ* gleichfalls in den Text aufgenommen, und meint, es habe hier dieſelbe Geltung, wie *Anab.* IV, 8. 19 *ἐστρατοπεδεύοντο ἐν πολλαῖς κώμαις καὶ τἀπιτήδεια δὲ πολλὰ ἐχούσαις.* Allein in dieſer Stelle findet ein Gegenſatz zwiſchen der Menge der Lebensmittel und der Menge der Dörfer Statt, in den *Memorabilien* dagegen haben wir ein Gleichheitsverhältniſs. Dort iſt der Sinn: *nicht*

nur der Dörfer waren viel, ſondern auch der Lebensmittel, hier dagegen: *Wie jene glauben, daſs die Andeutungen von den Göttern kommen, ſo glaubte auch Sokrates.* *Matthiae* Gr. §. 626 S. 1276 überſetzt τε — καί mit Rückſicht auf unſere Stelle geradezu durch *ſicut* — *ita*, wie §. 14 τε — τε, wo ſelbſt Hr. *Sauppe* ſagt: *Ubi duo ſimilia componuntur etc.* — I, 1, 14 καὶ τοῖς μὲν πάντα γίγνεσθαί τε καὶ ἀπόλλυσθαι, τοῖς δὲ οὔτ' ἂν γενέσθαι ποτὲ οὐδέν, οὔτ' ἀπολέσθαι. Den Aoriſt ἀπολέσθαι, welchen nicht nur viele Bücher nebſt Euſebius und Stobäus geben, ſondern auch der Sinn verlangt, hat Hr. *B.* gegen das Futurum ἀπολεῖσθαι vertauſcht. So iſt man denn gezwungen, γενέσθαι als Präteritum zu faſſen, und zu überſetzen: *Andere glauben, daſs weder etwas entſtanden ſey, noch untergehen werde.* Das iſt aber keinesweges hinreichend, da nicht bloſs das Factum eines einſtmaligen Entſtandenſeyns oder künftigen Unterganges, ſondern vielmehr das Entſtehen und Untergehen überhaupt, d. h. ſeiner Bedeutung und ſeinem Begriffe nach, geleugnet werden ſoll. Eben ſo hieſs es vorher: καὶ τοῖς μὲν ἀεὶ κινεῖσθαι πάντα, τοῖς δὲ οὐδὲν ἄν ποτε κινηθῆναι, wo der Aoriſt gleichfalls den reinen Verbalbegriff ohne Rückſicht auf Zeit und deren Dauer bezeichnete. Richtig iſt die ganze Stelle von *Matthiae* in ſeiner Grammatik §. 501 geſchrieben und erklärt. Hr. *Sauppe* folgt auch hier wieder ſeinem Vorgänger, ohne den Aoriſt auch nur als Variante zu erwähnen. — I, 1, 16 ſcheint uns Hr. *B.* nicht wohl daran gethan zu haben, daſs er in αὐτὸς δὲ περὶ τῶν ἀνθρωπείων ἂν ἀεὶ διελέγετο die Partikel ἂν nicht aufnahm, obſchon er in der Note eine Erklärung dafür giebt, deren Richtigkeit wir übrigens dahingeſtellt ſeyn laſſen. — I, 1, 17 ſchreibt der Herausg. οὐ θαυμαστόν, εἰ μὴ τούτων ἐνεθυμήθησαν; die äuſsere Kritik, obſchon ſich die Mehrzahl der Handſchriften für die Negation erklärt, giebt hier wenig Entſcheidendes, da ſich οὐ wegen des vorangehenden οὐδὲν θαυμαστόν eben ſo wohl fälſchlich einſchleichen, als fälſchlich ausgemerzt werden konnte. Vor der inneren Kritik aber möchte, wie bereits von früheren Herausgebern bemerkt iſt, wenigſtens in ſofern der affirmative Ausdruck den Vorzug haben, als durch denſelben der ſtattfindende Gegenſatz nachdrücklicher hervorgehoben wird. — I, 1, 19 wäre wohl die Stellung πάντα μὲν ἡγεῖτο vor jener anderen ἡγ. πάντα μέν vorzuziehen geweſen, da πάντα augenſcheinlich der Hauptbegriff iſt, und überdieſs die abweichenden Stellungen des Cod. *F.*, auf den ſich Hr. *B.* hiebey ſtützt, aus den oben angegebenen Gründen gerechtes Miſstrauen erwecken müſſen.

Es würde zu weit führen, in gleicher Weiſe noch mehrere Abſchnitte durchzugehen, und des Herausgebers kritiſches Verfahren zu beleuchten. Rec. begnügt ſich daher mit der Anführung einiger weniger Stellen, in welchen er mit Hn. *B.* rückſichtlich der Setzung oder Tilgung des Artikels nicht einverſtanden ſeyn kann. So heiſst es II, 2, 7, wo Sokrates an ſeinen Sohn Lamprokles die Frage richtet: Πότερα δὲ οἴει θηρίου ἀγριότητα δυσφορωτέραν εἶναι ἢ μητρός; in der Antwort: Ἐγὼ μὲν οἶμαι τῆς μητρός, τῆς γε τοιαύτης. Rec. würde den Artikel vor μητρός, den auch Stobäus nicht hat, unbedenklich ſtreichen. Denn Sokrates fragt im Allgemeinen, und Lamprokles antwortet auch, wie natürlich, zunächſt im Allgemeinen, und fügt alsdann mit den Worten τῆς γε τοιαύτης die Beſchränkung dieſer allgemeinen Behauptung hinzu. Wenn Lamprokles wirklich ſogleich an *ſeine* Mutter gedacht hätte, würde das folgende γέ ganz ohne Bedeutung ſeyn. Daſſelbe ſagte ungefähr auch *Schneider*, gegen welchen Hr. *B.* folgendes bemerkt: „*Quidni Lamprocles de ſua matre cogitaverit, quum* τῆς μητρός *diceret? Explicationis cauſa addidit* τῆς γε τοιαύτης *pro* τοιαύτης γε οὔσης. *Vid. Matth.* §. 279. *Omnino Schnoblitus videtur eorum, quae I, 5, 2 notaverat.*“ Abgeſehen von der befremdlichen Einkleidung dieſer Note, finden wir den in dem letzten Satze gegen *Schneider* ausgeſprochenen Tadel durchaus ungegründet. Jener Gelehrte hatte an der bezeichneten Stelle die Bemerkung gemacht: *Articulum additum video ubi* τοιοῦτος *ſeorſum vel ſolum ponitur: ubi vero ſequitur poſt nomen, abeſſe et recte quidem.* Daſs nun dieſe Behauptung, deren allgemeine Gültigkeit wir übrigens dahingeſtellt ſeyn laſſen, wenigſtens der vorliegenden Stelle, ſo wie ſie bey *Schneider* erſcheint, keinen Eintrag thue, ſondern ſie vielmehr unterſtütze, leuchtet ein, da ſich ja eben, ſobald der Artikel vor μητρός getilgt wird, τοιαύτης nicht unmittelbar an μητρός anſchlieſst, ſondern nur als nöthige Beſchränkung des zu allgemein ausgedrückten μητρός hinzugefügt wird. Uebrigens können die von *Matthiae* in dem angezogenen Paragraphen behandelten Stellen, weil ſie ſämmtlich von anderer Beſchaffenheit ſind, für die unſrige nichts entſcheiden. Hr. *Sauppe* führt die gereizte Stimmung des Lamprokles als Grund an, warum derſelbe nur an *ſeine* Mutter gedacht habe, ſagt aber nichts über den widerſtrebenden Zuſatz: τῆς γε τοιαύτης. — II, 2, 5 αὐτὴ στοχαζομένη τά τε συμφέροντα καὶ τὰ κεχαρισμένα πειρᾶται ἐκπληροῦν, καὶ τρέφει πολὺν χρόνον κτλ. Mit Recht nimmt zwar Hr. *B.* den Artikel vor κεχαρισμένα auf, erklärt aber, daſs derſelbe auch fehlen könne, und beruft ſich deſshalb auf I, 1, 19. Hier hat er den Artikel vor πραττόμενα mit früheren Herausgebern getilgt, was Jeder billigen wird; nur beweiſt jene Stelle nichts für die vorliegende. Dort werden nämlich τά τε λεγόμενα καὶ πραττόμενα einerſeits und τὰ σιγῇ βουλευόμενα andererſeits mit einander verbunden, und λεγ. καὶ πρατт. erſcheint demnach als *ein* Begriff. Hier ſind dagegen überhaupt nur zwey Begriffe vorhanden, und wollte man dieſe durch Tilgung des Artikels vor κεχαρισμένα zu *einem* Gliede verbinden, ſo würde es an einem entſprechenden zweyten Gliede ganz und gar fehlen. — Eine ähnliche Verbindung von τό τε — καὶ τὸ hat Hr. *B.* III, 14, 1, wo die älteren Bücher einſtimmig das erſte τό auslaſſend leſen: οἱ οὖν τὸ πολὺ φέροντες ᾐσχύνοντό τε μὴ κοι-

νωνεῖν τοῦ εἰς τὸ κοινὸν τεθεμένου, καὶ τὸ μὴ ἀντιτιθέναι τὸ ἑαυτῶν κτλ. vermieden, und ᾐσχύνοντό τε τὸ μὴ κοινωνεῖν geschrieben, obschon die von einem früheren Herausgeber gemachte Conjectur ᾐσχύνοντο τό τε theils wegen des vorangehenden τὸ in ᾐσχύνοντο, theils wegen des natürlichen Gegensatzes weit gefälliger und ungezwungener ist. Xenophon will unstreitig einen doppelten Gegenstand ihrer Schaam anführen: erstens schämten sie sich von den den zum gemeinschaftlichen Genusse zusammengebrachten Speisen sich auszuschliessen; dann auch zweytens, das, was sie selbst mitgebracht hatten, für sich zu behalten. Da sie sich nun dessen schämten, so ging eine doppelte Folge für sie daraus hervor: 1) sie gaben auch ihre Speisen hin; 2) sie bekamen nichts Besseres zu essen als die Uebrigen. So haben die Gedanken alle ihren besten Fortgang, nur dass die beiden Folgesätze in ihrer Beziehung zu den vorangegangenen Sätzen einen Chiasmus bilden. Hält man sich dagegen an die Lesart der Handschriften oder an die Conjectur des Herausgebers, so ist man zur Annahme einer Parenthese genöthigt, die schon darum Anstoss erweckt, weil gerade ein Hauptgedanke in sie hineinfällt, und das Satzgefüge mit seinen natürlichsten Beziehungen dadurch unterbrochen wird. — In der Aneinanderreihung der Begriffe durch τε — καί scheint Hr. *B.* auch I, 2, 53 geirrt zu haben, wenn er dort nach συγγενῶν das von *Schneider* getilgte τε herstellt. Die Stelle III, 10, 5, welche er als Beyspiel für die Häufung der Copulativpartikeln anführt, hätte ihn gerade *für Schneiders* Schreibart gewinnen sollen. Es entsprechen sich nämlich hier je zwey und zwey Begriffe, μεγαλοπρεπές und ἐλευθέριον, ταπεινόν und ἀνελεύθερον, σωφρονικόν und φρόνιμον u. s. w., die an sich jedesmal durch τε — καί, unter einander aber wieder durch καί — καί — καί verbunden werden. Gerade so ist es auch in der erwähnten Stelle I, 2, 53, wo zunächst περὶ πατέρων und τῶν ἄλλων συγγενῶν durch τε καί, und alsdann zusammen genommen wiederum mit περὶ τῶν φίλων durch καί — καί verbunden werden. So findet sich diese Stelle in der *Herbst*'schen Ausgabe erklärt, und *Finckh* in seiner Recension derselben ist wohl im Irrthume, wenn er sagt, dort werde καὶ περὶ φίλων mit καὶ πρὸς τούτοις κτλ. in Correspondenz gesetzt.

Doch es wird Zeit zum exegetischen Theile der Ausgabe überzugehen. Auch dieser hat durch die neue Bearbeitung an vielen Stellen gewonnen, zumal da es sich Hr. *B.* hat angelegen seyn lassen, die Resultate neuerer Forschungen zu benutzen, und veraltete Ansichten, die bey genauerer Prüfung nicht probehaltig waren, durch bewährtere Erklärungen zu verdrängen. Dem ungeachtet kann Rec. mit dem Gegebenen weder im Allgemeinen noch im Besonderen durchgehends zufrieden seyn. Namentlich scheint ihm Hr. *B.* zu wenig in das Innere des Sprachgebäudes eingedrungen zu seyn, und sich zu einseitig an die äusseren Erscheinungen zu halten. Rec. ist keiner von denjenigen die da meinen, es sey mit der sprachlichen Speculation, mit apriorischen Deductionen allein schon gethan, und es lasse sich mittelst derselben Alles herleiten und erklären, sondern er hält vielmehr die Sprache für ein eben so sehr in der Geschichte und ihren oft zufällig scheinenden Entwickelungen als in der schaffenden Vernunft und im bildenden Verstande wurzelndes Element, und achtet daher die sprachliche Beobachtung ihrerseits für eben so nothwendig und förderlich als die Speculation. Aber eben wegen dieser gleichmässigen Anerkennung des Einen wie des Anderen sieht er sich genöthigt, Hn. *B.* einer zu einseitigen, d. h. einer allzu wenig auf die inneren Gründe und Ursachen der sprachlichen Erscheinungen eingehenden Sprachforschung anzuklagen. Es könnte zwar dagegen eingewandt werden, dass ein Commentar nicht der Ort sey, sich auf dergleichen Untersuchungen, wie sie Rec. im Sinne habe, einzulassen, und wir geben zu, dass allerdings eine gewisse Beschränkung dabey eintreten müsse. Allein das sehen wir nicht ein, warum man sie zu Gunsten der Empirie ganz oder doch fast ganz verdammen will, da doch die *blosse* Sammlung nichts ist als ein todtes Aggregat ohne Geist und Leben. In wie weit diese Anschuldigung in Beziehung auf Hn. *B.* allgemeine Gültigkeit habe, kann freylich innerhalb der Grenzen einer Recension nicht nachgewiesen werden, und Rec. sieht sich daher genöthigt, die Bestätigung seines Urtheils dem Urtheile des einsichtsvollen Lesers selbst anheimzustellen. Indess kann eine kurze Beleuchtung der Auslegung des Hn. *B.* dazu beytragen, wenigstens in einzelnen Fällen die hier ausgesprochene Ansicht zu rechtfertigen. Ohne die grammatische von der Sinnerklärung, die dem Rec. überhaupt unzertrennlich scheinen, streng von einander abzusondern, geht Rec. sogleich zur Betrachtung einzelner Beyspiele über. I, 1, 6 τὰ μὲν γὰρ ἀναγκαῖα συνεβούλευε καὶ πράττειν, ὡς ἐνόμιζεν ἄριστ' ἂν πραχθῆναι. *Schneiders* falsche Erklärung des ἀναγκαῖα *„quae necessario sunt agenda quocunque eventu"* ist unangefochten stehen geblieben, da doch dieser Gelehrte seinen Irrthum schon im Index berichtigt hatte, indem er übersetzte: *certa quorum eventus est necessarius.* Wegen des folgenden καί vergleicht Hr. *B.* I, 7, 1. II, 7, 14. III, 6, 11. *Cyrop.* II, 3, 17. III, 1, 31. und seine Note zu I, 6, 12. An allen diesen Stellen findet sich καί entweder so gebraucht, dass man es durch ein hinzugedachtes οὐ μόνον — ἀλλά erklären kann, wie I, 6, 12. εἰ καὶ τὴν συνουσίαν ᾤου τινὸς ἀξίαν εἶναι, καὶ ταύτης ἂν οὐκ ἔλαττον τῆς ἀξίας ἀργύριον ἐπράττου, oder es steht in einem Relativsatze, wie I, 7, 1. δι' ἧς ἂν τις ἀγαθὸς τοῦτο γένοιτο, ὃ καὶ δοκεῖν βούλοιτο. Aus solchen Citaten lernt man nichts, was zu einer richtigen Auffassung der Partikel in obiger Stelle führen könnte. Es musste vielmehr gelehrt werden, dass vor καί ein οὕτως zu suppliren sey, welches Adverb in Vergleichungssätzen besonders dann häufig verschwiegen wird, wenn ὡς oder ὥσπερ in dem zweyten Satzgliede steht.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Hahn: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Commentarii dictorum factorumque Socratis ad defendendum eum scripti a Xenophonte libris IV cum Apologia Socratis.* Ex fide librorum editorum scriptorumque et virorum doctorum conjecturis annotationibusque post Schneiderum et Corajum recensuit et interpretatus est *Fr. Aug. Bornemann* etc.

2) Ebendaselbst: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Xenophontis memorabilium Socratis dictorum libri IV una cum Socratis Apologia*, in scholarum usum illustrati et brevi verborum indice instructi. Oratiunculam, qua Xenophontis lectio juvenibus litterarum studiosis commendatur, praemisit *Frid. Aug. Bornemann* etc.

3) Leipzig, b. Wienbrack: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονεύματα. *Xenophontis Commentarii.* Cum annotationibus edidit *Gustavus Albertus Sauppe* etc.

4) Berlin, b. Laue: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Edidit *C. G. Krügerus* etc.

5) Ebendaselbst: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Mit erklärenden Anmerkungen von *K. W. Krüger* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II, 2, 6 ἐπιμελοῦνται πάντα ποιοῦντες, ὅπως ἂν οἱ παῖδες αὐτοῖς γένοιντο ὡς δυνατὸν βέλτιστοι. Zur Vertheidigung des Optativ mit ἄν, welche Lesart *Schneider* angegriffen hatte, werden von Hn. *Bornemann* viele Stellen citirt, welche zwar zu beweisen vermögen, dass diese Construction überhaupt Statt finden könne, nicht aber, ob sie auch gerade hier anwendbar sey. Der äussere Grund, dass *F.* diese Lesart bietet, ist bey der immer nur relativen Vortrefflichkeit dieses Codex nicht hinreichend; nach einem inneren Grunde aber, durch den sich Hr. *B.* habe bestimmen lassen, sieht man sich vergebens um, wenn man ihn nicht in dem Citate von *Herm. ad Soph. Ajac.* 1200, das sich übrigens nicht in der Note zu unserer Stelle, sondern erst in einem anderen Citate findet und dort unter der Masse der übrigen Stellen fast verschwindet, aufsuchen will. II, 7, 2 beruhigt sich Hr. *B.* bey der von *Ernesti* gegebenen und von *Schneider* wiederholten Erklärung des Artikels in τοὺς ἐλευθέρους: „*Articulum ante ἐλευθέρους non esse supervacuum, sed significare et ii quidem liberi homines, ut de servis nil dicam, recte monuit Ernesti.* Es muss aber augenscheinlich so verbunden werden: *so dass die Freyen*, d. h. *diejenigen, welche im Hause die Freyen ausmachen, vierzig an der Zahl sind.* Nicht die ἀδελφαί und ἀδελφιδαί und ἀνεψιαί machen das Subject des Satzes aus, so dass τοὺς ἐλευθέρους bloss ein erklärender Zusatz wäre, sondern τοὺς ἐλευθέρους ist selbst Subject und τεσσ. das Prädicat dazu. Darum ist auch Hn. *Sauppe's* Bemerkung ungehörig, wenn er sagt: „*Neque observatione indignum est genus masculinum de feminis dictum*" *etc.* Das Masculinum erklärt sich eben daraus, dass in dem Subjecte τοὺς ἐλευθέρους nicht bloss die verwandten Frauenzimmer, sondern sämmtliche Freye im Hause, die Männer miteingerechnet, enthalten sind. — Eine ähnliche Verkennung des Subjects im Satze findet sich III, 1, 8. Der Text heisst hier: καὶ γὰρ ἐν τῷ πολέμῳ τούς τε πρώτους ἀρίστους δεῖ τάττειν καὶ τοὺς τελευταίους, ἐν μέσῳ δὲ τοὺς χειρίστους κτλ. Hr. *B.* merkt an: *Subjectum caret articulo, quem habet praedicatum etc.* Uns scheint es sich mit dem Artikel folgendermassen zu verhalten. Jeder Satz, wenn er auf seine einfache Form reducirt wird, enthält entweder eine Begriffsbestimmung oder ein Urtheil. Bey der Begriffsbestimmung stehen Subject und Prädicat in vollkommen gleichem Verhältnisse, und sie müssen daher, je nachdem sie als etwas Individuelles oder als etwas Generelles dargestellt werden sollen, beide *mit* dem Artikel, oder beide *ohne* Artikel stehen. Im Urtheile dagegen, in sofern dasselbe die Unterordnung eines Besonderen unter ein Allgemeines, des Individuums unter eine Gattung ist, muss das Prädicat als das Allgemeine des Artikels entbehren, während das Subject als das Besondere ihn nothwendig haben muss. Selbst rhetorische Gründe, mit deren Anwendung man überhaupt vorsichtig seyn muss, können nur scheinbare Modificationen erzeugen. Denn wenn auch hie und da ein sonst allgemeiner Begriff den Artikel bey sich hat und ein besonderer ihn entbehrt, so wird doch wenigstens in dem jedesmaligen Falle das Besondere als etwas Allgemeines und das Allgemeine als etwas Besonderes zu nehmen seyn. Wenden wir das Gesagte auf den vorliegenden Fall an, so werden wir, da ἀρίστους augenscheinlich als das Allgemeine, τοὺς πρώτους als das Besondere dargestellt wird, Alles in

Ordnung finden. Man löſe nur den Satz auf, wie ſchon *Finckh* gethan, in τοὺς πρώτους ταττομένους ἀρίστους δεῖ εἶναι. Daſs im Folgenden zu χειρίστους der Artikel hinzugefügt iſt, darf uns nicht irre machen, da dieſes wirklich Object iſt, und das Prädicat in dem Verbum und in ἐν μέσῳ verſteckt liegt. Dagegen iſt III, 10, 1 im ἆρα γραφική ἐστιν ἡ εἰκασία τῶν ὁρωμένων; als in einer Begriffsbeſtimmung der Artikel vielleicht mit Paris. D. zu ſtreichen, obſchon ſich die Frage, als bloſses Urtheil gefaſst, auch ſo erklären lieſse: *Nicht wahr, die Nachbildung deſſen, was man ſieht, iſt Malerey?* ſo daſs alſo γραφική das Allgemeine, ἡ εἰκασία das Beſondere, jene Prädicat, dieſe Subject wäre. III, 5, 8, wo es heiſst: εἰ μὲν ἐβουλόμεθα χρημάτων αὐτοὺς ὧν οἱ ἄλλοι εἶχον ἀντιποιεῖσθαι — μάλιστ' ἂν οὕτως αὐτοὺς ἐξορμῶμεν ἀντέχεσθαι τούτων, merkt der Herausgeber zur Unterſcheidung des Optativs und Indicativs in hypothetiſchen Folgeſätzen Folgendes an: *Optativum* ἐξωρμῶμεν *ſcribendo obliterare ne audeas, hoc enim eſſet: ſi vellemus — maxime eos jam dudum excitaremus, ut opes viciſſim appeterent, optativi vero ea vis eſt, quae huic loco unice congruit: ſi vellemus — nunc eos maxime excitaremus, ut opes repeterent.* Demnach glaubt Hr. *B.*, daſs durch die Modi auch Zeitverhältniſſe ausgedrückt werden können und ſieht nicht ein, daſs wenn dergleichen Statt zu finden ſcheint, dieſes nur aus der Verwandtſchaft beſtimmter Zeit- und beſtimmter Modal-Verhältniſſe herrührt, daſs aber trotz dem der logiſche Unterſchied, der zwiſchen ihnen Statt findet, auf keine Weiſe confundirt werden darf, und daſs ἐξορμῶμεν nicht, weil es Optativ iſt, die Bedeutung des Präſens, noch ἐξωρμῶμεν, weil es Indicativ iſt, die Bedeutung des Präteritum annimmt, ſondern weil eben jenes Präſens, und dieſes Präteritum iſt. Die beygefügten Citate führen zu nichts, am allerwenigſten die Zurückweiſung auf die Note zu II, 2, 7, in der ſich durchaus nichts hieher Bezügliches findet. Beyläufig nur erwähnen wir noch, daſs Hr. *B.* in unſerer Stelle das Imperfectum εἶχον nicht zu erklären weiſs und dafür ἔσχον vermuthet, dem er dann die Bedeutung von ἔλαβον beylegen will. Allein es bedarf hier gar keiner Conjectur, da vermöge einer ſehr gewöhnlichen Attraction das hypothetiſche Satzverhältniſs εἰ ἐβουλόμεθα etc. auch auf den eingeſchobenen Relativſatz übertragen iſt, und in demſelben noch fortwirkt; weſshalb denn auch εἶχεν durch *haberent* zu überſetzen iſt, wie in einer ähnlichen Stelle I, 4, 14 ἃ ἐβούλετο durch *quae vellet.* — III, 9, 4. Dieſer §. bietet mehrere Schwierigkeiten dar, von denen Hr. *B.* keine beſeitigt hat. Denn wenn er in dem erſten Satze die Worte σοφόν τε καὶ σώφρονα als ein Einſchiebſel von fremder Hand verwirft und dann überſetzt: *Sapientiam vero etiam et modeſtiam non diſtinguebat, ſed judicabat eum, qui pulcra et honeſta cognoſceret, iis uti, atque eum, qui turpia noſſet, ab iis cavere,* ſo iſt offenbar die folgende Frage, εἰ τοὺς ἐπισταμένους μὲν ἃ δεῖ πράττειν, ποιοῦντας δὲ τἀναντία, σοφούς τε καὶ ἐγκρατεῖς εἶναι νομίζοι, ganz überflüſſig und unpaſſend; die Antwort auf dieſe Frage: Οὐδέν γε μᾶλλον, ἔφη, ἢ ἀσόφους τε καὶ ἀκρατεῖς, hatte *Schneider* ſo aufgefaſst und erklärt: *Non magis eos* σοφοὺς καὶ ἐγκρατεῖς *exiſtimo eſſe, quam* ἀσόφους καὶ ἀκρατεῖς *eosdem dicere velim. In utroque enim hominum genere abeſt cauſa, ob quam homines* σοφοὶ καὶ σώφρονες *vel* ἐγκρατεῖς *vere dicuntur, ſcientia videlicet boni et veri.* Zur Widerlegung der allerdings falſchen Erklärung *Schneider's* bemerkt Hr. *B.*: *Sed ſcientia boni et veri adſit neceſſe eſt in iis, qui ſciunt, quid faciendum ſit, neque tamen faciunt. Itaque rectius intellexit Caſelius: nihilo magis, inquit, eos eſſe exiſtimo, quam inſipientes, i. e. non magis ſapientes et temperantes, quam inſipientes et intemperantes habeo eos, qui cum recte agere ſciant, contraria tamen faciunt. Herbſt. contra poſt* ἀκρατεῖς *intelligit* νομίζω σοφούς τε καὶ ἐγκρατεῖς εἶναι, *quaſi* τοὺς ἀσόφους *ſcriptum eſſet.* Hienach möchte es ſcheinen, als ſtatuire Sokrates doch noch einen Unterſchied zwiſchen Wiſſen und Handeln. Dem iſt aber nicht ſo. Vielmehr will Sokrates dieſen Unterſchied ganz und gar vernichten, und durch ſeine Antwort zu erkennen geben, daſs die ihm eingeworfene Frage vernünftiger Weiſe gar nicht aufgeworfen werden könne, da ein falſches, verkehrtes Handeln auch allemal eine falſche Erkenntniſs vorausſetzen laſſe. Dieſs iſt theils anderwärts, theils hier in dem gleich folgenden Satze πάντας γὰρ κτλ. ſo deutlich vom Sokrates ausgeſprochen, daſs man ſich wundern muſs, wie Hr. *B.* den Sinn verkennen, und die *Herbſt'ſche* Erklärung wegen des fehlenden, übrigens keinesweges nothwendigen Artikels verwerfen konnte. — III, 9, 9 finden wir zu den Worten: εἰ δέ τις ἴοι (*ſcil.* ἀπὸ τῶν βελτιόνων ἐπὶ τὰ χείρω), τοῦτον ἀσχολίας αὐτῷ οὔσης κακῶς ἔφη τοῦτο πράττειν, unter Anderen Folgendes angemerkt: *Significat vero etiam loquendi formula* κακῶς τι πράττειν *aliqua in re infelicem eſſe, ut ſententia eſſe poſſit: hunc licet occupatum in eo infelicem praedicabat, quod relictis rebus melioribus ad deteriora ſe converterit.* Rec. muſs geſtehen, daſs ihm nicht klar geworden iſt, wie dieſe Erklärung nur irgend möglich ſey, und mit dem Vorhergehenden im Zuſammenhange ſtehe.

Der Raum verbietet uns, eine Anzahl anderer Stellen, in deren Erklärung wir dem Herausgeber nicht beyſtimmen können, herauszuheben, und unſere abweichenden Anſichten darzulegen; wir bemerken daher nur noch, daſs das Buch im Ganzen correct und auf gutes Papier gedruckt iſt.

No. 2 iſt für den Schulgebrauch beſtimmt, und kann hinſichtlich der Anmerkungen, wie wir bereits erinnerten, als ein Auszug aus der gröſseren Ausgabe betrachtet werden, aus welcher faſt alle Sprach- und Sach-Erläuterungen herüber genommen wurden, verſteht ſich mit den erfoderlichen Abkürzungen und namentlich mit Weglaſſung des dem Schüler unnützen Variantenkrames nebſt den daran geknüpften kritiſchen Erörterungen. Auch der *Index Graecita-*

tis wurde auf einen kleineren Umfang reducirt, und der *Index historicus et grammaticus* ganz beseitigt. Daſs durch diese Abkürzungen und die dadurch erzielte Wohlfeilheit des Buches einigermaſsen für das Bedürfniſs der Schuljugend gesorgt worden sey, wollen wir dem wackern Herausgeber gern zugestehen; allein den nicht geringen Anfoderungen, die man heut zu Tage an eine Schulausgabe, wenn sie diesen Namen verdienen soll, zu machen berechtigt ist, hat Hr. *B.* keinesweges vollkommen Genüge geleistet.

Zunächst enthält der Commentar Vieles, womit der Leser, für den er bestimmt ist, nichts anzufangen wissen wird. Gleich zu Anfange der Schrift findet man zu den Worten *οἱ γραψάμενοι* die bekannte Stelle des *Max. Tyr. diss.* 9 beygeschrieben: Σωκράτην Μέλιτος μὲν ἐγράψατο, Ἄνυτος δὲ εἰσήγαγε, Λύκων δὲ ἐδίωκε κτλ. Wenn diese Worte in dem *Attischen Processe* von *Meier* und *Schömann* S. 709 für *sinnlos* erklärt werden, so wird gewiſs ein Secundaner oder angehender Primaner keinen Sinn hineinzulegen wissen. Dafür hätte lieber gesagt werden sollen, daſs Melitus der Hauptkläger, Anytus und Lyco seine Beystände (συνήγοροι) waren. Eben so wenig würde Rec. kurz nachher zu ἕτερα δὲ καινά die längere Stelle aus *Dio Chrys. Or. XLIII. p.* 192. *ed. Reisk.* ausgeschrieben haben, weil man daraus nichts Neues lernt; und die in derselben Note vorkommende Verweisung auf *Argumentum Isocrat. Or. Busir. p.* 246 *sq. ed. Bekker* und auf *Meier* und *Schömann* im Att. Proc. p. 303 sqq. ist zum wenigsten für den Schüler überflüssig. — §. 2 wird zu ὅθεν δὴ καὶ angemerkt: *Copula* καὶ *post relativum solenniter* (?!) *apud Atticos sequitur. Ita infra* I, 2, 31. §. 47. 2, 1, 20. *Anab.* 6, 6, 11. *Iliad.* 1. 249. *Herodoti* 2, 2. *Platonis Gorg.* §. 104. Die hier gegebene Regel ist keine, weil nicht gesagt wird, wann und in welchem Sinne καὶ dem Relativum beygegeben wird, und die Citate aus dem *Homer* und *Herodot* sind in Beziehung auf das „*apud Atticos*" übel gewählt, wie denn auch die Anordnung zu tadeln ist, vermöge deren die beiden Ioner mitten zwischen Xenophon und Plato gestellt werden. — §. 3 Φήμαις καὶ συμβόλοις. „*De his*, heiſst es in der Anmerkung, *consulendus Wyttenbach. in Animadverss. ad Julian. Or. 1. p.* 153 *sq. ed. Schaefer. quem non debebat silentio praetermittere Blomfield. in Gloss. ad Aeschyl. Prom.* 495. Wie hier, wird auch sonst der junge Leser oft mit bloſsen Citaten, und zwar mit solchen abgefunden, die er aus dem einfachen Grunde nicht nachschlagen kann, weil er die citirten Bücher nicht besitzt. — θυσίαις. Dazu *Schneiders* unverändert gebliebene Note: *Aruspicinum intelligi quivis conjiciat; extispicinum etiam interpretatur Schütz.* Wie soll der Schüler das übersetzen? Selbst das Lexikon wird ihm keine Auskunft geben. Zu Ende der Note heiſst es noch: *At Auctor Apologiae sect.* 12 *vaticinia θυσίας interpretatur et μάντεις ex h. l.* Auch dieſs ist unverständlich und überdieſs nicht wahr. — §. 5. προέλεγεν — ἐπίστευεν. *Ita etiam latini scriptores: non praediceret haec, ni vera se dicere crederet. Cf. infra c.* 2, 28 *sq.* §. 59 *et Matth.* §. 508 *b. qui tamen nescio cur ἐπίστευσεν scripserit explicaveritque.* So Hr. *Bornem.* Mit Recht fragt man, was jenes „*Ita*" zu bedeuten habe. Den Schlüssel dazu findet man bey *Schneider*, bey dem es heiſst; *Est pro* προέλεξε — ἐπίστευσεν. *Ita etiam latini etc.* Daſs *Matthiae* ἐπίστευσε geschrieben, ist wahr; daſs er es auch erklärt habe, müssen wir bezweifeln, weil uns das von ihm in Parenthese beygesetzte „*jedes Mal*" nicht auf den Aorist, sondern auf das Imperfect zu passen scheint, das wohl nur durch einen Schreibfehler gegen den Aorist vertauscht wurde. — §. 7 καὶ τοὺς μέλλοντας — προσδεῖσθαι. *Verte: etiam iis, qui res privatas et publicas feliciter administraturi essent, divinatione ajebat opus esse. Cf. ad c.* 2. §. 64. In dieser Stelle bedurfte bloſs die *Copula* καὶ (= *atque, et, und so*) einer Erläuterung, die der Herausgeber schuldig geblieben ist, die Uebersetzung aber ist um so mehr überflüssig, als οἰκεῖν mit der Bedeutung *administrare, regere* im *Index Graecitatis* aufgeführt ist. Unpassend ist auch die Verweisung auf die Note zu 2, 64, wo οἰκεῖν passivisch steht. — §. 9 πότερον ἐπιστάμενον κυβερνᾶν ἐπὶ τὴν ναῦν κρεῖττον λαβεῖν. Dazu giebt der Herausgeber Folgendes: *Articulus ita dicitur, ut si* ναῦν *ad* κυβερνᾶν (i. Texte steht κυβερνᾶν) *appositum esset. Anab. I,* 1, 6 *bene habent haec:* Ὧδε οὖν ἐποιεῖτο τὴν συλλογήν, *quae respiciunt ad* §. *init.* Τὴν δὲ Ἑλληνικὴν δύναμιν ἤθροιζεν. *Cf. not. ad Anab. VII,* 7, 54. Hier möchte es dem Leser schwer fallen, zwischen dem Gebrauche des Artikels in der Stelle der *Memorabilien* und jener der *Anabasis* eine Verwandtschaft zu entdecken, und überdieſs kann die gegebene Erklärung nicht befriedigen. Denn wie, wenn Xenophon geschrieben hätte: πότερον κρεῖττον λαβεῖν ἐπὶ τὴν ναῦν ἐπιστάμενον κυβερνᾶν ἢ μὴ ἐπιστάμενον? Daſs auch bey dieser Stellung der Artikel noch richtig wäre, zeigt *II,* 6, 38 ἐπιτρέψειέ σοι τὴν ναῦν μὴ ἐπισταμένῳ κυβερνᾶν, nur die Erklärung würde dann Niemand gut heiſsen können, und wirklich interpretirt Hr. *B.* an dieser zweyten Stelle den Artikel durch *quam quis habet*, was sich schon eher hören läſst. Rec. findet den Grund der Hinzufügung des Artikels zu einem an und für sich unbestimmten Gegenstande darin, daſs derselbe in Bezug auf einen anderen Gegenstand, hier das *Schiff* in Bezug auf den *Steuermann*, der es zu leiten hat, als ein bestimmter auftritt. — ἧπερ τῶν ἄλλων οἱ πλεῖστοι. Ueber die Ellipse des Zeitwortes in diesem Satze werden erst zwey Stellen des Demosthenes vollständig mitgetheilt, und dann noch *Schaefers Apparatus* und *Porson* zum Euripides citirt, aber des schwierigen ἧπερ, das man in ὥσπερ oder ἢ περὶ hat verändern wollen, wird mit keinem Worte gedacht. — §. 14 καὶ τοῖς μὲν ἀεὶ κινεῖσθαι πάντα. Dazu mit *Schneider's* Worten: *Materiae aeternitatem mutatione et motu carentem defendebat Zeno Eleates, qui mundi ortum et finem simul negabat.* Wie gehört das Alles hierher? Es handelt sich ja

hier nicht von denen, welche die Bewegung leugneten, ſondern welche ſie lehrten, nicht z. B. vom *Zeno*, ſondern vom Heraklit.

Ein zweyter Fehler dieſer Ausgabe iſt der, daſs ſie in dem Commentar nicht Alles zur Sprache bringt, was unkundigen Leſern Anſtoſs erwecken kann, und ſelbſt ganz wichtige Varianten mit Stillſchweigen übergeht. Um nichts zu ſagen von einigen trivialen Gegenſtänden der Grammatik (die aber doch jüngeren Leſern nicht immer geläufig ſind, und daher in Erinnerung gebracht zu werden verdienen), wie I, 1, 1 die Verbindung von τίσι ποτέ, τοιάδε τις, ἔπεισαν — ὡς, νομίζειν θεούς, wie §. 2 πρῶτον μέν ohne entſprechendes ἔπειτα δέ, θύων Φανερὸς ἦν und dergleichen, ſo konnte doch manches Andere Gelegenheit zu fruchtbarer Belehrung geben. Hieher rechnen wir §. 5 ὅπως [ἂν] ἀποβήσοιτο. §. 7 καί in καὶ τοὺς μέλλοντας. §. 8 οὔτε δῆλον εἰ συμφέρει in doppelter Hinſicht. §. 10 ὅπου μέλλοι συνέσεσθαι. §. 11 ἦπερ, wovon wir ſchon geſprochen haben. §. 14. τε — τε. Vgl. *Matth.* Gr. §. 626. — §. 15 ἀρκεῖ — μόνον, wo μόνον überflüſſig zu ſtehen ſcheint. Vgl. I, 4, 13. II, 2, 6. — §. 16. [ἂν] ἀεὶ διελέγετο. §. 17 τούτων ἐνεθυμήθησαν. Vgl. IV, 5, 9. — §. 18. βουλεύσας = *ſenator factus*, und das fälſchlich ſogenannte *Aſyndeton Participiorum* βουλεύσας — γενόμενος. — Eben ſo wäre auch der Sacherklärung, da ſie der Herausgeber nun einmal nicht ganz und gar auszuſchlieſsen für gut befand, ſondern öfter Gegenſtände der Geſchichte, Philoſophie und Alterthumskunde zu beſprechen Gelegenheit nahm, eine gröſsere Vollſtändigkeit zu wünſchen. So iſt, um bey dem erſten Capitel ſtehen zu bleiben, §. 1 nichts geſagt weder über Ἀθηναίους, wofür man τοὺς δικαστάς erwarten konnte, noch über die γραφή, wiewohl dieſes Wort in mehr als *einer* Hinſicht commentirt werden muſste. §. 14 iſt bey den Worten τοῖς μὲν δοκεῖν ἓν μόνον τὸ ὂν εἶναι, τοῖς δὲ ἄπειρα τὸ πλῆθος bloſs in Beziehung auf die erſte der hier ausgedrückten Anſichten an Xenophanes erinnert. Gleich darauf, wo es heiſst: καὶ τοῖς μὲν ἀεὶ κινεῖσθαι πάντα, τοῖς δὲ οὐδὲν ἄν ποτε κινηθῆναι, geſchieht, wiewohl wiederum zwey entgegengeſetzte Meinungen gegenüber geſtellt werden, nur des Zeno, und noch dazu, wie ſchon oben gerügt wurde, am unrechten Orte Erwähnung. Vergeblich ſucht man auch §. 18 Auskunft über die Stelle: βουλεύσας — ἐπιστάτης ἐν τῷ δήμῳ γενόμενος, und über die Namen, ſo wie über das Verbrechen der ἐννέα στρατηγοί, oder über die Führer der Partey, welche den Sokrates durch Drohungen einzuſchüchtern ſuchte, πολλῶν δὲ καὶ δυνατῶν ἀπειλούντων.

Von minderem Belang ſind einige andere Mängel, deren wir noch kürzlich gedenken wollen. So können wir es nicht billigen, daſs oft längere Stellen, in welchen vielleicht nur das eine oder andere Wort einer Erläuterung bedurfte, ins Lateiniſche überſetzt wurden, zumal wenn dergleichen Ueberſetzungen ſo angethan ſind, daſs ſie eigentlich nichts klar machen. Wir führen nur einige Beyſpiele an. I, 2, 29 Φάσκων ἀνελεύθερόν τε εἶναι καὶ οὐ πρέπον ἀνδρὶ καλῷ κ'ἀγαθῷ, τὸν ἐρώμενον, ᾧ βούλεται πολλοῦ ἄξιος Φαίνεσθαι, προσαιτεῖν ὥσπερ τοὺς πτωχοὺς ἱκετεύοντα καὶ δεόμενον προσδοῦναι, καὶ ταῦτα μηδενὸς ἀγαθοῦ. Hr. *B.* theilt die Ueberſetzung des Caſelius mit, welche alſo lautet: *neque decere virum egregium et bonum, ut ab eo, quem amore proſequatur, et a quo maximi fieri velit, humiliter mendici inſtar petat, ſupplex et obſecrans, ſibi aliquid ab illo impertiri et hoc quod minime bonum ſit*, und ſetzt dann berichtigend hinzu: *magis ad verbum: ut impertiat, et quidem nullius boni aliquid.* Wäre durch dieſe Ueberſetzung Alles ins Klare gebracht, ſo wollten wir ſie uns noch gefallen laſſen; allein da der Herausgeber nun noch einen wenigſtens eben ſo viel Raum füllenden Commentar hinterher ſchickt, um den Genitiv μηδενὸς ἀγαθοῦ, dann die Worte ὥσπερ τοὺς πτωχούς und die Verbindung ἱκετεύειν καὶ δεῖσθαι zu erläutern oder zu rechtfertigen: ſo müſſen wir die Ueberſetzung geradezu für überflüſſig und unnütz erklären. Vielleicht aber wollte Hr. *B.* dadurch gewiſſermaſsen ſeine frühere zum *Symp.* 8, 23 gegebene ſeltſame Ueberſetzung derſelben Stelle in Vergeſſenheit bringen. — I, 4, 14 finden wir ὅταν τί ποιήσωσι, νομιεῖς αὐτοὺς σοῦ Φροντίζειν überſetzt: *Quid deos facere vis tua cauſa, quando demum et quibus deorum factis credes, eos non omnem tui curam abjeciſſe?* Und dann heiſst es weiter: *Graecismum illuſtrant loca a viris doctis comparata, infra* 2, 2, 1. 3. *Oeconom.* 3, 2. *In Phaedon.* §. 124. *p.* 211. *Heindorf. ſcripſit* εἰ γάρ ἐροιό με, ὅταν τί ἐν τῷ σώματι ἐγγένηται, θερμὸν ἔσται κ. τ. λ. *quibus ut ne alia complura apponerem, effectum eſt induſtria Schaeferi in Ind. Homer. p.* 168. *ad Demoſth. Coron. p.* 283. *Matth.* §. 488. 12. §. 567. Von dieſem Allen wird nur das Citat aus *Matthiae* dem Schüler wirklichen Nutzen ſtiften, die Ueberſetzung nicht den mindeſten, ſo wenig als die Verweiſung auf *Schäfer.*

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Hahn: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Commentarii dictorum factorumque Socratis ad defendendum eum scripti a Xenophonte libris IV cum Apologia Socratis.* Ex fide librorum editorum scriptorumque et virorum doctorum conjecturis annotationibusque post Schneiderum et Corajum recensuit et interpretatus est *Fr. Aug. Bornemann* etc.

2) Ebendaselbst: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Xenophontis memorabilium Socratis dictorum libri IV una cum Socratis Apologia*, in scholarum usum illustrati et brevi verborum indice instructi. Oratiunculam, qua Xenophontis lectio juvenibus litterarum studiosis commendatur, praemisit *Frid. Aug. Bornemann* etc.

3) Leipzig, b. Wienbrack: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονεύματα. *Xenophontis Commentarii.* Cum annotationibus edidit *Gustavus Albertus Sauppe* etc.

4) Berlin, b. Laue: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Edidit *C. G. Krügerus* etc.

5) Ebendaselbst: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Mit erklärenden Anmerkungen von *K. W. Krüger* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zu einer anderen schon bey No. 1 besprochenen Stelle (III, 9, 4) finden wir zunächst Folgendes angemerkt: *Aliena et adulterina videntur verba esse* σοφόν τε καὶ σώφρονα, *cetera omnia sana, modo sic reddideris: Sapientiam vero etiam(?) et modestiam non distinguebat, sed judicabat eum, qui pulcra et honesta cognosceret, iis uti, atque eum, qui turpia nosset, ab iis cavere, ut sapientem pariter et modestum. Sed extrema haec non dubium est quin, cum frigeant admodum, interpretis manum referant.* Freylich wenn man die Worte σοφόν τε καὶ σώφρονα, die nicht nur kritisch fest stehen, sondern auch wegen des Folgenden unentbehrlich sind, wegstreicht, so läſst sich mit dem Uebrigen leicht fertig werden; aber dann bedurfte es auch keiner Uebersetzung, besonders keiner solchen, worin die als Einschiebsel verworfenen Worte gleichsam als ächt mit ausgedrückt sind.

Ein anderer Uebelstand ist der, daſs die Anmerkungen der früheren Herausgeber gewöhnlich, die *Schneider*'schen überall, ohne Nennung der Namen aufgenommen wurden. Es wäre gegen dieses Verfahren in einer Schulausgabe wenig zu sagen, wenn es bloſs da angewandt wäre, wo ausführlichere Noten ins Kurze zusammengezogen oder theilweise berichtigt werden, und deſshalb eine andere Fassung bekommen muſsten. Aber Hr. *B.* hat sich nicht allein in diesen Fällen, sondern auch, wo es keine Art von Nothwendigkeit erheischte, die Freyheit genommen, das Eigenthum Anderer für das seinige auszugeben, was er bey seiner bekannten Gelehrsamkeit gar nicht nöthig hatte. Eben daher hat man sich auch die Sonderbarkeit zu erklären, daſs der *Auctor Apologiae*, unter welchem Namen der zweifelhafte Verfasser der bekannten Rechtfertigungsschrift von *Schneider* citirt zu werden pflegt, häufig Xenophon genannt wird, welchen Hr. *B.* in seinen *Vindiciis* als Verfasser angesehen wissen will.

Druck und Papier verdienen alles Lob; auch ist der Preis billig gestellt.

No. 3. Hr. *Sauppe*, der sich dem philologischen Publicum bereits durch einige Programme und Recensionen bekannt gemacht hat, tritt hier mit einer längst beabsichtigten und vorbereiteten Schulausgabe der Memorabilien auf. Ob und warum gerade von diesem Werke des Xenophon eine neue Bearbeitung Bedürfniſs war, wird uns nicht gesagt, und wir wollen auch nicht weiter danach fragen, sondern diese Ausgabe, wenn wir sie zweckgemäſs und vollkommener als ihre Vorgängerinnen finden, freundlich willkommen heiſsen. Gröſsere Ansprüche an sie als an jene zu machen, scheint uns nicht unbillig, wenn wir erwägen, daſs ihr Verfasser so viel vorgearbeitet fand, daſs ihm sowohl in der Kritik, als in der Exegese, beynahe nur eine Nachlese und einzelne Berichtigungen übrig blieben, welche er wiederum gröſstentheils aus den zahlreichen und zum Theil sehr ausführlichen Recensionen der *Herbst*schen Ausgabe entnehmen konnte. — Zunächst beschreiben wir die Oekonomie des Buches. Nach einigen einleitenden Worten und einem Druckfehlerverzeichnisse, das aber nicht vollständig ist, finden wir *Vita Xenophontis e Diogene Laërtio* in der Ursprache *p. VI—X*, und *De Commentariis Xenoph. brevis disputatio p. XI—XX*, worin über den Titel: ἀπομνημονεύματα, den Zweck und die Zeit der Abfassung dieser Schrift Einiges beygebracht, und über die sokratische Philosophie nach *Dissen*,

Brandis, *H. Ritter* und *C. Fr. Hermann* ausführlicher gehandelt wird. Hierauf folgt der Text mit den untergesetzten Noten S. 1—238, ein *Index annotationum* S. 239—255, ein *Index scriptorum* S. 256, und endlich eine *Appendix critica* S. 257 bis 259.

Indem wir nun zu dem Vorworte zurückkehren, um den Standpunct kennen zu lernen, von welchem aus Hr. *Sauppe* sein Werk beurtheilt wissen will, erklären wir uns mit den dort aufgestellten kritischen Grundsätzen vollkommen einverstanden. Es heisst nämlich: *In textu exhibendo intra receptae a plerisque scripturae limites, quantum id quidem ex singulorum locorum ratione et natura fieri potuit, me retinui. Verba scriptoris servare et restituere quam vexare et novare malui etc.* Nur könnte man freylich fragen, welches denn die *verba scriptoris* seyen, und wo man sie finde. Böte sie die *Vulgata* oder die *recepta a plerisque scriptura* dar, so bedürfte es der Kritik nicht weiter, deren Geschäft es eben ist, durch Erforschung nicht bloss des allgemeinen Sprachgebrauchs, sondern auch der besonderen Denk- und Rede-Weise eines Schriftstellers, und durch eine sorgfältige, von paläographischen Kenntnissen unterstützte Vergleichung der Handschriften, an zweifelhaften Stellen die wahre Lesart aufzufinden. — Das Urtheil über den Pariser Codex *F* ist völlig gegründet, da selbst eine oberflächliche Vergleichung seiner Lesarten die Ueberzeugung von einer Ueberarbeitung desselben durch die Hand eines sprachkundigen Gelehrten gewähren muss.

Die Anmerkungen sollen nach dem Plane des Herausgebers Alles enthalten, was dem Schüler zu einer tüchtigen Vorbereitung, dem Lehrer zu einer gehörigen Interpretation nöthig ist; nur die Entwickelung des Zusammenhanges und Sinnes einer Stelle wollte er dem Lehrer überlassen, woran er unseres Erachtens sehr unrecht gethan hat, da nach einer sehr gewöhnlichen Erfahrung die Schüler in der Regel, leider aber auch manche Lehrer, mehr um die Auffassung der einzelnen Worte, als um eine tiefere Ergründung des Ideenzusammenhanges, bemüht sind. Und eben darein setzen wir die eigentliche und grösste Kunst des Interpreten, dass er seinem Schriftsteller Schritt vor Schritt auf der oft dunkeln Bahn seiner Gedanken zu folgen, und dem, der sie wieder aufsuchen und durchwandeln will, als ein sicherer Führer auch da zu leiten im Stande sey, wo sich die Spur zu verlieren scheint. Mögen immerhin einige Erklärer darin zu weit gehen; mögen immerhin Manche, denen es an geistiger Schärfe oder an Präcision und Bestimmtheit des Ausdruckes fehlt, eher verdunkeln als aufhellen: dennoch bleibt es *in thesi* richtig, dass die Hauptaufgabe des Exegeten darin besteht, die Beziehung und das Verhältniss des Einzelnen zum Ganzen, wo und wenn es erfoderlich ist, nachzuweisen, und dass das Urtheil über die Befähigung zu seinem Berufe durch die mehr oder minder glückliche Lösung jener Aufgabe bedingt ist. — Noch mehr stiessen wir an bey folgenden Sätzen: *Raro autem sola grammaticorum appellatione acquievi. Nam quemadmodum in lectionibus publicis parum recte agunt, qui ubi locus ad eam rem aptus videtur esse, discipulos suos grammaticam conferre vel etiam coram legere jubent, ac deinde quasi re bene gesta in lectione pergunt: ita quibus id scribentibus ubique sufficit, nescire videntur, quid scholis conveniat.* Dass der Schüler, wenn er die Sprache gründlich erlernen soll, sich mit seiner Grammatik aufs innigste vertraut machen müsse, darüber kann kein Zweifel seyn. Es fragt sich also nur, auf welchem Wege er am sichersten und schnellsten zu einer genauen Bekanntschaft mit den in seiner Grammatik aufgestellten Regeln gelange. Wie überall, so führen auch hier mehrere Wege gleich sicher zum Ziele. Sehr gewöhnlich ist *die* Methode, dass der Lehrer in einer für die Einübung der Grammatik besonders angesetzten Stunde die einzelnen Regeln der Reihe nach durchgeht, und dann zu Hause schriftlich Beyspiele danach bilden, oder aus einer zu diesem Behufe veranstalteten Beyspielsammlung in die fremde Sprache übersetzen lässt. Diese letzte Operation wird dann immer etwas mechanisch seyn, und kann, um anderer Uebelstände nicht zu gedenken, durch das zu lange Verweilen bey einem und demselben Gegenstande leicht Ueberdruss erzeugen, und Widerwillen gegen das grammatische Studium hervorrufen. Wenn dagegen bey der Erklärung eines Schriftstellers ein Satzgefüge grammatische Schwierigkeiten darbietet, und der Lehrer es versteht, durch geeignete Fragen das Interesse des Schülers zu wecken, und in ihm die Begierde nach Belehrung hervorzurufen: so ist dieser Moment geistiger Empfänglichkeit gewiss der passendste, die bezügliche Regel in der Grammatik aufsuchen und lesen zu lassen. Dabey wird es aber der verständige Lehrer nicht bewenden lassen, sondern theils die vorgelesene Regel, wenn es nöthig scheint, mit seinen Bemerkungen begleiten, theils ihre Aufbewahrung im Gedächtnisse erleichtern, theils endlich bey Wiederholung des erklärten Abschnittes, oder wenn er an eine Parallelstelle kommt, sich nach dem Gelernten erkundigen. Was Hr. *S.* gegen ein solches Verfahren einzuwenden habe, gestehen wir nicht zu begreifen. Eben so wenig sind wir mit jener Behauptung einverstanden, dass der, welcher das blosse Citiren der Grammatik *überall* für ausreichend halte, nicht wisse, was für die Schule geeignet sey. Wenn der Lehrer nur darüber wacht, dass die dem Schüler in seiner Ausgabe angezeigten §§. der Grammatik bey der Vorbereitung von ihm nachgeschlagen und studirt werden, so werden die Citate gewiss von grossem Nutzen seyn. Freylich sind manche Gegenstände in unseren Schulgrammatiken entweder noch gar nicht, oder doch nicht mit der nöthigen Klarheit, Gründlichkeit und Vollständigkeit abgehandelt, und in dergleichen Fällen wird der Commentator wohl thun, die Regel selbst zu geben, oder in einer vollendeteren Form darzulegen. Jedoch in diesem

beschränkten Sinne will Hr. *S.* seinen Satz nicht aufgefaſst wiſſen, wie das vorangeschickte „*Raro*“ beweiset, das sich freylich mit dem folgenden „*ubique*“ nicht recht reimen will.

Bey dem Commentar selbst ist es vor Allem die Methode, worauf wir unsere Aufmerksamkeit lenken müſſen, weil bey einem Schulbuche die Methode ein wesentlicher Theil genannt werden darf. In dieser Hinsicht können wir die Auswahl der in den Anmerkungen besprochenen Gegenstände im Allgemeinen nur loben, indem es der Herausgeber verstanden hat, zwischen dem Zuviel und Zuwenig meistens die richtige Mitte zu finden. Nicht so ist Rec. mit der Abfaſſung und Form der Noten zufrieden, denen es fast immer an Kürze, Bestimmtheit und Deutlichkeit, also an drey wesentlichen Eigenschaften gebricht. Um dieses Urtheil zu bewahrheiten, wollen wir nur die Anmerkungen zu drey §§. des ersten Capitels im ersten Buche der Reihe nach durchgehen, und mit unseren Bemerkungen begleiten. — §. 1 οἱ γραψάμενοι Σωκράτην. Hier nennt zwar Hr. *Sauppe* die Namen der drey Ankläger; aber ob sie jeder für sich oder gemeinschaftlich eine Klageschrift einreichten, in welchem Verhältniſſe sie als Ankläger zu einander standen, ob jedem athenischen Bürger frey stand, Jemanden wegen Staatsvergehen zu belangen, wodurch ein *crimen ἀσεβείας* begründet, und durch welche Klageformen ein solches Verbrechen verfolgt wurde, vor welchen Gerichtshof, ob vor den Areopag oder einen heliastischen Gerichtshof diese Sache gehörte, von welchem Sokrates und in welchem Jahre gerichtet wurde, ob die Klage ἀσεβείας schätzbar war, welche Strafe den Kläger traf, wenn er nicht den fünften Theil der Stimmen erhielt —, von allen diesen und ähnlichen Fragen, die sich hier aufwerfen laſſen, ist keine einzige weder gethan, noch beantwortet, obgleich auch das folgende γραφή Gelegenheit dazu bot. Dagegen findet man ohne alle etwa durch Varianten dargebotene Veranlaſſung eine fünfzeilige Anmerkung über die Accusativform Σωκράτην, wodurch gleichwohl kein positives Ergebniſs herbeygeführt worden ist. — Die Worte ὡς ἄξιος εἴη θανάτου τῇ πόλει, welche in den Grammatiken erläutert werden, sind zum Ueberfluſſe auf doppelte Art übersetzt: *merere eum mortem de republica,* und *dignum esse, qui a republica capitis condemnaretur.* (Wir wollen noch eine dritte Uebersetzung beyfügen: *ita eum meritum esse de republica, ut morte dignus videretur.*) Damit noch nicht zufrieden, giebt Hr. *S.* auch eine Erklärung, diese nämlich: *Relationem ad personam, cui aliquid convenit et pretium aliquod habet, idem dativus indicat* 3, 3. II, 1, 34. 3, 6 ἄξιόν ἐστιν ἐμοὶ μισεῖν αὐτόν. 5, 1 ἐξετάζειν ἑαυτόν, ὁπόσου τοῖς φίλοις ἄξιος εἴη. S. *Matthiae* 387. *Rost p.* 508. *Similiora habes I,* 2, 62, 64. *Porson. Eurip. Hec.* 309 ἡμῖν δ᾽ Ἀχιλλεὺς ἄξιος τιμῆς. *Sublata est relatio, quamvis eadem significatione justum est retenta, Cyrop. VII,* 5, 56 ἤδη καὶ οἰκίας σε τυχεῖν ἄξιον. *Transitus est ab altero casu ad alterum Lys. Epitaph. in* ἄξιον γάρ πᾶσιν ἀνθρώποις κἀκείνων μεμνῆσθαι, ὑμνοῦντας μὲν ἐν ταῖς ᾠδαῖς κτλ. Es bedarf kaum unserer Erinnerung, daſs hier alles bunt durch einander läuft, und unter den beygesetzten Parallelstellen nur sehr wenige der Stelle des Textes homogen sind. In den Worten des Lysias finden wir übrigens keinen Uebergang von einem Casus zu einem anderen, indem das Particip statt in den Accusativ nur durch Attraction in den Dativ gesetzt werden konnte; wenigstens ist der Grund dieser Construction nicht in ἄξιος zu suchen, da sie bey ἔξεστιν, διδόναι und anderen Zeitwörtern eben so gewöhnlich ist. — Die letzte Anmerkung zu §. 1 verbreitet sich in *neun* Zeilen über τοιάδε τις, welche Worte durch *talis quaedam, fere hujusmodi* übersetzt werden. Warum nicht lieber durch das Ciceronische *talis quaepiam?* Doch hören wir die Erklärung. *Ita* τὶς *pronomen cum modestia quadam appropinquationem ad alicujus rei similitudinem indicat.* Weit richtiger *Krüger* zur *Anab. II,* 2, 2: „τὶς, einem Begriffe der Qualität und Quantität beygefügt, bezeichnet, daſs ein ihm nur ungefähr entsprechendes Object zu denken sey.“ Unter den von dem Herausgeber angeführten und beynahe sämmtlich ins Lateinische übersetzten Parallelstellen finden sich auch folgende: *II,* 5, 3 τὸν μέν τινα, *alium quidem nescio quem. Anab. IV,* 3, 33 οἱ μέν τινες. *Aristoph. Plut.* 164 ὁ δὲ κναφεύει τις, *fullo quidam est.* Wo findet sich denn aber in diesen Beyspielen eine *appropinquatio ad alicujus rei similitudinem?* Ferner wird *Krüger* zur *Anab. II,* 3, 15 citirt, welcher dort lehrt, „daſs τὶς sehr häufig bey ὁ μέν, ὁ δέ stehe, wo diese Wörter nicht auf bestimmte Personen oder Sachen gehen,“ und *Matth. Gr.* §. 487. 4., wo es heiſst: „τὶς steht sehr oft bey Adjectivis der Beschaffenheit, Menge, Gröſse, vorzüglich wenn diese allein, ohne Substantiv, oder im Prädicat stehen.“ Was ist wohl mehr geeignet als solches Durcheinanderwerfen der heterogensten Dinge, den Schüler, statt ihn zu belehren, irre zu leiten und seine Begriffe zu verwirren? — §. 3 wird καινότερον wohl richtig in μᾶλλον καινόν aufgelöst, aber das über den absoluten Gebrauch von καινός u. s. w. Gesagte hätte als nicht hieher gehörig wegbleiben sollen. — Ueber μαντικὴν νομίζοντες wird der Leser auf die Note zu IV, 4, 19 verwiesen, wo ihm Folgendes erzählt wird: „πρῶτον νομίζεται, *prima omnium lex est. Schneider. Cf. II,* 3, 16 πανταχοῦ νομίζεται, *justum ubique habetur, ut* §. 59 *quod* §. 24 *est* πανταχοῦ νόμιμόν ἐστι. Νομίζειν θεούς *I,* 1, 1. 2, 64 *non solum est deos esse credere, sed etiam deos more publico receptos colere. Cf. I,* 1, 3 μαντικὴν νομίζειν, *artem vaticinandi esse credere.* Dieſs Letzte, was nämlich μαντικὴν νομίζειν heiſse, wird selbst der Schüler schon gewuſst haben, und darum nicht begreifen, warum er *ad IV,* 4, 19 verwiesen sey; wohl aber wird er nach aufmerksamer Durchlesung jener Note zu wiſſen verlangen, warum nicht auch μαντικὴν νομίζειν heiſsen könne: *artem vaticinandi more publico receptam colere.* — κἀκεῖνος δὲ οὕτως ἐνόμιζεν. War-

um wir das mit Hn. *B.* aufgenommene δέ missbilligen, haben wir bereits bey No. 1 aus einander gesetzt. Hr. *S.* will es durch *Anab. IV*, 8, 19 rechtfertigen, eine Stelle, die mit der unsrigen nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. — §. 5 ἐδόκει δ' ἂν — εἰ ἐφαίνετο. δῆλον οὖν ὅτι οὐκ ἂν προέλεγεν, εἰ μὴ ἐπίστευεν ἀληθεύσειν. Ueber die Imperfecte lässt sich der Herausg. so vernehmen: *Sunt cum conditione enunciata atque rem e praeterito tempore in praesens continuatam indicant. Matth.* 508 *b. Buttm.* 139. 9. *Rost.* 116. 8. So wie an dieser Stelle im Texte fälschlich φευδόμενος und ότι statt ψευδ. und ὅτι steht, so muss es in der Note *Matth.* 508 *c.* heissen. Aber auch die Erklärung ist falsch. Dass die Imperfecte hier nicht von Handlungen verstanden werden können, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinüber gehen, folgt schon daraus, dass, als Xenophon diese Schrift abfasste, Sokrates längst nicht mehr am Leben war. Wie hätte er also damals noch etwas vorhersagen oder glauben können? Hiess es ja doch auch erst in dem vorhergehenden Satze, dass Sokrates τοῖς συνοῦσιν, also den Mitlebenden, nicht habe als Thor und eitler Prahler erscheinen wollen. In den Imperfecten liegt also nichts weiter als der Begriff der öfteren Wiederholung. — Eine Note von etwa 20 Zeilen handelt über κᾆτα bey vorangehendem Particip. Die Regel ist so ausgedrückt: *Quemadmodum* εἶτα *pro* καὶ εἶτα *post tempus finitum saepissime infertur* (*IV*, 5, 3 *ad II*, 2, 14), *ita, quum solum* εἶτα *post participia subjici soleat, rarius anteponatur, h. l.* καί *negligentius additum esse videtur.* Die Bildung dieser Periode ist verunglückt, wie der Vf. bey näherer Prüfung selbst einsehen wird. Auch hätte wegen des Beyspiels aus der *Cyropaedie* (*IV*, 3, 14) nach den Worten *post participia* hinzugefügt werden sollen *et enunciationes a conjunctione incipientes.* Die von einigen Gelehrten gemachten Versuche, die Lesart καὶ οὐ statt κᾆτα zu vertheidigen, sind gründlich zurückgewiesen, und nur der Druckfehler προσαγορεύων für προαγ. ist einigermassen störend.

Aus den bisherigen Anführungen, welche nur dazu dienen sollten, auf Mängel in der Methode aufmerksam zu machen, werden unsere Leser schon entnommen haben, dass Hr. *S.* öfter verschiedenartige Dinge als verwandt zusammengestellt, bisweilen auch Erklärungen giebt, welche nicht ausreichen, oder die Probe nicht bestehen. Davon noch einige Beyspiele. I, 2, 3 wird bey den Worten οὐδεπώποτε ὑπέσχετο διδάσκαλος εἶναι τούτου in einer langen Note über den Unterschied des Infinitivs *praesentis* und *futuri* oder *aoristi* nach den Zeitwörtern des *Versprechens* gehandelt. Am Ende derselben heisst es: ὑπισχνεῖσθαι *autem est profiteri, ut Sympos. IV*, 1. *i. q.* ἐπαγγέλλεσθαι *III*, 1, 1. *Vid. ad* §. 10 Nun wenn ὑπισχνεῖσθαι so viel als *profiteri* bedeutet, so hat man zu übersetzen: *niemals hat er sich für einen Lehrmeister hierin ausgegeben*, und man begreift nicht wohl, wie der Herausgeber hier zu seiner Abhandlung über den *Inf. praes.* nach den *Verbis pollicendi* kommt, da von gar keinem Versprechen die Rede ist. — I, 2, 39 werden die Worte οὐκ ἀρέσκοντος αὐτοῖς Σωκράτους ὡμιλησάτην αὐτῷ übersetzt: *non quod Socrates ipsis* (*!*) *placeret, ejus consuetudine usi sunt*, mit der Bemerkung, dass die Negation zu ὡμιλησάτην gehöre. Aus der Uebersetzung sieht man das nicht. Dass aber die gegebene Erklärung falsch sey, zeigt schon der Gegensatz: ἀλλ' εὐθὺς ἐξ ἀρχῆς ὡρμηκότε προεστάναι τῆς πόλεως. Es hat mit unserer Stelle offenbar dieselbe Bewandtniss, wie mit der des *Isocrates Panath. p.* 255. *B.* ἧς οὐ καταφρονήσαντες οἱ πατέρες ἡμῶν ἐπὶ τὴν νῦν καθεστῶσαν ὥρμησαν, ἀλλὰ προκρίναντες. Es werden nämlich zwey durch Participien ausgedrückte Ursachen einander durch οὐκ — ἀλλά so entgegengesetzt, dass durch die Verneinung der einen die andere stärker hervorgehoben wird. Die Sache ist so einfach und so gewöhnlich, dass wir kaum begreifen, wie Hr. *S.* auf den Einfall kommen konnte, die Negation mit dem *Verbum finitum* zu verbinden, mithin das *Umgehen* des Kritias und Alkibiades mit Sokrates zu verneinen. Doch liess er sich vielleicht durch *Jacobs* verführen, welcher im Sokrates S. 29 nach οὐκ ein Komma setzt, und so die Negation von dem Participium trennt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden* und *Leipzig*, in der Arnoldschen Buchhandlung: *Gedichte* von *Adolph* Ritter *von Tschabuschnigg*. 1833. 179 S. kl. 8.

Gedichte von verschiedenem Gehalt! Es fehlt dem Vf. nicht an Empfindung, aber seine Darstellung ist oft gar zu vernachlässigt. Manche Gedichte erscheinen nur, weil die Verse abgesetzt sind, dem Auge als Gedichte, während andere, doch wenigere (wie z. B. *Beym Abendläuten* S. 168), dichterischen Werth haben. Als Beyspiel möge das letzte hier stehen; die meisten anderen sind der Form nach ihm gleich.

Spruch.

Glaube auf Gott bis über'n Tod,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trotzigen Muth in Schmerzen,
Heisse Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden,
Ueber Alles die Treue,
Ueber nichts eine Reue!

L. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Hahn: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Commentarii dictorum factorumque Socratis ad defendendum eum ſcripti a Xenophonte libris IV cum Apologia Socratis.* Ex fide librorum editorum ſcriptorumque et virorum doctorum conjecturis annotationibusque poſt Schneiderum et Corajum recenſuit et interpretatus eſt *Fr. Aug. Bornemann* etc.

2) Ebendaſelbſt: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονευμάτων βιβλία τέσσαρα. *Xenophontis memorabilium Socratis dictorum libri IV una cum Socratis Apologia*, in ſcholarum uſum illuſtrati et brevi verborum indice inſtructi. Oratiunculam, qua Xenophontis lectio juvenibus litterarum ſtudioſis commendatur, praemiſit *Frid. Aug. Bornemann* etc.

3) Leipzig, b. Wienbrack: Ξενοφῶντος Ἀπομνημονεύματα. *Xenophontis Commentarii.* Cum annotationibus edidit *Guſtavus Albertus Sauppe* etc.

4) Berlin, b. Laue: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Edidit *C. G. Krügerus* etc.

5) Ebendaſelbſt: Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. Mit erklärenden Anmerkungen von *K. W. Krüger* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In der ſchwierigen Stelle I, 5, 5 ἐμοὶ μὲν δοκεῖ νὴ τὴν Ἥραν ἐλευθέρῳ μὲν ἀνδρὶ εὐκτέον εἶναι μὴ τυχεῖν δούλου τοιούτου, δουλεύοντα δὲ ταῖς τοιαύταις ἡδοναῖς ἱκετεύειν τοὺς θεοὺς δεσποτῶν ἀγαθῶν τυχεῖν· οὕτως γὰρ ἂν μόνως ὁ τοιοῦτος σωθείη, finden wir für die Aufhellung des Sinnes nichts gethan. Denn wenn Hr. *S.* δουλεύοντα δέ lateiniſch wiedergiebt durch *ſi quis autem ſervus eſt*, und dann erläuternd hinzufügt: *Referas ad eum, qui quum cupiditatibus nimis ſit deditus atque in ſervitutem quaſi detruſus, non poteſt alio modo ſanari, quam ut dominum prudentem (??) nanciſcatur*, ſo ſcheint er gar nicht eingeſehen zu haben, worin die Schwierigkeiten dieſer Stelle eigentlich liegen, welche der Recenſent der *Herbſt*'ſchen Ausgabe in der Allg. Litz. 1827. No. 212. S. 14 ff. dadurch beſeitigen wollte, daſs er vorſchlug, ταῖς τοιαύταις ἡδοναῖς als ein ungeſchicktes Gloſſem zu tilgen, oder ſtatt δουλεύοντα δέ zu ſchreiben, δοῦλον δὲ δουλεύοντα, kritiſche Verſuche, die wenigſtens einer Würdigung werth geweſen wären. Uns ſcheinen jene Conjecturen unſtatthaft. Lieſt man nämlich δοῦλον δὲ δουλεύοντα, ſo iſt das kein paſſender Gegenſatz von dem einfachen ἐλεύθερος ἀνήρ, ſtreicht man aber ταῖς τοιαύταις ἡδοναῖς, ſo iſt der Begriff *Sclav* zu weit, da ja nur von dem der Unmäſsigkeit ergebenen Sclaven die Rede ſeyn kann und ſoll, und das folgende οὕτως γὰρ ἂν μόνως ὁ τοιοῦτος σωθείη hätte dann gar keinen Sinn. *Finckh* in *Jahns* Jahrbüchern 1828. I, 3. S. 294 nimmt als gewiſs an, daſs τυχεῖν δούλου τοιούτου eigentlich zu faſſen ſey, alſo auch das entgegengeſetzte δεσποτῶν. Daſs δουλεύοντα ταῖς τοιαύταις ἡδοναῖς von einer uneigentlichen Knechtſchaft zu verſtehen ſey, mache nichts zur Sache; auch ἐλεύθερος könne ja hier nicht anders erklärt werden als von dem, der in Wahrheit frey ſey, der nicht bloſs keinen ſichtbaren, ſondern auch keinen unſichtbaren δεσπότης habe. Dieſer habe nichts zu wünſchen, als daſs auch ſeine Sclaven ihm allein dienen; wer aber einen unſichtbaren δεσπότης habe, dem wäre beſſer, er hätte auch einen ſichtbaren. Dieſes Räſonnement trägt ſeine Schwächen ſo offen zur Schau, daſs wir eine Widerlegung kaum für nöthig halten, zumal da wir es jetzt bloſs mit Hn. *Sauppe* zu thun haben, und unſere Abſicht einzig und allein dahin gerichtet war, an dieſem Beyſpiele zu zeigen, daſs man bey unſerem Herausgeber über manche Zweifel nicht die mindeſte Aufklärung findet. Mehr giebt an dieſer Stelle die kleinere Ausgabe von Hn. *Bornemann*, bey dem man auſser der von ihm gebilligten Ueberſetzung des Leunclavius, durch die man freylich auch nicht klüger wird, indem man nur ſtatt der griechiſchen Ausdrücke lateiniſche hat, noch folgende Erklärung antrifft: *opponuntur inter ſe* ἐλεύθερος ἀνήρ *et* δουλεύων ταῖς ἡδοναῖς, *temperans et intemperans: illi optandum eſt, ut ne ſervum nanciſcatur incontinentiae deditum, huic, ut conſequatur dominos, qui ipſum ad temperantiam reducant.* Nach des Rec. Anſicht iſt an das ſtaatsbürgerliche Verhältniſs von *Herr* und *Sclav* hier gar nicht zu denken, ſondern dieſe Ausdrücke ſind ſämmtlich uneigentlich zu nehmen, und zwar ergiebt ſich für ἐλεύθ. ἀνήρ dieſe Bedeutung aus dem Gegenſatze δουλεύοντα δὲ ταῖς ἡδοναῖς, für δοῦλος aber aus dem Vorhergehenden: ἢ τίς οὐκ ἂν ταῖς ἡδοναῖς δουλεύων αἰσχρῶν διατεθείη. Steht aber δοῦλος im uneigentlichen Sinne, ſo können auch die δεσπ. ἀγαθοί nicht anders genommen werden. Sokrates will ſagen: Wer noch nicht im Dienſte der

Leidenschaften steht, der muss wünschen, vor Menschen bewahrt zu bleiben, welche den Leidenschaften fröhnen; diese dagegen müssen die Götter anflehen, dass sie in die Hände guter Menschen fallen, durch die sie allein noch zur Selbstbeherrschung zurückgeführt und von dem gänzlichen Untergange gerettet werden können. — II, 7, 2 schreibt Hr. *S.* mit Hn. *B.* ὥστ' εἶναι ἐν τῇ οἰκίᾳ τεσσαρεσκαίδεκα τοὺς ἐλευθέρους, und fügt die Note bey: *Talia non moti neque declinati numeralis exempla, magis illa ad Ionismum et citeriorem Graecitatem pertinentia, collegit Lobeck. Phryn. p.* 409 *sqq.* Schlägt man die citirte Stelle nach, so findet man: „*In contrariam partem* τεσσαρακαίδεκα ἐλευθέρους *Xen. Memm. II*, 7, 2 τεσσαρακαίδεκα δήμους *Strab. IX*, 605 *quod utroque loco ab editoribus perperam mutatum est;* ἡμέρας τεσσαρακαίδεκα *Diog. Laert. X*, 15. 610.“ Auch *Matth. Gr.* §. 140 führt aus unserer Stelle τεσσαρακαίδεκα an, so dass man in der That nicht einsieht, wie der Herausgeber zu τεσσαρεσκαίδεκα kommt. Den Aufschluss findet man bey Hr. *Bornemann.*

In kritischer Hinsicht findet Rec. weniger zu erinnern, da der Herausgeber, welcher die Interpretation zur Hauptsache machte, sich meistens an den von seinen Vorgängern überlieferten Text anschloss, und selten Neuerungen erlaubte. Manches hieher Gehörige ist schon bey No. 1 erwähnt worden. Wir schliessen daher unsere Anzeige mit dem allgemeinen Urtheile, dass Hn. *Sauppe's* Ausgabe zwar mit sorgfältigem Fleisse, wissenschaftlichem Sinne und zureichender Kenntniss der griechischen Sprache und Literatur gearbeitet ist, dass sie sich aber wegen vielfacher Mängel in der Methode und Form der Darstellung im Ganzen mehr für Lehrer, als für Schüler eignet. Da der Herausgeber jene eben so wohl, als diese bey seiner Arbeit im Auge hatte, so hat er seinen Zweck jedenfalls zur Hälfte erreicht. Eine besondere Anerkennung verdient noch die Ruhe und Mässigung, welche der Vf. bey Bestreitung abweichender Ansichten überall an den Tag legt.

Das Aeussere des Buches ist anständig; nur dünkt uns der Druck etwas zu eng.

No. 4 enthält ausser dem Texte einen am Ende des Buches angehängten, etwa 13 Seiten füllenden *Delectus emendationum nulla aut exigua librorum ope factarum.* In einem kurzen Vorworte werden die Grundsätze, welche der Herausgeber bey Gestaltung des Textes befolgen zu müssen glaubte, summarisch angedeutet. Durch ein sorgfältiges Studium der Handschriften wurde er in der schon früher gewonnenen und bey verschiedenen Gelegenheiten geltend gemachten Ueberzeugung nur noch mehr bestärkt, dass eine überall auf Gründe gestützte Eklektik das einzig richtige Verfahren sey. „*In codicibus utendis magnam cautionem adhibendam existimavi, quum permultos locos in omnibus corruptos legi viderem eosque libros quos nonnulli bonos praedicant, ego tantum meliores dicere possum, tot tantisque mendis refertos esse cernerem, ut si hos solos sequereris, corruptissima Anabaseos exemplaria futura essent.*“ Bey seinen Bemühungen, den Text von sinn- und sprachwidrigen Lesarten möglichst zu reinigen, und seines Zweckes, eine brauchbare Schulausgabe zu liefern, eingedenk, sah er mitunter mehr auf die Güte, als auf die Richtigkeit einer Lesart. In der Orthographie blieb er sich selbst gegen die Handschriften consequent. „*Neque enim committendum esse censui ut in ejusmodi exemplaribus eadem sectione v. c.* ξύσκηνοι *et* σύσκηνοι *legeretur; ideoque semper* σύν *scripsi.*“ Rec. kann diesem Verfahren nur beystimmen, und wünschte es bey Schulausgaben immer befolgt.

Wichtiger ist die Ausgabe No. 5. In der Vorrede sehen wir den kampflustigen Vf. abermals mit Lanze, Schild und Schwert gewaffnet wider seine alten, dem philologischen Publicum wohlbekannten Gegner zu Felde ziehen. Wir fühlen keinen Beruf, uns in einen Streit zu mischen, der, gleich in seinem Entstehen den rein wissenschaftlichen Standpunct verlassend, sich von den Sachen gegen die Personen wandte, und von beiden Seiten mit bedauernswerther Bitterkeit geführt wurde. Das Beklagenswertheste bey diesen Händeln war, dass die aufgeregte Leidenschaft sich namhafte, jetzt zum Theil schon in Frieden entschlafene Zeitschriften zu ihrem Tummelplatze erkor, und durch parteyische Kritiken das Urtheil der Urtheilslosen oder mit der Sache minder Vertrauten irre zu leiten suchte. Es thut uns daher leid, den Hnn. *Bornemann, Poppo* und *L. Dindorf* hier wiederum den Fehdehandschuh hingeworfen, und sie zu einer Erneuerung der alten Kämpfe herausgefordert zu sehen.

Weit lieber verweilen wir bey den Leistungen des Herausgebers, durch die er sich um die studirende Jugend und deren Lehrer nach unserem Urtheile ein ausgezeichnetes Verdienst erworben hat. Zuerst können wir es nur billigen, dass bey einer bloss für Schüler berechneten Ausgabe die grammatische Erklärung zur Hauptsache gemacht wurde, da die Erläuterung der Realien, die häufig, um eine klare Einsicht zu gewähren, ausführlichere Erörterungen nöthig machen, füglich dem mündlichen Unterrichte überlassen werden kann. Demnächst befriedigt uns fast durchgängig die Auswahl des Erklärten, wozu vor allen Dingen eine auf scharfe Beobachtungsgabe gestützte Kenntniss der jugendlichen Kräfte und ein durch lange Uebung gewonnener Tact erfoderlich ist, wie das bewusst- und ziellose Umhertappen mancher Jugendschriftsteller genugsam beweist. Endlich ist es theils der innerliche Gehalt, theils die äussere Form der Noten, wodurch dieses Buch sich vor so vielen ähnlichen vortheilhaft auszeichnet. In erster Hinsicht hat dasselbe theils durch des Vfs. genaueres Studium der Sprache, theils durch sorgfältige Benutzung des von Anderen Geleisteten wesentliche Vorzüge vor der früheren Ausgabe erhalten. Was aber die Manier der Darstellung betrifft, so weiss Rec. kein anderes Werk dieser Art namhaft zu machen, in welchem Schärfe und lichtvolle Bestimmtheit des Ausdruckes

sich mit so grosser Gedrungenheit und Kürze vereinigt fänden. Wir glauben daher diese Ausgabe nicht bloss Schülern, sondern besonders auch angehenden Lehrern, um daraus neben gründlichen Sprachregeln eine richtige Unterrichtsmethode zu erlernen, nicht genug empfehlen zu können.

Nach diesem allgemeinen Urtheil wollen wir nur eine Anzahl Stellen aus dem ersten Buche ausheben, deren Behandlung noch etwas zu wünschen übrig lässt. I, 1, 6 Ὧδε οὖν ἐποιεῖτο τὴν συλλογήν. Der Unterschied zwischen ὧδε und οὕτω wird weder hier noch sonst wo gelehrt, was wenigstens nicht consequent ist, da sich über den Unterschied der verwandten Pronomen ὅδε und οὗτος eine Anmerkung zu II, 1, 20 findet. In dem Wortregister wird, was wir beyläufig bemerken, unter ὅδε fälschlich auf VII, 2, 29 verwiesen. — §. 7: Ὁ δὲ Κῦρος ὑπολαβὼν τοὺς φεύγοντας συλλέξας στράτευμα ἐπολιόρκει Μίλητον. Hier wird in einer Note gesagt: „συλλέξας für συνέλεξε καί. So werden oft mehrere Participia ohne Copula mit einem *Verbum finitum* verbunden, *indem das eine sich an das andere anschliesst*,“ wofür wir lieber gesagt hätten: *indem das erste dem zweyten, das zweyte wiederum dem dritten logisch untergeordnet ist*, wie V, 2, 4 προδραμόντες — διαβάντες — ὁρῶντες — προσέβαλλον. — Ebend. werden in dem Satze: Καὶ αὕτη αὖ ἄλλη πρόφασις ἦν, die ersten drey Worte übersetzt: *und diese ihrerseits, andererseits*, aus welcher Uebersetzung dem Anfänger nicht klar wird, dass αὕτη als substantivisch gebrauchtes Neutrum stehe. — §. 8 ἐκ τῶν πόλεων ὧν ὁ Τισσαφέρνης ἐτύγχανεν ἔχων. Dass diese Attraction nur dann erlaubt sey, wenn der relative Satz eine genauere (adjectivische) Bestimmung des Begriffes, auf den er sich bezieht, enthalte, in diesem Falle aber gewöhnlich Statt finde, lehrt der Herausgeber mit den Worten: „*Es kann* aber diese Attraction *nur Statt finden und findet gewöhnlich Statt*, wo der relative Satz“ u. s. w. Wir zweifeln, ob der Schüler die von uns durch den Druck hervorgehobenen Worte so auffassen werde, wie sie aufgefasst werden sollen. Ausserdem ist in der Reihenfolge der Anmerkungen zu §. 8 einige Verwirrung entstanden. — §. 9. Κλέαρχος ἦν Λακεδαιμόνιος, φυγάς. Diese Form der Rede kann dem Anfänger nicht bekannt seyn, und bedurfte daher einer Erläuterung. — §. 10 πρὶν ἂν αὐτῷ συμβουλεύσηται, „priusquam *se* (*Cyrum*) *consuluisset*, wofür eigentlich πρὶν αὑτῷ συμβουλεύσαιτο stehen sollte.“ Ganz recht; aber der Gebrauch des αὐτῷ statt des reflexiven αὑτῷ ist unerklärt geblieben. — I, 2, 9 durfte Σοφαίνετος, obgleich der Name falsch ist, doch nicht in Klammern eingeschlossen werden, gleichsam als ob kein *Nomen proprium* erfoderlich sey. — §. 18. Τῶν δὲ βαρβάρων φόβος πολὺς καὶ ἄλλοις καὶ ἥ τε Κίλισσα ἔφυγεν ἐκ τῆς ἁρμαμάξης καὶ οἱ ἐκ τῆς ἀγορᾶς — ἔφυγον. Nach Hn. *Krüger's* Ansicht kann der Genitiv τῶν βαρβάρων von ἄλλοις, oder auch von φόβος regiert werden, so dass ἄλλοις zu βαρβάρων in Apposition stände. Uns scheint die erste Erklärung der Einfachheit Xenophons nicht angemessen, die zweyte lässt sich allein rechtfertigen; jedoch würden wir den Dativ ἄλλοις lieber als eine Veränderung der Construction erklären, indem der Schriftsteller so fortfährt, als hätte er vorher gesagt: Τοῖς δὲ βαρβάροις φόβος πολύς. Weiter bemerkt der Vf. zu ἐκ τῆς ἁρμαμάξης, die Präposition bezeichne nur die Richtung von dem Standpuncte: denn dass die Königin den Wagen verlassen habe, sey kaum denkbar. Warum ist es denn aber nicht denkbar, dass die Königin in ihrer Bestürzung das Entgegengesetzte von dem that, was sie hätte thun sollen? Vielleicht auch erlaubte die Beschaffenheit des Terrains oder ein anderer Umstand die Flucht zu Wagen nicht. Jedenfalls aber bleibt es hart, die Präposition, die hier zwey Mal in der Verbindung mit demselben Verbum vorkömmt, in einem ganz verschiedenen Sinne zu nehmen, abgesehen davon, dass φεύγειν ἔκ τινος schwerlich „*auf etwas fliehen*“ bedeutet. — §. 21 ἐπεὶ ᾔσθετο — ὅτι — ἦν. Zu dem Indicativ ἦν findet sich eine Anmerkung, aber nicht zu ᾔσθετο, das nicht minder einer Erläuterung bedurfte. — Ebendas. ὅτι τριήρεις ἤκουε περιπλεούσας ἀπ' Ἰωνίας εἰς Κιλικίαν Ταμῶν ἔχοντα τὰς Λακεδαιμονίων καὶ αὐτοῦ Κύρου. Als ein ähnliches Hyperbaton wird citirt Demosth. Ol. III (II), 5: δέκα ναῦς ἀπεστείλατε ἔχοντα κενὰς Χαρίδημον, aber nicht gesagt, dass da, wo von Absendung eines Admirals mit einer Schiffsmacht die Rede ist, jenes Hyperbaton sehr gewöhnlich gewesen zu seyn scheint. So heisst es z. B. auch beym Xenophon Hellenic. II, 2, 5 ἐς δὲ τὰ ἐπὶ Θράκης χωρία ἔπεμψε δέκα τριήρεις ἔχοντα Ἐτεόνικον. — §. 26 ὁ δὲ οὔτε πρότερον οὐδενί πω κρείττονι ἑαυτοῦ εἰς χεῖρας ἐλθεῖν ἔφη οὔτε τότε Κύρῳ ἰέναι ἤθελε. Wenn hier die Deutung der Phrase εἰς χεῖρας ἐλθεῖν dem jungen Leser überlassen werden sollte, so durfte doch nicht unerwähnt bleiben, dass die Worte εἰς χεῖρας bey dem folgenden ἰέναι noch einmal hinzugedacht werden müssen, weil bey dem Wechsel des Verbums nicht jeder an diese Ellipse denken, und Κύρῳ ἰέναι vielleicht für πρὸς Κῦρον ἰέναι nehmen wird. — Cap. 3, 1 ὑπώπτευον γὰρ ἤδη ἐπὶ βασιλέα ἰέναι. Hr. *Krüger* übersetzt: *dass man gehe, dass es gehe.* Schon in seiner früheren Ausgabe hatte er den Infinitiv ἰέναι so erklärt, und sich auf die Autorität des Dionys. Hal. VIII, 11 berufen, wo es heisst: ἐν τῇ Ἀναβάσει ὑποπτεύουσιν οἱ στρατιῶται ὡς ἐπὶ βασιλέα ὁ στόλος ἐστί. Ein Recensent tadelte ihn darum, und meinte, dass diese Erklärung nur dann zulässig wäre, wenn der *Infinitivus Passivi* stände. Auf diesen Einwand hat der Herausgeber nicht für gut befunden, etwas zu erwiedern, obgleich er voraussehen musste, dass auch mancher Andere an seiner Erklärung Anstoss nehmen werde. Er konnte aber für seine Auslegung Stellen anführen, wie Euripid. Ion. 1177 (1196): ἐπεὶ δ' ἐς αὐλοὺς ἧκεν ἐς κρατῆρά τε, wo *Matthiae* anmerkt: „ἧκεν *dictum ut* ὗει, νίφει, ἔσεισε *pro* σεισμὸς ἐγένετο *Thuc. IV*, 52.“ Will man aber ἰέναι nicht für unpersönlich gelten lassen, so denke man als Subject nicht *Kyros*, sondern die

Hellenen, wo dann ἐπὶ βασιλέα ἰέναι durch *contra regem se duci* erklärt werden kann. — §. 4 εἴ τι δέοιτο. Hier schon musste über τί das Nöthige gesagt werden. Vgl. zu III, 1, 40. — §. 6 ὡς ἐμοῦ οὖν ἰόντος ὅπῃ ἂν καὶ ὑμεῖς. In der Note heisst es: „Das καί müsste nach unserem Sprachgebrauche vor ἐμοῦ stehen. Allein der Grieche setzt diese Partikel in solchen (?) Stellen nicht leicht zum demonstrativen Satze, ausser wenn er sie noch zum relativen wiederholt." Dieser Gegenstand bedurfte einer umfassenderen und gründlicheren Behandlung, wie der Vf. bey nochmaliger genauer Prüfung der von ihm aufgestellten Regel selbst einsehen wird. Namentlich hält das, was von der Transposition des καί in den demonstrativen Satz gesagt ist, nicht Stich. — §. 10 μὴ λαβὼν με δίκην ἐπιθῇ. Auf ähnliche Weise heisst es I, 5, 11 ὁ Κλέαρχος κρίνας ἀδικεῖν τὸν τοῦ Μένωνος πληγὰς ἐνέβαλεν. An keiner von beiden Stellen wird der Brachyologie gedacht, vermöge welcher das dem Participium und *Verbum finitum* gemeinsame Object nur einmal gesetzt wird, wenn auch die beiden Verba einen verschiedenen Casus regieren. Jedoch wird zu I, 8, 11 das Versäumte nachgeholt. — Cap. 4, 4 Ἦσαν δὲ ταῦτα δύο τείχη, „*es waren diess zwey Mauern* oder *Castelle*, durch welche die πύλαι befestigt waren." Dadurch ist die Sache noch nicht klar gemacht. — §. 8. Ἀλλὰ ἰόντων. Unter dem Texte wird angemerkt: „ἄν, was gewöhnlich nach ἰόντων steht, ist schwerlich je mit dem Imperativ verbunden." Wir hätten der Deutlichkeit wegen lieber gesagt: Nach ἰόντων findet sich in den MSS. und vielen Ausgaben noch die Partikel ἄν, deren Verbindung mit dem Imperativ sich nicht rechtfertigen lässt. — §. 14 προτιμήσεσθε soll passiv stehen, wovon wir die Nothwendigkeit nicht einsehen. Man kann ja das *Fut. Med.* im reflexiven oder auch intransitiven Sinne nehmen, womit sich das hinzugefügte ὑπὸ Κύρου sehr wohl vereinbaren lässt. So ist, um ein anderes Beyspiel zu gebrauchen, ὠφελήσομαι gewiss nicht dasselbe, was ὠφεληθήσομαι, indem jenes bedeutet: *ich werde mir Nutzen stiften* oder *ich werde Nutzen haben*, dieses hingegen: *mir wird genützt werden*. — §. 15 ἄρξαντες τοῦ διαβαίνειν. Dem über den Unterschied zwischen ἄρχειν und ἄρχεσθαι Gesagten hätten wohl noch einige Worte über die verschiedene Rection der beiden Verba beygefügt werden können. — Cap. 5, 5 οὐ γὰρ ἦν χόρτος οὐδὲ ἄλλο δένδρον οὐδέν. Hier wird ἄλλο δένδρον erklärt durch: *etwas Anderes, ein Baum*. Allein auf ein Appositionsverhältniss lässt sich dieser bekannte Sprachgebrauch schwerlich zurückführen, der vielmehr darin besteht, dass die Griechen ihr ἄλλος in Aufzählungen auch mit coordinirten Begriffen verbinden, während wir das entsprechende Pronomen unserer Sprache nur dem Gattungsbegriffe vorsetzen, der den angegebenen Artbegriffen übergeordnet ist. — Cap. 7, 1 περὶ μέσας νύκτας. Dass in dieser Formel regelmässig der Artikel fehle, ist angemerkt; aber über den Plural ist nichts gesagt. Erst zu II, 2, 8 wird bemerkt: „μέσαι νύκτες steht regelmässig im Plural und ohne Artikel." Indess über die Bedeutung des Plurals (νύκτες = *nocturnae horae*) findet sich wiederum nichts. — §. 4 οἵους ἡμῖν γνώσεσθε τοὺς — ἀνθρώπους. Hier werden über οἵους und ἡμῖν von *Buttmann* und *Matthiae* mehr oder weniger abweichende Erklärungen gegeben, denen wir vollkommen beypflichten; vielleicht aber hätte auch die Zusammenstellung des οἷος mit dem Dativ des persönlichen Pronomens Berücksichtigung verdient. Vgl. *Thucyd. I*, 70 οὐδ' ἐκλογίσασθαι πώποτε πρὸς οἵους ὑμῖν Ἀθηναίους ὄντας — ὁ ἀγὼν ἔσται. *Plat. Theaet. p.* 143. *E.* οἵῳ ὑμῖν τῶν πολιτῶν μειρακίῳ ἐντετύχηκα. — *Cap.* 8, 1 ὡς εἰς μάχην παρεσκευασμένος. Hier vermissen wir eine Bemerkung über die Partikel ὡς vor Präpositionen. — §. 8. Καὶ ἤδη τε ἦν μέσον ἡμέρας καὶ οὔπω καταφανεῖς ἦσαν οἱ πολέμιοι. Dazu die Note: „καί vor οὔπω, dem vorhergegangenen τέ entsprechend, darf durch *als* übersetzt, aber nicht erklärt werden. Vgl. II, 1, 7. IV, 6, 2. VII, 4, 16." Ungern vermissen wir hier die Anführung der Stelle I, 8, 1. Καὶ ἤδη τε ἦν ἀμφὶ ἀγορὰν πλήθουσαν καὶ πλησίον ἦν ὁ σταθμὸς ἔνθα ἔμελλε καταλύσειν, ἡνίκα Παταγύας — προφαίνεται. Vgl. *Hermann* zu *Soph. Antig.* V. 1171. Irrthümlich wandte, was wir im Vorbeygehen bemerken, *Stallbaum* den eben berührten Sprachgebrauch auch auf *Plat. Sympos. p.* 220. *C.* an, wo er die Worte καὶ ἤδη ἦν μεσημβρία, καὶ ἄνθρωποι ᾐσθάνοντο übersetzt: *und schon war es Mittag, als man es erst merkte*.

Angehängt ist dieser trefflichen Bearbeitung der *Anabasis* ein Wortregister zu den Anmerkungen, ein grammatisches und ein geographisches Register, eine Zeittafel und Berichtigungen, deren Zahl bey einer recht genauen Durchsicht noch vermehrt werden konnte. Namentlich sind uns mehrere falsche Citate, besonders in dem Wortregister, vorgekommen. Uebrigens empfehlen sich beide Ausgaben des Hn. *Krüger* durch scharfen Druck und verhältnissmässige Wohlfeilheit.

H. A. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, in der Dykschen Buchhandlung: *Gregor's, des Bischofs von Nyssa, Leben und Meinungen.* Zusammengestellt und erläutert von Dr. *Julius Rupp*, Privatdocent an der Königsberger Universität. 1834. VIII u. 262 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Seitdem Hr. Dr. *Neander* die Monographieen des Bernhard von Clairvaux und des heiligen Chrysostomus lieferte, und Hr. *Möhler* in seinem Athanasius sich ihm anschloss, lernte man die hohe Wichtigkeit kennen, welche das treue Auffassen des Bildes eines grossen Mannes der christlichen Vorzeit und der dabey nothwendige Blick auf sein Zeitalter für die ganze Kirchengeschichte haben muss. Eine gründliche, vollständige und pragmatische Kirchengeschichte zu liefern, ist eine Aufgabe, wozu kaum ein Menschenleben ausreicht; aber einzelne Puncte der Kirchengeschichte ausführlich darzustellen, wie schon *Mosheim* in seinen *Rebus ante Constantinum M. gestis* that, oder, wie es jetzt Sitte wird, einen gefeyerten Kirchenlehrer nach seinem Leben, Wirken und Einflusse auf seine Zeit genau zu schildern, diess kann ein Schriftsteller, sobald er nur mit Umsicht, Gründlichkeit und Liebe seinen gewählten Gegenstand behandelt. Aus den gesammten Monographieen müsste sich alsdann, wenn sie anders genau gearbeitet sind, ein Gesammtbild ergeben, das bey der Abfassung einer allgemeinen christlichen Kirchengeschichte von entschiedenem Nutzen seyn dürfte. „Eine Monographie," sagt Hr. *R.* in der Vorrede sehr richtig, „hat ihren Zweck erreicht, wenn sie zu den Quellen hinleitet, und sich nach einigen Decennien überflüssig macht."

Der mit allen zu einem solchen Werke nöthigen gelehrten Kenntnissen ausgerüstete Vf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Leben und die Meinungen des Gregor, Bischofs von Nyssa, in vorliegender Schrift ausführlich darzustellen. Im Allgemeinen können wir die Wahl seines Gegenstandes nur billigen. Ward dieser Kirchenlehrer gleich von seinen Zeitgenossen weniger bewundert, als andere; war auch sein Einfluss in der Kirche nicht der mächtigste: so finden wir doch in ihm einen philosophischen Kopf, der nicht gemeinen Scharfsinn in der Vertheidigung und Befestigung des kirchlich-orthodoxen Systems entwickelte, wenn auch einzelne seiner Lehren gegen die spätere orthodoxe Dogmatik verstossen.

Sollte Hr. *R.*, was wir jedoch nicht wissen, Willens seyn, auf gleiche Weise Basilius den Grossen und Gregor von Nazianz an das Licht treten zu lassen: so dürfte er besser gethan haben mit Basilius zu beginnen, da dieser auf die Schicksale seines Bruders, Gregors von Nyssa, und seines Freundes, Gregors von Nazianz, den entschiedensten Einfluss ausübte. Ueberhaupt ist es keine leichte Aufgabe Gregors von Nyssa Meinungen mit Sicherheit kennen zu lernen, da der Text sich oft als sehr verdorben zeigt; und der längst schon von *Schrökh* ausgesprochene Wunsch, eine neue kritisch besorgte Ausgabe dieses gedankenreichen Kirchenvaters zu besitzen, immer noch unerfüllt geblieben ist.

Hr. *R.* beginnt seine Vorrede mit den Worten: „Wenn man in Deutschland noch heute ein *aner* oder *ist* seyn muss, um etwas zu gelten, so erkläre ich in dem ersten Satze meines erstes Versuches, dass ich durchaus ohne Ehrgeiz bin." Ein jeder Historiker darf aber, wenn er unparteyisch seyn will, keiner Secte angehören; er muss über allen Parteyen erhaben dastehen, und verliert gerade dadurch am meisten, sobald er, wie der Vf. sich auszudrücken beliebt, ein *aner* oder *ist* ist. Mag es auch nicht leicht seyn, in der Aufstellung der Lehren eines Schriftstellers nicht seine eigenen, sondern die wirklichen Ideen des Verfassers darzulegen, da, wie die Exegese des Neuen Testamentes genügend lehrt, man seine besonderen Meinungen und Ansichten nur zu gern überall wiederfindet, so ist diess dennoch nach den Gesetzen einer wissenschaftlichen Interpretation möglich, besonders sobald man sich nicht in unfruchtbaren Speculationen und Folgerungen verliert, sondern nur das streng wieder giebt, was ein Schriftsteller *κατὰ τὸ ῥητὸν* berichtet.

Das Werk zerfällt in 4 Abschnitte. I. *Leben Gregors von Nyssa.* II. *Gregors polemische Versuche.* III. *Gregors apologetische Thätigkeit.* IV. *Anhang. Origenianismus Gregors.* Uns hat diese Art der Eintheilung nicht befriedigt, da man nicht weiss, wo man Gregors Meinung über einzelne Dogmen suchen soll. Warum es Hr. *R.* für *zweckwidrig* achtet, die theologischen Ansichten Gregors über die Hauptlehren der christlichen Kirche zusammenzustellen, wie er doch selbst auf dem Titel verkündigt, kann Rec. eben so wenig begreifen, als er, wenn derselbe von dagegen aufgestellten Gründen spricht, einen aufzufinden im Stande gewesen ist. Gregors, gewiss besondere Berücksichtigung verdienende, Lehre von der Erbsünde — er leugnet sie fast ganz — ist

in eine Anmerkung verwiesen worden, und wird nur beyläufig erwähnt, während sie gewiss eine besondere Berücksichtigung verdient hätte. Wie wenig lässt sich die mehrfache Thätigkeit Gregors, als Redner, als Exeget u. s. w. unter die oben angegebenen Capitel bringen! Zugleich müssen wir im Voraus bemerken, dass Hr. *R.* durch einen unklaren *Schleiermacherschen* Stil seinen Lesern das Verständniss seiner Schrift sehr erschwert hat.

I. *Leben Gregors* S. 1—112. Wir wünschten diesen Abschnitt theils abgekürzt, theils ausführlicher. Die Ansichten Gregors über παρθενία und Φιλοσοφία, die Uebersetzung seines Paregyrikus auf den Bischof Meletius von Antiochien und seiner Rede bey dem Beginnen der Fastenzeit nehmen mehr als die Hälfte der ganzen Lebensbeschreibung ein, und stehen, unseres Erachtens, hier nicht an ihrem Platze, während Dinge, die unmittelbaren Bezug auf ihn haben, dass er z. B. seine Schwester Makrina sterbend fand, ihren Leichnam selbst mit zu Grabe trug u. a. m. mit Stillschweigen übergangen worden sind. Hätte Hr. *R.* sein Werk in mehrere kleine Abschnitte zerlegt, so würde der Faden der Erzählung oft nicht so gewaltsam unterbrochen worden seyn. — Nach einer sehr poëtischen Schilderung des allgemeinen religiösen Zustandes des Menschengeschlechtes bey der Geburt Jesu, geht der Vf. auf die Familie Gregors über, ohne jedoch seine Brüder sämmtlich aufzuführen. Bemerkenswerth ist, dass die Ehe Gregors in Zweifel gezogen wird, die doch selbst die neuesten katholischen Kirchengeschichtsschreiber, z. B. *Locherer*, nicht in Abrede zu stellen gewagt haben. Nach Hrn. *R.* gründet sich die Annahme der Ehe Gregors einzig auf das Trostschreiben seines Freundes Gregor von Nazianz (Ep. 95) und auf sein eigenes angebliches Geständniss (*de virginitate Cap. III*), ohne dass die Aussage des Nicephorus Callistus und der späteren Geschichtsschreiber in Betrachtung kommen könnte. Es würde zu weit führen, wenn wir uns in die Widerlegung dieser einst schon von *Rivetus*, wenn auch aus noch unhaltbareren Gründen, aufgestellten Meinung einlassen wollten; aber wir können nicht umhin zu bemerken, dass in dem gedachten Briefe des Gregor von Nazianz die Worte: 'Αλλὰ τί χρὴ παθεῖν πρὸς θεοῦ νόμον πάλαι κεκρατηκότα, ὅς ἔχει Θεοσεβίαν τὴν ἐμήν. 'Εμὴν γὰρ ὀνομάζω τὴν κατὰ θεὸν ζήσασαν, ἐπειδὴ κρείττων ἡ πνευματικὴ συγγένεια τῆς σωματικῆς ganz ausser Betrachtung geblieben sind, und dass, wenn in der zweyten Stelle, aus Gregors eigenem Werke παρθενία im idealen Sinne, als Unschuld des Geistes, aufgefasst werden, und er sich in den ersten Capiteln *de virginitate* entschuldigen soll, einst Rhetor gewesen zu seyn, der Zusammenhang gar nicht berücksichtigt worden zu seyn scheint, da, kurz nach den Klagen über den Verlust seiner παρθενία, Gregor als Hauptsache bey der Ehe einen beständigen Umgang und ein angenehmes, gemeinschaftliches Leben angiebt. Woher weiss denn Hr. *R.*, dass Gregor seine Schrift *de virginitate* bald nach dem Aufgeben seiner Rhetorschule abgefasst habe? Setzt er sie nicht selbst in den Anfang des 8ten Decenniums? *Schroekh* (K. G. XIV S. 21) setzt die schriftstellerische Thätigkeit Gregors in spätere Zeit, und gerade die angeführte Schrift scheint uns keine seiner ersten, sondern erst nach dem Tode seiner Frau abgefasst zu seyn. Wenn daher Hr. *R.* sagt, dass es seinem Gefühle widerstreite, einen Mann, dessen Gattin wohl (?) noch am Leben und so tugendhaft war, als Theosebia geschildert wird, so tadelnde Aeusserungen über die Ehe aussprechen zu lassen, wie hier Gregor thut: so dürfte die Annahme, dass seine Frau bereits verstorben war und ihm nun die nicht mehr zu erreichende, damals so hoch gepriesene, παρθενία vorschwebte, seine Klagen leicht erklären. — Nachdem Gregor seine Rhetorstelle niedergelegt hatte, lässt ihn Hr. *R.* in mönchischer Zurückgezogenheit leben; aber diess ist, wofür er es S. 45 selbst ausgiebt, nur Vermuthung, wenn auch S. 57 es schon mit Gewissheit angenommen wird. Diese Vermuthnng verliert aber alle Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Bemerkung des *Socrates* (*Hist. eccles. IV*, 26) in Erwägung ziehen, dass Basilius der Grosse zwey Brüder gehabt habe, den Petrus und den Gregorius. Der erste habe seine mönchische Lebensart nachgeahmt (τὸν μονήρη βίον ἐζήλωσε) der andere seine Lehrart der Redekunst (τὸ διδασκαλικὸν τοῦ λόγου.) — Unter dem Concile, welches, nach *Gregors* (*Opp. T. III, p.* 653 *ed. Mor.*) eigenem Berichte, ihm den Befehl gegeben haben soll, eine Visitationsreise nach Palästina und Arabien zu unternehmen, will Hr. *R.*, wie vor ihm schon *Casaubonus*, das ökumenische Constantinopolitanische vom Jahr 381 verstanden wissen, und lässt ihn daher dieselbe in den Jahren 381 und 382 vollenden. Ob Gregor, wie man S. 79 liest, Antidicomarianiten auf derselben angetroffen habe, möchten wir doch bezweifeln, da er, den Tadel des Ausdruckes ἀνθρωποτόκον abgerechnet, in seinem Briefe an die Eustathia, Ambrosia und Basilissa nirgends über einen Mangel der Verehrung der Maria klagt. Im Jahre 383 finden wir den Gregor auf einem Concile zu Constantinopel und im Jahre 394 auf einer Synode zu Chalcedon. Warum auf die Behauptung des Nicephorus, die an sich nicht unwahrscheinlich ist, dass Gregor die merkwürdigen Zusätze zum Nicänischen Symbolo gefertigt habe, welche die Constantinopolitanische Synode einführte, nicht Rücksicht genommen worden ist, nimmt uns Wunder. Von dem Todesjahre Gregors schweigt Hr. *R.* ganz, ohne auch nur eine Vermuthung aufzustellen; eben so wenig bestimmt er, in welcher Reihenfolge er seine Schriften abgefasst habe.

II. *Polemische Versuche.* S. 113—140. Auch hier sind die wenigsten Blätter Gregors Polemik gewidmet, zwey Dritttheile nehmen allgemeine Betrachtungen über Polemik ein. Der Vf. erklärt sie für diejenige Wissenschaft, welche ihrer Bestimmung nach zwischen dem Positiven, das sich in jeder Kirche findet, und Rationalen, das als Reich des Gedankens dem Wirklichen, als das Gebiet des Allge-

meinen dem Besonderen gegenüber steht, sich in der Mitte befinde. „Sie gehört," sagt er S. 113, „eigentlich der Speculation an, und sieht in dem empirisch Gegebenen nur die Verwirklichung einzelner Gestalten, die sie als möglich bezeichnet. Wenn aber das Mögliche realisirt wird, wenn der Gedanke in die Wirklichkeit tritt, geschieht es nie ohne Verlust. — In dieser Resignation liegt die Freyheit der genannten Wissenschaft." — Gehört aber die Polemik zur Speculation, wie kann sie denn zwischen dem Positiven und Rationalen mitten inne stehen? Das *„eigentlich"* hat in der Wissenschaft keinen Werth. Sehr richtig bemerkt Hr. *R.*, dass aller Polemik die Idee der Vortrefflichkeit eines Glaubens, einer Kirche zum Grunde liege, aber höchst bedenklich sind Rec. S. 116 folgende Sätze erschienen: „Der Streit wird so lange währen, als man sich nicht von der Ueberzeugung, nur einer könne sie (die wahre Religion) besitzen, freygemacht und eingesehen haben wird, dass jeder in seiner Glaubensweise unendlich mehr besitze, als dasjenige ist, was er zum Ideale erhoben hat, die reine Religion. Sie ist ein Gedankending, nichts Wirkliches, des Strebens, das Jahrtausende hindurch die Menschen, wenn sie sich nicht über sich selbst getäuscht, darauf verwendet, nicht werth." — Jeder besitzt also in seiner Glaubensweise, in dem Glauben, in welchem er erzogen ward, den er vielleicht ohne zu prüfen annahm, unendlich mehr, als das, was sich ihm später als das Beste, das Ideal darstellt, gewähren kann? Nun so bleibt bey eueren Menschenopfern, ihr Anbeter des Vizlipuzli, verbrennt immerhin die Wittwen, Verehrer des Brama, ihr besitzt ja in euerem Glauben unendlich mehr, als euch ein anderer zu geben im Stande ist! Sendet keine Missionen mehr aus, Freunde des Christenthums, ihr raubt den Völkern mehr, als ihr ihnen zu ersetzen vermöget! Wendet keinen Fleiss mehr auf, scharfsinnige Denker, die religiösen Ideen von allen localen und temporären Beziehungen gereinigt darzustellen, ihr fördert nur ein Gedankending, nichts Wirkliches, etwas eueres Strebens Unwerthes. Wohl ist jedes Ideal, also auch das religiöse, etwas Unerreichbares; aber ist es darum unseres Strebens nicht werth? Gewinnt nicht die Menschheit, jemehr sie sich ihm nähert? *„Schleiermacher,"* schreibt Hr. *R.* ferner, „dessen würdiges Denkmal die Religiosität unserer Zeit ist, sagt in dem Buche, durch welches er dieselbe zurückführte u. s. w." aber wir glauben weder, dass vor *Schleiermacher* alle Religiosität verschwunden gewesen ist, noch dass Er sie zurückgeführt habe. Auf gleiche Weise, wie oben, sagt der Vf. S. 121, dass die Kräfte der Denker bey den Versuchen, den einzelnen Religionen einen gewissen Werth beyzulegen, nur verschwendet werden könnten; aber auch hier müssen wir entgegnen, dass je nachdem eine Religion die Sittlichkeit mehr befördert als die andere, auch die eine der anderen an Werthe voransteht. Der Einwand, dass eine solche Untersuchung nie gelingen könnte, da jeder Denker auch zugleich Anhänger einer bestimmten Religion, sey es auch nur der natürlichen, wäre, beweist zu viel, mithin nichts; denn dann darf auch niemand, weil er selbst Vernunft besitzt, über eine Wahrheit der Vernunft urtheilen. Eben so wenig können wir die Häresieen als die Communicationslinien gelten lassen, welche die verschiedenen Gestaltungen religiöser Wahrheit und Gemeinschaft mit einander in Verbindung setzen und zu einander hinüberleiten, sondern finden in ihnen nur divergirende Richtungen des menschlichen Geistes, vorzüglich der Speculation, da in praxi oft die verschiedensten Secten mit einander übereinstimmten. Die letzten Seiten dieses Abschnittes sind übrigens sehr lesenswerth, wenn wir auch die Polemik Gregors nicht bloss auf das Dogma von der Trinität beschränkt wissen möchten.

III. *Apologetische Thätigkeit.* S. 141—242. Der wichtigste Gegenstand der ganzen Schrift. Hr. *R.* scheint den Vorwurf, welchen *Schroekh Röslers* Bibliothek der Kirchenväter in Beziehung auf Gregor macht, dass sie die *Catechesis magna* dieses Kirchenlehrers ausser Betracht gelassen habe, dadurch haben vermeiden zu wolleu, dass er uns dieselbe vollständig im Auszuge mittheilt, und ihr die Abhandlung *adversus Graecos ex communibus notionibus* vorausschickt. Wir bedauern daher fast nur Uebersetzungen aus Gregor hier zu finden, wenn sie auch der Herausgeber mit sehr schätzenswerthen Anmerkungen begleitet hat. In der kurzen Einleitung, wo S. 149 unter den anderen beiden Vätern, welche mit Gregor gleiche Bestrebungen theilten, vermuthlich die 2 Seiten vorher erwähnten Augustin und Origenes verstanden werden sollen, liest man S. 150: „Man suchte die Griechen durch Speculation, die Israeliten durch die Geschichte zu überwinden." Aber diess ist mehr blendend, als wahr. Tatian, Theophilus von Antiochien und selbst Clemens von Alexandrien bemühten sich die Griechen durch die Geschichte zu überzeugen, dass das Christenthum nicht den Namen einer neuen Lehre verdiene, sondern weit älter und glaubwürdiger sey, als die griechische Philosophie, indem sie es nur als ein verbessertes Judenthum betrachteten, wesshalb z. B. *Theophilus ad Autolycum III*, 24 den David πρόγονος ἡμῶν nennt. Die Lehre von der Erbsünde, meint der Vf. S. 177, erscheine bey Gregor sehr modificirt; aber wir möchten fast behaupten, dass derselbe sie ganz geleugnet habe, wie sich diess in seiner Schrift *de parvulis praemature abreptis* ziemlich deutlich zeigt, da, wenn die *imputatio peccati Adamitici* wegfällt, auch der Begriff der Erbsünde und der natürlichen Strafwürdigkeit der Menschen aufgegeben werden muss. Wenn man ferner S. 209 Anmerkung liest, dass die Vielseitigkeit eines Mannes so weit gehen könne, dass er zu einer Zeit gerade das *Gegentheil* von dem behaupte, was er zu einer anderen Zeit vertheidigt, nur müsse sich ein Punct auffinden lassen, in welchem das Widersprechende zur höheren Einheit werde: so bekennt Rec., dass er von einer solchen Vielseitigkeit keinen rechten Begriff habe. Man kann wohl einen Gegenstand aus sehr verschiedenen Ge-

ſichtspuncten betrachten, aber das Urtheil über denſelben muſs, wenn es gründlich iſt, auf alle Rückſicht nehmen, und daher immer ein und daſſelbe ſeyn. — Verſöhnung und Erlöſung hängt nach Rec. Anſichten in der chriſtlichen Dogmatik ſo eng zuſammen, daſs man nicht wohl ſagen kann, in der erſten Lehre herrſche mehr das phyſiſche, in der letzteren das ethiſche Element vor. Das ethiſche Element liegt beiden zum Grunde, und indem Gregor (vergl. S. 218, 219) Chriſtum als ein dem Teufel gegebenes Löſegeld betrachtet, faſst er ebenfalls beides zuſammen, und läſst aus dem Letzten das Erſte hervorgehen. Wir können am Schluſſe dieſes Abſchnittes nicht verſchweigen, daſs wir mit vielem Vergnügen die in den Anmerkungen zerſtreuten tiefen und gründlichen Forſchungen Hn. *Rs.* geleſen haben, die ſeiner Schrift einen bleibenden Werth zuſichern.

IV. *Anhang. Ueber Gregors Origenianismus.* Der Anfang dieſes Abſchnittes ſcheint einen Anachronismus zu enthalten. „Nachdem das zweyte Nicäniſche Concil vom Jahre 787 den Nyſſener (ſo nennt Hr. *R.* Gregor faſt immer) mit dem Beynamen des Vaters der Väter ausgezeichnet, und dieſe ehrende Bezeichnung allgemein angenommen war, lag es im Intereſſe der Kirche, jeden Vorwurf der Häreſie von dieſem Vertheidiger des Glaubens zu entfernen. Dieſer Ruhm, den Gregor in der Kirche ſeiner Orthodoxie wegen behauptete, gerieth aber in nicht geringe Gefahr, als die Origeniſten ſich auf ſeine Autorität zu berufen anfingen.“ Aber die Origeniſtiſchen Streitigkeiten waren viel früher, ehe ihm noch dieſer ehrenvolle Beyname gegeben ward, und das gedachte Concil zu Nicäa beſtätigte nur ſeine, damals angefochtene, Rechtgläubigkeit. Weſshalb man ihn gerade, wie Hr. *R.* ſich ausdrückt, aus dem groſsen Chore der Kirchenlehrer auswählte, und ſeine Orthodoxie verdächtig machte, dürfte wohl darin zu ſuchen ſeyn, daſs er verſchiedene Lehrſätze z. B. von der Erbſünde, von der Präexiſtenz der Seelen, allerdings mit Origenes theilte. Der Vf. ſucht den Grund hiervon in ſeiner Bibelerklärung und in ſeinem Theologumen von der ἀποκατάστασις τῶν πάντων, worin ſich der theologiſche Charakter des Nyſſeners, in welchem ſeiner Anſicht nach ſein Origenianismus zu ſuchen iſt, vorzugsweiſe äuſsert. Die allegoriſche Schrifterklärung war aber damals allgemein, und die letzte Lehre iſt in der Kirche niemals anathematiſirt worden. Bedauern müſſen wir, den hochverdienten *Schroekh* S. 246 einer Verkehrtheit beſchuldigt zu ſehen, können uns auch nicht mit der Anſicht befreunden, daſs bey Clemens von Alexandrien die Verbindung der Philoſophie mit dem Chriſtenthume mehr nur Inſtinct geweſen ſey, Origenes demſelben aber erſt Bewuſstſeyn (?) gegeben habe.

So gern wir es ſehen würden, wenn Hr. *R.* uns recht bald mit ähnlichen Monographieen beſchenkte, ſo können wir doch den Wunſch nicht unterdrücken, daſs derſelbe eine zweckmäſsigere Ordnung wählen, und die oft treffenden Bemerkungen in ein harmoniſches Ganze bringen möge, wodurch die Brauchbarkeit dieſes Werkes ſehr erhöht worden wäre. Immer müſſen wir jedoch die vorliegende Schrift als einen ſehr dankenswerthen Beytrag zur Aufklärung einer vielbewegten Zeit betrachten. Der Druck iſt ſehr gut und correct: nur S. 15 *Libonius* für *Libanius*, S. 19 *Bruders* Gregor für *Freundes* Gregor und S. 64 *Schroekh* XIII für *Schroekh* XIV ſind uns aufgefallen, und das Papier, wie immer in dieſem Verlage, vortrefflich.

T. T. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Crefeld*, b. Schüller: Dr. *Gregory's Vermächtniſs an ſeine Töchter.* Aus dem Engliſchen übertragen von *P. Schellens.* 1834. IV u. 98 S. 8. (12 gr.)

In dem Vorworte des Ueberſetzers wird dieſe Schrift nach Inhalt und Form belobt, und zugleich bemerkt, daſs ſie ein im Gefühle abnehmender Geſundheit beſindlicher Vater ſeinen Töchtern als ein Denkmal der Liebe nach ſeinem Tode und zu einem Vermächtniſs für ſie beſtimmt habe. In der Einleitung wird einmal vom Vf. erwähnt, wie der frühe Tod ihrer Mutter die Töchter ihrer Bildung beraubt, und wie dringend darum dieſer Umſtand für ihn geworden ſey, ihnen durch Mittheilung von Grundſätzen der Weisheit den Gang durch die Irrgänge des Lebens zu erleichtern. Voran ſteht mit Recht als höchſte Weisheit, *Religion*, für welche der weibliche Sinn durch feines Gefühl und Wärme der Einbildungskraft beſonders empfänglich iſt, deren er aber auch im ſtillen Kummer und unterdrückter Duldung, welcher dieſes Geſchlecht nicht ſelten ausgeſetzt iſt, vorzüglich bedarf. Sie möge aber für ſie mehr eine Sache des Gefühls werden, als der Speculation und Grübeley ſeyn. Uebungen der häuslichen wie der öffentlichen Andacht, ſtrenge Beobachtung der Pflichten, Menſchenliebe und Theilnahme an den Bedrängten ohne Empfindeley ſind es, worin ſie ſich im weiblichen Charakter offenbart. In dieſem zeige ſich, was Betragen und Aufführung betrifft, beſcheidene Zurückhaltung, Beſcheidenheit in Verbindung mit einer gewiſſen leichten Würde, die Niemand beleidigt, Witz aber mit Sanftmuth und Zartgefühl, Einſicht ohne Erhebung, Widerwille gegen Verleumdung und eine unzarte Unterhaltung, über alles aber eine Feinheit des Verhaltens, die über Blick, Wort, Schönheit eine unausſprechliche Anmuth verbreitet, und jede Tugend in der liebenswürdigſten Form darſtellt. Was das *Vergnügen* betrifft, ſo ſey es in keinem Falle übermäſsig und ohne Auswahl u. ſ. w. u. ſ. w. Denn wir achten es für zwecklos, den weiteren Inhalt des Buches, und die guten, aber wohl bekannten Lebensregeln, welche es enthält, hier mitzutheilen. Jedenfalls iſt es dem Zweck angemeſſen, und verdient empfohlen zu werden.

D. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, in d. Weidmannschen Buchhandlung: *Cornelius Tacitus* ab *JLipsio, JFGronovio, NHeinsio, JAErnestio, FAWolfio* emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero* ad codices antiquissimos recognitus. 1831. Tom. I. L u. 806 S. Tom. II. 684 u. 183 S. gr. 8. (5 Thlr.)

2) Ebendaselbst: *Cornelius Tacitus*, ad codices antiquissimos recognitus ab *Immanuele Bekkero*. In usum scholarum. 1831. Tom. I. IV und 333 S. Tom. II. 328 S. 8. (1 Thlr.)

3) Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *C. Cornelii Taciti opera.* Recensuit et commentarios suos adiecit *Georg. Henricus Walther*. Tom. I (sex priores *Annalium* libros complectens). 1831. XLIV u. 432 S. Tom. II (sex posteriores *Annalium* libros complectens). 1831. 463 S. Tom. III (*Historiarum* libros complectens). 1831. 524 S. Tom. IV (libellum *de Germania,* vitam *Agricolae* et dialogum *de Oratoribus* complectens). Accedit codicum Florentinorum collatio et index adnotationum. 1833. XII u. 483 S. 8. (5 Thlr.)

4) Bonn, b. Habicht: *C. Cornelii Taciti Opera.* Recognovit brevique annotatione instruxit *Franciscus Ritter*, Westfalus. Tomus Prior. (Auch unter dem besonderen Titel: *C. Corn. Tac. Annales* etc.) 1834. VI u. 478 S. 8. ($1\frac{1}{2}$ Thlr.)

Wie im Allgemeinen ein besonderes Geschick über den Schriftwerken des Alterthums gewaltet hat und noch waltet, so hat auch namentlich Tacitus keine Ausnahme davon gemacht. Nur in wenigen Abschriften, wie man vermuthen muss, vervielfältigt, wozu der Grund theils in ihm selbst, theils in der Zeit lag, später sehr verstümmelt und zum Theil nur wie durch ein Wunder erhalten, hatte er bald nach der Wiederherstellung der Wissenschaften das Glück, unter anderen trefflichen Männern einen Gelehrten zum Herausgeber zu erhalten, wie sie nur wenigen alten Schriftstellern zu Theil geworden sind. *Justus Lipsius* erkannte seine Aufgabe so richtig, löste sie so vortrefflich, und verfuhr dabey zugleich mit einer solchen Bescheidenheit, dass er noch jetzt die Grundlage jeder Beschäftigung mit den Werken des Tacitus abgiebt, und sogar jeder Unbefangene eingestehen muss, wie selbst die Besseren unter seinen Nachfolgern, *Pichena*, *J. Fr. Gronov*, *Rychius* und *Ernesti* mehr ergänzten und nachtrugen, als eigentlich selbstständig und unabhängig arbeiteten, was jedoch von den historischen Noten des *Rychius* nicht gilt. Erst in der neuesten Zeit haben die kleinen Schriften des Tacitus Bearbeiter gefunden, die vorzüglich in kritischer Hinsicht mehr auf die Quelle zurückgingen; und unter ihnen ragt *Walchs* Bearbeitung des Agricola (Jen. A. L. Z. 1830. No. 86), an die sich *Roth*, obgleich in anderer Beziehung, würdig anschliesst, hervor. Nicht dasselbe kann man von den Annalen und Historien rühmen. Denn ohne *Walthers* (No. 3) höchst rühmenswerthen Fleiss und redliches Streben, in den Sinn seines Schriftstellers tiefer eindringen zu wollen, nur im geringsten zu verkennen, vermisst man doch zu Vieles, was ein Herausgeber des Tacitus nicht vermissen lassen soll; und schon seine mitunter ganz misslungenen Versuche, wo möglich überall die Lesart der Handschriften zu retten, müssen im voraus gegen ihn einnehmen, besonders wenn man sogleich bemerkt, dass er sich über die Codices der letzten Bücher der Annalen und der Historien keine klare Vorstellung zu machen im Stande war, sondern dass bey ihm nöthigenfalls der *Codex Agricolae* und *Guelferbytanus* eben so zählen, wie der *Florentinus*. Wie weit der sonst hochverdiente Mann dadurch von der Wahrheit sich verirrte, zeigt *instar omnium* seine unglückliche Rechtfertigung des *cuncta* (*Ann. XII*, 31). Ein helleres Licht schien über den Werken des Tacitus aufgehen zu sollen, als diese *Immanuel Bekker* nach *Furias* Collation der beiden Florentinischen Handschriften zu recensiren übernahm. Die Erwartung war gross; wir wollen sehen, wie sie befriedigt worden ist.

Als Hr. *Bekker* im Jahre 1825 die Werke des Tacitus zum ersten Male herausgab, bey welcher Recognition er den einzig richtigen Weg in der Kritik des Textes einschlug, wie Rec. in dieser A. L. Z. (1826. No. 109) hinlänglich gezeigt zu haben glaubt, erklärte er selbst, dass, ohne eine neue Vergleichung der Florenzer Handschriften, noch vieles zu verbessern übrig sey. Wenn alle Sachverständigen mit jener Erklärung einverstanden waren, so werden sie sich jetzt freuen, dass der Wunsch, die Vergleichung jener Codices zu erhalten, endlich in Erfüllung gegangen ist. Wir haben dieselbe der Sorgfalt und dem Fleisse des bekannten Vorstehers der Laurentiana, *del Furia*, zu verdanken. Die Art und Weise, wie man früher Handschriften las und benutzte, ist zu bekannt, als dass sich jemand wundern wird, wenn er die Masse des erst jetzt zu

Tage Geförderten erblickt. Dafs fich Abweichungen zwifchen den früheren und der neueften Collation finden (m. vgl. Ann. I, 39. II, 6. 33. III, 43. XI, 1. 3. 6. 20. 22. 24. XII, 47 u. f. w.), auch diefs darf uns nicht wundern. *Furia* wenigftens ift fo ängftlich, dafs er zuweilen nicht entfcheiden will, wenn er die Schriftzüge der Handfchrift nicht entziffern konnte. (Man vgl. XIV, 62. XVI, 17.) Diefe Vorficht fpricht natürlich nur zu feinen Gunften, und defshalb find denn die hie und da vorkommenden Bemerkungen des Hn. *B.*: „*fi Furiae fides, fi Furiae credimus*," um fo unangenehmer. In diefem Falle bleibt freylich nichts übrig, als fortwährend zu vergleichen; und wer foll endlich entfcheiden, ob diefer oder jener fchärfere Augen hatte, und ein geübterer Lefer war? Eine Stelle jedoch ift dem Rec. aufgeftofsen, wo er an der Genauigkeit des *del Furia* auch gezweifelt hat; es ift *Ann. II*, 15. *Pertz*, welcher die Handfchrift in Florenz auch einfah, erzählt in feiner Ital. Reife, Archiv f. ält. d. Gefch. u. f. f. Bd. 5. S. 45: „Es ift merkwürdig, dafs der Name des Schlachtfeldes nicht als *ein* Wort, fondern *cui id i fta uifo nomen*, dem Altniederdeutfchen „es ift die Wiefe" gleich, getrennt erfcheint, ungeachtet die Römer und Tacitus es fchwerlich fo genommen haben." *Furia* dagegen erwähnt diefe getrennte Schreibung nicht!

Von der Befchaffenheit der erften Florenzer Hdfchrft. hatte fchon *Pertz* in der eben angeführten Stelle und noch beftimmter in den Göttinger Gelehrt. Anz. 1826. No. 140. S. 1693 berichtet, wie der Codex in Florenz eine doppelte Ausftattung erhalten habe, „eine Infchrift zur Feier ihrer Rettung aus dem Lande der Barbaren, und zahllofe Correcturen im Texte." Das Letzte ift durch die neue Collation vollkommen beftätigt worden; wir erhalten eine Menge von Correcturen am Rande fowohl, als im Texte, von denen die meiften das Richtige geben. So fteht I, 17 am Rande *acceperint*, im Texte *accepit*; 28 *portendi*, im Texte *potandi*; 31 *Silio*, im Texte *filio*; 34 *Sequanos*, 43 *Cecina*, 53 *Poftumum*, 58 *invifi funt*, 79 *Interamnates*; II, 21 *Arminio*, 40 *coetus*; III, 19 *audito* u. f. f. Antheil an diefen Verbefferungen mögen wohl mehrere haben; I, 20 finden wir am Rande des *Beroaldus* Conjectur *invictus*; auch *ac*, Cap. 28, fcheint ihm zu gehören, eben fo II, 21 *Arminio*. III, 76 fteht des *Victorius* Emendation für das falfche *operibus*, „*quid fi opibus*"? Die Conjectur *pergerent* I, 28, fand fchon *Pichena* im Codex; I, 76 fteht *in vulgus*, was fpäter *Lipfius* vermuthete.

Der neuen Varianten find, wie fchon oben bemerkt wurde, nicht wenige, aber mehr als die Hälfte find nur Schreibfehler; es find nämlich Buchftaben verwechfelt, Sylben ausgelaffen worden, und anderes der Art, was wir fchon als Eigenthümlichkeit des Codex kannten. Es ift alfo, um es offen zu geftehen, nicht viel Bedeutendes übrig, und im Ganzen haben wir eben nicht Urfache, mit der erften Vergleichung und Bekanntmachung des Codex durch *Beroaldus* und der fpäteren durch *Jacob Gronov* fehr unzufrieden zu feyn. Jedoch unfere Lefer mögen felbft darüber urtheilen; wir wollen denfelben eine Ueberficht des Wichtigeren vorlegen. I, 38 finden wir aus dem Codex aufgenommen *fimul deterritis qui obftiterant* für *exterritis*. 65 fteht die fchon durch *Gronov* bekannte, aber von *Ernefti* und *Wolf* überfehene Lesart des Codex *vinctae legiones* für *victae* im Texte; ebendaf. *ferri adverfum* für *adverf. fer.* 70 *dein* für *deinde*, welche Form jener kürzeren auch in manchen Stellen aus dem zweyten Codex weichen mufste, z. B. XI, 9. Hift. III, 72; dagegen ift fie an anderen Stellen zurückgeblieben, oder aus dem *Med. alt.* wieder aufgenommen worden, z. B. XI, 29. XII, 27. Hift. IV, 44. — I, 75 *iis* für *his*, was auch ohne die Handfchrift fchon längft zu verbeffern war; eben fo II, 38. 43. 50. IV, 30. XI, 20. XIV, 23. 55. XVI, 15. — II, 2 *fubiit* für *fubit*; 43 *aemulatione muliebri* umgeftellt für *mul. aemul.*; 46 *paci firmator*, eine gewähltere und dem Taciteifchen Sprachgebrauche eigenthümliche Conftruction, für *pacis firmator*; man vgl. I, 71. — Cap. 47 *ignes* für *ignis*, während *aedis* I, 75; *navis* II, 70; *triremis* II, 55; *partis* I, 60 und felbft *parteis* III, 62 ftehen geblieben find, obfchon *Jac. Gronov* zu VI, 2 ausdrücklich bemerkte, er habe aus dem Codex *partis* gefchrieben; ferner *pontis* IV, 51; und *gratis* III, 24, wahrfcheinlich blofs in Uebereinftimmung mit VI, 2, wo *Beroaldus*, *Pichena* und *Gronov* diefe Form aus dem Codex aufgenommen hatten. — Cap. 56 *quoniam*, unftreitig weit beffer als das Relativ *quo*, bezogen auf *fitus terrarum*; 73 *ac* für *et*, dagegen umgekehrt III, 22 *et* für *ac*; 88 *refponfumque* für *refponfum*. III, 14 *cuftos faluti* für *c. falutis*, ein ähnlicher Dativ wie I, 46. — Cap. 41 *Turoni* und 46 *Turonum* für *Turonii*; 42 *confcripta e Treveris*; früher fehlte die Präpofition; 44 *an et Sacrovirum*, nach einer Interlinearcorrectur für *an Julium Sacr.*, was am Rande fteht; 63 *Dareo* (und fo auch fpäter XII, 13, wo der *Cod. Bodleian.* nach *Gronov* diefelbe Form darbietet). IV, 4 *tunc* für *tum*; 21 *Seripho* für das Adjectiv *Seriphio*; 27 *proximos audacia* für *pr. audaciae*; 52 *morum fama*, fchon früher von Hn. *B.* aus den älteren Ausgaben aufgenommen, jetzt durch den Codex beftätigt; 55 *nutaviffe fedes fuas* für *mutaviffe*, auch von *Walther* aus der *Beroaldina* zurückgeführt; 63 *fed par forma* für *et p. f.*; ebendaf. *gladiatorum munus* für *gladiatorium*. VI, 1 *antea* für *ante*; 4 *praebebantur* für *praebebatur*, was freylich *Walther* als „*abfurdum*" bereits verurtheilt hat; 23 *extractum cuftodiae* für *cuftodia*; 40 *criminibus maritum infectata* für *infecuta*.

Aufserdem hat Hr. *B.* einige andere Lesarten und Eigenthümlichkeiten des Codex, welche fchon früher bekannt, aber unbeachtet geblieben waren, in den Text aufgenommen. So II, 47 (und XV, 51) *oreretur*; III, 16 *contineri*; 26 *Solo* und VI, 34 *Jafo*; III, 31 *certabantque*; III, 62 und 73 *poteretur* (m. vgl. *Gronov* zu der erften Stelle). Von anderen

Formen und Lesarten erfährt man nicht, ob sie aus der Handschrift genommen sind. So steht III, 53 und 70 die Form *promiscus*, während an anderen Stellen die gewöhnlichere sich findet. III, 63 schreibt Hr. *B. civitatium*, ob nach *Beroaldus?* Cap. 69 *antissent*, wohl auch nach den älteren Ausgaben und *Jac. Gronov*, und so IV, 70 *antire*, V, 10 *antiret;* dagegen steht in der zweyten Hälfte der Annalen die längere Form *anteire;* s. XI, 17. XIII, 30. — III, 74 *proturbabat*, mit *Beroaldus*. IV, 25 *eludentis;* 64 *ostenderent*, wahrscheinlich auch nach *Beroaldus*. VI, 15 *plebeii* und *scribit;* 22 *at plerosque;* 28 *materiam*.

Wenn man auch zugestehen muss, dass selbst das Unbedeutendste noch immer wichtig ist für die Kenntniss dieser einzigen Handschrift, so ergiebt sich doch, dass der eigentliche Gewinn, den uns die neue Collation gebracht hat, sich nur auf wenige Stellen beschränkt. Verhältnissmässig noch geringer, obgleich wir Alles mit Dank annehmen, ist die Ausbeute, welche für die zweyte Hälfte der Annalen und für die Historien aus der anderen Florenzer Handschrift, nach Hn. *B. Med.*[a], gewonnen worden ist. Auch sie hat nicht wenige Correcturen von älterer und neuerer Hand, worüber schon *Pichena* zu XI, 7. XII, 58. XIV, 56 und *Jac. Gronov* zu XII, 44. XV, 44. Histor. I, 25 gesprochen haben, und die wir jetzt hinlänglich bestätigt finden; dazu kommt eine gute Zahl von Schreibfehlern, die wir noch nicht kannten. Ehe Rec. die Ausbeute mit Uebergehung des Orthographischen und anderer Kleinigkeiten zur Bestätigung seiner Aussage mittheilt, muss er noch Einiges über die zweyte, kürzlich erschienene Collation derselben Handschrift bemerken. Fast gleichzeitig mit Hn. *B.* besorgte *Walther* die unter No. 3 angeführte Ausgabe des Tacitus; durch die Vermittelung des GHR. *Jacobs* erhielt er aus München das Exemplar der *Beroaldina*, an dessen Rande *Victorius* die Varianten des *Med. alt.* beygeschrieben haben soll. *Victorius* nun weicht in sehr vielen Stellen von *Furia* ab, indem er bald verschweigt, was dieser mittheilt, bald andere Lesarten vorbringt, welche dieser nicht kennt. Eine Entscheidung in dieser Sache scheint allerdings schwierig; aber sie scheint es auch nur. Rec. hat schon oben sein Urtheil über *Furia's* Sorgfalt ausgesprochen. Ungeachtet der ehrenvollen Zeugnisse, welche *Walther* für *Victorius* Genauigkeit im Lesen und Vergleichen von Handschriften beygebracht hat, können wir unbedenklich der neuesten Collation unser volles Zutrauen schenken; die Abweichungen wollen wir dem Urheber derselben überlassen, und sein Schweigen für eine Sorglosigkeit halten, welche er mit anderen Gelehrten seiner Zeit in diesen Dingen gemein hatte. Die sehr wenigen Stellen, in denen *Furia* mit *Pichena* oder *Gronov* nicht übereinstimmt, wie XII, 47. XI, 20. XII, 6, können kaum in Betracht kommen. Rec. wenigstens kann die Sucht, *Furia's* Collation zu verdächtigen und die des *Victorius* vorzuziehen, welche in den N. Jahrb. f. Philol. u. s. f. Jahrg. 2 Bd. 2 Hft. 1 sich auf eine ziemlich beleidigende Weise geäussert hat, weder billigen, noch empfehlen. Hn. *B.* aber wäre mit dieser Collation des *Victorius* bald ein arger Streich gespielt worden. In seiner Abwesenheit vom Druckorte nämlich und ohne sein Wissen fing ein „*adolescens quidam optimus, sed qui meam rationem parum aut teneret aut curaret,*" wie p. XLV der Vorrede erzählt wird, vom dreyssigsten Bogen (XI, 25) an, in eigenen Nachträgen die gegenseitigen Abweichungen mit einigen anderen Zuthaten aus *Walther's* Ausgabe einzuschwärzen. Mit dem 39sten Bogen aber verbat sich Hr. *B.* diese Zugaben; die besternten Complementa brechen hier ab, und wir begegnen denselben erst wieder in der *Germania*. Zur Uebersicht war eine solche Zusammenstellung allerdings bequem, und ein späterer Herausgeber darf sie nicht unterlassen. Aber Hr. *B.* hatte ganz Recht, sein Missfallen darüber auszusprechen und diese Ehre abzulehnen. Zu bemerken ist noch, dass jene Erweiterung „*librario optante*" geschehen sollte; aber der genannte *Librarius* war gewiss nicht gesonnen, auch den Redacteur seines Verlags zu spielen. Wie ungerecht *Walther* gegen Andere gewesen ist im blinden Vertrauen auf *Victorius*, davon nur ein Beyspiel. Hist. I, 29 hatte *Gronov* in dem Florent. *formidine* gelesen und aufgenommen. *Walther* verwirft es mit der Bemerkung: „*Sed Jac. Gronovii fides hic suspecta est ob silentium Victorii et Pichenae.*" Aber nun kommt Hr. *B.* und schreibt ebenso mit dem Codex! Wenn *Walther* die neue Vergleichung noch hätte sehen und benutzen können, so wäre es *del Furia* sehr schlimm ergangen. Doch wir wollen den guten *Victorius* für jetzt unbeachtet lassen, und sehen, was uns Hr. *B.* mittheilt.

XI, 2 *virum esse me* umgestellt für *me es.;* 6 *famam et posteros* f. *in posteros;* 25 *excusatosque* f. *et excusatos*. XII, 1 *huc modo*, umgestellt; 12 *ita* ohne *que;* 47 *ne coram interficeret* f. *interficerentur;* 63 *fecundo* ohne die Copula. XIV, 8 *obvios servorum abripit* f. *arripit;* 31 *ad hoc* f. *ad haec* (eben so XIV, 24. 31. XV, 4); 43 *venit* f. *evenit*. XV, 2 die Umstellung *nunquam ipsis;* 10 *ubi* f. *ibi;* 16 *adicit* f. *adiecit;* 28 *barbaris delectus* ohne die Präposition *a;* 36 die gewähltere Stellung *moestos civium vultus* f. *civium m. vult.* Hist. I, 7 die Umstellung *ultro compositum*, eben so 15 *quemcunque principem;* 36 *milites imperatori;* II, 44 *concilio precibus;* 77 *sed meliorem* mit Weglassung von *et;* 83 die Umstellung *Calabriae Lucaniaeque;* III, 9 *irrupit* für das Präsens; 25 *festinatione consectandi victores* für *consect. fest. vict.;* ähnliche Umstellungen finden sich 34. 64. 69. IV, 4. 20. 22. — IV, 32 *pretium laborum* f. *laboris* und *redit* f. *rediit*. V, 5 *imitabile* f. *mutabile*. So viel des Bedeutenderen. Ausserdem sehen wir auch aus diesem Codex manche Lesarten aufgenommen, welche schon früher, namentlich durch *Gronov* bekannt, von den späteren Herausgebern aber, mit Ausnahme *Walther's*, übersehen waren. XI, 7 *potentibus* f. *potentioribus;* 10 *vocante;* 38 *iugulo aut pectori*. XII, 1 *filiam* weggelassen; 7 *obvius apud forum praebet se gra-*

tantibus; 39 *aut in Gallias;* 64 *ac largitionibus.* XIII, 3 *triste rei publicae;* 53 *sublatisque itineris difficultatibus.* XV, 25 *militum atque hostium tot per annos gnarus;* 35 *in rebus novis.* Hist. I, 16 *ut gentibus* f. *ut in ceteris gentibus;* 48 *praetoria familia* ohne die Präposition *ex;* 63 *feminis puerisque.* II, 20 *versicolori sagulo, braccas barbarum tegmen.* Einige andere Lesarten hat Hr. *B.* ohne weitere Angabe aus anderen Quellen aufgenommen. So schreibt er *tunc* für *tum* Ann. XI, 11. XII, 16. 36, zum Theil mit der *Spirensis*, während Hist. II, 31 auch der *Med. alt.* beystimmt. Aus derselben *Spirens.* ist XI, 16 *super* statt *supra* und XII, 21 *posthac* statt *posthaec*, unterstützt durch *Med. alt.* zu XIII, 14, geschrieben. XII, 11 lesen wir *addidit* ohne die Copula, was nur *Guelf. Jes.* und *Puteol. I* geben. XII, 53 schreibt Hr. *B.* mit der *Spirens. refert*, und beruft sich auf *c.* 61 *init.* und *c.* 63 *extr.* Rec. hält diess jedoch für keinen hinreichenden Grund, dass die von allen Handschriften, so viel wir wissen, gesicherte Vulgata aufgegeben werden solle. Die Umstellungen XIV, 1 *potentiam matris,* 11 *Seneca rumore adverso.* XVI, 2 *solitas tantum fruges nec confusum metallis aurum;* 9 *cui nomen Barium est;* 15 *saepe adversum hostes;* 19 *gloriam constantiae.* Hist. IV, 75 *misere ad Cerialem epistolas;* 85 *hostium vires* scheint Hr. *B.* aus den älteren Ausgaben vor *Rhenanus*, zum Theil aus der *Spirensis*, genommen zu haben, und dieselben richtigeren Wortstellungen hat auch bereits *Walther* im Texte.

In der *Germania* finden wir, wie schon erwähnt wurde, fremde Zusätze mit den Varianten aus den *Codd. Hummel., Stuttgart., Turic.* und den *Editt. Paris. Vienn.* nebst Auszügen aus anderen Erläuterungsschriften, ohne dass der Text davon irgend einen Nutzen gezogen hätte. Auch im *Agricola* hat sich Hr. *B.* an keine der neueren Recensionen gehalten, obschon an mehreren Stellen die Lesarten der *Vaticani* berücksichtigt worden sind. So Cap. 33 *instruebatur acies;* ebendas. *munimentis coercitum;* 39 *ut Domitianus erat.* Ob die Lesart Cap. 31 *non ostendamus* eine eigene Emendation seyn soll, wüssten wir nicht zu sagen, da in den Anmerkungen nichts darüber gesagt ist. Da aber der Satz noch als Frage geschrieben ist, so halten wir den Conjunctiv für unzulässig, und das von allen Autoritäten geschützte Futurum muss stehen bleiben, wenn man nicht die Negation tilgen will. Für den *Dialogus* hatte Hr. *B.* von *Niebuhr* (? oder *Heinrich?*) die von jenem in Neapel selbst angefertigte Collation einer Handschrift erhalten, welche er den *Cod. Farnesianus* nannte, und welche Hr. *B.* auch unter diesem Namen bey dem Publicum einführt. Dieser Codex ist wegen seiner eigenthümlichen Lesarten wichtig; aber auf welche Gründe gestützt *Niebuhr* ihn so nannte, hat auch Rec. nicht erfahren können, als er Gelegenheit hatte, sich mit demselben darüber zu unterreden. Jedoch da Rec. im Begriffe steht, ausführlicher in einer eigenen Schrift über die Identität dieser Handschrift mit dem von *Lipsius* benutzten *Farnesianus* zu sprechen, so bemerkt er hier nur im Allgemeinen, dass es zwey ganz verschiedene Handschriften seyn müssen.

Wie Hr. *B.* in der Kritik des Textes verfahren ist, haben unsere Leser aus dem Mitgetheilten bereits ersehen; er hat die Lesarten der beiden ältesten, und zum Theil einzigen, Florenzer Handschriften dem Texte zu Grunde gelegt, und dieselbe ohne Weiteres aufgenommen. Diese Gestaltung des Textes ist ohne Zweifel die einzig richtige, so lange nämlich die Lesart einen Sinn giebt, und auf diese Basis musste man endlich zurückkommen, um allen Willkürlichkeiten und Einfällen, sie mögen noch so geistreich seyn, für immer den Weg zu versperren. Vielleicht dürfte sogar eine genauere Untersuchung nachweisen, dass Hr. *B.* noch strenger verfahren konnte, da noch manche Lesarten bis jetzt nur in den Anmerkungen stehen, oder den Conjecturen der Vorgänger noch ein ungebührender Platz im Texte vergönnt worden ist. Ann. II, 59 lesen wir noch *Wolf's* Emendation *redderet filio sacerdotium Romanum: Germanos nunquam etc.* Die erst jetzt bekannt gewordene Lesart des Codex ist *hominum,* durch welche, merkwürdig genug, der Einfall *Woltmann's* bestätigt wird. Eine Erklärung derselben halten wir jedoch für unmöglich, und ziehen unbedenklich die Emendation des *Beroaldus* vor, welcher *hominem* schrieb. Dass dieselbe eine Erklärung zulasse, hat *Wolf* selbst zugegeben, wenn nur statt des Causalsatzes *quod — viderint* ein anderer stände, etwa *quod — adduxerit*, der von *Segestes* abhinge. Aber der Sinn eines solchen Satzes liegt ja eben in dem, was Tacitus schrieb; nur hat er die Folge angegeben von dem, was Segestes that. — Warum I, 76 die Lesart des Codex *vulgus* oder die Marginalnote *in vulgus* der Conjectur *Gronov's vulgo* nicht vorgezogen worden ist, können wir uns nicht erklären. Cap. 79 ist *concederet* unbedenklich aufzunehmen; das Subject ergiebt sich aus dem Anfange des Capitels. Eben so verhält es sich II, 14 mit *sanguine sacri* für *sacro*, obschon wir nicht erfahren, ob *Furia* mit *Gronov* übereinstimme.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, in d. Weidmannschen Buchhandlung: *Cornelius Tacitus* ab *JLipsio, JFGronovio, NHeinsio, JAErnestio, FAWolfio* emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero* ad codices antiquissimos recognitus. Tom. I. II. etc.

2) Ebendaselbst: *Cornelius Tacitus*, ad codices antiquissimos recognitus ab *Immanuele Bekkero*. In usum scholarum etc.

3) Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *C. Cornelii Taciti opera.* Recensuit et commentarios suos adiecit *Georg. Henricus Walther.* Tom. I—IV. etc.

4) Bonn, b. Habicht: *C. Cornelii Taciti Opera.* Recognovit brevique annotatione instruxit *Franciscus Ritter.* Tomus prior etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II, 20 scheint aus der verdorbenen Lesart des Codex *plane venerunt* wohl eher *plana evenerunt* als das *Plusquamperfectum* hervorzugehen. II, 30 *agnoscentes reos per tormenta interrogari placuit.* Aus dem Codex wird jetzt der *Infin. Activi interrogare* angeführt, welchen Rec. ohne Bedenken aufnehmen würde, wenn auch Tacitus an anderen Stellen das Passivum hat. So *Liv.* 25, 2 *sed quia consules a bello intentos avocare non placebat.* 44, 2 *placuit non ultra morando in Thessalia tempus terere, sed movere extemplo castra atque pergere inde in Macedoniam.* Ein ähnlicher *Infin. Activ.* bey *velle* steht III, 22, der auch vielen Anstoss gegeben hat. — II, 35 ist jetzt die Lesart des Codex vollständiger als früher angezeigt; er liest unter anderem: *ut absente principe senatum et equites posse sua munia sustinere decorum rei publicae foret*, was wohl Beachtung verdient hätte. Warum ist III, 58 *aemulatione* nicht zurückgerufen? *Walther* hat diese Lesart hinlänglich gesichert. Das *Praesens Conjunct. interrogentur* III, 67, welches der Codex darbietet, möchte jetzt auch nicht mehr auffallen. Eben so scheint uns, dass der Indicativ *incertum fuit* IV, 5 wiederherzustellen sey. Doch Rec. bricht hier ab; mehrere Beyspiele der Art lassen sich aus dem zweyten Codex nachweisen.

Die eigenen Emendationen und Conjecturen, welche Hr. *B.* gewagt hat, sind ziemlich einfach und zum Theil annehmbar. So Ann. III, 39 *semermi* aus dem im Codex verschriebenen *semerme*, statt der früheren Vulgata *semermes*; m. vgl. *Gronov* zu der Stelle. III, 71 *et quando de religionibus tractabatur.* Der Codex liest *quo*, woraus Hr. *B. quoniam* vermuthet. Da man aus *quo* beides machen kann, so hat man jetzt die Wahl zwischen den Verbesserungen des *Beroaldus* und des Hn. *B.* — IV, 30 *et poenis quidem nunquam.* Im Codex steht *unquam*, wozu Hr. *B.* bemerkt: „*tanquam fuerit et ne poen. quid. unq.*" Allerdings wäre diess auch möglich; aber leichter ist wohl die Auslassung des *n* nach *quidem* zu erklären. XI, 26 *init.* vermuthet Hr. *B. Nam Messalina* für *iam*; es scheint aber die Causalpartikel nicht gerade nöthig zu seyn, während *iam* die beginnende Schilderung besser einleitet. Andere Verbesserungsversuche findet man noch XII, 12. XIII, 8. XIV, 4. 12. XV, 14. XVI, 10. Hist. II, 20. IV, 46.

Für die Erklärung hat Hr. *B.*, wie gewöhnlich, nichts geleistet. Denn die Paar Citate, wie *Boeckh Inscript. Graec.*, *Hermanni opusc.*, *Walchii Emend. Livian.*, dessen Anmerkungen zum *Agricola*, *Rothii Synonym. Taciti*, *Niebuhr*, *Buttmann*, *Hirt*, *Klenze* Familienrecht der Cognaten, und noch einige andere Bücher wird wohl Niemand für einen Beytrag ansehen wollen. In Bezug auf die Anmerkungen, welche in der *Ernesti-Oberlin*'schen Ausgabe standen, erklärt Hr. *B.* in der Vorrede: „*Notae Lipsii et Gronovii ut emendatius quam apud Ernestium legerentur operam dedi. Ernestii recidi nonnullas, quae quidem in exagitandis operarum erroribus occuparentur. debebam plures. sed Heinsianas quoque quanquam invitus reliqui. Oberlinianae ne desiderentur vix est ut verear.*" Was die zuerst Genannten betrifft, so haben wir allerdings Berichtigungen und Ergänzungen gefunden; nur konnte diess noch öfter, namentlich in den Anmerkungen *Ernesti's*, geschehen. So ist *Ernesti* zu XI, 20, Vers. 14 zu berichtigen; XII, 52, Vers. 17 hat sich Hr. *B.* durch *Ernesti* täuschen lassen, und *Lipsius* nicht eingesehen. *Ernesti's* Citat zu Ann. III, 28 ist ohne Grund angezweifelt; man füge noch *Caes. B. Civ. III*, 1 hinzu. Dass die Bemerkungen *Oberlin's* weggelassen worden sind, — hie und da erblickt man noch seinen Namen Ann. II, 23. 64. III, 31 — darüber sich beschweren zu wollen, scheint nach der Erklärung des Herausgebers fast misslich zu seyn; dennoch muss es Rec. tadeln, schon des allgemeinen Grundsatzes wegen, damit einem Jeden das Seinige gelassen werde. Denn wem gehören jetzt die namenlosen Bemerkungen, wie man sie z. B. Hist. II, 72 liest? Daran knüpft sich noch ein anderer Uebelstand. Da

nämlich die Bemerkungen *Oberlin's* gegen *Ernesti* ausgefallen sind, und die Erklärungen des Letzten allein stehen, so weiss man zuweilen nicht, worauf sich diese beziehen. Die von ihm verworfene Lesart steht im Texte, und was er selbst gelesen hat, erfährt man nicht. Z. B. Ann. IV, 8. — Agric. 25 steht *amplexus civitates*, welche Lesart des *Vatic. Ernesti* verwarf; *Oberlin* dagegen nahm es auf, so dass die Anmerkung *Ernesti's* unter dem Texte ohne alle Bedeutung ist. Eben so überflüssig ist desselben Anmerkung zu Cap. 38 *extr. Ernesti* lobt dort die Emendation *Pichena's* und sagt: „*recte. sic ergo edidimus.*" Aber im Texte steht etwas ganz anderes, was nämlich *Oberlin* wieder herstellte. Cap. 6 weiss man nicht, wem die Lesart *ludos et inania* gehört. Es finden sich nur die Anmerkungen von *Lipsius*, welcher eine doppelte Conjectur vorschlug, und des *Ernesti*, welcher die alte Lesart *modo rationis* vertheidigt und erklärt; der Text gehört dem *Oberlin*. Wenn wir jedoch zugestehen, dass der grösste Theil der Bemerkungen dieses Bearbeiters nicht vermisst werde: so bedauern wir dagegen, dass das gleiche Schicksal auch die von *Wopkens* betroffen hat. Die Erklärungen desselben, wenn auch nicht dessen Conjecturen, hätten gewiss einen Platz verdient, wenigstens eben so gut als die des *Heinsius*. Dagegen freuen wir uns, dass Hr. *B.* unter den Vorstücken die sämmtlichen Vorreden und Zuschriften des *Lipsius* hat abdrucken lassen; zwey von ihnen sind besonders wichtig, die von 1585 und 1605.

Was die Orthographie betrifft, so hat Hr. *B.* manche Eigenthümlichkeiten der beiden Handschriften und ältere Formen wieder aufgenommen. Dagegen lässt sich im Allgemeinen wenig sagen, denn es hängt in diesen Dingen vieles von der persönlichen Ansicht ab; es wäre aber zu wünschen, dass der Herausgeber sich consequent geblieben wäre, und den Index mit dem Texte in Uebereinstimmung gebracht hätte. Beides ist leider nicht geschehen. Ann. XII, 29 schreibt Hr. *B. Iazyges*, dagegen Hist. III, 5 *Iazuges*; Hist. I, 76 *Dalmatia*, Hist. II, 22 *Delmatia*; Hist. I, 79 *tegimen*, II, 20 *tegmen*. Im Texte steht *Suria*, *Zmyrna*, *Munius*, *Ampsibarii*, *lubido*; im Index *Syria*, *Smyrna*, *Mummius*, *Ansibarii*, *libido*. Die Indices hätten überhaupt mit einer grösseren Sorgfalt revidirt werden müssen. Der Herausgeber sagt zwar: „*Indices multis locis refinxi, minus necessarios illos post editum a GBoettichero lexicon Taciteum.*" Ueberarbeitet haben wir nur den *Index historicus* gefunden; wenigstens weicht er sehr von dem *Oberlin*'schen ab. Im *Index verborum* dagegen stehen noch eine ganze Menge falscher Citate. Dass sich Hr. *B.* durch das genannte Lexikon von einer genaueren Revision dieses Theiles hat abhalten lassen, wundert uns recht sehr, und wir können uns kaum überzeugen, dass er jenes Urtheil in vollem Ernste ausgesprochen habe; er müsste es denn gar nicht oder wenigstens sehr flüchtig eingesehen haben.

Druck und Papier sind vorzüglich gut, so wie denn der Preis auch mässig genannt werden muss. Ann. III, 66 steht noch *litterarum*, wie in der Ausgabe von 1825; III, 72 *pecunia modicus* statt *pecuniae*; Agric. 28 *abductos* für *adductos*, was wir für Druckfehler halten müssen, da wir über diese Abweichungen nichts erfahren. Mehr Druckfehler sind in den Anmerkungen stehen geblieben, m. v. Thl. I. S. 31. 337. 441. 479. Auf ein Paar chronologische Schnitzer, welche auch Hr. *B.* beybehalten hat, ist schon anderweitig aufmerksam gemacht worden; wir verweisen auf die *Theolog. Studien und Kritiken*, Jahrg. 4. 1831. Hft. 4. S. 728.

Der Text dieser Ausgabe ohne die Anmerkungen ist besonders erschienen, und führt den oben unter No. 2 angegebenen Titel. Voran steht die *Vita* von *Lipsius*, und den Schluss macht der *index historicus*. Der Druck ist derselbe; das Papier ist zwar nicht so gut, wie in der grösseren Ausgabe, aber doch viel besser als in der Handausgabe von 1825.

Er. Dr.

Die oben unter No. 3 aufgeführte höchst schätzbare Ausgabe ist zwar durch den Tod ihres Urhebers, welcher nach Bekleidung mehrerer Schulämter im Nov. 1830 als Prediger zu Bergen bey Rossla starb, verwaiset, jedoch vom 4ten Bande an einem würdigen Nachfolger, Hn. Dr. *J. A. Eckstein* in Halle, zur Vollendung übertragen worden. Sie zeichnet sich durch grossen Fleiss in grammatischer und historischer Erklärung der einzelnen Stellen, durch vertraute Bekanntschaft mit der Manier und Sprachweise des Schriftstellers, und in sofern auch durch manche schöne Beyträge zur Kritik aus, als der sel. *Walther* zu den Annalen aus der Münchner Bibliothek das Exemplar der *Beroaldischen* Ausgabe erhalten hatte, welcher von *Petr. Victorius* die Varianten der Florentinischen Handschrift, jedoch nur die letzten Bücher der Annalen und die *Historias* umfassend, und dessen Conjecturen über die Annalen und *Hist.*, durch eine *sigla* von den Lesarten der Codd. unterschieden, in denen er nicht selten mit *Pichena* und *Gronov* übereinstimmt, beygeschrieben waren. Dann hat er die Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek genau verglichen, und nächst den Ausgaben und Schriften, in denen Varianten aus Handschriften bekannt gemacht werden, auch mehrere alte, den Codd. fast gleichstehende Ausgaben mit Fleiss benutzt. Gewöhnlich neigt er sich zur Vertheidigung der alten, von den späteren Herausgebern verlassenen Lesarten; doch hat er in offenbar verdorbenen Stellen auch überzeugenden Verbesserungen Platz eingeräumt. Beym 4ten Bande, welcher die kleineren Schriften des Tacitus enthält, stand ihm bloss zu dem *Dialogus de oratoribus* die neue Collation eines *Codex Neapolitanus* zu Gebote, welcher kein anderer ist, als der *Codex Farnesianus*, dessen sich schon *Lipsius* bedient, und den neuerlich auch *Niebuhr* für Hn. *Bekker's* Ausgabe verglichen

hatte. Von geringerem Werthe ist der *Codex Sambuci*, der grösstentheils mit der *Edit. Spir.* zusammentrifft, und von Hn. *Wissowa* in *Lectt. Tacit. III.* S. 5 beschrieben worden ist. Auf die neueren Bearbeiter des Schriftstellers ist überall fleissige Rücksicht genommen, überhaupt aber nur auf grammatische und kritische Behandlung einzelner Stellen die Arbeit beschränkt worden. Wir finden daher Nichts über den Verfasser des *Dialogus de oratoribus*, nichts über die neuerliche wunderliche Meinung von der *Germania* u. s. w. Jedoch lag diess auch nicht in dem Plane des Herausgebers, dem wir eben so, wie seinem Nachfolger, für die vielfach bewiesene Sorgfalt nur Dank schuldig sind. Einzelne Stellen zu besprechen, dazu bieten die anderen beiden Ausgaben Veranlassung dar.

Auch die Aussenseite des Werkes verdient empfohlen zu werden. L. M.

Wir kommen zu der von Hn. *Ritter* angefangenen Ausgabe (No. 4). Seine Absicht ging dahin, die von der Verlagsbuchhandlung ihm übertragene Herausgabe des Tacitus so einzurichten, dass der Leser mit einem Blick übersehen könnte, was Lesart der beiden Florentinischen Handschriften und was von den Gelehrten theils aus anderen Handschriften, theils aus Conjectur, für Verbesserung des Textes beygebracht worden wäre. Dazu lieferte er an einigen, im Verhältniss sehr wenigen Stellen kritische und grammatische Bemerkungen, die gegen das Ende des Buches immer seltener werden, und mit denen man, weil sie gar zu abgerissen dastehen, eigentlich nicht weiss, was man anfangen soll. Nicht deutlich ist es wenigstens, was sich Hr. *R.* bey ihrer Abfassung gedacht haben mag. Man findet solche Anmerkungen, wo man sie in dieser Ausgabe nicht suchte, und vermisst sie bey solchen Stellen, wo, wenn einmal hie und da ein Nötchen gegeben werden sollte, sie nicht wegbleiben durften. Gleich die erste Bemerkung über den bekannten rhythmischen Anfang der Annalen, die mit einem ganz ungehörigen Scheinaufwand von Gelehrsamkeit ausgestattet ist, konnte, wenn anders darüber zu sprechen war, mit dem Citate *Santen. ad Terent. Maur.* p. 276 vertauscht werden. Gleich darauf spricht Hr. *R.* über den Gebrauch von *alius* für *alius quis* oder *alius quisquam.* Seine Bemerkung würde vielfach gewonnen haben, wenn er die Bemerkungen von *Ruhnken. ad Vell.* I, 17 und *Ellendt. ad Cic. Brut.* 82 erwogen und verglichen hätte. Wenn er übrigens mit vielen anderen Interpreten an jener Stelle (*Ann.* I, 4) *ne iis quidem annis — aliquid quam iram — meditatum* das Pronomen für *aliud quicquam* nimmt, so irrt er in der Auffassung der Stelle. Jene Gegner des Tiberius sagen, dass dieser auf nichts gedacht habe, als auf Zorn, Verstellung und geheime Ausschweifungen. Das positive Pronomen *aliquid* setzte Tacitus hier mit stärkerem Nachdruck der Rede, während eine gewöhnlichere Redeweise, wie etwa: *vel iis annis — nihil nisi*, der Kraft und Concinnität der Worte nachtheilig gewesen wäre. Ganz derselbe Fall ist es mit der von Hn. *R.* angeführten Stelle aus *Cic. Invent.* I, 54, 104. Wenn aber Hr. *R.* auf gleiche Weise den ganzen Tacitus durchgehen wollte, so boten sich ihm unzählige Gelegenheiten zu ähnlichen Bemerkungen dar; wenigstens war es rathsamer, einige nicht genug begründete, wie I, 5 über *valitudo* (vgl. *Schneider* lat. Gr. I, 16), oder nichts Neues enthaltende, wie ebend. über *reperit sim.*, wegzulassen, und den dadurch ersparten Raum auf wesentlichere Gegenstände zu wenden. Wer den Tacitus liest, kann Bemerkungen, wie zu I, 7 über *nam verba — recondebat* entbehren; glaubt sie ihm der Herausgeber nicht vorenthalten zu dürfen, so gebe er eine vollständige Schulausgabe, die, beyläufig gesagt, zu dem Schwierigsten gehören dürfte, was auf dem philologischen Felde zu leisten ist. Indem wir jedoch von den Anmerkungen, die übrigens manches Brauchbare enthalten, als dem nur accessorischen Theile des Buches, nicht weiter sprechen wollen, wenden wir uns zu dem, was Hr. *R.* für die Kritik geleistet hat, und betrachten an einigen wenigen Beyspielen, wie er die ihm von seinen Vorgängern dargereichten Schätze benutzte. Vorher jedoch müssen wir uns über die Inconsequenz beschweren, die in der *adnotatio critica* herrscht. In der Regel nämlich giebt er unter dem Texte an, von wem, wenn die *Medicei* eine falsche Lesart geben, das Richtige herrührt; aber von sehr vielen Stellen ist diess nicht geschehen, und man sieht nun zwar, dass Hr. *R.* eine andere Lesart im Texte hat, als die *Medicei* geben, weiss aber nicht, von wem die Emendation herrührt, und ob nicht vielleicht (diess bezieht sich natürlich nur auf *liber XI seqq.*) die Lesarten anderer Codd., die freylich fast nur als Conjecturen gelten können, aufgenommen worden sind. Diess aber ist, wenn einmal die Kritik mit der jetzt beliebten lakonischen Kürze behandelt werden soll, der wesentliche und eigentlich einzige Gewinn, der aus dieser sterilen Behandlungsweise sich ergiebt. Der Leser sieht, was Lesart der besseren, was Abweichung der schlechteren Handschriften, und was Conjectur der Gelehrten ist. Diess hat bis jetzt, nach unserem Bedünken, am folgerechtesten *Lachmann* bey den römischen Erotikern durchgeführt; Hr. *R.* ist seiner Regel leider nur zu oft untreu geworden. Wir schlagen, ohne lange zu suchen, *lib. XIV* auf. Hier steht Cap. 1 *reddatur* im Texte, in der Note *redditur, Ma.* Von wem ist das richtige? Hr. *R.* musste hinzufügen *reddatur, edd.* Gleich darauf Cap. 3 im Texte *praegravem*, in der Note *praegrave, BGMa.* Hier war zu erwähnen, dass die alten Ausgaben das richtige haben, indem wenigstens aus den Handschriften auch hier nichts enotirt ist. Aber auch selbst bey Conjecturen von Gelehrten hat uns Hr. *R.* oft im Dunkeln gelassen, wem sie angehören. Beweise dafür liefern die ersten, nur in einem Codex erhaltenen Bücher auf jeder Seite; s. S. 10, 2. 12, 19. 13, 16. 14, 16 u. s. w., wo wir ausserdem noch eine Menge anderer Lesarten übergangen haben, die nur offenbare Schreibfehler waren, und wahrschein-

lich schon in der *Ed. Princ.* verbessert worden sind, während bey jenen und einer grossen Anzahl anderer Stellen die Angabe des *Corrector*, die man sonst findet, vermisst wird. Aber auch aus den späteren Büchern wollen wir einige Beyspiele aufzählen, die beweisen, dass Hr. *R.* nicht mit der nöthigen Genauigkeit verfahren ist. XIII, 1 schreibt er *exitium* nach Conjectur älterer Gelehrten und nach dem *Codex Agricolae*, ohne den Leser zu belehren, dass *Ma. exitum* hat; gleich darauf *Helius* nach mehreren Handschriften, während *Ma. Elius* hat, abermals ohne diess zu bemerken. Auf ähnliche Weise ist XIII, 8 *Bekkern* eine Conjectur zugeschrieben, die ihm nur zum kleinsten Theile gehört. — Nach dieser nöthigen Erörterung über das Verfahren, das Hr. *R.* bey der Anordnung des kritischen Apparats beobachtete, gehen wir nun zu dem über, worin er von seinem Vorgänger *Bekker* abweicht, und es ist hier nicht zu leugnen, dass Tacitus durch den neuesten Herausgeber manches gewonnen hat, wobey jedoch zu erwähnen, dass von den meisten Stellen, wo es darauf ankam, die handschriftliche Lesart gegen unbefugte Aenderungen in Schutz zu nehmen, ihm bereits *Walther* vorgearbeitet hatte (z. B. 12, 1 *dignam* nach *Ma.*, wo *Bekker* noch *digna* hat; 13, 8 *ac* mit *Walther* aus *Ma.*, während *Bekker* nach *Rhenanus aut* schrieb). Ausserdem hat Hr. *R.* auch aus eigener Conjectur einige Stellen, über die man bisher noch nicht im Reinen war, hergestellt. Zu den besten der Art gehört XII, 63 *immensa*, wobey es uns nur Wunder nimmt, wie Hr. *R.* der zweyten Hälfte des Wortes *Pontum* nicht eben die Gerechtigkeit widerfahren liess, die er der ersten. Denn dass hier der *Accusativus* und nicht der *Ablativus* stehen muss, zeigten die Handschriften und der Sprachgebrauch des Tacitus, worüber wir in der Kürze auf *Bötticher lex. Tacit. p.* 16 verweisen. Genauer als frühere Herausgeber schloss sich Hr. *R.* an den *Florentinus* an einer anderen Stelle an (XV, 52), wo er die von jenen vorgearbeitete Rechtfertigung der handschriftlichen Lesart *oreretur* vollendete. Uebrigens konnte Hr. *R.* noch weit mehreres aus *Ma.* beybehalten, als er gethan hat, und beyspielsweise führen wir folgende aus dem Anfange des XIII Buches entlehnte Stellen an, die sämmtlich mit Hülfe jener Handschrift zu verbessern waren: Cap. 3 *differerentur* (*Ritter* mit *Puteolanus dissereret*); Cap. 5 *abditis* (*R.* mit *Lipsius obditis;* jenes vertheidigte *Walther* sehr richtig); Cap. 8 *verbis magnificis*; *R. magnificus*, während sich jenes durch die fast überall beobachtete Sitte des Tacitus, die correspondirenden Nebensätze eines Hauptsatzes möglichst zu variiren, auf den ersten Blick rechtfertigt. Selbst der erste Buchstabe des ganzen Buches, das fälschlich angenommene *Praenomen* des Tacitus war nach *Ma.* zu tilgen, und es ist diess Verfahren um so auffallender, da ihm hierin schon *Bekker* vorangegangen war. — Auf die Orthographie und vorzüglich auf die Interpunction hat Hr. *R.* noch mehr geachtet, als frühere gethan haben; allein auch hier ist noch manches zu thun übrig, und was namentlich die letzte Beziehung anlangt, so wollen wir an einer Stelle versuchen, den Tacitus lesbar zu machen, was er bis jetzt nicht ist. XIII, 31 spricht er von den Vergünstigungen, die Nero einmal dem Volke zu Theil werden liess, und nachdem er ein *congiarium plebei datum* erwähnt hat, fährt er fort: *et sestertium quadringenties aerario illatum est ad retinendam populi fidem. Vectigal quoque quintae et vicesimae venalium mancipiorum remissum etc.* Hier fragt man billig, wie konnte der Umstand, dass eine so bedeutende Summe in das *aerarium* kam, dazu beytragen, das Volk dem Kaiser geneigter zu machen. Etwas anderes wäre es, wenn für für *illatum* ein Wort wie *erogatum* stände, wo *aerario Ablativus* wäre; denn es wird wohl Niemandem einfallen, die Worte *aerario illatum est* in dem Sinne zu nehmen, dass sie bedeuten: *aus dem Aerarium wurden verwendet.* Man schreibe: *illatum est. Ad retinendam populi fidem vectigal quoque etc.* Tacitus zählt die verschiedenen Mittel auf, durch die sich Nero das Volk geneigt zu machen suchte, und indem er die dem Staate viel kostende Austheilung erwähnt, fügt er durch eine sehr natürliche Ideenverbindung zugleich an, auf welche Weise dieser Ausfall gedeckt wurde. Ein zweytes Mittel war eine Steuermassregel bey dem Kauf der Sclaven, und man sieht nun, wie schön Tacitus die Worte *ad retinendam populi fidem* zwischen beiden Sätzen in die Mitte stellte. Ueber die Stellung des *quoque* s. *Suet. Vitell. 7. Bonnell. lex. Quintil. s. h. v.* δ.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt a. M.*, b. Schäfer: *Gedichte von den Ufern des Rheines.* Von *Zeiler.* 1835. 96 S. (12 gr.)

Lyrische Ergiessungen, die, ob sie gleich öfter die Gefühle und die Gedanken aussprechen, welche durch diesen und jenen Punct am Rheine in der Seele des Dichters bedingt werden, als dass die mit Worten malten, dennoch ein getreues Bild der schönen Rheingegenden zur Anschauung bringen, auch nebenher dem Leser vertraulich mittheilen, dass der Poet für ein beseeltes Wesen noch lebhafter empfand, als für die unorganische Natur. — Zum Schlusse ist ein dialogisches Epos, *die Merovinger*, gegeben, an dem das Zartgefühl des Dichters zu rühmen ist, der das Gräfsliche verhüllte, die Brunehilden und Fredegunden nicht zu entmenschten Furien bildete, und doch der historischen Treue nichts vergab.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, in d. Weidmannschen Buchhandlung: *Cornelius Tacitus* ab *JLipsio, JFGronovio, NHeinsio, JAErnestio, FAWolsio* emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero* ad codices antiquissimos recognitus. Tom. I. II. etc.

2) Ebendaselbst: *Cornelius Tacitus*, ad codices antiquissimos recognitus ab *Immanuele Bekkero*. In usum scholarum etc.

3) Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *C. Cornelii Taciti opera*. Recensuit et commentarios suos adiecit *Georg. Henricus Walther*. Tom. I—IV. etc.

4) Bonn, b. Habicht: *C. Cornelii Taciti Opera*. Recognovit brevique annotatione instruxit *Franciscus Ritter*. Tomus prior. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Da wir einmal das 13te Buch gewählt haben, um vorzüglich daran unsere Bemerkungen über die vorliegende Ausgabe zu knüpfen, so gehen wir nach Anleitung dieses Buches zu dem letzten Theile unserer Anzeige über, der sich mit solchen Stellen beschäftigen soll, wo Hr. *R.*, da die Handschriften offenbar verdorben sind, entweder eine eigene Ansicht aufstellen, oder, wenn er diess nicht vermochte, wenigstens das Verderbniss angeben musste, wodurch er dem Zwecke einer Schulausgabe noch um vieles näher gekommen wäre. Wir fangen mit XIII, 16 an, wo die Handschriften so haben: *quia cibus potusque ejus delectus ex ministri gustu explorabatur.* Die früheren Herausgeber, die *Walther* nicht verstand, sehen das Ungeschickte dieser Stelle in grammatischer Hinsicht wohl ein, und Jedermann, der nicht wie *Walther* befangen zu der Stelle kommt, muss sich an die wunderliche Wortstellung *cibus ejus delectus* stossen. Die Emendation aber selbst, mit der *Lipsius* die Stelle herstellen wollte, ist zu gewaltsam, als dass sie Beyfall finden könnte, und wir wollen daher versuchen, ob wir etwas beybringen können, was mit dem Flor. mehr übereinstimmt. Ehe wir jedoch unsere Muthmasung selbst vortragen, ist es nöthig, über den Codex ein paar Worte zu sagen, um ein Princip zu haben, das uns bey dem von ihm zu machenden kritischen Gebrauch leite. Der *Florentinus* der letzten Bücher des Tacitus gehört nämlich zu der Classe derjenigen Handschriften, deren Fehler grösstentheils durch Auslassung von Buchstaben und Sylben entstanden sind (*Ryck. ad Ann.* XII, 63), was sich um so leichter erklären lässt, wenn man weiss, dass die Schreibart desselben die longobardische ist. Diess muss der Kritiker beobachten, und hat schon viel gewonnen, wenn er jene Bemerkung festhält, und bey offenbar verdorbenen Stellen zur Ausfüllung durch dieselben oder ähnliche Buchstaben, nicht aber zur Vertilgung seine Zuflucht nimmt. Halten wir diess fest, so wird uns die Vermuthung sehr wahrscheinlich vorkommen, nach der zu schreiben ist: *quia cibus potusque EI PRIUS delectus ex min. etc.* Britannicus liess sich zuerst sagen, zwischen welchen Speisen er heute wählen könnte; und die so von ihm befohlenen Gerichte musste der *praegustator* vor seinen Augen untersuchen. Ueber den häufigen Gebrauch des sogenannten griechischen Dativs bey Tacitus s. *Bötticher Lex. Tacit.* p. 143 sq. Durch dieselbe Bemerkung glauben wir eine andere Stelle in demselben Buche wiederherstellen zu können, die ebenfalls mit Recht zu grossen Bedenklichkeiten Veranlassung gegeben hat. Wir meinen die Worte (XIII, 26) *quibusdam coalitam libertate irreverentiam eo prorupisse frementibus, vine an aequo cum patronis agerent, sententiam eorum consultarent, ac verberibus manus ultro intenderent, impulere vel poenam suam dissuadentes. Quid enim aliud laeso patrono concessum, quam ut vicesimum ultra lapidem in oram Campaniae libertum releget?* Wir haben die Worte in ihrem Zusammenhange hier wiederholt, weil so am besten ihre Verderbniss sich darlegt, und zugleich gezeigt werden kann, wie ihr zu begegnen sey. Die Stelle ist zu einem wahren Tummelplatze der verschiedenartigsten Conjecturen geworden, wie man bey *Walther* nachlesen kann, der auch hier wieder das Unmögliche möglich macht, um die Lesart der Handschriften zu retten. So viel wird bey dem ersten Anblicke der Stelle klar, dass mit veränderter Interpunction nach *intenderent* ein Punctum zu setzen ist, wonach von *Impulere* ein neuer Satz beginnt, über dessen Auffassung wir nachher sprechen wollen. Diese Worte nun, von den übrigen getrennt, schreiben wir oben: *frementiBVSVTVINE an aequo*, mit folgender Erklärung: Die Senatoren beschwerten sich über die Unverschämtheit der *libertini*, die bereits so weit ging, dass, wenn ein Freygelassener über irgend ein Rechtsverhältniss mit seinem *Patronus* in Differenz gerieth, wo bekanntlich nach älteren römischen Begriffen kein Freygelassener es wagen durfte, gegen seinen *Patronus* juristisch zu verfahren, jener den *Patronus* höhnisch fragte, ob es ihm beliebe, auf

rein juristischem Wege (was hier die Senatoren hyperbolisch *vis* nennen, fast nach der Definition, die *Plin. Epp. IV*, 7, 3 giebt: *vim, seu quo alio nomine vocanda est intentio, quidquid velis obtinendi*), oder durch gütlichen Vergleich die Sache abzuthun, und es also seinem Ermessen überliess: *jure pugnandum an aequo* (*Quintil. VI*, 5, 5). Die Partikel *ut*, auf die schon frühere Gelehrte gefallen waren, die aber keiner recht anzuwenden wusste, hängt von den Worten *irreverentiam eo prorupisse* ab, und der Sinn der nun ganz leicht sich fügenden Stelle ist folgender: „wobey einige Senatoren laut ihren Unwillen darüber äusserten, dass die Schamlosigkeit durch den Genuss der Freyheit zu einer solchen Kraft gediehen sey, dass die Sclaven es dem Ermessen ihrer Herren überliessen, ob sie ihre streitigen Rechtspuncte auf gewaltsamem oder gütlichem Wege erörtern wollten, und einige Sclaven sogar (wenn die Herren einem solchen Ansinnen sich widersetzten), die Fäuste gegen sie drohend erhoben." Nach diesen Worten geht Tacitus zu einer neuen Wendung des Satzes über, dergleichen Veränderungen in der Erzählung von Senatsverhandlungen er vorzüglich liebt; s. XI, 4. Die Worte *Impulere — dissuadentes* führen die Erzählung des Tacitus weiter. Das Subject ist auch hier wieder *senatores*; und indem Rec. *vel* in *velut* verwandelt (s. *Drakenb. ad Liv. XXVI*, 37, 5), entsteht daraus folgender Sinn. „Sie, die erzürnten Senatoren, betrieben die Sache aufs heftigste (das Wort *impellere* ist hier, wie an unzähligen Stellen, aus dem Seewesen zu erläutern), gleichsam als wenn sie abrathen wollten, ihnen für ihre Gutmüthigkeit eine Strafe aufzulegen;" d. h. die beleidigten und in ihren Rechten gekränkten Patrone foderten zu einem strengen Gesetze gegen die gewissenlosen und pflichtvergessenen Freygelassenen auf, weil es mit deren Unverschämtheit so weit gekommen war, dass manche Patrone dafür, dass sie ihre Sclaven freygelassen hatten, büssen mussten. Indem sie nun jetzt ernst auftreten, so verhinderten sie diese *poena*, und missriethen sie also. — Nach derselben Beobachtung wollen wir noch eine dritte Stelle aus demselben Buche wieder herstellen, Cap. 56, wo es jetzt heisst: *deesse nobis terra in qua vivamus, in qua moriamur, non potest.* So dem Sinne nach ganz richtig. Da aber die Handschriften haben: *terram vivam*, so muss zuverlässig gelesen werden: *terrAVBIVIVAMVS*, was noch ausserdem durch den Taciteischen Gebrauch in Veränderung der Perioden geschützt wird: *ubi — in qua.* An der Zuverlässigkeit der Emendation aus diplomatischen Gründen wird derjenige nicht zweifeln, der weiss, wie oft *bibas* und *vivas*, *beneficium* und *veneficium* u. a. verwechselt werden. — Zu diesen aus demselben Gesichtspuncte behandelten Stellen fügen wir eine andere hinzu, die, so viel wir wissen, noch von keinem Interpreten angefochten worden ist. Wir meinen die Worte XIII, 39 *nec tamen proximo itinere ductae legiones, quae si amnem Araxen, qui moenia adluit, ponte transgrederentur, sub ictum dabantur; procul et latioribus vadis transiere.* Hier ist ein Fehler verborgen. Denn der Araxes musste überschritten werden, er mochte die Mauern der Stadt bespülen oder nicht bespülen; das aber war von Wichtigkeit, dass man den Uebergang nicht da veranstaltete, wo man in der Schusslinie war. Dieser Punct war nun natürlich in der Nähe der Stadt; und obgleich er sehr gut zum Uebergehen gelegen war, so zogen die Römer dennoch einen weiter entlegenen und breiteren vor, um sich der Gefahr nicht auszusetzen, von den Parthern beschossen zu werden. Alle diese Foderungen werden erfüllt, wenn man für *qui* liest *qua*, d. h. *ubi*. *Cf. Bentley ad Horat. Epp. I*, 2, 65.

D. S. D.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Nürnberg, b. Haubenstricker: *Vollständige Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg.* Von *Heinrich Joachim Jäck*, k. baier. Bibliothekar. Erster Theil. 1831. LVI u. 148 S. Zweyter Theil. 1832. CXXXI u. 90 S. Dritter Theil. 1834. IV u. 161 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

2) Bamberg, auf Kosten des Herausgeb. und Leipzig, in Commiss. b. Baumgärtner: *Viele Alphabete und ganze Schriftmuster vom VIII bis zum XVI Jahrhunderte aus den Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg.* I Heft, mit einem Glossar veralteter latein. Wörter, welche aus den grossen Wörterbüchern von *Karl du Fresne Sr. du Change* des Jahres 1733 in V Bänden und von *Robert Stephan* des Jahres 1740 in IV Bänden entweder gar nicht, oder wenigstens nicht nach ihrer Bedeutung in Bamberger Handschriften bekannt sind. Herausgegeben von *Heinrich Joachim Jäck*, k. baier. Bibliothekar zu Bamberg. 1 Heft. 1833. 2 Heft. 1834. Royal-Fol.

Die Bamberger öffentliche Bibliothek ist bekanntlich sehr reich an Handschriften. Da die meisten derselben aus dem 9, 10, 11 Jahrhunderte sind, so wurde den Forschern überhaupt, besonders aber den juridischen und philologischen, ein weites Feld geöffnet. Prof. *Schrader* in Tübingen bekannte schon vor 11 Jahren in seinem *Prodomus* zum *Corpus jur. civ. Rom.*, welches er jetzt in Berlin erscheinen lässt, dass zu Bamberg die ältesten und vollständigsten *Codices institutionum*, und dass nur ein halber Codex in Paris älter sey. Unter den Classikern zeichnen sich vorzüglich Horaz, Livius, die rhetor. Bücher des Cicero und Priscian durch Alter aus. Unter den Büchern der Patristik und des Kirchenrechts sind viele höchst wichtige Alterthümer, besonders für die Concilien-Sammlung. Eine Bibel, von *Alcuin* angeordnet, hat schon *Kopp* vor 10 Jahren angerühmt. Viele Lehrer der Jurisprudenz, Theologie und Philologie haben schon Ausgaben nach diesen Manuscripten veranstaltet. *Savigny*, der zweymal deshalb

nach Bamberg reiste, gab in den Noten seiner Geschichte des römisch. Rechts des Mittelalters überall sprechenden Beweis davon, was ihm diese Mspte. genutzt hatten.

Hr. Bibliothekar *Jäck* hat daher ein sehr verdienstliches Werk unternommen, dass er in No. 1 die Schicksale der Bibliothek und der Bibliothekare genau schildert, und sich über Bamberger Gelehrte, Schriftsteller, Abschreiber des Mittelalters, über die Studienanstalten und Bibliotheken des ehemaligen Fürstenthums Bamberg u. s. w. verbreitet. Er beschreibt mehr als 1100 zum Theil noch ungedruckte Handschriften vom 8 bis 18 Jahrhunderte auf Pergament, er beschreibt die wichtigsten Druckschriften dieser Bibliothek; selbst die specifische Angabe der für die vorzüglichsten Brodwissenschaften zu Bamberg vorhandenen Autoren ist willkommen, und kann für andere Bibliothekare zur Erinnerung an die Bücher dienen, welche sie anschaffen sollten.

Da viele Handschriften der Bamberger Bibliothek mit eingemalten Bildnissen, mit Sinnbildern, mit aufgelegtem Golde u. s. w. reich ausgeziert sind, welche von Deutschen und Italiänern herstammen: so veranlasste diess Hn. *Jäck*, in No. 2 viele Alphabete und Schriftmuster vom 8 bis zum 16 Jahrhunderte bekannt zu machen. Zur Grundlage nahm er meist jene, zu Bamberg bewahrten, in Stiften mehrerer Geistlichen zugleich und gewöhnlich rasch dictirten Bücher wissenschaftlichen Inhalts, weil diese allein den veränderlichen wahren Typus jedes Zeitalters darbieten, während die Mauriner ihre meisten Proben aus den mit besonderem Fleisse geschriebenen Urkunden (Diplomen) des Staates oder der Kirche entlehnten, deren Schreibart mehrere Jahrhunderte hindurch in gleich gezwungener Gestalt beybehalten wurde.

Das *Erste* Heft dieses trefflichen Werkes bestehet aus einer Einleitung und aus 6 Blättern von Zink- und 2 von Stein-Platten. Die 3 ersten Blätter enthalten Anfangsbuchstaben und ganze Alphabete. Die $2\frac{1}{4}$ bis 2 Zoll grossen Anfangsbuchstaben und die kleinen Buchstaben stellen sich sogleich als vom Anfange des 9ten Jahrhunderts stammend dar, und man nimmt bald wahr, dass mehrere dieser Buchstabenformen in früheren paläographischen Werken nicht vorkommen. Das 4te Blatt liefert eine Zueignung und Uebergabe eines Manuscriptes an den Kaiser Heinrich, welche einem Werke des heiligen Gregorius für die Domcapitels-Büchersammlung zu Bamberg vorangeschickt war. Diese Zueignung ist in jeder Hinsicht denkwürdig; sie ist mit Gold, mit Figuren bunt und schön in Farben gemalt, und sonst reich ausgeziert. Das 5te Blatt giebt eine Bulle des Papstes Benedict VIII. Da eine Erläuterung beygefügt ist, so wird sie noch ungeübten Beschauern zu ihrer ersten Uebung sehr willkommen seyn. Das 6te Blatt liefert: 1) den (köstlich ausgeschmückten) Anfang aus Cicero's rhetor. Büchern, so wie eine Schlussstelle; das Ganze ist von einer einzigen Hand gleich rein geschrieben und gemalt; 2) ein Bruchstück von *Dares* Beschreibung des trojanischen Krieges; 3) ein Bruchstück aus Abt *Berno's* von Reichenau Werke über Musik und Choralgesang; 4) den Eingang einer kostbaren Handschrift des *Boëthius* über Cicero's rhetor. Erfindungs-Quellen; 5) ein Bruchstück einer Handschr. von Cicero's Pflichten; 6) den Eingang von Cicero's Rede für Antonius; 7) die ersten Zeilen aus *Festus* Skizze der römischen Geschichte; 8) den Schluss des zweyten Buches von Cicero's rhetorischen Erfindungs-Quellen; 9) den Anfang des ersten Buches desselben an Herennius; 10) den Anfang der Handschrift einer unvollständigen Grammatik von Priscian aus dem 9ten Jahrhunderte. Hr. *Jäck* setzt bey Priscians Werk hinzu: „Diese kostbare Perle ist noch nicht in die Hände eines philologischen Juweliers gekommen, obschon sie der Bearbeitung höchst würdig wäre." — Das 7te Blatt enthält Muster von Handschriften aus den Werken des heil. Hieronymus, Gregorius, Isidorus u. A. Jeder Kenner sieht gleich ein, dass diese Handschriften von Gregors moralischen Betrachtungen, von Isidors Natur der Dinge und Hieronymus ausgezeichneten Männern dem 9ten Jahrhunderte angehören. Gregors moralische Betrachtungen über Job zeichnen sich durch ein grosses, im 9ten Jahrhunderte seltenes Format aus. — Auch die anderen Muster aus den Handschriften über das falsche Gesetz und das Concil von Aachen (vom Jahre 816, von Einer Hand geschrieben) zeugen von ihrem Alter: sie gehören ins 8te und 9te Jahrhundert. — Das 8te Blatt endlich theilt noch Stücke von 5 Handschriften aus dem 9ten und 10ten Jahrhunderte mit; z. B. von dem Leben des heil. Remacus, das in der Bamberger Handschrift vollständiger ist, als die Bollandisten und Mabillon's Jahrbücher der Benedictiner lieferten; vom *Aelianus Spartanus*, der Vergleichung der Philologen und Historiker sehr werth u. s. w.

Man sieht aus den mitgetheilten Schriftmustern, dass die Züge mancher Buchstaben 1—2 Jahrhunderte lang gleichförmig blieben, während andere oft kaum ein halbes Jahrhundert in der nämlichen Gestalt sich erhielten.

Eine sehr wichtige Zugabe zu diesen 8 köstlichen Blättern ist das auf dem Titel angezeigte Lexikon, welches fast lauter Worte enthält, die entweder gar nicht in den zwey grossen Lexicis von *Du Fresne* und *Robert Stephan* vorkommen, oder deren Bedeutung in denselben nicht gehörig angegeben ist. Dieses Glossar ist eine wesentliche Bereicherung der Sprache des Mittelalters; jedes Wort erhält seine Bestätigung durch die Bamberger Manuscripte, aus denen es genommen ist.

Das *zweyte* Heft liefert im ersten Blatte ein fast vollständiges Alphabet von grossen Anfangsbuchstaben aus einem Messbuche des 10 Jahrhunderts. — Das zweyte 7 longobardische und altsächsische Alphabete vom 9 und 10 Jahrhunderte, deren Züge durch neue Schrift verdeutlicht sind. Das 3 bis 8 Blatt liefert den grössten Theil eines doppelten Alphabets von höchst künstlich gearbeiteten, ungeheuer grossen An-

fangsbuchstaben des 9 bis zum 12 Jahrhunderts. Auf dem 9 Blatte befinden sich ganze Schriftmuster des 9 Jahrhunderts aus folgenden Werken: 1) Leben des heil. Remigius, 2) Homilien, 3) Augustin, 4) Paul Aegineta, 5) Victors vandalischer Verfolgung, 6) Priscian und 7) Hieronymus. — Das 10 Blatt giebt Muster vom 10 Jahrhunderte, aus 1) einem Troparium, 2) Beda Venerabilis, 3) Amalarius, 4) Ado Viennensis, 5) Aristoteles, 6) Beda's Erläuterung über Lukas, 7) und 8) Augustin. — Das 11 Blatt enthält Muster des 11 Jahrhunderts. 1) u. 2) aus Ambrosius, 3) Augustinus, 4) Ansbert, 5)—7) Augustinus, jedes aus einem anderen Werke. — Das 12 Blatt liefert Muster vom 12 Jahrhunderte: 1) und 2) aus Agenden, 3) dem Pontificale des heil. Otto, 4) Gregors Pastoral, 5) Ambrosius über Lukas, 6) Gregors Homilien.

Diese kostbare Sammlung ist einzig in ihrer Art, und wurde noch von keinem Bibliothekar nach dem Umfange von 8 Jahrhunderten angelegt. Obgleich Hr. *Jäck* wohl wusste, dass sich jetzt in unserer Pfennig- und Heller-Literatur-Zeit kein grosses Publicum für ein solches Werk finden, und kaum der kleinste Theil der Kosten ihm gedeckt werden würde: so verdanken wir es doch einem seltenen Patriotismus, der den enthusiastischen Bibliothekar beseelt, dass er durch dieses grossartige Unternehmen die Erforschung der Handschriftenkunde zu erleichtern, und der unter ihm erst gesammelten und eingerichteten Bibliothek seiner Vaterstadt ein ewiges Denkmal zu stiften sich entschloss.

Das Ausland hat diesem Unternehmen bereits den höchsten Beyfall und Unterstützung zuerkannt; mögen nun auch die vaterländischen Freunde der Wissenschaften und Kunst für die Beförderung dieses Unternehmens nach allen Kräften sorgen! Billig sollten alle gelehrten Anstalten und Bibliotheken sich diese in kritischer, diplomatischer und historischer Hinsicht so wichtigen *Schriftmuster* als Gemeingut aneignen.

Schn.

BASEL, b. Spittler: *Züge aus dem Leben des schottischen Erzbischofs Leighton zu Glasgow, mit dessen Bildniss.* Nach der englischen Lebensbeschreibung von *John Normann Pearson.* 1834. 104 S. 8.

Leighton stammte aus einer schottischen, der presbyterischen Kirche sehr anhänglichen altadelichen Familie. Er hatte auf Reisen im Auslande viele Achtung für den christlichen Wandel der katholischen Jansenisten gewonnen, und nahm 1641 zu Newbottle ein presbyterisches Pfarramt in Schottland an, lebte einfach, und wurde 1653 erster Professor an der Universität zu Edinburgh und im Decbr. 1661 vom König Karl II zum Bischof der anglicanischen Kirche von Dunblanc bey Perth ernannt. Nach solchem Uebergange zur englisch-bischöflichen Kirche wurde er aber kein Verfolger der presbyterischen Kirche, und zeichnete sich überhaupt durch die strenge Ausübung des Amts der Seelsorge vor seinen Collegen aus. Später ernannte ihn der König zum Erzbischof in Glasgow. In der Versammlung der schottischen Geistlichen der bischöflichen und der presbyterischen Kirche des J. 1671 zu Edinburgh disputirten beide Secten. Als er aber die gehoffte Vereinigung nicht zu Stande bringen konnte, nahm er seine Entlassung im J. 1674. L. war sehr wohlthätig, da er selbst wenig bedurfte, und keinesweges ehrgeizig; übrigens ein Freund der Musik, niemals verheirathet, ein milder Vorstand der ihm dienenden. — Im J. 1673 machte er auf Veranlassung des Herzogs von Monmouth nochmals einen vergeblichen Versuch, die Geistlichen der presbyterischen Kirche zur Vereinigung mit der bischöflichen zu bewegen. Im J. 1684 kam er, veranlasst durch den Bischof Burnet, noch einmal nach London, woselbst er den 25 Jun. im 75sten Lebensjahre starb, und zu Horsted Rayens in Schottland beerdigt wurde.

X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Franke: *Blumen-, Frucht- und Dornen-Stücke aus den Gärten der Ephemeriden.* Ein literärisches Quodlibet, gesammelt und bunt an einander gereiht von *Wilderer*, Herausgeber der Anekdoten-Jagd. Erste Ernte. 1835. IV u. 186 S. 12. (21 gr.)

Bey Sammlungen der Art wäre eine strenge Kritik am unrechten Platze; man darf höchstens die Foderung an sie machen, dass die Einfälle, Witzworte, die Ironie und der Spott nicht allbekannt, die Persiflage der Richter, Aerzte, betrogenen Männer, alten Jungfern u. s. w. nicht platt und zu abgedroschen seyen, nicht schmuzig und boshaft. Das letzte wird hier nirgends getroffen. Im Ganzen ist die Auswahl zu loben: der Gemeinheit begegnet man kaum, eher matter Alltäglichkeit und manchem guten alten Bekannten, sowohl in gebundener als ungebundener Rede. Selten stösst man auf Epigramme, wie folgende Grabschrift, die sarkastisch seyn will, eigentlich aber so harmlos ist, dass sie fast zur Nullität wird.

Hier ruht er, der am Montag starb,
Und sich viel Weisheit nicht erwarb,
So viel er auch gestrebt;
Denn, wenn er erst am Dienstag starb,
So hätte länger er gelebt.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

SPRACHKUNDE.

Lemgo, in der Meyerschen Hofbuchhandlung: *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*, mit besonderer Beziehung auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen, von Dr. *Aug. Friedr. Pott.* 1833. LXXXII u. 284 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Rec. hat diese Schrift gelesen und wiedergelesen, ohne einen gewissen Unmuth unterdrücken zu können, den er durch Abwägung des wirklich vielen Guten und Gelungenen, das sie enthält, zu bemeistern redlich bemüht war. Er vergegenwärtigte sich auf der einen Seite die zahlreichen scharfsinnigen und glücklichen Combinationen des Verfassers, die fleisigen Sammlungen, die er uns mittheilt, die ausgedehnte Sprachkenntniss, welche sich vielfach beurkundet; kurz er fand Veranlassung genug, Hn. *Pott* als tüchtigen Arbeiter auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik anzuerkennen; allein neben jene Vorzüge stellt sich die Masse von ganz misrathenen und ans Unglaubliche streifenden Etymologien, der oft verwirrte und durch beyläufig zur Sprache Gekommenes höchst beschwerlich gemachte Gang der Untersuchung, die Eilfertigkeit und der Mangel an Umsicht, der manchmal den Verfasser bey ganz nahe liegenden Dingen irre leitet. Es ist in der That keine Tadelsucht, welche Rec. über den Verdiensten des Buches seine Mängel nicht vergessen läst; es ist vielmehr der lebhafte Wunsch, dass die vergleichende Sprachforschung, die erst jetzt durch das Sanskrit so feste Gesetze gewonnen hat, besonnen auf ihrem Wege fortschreiten möge, sich bescheidend, das zu enträthseln, was nachweislich gelöst werden kann; es ist die Hoffnung, dass Hr. *P.* seinen unverkennbaren Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, welche ihm zu Gebote steht, künftig auf eine sichere Forschung beschränken wird, welche vielleicht weniger zahlreiche, aber um so schlagendere Resultate geben kann.

Der Verf. hat zu viel in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen, zu viele Geheimnisse der Sprache enthüllen wollen, die sich wenigstens jetzo noch unseren Blicken entziehen. Das Zuviel des Materials zeigt sich besonders in den Sprachen, die er benutzt. Keine Sprachvergleichung wird unfehlbar berechnen, welche die Sprachen, die sie beurtheilt, ihrem Inneren nach nicht recht gründlich kennt; Hr. *P.* bezieht sich z. B. ziemlich häufig aufs Armenische; aber die Lautgesetze dieses merkwürdigen Idioms hat er, wie es scheint, nicht gehörig durchdrungen, sonst würde er die Unhaltbarkeit so mancher seiner Zusammenstellungen auf den ersten Blick erkannt haben; sein sprachlicher Takt hat ihn jedoch auch hier recht glükliche Griffe thun lassen. Was können uns ferner die afghanischen und ossetischen Wörter frommen, zumal in *Klaproths* ungenauer Auffassung, wenn wir ihre Buchstabenverhältnisse nicht kennen? Wir machen es Hn. *P.* nicht zum Vorwurfe, dass er die Zendsprache noch sehr wenig kannte, aber besser wäre sie darum ganz ausser Betracht geblieben; diese Lücke giebt freylich allen Vergleichungen mit dem Neupersischen etwas Schwankendes, und die ganze gelehrte Untersuchung über die altpersischen Namen, welche der Verfasser in der Einleitung mittheilt, wird durch das Zend eine völlige Umarbeitung erleiden müssen. Eben so unsicher sind die Nachweisungen aus dem Pakrit, das so gut, wie jede andere Sprache, aus seinen Gesetzen studirt seyn will. Durch Hereinziehen so vieler nicht gehörig verarbeiteter und begründeter Sprachähnlichkeiten hat das Buch sehr an überzeugender Kraft eingebüst; wir finden oft den Verf. von dem Irrwische einer äusseren Analogie, gegen die er mit allem Rechte im Allgemeinen eifert, auf Unwege geführt, und manchmal schweift er bey Afghanen und Osseten umher, während ein weit befreundeterer Dialekt ihm den leichtesten Aufschluss gewähren konnte. Noch weit gefährlicher war aber Hn. *P.* die andere Klippe: das zu viel erklären wollen. Fast auf jeder Seite treffen wir Behauptungen, die in einer gewissen Grenze allen Beyfall verdienen, nachher aber so weit getrieben sind, dass sie eben nur noch behauptet, nicht mehr bewiesen werden können. Jedermann wird z. B. Hn. *P.* darin Recht geben, dass sich das Wurzelverzeichniss, wie es die indischen Grammatiker aufgestellt haben, bedeutend reduciren lasse, und die Art, wie der Verf. manche Wurzeln als identisch nachweist, verdient alles Lob. Richtig ist auch im Allgemeinen die Bemerkung, dass einige Wurzeln und Worte als einfach erscheinen, die schon mit einem Präfixe verschmolzen sind (Rec. hebt hier die Erklärung von *paruscha* aus *apa* und *rusch* hervor); allein Hr. *P.* travestirt sich selbst durch die abenteuerliche Anwendung, welche er von seiner Entdeckung macht. So ist ihm *pâpa* (Sünde) und *pâpman* aus *apa* und *âp* zusammengesetzt; nicht erreichen, sich vom Ziel entfernen heisse sündigen,

wozu Rec. ihm noch obendrein das griech. ἁμαρτάνω anführt, was ja auch verfehlen bedeutet. Aber wer denkt nicht bey *pâpa* eher an die Interjection des Schmerzes und Abſcheues (παπαί, ποποί, *papae*)? Und wenn wir auch den Urſprung des Wortes unbeſtimmt laſſen wollten, das lat. *pec-care, pe-ior, pe-ſsimus* und wenn wir nicht ſehr irren auch das perſ. *bad* (zweifelhaft iſt Rec. wegen des engl. *bad*) ſprechen gegen Hn. *P.'s* Ableitung, indem ſie in jenen Sprachen einen anderen Conſonanten am Ende vermuthen laſſen. Sehr gewagt dürfte es ſcheinen, das gr. κακός hieher zu ziehen, was jedoch eben durch *peccare* vermittelt ſeyn könnte. Was aber nun (S. 160) folgt, überſteigt alle Begriffe: „Auch *pânsana* (*vilis*) ſtammt, wie ich argwöhne, von *apa* + *â* + √*naç* mit Unterdrückung des *a* und mit *s* ſtatt *ç*, wie z. B. *pânçu pânsu* neben einander vorkommen. Man könnte auch ſowohl bey *pânsana* als *pânsu* an eine Ableitung von *apa* + *ni* + √*as* denken; meines Dafürhaltens aber iſt die √*naç* ſelbſt nichts anderes, als ein Compoſitum von *çî* (liegen) mit *ni* (*deorsum*). Sie hat das *y* nach dem *n* deſshalb in früher Zeit verloren, weil ein zweytes folgt; denn die Wurzel *çî* liegen iſt aller Strenge nach nur ein vorn verſtümmeltes *asyâmi* (legen), ſo daſs *naçyâmi* (*pereo*, eigentlich *succumbo*) und *nyasyâmi* ſich nur wie ein immediativer und factitiver Begriff unterſcheiden. *niça* (*nox*) von √*çî* bedeutet das Liegen, Schlafen; *naktam* (*noctu*, während des Liegens) muſs von *naç* kommen, wiewohl das *k* dagegen zu ſtreiten ſcheint. Der Tod (*nex*) iſt hienach auch Niederliegen, Erliegen — und, wenn man will, Bruder des Schlafs." — Es gehört alle Kraft des Argwohns und alle Phantaſie des Dafürhaltens dazu, um eine ſolche Deduction machen zu können; *pansâna* und *pânsu* oder *pânçu* von einer Wurzel *pasch* oder *paç* abzuleiten, daran hat Hn. *Pott* ſein Miſstrauen gegen die indiſchen Grammatiker gehindert. Jedoch das Allerſchlimmſte iſt die gänzliche Miſskennung des palatalen *ç*. Herr *P.* muſs aus der Sprachvergleichung wiſſen, daſs *ç* immer einem gr. κ lat. *c* entſpricht, und daſs in allen Fällen, wo ein Sanskr. *ç* einem *s* in andern Sprachen gegenüberſteht, in der indiſchen Orthographie ebenfalls ein dentales *s* zu ſetzen iſt. So muſs ſicherlich *çasa* (*lepus*) nicht *çaça* geſchrieben werden wegen des althochd. *haso*, *kesa* nicht *keça* wegen *caesaries*; *çvaçura* (Schwiegervater) iſt eine falſche Schreibung anſtatt *svaçura*, was durch ἑκυρος (mit dem Digamma), goth. *svaíhra* lat. *socer* erweislich iſt. Dagegen kann nicht eingewandt werden, daſs die indiſche Orthographie in vielen Fällen zwiſchen den drey Sibilanten ſchwanke; in den meiſten läſst ſich eben durch die Sprachvergleichung entſcheiden. Wenn alſo Hr. *P.* *çî* von √*as* ableitet, ſo iſt dieſs aller Strenge nach ein grober Verſtoſs, der ſchon durch die Vergleichung von *çî* und κεῖσθαι ſeine Widerlegnng findet. Plauſibler könnte es ſcheinen, *niçâ* Nacht von *ni* und *çî* abzuleiten. Doch ſcheint Hr. *P.* hier ganz vergeſſen zu haben, was er ſelbſt richtig bemerkt S. 8, daſs im Sanskrit ſehr häufig das *i* ſchon ein Ablaut des *a* iſt; *niça* darf alſo durchaus nicht als die urſprüngliche Form betrachtet werden, ſondern etwa *naçâ*, was in *nak-tam* und in allen übrigen Sprachen dieſes Stammes hervortritt (wie das *k* in *nactam* gegen *naç* zu ſtreiten ſcheine, begreift Rec. nicht). Ebenſo conſtant bewahren die verwandten Dialekte den A-laut oder vielmehr ſeine verſchiedenen Nuançen in *naç* (*perire*) *nec-are, noc-ere*, νέκυς, νεκρός, wie Hr. *P.* ſelbſt S. 267 nachweiſt; Alles Argumente gegen einen Zuſammenhang mit der Präpoſition *ni*. Um die leichtſinnige Art zu veranſchaulichen, mit der Hr. *P.* die Conſonanten und beſonders das unglückliche *ç* behandelt, mögen hier noch einige Beyſpiele ſtehen. Es wird mehrmals mit gröſster Zuverſicht wiederholt (z. B. S. 167, S. 214 u. ſ. w.) *çûra* Held ſey eine Zuſammenziehung von *suwîra* und S. 131 wird es gar mit ἥρως verglichen. Hr. *P.* iſt aber ſo vergeſslich, daſs er anderswo das κυρος in ἑκυρος mit *çûra* parallelisirt; warum hat er nicht noch genauer zugeſehen, und die Identität von *çûra* mit κῦρος, κύριος, κοίρανος erkannt, die etymologiſch ganz unbeſtreitbar iſt? Und wie in aller Welt lieſse ſich *çûra* und ἥρως zuſammenbringen. — Hr. *P.* ſtellt S. 127 mit allem Fuge *çweta, çwid* (weiſs ſeyn) mit goth. *hweits* (weiſs) und *hwáiteis* (Weitzen) zuſammen. Die urſprüngliche Wurzelform ſcheint *çwi* geweſen zu ſeyn; daher der zendiſche Superlativ *çpitama* und mit weiterer Ableitung *çpènista*, wovon *çpènta* (heilig) der Poſitiv ſcheint. Daher iſt das littauiſche *szwentas* erklärlich. Wenn aber der Verfaſſer mit *çwêta, hváiteis* das gr. σῖτος vergleichen will, und bey *szwentas* an ὅσιος denkt (S. 126), ſo miſshandelt er ſelbſt die Geſetze, welche ihn die erſten Vergleichungen machen lehrten. — Einmal ſtellt Hr. *P.* *çûnya* leer neben κενεός, wogegen ſich nur der ungewöhnliche Vocalwechſel einwenden läſst (*karia* klein, wenig, würde κενὸς am nächſten entſprechen und der Sinn iſt nicht unvermittelbar), ein andermal (S. 160) iſt ihm *çûnya* aus *sa* und *ûna* componirt, wobey gar nicht bedacht iſt, daſs die Präpoſ. *sa* in ihrer Orthographie unwandelbar das dentale *s* hat. — Die Wurzel *as* (werfen) muſs noch an einer zweyten Stelle zu groſsem Miſsbrauche herhalten. *açru* Thräne = δάκρυ, *lacru-ma* goth. *tagr-s* ſoll von ihr herkommen und alſo das Geworfene bedeuten. Entgegnet man: *açru* hat wahrſcheinlich ein *d* vorne verloren, wie die verwandten Sprachen beweiſen, ſo hat der Verf. einen Ausweg ſeltener Art. *açru*, ſagt er, iſt die urſprüngliche Form und jenes *d* iſt ein Reſt der verwiſchten Präpoſition *ut*; alſo *açru* und dann *udaçru*, woher δάκρυ u. ſ. w. Wir geben uns alle mögliche Mühe, dieſs grammatiſch zu glauben, aber wo iſt ein Menſchenkind, welches die Thränentropfen in die Höhe wirft? (*udas* oder *utkschip* kann nie etwas anderes heiſsen)? Hr. *P.* hat dieſe wunderliche Etymologie neben eine andere geſtellt, die nicht minder lebensgefährlich iſt, aber dieſer geradezu widerſpricht. *vâschpa* Thräne ſoll nämlich von *ava* und *kschip* (werfen) kommen

und demnach das Hinabgeworfene bedeuten. So fliessen die Thränen nach Wohlgefallen hinauf und hinunter, wie es der Etymolog braucht. Wollte Hr. *P. vâschpa* erklären, warum folgerte er nicht besser aus *pusch-pa* Blume, *ças-pa* junges Gras (vergl. lat. *caespes*), die ganz ebenso gebildet sind, dass *pusch*, *ças* und *vâsch* die Stämme, *pa* eine Ableitungssylbe ist? Doch um auf δάκρυ zurückzukommen: der Unfug, der mit solchen abgestumpften Präpositionen in diesem Buche getrieben wird, ist wahrlich zu gross. Nicht allein, dass *duh* melken soviel als *udvah in die Höhe führen oder ziehen* seyn soll, wozu wir auch nicht die entfernteste Nöthigung sehen — nein *taru* Baum und *taruria* jung kommen ebenfalls von *ut* und *ri*, weil die gewöhnliche Ableitung von *trî etwas hinke*. Wir überlassen es jedem zu beurtheilen, ob Hn. *P.*'s Etymologie weniger gichtbrüchig ist. Nach den bisher geltenden Lautgesetzen müsste doch wenigstens das *t* in *d* übergehen — aber man wird es wohl als Engherzigkeit und Mangel an etymologischem Blicke vornehm zu tadeln wissen, wenn man so verlegene Gesetze geltend macht. — S. 270 wird *dusch* (*peccare, laedere*) in *dus* und *isch* (*pravo modo incedere*) zerrissen; damit sind wir freylich um sehr viel klüger; nichts destoweniger erkennen wir in dem *adv. dur* oder *dus* (gr. δυς) nichts anderes, als jene Wurzel selbst, in *dvisch* aber bloss eine weitere Ausführung derselben, wie *tusch* und *tvisch* zusammengehören. — Weil der Verf. die von den indischen Grammatikern schon sehr deutlich gesehene Zusammensetzung vieler Wörter mit dem *pron. interrog.* (s. *Panini* VI, 3, 101) in einzelnen Beyspielen ganz glücklich gemuthmasst hat (wir rechnen hieher seine Bemerkungen über *kusuma* und *kumâra*, obgleich sie nicht gehörig ausgeführt sind; es findet sich ja wirklich das einfache *suma* die Blume und in *kumâra* möchte Rec. *mâra* für eine alte Form statt *martya* halten: der Sterbliche, der Mann): so ist jetzt kein Wort, welches mit *k* anfängt, seines Lebens mehr sicher, indem ihm unbarmherzig der Kopf abgehackt wird. Der Verfasser hat ein wahres Doppelgesicht, welches die einfachsten Wurzeln vor unseren Augen magisch decomponirt. Wer hätte es gedacht, der pfiffige Fuchs versteckt hinter seinem lateinischen Namen: *vulpes* auch eine Präposition! Denn *vulpes* ist nach Hn. *P.* aus *vi* und *lup* zusammengesetzt. Der Zerreisser, Räuber. Hr. *P.* sehe zu, wo er Gläubige findet; etymologisch gewiss entsprechen sich *vulpes*, goth. *vulfs* und Sanskr. *vrika* der Wolf, wovon *vraçtsch part. vrikna* zerreissen, verwunden, die Wurzel ist; das littauische *wilko* bildet das Mittelglied; *vulpes* verhält sich zu *vrika*, wie *vulnus* zu *vrana*, *vulgus* zu *varga*. Ob *lupus* und λύκος zu demselben Stamme zu rechnen sind, oder zu *lup*, möchte Rec. nicht entscheiden. Dagegen gehört ἀλώπηξ zu λώπη Fell, oder ist mit *lôpâça*, *lôpâka* verwandt.

Wir wollen noch in einigen Stellen die Methode des Vfs. näher beleuchten. Zuerst folgende S. 130:

„Eine weitere Bestätigung unserer Identification von ὅλος mit *sarva* (die auch Rec. billigt) gewährt das Sanskr. *sûrya* (*sol*) lat. *sôl* litt. *sáule* lett. *ssaule*. Der Gothe hat für Sonne die drey Formen: *savil*, *sunna* und *sunnô* (S. *syûna*); desswegen vielleicht theilt *Grimm sav-il* ab, als ob *il* Suffix wäre; ich kann diese Annahme nicht gradezu umstossen, würde sie aber, wenn nur die Formen mit *nn* auf eine befriedigende Weise erklärt wären, um der anderen Sprachen willen für wenig glaublich halten. *Sûrya* darf man, wie ich glaube, von *svar* (*coelum*) mittelst des Suffixes *ya* herleiten, wie *vanya* (*silvaticus*) von *van* (*silva*). Eine Andeutung, dass in dem Worte ein ursprüngliches *sv* gestanden, finde ich in dem pers. *khor* osset. *churr*. — Daraus erklären sich auch recht wohl die ahd. Runennamen *suhil*, *sugil*, *sigil* (Sonne), nämlich nach dem schon früher bemerkten Uebertritt eines *u* in ein deutsches *g*. Endlich ein früheres *sv* zugestanden, kann das Digamma im gr. βαβέλιο bey den Pamphyliern, Cret. ἀβέλιο, nach Hesychius ἀέλιο ἥλιο nichts weniger als befremden.“ Hr. *P.* hat sehr Recht, wenn er *sûrya* von *svar* ableitet; das zendische *hvarĕ* zeigt den Uebergang ins neupers. *khor*. Aber alles Uebrige ist grundfalsch. Wie nämlich das Sanskrit von der Wurzel *su* (*generare*) regelmässig *savitri* Sonne und *sôma* Mond ableitet, was zu der physischen und mythologischen Bedeutung jener Gestirne trefflich stimmt, so das gothische von derselben Wurzel (die aber in diesem Dialekte nicht als Zeitwort vorkommt) *sav-il*; *Grimm* trennte also aus sehr feinem Beobachtungssinn *il* als Derivationssylbe ab. Dieses *sav-il* ist mit dem lat. *so-l* identisch, wo *l* ebenfalls als Affix zu betrachten. *sunnô* kommt von *sun*, wie *stair-nô* von *strî*; *sun* aber ist dieselbe Wurzel *su* mit einem *n* vermehrt, die in *sunus* Sohn hervortritt. Der Beweis dafür liegt im Sanskr. *sûnus*, was Sohn und Sonne bezeichnet. ἀέλιος oder kretisch ἀβέλιος steht also für σαϜέλιος; das Wegfallen des σ bedarf im Griechischen keines Beweises und liegt schon im *spiritus asper* von ἥλιος angedeutet. *sav-il*, *so-l* und ἥ-λιος sind demnach von *sûrya* soweit verschieden, als *su* von *svar*, oder als ἥλιος von οὐρανός; denn mit diesem scheint *svar* am meisten zu parallelisiren. Von jener Wurzel *su* oder *sû generare* kommt, wie Hr. *P.* S. 215 bemerkt, auch *sus*, ὗς und unser Sau, wegen der grossen Fruchtbarkeit des Thieres, wenn nicht, was wegen des Sankr. *sûkara* (der ὖ ὖ Macher, der Eber) scheinen könnte, ein imitativer Laut zu Grunde liegt. Sichere Derivate von *su* oder *sû* sind hingegen υἱὸς und ὕμην; und da *su* auch besprengen, befeuchten heissen kann, so ist die Zusammenstellung mit ὕω regnen und seinen Derivaten sehr natürlich. Neben *sû* existirt aber auch eine Wurzel *sûd*, welche ebenfalls fliessen, tröpfeln bedeutet, und nur eine weitere Ausführung von *sû* zu seyn scheint. Wir stellen sie mit ὗδ in ὕδωρ zusammen. Man wird uns die unzweifelhafte Analogie mit Sankr. *uda*, *udaka*, lat. *ûdus*, *unda* entgegen halten (s. *Pott* S. 242); aber wenn die sanskr. Präposition *upa*

mit ὑπὸ und *sub* verglichen wird, und wenn wir besonders den *spir. asper* in ὕδωρ und allen verwandten Wörtern erwägen, so darf es wohl als sehr annehmbar erscheinen, dass das *s* ursprünglich war, jedoch frühzeitig verloren ging. Von jenem *sud* oder *sûd* ist ferner *svid* (schwitzen) ebenso eine Nebenform, wie *dvisch* von *dusch*; *sûdare* weist noch auf *sûd* deutlich hin. Hr. *P.* hat daher Unrecht S. 249 zu behaupten, dass zwischen ἱδρὼς, ἶδος und ὕδ-ωρ keine Zusammenhang gedenkbar sey. — Es ist höchst interessant, einen Sprachstamm so durch alle seine Schicksale hindurch zu verfolgen, und gerade bey unserem Beyspiele ist die genetische Begriffsentwickelung besonders klar. Die erste Bedeutung von *su*, *sû* oder *sûd* scheint feuchtseyn, tröpfeln gewesen zu seyn; daher der Begriff: Regen, Wasser und weiter abgeleitet Schweiss. Erwägt man ferner, wie mit dem Begriffe der fruchtbaren Feuchtigkeit der des Zeugens nahe verwandt ist, wie in dem uralten indischen Hymnus auf den Regengott gesagt wird: „der Regen, der die Frucht der Pflanzen, der Kühe, der Pferde und der Frauen macht (*Rosen Rigved. Spec. p.* 24)“: so wird es Niemanden Wunder nehmen, dass hier *sû* auch zeugen heisst. Daher nun auf der einen Seite activ die Namen Erzeuger für Sonne und Mond, als grosse physische Potenzen, und der Name Hymen für den Ehegott, passiv aber Worte, wie *sunus, suta,* υἱὸς u. s. w. der Erzeugte, der Sohn. Die Formen ὕδω und ὕμνος könnten etymologisch sehr gut verwandt seyn, nur ist uns die Begriffsvermittelung noch nicht klar.

Doch wir kehren zu unserem Verf. zurück. S. 282 heisst es: „*dah (urere)*. Gr. δαίειν *perf.* δεδαυμένος; vergl. √ *ush*; litt. *deg-ti* lett. *deg-t*. Lat. *lig-no (quod comburitur)* pers. *dâgh (signum cauterio impressum)*. — Im Deutschen sind die Wörter unter Nr. 487. Goth. *dags (dies; S. divan?)*? Nhd. *dacht* (pers. *tâkteh funis tenuis?*) nicht ausser allem Zweifel. Dagegen sind wir vollkommen gewiss, dass die von *Grimm* unter Nr. 596 versammelten Wörter z. B. Altn. *tendra (accendere)* vom Part *dah-aut* ausgehen, so gut als Ahd. *zand (deus)* von √ *ad*; über den Auswurf des *h* vor *n* s. *Grimm* unter Nr. 195. — Lat. *taeda* ist entweder aus dem Griech. herübergenommenes δα-ϊδ, oder viel wahrscheinlicher gänzlich davon unterschieden und von *ut* + √ *indh* (aufwärtsbrennen) oder wenn: Fichtenbaum, welcher offenbar am natürlichsten angenommen wird, die ursprüngliche Bedeutung ist, vielleicht auch von *ut* + *êdh* (in die Höhe wachsen). Diess Alles ist jedoch mancherley Bedenken unterworfen, und die Frage, ob nicht ein *Suff.* (vergl. *madi-do*) darin enthalten sey; ταχεῖν (Harz ausschwitzen?) bietet in diesem Falle seine Dienste an.“ Wir wollen zuvörderst die zu billigenden Vermuthungen des Vfs. hier herausheben, nämlich dass *lig-num* zu *dah* gehöre und folglich statt *dih-num* steht; ein Beleg dazu ist das griech. λιγ-νύς, qualmendes Feuer; ferner dass die Wörter unter 596 bey *Grimm* zu einem verwandten Stamme zu zählen sind: nur möchten wir bey der Ableitung nicht vom *part. dah-aut* ausgehen. Gegen die Hiehergehörigkeit von *dags* spricht das Lautverschiebungsgesetz; die Vermuthungen über *taeda* entbehren jedes Beweises. Was aber das griech. δαίειν δεδαυμένος betrifft, so kann es nur mit grösster Willkür hieher gezogen werden. Es existirt nämlich im Sanskrit: 1) eine Wurzel *dâ* oder *dô* in der Bedeutung *scindere* und zwar lautet *dô* im Präsens *dyâmi part. dâta*; 2) wird *dai purificare* angeführt, *praes. dâyâmi*, *part. dâta*, und endlich 3) eine Wurzel *du davâmi* oder *dunômi part. dûna*, welche quälen, und nach *Wilson* auch *brennen* heisst. 1 und 3 sind offenbar verwandt, und von 1 und 2 lässt sich dasselbe vermuthen, da z. B. *dâya* Zerstörung vorkommt, und die *participia* übereinstimmen. Diese Formen finden sich nun auch im Griechischen wieder. δαίω heisst ursprünglich *schneiden* (daher die eine Hauptbedeutung: *vertheilen* in δαίνυμι und den Derivaten) *zerstören*; davon δαΐς die Schlacht, δάϊος oder δήϊος feindselig, vernichtend, unglücklich. Vom Begriffe des Zerstörens kommt der des Brennens, und so erkläre sich δαΐς Fackel u. s. w. In allen diesen Formen sehen wir das *y* des Sanskrit als ι erscheinen; in δαύω, δέδαυμαι aber zeigt sich das *u*, welches wir in *du* und *dô* fanden. Nach dieser Entwickelung mag man beurtheilen, inwiefern δαίω zu *dah* gehöre. Hr. *P.* baut aber kühn darauf fort und sagt gleich nachher: „Nr. 360 *dch (oblinere, inficere)*. Gr. διαίνειν, διερό, Ἀφροδί-τη (Schaumbenagt); δεύειν, vergl. δαύειν mit *dah*; lat. *pol-lingere (cadaver inungere)*. Litt. *daz'yti* (eintunken, färben). Ahd. *zehon (tingere)*.“ D. h. *dch* ist eben so wenig mit διαίνειν und δαύειν analog, als *dah* mit δαίειν und δαύειν. Den griech. Stamm δι, wovon διερὸς und, nach Hn. *Pott's* scharffinniger Conjectur, Ἀφρο-δί-τη, weiss Rec. aus dem Sanskrit nicht zu belegen. Die Vergleichung mit *pollingere* ist, wie uns scheint, unbestreitbar. Wir fügen analog mit Sanskr. *deha* Körper das goth. *leik* (unser: *Leiche*) hinzu, welches von *Grimm III*, S. 397 erörtert wird, und ursprünglich auch den Sinn des lebendigen Leibes gehabt hat. Dann muss nämlich vorausgesetzt werden, dass das sanskr. *h* für ein *g* steht, was öfter der Fall ist. Das *adj. leiks* ist trotz der Verschiedenheit des Sinnes mit *leik* Körper identisch, oder kommt wenigstens von derselben Wurzel *lih, dih*. *Bopps* Vergleichung desselben mit *driç* kann uns, so scharfsinnig sie ist, noch nicht überzeugen. Darf Rec. die Vermuthung wagen, dass *dch, lih* von der Bedeutung *oblinere* ausgehend auch *malen (pingere)* geheissen habe, dass daher *leik* und *daha* eigentlich Bild, Gestalt bedeuten und dann *leiks* ganz natürlich: ähnlich, gleich? Doch bedarf diess noch sehr einer äusseren Bestätigung.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

SPRACHKUNDE.

Lemgo, in der Meyerschen Hofbuchhandlung: *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*, mit besonderer Beziehung auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen, von Dr. *Aug. Friedr. Pott* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Doch wir wollen hier abbrechen, mit gutem Gewissen versichernd, dass wir lange noch nicht das Aergste von Hn. *P.'s* Etymologien ans Licht gezogen haben; der kundige Leser wird genug Verwundersames finden. Um alles Irrige zu widerlegen, müsste ein neues Buch geschrieben werden; die richtende Zeit wird uns dieses Geschäftes überheben. Wir fragen nur noch zum Schlusse, ob nach diesen kurzen Beleuchtungen nicht jeder Unbefangene staunen wird, dass Hr. *Pott* mit vornehmer Kritik auf Männer wie *Schlegel* und *Lassen* herabblickt, denen ihn noch kein Verdienst nahe gebracht hat. Möchten doch jüngere Gelehrte den Kampf, welcher unter ausgezeichneten Forschern begonnen, und den sie jetzt selbst über wichtigeren Dingen vergessen haben, nicht durch kleinliche Plänklereyen fortsetzen wollen. Nicht besser ziemt sich Hn. *Pott* der beständige Hader mit den indischen Grammatikern. Kein Mensch wird fordern, dass wir uns den vielen pedantischen Künsten derselben unterwerfen sollen, was nur das vergleichende Sprachstudium hindern würde. Allein wir glauben, Herr *P.* könne auch noch Vieles aus Panini und den übrigen lernen, und wird über willkürliche Etymologien geklagt, so will uns dünken, unser Vf. thue es den ärgsten der indischen Varronen gleich und müsse daher seine Collegen nachsichtiger behandeln.

Es ist sehr viel daran gelegen, dass dem aufblühenden Studium der Sprachvergleichung sein guter Name erhalten werde, und dass es nicht in die alten Uebel zurücksinke. Hn. *P.'s* Talent wird sicherlich noch viel für die Sprachwissenschaft leisten; nur erwarten wir, dass in künftigen Arbeiten das Einzelne schärfer untersucht, das Ganze besser und fasslicher geordnet werde; gegenwärtige Schrift hat zu sehr die Gestalt von nicht völlig verarbeiteten Adversarien und trägt überall das Gepräge des zu eiligen Hinschreibens; letzteres erklärt auch so manche geschmaklose und misslungene Wendungen des Stils, z. B. S. 71: „Bedenkt ihr Deutschen, dass es euch besser bekommt aus dem Siebenmeere zu trinken, als aus euerem *Zahn* — zu stochern.“ Solche halbwitzelnde Phrasen und eine gewisse Rhetorik finden sich besonders in der Einleitung; wir wünschten dem Verf. auch in der Form mehr Einfachheit, Klarheit und Schärfe.

D. F. W.

Um sich ein Gebiet der sogenannten *indo-germanischen* Sprachen zu schaffen, welches gar nicht in der Wirklichkeit existirt, hat der Vf., wie er wohlweislich schon auf dem Titelblatte bemerkt hat, vor Allem eine Lautumwandelung oder den sogenannten etymologischen Lautwechsel nöthig gehabt. Wenn man nach einer angenommenen Theorie auch wirklich einen etymologischen Lautwechsel apriorisch an- und vornimmt, so werden doch auf keine Weise die einzelnen Wörter einer Sprache, von denen ein jedes einzelne in *concreto* ein eigenes Sprachindividuum ist, sich viel um eine solche Theorie bekümmern, sondern man wird bey den meisten zu vergleichenden Wörtern über jene apriorische Theorie hinaus noch einer speciellen Umstümmelung der einzelnen Vocale und Consonanten benöthiget seyn, um oft einen Schimmer von Aehnlichkeit herauszubringen. Ueberhaupt scheinen mehrere der neueren Philologen von einer *Indomanie* befallen zu seyn, besonders in Beziehung auf Sprachvergleichung. Alles muss mit Gewalt aus dem Indischen hergeleitet werden, und diese Herleitung beschäftiget viele, die auf diesem Wege des Philologisirens glänzen wollen, und für welche Horaz sein *agitant pueri incautique sequuntur* gelten lassen würde. Wie weit könnte es mancher in der Philologie bringen, und wie viel könnte er wieder Andern nützen, wenn er seine Zeit und Kräfte nicht auf eine unverzeihliche Weise mit einer so eitlen Tändeley zersplitterte, mit der Bemühung, aus einer sogenannten Grundsprache die übrigen ableiten zu wollen. Ueberhaupt spricht und schreibt man heutzutage viel über Sprachen, nur sie selbst spricht und schreibt man nicht.

Die Einleitung dieser Schrift beginnt mit historischen Notizen, aus welchen dargethan werden soll, dass der Sanskritsprachstamm oder, nach dem Vf., der Indo-Europäische, oder Indo-Germanische fünf Familien umfasse, nämlich: die *indische*, die *medopersische* oder *arische*, die *griechisch-lateinische*, die *germanische* oder *littauisch-slavische* Sprache. Um nun die Verwandtschaften dieser Sprachen darzuthun, die sämmtlich aus dem Sanskrit kommen

ſollen, hat der Vf. ſchon in der Einleitung eine Menge Wörter aus jenen Sprachen mit einander verglichen, und ſich dabey ſeiner Lautumwandlung in groſsem Maſse bedient. Wir wollen hier gleich auf einige Beyſpiele aus dieſer Sprachvergleichung ſelbſt übergehen, woraus am beſten das Gezwungene derſelben in die Augen fällt. Es ſollen dabey nicht mit Abſicht die miſslungenſten Vergleiche herausgehoben werden, ſondern nur zufällig hin und wieder ein Beyſpiel, damit man nicht einwende, wir hätten nur das Hinkende aufgegriffen.

1) *Vergleich der Conſonanten in Nominen.* I. *Gutturales. Kapāla* — (*cranium*) κεφαλή, *caput.* Vorerſt iſt *kapāla* ein Compoſitum aus *ka*, der *Kopf*, das *Haupt* und *pāla*, der *Beſchützer*; weſshalb *kapāla* eigentlich dasjenige bezeichnet, was den Kopf oder das Gehirn *beſchützt*, alſo das knöcherne Gerüſte des Kopfes, während *caput* und κεφαλή primitive Subſtantive ſind, und den ganzen Kopf bezeichnen, nicht aber, wie jenes, bloſs den Schädel. Eine ſolche Vergleichung muſs überall da als unſtatthaft erſcheinen, wo die etymologiſchen Elemente verſchieden ſind. Und primitiv iſt *caput* und κεφαλή ein ganz anderer Begriff, als *kapāla*, *Hauptbeſchützer.* Ferner haben dieſe mit einander verglichenen Wörter nur zwey Conſonanten, *k* und *p* mit einander gemein, und ſind im Laute, beſonders das lateiniſche *caput* von *kapāla*, ſehr verſchieden. Natürlich da ein Alphabet im Durchſchnitte nur 24 elementariſche Lautzeichen hat, muſs der Zufall oft bey Wörtern einer Sprache eine Lautähnlichkeit mit Wörtern aus einer anderen Sprache herbeyführen. Ja auf dieſe Weiſe dürfte man mit noch gröſserem Rechte das erſte beſte Lexicon einer Sprache zur Hand nehmen, und z. B. *bellum*, *bellua*, *bellus*, *bilis* u. ſ. w., *karāla*, *karana*, *karuna*, *karna*, *karcenu* u. ſ. w. aufſchlagen, und die Behauptung aufſtellen, jene lateiniſchen, ſo wie dieſe Sanſkritwörter kommen von einem Stamme. *Kaesa* (nicht *keça*, denn *ae* iſt eigentlich im Sanscrit ein Diphthong, der ſich nach den euphemiſchen Regeln der Sanſkritvokale in *a* + *j* auflöſt), *capillus.* In dieſen beiden Wörtern iſt nur der Anfangs-Conſonant gleich, und weiter auch kein Buchſtabe mehr, denn das End-*s* von *capillus* iſt dieſem Worte nicht weſentlich. Da hat denn *Goethe* ſehr unrecht, wenn er in ſeinem *Fauſt* glaubt, „von einem Worte lieſse ſich kein *Jota* rauben."

II. *Palatales. Dshihwā, dinqua* (!) *lingua.* Wo iſt hier die geringſte Aehnlichkeit?

III. *Linguales. Ashtan* und *octo* haben nur das *t* mit einander gemein. Denn auf des Vfs. Conſonant- und Vocal-Umformung können wir uns durchaus nicht einlaſſen, weil man mit ſolchen Willkürlichkeiten aus jedem Worte machen kann, was man will.

IV. *Dentales. Dwār, dwāra*, θύρα, *fores* haben doch nicht die geringſte Aehnlichkeit.

V. *Labiales: Nābhi*, ὀμφαλό, *umbilico.* Hier können wir nicht einmal einen Stützpunct für irgend eine Vergleichung auffinden. *Nābhi* kommt von der Wurzel *Nāh*, welche *zuſammenbinden* heiſst; dieſer Begriff liegt aber nicht in ὀμφαλός, man müſste denn durch eine bekannte Mythe in *Platon's* Sympoſion verleitet, auch für ὀμφαλός den urſprünglichen Begriff des Zuſammenbindens vindiciren wollen.

IV. *Semivocales. Jakrit*, ἧπαρ, *jecur. Jakrit* iſt ein Compoſitum aus *Ja*, die *Vereinigung*, und *kri*, *machen.* Alſo dasjenige Organ des thieriſchen Körpers, welches die Abdominalvenen *ſammelt, vereinigt*, die *Leber.* Es iſt ſohin dieſes indiſche Compoſitum ſehr bezeichnend, und drückt zugleich die phyſiologiſche Thätigkeit der Leber aus, während ἧπαρ, und *jecur*, welche beyde Wörter ohnehin keine Lautverwandſchaft mit *Jakrit* haben, primitive Subſtantive ſind, welche bloſs das Leber-Organ überhaupt bezeichnen. Wo iſt hier eine etymologiſche, wo eine phoniſche, oder wo eine graphiſche Verwandſchaft? — ohne welche es doch keine Wortableitung giebt!

VII. *Sibilantes. Sarva, omnis*, ὅλο, ὀλίγο, *salvo, sol* etc. Wieder Alles auf eine merkwürdige Weiſe unter einander gemengt, wo nicht die entfernteſte Aehnlichkeit im Laute und in der Bedeutung der verglichenen Artikel aufzufinden iſt. — Wir heben ferner einige von den Sanſkritſprach-Wurzeln aus, die der Vf. von S. 180 an bis an das Ende ſeines Werkes durchführt. Er beginnt mit den Worten: „Das folgende Wurzelverzeichniſs ſchlieſst alle diejenigen Wurzeln, deren Daſeyn noch nicht ſicher ſteht, aus, und begnügt ſich, *nur ſolche wirklich vorhandene, welche ſich auch in verwandten Sprachen wiederfinden, aufzunehmen.*" Es ſcheint, daſs es wirklich nur ſolche Sanſkrit-Wurzeln geben könne und dürfe, die in die vom Vf. aufgeſtellte Lautumwandlungs-Theorie paſſen, und dann auf dieſe Weiſe in ſeinen ſogenannten verwandten Sprachen ſich wieder finden müſſen. Demnach nimmt er nur 575 Wurzeln auf, da es doch (vergl. *Oth. Franks Grammatica Sanscrita*, *p.* 31 — *Wilſon's* Sanſkrit-Lexicon, erſte Ausgabe, S. XIV) deren zwiſchen 1700 bis 2000 giebt, *Khjā* (*narrare, dicere*), latein. *in-qua-m* (*inquam*). Das *j* meint der Vf. iſt weggefallen in dieſer erſten Perſon (*inquam*), während es in *inquiunt* etc. in den Vokal *i* aufgelöſt iſt. Demnach müſste es eine lateiniſche Wurzel von *inquam* = *quja* geben, eine ſcharfſinnige Conjectur! Ueberdieſs hat *inquam* eine andere Bedeutung, als *Khjā.* — *Gā* und βα (β ſtatt *g*). Hier muſs der Vocal als Wurzel, und der Conſonant nur als unweſentlicher Beſtandtheil dieſer Wurzeln angeſehen werden, wenn man eine Aehnlichkeit finden will, was gegen die Theorie Anderer iſt, die nur die Conſonannten als weſentliche, die Vocale aber durchaus als unweſentliche Beſtandtheile einer Wurzel betrachten. *G* im Sanſkrit iſt weit von dem griechiſchen β verſchieden; der Hindu hat auch ein *b*, welches aber in der letzten Reihe der vier einfachen Conſonanten-Organe ſteht, während *g* in der erſten Reihe derſelben ſteht. Ueberhaupt iſt das Sanſkritalphabet ſo organiſch und

euphonisch geordnet, dass es sich durchaus vor der Zudringlichkeit jeder willkürlichen Lautumwandlung verwahrt hat. *Ghrā* (*odorari*) lat. *frāgra*. Freylich, wenn man die Sylbe *fra* hinwegwirft, das *g* in *gra*, wie im Sanskrit, aspirirt, so kommt eine Aehnlichkeit heraus, aber dann ist das Sanskrit *ghrā* eine Wurzel; aber wo findet sich eine lateinische Wurzel *grā*?

Bhā (*lucere*) erscheint als Wurzel für Σαφές. Letzteres soll nämlich zusammengesetzt seyn aus *sa* + *bhas* (*zusammen Glanz habend*). Denn auch im Griechischen findet der Vf. eine, der Sanskritwurzel gleichlautende, Wurzel, nämlich φα in φά-ος von φῶς. Es ist jedoch ein grosser Unterschied zwischen *bh* im Indischen und φ im Griechischen, indem das Sanskrit *ph* (*muta labialis aspirata*) dem griech. φ entspricht; aber auch abgesehen davon, so ist in φάος die erste Sylbe nicht Wurzel. — *Smimiro* und die griechische Wurzel μεμφ sollen Aehnlichkeit haben. Wenn aber auch diese Wörter oder Wurzeln Lautähnlichkeit hätten, so hätten sie doch nicht die entfernteste Sinnverwandschaft. — Eben so unstatthaft ist jede Verwandschaft der Wurzeln *prī*, gr. φιλ, lat. *placere*, oder *pio* mit weggefallenem *r*. Hier wollen wir gelegentlich noch auf einen weiteren Missbrauch, den sich der Vf. bey seinen Sprachvergleichungen zu Schulden kommen lässt, aufmerksam machen. Der Vf. ändert nämlich nicht nur systematisch oder willkürlich die Consonanten eines Organs in ein anderes Organ um, und setzt einen Vocal für den andern; sondern er verrückt auch Buchstaben in den Wörtern von ihrer Stelle, rückwärts oder vorwärts, ja er wirft sogar, wie in dem angeführten Beyspiele, häufig die Consonannten, die seinen Vergleichen im Wege stehen, ganz aus einem Worte oder einer Wurzel heraus, und setzt neue Buchstaben ein, gleich manchem verwogenen Zahnarzte, der einzelne gute Zähne für untauglich erklärt, solche herausreist, und neue todte einsetzt. So ist *prī* lat. *pio*! Denn *pio* musste einmal *prio* geheissen haben, und wenn man von dem *prio* dann das *o* abschneidet, so hat man die veritable Sanskritwurzel *prī*, nur Schade, dass *prio* in der Bedeutung nicht das Geringste mit *prio* gemein hätte. Genug wer Lust an solchen Tändeleyen hat, dem lasse man sein Spielzeug! Wir sind fest überzeugt, dass weder die deutschen Veteranen der classischen Philologie, noch die Eingeweihten in das Sanskrit, solche Silbenstechereyen in Schutz nehmen, welche den Geist ächter Sprachforschung tödten.

H.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandlung. *Gründliche Anweisung, Krustenthiere, Vielfüsse, Asseln, Arachniden und Insecten aller Classen zu sammeln, zu präpariren, aufzubewahren und zu versenden*; nach mehr als 20jähriger Erfahrung und eigener Ausübung für Sammler und Liebhaber bearbeitet von Dr. *C. W. Hahn*. 1834. VI u. 154. S. kl. 8. 4 Steindrucktafeln. (vielleicht auch Zink!)

Schon aus dem Titel geht hervor, dass es Hrn. *H.* entweder an wissenschaftlichen Kenntnissen mangelt, oder dass er sich die Sache sehr leicht macht, denn die Insecten bilden ja in *allen* Systemen eine *eigene Classe*, folglich darf man nur von Insecten aller *Ordnungen* reden.

Das Ganze zerfällt in §. — §. 1. Geräthschaften zur Habhaftwerdung (!) der verschiedenen Insecten. § 2. Geräthschaften zum Aufbewahren der Insecten auf Excursionen. In beiden nichts Neues und manches Ueberflüssige; wie die länglichen Büchsen von Blech S. 7; statt deren bediente sich Rec. viel einfacher kleiner starker Gläschen mit weiter Mündung, mit Branntwein gefüllt. Darin geht nichts zu Grunde, beym Oeffnen entwischt kein Insect. Die Befestigung des Nadelkissens, wie solche *Thon* in seinem Handbuche angegeben, ist viel zweckmässiger; durch des Vfs. Angabe wird es beym Bücken, Suchen auf der Erde durch sein Baumeln lästig. Im besagten Werke sind überhaupt die Gegenstände vollständiger und besser abgehandelt; auch das Aufsuchen der Insecten § 3 lehrt *Thon* umständlicher. Rec. hat nicht gefunden, dass *Buprestis* im Branntwein ihre Farbe verlieren, wenn sie nicht lange darin bleiben. Sogar haarigen Insecten schadet er nicht, wenn man sie nur trocken gehörig auspinselt. — § 3. Das Aufstecken und Tödten der Insecten. *Gummi arabicum* allein, zum Aufkleben gebraucht, hält nicht, es muss Hausenblase darunter. Das ganz unschädliche Tödten mit Wasserdampf ist den Methoden des Vfs. vorzuziehen, denn Vitriolgeist zerstört die Farbe und das Insect. „Einige tiefe Stiche" zerstören zu viel am Insect. S. 23 Alle Raupen klettern bekanntlich auch aus Gläsern, indem sie sich eine Leiter spinnen, man muss also den Holzraupen die Gläser besser als mit Gaze verwahren. In einem Kasten mit „troknem" Flusssand an einem „trocknen" Orte verderben viele Puppen! — § 5. Aufstellen und Präpariren. — Die lange in Branntwein gelegenen *Meloë* halten sich nach Rec. Erfahrung ohne viel zu schrumpfen, eben so *Gryllus* Arten. *Thon* hat in seinem Buche eine bessere Methode, Schmetterlinge aufzuspannen, angegeben; die Glasstückchen des Vfs. verschieben sich leicht, reiben mit ihren Kanten die Farben ab. Das Aufweichen mit Branntwein, wie *Thon* angiebt, ist vorzuziehen, indem Wasser langsam wirkt, auch leicht schimmeln lässt. — Hätte der Vf. sich etwas in der Literatur umgesehen, so würde er aus den *Annales des Sciences naturelles* eine Methode, die Araneiden zu präpariren, erlernt haben, welche der seinigen in Bezug auf Kräftigkeit und Sicherheit bey weitem vorzuziehen ist. Eben so hätte er sich aus *Thons* Werk S. 477 von der besseren, besondern den üblen Geruch verhindernden Methode *Mathieu's* (bekannt gemacht schon 1822!), *Crustaceen* zu präpariren, unterrichten können. Das S.

36 empfohlene Ueberstreichen dieser Thiere mit Kopalfirniss ist ganz verwerflich, da es der Oberfläche einen falschen Glanz giebt, und ihre Natur nicht mehr erkennen läst. Eben so wenig darf man sie mit Mineralfarben anmalen, höchstens mit Saftfarben. — § 7. Das Bestimmen. Unter Gattungen versteht der Vf. hier offenbar Species — denn 400 *Genera* als Sammlung kann Niemand für 16 fl. liefern — aber gleich darauf S. 47 wird unter Gattung *Genus* verstanden. In diesem § liefert der Vf. die neueste systematische Eintheilung der Insecten, sagt aber nicht, wem er dabey folgte. Wir wollen nur bemerken, dass es die *neueste* nicht ist, denn diese findet sich von *Latreille* in *Cuviers Regne animal* oder eigentlich in des ersteren noch neuern *Leçons* — die von den Insecten im engern Sinne handeln, und noch besser als *Latreille* in *Burmeisters* Lehrbuch. — Aber auch im Einzelnen ist in in dieser Uebersicht viel übersehen, und z. B. auf *Schoenherr Curculionen* gar keine Rücksicht genommen. — Eine bessere Art Kasten als der Vf. S. 144 ohne Längenmass angiebt, findet sich in *Silbermann Revue entomologique* I beschrieben. — Die S. 147 empfohlenen Schmetterlingskästchen taugen kaum für akademische Lehrer; die Methode, die Schmetterlinge von der Nadel zu befreyen, ist ganz verwerflich, der Kork verbirgt aber zu viel. Auch davon, wie man ölig gewordene Schmetterlinge durch Aether reinigt, weiss der Vf. noch kein Wort! — Die Ausgussmasse S. 155 verwerfen schon längst alle Sammler. Die Schreibweise des Vfs. ist nicht zu loben; es kommen gar manchmal grammatische Schnitzer vor, besonders sind die Namen der Deutschen entstellt. So steht st. *Rhipidoptera*. *Nhipidoptere*.

—v—

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Bern*, *Chur* u. *Leipzig*, bey Dalp; *Neues kleines engl. deutsches u. deutsch-englisches Reise- und Schulwörterbuch mit der Aussprache.* Zunächst für Auswanderer und den Selbstunterricht. 1834. VIII u. 306 S. 12. (6 gr.)

Ob ein solches Werk Bedürfniss sey, will Rec. nicht beurtheilen, auch nicht, ob einer damit sich forthelfen kann, da es nur einzelne Wörter, nicht Phrasen giebt. Die Vollständigkeit der nautischen Ausdrücke und des Marinebedarfs, welchen das Vorwort rühmt, dürfte wenigstens nicht ersetzen, was in diesen wenigen Bogen, (denn das englische nimmt nur 151 Seiten, jede zu 36 weitläufig gedruckte Spaltzeilen ein) fehlen muss. Die Oekonomie des Werkes hält gar keinen Charakter fest. Wozu stehen hier solche Wörter, die mit gleichen ins deutsche übersetzt werden mussten? Z. B *Advocate* — Advokat, *Amen* — Amen, *aristocratical* — aristokratisch, u. a. Dagegen fehlen wichtige Bedeutungen überall, z. B. *copy* Exemplar, *domestic* einheimisch, und dergleichen unzählige.

Um einen Begriff von der Planlosigkeit zu geben, verfolgen wir einmal eine Columne. Seite 41 beginnt mit dem eben angeführten Worte:

Domestic, *Bediente* (weiter nichts; die folgenden etwa 15 Wörter fehlen.)
dominion, *Herrschaft* (dann fehlen wieder etwa 12, worunter *donation* wenigstens hieher gehörte).
doom, *Urtheil*, *Ausspruch*, *Schicksal*, *Verderben* (fehlt *doom's man*).
door, *Thür* etc. (fehlt wieder *cca* 20 Wörter).
dotage, *Aberwitz*, *zweite Kindheit* (weiter nichts: wozu diess Wort hier?)
double, *doppelt* (nichts weiter; ist nicht *to double* auch ein *häufiger* nautischer Ausdruck? Wo ist nun die Vollständigkeit?)
doubt, *Zweifel*, *Bedenken*, (dann fehlen wieder viele, worunter *dough*, *dove*.)
dowagen, *Wittwe von Stande* (dann fehlen mehrere, worunter auch *dower*.)
down, *nieder* u. s. w. (nicht *doion*, Düne und Daune.)
dozen, *Dutzend* (unter den fehlenden ist *draft*, Tratte.)
drag, *ziehen*.

Eine andere Columne S. 73 hat die Wörter: *labour*, *labourer*, *lace*, *lad*, *laden*, *lady*, *lambswool*, *lamentation*, *lamp*, *land*, *landlady*; es fehlen also (wir nennen nur die nöthigsten) *laceman* Posamentirer, *lack* bedürfen, *lactary* Milchkeller, *ladder* Leiter, *lade* laden (wofür hier bloss das Particip steht), *lading* Fracht, *ladle* Schaufel, *lagan* Ballast (ist diess nicht nautisch, oder zur Marine nöthig?) *lake* see, *lame* lahm, *lament* klagen, (dagegen ist *lamentation* aufgenommen!) *lanary* Wollboden; aber ausserdem noch mehr als 50 andere. Rec. hat noch viele Seiten verglichen, und alle nicht besser gefunden; er kann also das ganze Machwerk nur für eine Compilation eines geistlosen Verfassers erklären.

Z. Z.

Breslau, b. Schletter: *The english Interpreter*, Dolmetscher der engl. Sprache. Von *A. Neumann*. 1834. II u. 160 S. gr. 8.

Der Inhalt dieses Büchleins ist S. 1—42 eine kurze Uebersicht der Grammatik. Vocabular 43—114. *Proverbs and anglicisms* 115—160. Dass dieses Buch nichts weiter seyn soll, als ein Mittel, Leuten, welche bloss flüchtig das Nothwendigste für den alltäglichen Gebrauch erlernen wollen, beyzubringen, sagt der Vf in der Vorrede. Man hat also hier nicht viel zu erwarten. Das Buch ist eine kleine Sammlung zur Erlernnng von Vocabeln und einigen Phrasen. Die Grammatik war wohl dabey entbehrlich, auch nach unserer Ansicht die Sprichwörter, während die Phrasen lieber vermehrt werden konnten, was bey einer zweyten Auflage gewiss geschehen wird. Die Vocabeln, nach einzelnen Fächern abgetheilt, folgen immer der *deutschen* Alphabetordnung, die *Proverbs* etc. der *englischen*. Die Aussprache ist bisweilen beygefügt.

Schöner Druck und äusserst schönes Papier empfehlen diess Buch dem Auge, und denjenigen, die nicht viel zu wissen wünschen, kommt der schwache Inhalt des Werkes vollkommen entgegen. Vielleicht hat es auch den guten Erfolg, die Sehnsucht nach grösseren Werken zu erwecken.

Z. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartmann: *Weimarische Blätter*, von *Friedrich Peucer*. 1834. XII u. 628 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Weimar genoſs seit Amalia's glorreicher Regierung das seltene Glück, unter den Männern, welche den höchsten Aemtern in Kirche und Staat vorstanden, sehr Viele zu zählen, die zugleich den Musen und Grazien befreundet waren. Welcher Segen aus dieser Quelle dem Lande zuströmte in Bezug auf höhere Cultur und Wissenschaftlichkeit, und mit welchem Rechte man der ehemals wenig bedeutenden Stadt den Namen der bedeutendsten und berühmtesten unter allen Städten des gebildeten Alterthums beylegte, bedarf kaum einer flüchtigen Andeutung. Wir wollen nicht an den groſsen Choragen, *Goethe*, nicht an seinen Zeitgenossen *Herder* erinnern; auch der vereint und in vielfacher Wechselwirkung mit ihnen lebende Staatsminister *von Voigt* zeigte durch sein hervorragendes Talent, daſs die Musen sich mit der Themis schwesterlich verbinden können. Und noch jetzt geben mehrere auch im Ausland berühmte Staatsmänner, deren Einem *Goethe* selbst die Herausgabe seines Nachlasses anvertraut hat, und namentlich auch der Vf. dieser *Weimarischen Blätter*, der Oberconsistorial-Director *Peucer*, dem wir bereits das „Classische Theater der Franzosen" und andere gediegene Werke verdanken, schöne und sprechende Beweise, daſs der Dichterkranz, womit Weimar so viele Jahre hindurch vor vielen anderen und gröſseren Städten prangte, noch nicht verwelkt sey.

Das Buch, das wir hier anzuzeigen haben, scheint zwar durch seinen bescheidenen Titel nur ein Localinteresse anzusprechen; und in der That enthält es Vieles, was nur auf Weimar, auf Weimar's Fürsten, auf Weimar's Verhältnisse, Veranlassungen und Zustände, mitunter auf Weimarische Oertlichkeiten sich bezieht, oder doch durch Weimarische Einflüsse bedingt ist; aber bey einer näheren Betrachtung des Inhalts überzeugt man sich bald, daſs auch der entfernt wohnende Leser, wenn er nur Sinn für das Schöne und namentlich Liebe zu der alten Classicität mitbringt, hier reichen Genuſs finden werde.

Der Inhalt zerfällt überhaupt in vier Hauptrubriken: I. *Rhythmisches*, welches vermischte Gedichte, Sonette, Gedichte zur Geburtstagsfeier *Goethe's*, und eine *Laterna magica* begreift; II. *Dramatisches*, verschiedene kleine Dramen und Nachspiele; III. *Altclassisches*, Uebersetzungen aus Anakreon, Quintus Smyrnäus, Theokrit, Terenz, Herodot und Tacitus; IV. *Vermischtes in Prosa*. Zuletzt sind *Anmerkungen* beygefügt, zur Aufhellung mehrerer historischer Umstände, auf welche der Vf. seine dichterischen und prosaischen Erzeugnisse bezogen hat.

Wenn wir im Allgemeinen die Gewandtheit des Geistes, den gebildeten Geschmack und die Kenntnisse des Vfs. anerkennen; wenn wir namentlich eine gewisse Vielseitigkeit, so wie eine Leichtigkeit der Darstellung, rühmen müssen, welche er sich durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich, so wie durch ein längeres Studium der französischen Classiker, angeeignet zu haben scheint: so müssen wir vorzüglich auch auf die gute Gesinnung, auf die Pietät und die Dankbarkeit aufmerksam machen, welche er überall nicht bloſs gegen seine Fürsten und Gönner, sondern auch gegen seine ehemaligen Lehrer in Weimar und gegen seine Zeitgenossen auf eine anziehende Art an den Tag legt, und die heut zu Tage um so schätzbarer erscheint, je öfter sich, bey veränderten Lebensverhältnissen, oder auch nach dem Tode berühmter Männer, Gesinnung und Urtheil zu ändern pflegt.

Wir heben zur Probe aus der ersten, von uns angegebenen Rubrik gleich das zweyte Gedicht aus, in welchem sich jene von uns gerühmten Vorzüge vereint finden:

Der Groſsherzogin.

Sie ist so reich an Gold, Juwelen, Kanten!
Doch all' ihr Gold, all' ihre Diamanten,
Die Strahlenpracht all' ihrer Glanzrubinen
Erlischt der hehren Anmuth ihrer Mienen.

Und blendet mich der silberklare Schimmer
Von ihrem Perlenschmuck, so denk' ich immer:
„Wenn all' die Kummertropfen, all' die Zähren,
Die zahllos sie getrocknet, Perlen wären,

Und kämen all', in schöngereihten Schnüren,
Den Arm, die Stirn, die Locken ihr zu zieren;
Wo ist die reichste aller Kaiserinnen,
Die ihr den Weltpreis möchte abgewinnen!"

Eben so gedanken- und melodisch-reich sind viele andere Gedichte, wie z. B. (S. 25) *Wielands Pforte*: bey welchem Gedichte wir noch bevorworten müssen, daſs bey der Rückkehr des unvergeſslichen Groſsherzogs Carl August aus dem unheilbringenden Kriege, welche *Goethe* durch sein *Willkommen* feierte, das Haus, worin *Wieland* ehemals wohnte, mit Kränzen und Blumen überaus reich

und sinnig geschmückt war, und dass Mehreres in diesem Gedichte, wie gleich die erste Zeile, von *Goethe* selbst herrührt.

Würdig deiner, nicht vorbey zu eilen,
An dem kleinen stillen Heiligthum:
Denn indem wir sinnend hier verweilen,
Rufen Stimmen aus Elysium,
Rufen hehr und mild,
Und ein theures Bild
Zeigt sich der Erinn'rung um und um.

Hier entbot die griechische Camöne
Gern die Hand dem heitern Troubadour;
Hier vermählten der Empfindung Töne
Sich dem Hauch romantischer Natur:
Hier erwies Magie
Süsser Harmonie
Selbst am Lebenslosen ihre Spur.

Diese Zauber, wären sie verschwunden?
Diese Töne, wären sie verhallt? —
Nein — der Dichterweihe heil'ge Stunden
Regen sich mit ew'ger Geistgewalt,
Und aus Blumenflor
Dringt ein Dank hervor,
Und ein liebegrüssend Wort erschallt:

„Der du frühe schon das Grosse wolltest,
Wie ich dich so jung und kühn gesehn,
Hast es nun gethan, so wie du solltest,
Und für uns, für Alle war's geschehn.
Gebe das Geschick,
Erst- und letztes Glück,
Dich dir selbst des Friedens zu ergehn."

Aber nicht bloss Gedichte dieser Art, und andere, im altclassischen Stile gehalten, wie namentlich das epische an den sel. Minister *von Voigt* (S. 61), der sich damals ein geräumiges, schönes Haus gekauft und eingerichtet hatte, sondern auch kleinere, der epigrammatischen Feinheit sich nähernde Gedichte werden mit Beyfall gelesen werden, wie z. B. S. 94.

Anmuthige Cholera.

Einer Schauspielerin ins Stammbuch.

Da und dort und dort und da,
Fürchtet man die Cholera:
Niemand will cholerisch werden.
Da erscheinst du auf der Bühne,
Und bezeugst durch Aug' und Miene,
Durch Bewegung und Gebärden,
Dass man kann ohn' alle Pein,
Ganz charmant cholerisch seyn.
Komme denn uns immer nah'
Solche heit're Cholera!

Ganz besonders haben uns die Gedichte angesprochen auf *Goethe's* Geburtstag (28 August), welcher bekanntlich im letzten Decennium seines Lebens alljährlich in Weimar von einem engeren oder weiteren Kreise seiner Freunde und Verehrer auf das feierlichste begangen wurde. Mehrere dieser Lieder und Gedichte waren schon früher gedruckt; sie sind eben jetzt zu rechter Zeit zusammengestellt worden, da eine Vergleichung mit den an demselben Tage in Berlin veranstalteten Festlichkeiten, wie sie *Zelter* seinem Freunde berichtete, auch den Entfernteren zu manchen interessanten Betrachtungen führt. Die Näherlebenden aber werden sich gern erinnern, welche Wirkung diese, durch Musik und Gesang gehobenen Lieder an jenen festlichen Tagen hervorbrachten. Wir dürfen bey dieser Gelegenheit nicht übergehen, dass überhaupt die nahen Beziehungen, in welchen der Vf. mehrere Jahre lang zu *Goethen* stand, diesem poetischen Theile des Buchs ein besonderes Interesse verliehen haben. Das „*Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen*" (S. 175), das auch in *Goethe*'s *Nachgelassenen Werken* (V. S. 98) abgedruckt ist, nennt *Goethe* dort selbst eine *gesellige* Arbeit. Von der Art ist Mehreres, was diese *Weimarischen Blätter* uns bieten; der Vf. erklärt sich darüber S. 611 mit dem bescheidenen Zusatze: „Es war eben *Goethe's* Natur und Eigenthümlichkeit, dass in seiner Nähe die Individualität der Anderen erlosch, und in der seinigen unterging. Der bescheidene Jünger liess sich das vom Meister gern gefallen: eine gesellige Arbeit mit *Goethe* konnte mir, auch wenn meiner dabey nicht weiter erwähnt wurde, nur zur Freude und Ehre gereichen."

Die *Laterna magica* (S. 137 ff.) zeigt in bunten, wechselnden Bildern allerley Gestalten und Erscheinungen, auf Markt und Strasse, auf Bällen und Maskeraden, in Boudoirs und an Toiletten; mannichfaltige, gleichsam prismatische Ansichten und Formen, bey den verschiedensten Anlässen im Moment festgehalten und fast immer in bedeutsamen Zeilen hingestellt. Sollte sich hier auch Manches finden, was für den Augenblick entworfen, keine Ansprüche auf poetische Unvergänglichkeit machen dürfte (wie z. B. S. 163 *Bluse*, oder S. 172 *Aus dem Theater nach Hause*): so entschädigt dafür vieles Andere, was sich der Aufbewahrung vollkommen werth zeigt. Das Gedicht S. 148: *Brabanter Spitzen*, hatte auch *Goethe* ausgezeichnet, und mit der Ueberschrift: *Der Handelsmann aus Brüssel*, in sein *Willkommen* aufgenommen.

Von dem *Altclassischen* (S. 321—433) berichten wir nur so viel, dass die Uebersetzungen aus dem Griechischen, denen sich nur Eine aus einem Römer (Fragmente aus Tacitus Annalen und Historien) angeschlossen, mehr als freye, den Sinn verständig wiedergebende Nachbildungen, weniger als eigentliche Uebersetzungen anzusehen sind. Indess wird man nur selten finden, dass die Farbe des Originals verwischt ist, wie z. B. in dem bekannten Anakreontischen Liede, das im 6 u. folg. Versen hier also lautet:

Da erschien an meiner Pforte,
An dem Riegel rüttelnd, Eros.
Ey so lärm' am Schloss, begann ich;
Du verscheuchst mir meine Träume.

Im Griechischen: τίς, ἔφην, θύρας ἀράσσει; — Dass auch aus Quintus von Smyrna der Versuch einer Uebersetzung in *Vossischer* Manier gemacht worden (S. 616), kann man nur gut heissen, und talentvolle Jünglinge zur Nachahmung auffodern. Denn auch der Vf. hat diesen Versuch noch als Student in Göttingen gemacht, und giebt ihn hier aus *Wie-*

land's Merkur (Nov. 1802) wieder, mit *Böttigers* richtiger Bemerkung: dafs in den Paraleipomenen des Quintus ein Schatz alter cyklifchen Heroenfagen und Fabeln aus dem grofsen Kreife des trojanifchen Krieges niedergelegt fey, die der kunftreiche Hellene in hundert Formen der redenden und bildenden Künfte weiter verbreitete. Vorzüglich würde die fleifsige Lectüre diefes Ergänzungsdichters Künftlern eine überrafchende Reihe der dankbarften Sujets vor die Augen führen, und zehn *Flaxmanns* volle Befchäftigung gewähren.

Auch das *Vermifchte in Profa* enthält manches Lefenswerthe, wie z. B. dem *Herodot* nachgebildete Erzählungen und Mährchen; zwey in der Erfurter Akademie nützlicher Wiffenfchaften vorgelefene Abhandlungen, und zwar eine *über den Heroismus alter und neuer Zeit* (S. 484), die andere *über Kleinkinderfchulen* (S. 578). Was über *Herder und den Actenftil* (S. 531) gefagt worden, mögen unfere heutigen Berichterftatter fich zur Norm dienen laffen, und dabey erwägen, dafs der Nachfolger in *Herder's* Amte hier diefe Norm aufgeftellt hat. *Gelber Haarpuder der Griechinnen* (S. 546) und *Ueber das Griechifche der heutigen Frauenzimmer* (S. 552) erinnert an *Böttigers* Sabina. Wirklich war derfelbe auch der Lehrer des Vfs. gewefen, welcher ihm zu Ehren, lange nach feinem Abgange von Weimar, als mit feinem Bildniffe der gröfsere Hörfaal im Weimarifchen Gymnafium feftlich gefchmückt wurde, eine kraftvolle und herzliche Rede hielt, die als ein fchönes Zeugnifs der oben von uns gerühmten Pietät, mit Beziehung auf einen zweyten noch in Weimar lebenden Lehrer, den ehrwürdigen Greis, *Joh. Samuel Gottl. Schwabe*, hier (S. 588 ff.) abgedruckt worden.

Die von S. 597 bis ans Ende des Buches reichenden *Anmerkungen* wird kein Lefer überfchlagen, wenn wir noch fchliesslich berichten, dafs diefelben, aufser den zum Verftändniffe der Gedichte und einzelner profaifcher Auffätze nöthigen hiftorifchen Aufklärungen, noch manches andere Interesfante enthalten; wie z. B. einige Briefe von *Goethe* (S. 605. 609 ff.); ein artiges Sonett vom Prof. *de Wette* in Bafel (S. 606); Briefe von *Wieland*, der damals (1807) mit feiner Ueberfetzung von Cicero's Briefen befchäftigt war; kritifirende Briefe von *Johannes Müller*, die mitgetheilten Ueberfetzungsproben aus Tacitus (S. 618 ff.) betreffend u. f. w.

Die äufsere Ausftattung des Buches ift dem inneren Gehalte deffelben angemeffen. N. v. G.

SCHÖNE KÜNSTE.

Aachen und Leipzig, b. Mayer, und Brüssel, b. Somerhaufen: *Helene.* Ein Roman von *Marie Edgeworth.* Aus dem Englifchen von *C. Richard.* 1834. 1fter Bd. 318 S. 2ter Bd. 322 S. 3ter Bd. 308 S. 8. (4 Thlr.)

Eine wackere, im fchönften Sinne vornehme Frau wendet, durch die Macht der Verhältniffe, fpäter durch Gewohnheit getrieben, ihre Zeit vorzugsweife politifchen Umtrieben zu, und vernachläffigt defshalb die Erziehung ihrer Tochter, welche aus Eitelkeit und aus einem Anflug von Coketterie in eine Liebeley fich einläfst, fich mit einem trefflichen Manne verheirathet, dann fchämt, fie verhehlt, in ein Gewebe von Lügen und Verlegenheiten fich verftrickt, die treuefte Freundin, die reine wahrhafte Helene für fich büfsen läfst, bis ihr befferes Selbft erwacht, fie freywillig ihr Unrecht bekennt, ob fie gleich zu der Verföhnung mit ihrem Gatten, deffen Achtung fie fchwerlich wieder erlangen wird, wenig Ausficht hat. — Die Tendenz des Buchs fcheint zu feyn, darzuthun, wie der erfte falfche Schritt, die kleinfte Lüge, unendliche mit fich führen, und wie nur in der Wahrheit, die keine Deuteley zuläfst, der innere Friede zu finden fey.

Mehrere Nebenperfonen, Gecken, Klatfch-Brüder und Schweftern, ftörrige und gutmüthige Frauen und andere halfen zur Verwickelung und Löfung des Knotens. Der Liebhaber tritt etwas in Schatten, wie denn überhaupt die weiblichen Geftalten ausgeführter find, als die der Männer.

Die Ueberfetzung hat Nachläffigkeiten, was zu der Vermuthung führen könnte, fie fey nicht durchweg von dem rühmlichft bekannten Verdeutfcher der Werke Bulwers. n.

Leipzig, b. Weidmann's: *Gedichte* von *Adelbert von Chamiffo.* Zweyte Auflage. Mit 1 Kupfer und 6 Bildern von Otto Speckter. 1834. VIII u. 542 S. 8. (3 Thlr.)

Hat auch Frankreich unferem Dichter das Leben gegeben, fo ift dennoch Geiftes-Bildung und Richtung, fein ganzes Streben durchaus deutfch, ja es fpricht fich in feinen früheren Dichtungen, wie in Peter Schlemihl, eine Polemik gegen franzöfifche Poetik des 18ten Jahrhunderts aus; er eiferte mit dem Feuer eines Renegaten dagegen, und hatte keine Ahnung, dafs nach einem Vierteljahrhundert deutfche und franzöfifche Poefie fich nicht mehr fchroff entgegenftehen würde. Damals, von grofsen Muftern aufgeregt, verfuchte er fich mit Glück in füdlichen Versmafsen, in Sonetten, in Terzinen; eine felbftftändige Natur, verfiel er nicht in Spitzfindigkeiten, in das Formelwefen der Nachahmer, und fo gut er auch die Form jener Weifen handhabt, wovon eine Abtheilung diefer Gedichte erfreuliche Beweife liefert, fo war und ift ihm der Gedanke doch die Hauptfache. — Eine lebhafte Einbildungskraft, die leichte Beweglichkeit feiner Landsleute, vielleicht auch unbefriedigte Anfoderungen an das Leben, trieben ihn weit über Land und Meer. Er fand Ausbeute für den wifsbegierigen Geift, wohl auch für feine Phantafie, aber kärgliche Nahrung für das Herz. Er fah dieffeits und jenfeits des Oceans die Schattenfeite der Natur, der Gefelligkeit im wilden und im gefittigten Zuftande, und konnte fich nicht verhehlen, dafs Begeifterung eine hoch auffchoffende, herrliche Blüthen treibende Pflanze fey, die aber fchlecht wurzle und bald verwelke. — Solche Be-

trachtungen neigten seine Seele mehr und mehr ernster Wehmuth, tiefsinniger Trauer über das Vergängliche jedes Irdischen hin. — In den edlen kräftigen Zügen des ausgearbeiteten Gesichts, die das wohlgelungene Titelkupfer zeigt, wäre diess schon zu lesen, wenn auch nicht die Gedichte die aufgestellte Meinung sehr deutlich beurkundeten.

Schwand ihm auch die Hoffnung, dünkt ihm die Liebe ein Vorübergehendes, der Glaube hält fest, und so ist seine Trauer nie und nirgends Verzweiflung, Hohn, kalte Selbstsucht. Seine eindringende Beschaulichkeit wünschte manches Bestehende geändert; aber der reinen Gesinnung ist es einzig um das Wohl der Menschheit zu thun, nicht, wie unseren neuesten Weltverbesserern, um die Freude am Zertrümmern, oder aus Ueberklugheit. — Wo er ans Gräſsliche streift, nachbildend, oder aus eigenem Vermögen, nie verirrt er sich ins Häſsliche, Fratzenhafte, seine Eumenide zeigt noch immer tragische Schönheit, nie die scheuſsliche Furienlarve.

Weht auch durch alle seine Lieder derselbe geistige Hauch, dem Inhalt nach sind sie sehr verschieden, und auch die Form ist mannichfaltig. Das Volkslied begreift er, wie das beschreibende Gedicht, und ist ihm das elegische Element auch das naturgemäſseste, so ist ihm das epische und das eigentlich lyrische nicht fremd. Wenn dem Mährchenhaften, dem Humoristischen einiger Frohsinn eingefügt würde, so würde man den Dichter auch hierin als vorzüglich anerkennen müssen. Daſs *Chamisso* bey seiner Männlichkeit dennoch weiblich zu empfinden vermag, auch davon zeugen mehrere Lieder, die wir gern aus der Sammlung ausschrieben, wenn wir nicht dem Leser einen vollständigen, unverkürzten Genuſs derselben gönnten.

n.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer sen.: *Der Dachdecker von Waidstone.* Historische Erzählung von *F. Th. Wangenheim.* 1834. 1ster Theil. 231 S. 2ter Theil. 279 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Wo man auch in der englischen Geschichte aufschlägt, ist man sicher, auf bürgerliche Kriege zu stoſsen, und nur seitdem die letzte Dynastie festen Fuſs gefaſst hat, sind die heillosesten aller Feindseligkeiten, die inneren, gestillt. Wer also einen historischen Roman zu schreiben gedenkt, dessen Schauplatz England ist, mache sich geschickt, der Parteyen Haſs und Wuth und Unrecht, meistens auf beiden Seiten, abzuschildern, Führer des Volkes in ihren mannichfachen Interessen, die blinde wankelmüthige Menge lebendig, ohne Vorurtheil darzustellen, und so ein Bild zu vollenden, das eine bestimmte Zeit treu abspiegelt, und eine warnende Lehre im Allgemeinen ist. Vorurtheilsfrey hat denn auch unser Vf. die Empörungen unter König Richard II behandelt, bey denen Wat Tyler, der Dachdecker, eine Hauptfigur ist. Geschichtliche und erdichtete Personen sprechen sehr vieles, aber nicht viel; sie erregen wenig Antheil, und so ist es zuletzt fast gleichgültig, daſs Liebende und Helden, Väter und Vertraute sammt und sonders untergehen, und die Geschichte nur darum zu Ende ist, weil das Personal den Tod fand.

F—k.

ILMENAU, b. Voigt: *Struensee*, oder *die Königin und der Günstling.* Nach dem Französischen der Herren *Fournier* und *Arnould*, von *V. J. L.****. 1835. 1ster Bd. Mit 1 Titelkupfer. X u. 296 S. 2ter Bd. Mit 1 Titelkupfer. IV u. 289 S. 8. (2 Thlr.)

Begebenheiten und Handlungen ziemlich der Geschichte getreu, wenn man annimmt, daſs die schöne unglückliche Königin Mathilde wirklich eine strafbare Neigung für Struensee hegte, was schwerlich mit Bestimmtheit erwiesen werden kann. Sie ist liebenswürdig und so dargestellt, daſs, wenn sie in dem Kampfe des Herzens mit der Pflicht erlag, ihren traurigen Verhältnissen weit mehr, als ihrer Schwäche, die Schuld ihres Fehltrittes beyzumessen ist. Struensee zeigt sich als ein schwärmerischer Feuerkopf, der mit seinen liberalen Grundsätzen zu früh kam, dem es an Geduld und Klugheit gebrach, seine Schöpfungen nicht durch Uebereilen selbst zu zerstören, die Hindernisse vorauszusehen, und ihnen entgegen zu arbeiten. Der König, die verwittwete Königin und bedeutende Nebenpersonen mögen so ziemlich treu dem Leben nachgebildet seyn. — Es ist wenig Erfundenes hinzugekommen, und auch diess Wenige konnte wegfallen. Vor allen aber wäre gröſsere Sparsamkeit bey den Betrachtungen wünschenswerth gewesen; denn nichts ermüdet leichter als seichte Gemeinplätze.

F—k.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte.* Von *H. L. R. Belani.* Alfonso der Heilige — Ines de Castro. 1834. 330 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Romantisch ist ein weitschichtiger Begriff: so muſs er sich denn wohl auch als Beywort zu diesen Geschichten bequemen, die man vielleicht mit besserem Grunde tragische benennen könnte. *Alfonso*, Graf von Portugal, von einer unsittlichen Mutter und einem nichtswürdigen Stiefvater bedrängt, kämpft ritterlich für seine Rechte und für die Aufrechthaltung des wahren Glaubens, den er dadurch zu sichern meint, daſs er die fleiſsigen Mauren verfolgt und aus dem Lande treibt. Dieses wird zwar dadurch verödet, er aber erwirbt sich den Namen eines Heiligen. Auch gegen seine Jugendliebe kämpft er muthig, hier wird ihm nach dem Siege noch der Lohn, der Papst löst die Gelübde der Klosterjungfrau, sie wird sein eheliches Gemal. — Um der oft besungenen *Inez de Castro* eine neue Seite abzugewinnen, wird sie zuerst als halberwachsene Jungfrau, Fräulein der ersten Gemalin des Kronprinzen, aufgeführt. Die kindliche Naivetät kleidet sie recht artig; indeſs hätte die Lesewelt wenig verloren, wenn der Autor dieser Novelle gemeint hätte, ein Stoff, von *Camoens* behandelt, brauche keine neue Bearbeitung, keine Ilias nach Homer.

R—t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
NOVEMBER 1834.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Kollmann: *Salmigondis*, oder *Novellistische Bunte-Reihe des Auslandes*, in freyen Uebertragungen von *Theodor Hell* und seinen Freunden. Monatsschrift. 1833. Juli 183 S. Aug. 160 S. Sept. 184 S. Oct. 167 S. Nov. 190 S. Dec. 158 S. 1834. Jan. 149 S. Febr. 171 S. März 149 S. April 150 S. May 166 S. Juni 165 S. 8. (12 Hefte 6 Thlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1833. No. 156.]

Mannichfach an Stoff, Form, Gehalt, im Ganzen besser als die früheren Hefte. Einige Novellen, wie *Louise Helwing, die Wittwe des Dichters, das letzte Blatt*, und *Eins ist Eins*, haben der Worte zu viel, und der Gedanken zu wenig. Die letzte Novelle, einer französischen Schriftstellerin angehörend, die sie aus den Memoiren eines Spaniers gezogen haben will, leidet ausserdem an Spitzfindigkeit, doch nicht so stark wie die Erzählung *Vielleicht*, wo alles aufs Aeusserste gestellt ist, und die natürlichste Empfindung ein falsches Streiflicht erhalten hat. In der Schauermanier sind *Isarda, Aignan, Lecomte, Pelage* gehalten; das letzte geht aus wie ein Licht, und hat keinen Schluss. Was *Marcel, Oscar Vernier*, und besonders die wohlmeinende, wenn auch etwas redselige Madame *Cottin* in ihrer *Isola bella*, von dem Verderblichen unerlaubter Liebe warnend vernehmen lassen, das wird in *Koketterie aus Langeweile* lustig bespöttelt, und mit einem leicht aufzulösenden Räthsel, nicht von ganz harmloser Art, geschlossen.

Durch ächte Sentimentalität, die nicht immer durch Empfindung sich verdeutschen lässt, durch anspruchslose Natürlichkeit ziehen an *Mariens Kinder*, und *Ein Fest im Jahr* 1770, jene um so mehr, weil man an ihrem Vf., *Paul v. Kok*, das Einfache, das Rührende, nicht gewohnt ist. Noch tiefer ist das Gefühl in *der Engel von St. Jean*, und *Baptist Montauban*, schmerzliche Adagios, die in wehmüthigen Molltönen jede Fiber erbeben machen. *Charles Nodier*, der Autor der letztern Novelle, steuerte noch ein artiges Mährchen, *Bohnenschatz und Erbsenblüthe*, das jedoch für deutsche Leser zu sehr wie ein nachgemachter Hoffmann aussieht.

Budkandir gehört in die Rubrik des anständigen, gefälligen Mittelguts. *Neapolitanische Gerechtigkeitspflege* polemisirt gegen die dortige Justiz, und setzt dafür die höhere Nemesis, die Schuld rächend, ein. *Das gespenstische Mädchen* wird auch den Lesern, die gern noch etwas zu errathen haben mögen, zu viel Räthsel seyn; die Verfasserin theilte nicht, gleich der Ariadne, einen Faden aus, sich aus diesem Labyrinth zu finden. Ganz verfehlt ist *„ein Abenteuer Shakspeare's."* Der unerreichbare Britte war nun und nimmermehr ein so alberner Phrasendrechsler, wie in dieser Erzählung, wo er mit einer verschleierten Dame um die Wette liebelt und empfindelt, und diese Dame ist Königin Elisabeth! — Warum uns eine solche Pfuscherey übersetzen, uns Deutschen, die wir von *Shakspeare*, in *Tiecks* Dichterleben, eine Anschauung erhielten, würdig des Geistes und Seyns des Dichters von Romeo und Julie, und des Sommernachtstraumes.

Die maurische Armspange ist abenteuerlich, und spannt das Interesse.

Die Idee von *dem Ursprung des St. Elme Feuers*, ist poetisch und lebhaft, aber durch die matte Ausführung verliert sie, und verschwimmt im Nebel. Ein gleiches begegnet dem musikalischen Capriccio, *Ugolino* und *Mathurin Lantara*, die leider nicht die rechten Bearbeiter des gewählten Gegenstandes fanden. Die verfehlte Existenz von *Lantara*, dessen angenehmen Malertalent eine gute Schule, seinem liebevollen Gemüth Familienbande und ernstes Zusammenhalten mangelte, diess darzustellen, war kein Stoff für eine Feder, flüchtig von Frauenhand geführt; der Psycholog, der Kunstbegeisterte konnte aus dem Stoff herrliche Krystalle anschiessen lassen.

Die Moskee ist ein hübsches Bruchstück aus einem Reisetagebuch, hier Cordova abhandelnd.

Die längste Novelle, *die drey Könige*, von *Louise Marezoll* trefflich dem Englischen nacherzählt, mit Abenteuern, Rettungen, Aufopferungen angefüllt, würde mehr gefallen, wenn sie nicht ganz und gar die Fabel des Fräuleins von See *v. Walter Scott*, also in Deutschland wie in England wohl bekannt wäre. Die Novelle ist verwickelter, Personenreicher wie das Gedicht; aber sie behält den Charakter des Königs von Schottland bey, der zuletzt als solcher auftritt, ganz so wie im Fräulein von See. Die einfache Handlung in diesem Gedicht war uns lieb und vertraut worden; wir sehen sie ungern geschmückter, was ihr ein fremdes Ansehen giebt. Auch weiss der neue Erzähler nicht so gut zu schliessen wie der alte Dichter. Die Katastrophe ist zwar dieselbe, aber sie hebt viel weiter aus, macht viel

zu viel Worte, nachdem das Fräulein, die hier Mathilde, so wie der Graeme des Gedichts Douglas heisst, diesen frey, vom König begnadigt, wieder sieht, die Nebenpersonen werden zu laut, die fast epigrammatische Spitze jenes Gedichts ist gestumpft, der Eindruck wird lau, was die artige Erzählung nicht verdient.

Vir.

1) Leipzig, in d. Dykschen Buchhandlung: *Hernani, romantisches Trauerspiel.* Nach *Victor Hugo* für die deutsche Bühne bearbeitet von *Karl Heinrich Hermes.* 1831. 132 S. 8. (18 gr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Hernani* oder *Castilianische Ehre*; romantisches Drama in fünf Aufzügen, von *Victor Hugo.* Nach dem Französischen mit besonderer Rücksicht auf deutsche Bühnen, von *Friedrich Peucer.* 1834. XII u. 164 S. 8. (12 gr.)

Der Gehalt dieses ausgezeichneten Bühnenstücks, mit welchem der geistvolle Dichter eine neue Periode der romantisch - dramatischen Kunst in Frankreich eröffnete, ist von einem anderen Recensenten in diesen Blättern (1831. No. 91. S. 245 ff.) gewürdigt worden. Es war weder unerwartet noch unverdient, dass man in Deutschland fast wetteiferte, dasselbe mit zweckmässigen Veränderungen auf die heimische Bühne zu verpflanzen. Was jener Rec. wünschte, dass der treffliche Dichter in Deutschland bald bessere Uebersetzungen, als die dort von ihm angezeigte, finden möchte, ist in Erfüllung gegangen. Beide Verfasser der vor uns liegenden Uebersetzungen haben nicht bloss das Original gehörig verstanden, sondern zeigen sich sprachgewandt, empfänglich auch für verborgenere Dichterschönheiten und geschmackvoll. Hr. *Hermes* hat einen Theil des Originals, welches in gereimten Alexandrinern geschrieben ist, in Jamben übertragen; Hr. *Peucer* dagegen war der Meinung, dass eine Uebersetzung, die den Geist, die Farbe und gleichsam den Duft des Stücks rein wiedergeben will, die Fesseln des Reims abstreifen, und sich, wie *V. Hugo* in seinen zwey neuesten Dramen auch selbst gethan, in die Freyheit der Prosa flüchten müsse. Wenn wir nun auch dem Herausgeber des *Classischen Theaters der Franzosen,* in welchem er Racine's und Voltaire's Dramen uns metrisch darstellte, gern ein entscheidendes Wort über die beste Art dieser Uebertragung zugestehen, und wenn für den Werth der seinigen nicht bloss das Gefühl jedes unbefangenen Lesers, sondern vorzüglich auch der Umstand spricht, dass die Aufführung des Stücks nach *dieser* Bearbeitung auf dem weimarischen Hoftheater einen glänzenden Beyfall gewonnen hat: so fodert doch auch die Gerechtigkeit zu bekennen, dass Hn. *Hermes* es gar wohl gelungen ist, in seiner metrischen Verdeutschung die Anmuth und Frische, die bey grosser Einfachheit eindringliche Kraft der romantischen Darstellung wieder zu geben. Wir wollen aus diesen Uebersetzungen zur Probe eine Stelle ausheben, dieselbe, welche auch der frühere Recensent, als eine der gelungeneren, aus der *Wernerschen* Uebersetzung gewählt hat. *Hernani* entdeckt sich der heissliebenden Donna Sol als Bandit, und beschwört sie, von ihm zu lassen. Sie antwortet, nach Hrn. *Hermes* Uebersetzung S. 12:

Ich folge Dir! Wir wollen morgen fliehn.
Hernani, tadle nicht die rasche Wahl!
Ob Du mein Engel bist, — mein böser Geist,
Ich weiss es nicht; Doch ich bin Deine Sclavinn!
Wohin du gehst, wohin Du gehen willst,
Begleit' ich Dich. Doch bleibe, gehe; Dein!
Auf ewig bin ich Dein! Warum? Ich weiss es nicht.
Ich muss Dich *seh'n.* Sobald Dein Tritt verhallt,
Hört, glaub' ich, auch mein Herz zu schlagen auf.
Du fehlst mir; meine *Seele* flieht von mir.
Doch trifft der feste Schritt, den ich erharrt,
Mein Ohr, dann fühl ich, dass ich lebe; dann,
Dann fühl' ich, dass mein Daseyn sich erneut.

Nach Hrn. *Peucer* S. 16:

Wir fliehen morgen. Tadle mich nicht, Hernani, wegen meiner seltsamen Kühnheit. Bist Du mein Dämon, oder mein Engel? ich weiss es nicht, aber ich bin Deine Sclavin. Ja, gehe, wohin Du willst, ich gehe mit. Bleibe hier, eile fort, — ich bin Dein. — Warum? ich weiss es nicht. Ich muss dich *sehen,* dich *wieder* sehen, dich *immer* sehen. Wenn der Ton Deiner Schritte verhallt, dann ist mir, als höre mein Herz auf zu schlagen. Wenn du mir fehlst, bin ich selbst nicht bey mir. Aber sobald Dein Fusstritt, dem ich sehnend entgegenlausche, mein Ohr berührt, dann erst fühl' ich wieder, dass ich lebe, und es kehrt mir die Seele zurück.

Der Druck beider Bücher ist anständig und gefällig dem Auge.

L. M.

Leipzig, b. Brockhaus: *Urania.* Taschenbuch auf das Jahr 1835. Mit sechs Stahlstichen. 1834. XVI und 394 S. (2 Thlr.)

Trugen die früheren Jahrgänge dieses Taschenbuchs nicht völlig unverdient den Vorwurf, dass die Zierde, die Kupferstiche desselben, gegen den Gehalt, die Erzählungen unvortheilhaft abstechen, so ist von dem diessjährigen nur Gutes zu berichten. Das Titelkupfer, Bischof Tegnér, der Sänger der Frithofssage, in jüngern Jahren, erweckt eine gute Vorbedeutung, die übrigen 6, nach Genrebildern, sind trefflich gewählt; nur das letzte kommt den andern nicht an Werth ganz gleich, gestochen ist es eben so ausnehmend wie jene, unter denen „der Taugenichts" für ein Meisterwerk des Grabstichels gelten muss.

Mit hohen Erwartungen werden die Freunde der Muse von *Ludwig Tieck,* dessen Mährchen-Novelle *„das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein,"* lesen, und gewiss ihre Erwartung, sey sie noch so hoch gesteigert, wird sie nicht täuschen. Wenigen ists verliehen, wie diesem Dichter, ins Gewand des Scherzes, von den Grazien angelegt, ernste trockene, gewichtige Wahrheiten zu hüllen, und wieder die Ironie, die Neckerey, nie zur bitteren hämischen

Satire zu treiben, es ist so viel gute Laune, solch feiner attischer Witz in seinem Spott, daſs selbst die Betheiligten nicht recht darüber zürnen können. Bloſs einmal verläſst ihn die Heiterkeit, da wo er die verkehrte Richtung der französischen sogenannten Romantiker rügt, und ihre krampfhafte Verzweiflungspoesie, wie sie *Goethe* benannte. Das alte Buch wird gefunden, paraphrasirt, modernisirt, und dadurch gewissermaſsen die so verpönte Einschachtelungsmethode zu Ehren gebracht. Die eigentliche Novelle scherzt über Kleinstädtereyen, und bespöttelt gewiſs Idiosynkrasien, die aus irgend einer *bête noire* jedes Unheil heraus und hinein demonstriren, wie hier aus der häufigen Anwendung der eignen Fabrication der Butter. In diese Lebensprosa schillert die anmuthigste Poesie im heitersten Farbenglanz hinein: ein geistvoller Jüngling umarmt die Fee Gloriane, wird dadurch ihr Gemahl, Oberon, Fürst des Reichs der Dichtung, und wen er bey seinen Zügen auf Erden umarmt, ja nur die Hand drückt, der empfängt die Dichterweihe, und erblüht zu einem der Genien, deren Ruhm Jahrhunderte überdauert. Die Gnomen, lichtscheu grämlich, jedes groſse und schöne anfeindend, lehnen sich gegen den Geisterfürst und gegen seine Lieblinge auf; besonders zeigt sich ein gewisser Hannes thätig im Verunglimpfen und in den widerlichsten Verkehrtheiten, so daſs unser Autor meint, er schwelge bey Victor Hugo in der Verwesung des Lasters, und sey vom Ekelhaften trunken. Auch glaubt er, daſs dann und wann besagter Hannes in Börne, ja noch in manchen andern Deutschen fahre, um sein Gelüsten zu büſsen, und chaotische Verwirrung zu befördern.

Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im 16 Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Verf. des *Scipio Cicala.* Anziehendes Bruchstück, das auf das Werk, von dem es entnommen, begierig macht. Weniger Charakterschilderung, als Begebenheiten, in denen Wegelagerer, und tüchtige, lebenskräftige Männer sich handelnd, schöne Frauen durch ihre Erscheinung und ihre Launen pikant erweisen. Da in den Abruzzen weder Gegend, noch die Sitten, oder vielmehr Unsitten der Buschklepper sich veränderten, so kann man so ziemlich diese Reiseschilderungen aus dem 16 Jahrhundert als für noch gültig im 19 annehmen.

Die Alchymisten. Novelle von *A.* Freyherrn *von Sternberg.* Auch diese Novelle weist in frühere Zeiten, als der Glaube an Alchymie noch in voller Kraft war, und die Nutzanwendung der Geschichte, daſs es gefährlich, ja unfehlbar ins Verderben führend sey, mit dämonischen Gewalten ein Bündniſs zu schlieſsen, nicht als lächerliche Warnung vorkam, da aber solcher Geheimniſskrämerey der Erfolg nie die Mittel belohnte, der welcher sich damit befaſste, selten rein das physische oder sittliche Wohl dabey rettete. Hier und da scheint es, als habe ein Elfe, dem es einmal einfiel sich als Gnome Hannes zu verkleiden, ein wenig an der Novelle geholfen, und durch argen Graus erschrecken wollen, seiner veredelten Geisternatur nach jedoch alles Ekelhafte und Verzerrte vermeiden müssen, was uns in den Machwerken jener Herren so widrig auffällt.

Vir.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr* 1835. Herausgegeben von Dr. *Adrian.* XVI u. 341 S. (2 Thlr.)

Selbstthätig gab der Herausgeber gewichtige Beyträge zu dem wohlausgestatteten Taschenbuche. Er verband und paraphrasirte die Strophen aus *Byrons* Gedichten, welche die 7 Kupfer des Büchleins erklären, das 8te, Titelkupfer, ist Washington Irvings Bildniſs. Ferner bestätigte er in seinen Briefen aus Wallis, daſs man ganz schlicht seine Reisen an wohlbekannten Orten, ohne Abenteuer, geheimniſs- und grauenvolle Andeutungen darein zu legen, erzählen könne, und doch interessiren, sobald nur das Auge scharfsichtig und gesund ist, und der Mund das Gedachte und Gesehene ausspricht, ohne Schönrednerey. — Der sinnige Beobachter ist auch in „*die Nacht unter Schleichhändlern, Skizzen aus England,*“ sichtlich, er malt uns diese Auswüchse einer verderbten Verfeinerung, ohne Schminke, ohne bestechende Lasuren, ohne überflüssiges Schwarz, wahr, kräftig, in der erwählten Handthierung, die sie für erlaubt und rechtmäſsig halten, und, nach ihrer Art zu schlieſsen, nicht unrecht daran thun.

Wilhelm Blumenhagen's historische Novelle, *Wolfson*, giebt einen geraubten, von einer Wölfin genährten Sohn seinem Vater wieder, nachdem ihn Glück und Naturell zu einem wackern Jüngling herangebildet, und er im 30jährigen Kriege sich hervorgethan. An dem Räuber wird die poetische Gerechtigkeit gehandhabt, alles gleicht sich aus; und damit auch die Dauer des zufriedenen Zustands verbürgt sey, fällt der Schluſs der Erzählung mit dem des westphälischen Friedens zusammen. *Die Rose von Salerno*, von *Ludwig Storch*, wiederholt, daſs es nicht wohlgethan sey, wenn Alt und Jung sich freye, und zwar spricht sich diese Lehre recht tragisch aus. Der bejahrte Mann glaubt den Geliebten seiner Frau, den Feind seines Kaisers, tödten zu lassen, und das Schwert durchbohrt die Brust der reizenden Ungetreuen. Wäre die Sache nach Form Rechtens abgemacht worden, so hätte freylich solcher Miſsgriff nicht vorfallen können; aber das Ungewöhnliche, das eigentlich Pikante, wäre damit weggefallen, und damit das gerechtfertigt werde, hat der Verf. die Schreibart poetischer Prosa gewählt, die, um in Harmonie mit dem Inhalt zu stehen, nebeln und schwebeln gebietet.

Tanhäuser, von *Eduard Duller.* Die alte Sage vom Venusberg, zur Abwechselung in die Gegend von Eisenach gelegt, und mit artigen Versen aufgeputzt, von denen einige Volksliedern angehören.

Sind die Leser nicht alle gläubig, so mag sich der Verf. damit trösten, dass es in unserem ungläubigen Zeitalter unter Hunderten kaum einem gelingt, für seine Dichtung für ihre Wahrhaftigkeit zu begeistern. Sprechen die Elfen und sonstiger Spuck nicht von Reformen und Volksthum, so werden sie im Winkel geschoben, als verwelkte Modebilder verhöhnt, und wären sie noch so verführerisch.

R — t.

Stuttgart, b. Neff: *Masaniello, der Mann des Volks.* Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von *Wilh. Zimmermann.* 1833. 155 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Es wäre in der That trostlos, wenn, wie einige Stimmen verkündet haben, dieses Drama zu dem *Vorzüglichsten* gehörte, was die neue Zeit im dramatischen Gebiet dargeboten hat; wir sind von diesem Urtheil so weit entfernt, dass wir diese Arbeit, welche allerdings hie und da durch eine sehr polirte und bestechende Diction Theilnahme gewinnt, in den wesentlichen und ächt kritischen Beziehungen eine tiefer eingehende Würdigung zu ertragen, für ganz unfähig halten. Sprachgewandtheit und ein poetischer Anhauch ist jetzt das Besitzthum so Vieler, dass sie bey einem Werke der Poesie billig als etwas sich von selbst verstehendes und vorausgesetztes angesehen werden. — Der ganze Zusammenhang dieses Drama aber zeigt sich vornher als ein äusserst lockerer; unter den handelnden Charakteren ist keine Art von Nothwendigkeit zu entdecken; wenigstens die Hälfte derselben ist völlig müssig, wie z. B. Salvator Rosa, den der Verf. ganz unnütz beschwört, Genuino und andere. Die Handlung selbst, welche eigentlich nur unter Tiberio, dem Vicekönig, Masaniello und allenfalls Donna Maria vorgeht, ist eben so ohne alle innere Nothwendigkeit und sowohl poetisch, als historisch betrachtet, ganz willkührlich. Die Personen treten auf und ab, ohne dass je klar würde, *warum* sie auf und abtreten. Mitten im Stück fällt, wie vom Himmel her, eine aller Wahrheit und aller Motive entbehrende Liebesintrigue zwischen Tiberio und der Tochter des Vicekönigs dazwischen. Tiberio ist eingekerkert und Maria hat von ihm geträumt. Solche Faseleyen nennt man jetzt Natur und romantische Poesie. Maria wirft sich in den Volkstumult, um den verkannten Tiberio zu retten. Sie wird erschlagen, und der Vicekönig, dem Masaniello ihre Leiche geschickt, beschliesst, ihren Tod durch Gift an Masaniello zu rächen. Er selbst reicht ihm den Becher beym Friedenstrunk und der Held stirbt. Wir müssen gestehen, wir wundern uns, dass der Vf. nicht sah, wie schädlich seiner Handlung diese willkürlich dazwischen geworfene Liebesintrigue, an der Masaniello selbst gar nicht Theil nimmt, seyn musste. Sie verletzt das erste aller tragischen Gesetze: Einheit, wenigstens *ideelle*, wenn auch nicht *materielle* Einheit der Handlung. Was die Charakteristik betrifft, so sind, ausser dem Helden etwa, alle übrigen Charaktere Nullen, Schemen ohne Blut, ohne Wirklichkeit, ohne Leben. Nichts geht über die Albernheit dieses Vicekönigs und seiner Räthe, die nicht einmal zu Dorfrichtern, geschweige denn zu Regenten eines Königreichs, brauchbar sind. Nicht viel klüger als sie, sind Tiberio und der Abt von Amitrano, die Hebel des ganzen Tumultes. Masaniello hat wenigstens Willen, wenn auch nicht eben viel gesunden Menschenverstand; seine Frau, Lucie, ist eben wieder eine ganz unbrauchbare Gestalt: Genuino ist ein kluger Redner; nur schade, dass er mit seinen langen und weisen Tiraden beständig in das Rad der Handlung eingreift und diese hemmt. Was endlich die Sprache anlangt, so liegt allerdings in den haarsträubenden Freyheitsfloskeln wohl die Lösung des Räthsels verborgen, warum man diese Arbeit als etwas Bedeutendes über ihr Verdienst erhoben hat. Dergleichen ist wohlfeil zu erlangen. Wir finden die Diction des Verf. höchst ungleich; bisweilen, wie in den Monologen des Helden, würdig, bilderreich, effectvoll, oft trivial und hin und wieder höchst geschmacklos. Die sträflichste Flüchtigkeit zeigt sich in zahllosen unrhythmischen Versen, unter denen wir auf solche stossen, wie:

„den Sehenden, den Fühlenden mit unfühlbaren Armen malmend. ..“

und dergl. mehr. Wo den Verf. eine Silbe bedrängt, da lässt er sie weg oder schiebt sie ein, wie S. 40:

Noch will mir das Glück — scil. „*wohl.*“

Von seiner Geschmacklosigkeit aber mag Eine Probe genügen „S. 109 sagt der Vicekönig:

So kaufet ihn.
Kauft, was ihr wollt, kauft dem Teufel ab
Die heisse Hölle selbst, dass ich sie habe
Zu meiner Privatdisposition (!)
Um die Kanaille darin gar zu machen (!)

Wir wollen übrigens gern einräumen, dass diess Drama auch Erfreulicheres enthält, und Genuinos Schlussworte:

Das Aug' ins schönre Land, hat er vollbracht;
Wir aber stehen in der Sünden Nacht.
Das ist der Fluch, dass zur Erlösung Aller
Die Edelsten als Opfer müssen fallen,

gehören dazu. Indess zeigt sich doch im ganzen Bau des Stückes, dass der Vf. nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der tragischen Gesetzgebung besitzt, und dass er das Flüchtigste für gut genug hält. Eine ernste Prüfung hätte ihm den Gifttod seines Helden als unbrauchbar zeigen müssen, und er würde Natur- und Local-Studien nicht so versäumt haben, wie in seinem Stück sich kund giebt. Selbst Namen wie Ehni und Fedor — wie falsch sind sie gewählt!

W. v. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

NOVEMBER 1834.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Vollständige Confirmations-Handlungen* von *Franz Georg Ferdinand Schläger*, Pastor prim. zu Hameln. Zweyte Auflage. 1833. 1stes Bändchen. XVI u. 136 S. 2tes B. XIV u. 165 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Der rühmlich bekannte Vf. ist, wie jeder gewissenhafte Geistliche, von der Wichtigkeit und Heiligkeit der Confirmation innigst durchdrungen. Sein ganzes Streben geht daher dahin, dieser heiligen Handlung die möglichst gröfste äufsere Feier zu geben. Dabey ist er weit entfernt, jenes künstliche Gepränge zu billigen, wodurch viele Prediger die Confirmations-Feier heben wollen. Einfach, wie die ganze Religion es ist, soll auch die heilige Handlung und Alles, was in Bezug auf dieselbe steht, seyn. Gewifs ist es ein unverzeihlicher Fehlgriff, wenn das Ganze wie theatralisch behandelt wird. Die Gemüther sind an dem Tage der Confirmation ohnehin empfänglicher für alles Gute; es bedarf nur einer passenden, eindringlichen, gemüthlichen Rede, um bey Jung und Alt einen bleibenden, heilsamen Eindruck hervorzurufen. Wird die Rede mit zweckmäfsigen Wechselgesängen unterbrochen, so wird gewifs auch dieses zweckmäfsig seyn, und wahre Erbauung bewirken. Wir müssen Hn. *Sch.* das Zeugnifs geben, dafs seine Confirmations-Handlungen äusserst ergreifend und wahrhaft erbaulich sind, und wir glauben es ihm gern, dafs sie segensreich eingewirkt haben. Recht dankbar sind wir ihm, dafs er das, was er, bey solcher Feier, an heiliger Stätte sprach, dem Drucke übergeben hat. Es wird gar mancher Geistliche daraus lernen können, wie man an solchen Tagen reden müsse, und wie man es anzufangen habe, um, trotz des Einen Gegenstandes, bey der jährlichen Wiederkehr doch immer neu zu bleiben. Der Vf. half sich dadurch, dafs er jeder Rede eine passende biblische Stelle zu Grunde legte, welche er analytisch behandelt. Diese verschiedenen biblischen Aussprüche geben ihm immer neuen Stoff an die Hand. Als Beweis, wie zweckmäfsig er die Texte zu seinen Confirmationsreden wähle, mögen sie sämmtlich hier stehen: Joh. 5, 24. — Apostelgesch. 24, 16. — Matth. 24, 13. — Joh. 1, 12. — Joh. 8, 12. — Matth. 7, 13. 14. — Joh. 14, 23. — Joh. 6, 51. — Luc. 11, 28. — Joh. 8, 51. — Joh. 8, 31. 32. — Joh. 13, 35. — Damit man aber auch sehe, wie schön und würdig er die gesammte Confirmations-Feier zu veranstalten verstehe, wollen wir hier die Ordnung einer solchen kurz angeben. Wir wählen dazu die erste des ersten Bändchens. Gesang; Gebet; Gesang der Gemeinde; Rede an die Gemeinde; Gesang; kurzes Gebet; Rede an die Confirmanden; Gesang; Ablegung des Glaubensbekenntnisses; Einsegnung der Kinder, indem Jedem ein passender Wahlspruch zugerufen wird; Gebet (knieend gesprochen); Segen. Mit der Confirmation verbindet der Vf. zugleich die Communion, an welcher auch die Eltern, Freunde und Verwandten der Kinder Theil nehmen. Es hat allerdings die Verbindung dieser beiden heiligen Handlungen viel für sich; allein es giebt doch auch nicht ganz unerhebliche Gründe, welche es wünschenswerther machen, dafs die Communion erst einige Tage nach der Confirmation gehalten wird. Sind nämlich die beiden Handlungen mit einander verbunden, so geht die Beichte der Confirmation voran, was wir für unstatthaft halten, indem die Beichte nur für Confirmirte gehört. Dazu kommt, dafs, wenn die genannten beiden heiligen Handlungen von einander getrennt sind, man einige Tage nach der Confirmation, bey der ersten Communion, nochmals Gelegenheit hat, an das Herz der Kinder zu sprechen; sind jedoch beide Handlungen mit einander verbunden, so ist Alles auf einmal abgethan; es wird den Kindern auf einmal zu viel geboten; sie sind durch die Confirmation zwar in hohem Grade aufgeregt, werden aber leicht auch, wenn sich die Handlung in die Länge zieht, abgespannt, so dafs wir auch aus diesem Grunde glauben, es sey besser, jede dieser Handlungen einzeln und getrennt von einander vorzunehmen. Am Ende kommt es freylich am meisten darauf an, in welchem Geiste und in welcher Art die Handlungen vorgenommen werden. — Das Glaubensbekenntnifs legt, bey dem Vf., gewöhnlich ein Knabe, oder ein Mädchen, im Namen der übrigen Confirmanden, ab. Obgleich Hr. *Sch.* sagt, dafs die Kinder dasselbe ganz oder auch gröfstentheils *selbst* entworfen haben, so mag er uns doch verzeihen, wenn wir glauben, dafs er den meisten Antheil daran hat, wenn nicht den alleinigen. So ganz haben uns übrigens die Glaubensbekenntnisse nicht gefallen; sie sind in der Regel etwas zu wortreich; die Einfachheit ist gewifs das Hauptersodernifs eines Glaubensbekenntnisses. — Jedem Einzelnen, oder, wenn es der Confirmanden viele sind, je Zweyen, giebt Hr. *Sch.* einen passenden Bibelspruch als Wahlspruch für das Leben. Er erwähnt dabey

manches Specielle, die besondere Lage des Kindes betreffend, was wir für sehr zweckmäsig halten. Spricht diess Alles der Vf. auswendig, so bewundern wir sein Gedächtniss. So giebt er einmal jedem Kinde einen Liedervers mit auf den Lebensweg. Wir wundern uns, dass Hr. *Sch.* keine Confirmationsscheine austheilt. Wir erachten es nämlich für sehr zweckmäsig, bey der Einsegnung, indem die einzelnen Confirmanden zu dem Altare treten und niederknieen, jedem Einzelnen einen Confirmationsschein zu überreichen, auf welchem der Wahlspruch steht, welchen der Prediger ausspricht, verbunden mit kurzer Ermahnung und dem Datum des Confirmationstages. Theils ist diess eine treffliche Erleichterung für den Geistlichen, der sich nun nicht erst, bey dem Herzutreten der Kinder, auf die einzelnen Sprüche besinnen muss, theils aber ist es für die Kinder ein herrliches Andenken an ihr Gelübde, sowie auch an ihren ersten Beichtvater. Wir wissen es aus Erfahrung, dass solche Scheine von guten Kindern heilig aufbewahrt werden. Der Vf. hat, statt dessen, die schöne Einrichtung getroffen, dass jeder Confirmande ein Bäumchen pflanzen muss, der Confirmationsbaum genannt.

Hr. *Sch.* sagt öfters seinen Confirmanden Schmeichelhaftes, und betrachtet sie mehrfach als solche, die noch ganz unschuldig und rein dastehen. Heil ihm, dass er solchen Glauben hegt! Rec. hat leider andere traurige Erfahrungen.

Eine sehr schätzbare Zugabe zu diesen beiden Bändchen sind die Vorreden. In der ersten spricht sich der Vf. sehr schön über die Confirmation aus; und in der Vorrede zu dem zweyten wirft er die Frage auf, ob nicht unsere gewöhnliche Sonn- und Festtags-Feier durch kleine Verbesserungen von dem befreyt werden könne, was die Erreichung des Zweckes der religiösen Versammlung hindert. Er spricht zu diesem Ende über den Kirchengesang, das Orgelspiel und die Kirchenmusik. Was er hier sagt, ist uns aus der Seele geschrieben, und gern theilten wir Auszüge aus den trefflichen Bemerkungen mit. Wir hoffen jedoch, dass recht viele Geistliche dieses Werk lesen und studiren werden, und machen daher nur darauf aufmerksam, die Vorreden nicht zu überschlagen.

Druck und Papier sind gut.

R. K. A.

Weimar, in der Albrechtschen Hofbuchhandlung: *Rede bey der feierlichen Confirmation Sr. Königl. Hoheit des Erbgrosherzogs von S. Weimar-Eisenach, Carl Alexander August Johann,* am 14 Nov. gehalten von Dr. *Johann Friedrich Röhr.* 1834. 16 S. 8. (2 gr.)

Je seltener eine Feierlichkeit dieser Art ist, wo ein fürstlicher Jüngling, aus einem Hause entsprossen, das durch sein standhaftes Bekenntniss der evangelisch-protestantischen Religion und durch schwere dafür gebrachte Opfer sich einen weltgeschichtlichen, unvergänglichen Namen erwarb, ausgezeichnet durch glorreiche Ahnen und hochbegabte Eltern, und selbst durch Geist und Gemüth zu grossen Hoffnungen berechtigend, in einem glänzenden Kreise eines bedeutenden Hofes sein selbstverfasstes Glaubensbekenntniss ablegt, und als ein mündiges und selbstständiges Glied in die christliche Glaubensgemeinschaft öffentlich aufgenommen wird: desto mehr glauben wir auf diese Rede aufmerksam machen zu müssen, in welcher die Wichtigkeit der Handlung auf eine würdige Art dargestellt, und der fürstliche Confirmand zur ächtchristlichen Religiosität ermahnt wird. Man erfreuet sich auch hier heller Gedanken, die in wohlgesetzten, oft etwas sehr langen Perioden ausgedrückt werden; überall giebt sich der Geist des wahren Protestantismus kund: nur die Wärme und Herzlichkeit, welche dieser höchstfeierliche Act nicht bloss zuliess, sondern sogar foderte, scheint uns zu fehlen.

H. H.

Winterthur, in der Ziegler'schen Buchdruckerey: *Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte für Confirmanden.* Nach den Grundsätzen der evangelisch-reformirten Kirche. Von *Joh. Caspar Denzler*, Pfarrer am Zürcherischen Spital. 1825. VIII u. 92 S. 8. (8 gr.)

So reich auch die deutsche protestantische Kirche an christlichen Lehrbüchern für die Jugend ist, und so sehr zu wünschen wäre, dass in diesen Theil des öffentlichen Schul- und Confirmanden-Unterrichts eine gewisse Einheit durch Einführung eines allgemeinen vollkommen zweckmäsigen Lehrbuches gebracht werden möchte: so werden doch neue Versuche dieser Art immer noch, so lange dieser Wunsch nicht realisirt ist, willkommen seyn, wenn sie, wie der vorliegende Leitfaden, mit Fleiss und Umsicht, mit sorgfältiger Auswahl der beweisenden Schriftstellen, nach einem wohlgeordneten Plan, fasslich und in einer fruchtbaren, das Nöthige umfassenden Kürze, ausgearbeitet sind. Der Vf. hat seinen Unterricht in gewisse Pensa oder Stunden abgetheilt, deren 25 an der Zahl sind. Der Gang bey diesem Unterrichte ist folgender: 1) Der Mensch ist nach Leib und Seele das vorzüglichste Geschöpf auf Erden. Aber eben desswegen hat er auch vorzügliche Bedürfnisse. Die Sinnenwelt befriedigt ihn nicht; nach Uebersinnlichem forscht sein Geist, nach Ueberirdischem geht sein Bestreben. Er fühlt das dringende Bedürfniss nach Religion. 2) Aus sich selbst vermag er nicht dieses Bedürfniss zu befriedigen. Desswegen war eine unmittelbare göttliche Offenbarung nöthig, und diese ist ihm durch die heiligen Schriften des A. und N. T. gegeben. 3) Daraus erhält er einen, Geist und Herz für dieses Leben befriedigenden Unterricht von Gott, 4) von Gottes Fürsehung und Weltregierung, 5) von der Person, durch die Gott sich uns geoffenbart hat, Jesu Christo, und seinem Werke; 6) von dem Leben, den Thaten und Schicksalen dieses Gottesgesandten; 7) von dem durch ihn verheissenen fortdauernden göttlichen Beystande, dem heiligen Geiste; 8) von der Unsterblichkeit der mensch

lichen Seele und ihrem Zustande nach dem Tode, der in unvergänglichem Genusse der reinsten Seligkeit und einer immer höheren Vollkommenheit bestehen soll. 9) Hier dringt sich dem Menschen die Frage auf: was habe ich zu thun, um dieses hohe Ziel meiner Bestimmung zu erreichen? Auch hier bietet ihm die Offenbarung die Hand, indem sie ihn im Allgemeinen hassen und fliehen lehrt, was böse ist, und lieben und thun, was gut und recht ist, ihm aber auch sein Verhalten in besonderen Verhältnissen und Beziehungen vorzeichnet, und zwar 10 und 11) sein Verhalten gegen Gott im ersten bis mit viertem Gebote der Sinaitischen Gesetztafel, und 12) in dem evangelischen Gebot der Gottesliebe, 13—18) seine Pflichten gegen Mitmenschen im fünften bis mit zehntem Gebote der Mosaischen Gesetzgebung und in der evangelischen Vorschrift von der Nächstenliebe. 19) Was er sich selbst schuldig sey, wird ihm aus der Lehre der Schrift von der Sorge des Menschen für Leib und Seele klar. 20 und 21) Endlich berücksichtigt die Offenbarung auch die besondere Lage und Schicksale des Menschen, indem sie ihn lehrt, wie er sich im Genusse von Freuden und Gütern und im Leiden zu verhalten habe. 22) Damit er sich jedoch die Befolgung dieser Vorschriften nicht zu leicht vornehme, und dann durch unerwartete Hindernisse geschreckt und ermüdet werde, macht sie selbst ihn mit diesen Hindernissen bekannt, 23) giebt ihm aber auch Anleitung, diese Hindernisse zu überwinden, und lehrt ihn wachen und beten. 24. 25) Um ihm endlich als einem vernünftigen und dabey sinnlichen Geschöpfe durch äussere Zeichen im Anschauen seiner Religion zu Hülfe zu kommen, weist sie ihn an die zwey von Christo angeordneten gottesdienstlichen Gebräuche, die Taufe und das Abendmahl. — Angehängt ist eine Uebersicht der Unterscheidungslehren der evangelisch-reformirten Kirche. Eine von dem lutherischen Katechismus abweichende Eigenheit in diesem Leitfaden ist die Stellung der zehn Gebote, indem der Vf. das erste auf die gewöhnliche Weise, das zweyte aber also ausdrückt: Du sollst dir keine gegrabene Bildniss machen noch irgend eine Gleichniss u. s. w. Denn ich der Herr dein Gott bin ein starker eiferiger — bis ins tausendste Glied. Das dritte Gebot ist ihm nun das zweyte des lutherischen Katechismus, und so geht es fort bis zum neunten und zehnten des lutherischen Katechismus, welche beide er als das zehnte aufstellt. Er ist also hierin ganz der Ordnung gefolgt, welche 2 Mos. 20 angetroffen wird.

Uebrigens glaubt Rec. dieses Büchlein als einen recht brauchbaren Leitfaden beym Confirmandenunterricht empfehlen zu können, da Alles, was dabey abzuhandeln ist, in fruchtbarer Kürze, wohlgeordnet und in fasslicher Einfachheit dargestellt ist. Hie und da hätte noch eine biblische Beweisstelle angeführt werden können, ohne das Buch bedeutend zu verstärken.

7. 4. 5.

Grimma, b. Gebhardt: *Gebete und Betrachtungen für höhere Bildungsanstalten*, von M. *Friedrich Gotthilf Fritsche*, Professor und Lehrer der Religion an der königl. sächs. Landesschule zu Grimma. 1834. XXII u. 330 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Wenn irgend eine alte Sitte ehrwürdig und heilig ist, so ist es die, in niederen und höheren Schulen den Unterricht mit Gebet anzufangen und zu beschliessen. Es kann nicht genug beklagt werden, dass man in neuerer Zeit vielfach auf Gymnasien mit dem Religionsunterrichte zugleich das *Gebet* vernachlässigt hat. Eine rühmliche Ausnahme machen, wie der Vf. versichert, die sächsischen Fürstenschulen, wo die Tagesordnung mit Andachtsübungen eröffnet und beschlossen wird. „Sind es auch nur kurze Minuten, in denen bey solcher Gelegenheit das Gemüth vor Gott sich sammelt; vermögen diese Uebungen auch zu manchen Zeiten nicht, jede vorausgegangene Störung zu beseitigen, jede Zerstreuung oder Gleichgültigkeit zu bewältigen, und bis zur vollen Andacht eines gottgefälligen Gebetes umzustimmen: so haben sie doch eben in ihrer Kürze für das jugendliche Herz etwas Eindringliches, sie gewinnen als Ausdruck christlicher Gesinnung theils durch den Ernst und die Liebe, theils durch die Gemeinschaft, in welcher sie angestellt werden, allmälich eine stille Herrschaft auch über widerstrebende Gemüther" u. s. w.

Indem es daher der Vf. bey dem Mangel ähnlicher Arbeiten übernahm, diesem Zweck entsprechende Betrachtungen und Gebete zu bearbeiten, verdient er den Dank nicht nur der Gymnasiallehrer, wie der jungen Studirenden, sondern des ganzen Publicums um so mehr, da er eine recht wackere Gabe bietet. Die Casualfälle, Vorw. S. VIII, der eigenen Behandlung jedes Lehrers überlassend, arbeitete er zwar bloss für das täglich wiederkehrende Bedürfniss. Allein, je schwieriger gerade die Befriedigung dieses Bedürfnisses ist, um so dankenswerther ist die Arbeit. Der Vf. bestrebte sich, seinem Plane gemäss, mit Rücksicht der dem Jugendalter zugänglichen Erfahrung in möglichst einfacher Form der Darstellung überall einen passenden Hauptgedanken zu lebendiger Anschauung und Anwendung zu bringen, und auf die unmittelbare, thätige Anwendung derselben hinzuweisen. Zur Vermeidung mechanischer Einförmigkeit wurden sowohl wirkliche Gebete, als in Gebete übergehende Betrachtungen aufgenommen. Sehr richtig bemerkt er, „Gewohnheit hat, wie für die Wissenschaft, so für die Frömmigkeit, nicht bloss eine abstumpfende, sondern auch eine stärkende Kraft; sie ist die Mutter der Liebe, und gewinnt das Herz sicherer für die Erbauung in der schon bekannten Form, als wenn dasselbe durch unaufhörlichen Wechsel überrascht und zerstreut wird," und giebt desshalb mehrere Gebete von einem mehr allgemeinen Charakter, damit dieselben öfter in derselben Gestalt gebraucht werden können.

Mit Recht nahm der Vf. eine Reihe von Natur-

betrachtungen auf, denn sie bewegen sich auf einem „Felde, wohin die Jugend gern folgt, wohin ihre Wissenschaft und ihre Liebe sie von selbst führen, und wo das Gefühl der Verwandtschaft, in dem unser leibliches (und geistliches Leben setzt Rec. hinzu!) mit dem uns umgebenden Naturleben steht, gleichsam nur auf ein Wort wartet, um zum innigen Dankgefühle gegen Gott, zur wahren Religion zu werden" u. s. w.

Grundlage der Gebete, wie der Betrachtungen, sollte, nach des Vfs. Ueberzeugung, das Evangelium von seiner praktischen Seite, in seiner moralischen Anwendung auf das Berufsleben werden. Meist ist es eine Stelle der h. Schrift, auf welcher die Betrachtungen und Gebete fussen; immer aber ist es der Geist des Evangeliums, der in ihnen weht und waltet, der die reiche Ideenfülle, welche der Vf. entwickelt, durchdringt. Was der Vf. giebt, ist dem jugendlichen Alter und den Bedürfnissen der Studirenden angemessen, und nach Form und Inhalt in hohem Grade geeignet, religiös-sittlichen Sinn zu wecken und zu nähren.

Das Buch enthält: I. *Morgengebete allgemeinen Inhalts*, II. *Morgengebete für die besonderen Jahreszeiten*, III. *Abendgebete allgem. Inhalts*, IV. *Betrachtungen für* (in) *sternenhelle*(n) *Abende*(n).

Wir wollen nun einige Betrachtungen genauer durchgehen, weil die Kritik bey aller Anerkennung dieser Arbeit im Allgemeinen, doch im Besonderen Mehreres zu erinnern hat.

Zunächst werden wohl Mehrere, welche von diesem Buche Gebrauch machen, es beklagen, dass der Vf. den Gang des Kirchenjahres, den bedeutsamen christlichen Festcyklus nicht mehr berücksichtigt habe, was ihm so nahe lag und viele lehrreiche und erbauliche Situationen an die Hand gegeben hätte. Die Vernachlässigung dieser Anhaltepuncte führt zu einer gewissen Verflachung der religiösen Empfindungen, die, wenn nicht der Grund zu einem Zerfallen mit der Kirche gelegt werden soll, an das Kirchlich-Positive sich anschliessen müssen.

Zweytens scheint den Betrachtungen sowohl, als den Gebeten, vielfach der rechte Kern zu fehlen; die Gedanken laufen zu weit aus einander, und man findet den Focus nicht ohne Mühe heraus, mit anderen Worten, der Vf. ist nicht immer so ganz Gebieter über seinen Ideengang. So unter anderem S. 120 die 18 Betrachtung: „In dunkler Frühe wird der junge Tag geboren, und bricht sich seine Bahn durch die Welt. Die Morgenwolken glühen vor ihm auf; Purpurröthe sinkt auf die Berge nieder; die Sterne fliehen in ihr Dunkel zurück, und über die wogenden Nebel, über das glänzende Land tritt strahlend die Sonne" u. s. w.

Die eben angeführte Stelle, deren sehr viele sich anreihen liessen, führt auf einen dritten Fehler —, der Vf. verfällt so gern in zwecklose Schilderungen, und verliert in ihnen die Zeit zu erbaulichen Erweckungen. Dabey hat er den Rhythmus noch nicht genug in seiner Gewalt, und erlaubt sich auch oft zu kühne Bilder. So z. B. S. 123: „an denen der Heiland seines Vaters kunstreiche Hand zeigte" usw. S. 195: „In der Finsterniss thut die Nacht ihr Amt. Sie breitet ihr geheimnissvolles Schweigen über das Land; sie giesst den erfrischenden Thau über die Gewächse; *sie leitet den Zug der Sternenheere vorüber*" u. s. w. S. 121: „Mit eisigem Grausen fällt der Winter die Wehrlosen an" u. s. w. S. 307: „Aus *ihrem Schatten springen* die *Sterne gerüstet* hervor" u. s. w. „Wie Herbstblätter im *Walde umherliegen, wie Schaum im bewegten Meere sich verwirrt, so dicht und wild scheint ihr* (der Sterne) *Gedränge*" usw.

Endlich hält der Vf. sich zu sehr im Allgemeinen, und hebt das Eigenthümliche der studirenden Jünglinge nicht genug hervor. Statt vieler Beyspiele nur Eins, S. 230, Betr. 24, heisst es in Anwendung aufs Leben: „Herr, so soll denn der Gedanke an deine Barmherzigkeit uns heut begleiten den ganzen Tag. Nicht erst deine Strafe wollten wir abwarten, um gut zu werden. Nicht mit Gewalt, durch Schmerz und Kummer soll uns dein Arm hinwegstossen müssen vom Bösen" u. s. w. Es bedarf kaum der Erinnerung, dass so in *jedem* Erbauungsbuche geredet werden könnte.

Sonst verdient diese Schrift alle Empfehlung, und man darf wohl hoffen, dass Gymnasiallehrer, welche sie gebrauchen, jene Auswüchse leicht entfernen werden. IX.

Heidelberg, b. Reinhard: *Andachtsbuch für Gebildete* von *E. J. J. Mühling*. Zweyter verbesserter und vermehrter Abdruck. Mit Gutheissung der geistl. Oberbehörde. 1834. 411 S. 12. (16 gr.)

Dass dieses Andachtsbuch die zweyte Auflage erlebt hat, muss Rec. freuen, da dasselbe des Guten recht viel enthält, und eine weitere Verbreitungverdient.

Der Vf. liefert hier 1) tägliche Gebete, 2) Vorbereitungs- und Schluss-Gebete zum öffentlichen Gottesdienste, 3) Gebete bey der h. Messe, 4) Betrachtungen und Gebete bey der Busse, 5) bey dem Empfange des Abendmahls, 6) an jedem Wochentage, 7) während der h. Fastenzeit, 8) in der h. Adv.-Zeit, 9) an den Festen des Herrn, 10) an anderen Festen, 11) an dem Festtage der seligsten Mutter, 12) an festlichen Gedächtnisstagen der Heiligen, 13) bey dem Andenken an Verstorbene, 14) Fürbitten, 15) bey verschiedenen Vorfällen des Lebens, 16) in verschiedenen Zeiten und Verhältnissen des Lebens, im Anhange aber verschiedene Gesänge. Es ist also dieses Buch sehr reich ausgestattet.

Der Vf., obgleich Katholik und die Lehren seiner Kirche im Auge behaltend, trägt dennoch im Allgemeinen ein sehr reines Christenthum vor, und weiss seinen Dogmen und Gebräuchen fast immer eine moralische Seite abzugewinnen. Stellen freylich, wie S. 254: „Engelreine Himmelstochter (Maria)! das heutige Fest soll mich erinnern, dass du schon von dem ersten Augenblicke deines Daseyns an von der Erbsünde befreyt warest", hätte Rec. entfernt gewünscht.

Druck und Papier geben dem Ganzen eine würdige Einfassung. IX.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Nekrolog.

Friedrich
regierender Herzog zu Sachsen Altenburg u. s. w.
(geb. zu Hildburghausen am 29 April 1763, gest. zu Hummelshain am 29 Sept. 1834.)

Der 29te des Monats September war der Todestag dieses ehrwürdigen Nestors unter den deutschen Fürsten, und heut, den 2 November, wird das Andenken des vielgeliebten Fürsten öffentlich in allen Kirchen seines Landes gefeiert. Auch unserem Institut geziemt es, sein Andenken zu erneuern, da die Gesamt-Universität Jena den Verewigten als den Aeltesten ihrer fürstlichen Erhalter verehrte.

Dieser durch eine länger als funfzigjährige wechsel- und segensvolle Regierung eines kleinen Ländchens, von dessen Einwohnern er seiner Herzensgüte und wohlwollenden Theilnahme wegen wie ein Vater geehrt wurde, ausgezeichnete Fürst *) war der erste und einzige Sohn Herzogs *Ernst Friedrich Karl* von Sachsen Hildburghausen und seiner dritten Gemahlin, *Ernestine Auguste Sophie*, einer Weimarischen Prinzessin, welche ihn früher schon mit zwey Töchtern beschenkt hatte. Der Tag seiner Geburt und des Kirchganges seiner Muttee waren um so mehr Freudenfeste fürs Land, da man ihn endlich als den langersehnten Erben begrüssen konnte, und man dieses Ereigniss zugleich mit dem im Februar dieses Jahres geschlossenen Frieden zu Hubertsburg in Verbindung brachte, der einen Krieg beendigte, in welchem das ohnediess schon verschuldete Ländchen durch Durchmärsche, Einquartierungen und Unterhaltung eines Kriegscontingentes vielfach gelitten hatte. Neben seinen beiden Schwestern, von denen jedoch die ältere, erst 16 Jahr alt, als eben vermählte Erbprinzessin von Sachsen-Coburg starb, die andere mit ihrem Oheim, dem Prinzen *Friedrich Wilhelm Eugen*, der sich meist bey seinem Schwager, dem Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein-Oeringen, aufhielt, vermählt wurde, wuchs der Erbprinz, der allgemein für ein folgsames Kind von fröhlicher Gemüthsart galt, frisch und kräftig heran. Von den beiden Hofmeistern, die man ihm anfänglich gegeben hatte, dem Obristen *von Lengefeld*, einem jovialen Krieger, und dem gelehrten *Ulrich Röder*, behielt der letzte von 1776 an nur die Oberaufsicht über seinen Unterricht, der unter die Hof- und Stadt-Geistlichen vertheilt wurde. Seine Erziehung wurde zu Gotha im Hause des Geheimen Raths *von Lichtenstein*, unter der Leitung des nachmaligen Geheimen Raths *von der Becke*, vollendet. Am meisten aber wirkte vielleicht auf seine Erziehung und sein Schicksal sein Grossoheim Prinz *Joseph Friedrich*, kaiserlicher General-Feldmarschall und des Reichs Generalfeldzeugmeister. Durch den Krieg und den glänzenden Hof des kunstliebenden, allzu freygebigen und wohlthätigen regierenden Herren hatte der Staatshausthal eine Schuldenlast herbeygeführt, zu deren Tilgung man allerhand Mittel anwandte. Schon 1769 hatte sich jener Prinz von Wien nach Hildburghausen begeben, die kaiserliche Debitcommission zu eröffnen, welche den fürstlichen Haushalt ordnen sollte. Er erkaufte das Rittergut Bedheim, und widmete sich mit den beiden Männern, *Ludwig Ernst von Lindeboom* und *Philipp Karl Hieronymi*, an deren Stelle später *Georg Kümmelmann* trat, diesem Geschäft. In Folge der Misshelligkeiten, die über die Einschränkungen entstanden, denn die Civilliste des Fürsten wurde bis auf 12000 Gulden herabgesetzt, verkaufte zwar der Prinz wiederum sein Gut, und reiste nach Wien ab, nahm aber den jungen Erbprinzen, der so seiner Aufsicht und Leitung anvertraut wurde, in die Kaiserstadt mit. Unterdessen endete der Herzog im Herbst des Jahres 1780 in Seidingstadt,

*) Vgl. die von dem verst. Gen. Sup. *Gensler* in Hildburghausen abgefasste Biographie in dem Regenten-Almanach auf das Jahr 1827. S. 210 ff., wo sich auch des Verewigten damals wohlgetroffenes Bildniss befindet.

wohin er ſich von ſeiner am 19 Auguſt 1779 durch einen ſchrecklichen Brand eingeäſcherten Reſidenz begeben hatte, an einem Nervenſchlage ſein Leben, im 54 Jahre ſeines Alters. Der nach ſeinem Teſtament, mit Ausſchluſs ſeiner Wittwe und ſeines Bruders, zum vormundſchaftlichen Regenten ernannte Prinz *Joſeph*, doch ſo, daſs während der Unmündigkeit des Erbprinzen die geiſtliche Verwaltung dem Corpus der Landesregierung übertragen wurde, verlegte nun ſeine Reſidenz völlig nach Hildburghauſen. Aus eigenen Mitteln beſtritt der gern Herzog betitelte Prinz den wahrhaft fürſtlichen Aufwand, ſtellte groſse Jagdpartieen an, denen nicht ſelten hohe Perſonen beywohnten, und erweckte eine ähnliche Neigung in ſeinem Mündel.

Als nun die Zeit der Mündigkeit des Erbprinzen herannahte, der Groſsoheim aber ungern die Regierung aus den Händen gab, wurde zwiſchen dem Greiſe und ſeinem Urneffen ein Vertrag geſchloſſen, nach welchem der letzte ihm mit kaiſerlicher Genehmigung vom 29 Aug. 1784 die Fortſetzung der Regierung bis an ſein Ende überlieſs. Der Groſsoheim wählte dagegen ſeinem Schützling eine Gemahlin an *Charlotte Georgine Luiſe Friederike*, älteſten Tochter des nachmaligen Groſsherzogs von Mecklenburg-Strelitz, Karl Ludwig Friedrichs, die bey ihrer Vermählung am 3 September 1785 mit dem 22jährigen Herzog kaum ihr 16 Jahr erreicht hatte, aber ſehr würdig war, an Liebreiz und Tugend ihrer gefeierten Schweſter, Luiſe von Preuſſen, zur Seite zu ſtehen. Ihre Ehe, mit zwölf Kindern geſegnet, war ein ſchönes, ſprechendes Bild der ſeltenen Glückſeligkeit, welche die Griechen mit dem Namen εὐτεκνία zu bezeichnen pflegten. Im Herbſte des Jahres 1786 zog ſich Prinz Joſeph bey einem Feſte, das er der jungen Herzogin gegeben, eine Erkältung zu, und ſtarb in Folge derſelben den 4 Januar 1787. Er hinterlieſs ſeinem Urneffen ein Fideicommiſs-Capital, in deſſen völligen Genuſs er nach dem Abſterben ſämtlicher darauf angewieſener Penſionärs gelangte. So trat denn Herzog *Friedrich* am 4 Jan. 1787 die Regierung ſelbſt an, und ereigniſsvolle Weltbegebenheiten erfüllten die lange Dauer derſelben, deren Wirkungen ſich auch auf das kleinſte Ländchen erſtreckten. Während noch auf dem Lande eine Schuldenlaſt von mehr als 4 Millionen fränk. Gulden laſtete, für deren Tilgung noch immer die kaiſerliche Commiſſion beſtand, drohte die 1789 ausgebrochene franzöſiſche Revolution dem Lande neue Ausgaben zu bereiten.

Oeſterreich und Preuſſen erhoben ſich zuerſt gegen Frankreich, und nach dem Beſchluſſe vom 23 Nov. 1792 muſste auch das deutſche Reich an dem Kriege Theil nehmen, und Hildburghauſen ſein Contingent ſtellen, welches die Belagerung von Ehrenbreitſtein mit aushielt. Als nun nach dem Baſeler Friedensſchluſs den 5 April 1795 ganz Norddeutſchland die Neutralität ergriff, und einen Cordon, der ſich dicht an den Gränzen von Hildburghauſen hinzog, aufſtellte, ſo durchbrach ſie dennoch im Jahr 1796 der franz. General *Lefebre* durch einen Einfall in das Amt Königsberg, das er aller Gegenvorſtellungen ungeachtet ausplünderte, und deſſen Einwohner er miſshandelte. Mitten in dieſen Stürmen warb Prinz Paul von Würtemberg um des Herzogs älteſte Tochter Charlotte. Ihr Vater begleitete ſie zu ihrer Vermählung, die den 28 Sept. 1805 erfolgte, nach Stuttgart, und traf dort mit Napoleon zuſammen, der ihm die Nothwendigkeit der Trennung von Kaiſer und Reich darzuthun ſuchte. Bald nach der Schlacht bey Jena ſah ſich der Herzog genöthigt, den Umſtänden nachzugeben, und ſchloſs ſich in Folge der Unterhandlungen des Hn. *von Lichtenſtein* mit Napoleon in Poſen den 13 Dec. 1806 dem Rheiniſchen Bunde an, nachdem das Land vorher nicht nur von Einquartierungen und Durchmärſchen viel gelitten hatte, ſondern auch auſser vielen Lieferungen in das Magazin zu Ilmenau und das Lazareth zu Jena, noch mit einer Brandſchatzung von 548,970 Franken belegt worden war. In demſelben Jahre wurde indeſſen auch die ehemalige kaiſerliche Debitcommiſſion, bey deren Verwaltung ſich mancherley Miſsbräuche eingeſchlichen hatten, nachdem vorher durch einen vom 18 Juli datirten Cabinetsbeſchluſs das ganze Regierungsperſonal entlaſſen worden war, aufgehoben, und der Herzog gelangte nunmehr zum freyen Gebrauch der Kräfte des Staats unter dem Miniſter *v. Lichtenſtein*. Dieſer entzog jedoch durch einen in Würzburg nachtheilig abgeſchloſſen Vertrag über die ganerbſchaftlichen Dörfer im Amte Königsberg dem Herzog viele Unterthanen, über die ihm nur die Ordinärſteuer blieb, während die übrigen Rechte an Würzburg übergingen. Im Jahr 1810 vermählte der Herzog ſeine Tochter *Thereſe* dem damaligen Kronprinzen, nunmehrigen Könige, von Baiern *Ludwig*, und nahm die Würde eines baieriſchen Generalfeldmarſchall-Lieutenants an, da er als Mitglied des Rheinbundes die eines Oeſterreichiſchen abgegeben hatte. Dieſer löſte ſich jedoch auf, als nach der Völkerſchlacht von Leipzig Deutſchland befreyt wurde, und die Schaaren ſich ſammelten, den Feind auf eigenem Boden zu bekämpfen. Der Herzog ſah ſelbſt ſeine beiden wackeren, ſchon damals mit Kraft und Glück emporſtrebenden Söhne, *Joſeph* und *Georg*, in den Reihen der Krieger. Der Friede kehrte zu-

rück, das Heer konnte reducirt werden. Aber wie schon 1802 u. 1804 Brotmangel geherrscht hatte, so war 1816 wieder ein Missjahr, und nur durch väterliche Fürsorge des Landesherrn wurde die Hungersnoth abgewendet. Ihn selbst traf ein paar Jahre später ein härteres Schicksal. Am 14 Mai 1818 riss der Tod die treue Gattin von seiner Seite, mit der er 33 Jahre glücklich verbunden gewesen war.

An Mitteln beschränkt und durch die Stürme einer vielbewegten Zeit niedergedrückt erfreute sich dennoch das Land durch die angestammte Herzensgüte des Fürsten, der fast immer von weisen Räthen umgeben war, vieler Wohlthaten. Es wurde 1795 ein Schullehrerseminar zur Bildung tüchtiger Lehrer angelegt, dann folgte die Verbesserung der Landesschulen, die Stiftung einer Schulcasse zur Gehaltserhöhung der Schullehrer, 1812 die Herstellung des 1796 eingegangenen Gymnasium illustre, und 1825 die Erweiterung der Bürgerschule und Gründung von Schulen an Filialorten. Neben diesen blühten Privatinstitute, wie namentlich das Nonnische. Gleiche Aufmerksamkeit wandte der edle Fürst der Kirche zu. Er suchte den gar zu geringen Gehalt der Pfarrer zu erhöhen, und eine würdige Gottesverehrung und Sonntagsfeier herzustellen; 1807 führte er ein neues vom GR. *Wagner* verfasstes Gesangbuch ein. Die Verbesserung in den Waisen- und Zuchthaus-Anstalten, so wie die Regulirung des Armenwesens und der 'Dienstboten-Ordnung und anderer polizeylicher Einrichtungen', die Bildung einer Industrieschule für arme Kinder, wie die Einführung der Kuhpockenimpfung sind rühmliche Beweise seiner Fürsorge. Die Landesregierung selbst erfuhr seit 1806 eine durchgreifende Reform, und zugleich ward eine verbesserte Einrichtung des Stadtrathes damit verbunden, so wie auch, den Wiener Acten gemäss, 1818 der landständischen Verfassung eine veränderte Gestalt gegeben wurde. Auch die herzogliche Finanz hatte sich so gehoben, dass man das Rittergut Eishausen ankaufen konnte; zugleich fielen durch den Tod des fürstlichen Oheims *Eugens* und des Hofraths *Truchsess von Wetzhausen* vom ersten das Rittergut Weitersrod, von letztem Schweickershausen ihm zu.

So hatte der Fürst länger als 40 Jahre das Land wie ein treuer Vater verwaltet, und genoss der allgemeinen Liebe und des Vertrauens seiner Unterthanen. Glaubwürdige Zeugen erzählen viele denkwürdige Züge von seinem vortrefflichen Charakter. Wir erwähnen hier nur Einen. Als ein verdienstvoller Staatsbeamter dem Tode nahe war, schickte der Herzog einen noch lebenden treuen Diener seines Hauses, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, tief gerührt mit den Worten an ihn ab: „Wäre es möglich, dass *W....r* gerettet werden könnte, so wollte ich, so klein auch mein Land ist, doch gern und mit Freuden noch ein Amt (Amtsbezirk) dafür hingeben.“ Oft äusserten die dankbaren Hildburghäuser: Wäre unseres theuern Fürsten Vermögen so gross, als sein Wille und seine Neigung gut ist, er würde die ganze Menschheit glücklich machen. — Dennoch war es ihm noch bestimmt, sich von so treuen Unterthanen zu trennen, um einen anderen Thron zu besteigen. Nachdem nämlich mit dem Tode Friedrichs IV am 11 Febr. 1825 das gothaische Fürstenhaus ausgestorben war, gingen dessen Besitzungen auf die Herz. Sächs. Häuser Hildburghausen, Meiningen und Coburg-Saalfeld über. Durch Vermittelung des Königs von Sachsen wurde die Erbschaftsangelegenheit durch den am 12 Nov. 1826 ratificirten Vertrag endlich so beygelegt, dass Altenburg, mit Ausnahme des Amtes Camburg und einiger Parzellen, dem Herzog von Hildburghausen zufiel, welcher dagegen sein Land seinen Vettern abtrat. Schwer war dem Herzog die Trennung von seinen Unterthanen; ungern schieden diese von ihm. Prächtig war aber auch der Empfang in Altenburg, dessen Einwohner nach vielen Jahren wieder einmal einen Regenten in ihrer Mitte begrüssten, der auch hier seine milde und gerechte Regierung fortsetzte. Er liess Strassen bauen, befahl die Befreyung der Landesbewohner von der verderblichen Jagd, unterstützte und erweiterte die Schulen, ordnete die Rechte und Pflichten der Landstände durch das Grundgesetz vom 29 April 1831, gab mehreren Zweigen der Verwaltung eine neue Gestalt, und in vielen Städten entstand eine neue Städteordnung. Endlich erfolgte noch der nothwendig gewordene Anschluss an den königl. preuss. Zollverband. Und sowie Er selbst, der nun mit dem grösseren Theile seiner Familie das in der sächsischen Geschichte so berühmt gewordene Schloss zu Altenburg bewohnte, und daselbst von den einsichtsvollesten Räthen unterstützt ward, in die ganze Stadt ein neues, regeres Leben brachte, unablässig dahin strebend, dass auch die neuen Unterthanen sein Bemühen, überall Gutes zu wirken und zu fördern, anerkennen möchten: so wurde namentlich auch über das früher fast vernachlässigte Eisenberg, wo jetzt der edeldenkende, Kunst, Wissenschaft und Gewerbe emporhebende Prinz *Georg* mit seiner ihm gleichgesinnten, durch innere und äussere Vorzüge ausgezeichneten Gemahlin *Maria*, K. H. seine Residenz aufgeschlagen hatte, mit grossem Jubel der Bewohner dieser kleinen Stadt eine reiche Fülle des Segens verbreitet.

So verlebte der theure Fürst zwey und siebeig Jahre. Auf seinem Jagdschlosse zu Hum-

melshain, wo er sich seit dem 2 Sept. aufhielt, überraschte ihn der Tod Er starb, nachdem er den 22 Sept. 1830 sein 50jähriges Regierungs-Jubiläum gefeiert hatte, und jetzt in dem liebenswürdigen Kreise seiner Familie, ein glücklicher Vater, noch die Ankunft seiner innig geliebten Tochter, der Königin von Baiern, erwartete. Schwer schien der letzte Kampf, den der ehrwürdige Greis zu bestehen hatte, denn mächtig wehrte sich die noch immer kräftige Natur, bis sie doch endlich unterliegen musste. Sein Hingang war ruhig und schmerzlos, so wie er selbst während seines ganzen, durch so manche Unfälle getrübten Lebens immer heiter, hoffend und Hoffnung bringend, klar und mild und rein gewesen war. Er starb als der Senior der gesammten sächs. Fürstenhäuser, der Aelteste unter den deutschen Regenten, mit deren grösserem Theil er verwandt war. Er sah noch seinen Enkel, *Otto*, den Thron Griechenlands besteigen, und hinterliess, da sein Erstgeborner sehr frühzeitig dahin geschieden war, an dem zweyten Sohn, *Joseph*, der ihm am 27 Aug. 1789 geboren war, und sich am 24 April 1817 mit der geistvollen Prinzessin von Wirtemberg, *Amalia*, K. H. vermählte, dem Altenburgischen Lande einen würdigen, ihm gleichgesinnten Thronfolger, unserer Universität einen Wissenschaft liebenden und die Gelehrten achtenden Miterhalter, der diese Gesinnung gleich nach seinem Regierungsantritt durch eine der Universitäts-Bibliothek gemachte, so ansehnliche als erfreuliche Schenkung an den Tag gelegt hat.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

Folgende neue Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der Buchhandel, von mehreren Seiten betrachtet; für solche Leser, die denselben näher kennen lernen, oder sich als Buchhändler etabliren wollen. (Vom Commissionsrathe *J. C. Gädicke* in Berlin.) Zweyte Auflage. 8. 6½ Bgn. 8 gr.

Döring, Dr. *H.*, Christian Fürchtegott Gellerts Leben. Nach seinen Briefen und anderen Mittheilungen dargestellt. 2 Theile. 8. 26 Bogen. 1 Thlr. 16 gr.

Noth, *J. K. J.*, (Pfarrer in Ottendorf bey Mitweida), Morgen- und Abend-Gebete auf alle Tage des Jahres. Für Freunde häuslicher Erbauung, insbesondere für Bürger und Landleute verfasset. 2 Theile. gr. 8. 48 Bgn. 1 Thlr. 12 gr.

Die gemüthlich klare, Geist und Herz anregende Darstellungsweise des Verfassers, die schlichte Einfalt des Vortrags, vor allem aber die angemessene Kürze der so reichhaltigen Gebete wird dieses Andachtsbuch um so mehr empfehlen, da es an vollständigen und dabey doch weniger umfangreichen, daher auch im Preise billiger gestellten Erbauungsschriften *jener* Art noch immer fehlt.

Reinhardt, Lina, frommer Jungfrauen Gemüthsleben. 2 Thle. 8. geh. 24 Bogen. 1 Thlr. 8 gr.

Schmidt, Dr. *G.*, die Geschichten der heiligen Schrift. Zum Gebrauch in Bürger- und Land-Schulen.. Dritte Auflage. 8. 16 Bogen enger Druck. à 6 gr. (Partiepreis: 25 Exempl. 3½ Thlr. sächs. *netto* baar).

Der gediegene Werth dieses Schulbuchs bedarf keiner Anpreisung, da es seit den drey Jahren seines Erscheinens im Buchhandel schon in so vielen Unterrichtsanstalten in Preussen, Sachsen, Baiern, Hessen, Nassau und anderen deutschen Staaten förmlich eingeführt worden ist.

In der *Becker'schen* Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anacreon
nach
seinem Leben beschrieben und in seinen
poëtischen Ueberresten
nebst
deren Nachahmungen
übersetzt und erklärt
vom
Professor *Frz. W. Richter*,
Rector des gemeinschaftlichen hennebergschen
Gymnasiums zu Schleusingen.
Geheftet 8. Velinpap. 1 Thlr. Pr. Cour.

Literatur des Demosthenes
von
Dr. *Albert Gerhard Becker*.
Zweyte Abtheilung.
Nachträge und Fortsetzung der Literatur
vom
J. 1830 bis zum Schlusse 1833.
nebst
Register.
gr. 8. geh. Velinpap. 18 gr. od. 22½ Sgr.
(Erste Abtheilung 1830. ebendas. 1 Thlr. 6 gr.)

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1834.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Hinrichs'schen* Buchhandlung in Leipzig erschien:

Penelope.

Taschenbuch für d. J. 1835. Herausgegeben von *Th. Hell.* 24ster Jahrg. Mit 8 Stahl- und Kupfer-Stichen nach *Ender*, *Lindau*, *Törmer*, *von Fz. Stöber*, *Höfel*, *Fleischmann*, *Wagner*, *Dav. Weiss.* In gepressten Decken mit Goldschnitt. 2 Thlr. Beste Ausgabe in Seide 3 Thlr.

Inhalt: Scenen aus dem ital. Volksleben. — Aureliens Held, von *W. v. Lüdemann.* — Die Geschiedene, *vorletzte* Novelle von *Leop. Schefer.* — Der Virtuose aus Genua, Novelle von *Arnold.* — Die Kirche zum Glas Wasser von *Castelli.* — Sommernachtsphantasie von *A. Krafft.* — Elisa von der Recke, von *H. Hase.* — Gedichte von *Treumund*, *Schlingloff*, *Theodora v. Wellnau*, *Rogge.*

In unserem Verlage ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Siegen, *H. J.* (Oberappellationsrath), juristische Abhandlungen, vorzüglich den Zustand deutscher Gesetzgebung und Rechtspflege betreffend. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Inhalt: I. Ueber Förmlichkeiten im peinlichen Processe. II. Ueber das Zeugniss gegen nahe Verwandte oder verschwägerte Personen oder Ehegatten in Strafsachen. III. Es giebt keinen Criminalbeweis durch Vermuthungen. IV. Ueber die Absolution von der Instanz in Criminalsachen. V. Von der Zauberey. VI. Ueber die Richtigkeit der Lesart: *utrique; in l. 3. §. 7. D. de adim. vel transf. legatis* (34. 4.) und wie dennoch mit diesem Gesetze *l. 10. pr. D. de rebus dubiis* (34. 5.) vereinigt werden kann. VII. Ueber Moratorien. VIII. Sind die deutschen Reichsgesetze, welche wegen des Reichskammergerichts und der Procedur bey demselben gegeben sind, zugleich Quelle des deutschen gemeinen Civilprocesses? IX. Ueber die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand im Process wegen eines Versehens des Procurators oder des Advocaten. X. Ueber drey Instanzen. XI. Ueber Redefreyheit in richterlichen Collegien. XII. Ueber Gesetze mit einwirkender Kraft und authentische Interpretationen. XIII. Ueber das sogenannte deutsche gemeine Recht und Einfluss auf die Justiz. XIV. Ueber deutsches Particularrecht im Allgemeinen. XV. Ueber das Particularrecht des Grossherzogthums Oldenburg insonderheit.

Göttingen, im October 1834.

Vandenhoeck u. Ruprecht.

Im Verlage der *Buchhandlung des Waisenhauses* in Halle sind zur Oster- und Michaelis-Messe 1834 neu erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bogatzky, *C. H. von*, Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist, bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, nach der Ordnung der heiligen Bücher; sammt beygefügten kurzen Betrachtungen, Gebeten und Reimen. 1r Theil. 41ste Auflage. 2r Theil. 35ste Auflage. 12. 8 gr. = 10 Sgr.

Dähne, *A. F.*, Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie. In 2 Abtheilungen. 1ste Abtheilung. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. = 2 Thlr. 15 Sgr. (Die 2te Abtheilung ist unter der Presse.)

Förstemann, Dr. *K. E.*, Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530. Nach den Originalien und nach gleichzeitigen Handschriften herausgegeben. 1r Band. (Von dem Ausgange des kaiserlichen Ausschreibens bis zu der Uebergabe der

Augsburgischen Confession) gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. = 2 Thlr. 15 Sgr.

Geschichte, neuere, der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von Dr. *H. A. Niemeyer*. 80s Stück oder 7ten Bandes 8s Stück. 4. 10 gr. = 12½ Sgr.

Hohl, Dr. *A. F.*, Die geburtshülfliche Exploration. 2r Theil. (Das explorative Sehen und Fühlen). gr. 8. 2 Thlr.

(Der 1ste Theil, das Hören enthaltend, mit I Kupfertafel, erschien 1833 und kostet 1 Thlr. 12 gr. = 1 Thlr. 15 Sgr.)

Niemeyer, *A. H.*, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. Neunte Ausgabe. 3 Bände. 1r Band. gr. 8. Preis für alle 3 Bände

Velin-Druckpapier	6 Thlr.
Schreibpapier	8 —
Velin-Schreibpap.	9 —

Die *neunte* Auflage von *Niemeyer's* Grundsätzen bedarf keiner Empfehlung, denn seit mehr denn dreyssig Jahren ist dieses Buch in allen Gegenden Deutschlands nicht bloss unter den Schulmännern verbreitet, Uebersetzungen haben es dem Auslande zugänglicher, Nachdrücke, Auszüge und anderweitige Bearbeitungen verschiedener Verfasser haben diess Werk allgemeiner gemacht, in welchem der hochgefeierte Verfasser das, was sich aus langer eigener Erfahrung und aus fleissigem Studium aller Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik als das Beste bewährt hatte, gesammelt hat. Längst sind diese Grundsätze ins Leben getreten, nicht bloss in den grossartigen Stiftungen *Francke's*, denen der Verewigte vorstand, sondern vor allem durch die Tausende von Schülern, die zu den Füssen des Mannes gesessen haben, den man, wohl nicht mit Unrecht, als den andern Lehrer Deutschlands bezeichnet hat, durch die Menge von Familienvätern, denen dieses Buch die trefflichste Anleitung zur Erziehung ihrer Kinder und zur Aufklärung über viele pädagog. Streitfragen der Zeit gewährt hat. Mit dem Tode des Verfassers war das Werk nicht verwaist; ein rüstiger Sohn, der Pfleger des väterlichen Ruhms und hinlänglich bewährt als Vorsteher so bedeutender Anstalten, als Lehrer der Pädagogik an einer der berühmtesten Hochschulen unseres Vaterlandes, hat die Fortführung desselben übernommen und diese neue Ausgabe in dem Geiste seines verewigten Vaters auf den Standpunct geführt, auf welchen sie dieser geführt haben würde. Zahlreiche Bereicherungen hat besonders die Literatur, immer ein besonders gerühmter Vorzug des Werks, erfahren; noch mehrere werden in der mit hoher Begeisterug für das Werk der Erziehung niedergeschriebenen Vorrede für den zweyten didaktichen Theil und vornehmlich für die Geschichte der Pädagogik versprochen, die in neuer und weit umfassenderer Form den dritten Theil beschliessen soll.

Oudendorpii, *Franc.*, Dictatorum in selectas M. Tullii Ciceronis epistolas particula edita ab *J. A. Liebmanno*. Accedunt annales Gymnasii Halensis inde ab a. MDCCCXXXIII usque ad a. MDCCCXXXIV. 4. geh. 8 gr. = 10 Sgr.

Palaestra Musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer, von Dr. *Th. Echtermeyer* und Dr. *M. Seyffert*. 1r Theil. Für untere Gymnasialclassen herausgegeben von Dr. *M. Seyffert*. 8. 12 gr. = 15 Sgr.

Text zu den Materialien der Palaestra Musarum für untere Gymnasialclassen, herausgegeben von Dr. *M. Seyffert*. Auch u. d. Titel: Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern. 1r Theil. 8. 16 gr. = 20 Sgr.

Bey der immer mehr anerkannten Zweckmässigkeit des Anfertigens lateinischer Verse in den Gymnasien können wir diese Anleitung allen Lehrern empfehlen, da sich dieselbe durch eine neue zweckmässige Methode in der Anordnung des mit unermüdlichem Fleisse aus den besten neueren lat. Dichtern aller Nationen ausgewählten Materials und durch Reichhaltigkeit der über alle Theile der dichterischen Grammatik und Phraseologie sich erstreckenden Bemerkungen und Hinweisungen auf die jetzt am weitesten verbreiteten Grammatiken von *O. Schulz* und *Zumpt* vor ähnlichen Büchern dieser Art auszeichnet. Jemehr gerade in dem Schulunterrichte ein zu langes Beharren bey *einem* Lehrbuche Lehrenden und Lernenden unangenehm und selbst nachtheilig ist, um so bereitwilliger, so hoffen wir, werden die Lehrer der Gymnasien dieses Hülfsbuch ihrem Unterrichte zu Grunde legen. Für diejenigen, denen Mangel an Musse oder eigener Fertigkeit die Lösung der Aufgaben beschwerlich machen könnte, ist dieselbe besonders abgedruckt; zugleich aber dürfte dieser Text der Materialien allen Freunden neu-lateinischer Poesie eine willkommene Erscheinung seyn, da sie darin die schönsten Erzeugnisse derselben vereinigt finden werden. Noch mehr wird diess bey dem bald erscheinenden 2ten Cursus, der längere Stücke enthält, der Fall seyn.

Schirlitz, Dr. *K. A.*, Lateinisches Lesebuch. 2r Cursus. Zur öffentlichen und Privatlectüre für mittlere und obere Classen in Gelehrtenschulen. 8. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Schirlitz, Dr. *C. A.*, Historia Romana ad pugnam usque Actiacam praemissa Italiae antiquae descriptione. Ex scriptoribus veteribus contexta et in usum scholarum adornata.

Vielfältigen Aufforderungen genügend, hat sich der verehrte Verf. dieses Lesebuchs entschlossen, in einem 2ten Cursus eine Uebersicht der Geographie Italiens und der Geschichte Roms bis zur Schlacht von Actium zu geben, um so den Bedürfnissen der etwas weiter vorgeschrittenen Schüler abzuhelfen. Aber nicht nur zum Schulgebrauche, sondern auch ganz besonders der Privatlectüre dürfte diess Buch am besten bestimmt seyn. Jeder weiteren Empfehlung glauben wir uns um so eher enthalten zu können, als der Name des Herausgebers hinlänglich bekannt und seine Methode von den erfahrensten Schulmännern als höchst zweckmässig erkannt ist.

Schulz, Dr. *Otto*, Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 8te verb. Auflage. gr. 8. 10 gr. = 12½ Sgr.

Auch die achte Auflage dieses weit verbreiteten Schulbuchs hat zahlreiche Verbesserungen durch den Hn. Verf. erhalten; und wir hoffen für dasselbe jetzt eine um so weitere Verbreitung, als in des Verfassers ausführlicher Grammatik (2te verbesserte Aufl, gr. 8. 1834, 47 Bogen, 1⅓ Thaler) auch den oberen Gymnasialclassen ein Lehrbuch geboten ist, welches, nach gleichen Grundsätzen bearbeitet, diese Schulgrammatik erweitert und vervollständigt. Wohlfeilheit des Preises dürfte keine geringe Empfehlung für die Einführung desselben seyn.

Splittegarb, *K. F.*, Deutsche Sprachlehre für Anfänger, mit Aufgaben. 11te verb. Aufl. 8. 6 gr. = 7½ Sgr.

— — Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefassten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 11te verb. Auflage. 8. 10 gr. = 11½ Sgr.

Beide Bücher sind längst allgemein bekannt; ihre Brauchbarkeit für den Unterricht bezeugen am besten die vielen Auflagen, denn schon die elfte legen wir jetzt allen Schulmännern vor. Dass dieselben nicht ohne Verbesserungen abgedruckt sind, versteht sich wohl von selbst, da wir immer bey neuen Auflagen der zahlreichen in unserm Verlage erschienenen Schulbücher sachverständige Männer mit der Durchsicht und Berichtigung derselben zu beauftragen pflegen.

Vossii, *G. J.*, Aristarchus sive de arte grammatica libri septem. Edid. *C. Foertsch.* Pars II, contin. de art. grammat. lib. IV et V. edid. *Fr. Aug. Eckstein* 4 maj. 2 Thlr. 20 gr. = 2 Thlr. 25 Sgr.

(Pars I erschien 1835 und kostet 3 Thlr. 12 gr. = 3 Thlr. 13 Sgr.)

Der zweyte Theil dieses grossartigen grammatischen Werkes des grundgelehrten *Vossius* bedarf für Kenner und Freunde der latein. Sprache wohl kaum einer Empfehlung; wir dürfen nur wünschen, dass derselbe mit gleichem Wohlwollen aufgenommen werde, als dem ersten Theile, selbst im Auslande, im reichen Masse zu Theil geworden ist. Der Herausgeber hat, wie sein gelehrter Vorgänger, Rector Dr. *Förtsch*, keine Mühe gespart, diese Ausgabe dem vorgesteckten Ziele, in den Anmerkungen ein Repertorium für die lateinische Sprachwissenschaft zu geben, näher zu bringen, und er hofft den Dank aller Gelehrten um so zuversichtlicher, als eine solche Sammlung der in unzähligen Commentaren und Monographieen niedergelegten Observationen über lat. Grammatik einem jeden, dem diese Studien am Herzen liegen, erwünscht seyn muss. Die Vollendung des Ganzen und die reichhaltigen Register glauben wir mit Bestimmtheit zur Ostermesse des kommenden Jahres versprechen zu können.

Xenophontis Anabasis, *s. Expeditio Cyri.* Editio 4ta emendatior. Accedunt Indices et Tabula geographica. 8. 1 Thlr.

Diese vierte Ausgabe unterscheidet sich von den früheren wesentlich. Der Text, hauptsächlich zwar an *Dindorf's* Recension sich anschliessend, ist durch einen ausgezeichneten akademischen Lehrer revidirt, neue Summarien sind hinzugefügt, und aus der Menge der Lesarten eine Auswahl derer gegeben, die dem Lehrer zur Erörterung der wichtigsten Puncte aus der griechischen Grammatik Gelegenheit darbieten können. Das Wortregister, von einem tüchtigen Schulmann neu angefertigt, wird sich als brauchbar und allen Bedürfnissen entsprechend gewiss bewähren. So glauben wir, durch Weglassung der unzweckmässigen Bemerkungen und des schlechten Wortregisters der früheren Ausgaben, diesem schon viel verbreiteten Buche einen höheren Werth gegeben zu haben, ohne dass wir bey dem schönen Aeussern des Buchs den Preis desselben erhöhten, und so vielleicht die Verbreitung desselben in den Schulen erschwerten.

Zedliz, *L. v.*, Neues hydrographisches Lexikon für die deutschen Staaten. Enthaltend die Beschreibung aller grossen und kleinen Flüsse so wie der grösseren Bäche, mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung. Schiffbarkeit, Fischerey, Mühlen-,

Hammer- und Hütten-Trieb, ihrer Wichtigkeit als militärische Puncte, ihrer Länge, Breite, und ihrer Uebergänge auf Brücken und Fähren. Mit 1 hydro-orographischen Charte von Deutschland, den königl. Prov. Ost- und West-Preussen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem königl. preuss. Major Dr. *F. W. Streit* und gestochen von *Leopold Müller* in Berlin. gr. 8. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 8 gr. = 2 Thlr. 10 Sgr.

Mit Umsicht, Sorgfalt und Mühe hat der durch seine geographischen und statistischen Schriften der gelehrten Welt wohlbekannte Hr. Verf. dieses Werks von jedem nur irgend der Anführung werthen Flusse oder Bache der deutschen Staaten eine genügende und seiner Wichtigkeit angemessene Beschreibung gegeben. Es sind in derselben die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen grösseren und kleineren Rinnsäle von ihren Quellen bis zu ihren Mündungen, die Beschaffenheit ihrer Ufer, besonders auch *in Hinsicht für militärische Operationen*, der Anfang ihrer Schiffbarkeit und ihr anderweitiger Nutzen für den Handel und den Verkehr, ihre Verstärkung durch die verschiedenen namhaft gemachten Zufälle u. s. w., nach den besten, durch örtliche Bekanntschaft, Aufnahmen, geodätische Berechnungen, Correspondenz und gedruckten Beschreibungen gesammelten Quellen, mit genauer Berücksichgung der die neueste Landeskunde betreffenden Schriften, so wie der besten Specialcharten dargestellt. Allen Freunden der Lehre der Staatenkunde, den Militär's, den Geschäftsmännern und Zeitungslesern, wird dieses Werk also um so mehr willkommen seyn, da ein solches bisher gänzlich der neuen deutschen Literatur fehlte, und eine längst gefühlte Lücke dadurch ausgefüllt ist. Die dem Werke beygegebene hydroorographische Charte von Deutschland, den preuss. Prov. Ost- und West-Preussen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem königl. preuss. Major Dr. *F. W. Streit* und gestochen von *Leopold Müller* in Berlin, wird gewiss ebenfalls alle billigen Anforderungen vollkommen befriedigen, und vereint mit dem Buche sich als ein neuer zuverlässiger Führer auf den Gewässern Deutschlands bewähren.

Bey *August Mylius* in Berlin sind erschienen:

Das Leben im Leichentuch. Enthüllung eines argen Geheimnisses. In Briefen. 8. geh. 18 gr.

Klenze, C. A. C., kritische Phantasieen eines praktischen Staatsmannes. Ein Bericht über *Ch. L. F. Schultz* Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. gr. 8. geh. 12 gr.

Friedrich von Matthissons literarischer Nachlass, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. 4 Bände. gr. 12. Druckpap. 2 Thlr. 16 gr. Postpap. 3 Thlr. 8 gr. Velinpap. 4 Thlr.

Ulpiani fragmenta ed. *G. Hugo*. Editio quinta. 8 maj. 10 gr.

Bey *Oehmigke* u. *Riemschneider* in Neu-Ruppin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *J. F. C. Kampes* Handbuch der griechischen Geschichte. Zum Gebrauch für die oberen Classen in Gymnasien. 346 Seiten gr. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Liederkranz für gesellige Kreise mit den Melodieen sämmtlicher Lieder. 240 Seiten 8. in Umschlag geheftet. 22½ Sgr.

Rede bey der 50jährigen Amtsjubelfeier des Hn. Superintendent *Schröner*, gehalten von Dr. *Hossbach*, königl. Consistorialrathe. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Aristotelis de intelligentia, sive mente, sententia exposita a *F. G. Starke*. 4 maj. 15 Sgr.

Lexicon Platonicum.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lexicon Platonicum.
Composuit
Dr. *Fridericus Astius.*
Volum. I. Fasc. 1.
gr. 8. Bogen 1—12. Preis: 1 Thlr.

Das ganze Werk wird aus etwa 10 Lieferungen bestehen, die sich von 2 zu 2 Monaten folgen sollen. Da das Manuscript vollständig ausgearbeitet ist, so darf eine Unterbrechung des Druckes nicht befürchtet werden.

Leipzig, d. 1 Nov. 1834.

Weidmann'sche Buchhandlung.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1834.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Anzeige
das eben erschienene
Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker
betreffend.

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Staats-Lexikon oder *Encyklopädie der Staatswissenschaften*
in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von
Carl von Rotteck und *Carl Welcker*.
Ersten Bandes erste Lieferung.

Nachricht für das respective Publicum.

Dieses Werk wird sämmtliche politische Wissenschaften, also das Staat- und Völker-Recht, die Constitutionslehre, die National-ökonomie, die Polizey- und Finanz-Wissenschaft und das Wichtigste der Statistik, überhaupt Alles, was dem *Staatsbeamten* und *Rechtsgelehrten*, dem *Ständemitglied*, dem *Gutsbesitzer*, dem *Kaufmann* und *Fabricanten* u. s. w. in politischer Hinsicht zu wissen nöthig und interessant seyn mag, umfassen. Zugleich wird es den deutschen ständischen Verfassungen und Verhandlungen vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, und auch über die bedeutenderen politischen Persönlichkeiten, Minister und Ständemitglieder, Nachrichten und Beurtheilungen enthalten.

Der Subscriptions-Preis ist für jede Lieferung 12 gr. (15 Sgr.),
wird aber beym Erscheinen der *fünften* Lieferung aufhören, und sodann ein bedeutend erhöhter Ladenpreis eintreten.

Altona, im Oct. 1834.

Johann Friedrich Hammerich.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Dänemarks u. s. w. ist dieses Werk zum Subscriptionspreis zu haben.

Der Herausgeber des *Vater'schen Jahrbuches* der häuslichen Andacht wurde gerade in der Zeit, da er die Materialien zu dem künftigjährigen hätte ordnen sollen, von so harten Schicksalsschlägen getroffen, dass ihm diess unmöglich war. Und da die regelmässige Fortsetzung nun einmal unterbrochen ist, giebt er sie wahrscheinlich für immer auf. Er sagt den geehrten Hnn. Mitarbeitern bey dieser Gelegenheit hiemit noch seinen aufrichtigen Dank für ihre bisherige Unterstützung, und wird die vorräthigen Manuscripte an sie zurücksenden lassen.

Halle, im Oct. 1834.

Renger'sche Verlagshandlung.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben:

In *P. Virgilii Maronis* opera omnia *Lexicon* scholarum usui imprimis adcommodatum edidit *G. Braunhardus*. gr. 12. 22 Bogen. 1 Thlr. 3 gr.

P. Virgilii M. opera omnia ex recensione *Heynii*. Editionis quartae ab *Wagnero* paratae textum denuo recognovit ac perbrevi lectionis varietate instruxit *G. Braunhardus*. gr. 12. 21 Bogen, 10 gr.

Dasselbe mit dem Lexikon zusammen. 1 Thlr. 9 gr.

Coburg, 20 Oct. 1834.

Sinner'sche Hofbuchandlung.

Im Verlage der *Hahn'schen* Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

C. Cornelii Taciti Opera ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique (rerum, verborum et latinitatis) indice instruxit *Ge. Alex. Ruperti*. 1832. 1834. Vol. I. II. IV. 133½ Bogen des schön-

ſten und reichhaltigſten Drucks auf Velinpapier im gröſsten Octav-Formate. 8 Thlr.

In dieſer Ausgabe der Werke des Tacitus findet man *alles beyſammen*, was in jeder anderen nur *zum Theil* enthalten iſt, indem der Hr. Conſiſtorialrath Dr. *Ruperti* zu Stade in derſelben ſowohl die verſchiedenen *Lesarten aller bisher verglichenen Handſchriften und älterer und neuerer Editionen*, als auch die vorzüglicheren *kritiſchen* und *exegetiſchen Bemerkungen aller Herausgeber* der gröſseren und kleineren Schriften des Tacitus angegeben und beurtheilt hat. Der letzte Band wird im nächſten Jahre erſcheinen, und ein *Anhang* deſſelben Zuſätze und Verbeſſerungen enthalten, zu welchen die neueſten Ausgaben Veranlaſſung gegeben haben.

So eben iſt bey *Hinrichs* in Leipzig erſchienen, und zu haben:

Zirkler, königl. würtembergiſcher Ober-Juſtiz-Rath *J. H., das Aſſociationsrecht der Staatsbürger in den deutſchen conſtitutionellen Staaten, und die Lehre von dem Verbrechen unerlaubter Verbindungen und Verſammlungen aus dem Standpuncte der Rechtsphiloſophie, aus der Geſchichte und aus den authentiſchen Quellen unſeres poſitiven Rechtes entwickelt und beleuchtet.* gr. 8. (12 B.) geh. 1834. 1 Thlr.

Eine ſo freymüthige als zeitgemäſse Schrift eines deutſchen Praktikers, welche die vielbeſprochenen politiſchen und andere öffentlichen Zuſammenkünfte und geheimen Verbindungen gründlich behandelt.

Neue Bücher,
welche im Verlage von
Duncker und *Humblot* in Berlin
erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Felice, G. de, Betrachtungen über die Verhältniſſe der chriſtlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *H. Hilliger.* Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen verſehen und herausgegeben von *C. Gr. v. B.* gr. 8. geh. ½ Thlr.

Marheinecke, Ph., Geſchichte der deutſchen Reformation. Vierter Theil. 8. 2 Thlr.

Mit dieſem Theile iſt dieſes claſſiſche Werk vollendet (Th. 1—4. 6½ Thlr.) Es iſt bekannt, daſs kein anderes Buch jene wichtige Begebenheit ſo in dem urſprünglichen Lichte darſtellt, und daraus der Beyfall erklärlich, welchen es bey chriſtlich geſinnten Gemüthern gefunden.

Ranke, Leopold, die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Erſter Band. (Auch unter dem Titel: Fürſten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Geſandtſchafts-Berichten. Zweyter Band.) gr. 8. 2⅚ Thlr.

Der berühmte Verfaſſer ſtellt zunächſt in dieſem erſten Bande, nach bisher meiſt unbenutzten Quellen, die Entwickelung des Kirchenſtaates, der Curie, des Papſtthums, dann aber des Katholicismus überhaupt, gegenüber dem Proteſtantismus im ſechszehnten Jahrhundert, dar. Auf jeder Seite wird man das bekannte groſse kritiſche Taleut des Verfaſſers wieder erkennen.

So eben wurde fertig und verſandt:

C. G. Lichtenbergs
Ideen, Einfälle und Maximen.
Nebſt deſſen Charakteriſtik. Ausgewählt und herausgegeben von *G. Jördens.* 2 Bände. 3te und wohlfeile Ausgabe in Taſchenfotmat. broch. 21 gr.

Der Kreuzzug nach Griechenland,
von *K. Reinhardt.* 1r Band, die Eltern. 2r Band, die Tempelritter. Neue wohlfeile Ausgabe in 12. broch. 1 Thlr.

Die heldenmüthige Tochter.
Aus dem Franz. von *Halem.* Neue wohlfeile Ausgabe in 12. broch. 10 gr.

Schreckenstage
der Elmira Hetikar,
einer jungen Griechin aus Jaſſy. Schaudergeſchichte aus dem griechiſchen Freyheitskriege. Aus dem Engl. von *B. M. Rittler.* Neue wohlfeile Ausgabe. 12. broch. 12 gr.

Letztere drey Schriften bilden den 13—16 Band der *wohlfeilen Bibliothek von Unterhaltungsſchriften* Prän. Preis für allemal 4 folgende Bändchen 1 Thlr. 12 gr.

Ernſt Kleins literariſches Comptoir
in Leipzig.

Bey mir iſt erſchienen.

X Verzeichniſs gebundener Bücher: enthaltend 1886 Bände aus allen Fächern der Wiſſenſchaften.

XI Verzeichniſs, enthaltend 1477 Bände griech. und römiſche Claſſiker, Lexika, Commen-

tare, Anthologien und Chrestomathien, Mythologie, Kunstgeschichte, Antiquitäten, Grammatiken und 705 Bände aus verschiedenen Wissenschaften, welche bey mir um billige Preise zu haben sind. Bücherliebhaber können diese Kataloge durch jede Buchhandlung beziehen.

Gotha, im Nov. 1834.

J. G. Müller.

Für Real- und Bürger-Schulen.

So eben ist erschienen:

Vollständiges
Handbuch der Arithmetik
von
Dr. *E. S. Unger.*

Mit einer Sammlung von mehr als 1000 Uebungs-Beyspielen, und nach den zuverlässigsten Quellen entworfenen Tabellen der Masse und Gewichte, und den in den bedeutendsten Handelsplätzen vorkommenden Münzen, mit Angabe ihres Werthes in preuss. Courant.

Zwey Bände in gr. 8., sauber cartonnirt.
Preis 3 Thlr.

Erfurt, *Keysersche* Buchhandlung.

Dr. *Christian Gottfried Daniel Stein's*,
ehemal. Professors am berl. Gymnas., Ritters des rothen Adlerordens 3r Classe u. s. w.
Handbuch der
Geographie und Statistik
für die gebildeten Stände.
Nach den neueren Ansichten bearbeitet
von
Dr. *Ferdinand Hörschelmann*,
Prof. am berl. Gymnasium, Mitgliede der berl. Gesellschaft für Erdkunde.

Dritter Band.
Griechenland, Türkey, Asien, Afrika, Amerika, Australien.
Sechste vermehrte und verbess. Aufl. 61 Bog. gr. 8. 1834. $2\frac{3}{4}$ Thlr.
(*Alle* 3 *Bde.* 168 Bog. auf starkes weisses Drckp. 6 Thlr. Auf Schreibp. 8 Thlr.)

Den zahlreichen Interessenten dieses trefflichen und in seiner Art einzigen Werks endlich die Kunde, dass der Schlussband eben die Presse verlassen hat. — Die fast gänzliche Umgestaltung der aussereuropäischen Geographie und die grose Bogenstärke verzögerten die Erscheinung sehr; das Werk hat aber in dieser Bearbeitung ungemein an Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit gewonnen, und wird jedem Gelehrten und Geschäftsmanne ein sicherer Führer seyn. Mathematische, physische und politische Geographie, Statistik und Topographie, Verfassung und Verwaltung der einzelnen Staaten sind in gleicher Vollständigkeit bearbeitet, und ein umfassendes Register macht es auch als Lexikon ganz brauchbar. Alle 2 Jahre, bis zum Erscheinen einer neuen Auflage, werden die nöthigen Verbesserungen und Nachträge den Besitzern billigst nachgeliefert werden, daher wir bitten uns dergleichen gefälligst zukommen zu lassen.

Der dazu gehörige *Atlas in* 24 *Bl. und* 6 *Tab. gr. Fol.* $4\frac{1}{3}$ Thlr. ist in der 13 *Aufl.* 1834 erschienen.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung
in Leipzig.

Anzeige für Theologen.

Bey *C. F. Osiander* in Tübingen ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung mit Rücksicht auf das Bedürfniss der Zeit kurz dargestellt von Dr. *Joh. Christ. Friedr. Steudel*, ordentl. Prof. der Theologie in Tübingen. gr. 8. 1834. XLV und 520 Seiten. 4 fl. 12 kr. od. 2 Thlr. 8 gr.

Anzeige
die eben vollendete 3te Auflage von *Mössler's Handbuch der Botanik* betreffend.

Allen *Botanikern*, *Apothekern*, *Aerzten* u. s. w. wird es angenehm seyn zu erfahren, dass so eben

Dr. *J. Chr. Moessler's*
Handbuch der Gewächskunde, enthaltend eine Flora von Deutschland, mit Hinzufügung der wichtigsten ausländischen Cultur-Pflanzen. Gänzlich umgearbeitet und durch die neuesten Entdeckungen vermehrt
von
H. G. L. Reichenbach,
königl. sächs. Hofrath u. s. w.
gr. 8. 142 Bogen. 6 Thlr. 18 gr.

in einer *Dritten Auflage*
nunmehr *vollständig* erschienen ist.

Nachdem der *berühmte Hr. Herausgeber* mit unendlicher Mühe und mit der grösten Sorgfalt alle Entdeckungen der neuesten Zeit hinzugefügt hat, nimmt dieses Werk unbestreitbar jetzt den *ersten* Platz unter allen Lehrbüchern der Botanik ein, und es kann mit vol-

lem Recht den Freunden der Botanik dringend empfohlen werden.

Der schnelle Absatz der 2ten Auflage hat bereits für die Zweckmässigkeit dieses Werks entschieden, und es darf nur noch hinzugefügt werden, dass, um die grösstmöglichste Verbreitung dieses *allen Botanikern unentbehrlichen Buchs* zu befördern, der Ladenpreis für dasselbe (142 Bogen in gross Octav!) überaus niedrig gestellt worden ist.

In allen soliden Buchhandlungen in ganz Deutschland, der Schweiz u. s. w. ist dieses Buch zu haben.

Altona, im Oct. 1835.

Joh. Fr. Hammerich.

Anzeige von einem neuen botanischen Werke.

Bey *C. F. Osiander* in Tübingen ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora von Würtemberg
von
Dr. *Gustav Schübler*,
ord. Prof. der Botanik an der Universität Tübingen.
und
Georg von Martens,
Mitglied des landwirthschaftl. Vereins in Stuttgart.
Mit einer Charte der Umgebungen von Tübingen.
1834. In einem Bande.
gr. 12. geheftet. 3 Thlr. od. fl. 24 kr.

Bey *Joh. Fr. Baerecke* in Eisenach ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weissenborn, W., Syntax der lateinischen Sprache für die oberen Classen gelehrter Schulen. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Erschienen und an die resp. Subscribenten versandt:

ΣΟΥΙΔΑΣ. *Suidae Lexicon* graece et latine ad fidem optimorum librorum exactum post Thomam Gaisfordum recensuit et annotatione critica instruxit *Godofredus Bernhardy.* Tomi Primi Fasciculus I. 4 maj. Subscr. Preis 1 Thlr. 8 gr. pr. Heft mit Vorausbezahlung des letzten Heftes eines jeden Bandes.

Halle, 1 Nov. 1834.

C. A. Schwetschke u. *Sohn.*

So eben erschien bey *Wilh. Engelmann* in Leipzig, und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Kriegk, Dr. *G. L.*, Beyträge zur *Geographie* von *Hellas* mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse. *Erstes* Heft. Das *thessalische Tempe* in geographischer und antiquarischer Hinsicht dargestellt. Mit 1 lithograph. Charte. gr. 8. Brosch. 12 gr.

II. Uebersetzungs-Anzeigen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Berggren, *J.*, Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. *F. H. Ungewitter.* 2r Theil mit dem Plane von Jerusalem und der Charte von Syrien. 8. Preis 2 Thlr. od. 3 fl. 30 kr. Derselben 3r und letzter Band. 8. Preis 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Der früher erschienene erste Band dieser interessanten Reisebeschreibung ist mit vielem Beyfall aufgenommen worden. — Der dritte Band enthält die Reise durch Aegypten und die Heimreise und beschliesst das Werk, welches der Verleger hiemit den Freunden der Länder- und Völker-Kunde bestens empfiehlt.

Für die Käufer der drey Bände findet der herabgesetzte Preis von 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. statt.

Der Plan von Jerusalem ist auch besonders à 6 gr. od. 27 kr.

Die Charte von Syrien, entworfen und berichtigt nach der Angabe von *Volney*, *Burkhardt*, *Irby* u. *Mangles* von *C. P. Höllström.* à 8 gr. od. 36 kr., zu haben.

Darmstadt, im Sept. 1834.

Carl Wilhelm Leske.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Graf *Münch-Bellinghausen*, k. k. österreichischer Gesandter beym Bundestage, hat von dem Grosherzoge von Sachsen-Weimar das Groskreuz des Falkenordens, und Hr. Hofrath *Soret* in Weimar, bisheriger Erzieher des Erbgrosherzogs von Weimar, ausser dem Charakter eines Geheimen Legationsrathes, zugleich das Comthurkreuz des genannten Ordens erhalten.

Der königl. würtenbergische Bundestagsgesandte, Freyherr *von Trott*, hat das Groskreuz des Civilverdienstordens der badenschen Krone erhalten.

Hr. Geh. Hofrath Dr. *Küstner*, Intendant des Hoftheaters in München, hat das Ritterkreuz 1 Cl. des grosherzogl. hess. Ludwigsordens als eine Anerkennung der früher geleisteten Dienste erhalten.

Hr. Prof. *Blum*, erster Lehrer am Domgymnasium zu Magdeburg, hat den rothen Adlerorden 3 Classe erhalten.

Hr. Medicinalrath Dr. *Stapf* zu Naumburg hat von dem Herzoge zu Sachsen-Meiningen den herzogl. s. Ernestinischen Hausorden erhalten.

Der bisherige Rector des aufgelösten Lyceums zu Landshut, Hr. *Maxim. Furthmaier*, ist zum Rector des neu errichteten Lyceums für philosophische Studien in Augsburg, und der Rector des Kreisgewerbschule in Augsburg, Hr. Dr. *Leo*, zum Rector der polytechnischen Schule daselbst ernannt worden.

Der seitherige Privatdocent an der Universität München, Hr. Dr. *Steinlein*, ist zum ordentlichen Professor in der Cameralistenfacultät für Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft an der Universität Würzburg ernannt worden.

Der ausserordentliche Prof. und Prosector Hr. Dr. *J. S. F. d'Alton* zu Berlin ist zum ordentlichen Prof. der Anatomie und Physiologie in der medicinischen Facultät zu Halle und zum Director des zu dieser gehörigen anatomischen Instituts ernannt worden.

Der Privatdocent an der Universität zu Berlin, Hr. Dr. *J. A. Ambrosch*, ist zum ausserordentlichen Professor an der philosophischen Facultät zu Breslau ernannt worden.

Hr. Medicinalrath und Prof. Dr. *Casper* zu Berlin ist zum ausserordentlichen Mitgliede der wissenschaftl. Deputation für das Medicinalwesen ernannt worden, und hat das Prädicat eines Geheimen Medicinalrathes erhalten.

Hr. Dr. *Civiale* zu Paris hat das Ritterkreuz des Nordsternordens erhalten.

Der Bischof im Seelandsstift Hr. Dr. theol. *Mynster* zu Copenhagen ist zum Ordensbischof ernannt worden.

Der seitherige Privatdocent, Hr. Dr. *Alfr. Nicolovius* in Königsberg, ist zum ausserordentlichen Professor in der juristischen Facultät dieser Universität ernannt worden.

Der bisherige ordentliche Lehrer am kön. Waisenhause in Königsberg, Hr. *Joh. Fr. Sluymer*, ist zum Director des königl. Schullehrerseminars zu Preussisch-Eylau ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer an der städtischen Gewerbsschule zu Berlin, Prof. Dr. *Jac. Steiner*, ist zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät an dasiger Universität ernannt worden.

Hr. Hofrath und Prof. Dr. *Joh. Barth. Tromsdorff* zu Erfurt hat den Charakter als Geheimer Hofrath erhalten.

Der Bischof von Pskow und Livland, Hr. *Nathanael*, hat vom Kaiser von Russland den St. Annenorden erhalten.

Der Priester *Tschohadschi Oglu Vartabet* aus Angora ist vom Sultan zum katholisch-armenischen Bischof ernannt worden.

Der fürstbischöfl. Commissär, Erzpriester und Stadtpfarrer, Hr. *Fr. Gebauer* zu Löwenberg in Schlesien, hat bey Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums den rothen Adlerorden 4ter Classe erhalten.

Der polnische Historiker, Hr. *Lelewel*, hat eine Anstellung an der neuerrichteten Universität zu Brüssel als Professor der alten Geschichte angenommen.

An der neubegründeten katholischen Universität in Mecheln ist zum Rector magnificus ernannt der Abbé *de Ram*, ehemal. Prof. des kanonischen Rechtes im grossen Seminar von Mecheln. Der Abbé *Hermanns*, ehemaliger Professor der Rhetorik im Collegium von Thielt und Pfarrer zu Vracene, ist zum Präsidenten des Collegiums der Universität ernannt.

Der König von Preussen hat Hn. Hofrath *Credé* in Berlin zum Geheimen Regierungs. und vortragenden Rath im Ministerium der geistl. Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ernannt.

II. Nekrolog.

Bey dem Volksausstande zu Madrid am 17 Juli fanden unter Andern folgende bemerkenswerthe Gelehrte ihren Tod: *Don Joan Artigas*, Professor der Philosophie im Jesuitencollegium, einer der ausgezeichnetsten Kenner der arabischen Literatur; sodann Pater *Etola*, Professor der Rhetorik, und Pater *Castro Fernandez*, welcher viele Jahre Professor der Mathematik und Vorsteher der Collegien von Valencia und Sevilla war.

Am 15 Aug. starb zu Nauplion Dr. *Ge. C. Wilh. Michahelles*, königl. griech. Bataillonsarzt, als Naturforscher bekannt, 27 J. alt.

Anfang September der protestantische Bischof von Raphoe in Irland, Dr. *Bisset*, durch eine Biographie *Edmund Burkes* bekannt, 79 Jahr alt.

Am 4 Sept. zu Erfurt der Professor *Joh. Georg Wendel*, 80 Jahr alt.

Am 5 Oct. zu Berlin der Justizrath *C. Fr. Wohlfromm*.

Am 6 Oct. zu Kopenhagen der königl. dänische Conferenzrath, Commandeur des Danebrogordens, *Ernst Philipp Kirstein*.

An dems. Tage zu Paris *Chilhaud de la Rigaudie*, ehemaliger Alterspräsident der Deputirtenkammer, seit 2 Jahren Ehrenrath beym Kassationshofe, 80 J. alt.

An dems. Tage zu Homburg vor der Höhe *von Hell*, landgräfl. hessen homb. Geh. Rath und dirigirender Präsident 57 J. alt.

Am 8 Oct. der berühmte Componist *Boyeldieu* auf seinem Landgute bey Paris.

Am 9 Oct. zu Brandenburg *Wilh. Neumann*, königl. preuss. Intendanturrath, 53 J. alt.

Am 13 Oct. zu Paris der ehemalige Deputirte und Präsident des Handelsgerichtes, *Vasall*, 64 J. alt.

Am 15 Oct. zu Hamburg *Carl Friedr. Enoch Richter*, früher Buchhändler in Leipzig, Uebersetzer des Mac Culloch, 56 J. alt.

Mitte Oct. zu Paris der als Dichter und besonders als Uebersetzer von *Bürgers Lenore* bekannte *Will. Robert Spencer*.

Am 23 Oct. zu Göttingen einer der ältesten Lehrer an dasiger Universität, Hofrath *Tychsen*, Prof. der Diplomatik, im 77 Lebensj.

An demselben Tage zu Krakau *Thom. Piekarski*, Präsident des dasigen Tribunals, 56 J. alt

Am 24 Oct. zu Stuttgart der würtenbergische Staatsminister ausser Dienst, Ordenskanzler Graf *von Winzingerode*, in seinem 82sten Lebensjahre.

Am 27 Oct. zu Leipzig Dr. *J. A. Bergk*, Privatgelehrter, als Schriftsteller in mehreren Fächern und als Redacteur einiger Zeitblätter bekannt, auch Recensent bey der Jen. A. L. Z., 61 J. alt.

An dems. Tage zu Leipzig Dr. jur. *Fr. Kremsier*, als juristischer Schriftsteller und durch etymologische Forschungen bekannt.

Ende Oct. zu Brüssel *Dewez*, seit 1821 beständiger Secretär der dasigen Akademie der Wissenschaften.

Am 1 Nov. zu Lambsheim in Rheinbaiern der bekannte ehemal. Advocat bey den Gerichten in Zweybrücken, *Carl Geib*, 30 J. alt.

Am 2 Nov. zu Berlin nach mehrwöchentlichen Unterleibsleiden an einem hinzugetretenen Nervenschlage der wirkliche Geh. Staats- und Finanz-Minister *Carl Georg Maassen*, dessen hohe Verdienste allgemein bekannt und anerkannt sind.

An dems. Tage zu Dresden, Dr. *Aug. C. Albrecht*, als juristischer Schriftsteller bekannt.

Am 3 Nov. in Zürich der Prof. *Joh. Kaspar Horner*.

Am 4 Nov. zu Tübingen Dr. *Sigwart*, 88 Jahr alt.

Am 9 Nov. zu München der als Mensch und Künstler gleich achtungswerthe Kupferstecher *Friedrich Fleischmann* von Nürnberg in einem Alter von 45 Jahren.

Am 11 Nov. zu Dresden der durch mehrere bibliographische Werke rühmlichst bekannte königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar, *Friedr. Adolph Ebert*, in Folge eines Falles von der Bibliotheksleiter, in einem Alter von 43 Jahren 4 Monaten. Unsere A. L. Z. verdankt ihm mehrere schätzbare Beyträge.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Erschienen und versandt ist:

Journal für praktische Chemie. Herausgegeben von *O. L. Erdmann* und *Schweigger-Seidel.* 2ten Bdes 8s Heft und 3ten Bandes 1tes Heft. 1834. No. 16. 17. gr. 8. geh.

Inhalt von II. 8. od. No. 16. *Metallurgie.* I. *Persoz*, über die Darstellung des Osmiums und des Iridiums, und über die Einwirkung des sauren schwefelsauren Kalis auf die Platinmetalle, bey Gegenwart der alkalischen Chlorüre. II. *Fournet*, über die Verdampfung des Bleyes, seiner Legirungen und Verbindungen. — *Mittheilungen vermischten Inhalts.*

Inhalt von III. 1. od. No. 17. *Organische Chemie.* I. *Henry*, über Anwendung des reinen Gerbestoffs als alkaloïmetrisches Mittel. II. *Payen*, Versuche, die Wirkung des Gerbestoffs und mehrerer anderen Agentien auf die Wurzeln der Pflanzen betreffend. — III. *Simonin*, Verfahren zur Gewinnung der Gallertsäure und der gallertsauren Alkalien. — IV. *Péligot*, über die Destillation des benzoësauren Kalks. — V. *Pelouze*, über die Producte der Destillation der Aepfelsäure. VI. *Wurzer*, chemische Untersuchung einer Concretion, die sich in dem Auge eines erblindeten Mannes gefunden hat. — *Mittheilungen vermischten Inhalts.*

Leipzig, d. 3 Nov. 1834.

Joh. Ambr. Barth.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Corpus Juris criminalis, quod per Germaniam valet, communis acad. sec. systema *A. de Feuerbach* dig. — *Collectio omnium locorum*, qui in *A. de Feuerbach* elem. jur. crim. ex fontibus citantur. Compos. recogn. locis omissis suppletis indicibusque additis aliis iuris crim. elem. accommod. et var. lect. sel. perpetuaque constitut. crim. Carolinae c. Bamberg. ac Brandenburg. comparat. instructum ed. *Herm. Jul. Kittler.* Lips. *Hinrichs.* 1834. 8 maj. (XIV et 602 Pag.) 2⅓ Thlr.

Bey dem bisherigen Mangel an einer Sammlung der Quellen des gemeinen deutschen Strafrechts wird diese Quellensammlung, die für *Feuerbach's* sowohl als andere Lehrbücher gleich brauchbar ist, sehr erwünscht seyn. Durchgängig legte der Herausgeber die besten Ausgaben zu Grunde, verglich dieselben unter einander, und gab einen neuen, kritisch berichtigten Text. Besonders glauben wir auf die hier *zum ersten Male* gelieferte, fortlaufende und genaue Vergleichung der H. G. O. Karls V. (von welcher der Text der ersten Ausgabe getreu wiedergegeben ist) mit ihren Quellen, der Bamberger und Brandenburger H. G. O. aufmerksam machen zu müssen. Die dem *Index legum* beygefügten Nachweisungen von Schriften, wo einzelne Stellen erläutert oder sonst besprochen werden, dürften selbst den Gelehrten nicht unerwünscht seyn, da vieles Zerstreuete sich hier gesammelt findet. Vorzüglich aber ist dieselbe Studirenden, denen die Quellen des Strafrechts so selten bis jetzt zur Hand waren, und Praktikern, die des mühsamen Nachschlagens der in so verschiedenen Werken zerstreueten Quellen enthoben werden, zu empfehlen.

Nene Bücher
für Aerzte und Pharmaceuten,
welche im Verlage
von
Duncker und *Humblot* in Berlin
erschienen, und in allen Buchhandlungen
zu haben sind:

Jahres-Bericht über das klinische chirurgisch-augenärztliche Institut der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, abgestattet vom Director der genannten Anstalt, Geheimen Rath Dr. *von Gräfe.* Siebenzehnte Folge, für 1833. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. ⅔ Thlr.

Dieser neueste Jahresbericht über das berühmte Institut enthält, ausser statistischen Mittheilungen über dasselbe, die Beschreibung der vorgekommenen lehrreichen Ereignisse, neueingeführter Heilmittel und eines neuen Compressoriums gegen tiefe Hämorrhagien beym Seiten-Steinschnitt (nebst Abbild.)

Kunth, Prof. Dr. *K. S.*, Anleitung zur Kenntniss sämmtlicher in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten officinellen Gewächse nach natürlichen Familien. gr. 8. 2⅔ Thlr.

Das Bedürfniss eines Werkes, in dem der Pharmaceut und angehende Arzt bey möglichster Kürze und Wohlfeilheit sämmtliche gegenwärtig noch allgemein gebräuchliche officinelle Gewächse, nach Familien geordnet, genau und vergleichend beschrieben findet, veranlasste den Verfasser zur Herausgabe dieses Werkes, das jene Bedingungen erfüllt, und zugleich

bey Vorträgen über diesen Gegenstand zum Leitfaden dienen kann. — Früher erschien von demselben Verfasser:

Handbuch der Botanik. 1831. 8. 3½ Thlr.

Für jeden gebildeten Augenarzt, Augen-Operateur, Wundarzt u. s. w.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die künstliche Pupillenbildung in der Sclerotica.

Nebst einem Anhange *über die Verpflanzung der Hornhaut, Keratoplastik.*

Von Dr. *B. Stilling*, Arzt zu Cassel.

Mit Abbildungen.

gr. 8. br. Preis: 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Es enthält diese Schrift die Ergebnisse einer grossen Anzahl von Versuchen an Thieraugen, und zum Theil an Menschenaugen, welche nach mehreren vom Verfasser neu erfundenen Methoden mit künstlichen Pupillen in der Sclerotica versehen wurden. Unter allen bisher üblichen Methoden, eine künstliche Pupille in der Sclerotica zu bilden, war nur die des Verfassers von einem Erfolge, wie man ihn von der genannten Operation erwarten durfte — welcher Erfolg allen früheren Methoden gänzlich auf die Dauer mangelte. — Es ist daher auch diese Schrift in mehreren der angesehensten Zeitschriften (s. Zeitschrift für Ophthalmologie, herausg. v. *Ammon.* III. 5—4s Heft; Jahrbücher der gesammten Medicin, herausgegeben v. *Schmidt.* 1834. Heft 3; Berliner medicinische Centralzeitung, herausgeg. von *Sachs.* 1834. St. 7; Göttingische gelehrte Anzeigen. 1834. Jan. No. 30. u. s. w.) als eine wahre Bereicherung der augenheilkundigen Literatur bezeichnet, und als nothwendig für jeden gebildeten Augenarzt überhaupt anerkannt worden.

Der *Anhang* enthält die Nachricht über die vom Verf. gemachten Versuche, die Hornhaut eines Thierauges an die Stelle der abgeschnittenen eines andern Thieres zu verpflanzen. — Aus dem Anhang erhellt, *dass es dem Vf. zuerst gelungen ist, diese Operation mit Glück zu verrichten*, und es ist demnach dieser Anhang als ein Haupt-Actenstück für künftige Versuche und Bearbeitungen des Capitels über die Keratoplastik zu betrachten.

N. G. Elwert.

Bey *C. F. Osiander* in Tübingen ist erschienen:

Autenrieth, H. F., Professor, *das Schwefelbad Sebastiansweiler im Königreich Würtemberg* u. s. w. Mit 3 lithogr. Abbildungen. gr. 8. geh. 1834. 30 kr. od. 8 gr.

Actenmässige Darstellung und Prüfung der Verfolgungen des Berner Obergerichts und der damit zusammenhängenden Cabinets-Justiz, von Dr. *F. Hepp*, Professor in Tübingen. gr. 8. 1834. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Düsseldorfer auf zwanzigjährige Erfahrung gegründetes *Kochbuch.* Oder *Unterricht in der Koch- und Haushaltungs-Kunst.*

Nebst Anweisung zur Bereitung von Getränken, zum Einmachen und Trocknen des Obstes und der Gartenfrüchte, Pflege und Wartung des Hausgeflügels, Mästung der Schweine, Kühe und Kälber, Butter- und Käse-Machen, Brodbacken, Bierbrauen u. s. w.

Von *Sophie Hölscher.*

Düsseldorf, bey *J. E. Schaub.* 216 Seiten in 8. Gebunden. Preis 20 Sgr.

Verlag der *Creutz'schen* Buchhandlung in Magdeburg.

Roloff's Dr. *J. C. H.*, Anleitung zur Prüfung der Arzneykörper bey Apothekervisitationen, für Physiker, Aerzte und Apotheker. Vierte vom Prof. *Lindes* umgearbeitete Auflage. 4. ¾ Thlr.

III. Bücher-Auctionen.

Bücher-Auction zu Marburg.

Die von Hn. Dr. *Zimmermann*, Prof. der Theologie zu *Marburg*, hinterlassene Büchersammlung aus den Fächern: *Theologie, classische Philologie, Geschichte, Philosophie* und *Pädagogik* u. s. w. bestehend, nebst *Zeitschriften, Dissertationen, Programmen* u. s. w. wird im Monat *Januar* 1835 hier öffentlich versteigert. Kataloge sind in allen Buchhandlungen und bey jedem Antiquar zu bekommen.

Marburg, 1 Nov. 1834.

Im Auftrag
N. G. Elwert.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

November 1834.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige
an
Gelehrte und Literaturfreunde.

Die

Literarische Zeitung,
herausgegeben von *Karl Büchner*,

(eine möglichst vollständige, wissenschaftlich geordnete, Uebersicht der in- und ausländischen literarischen Neuigkeiten, Bücher, Journale, Dissertationen, Programme u. s. w., der Todesfälle, Beförderungen und Ehrenbezeigungen der Schriftsteller, der Bücherauctionen u. s. w.)

welche seit Anfang 1834 in unserm Verlage erscheint, wird auch für 1835 ganz in der bisherigen Art fortgesetzt werden (an jedem Mittwoch eine Numer von 1 bis 1½ Bogen: Preis des Jahrgangs 2 Thlr.). Die Nützlichkeit dieses Blattes für jeden Gelehrten, Militär, Techniker u. s. w., namentlich auch durch die Angabe des Inhalts der Journale, welche sich so vollständig in keiner anderen Zeitschrift findet, ist allgemein anerkannt, und nur die Theilnahme, welche dasselbe beym Publicum gefunden, erlaubt seine Fortsetzung zu so höchst wohlfeilem Preise. — Bestellungen auf die Literarische Zeitung nehmen alle Buchhandlungen und die königl. Postämter an, durch welche auch noch der Jahrgang 1834 (No. 1—46. sind erschienen) bezogen werden kann.

Duncker u. *Humblot* in Berlin.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Dieterichschen* Buchhandlung in Göttingen sind erschienen:

Harnisch, G., Comment. medica de Remediis nonnullis, quorum effectus in sano corpore humano symptomatibus quibusdam morborum similes sunt. 4 maj. à 1 Thlr.

Hogarth's Werke, in verkleinerten Copien von *E. Riepenhausen*. 14te Liefrg. mit Erklärungen von *C. M. Gutzkow* und *le Petit*. fol. u. 8. à 1 Thlr. 12 gr.

Liefrg. 1—13 kostet 13 Thlr. 12 gr.

Langenbeck, C. J. M., Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten in Verbindung mit der Beschreibung der chirurgischen Operationen, oder gesammte ausführliche Chirurgie für praktische Aerzte und Wundärzte. Band V. Abthl. 1. gr. 8 à 2 Thlr. (Thl. 1—4 kostet bis Ende des Jahrs 9 Thlr.)

Mende, L. C. J, die Geschlechtskrankheiten des menschlichen Weibes, nosologisch und therapeutisch bearbeitet. Thl. II. Abthl. I. Herausg. von *F. A. Balling*. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Thl. I. erschien 1831 und kostet 2 Thlr. 12 gr.

Grimm, W., Vridankes Bescheidenheit. 8. à 2 Thlr. 12 gr.

Schmidt, J. C. E., Lehrbuch der analytischen Optik, herausgegeben von *C. W. B. Goldschmidt*. Mit 4 Kupfern. gr. 8. à 2 Thlr. 16 gr.

Strümpell, Dr., Erläuterungen zu *Herbart's* Philosophie, mit Rücksicht auf die Berichte, Einwürfe und Missverständnisse ihrer Gegner. Erstes Heft. gr. 8. à 16 gr.

2tes Verzeichniss herabgesetzter Bücher.

In der Buchhandlung von *C. F. Amelang* in Berlin (Brüderstr. Nr. 11.) erschienen so eben folgende Werke, welche sich wegen ihres geschackvollen Aeussern zu *Weihnachtsgeschenken* ganz vorzüglich eignen:

Hellmuth, Paul, Sommerabende. Darstellungen aus der Natur und dem Menschenleben, für die reifere Jugend. 8. Mit Titelvignette. Geheftet. 25 Sgr.

Hellmuth, Paul, Winterabende. Gesellige Spiele zur Belehrung und Unterhaltung der reiferen Jugend. 8. Mit Titelvignette. Geheftet. 25 Sgr.

Lehnert, J. H., Eunomia, oder die Pflichtenlehre des Christenthums in ermunternden und warnenden Beyspielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Für den Familien- und Schul-Gebrauch bearbeitet. gr. 8. Mit Titelvignette. Geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

Petiscus, A. H. (Prof.), Die *Hauptbegebenheiten der Vorzeit* und *Mitwelt.* Dargestellt in ihrer Folge und Beziehung auf einander, zur Unterhaltung und Belehrung. gr. 8. Velinpapier. 2 Thlr. 10 Sgr.

Schilling, Dr., *Historische Anthologie* für Deutschlands Söhne und Töchter. Eine Sammlung von Biographieen der merkwürdigsten Männer, Kriegsscenen, Schlachten und anderer geschichtlicher Begebenheiten auf alle Tage des Jahres. *Zwey Theile* in gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignetten. Sauber geh. *Cpl.* 2 Thlr. 25 Sgr.

Schoppe, (Amalia geb. *Weise) Bunte Reihe,* oder belehrende und unterhaltende Erzählungen aus der Jugendwelt, für Knaben und Mädchen von acht bis zwölf Jahren. 8. Mit 8 illum. Kupfern. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — *Die Uebersetzung desselben in französischer Sprache,* unter dem Titel: *Mélanges* ou recueil d'historiettes amusantes et instructives pour l'enfance. Traduit de l'allemand par *Henri Dabin.* 8. *Ausgabe* mit 8 illum. Kupf. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe, Ausgabe ohne Kupfer. Geheftet 22½ Sgr.

Schoppe, (Amalia, geb. *Weise), Licht und Schatten.* Oder Bilder und Begebenheiten aus dem Jugendleben. In belehrenden und unterhaltenden moralischen Erzählungen für die Jugend beiderley Geschlechts von zehn bis vierzehn Jahren. 8. Mit 8 illuminirten Kupfern. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

— — *Die Uebersetzung desselben in französischer Sprache,* unter dem Titel: *Le miroir,* ou contes moraux à l'usage de la jeunesse de dix à quatorze ans. Traduit de l'allemand par *Henri Dabin.* 8. *Ausgabe* mit 8 illum. Kupf. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe, Ausgabe ohne Kupfer. Geheftet 22½ Sgr.

So eben ist bey *Hinrichs* in Leipzig erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

K. J. Hoffmann, grammatikalisches Lesebuch für Gymnasien, Selbststudium und

Privatunterricht, mit fortlaufender Beziehung auf die *lateinische Schulgrammatik* von *Otto Schulz.* 1r Curs. Mit Wörterbuch. gr. 8. (10 B.) 1835. 1 Thlr.

Das Bedürfniss einer besonderen Beyspielsammlung für die so sehr verbreitete *Schulz'sche* Grammatik ist äusserst fühlbar geworden. Der Vfr. wurde durch Hn. Prof. Schulrath *Schulz* selbst zur Ausarbeitung aufgemuntert, welcher den Plan kannte und billigte. Doch ist das Buch auch neben jeder anderen Grammatik zu gebrauchen und enthält ausser einer doppelten leichteren und schwereren Beyspielsammlung für *alle* Paragraphen nach ihrer Reihenfolge, Fabeln, Erzählungen, Auszüge aus Eutrop.

Für Juristen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Lehre von den Schenkungen
nach
Römischem Recht.
Von
Dr. *Fr. von Meyerfeld* zu Marburg.

2 Bände. gr. 8. 50 Bog. 3 Thlr. 8 gr. — 6 fl.

In diesem Werke, der Frucht eines langjährigen Quellenstudiums, findet man eine neue, durch Einfachheit und Schärfe sofort ansprechende, Begriffsbestimmung, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit sich durch consequente Durchführung bis in das feinste Detail bewährt; man erhält hier die Grundlage zu einem aus ächtrömischen Ansichten mit überraschender Klarheit und Natürlichkeit entwickelten Systeme des Privatrechts nach Massgabe von zwey wesentlich verschiedenen Eintheilungsgründen. In bündigen, kräftigen Sätzen sind schwierige, für Wissenschaft und Anwendung gleich bedeutsame, Rechtsfragen erörtert, und oft ist das Resultat mühsamer Forschungen in wenigen Zeilen deutlich und überzeugend hingestellt. Zweckloses Prunken mit blosser Gelehrsamkeit ist streng vermieden, und die citirte Literatur sorgsam gewählt. Dass man hier nirgends mit leerem Wortschwalle hingehalten wird, dafür bürgt wohl schon die Vertrautheit des Herrn Verfassers mit dem Geiste und der Methode der, als Muster praktischen Tactes und Scharfblickes anerkannten, classischen römischen Juristen. In der vorstehenden Schrift sind selbst für manche nur gelegentlich, der Vergleichung oder Erläuterung wegen, dargestellte Lehren, neue, die Einsicht in deren Wesen fördernde Gesichtspuncte angegeben, namentlich für die Lehren vom Precarium, als lucrativem Erwerbsgrunde, vom

altrömischen Literalcontract, von den Arten der Delegation und Intercession, von den Fällen der Naturalschuld u. s. w.

Ueber die Latini Juniani.
Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung
von
Dr. *C. A. von Vangerow*, Prof. zu Marburg.
14 Bog. gr. 8. 1833. 18 gr. — 1 fl. 20 kr.
N. G. Elwert.

Bey *Fleischmann* in München ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neues allgemeines
Künstler-Lexikon,
oder
Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen u. s. w.
bearbeitet
von
Dr. *G. K. Nagler.*
In sechs Bänden, nebst den Monogrammen (jeder Band sechs Lieferungen enthaltend).
Erste Lieferung, Subscriptionspreis 9 gr. oder 36 kr.

Diese *erste* Lieferung eines Werkes, das zum Theil wahres Bedürfniss war, und das an Vollständigkeit und Richtigkeit Alles übertrifft, was bisher in dieser Art nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und Italien erschienen, ist nun in jeder soliden Buchhandlung zu haben. Mit welch' ausharrendem, mit welch' deutschem Fleisse der Hr. Verfasser gearbeitet hat, davon kann sich Jedermann schon bey Einsicht dieser ersten Lieferung überzeugen. Die zweyte erscheint in vier Wochen, und so regelmässig in jedem Monat eine Lieferung.

Alle Buchhandlungen nehmen fortwährend Subscription an, die nach Erscheinen des letzten Bandes erlischt.

Neue Bücher,
welche im Verlage von
Duncker und *Humblot* in Berlin
erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Boyen, H. v., (Krieges-Minister a. D.), Erinnerungen aus dem Leben des königl. preuss. General-Lieutenants Freyherrn *von Günther.* 8. geh. ½ Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Generals *von Seydlitz.* Mit *Seydlitz's* Bildnisse. 8. geh. 1⅙ Thlr.

Gans, Ed., vermischte Schriften, juristischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts. 2 Bände. gr. 12. geh. 2⅔ Thlr.

Nachrichten, biographische und literarische, von den in Berlin lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Herausgegeben von *Karl Büchner.* Erstes Heft. gr. 8. ½ Thlr.

Eben ist erschienen:

Die Wissenschaft
der
Metrik
für Gymnasien, Studirende und zum Gebrauche für Vorlesungen, von
Karl Johann Hoffmann.
Anhang I. Die antike Rhythmik und Musik in ihrem Verhältnisse zur Metrik. Anhang II. Regeln zum deutschen Versbau.
Leipzig, 1835. *Hinrichs.* gr. 8. 12 Bog. ¾ Thlr.

Das vorliegende System eröffnet einen neuen und eigenthümlichen Standpunct für die wissenschaftliche Betrachtung der Kunst überhaupt und insbesondere der Metrik, deren Formen hier theilweise zum ersten Male ganz anders erscheinen. Dafür bürgt das Urtheil des grössten Philologen unserer Zeit, des Hn. Professors *G. Hermann* in Leipzig, an die Verlagshandlung:

„*Ich habe die Ehre, auf Ihre geneigte Anfrage zu erwiedern, dass Hr. Hoffmann mit vielem Scharfsinn einen neuen Weg in der Erklärung der Principien der Metrik betreten hat, und seine Schrift aller Aufmerksamkeit werth ist* u. s. w."

Auf das speculative Talent des Hn. Verf. hat schon *Fichte* in der Leipz. Lit. Zeit. aufmerksam gemacht. — Den Anhang über die Rhythmik, welche in diesem Werke zum ersten Male mit kritischer Genauigkeit und als besonderer Theil der antiken Metrik behandelt ist, wünschte Hr. Prof. *Hermann* hinzugefügt zu sehen, und auch hier lässt sich Gründliches erwarten, da der Hr. Verf. für dahin einschlagende Arbeiten schon zwey Mal den Preis von der Berliner Facultät erworben hat.

Literarisch-artistische Anzeige
des Kunstverlags von W. Creuzbauer in Carlsruhe.

Durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind die nachstehen-

den *classischen Bilderwerke in Stahlstich* zu den beygemerkten ungemein billigen Preisen zu beziehen:

John Flaxmanns 75 Umrisse zu Homers Ilias und Odyssee, in Stahl gestochen von E. Schuler. 8. 2 Thlr. 10 gr. 4. 3 Thlr. 12 gr.

John Flaxmanns 78 Umrisse zu Dante Alighieri's göttlicher Komödie; mit Text in italiänischer, deutscher, englischer und französischer Sprache. Vollständig in 1 Band elegant gebunden, in gröſstem Octavformat. 5 Thlr.

30 *Ansichten aus Griechenland, Gegenden und Monumente darstellend, wie sie von den griechischen Autoren beschrieben und jetzt noch vorhanden sind; nach Zeichnungen von Lokrell, Williams u. a., von Professor Frommel in Stahl gestochen. Mit deutschem und französ. Text.* roy. 8. 5 Thlr. roy. 4. 7 Thlr. 12 gr.

30 *Bilder zu Horazens Werken, nach Zeichnungen von C. Frommel in Stahl gestochen, mit Text.* 8. 2 Thlr. 20 gr. 4. 3 Thlr. 22 gr.

50 *Bilder zu Virgils Aeneis, in Stahl gestochen, mit erklärendem Text.* 8. 5 Thlr. 6 gr. 4. 7 Thlr. 3 gr.

Bey *Joh. Fr. Baerecke* in Eisenach ist erschienen:

Stilling, B. Dr., die Bildung und Metamorphose des Blutpfropfes oder Thrombus in verletzten Blutgefäſsen, aus einer groſsen Reihe von Versuchen an Thieren abgeleitet. gr. 8. 1 Thlr, 20 gr.

Verlag der *Creutz'schen* Buchhandlung in Magdeburg.

Andrae, Reg. R. Dr. *A.*, *Grundriſs der allgemeinen Augenheilkunde*, mit 3 Abbild. Bl. ¾ Thlr.

So eben ist erschienen, und bey *A. G Liebeskind* in Leipzig zu haben:

Hahn, A. Dr., Commentationis *de Religionis et Superstitionis* natura et ratione. Pars Prima. gr. 8. 6 gr.

Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im November-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 80 — 88 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter).

Albrecht in Weimar 218.
Akad. Kunst-Musik-Buchhand. in Linz 204.
Arnold in Dresden 208. E. B. 87.
Baumgärtner in Leipzig 213.
Brockhaus in Leipzig 217.
Cröcker in Jena E. B. 88.
Dalp in Chur u. Bern 215. 217.
Darnmann in Züllichau E. B. 84.
Dyck in Leipzig 210.
Ebner in Ulm E. B. 81. 82 (2).
Enslin in Berlin E. B. 85.
Fleischer in Leipzig 204.
Franke in Leipzig 213.
Frommann in Jena E. B. 85.
Gebhardt in Grimma 218.
Geibel in Leipzig 204.
Glückher in Constanz E. B. 83.
Göschen in Leipzig 205 E. B. 85. 86 (2).
Graſs, Barth u. Comp. in Breslau 205.
Habicht in Bonn 211 — 213.
Hahn in Hannover E. B. 84 (2).
Hahn in Leipzig 206 — 209 (2).
Hammerich in Altona E. B. 84.
Hartmann in Leipzig 216. 217.
Haubenstricker in Nürnberg 213.
Kesselring in Hildburghausen E. B. 80 — 82.
Kollmann in Leipzig 217.
Kupferberg in Mainz 200 — 202.
Lachmüller in Bamberg 200.
Laue in Berlin 206 — 209 (2).
Mayer in Aachen 216.
Mechitaristen-Congreg Buchh. in Wien 204.
Meyer d. ält. in Braunschweig 216.
Meyer in Lemgo 203. 214. 215.
Neff in Stuttgart 217.
Reinhard in Heidelberg 218.
Renger in Halle E. B. 86.
Rubach in Magdeburg 202.
Sauerländer in Frankfurt a. M. 216. 217.
Schäfer in Frankfurt a. M. 212.
Schletter in Breslau 215.
Schüller in Crefeld 210.
Schwetschke u. Sohn in Halle 211 — 213.
Schwickert in Leipzig E. B. 83.
Siler in Ulm 204.
Spittler in Basel 213.
Steinkopf in Stuttgart E. B. 83.
Universitätsbuchhandlung in Ofen E. B. 87.
Voigt in Ilmenau 216. 218.
Voſs in Leipzig 204.
Wagner in Neustadt a. d. O. 201.
Weidmann in Leipzig 211 — 213 (2). 216. E. B. 84.
Wienbrack in Leipzig 206 — 209.
Zeh in Nürnberg 215.
Ziegler in Winterthur 218.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MEDICIN.

Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Medicinisches Conversationsblatt.* In Verbindung mit den Herren Dr. *Amelung* in Spital Hofheim, Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Autenrieth* in Tübingen, Dr. *Balling* in Würzburg, Dr. *Berthold* in Göttingen, Dr. *Bluff* in Geilenkirchen bey Aachen, Dr. *von dem Busch* in Bremen, Prof. Dr. *Carus* in Dresden, Dr. *Dieffenbach* in Berlin, Dr. *Eisenmann* in Würzburg, Prof. Dr. *Friedreich* in Würzburg, Hofmed. Dr. *Greiner* in Eisenberg, Prof. Dr. *Hasper* in Leipzig, Prof. Dr. *Hecker* in Berlin, Prof. Dr. *Hergenröther* in Würzburg, Prof. Dr. *Hesselbach* in Bamberg, Dr. *Heyfelder* in Trier, Dr. *Hossa* in Fulda, Dr. *Jawandt* in Massfeld bey Meiningen, Dr. *Kaltenbrunner* in München, Dr. *Kerner* in Weinsberg, Prof. Dr. *Klose* in Breslau, Dr. *Krimer* in Aachen, Prof. Dr. *Lichtenstädt* in Breslau, Prof. Dr. *Naumann* in Bonn, Reg. Rath Dr. *Neumann* in Neuwied, Prof. Dr. *Pfeufer* in Bamberg, Dr. *v. Pommer* in Heilbronn, Dr. *Rothamel* in Lichtenau, Prof. Dr. *Sachs* in Königsberg, Dr. *Schnurrer* in Vaihingen, Dr. *Simon* in Hamburg, Prof. Dr. *Spitta* in Rostock, Dr. *Steinheim* in Altona, Geh. Hofr. Dr. *Sulzer* in Altenburg, Dr. *Sundelin* in Berlin, Geh. Med. Rath Dr. *Vogel* in Rostock, Hofr. Dr. *Vogel* in Weimar, Dr. *Winter* in Lüneburg, herausgegeben von Dr. *Hohnbaum* in Hildburghausen und Dr. *Jahn* in Meiningen. Erster Jahrgang. 1830 (in 4 Heften, 52 halbe Bogen, nebst einem halben Bogen Register). Zweyter Jahrgang. 1831 (53 halbe Bogen u. ¾ Bogen Register). Dritter Jahrgang. 1832 (Erstes u. zweytes Vierteljahrheft in 26 halben Bogen). gr. 4. (7 Rthlr. 12 gr.)

Zur richtigen Würdigung dieser sehr gehaltvollen Zeitschrift erachten wir für nothwendig, den Plan und Zweck derselben, welcher in einer besonderen Ankündigung vom October 1829 dargelegt worden, hier kurz vorauszuschicken. 1) soll sie *kurze* Aufsätze, Beobachtungen, Bemerkungen u. s. w. aus allen Fächern der medicinischen Wissenschaften mittheilen, weil der Praktiker einmal nicht gerne Weitläufiges liest, und dann auch nicht gerne Weitläufiges schreibt, da ihm hiezu häufig Zeit und Uebung abgehen; 2) öffnet sie ihre Spalten dem wissenschaftlichen Polemisiren, wenn es nicht *certamen circa hircum* ist; 3) theilt sie alle neuen Entdeckungen, Beobachtungen bey wichtigeren Erscheinungen in der Literatur mit, und veranlasst, solche zu besprechen, und 4) fasst sie das praktische ärztliche Leben nicht bloss, wie es sich literärisch gestaltet, sondern auch in seinen privaten Verhältnissen auf, so fern das rein ärztliche Verhältniss dabey betheiligt ist. Dass diese Aufgabe dem Titel des Blattes entspricht, ist nicht zu bezweifeln; und dass es seine Aufgabe auch wirklich löst, dafür bürgen die Namen der Herausgeber, das beweist der Inhalt dieser Hefte, den wir mit Auswahl hier im Auszuge mittheilen wollen.

Sehr passend führt Hr. *Jahn* uns beym Beginne der Zeitschrift, als leuchtendes Vorbild für alle Aerzte, den grossen *Sydenham* vor, als Mensch und Arzt dem unsterblichen Vater der Medicin an die Seite gestellt, meisterhaft geschildert nach seinem Leben und Wirken. Obgleich derselbe den Geist der Medicin aus dem lebendigen Buche der Natur richtiger erfasst hat, als ihn gar Viele begriffen haben und begreifen können aus angeborener und angebildeter Kurzsichtigkeit und Geistesbeschränktheit: so hat ihn doch der Wahn der Weisheit, der schrecklichste der Schrecken, verketzert und angefeindet. Dem ohngeachtet bleibt der Wahrheit zuletzt der Sieg, und *Sydenhams* Manen werden immer muthig und belebend in den Reihen der Kämpfer für ächte Reform der Heilkunde stehen und sie zum Siege führen. Macht ihm auch *Pinel* den Vorwurf, dass er seiner feinen Beobachtung in der Praxis nicht immer treu geblieben, da er z. B. bey der Behandlung der *Pleuritis* die heilende Naturkraft verleugnet habe, und in eine wahre *Haematomanie* verfallen sey: so dürfen wir darum noch nicht ungerecht über ihn im Allgemeinen aburtheilen, und ihn wegen des „*errare humanum*" in den Schattengrund stellen wollen. *Pinel's* Urtheil (*Nosographie philosophique, Tom. I*) ist im Uebrigen mit *Jahn* im Wesentlichen einstimmig.

Betrachten wir nun den Inhalt näher. *Ein Wort über Napoleons Krankheit.* *Jahn* weist nach, dass *Napoleon* an einer Krätzmetastase auf den Magen zu Grunde ging, welchen Ausgang *Corvisart's* Oberflächlichkeit herbeygeführt hatte. — *Erbliche Anlage zu Krankheiten.* Von *Hohnbaum.* — *Einige Desideria für*

die Vervollkommnung der Medicin. Von *Hohnbaum* und *Jahn.* (Beide Namen bezeichnen wir in der Folge, ihres häufigen Vorkommens wegen, nur mit den Anfangsbuchstaben.) Sehr interessant, für einen Auszug aber zu weitläuftig. — *Jodbaryt, als neues Heilmittel. J.*, überhaupt der Jodine viel vertrauend, und zwar mit vollem Rechte, macht auf den Jodbaryt, eine Verbindung eigener Angabe, aufmerksam, zu deren Anwendung in Skropheln, Hypertrophieen, chronischen Entzündungen u. dgl. und zu Mittheilung der gewonnenen Resultate er die Aerzte auffodert. — *Autonosographische Bemerkungen.* Von Dr. *Friedr. Gabr. Sulzer.* Der 80jährige Greis beschreibt seine Lebensweise, keine Krankheit. — *Chenopodium vulvaria* wandte *Houlton* mit Erfolg in Störungen des Uterinlebens an, und *J.* macht darauf aufmerksam. — *Woher kommt es, dass das Verdursten weit qualvoller ist, als das Verhungern?* Von Dr. *A. A. Berthold* in Göttingen. Bey anhaltendem Hunger wird die niedere Organisation der Erhaltung der höheren geopfert, das Fett allmälich zur Ernährung resorbirt. Beym Durste lässt sich nichts resorbiren; die Secretion währt fort, wird immer langsamer, wornach sich auch die Consistenz der Producte zu richten hat, die allmälich scharf und faulig werden. Hiedurch treten auch Fieberregungen ein, die den Durst mehren; die Secretion aus der Säftemasse des Körpers stockt aber, und allmälich mit ihr die Säftemasse selbst, — das Blut wird immer flüssiger, und so kann selbst Schmerz und Entzündung entstehen, weil die betheiligten Organe so überfüllt werden, und doch nicht secerniren können bey ihrer noch vorhandenen Thätigkeit, oder das Blut selbst secerniren. So ist es auch mit der Secretion auf der Respirations-Schleimhaut, die allmälich auch nur wenigen und zähen Schleim absondert, und dadurch den Zutritt der Luft erschwert, und so Aengstlichkeit und Respirations-Beschwerden herbeyführt. Anders verhält es sich mit dem Hunger. Zu ihm gesellt sich zwar auch Fieber als Reaction des Organismus, das Durst bringt; im anderen Falle kommt aber Durst zu Durst, und so wird klar, was der Vf. darthun will. — *Bemerkungen über das Wesen der Lienterie.* Von *Ebendemselben.* Der Vf. berührt die hierüber herrschende Verschiedenheit der Meinungen, denen er die seinige beyfügt, welche den Grund des Uebels in einer erhöhten Reizbarkeit der Muskelhäute des Darmcanals sucht, die aber sehr vielfach bedingt seyn kann, daher Lienterie auch mehr als Symptom betrachtet werden soll. Rec. stimmt hiemit nicht überein, und erinnert den Vf. an den pathischen Process der Colliquation, dessen nähere Würdigung seine Ansicht ändern, und ihm die Lienterie ähnlich dem Diabetes erscheinen lassen wird, wenn von wahrer Lienterie, wofür aber die erwähnte nicht zu halten ist, die Rede seyn soll. — *Freywilliges Aderlass.* Von *H.* Er will es nicht als *Conamen naturae* gelten lassen, wofür wir ihm aber die freywillige Wasserentleerung durch den Nabel bey *Ascites* entgegenstellen möchten. — *Mutterkorn. Ulsamer* empfiehlt es bey Gebärmutter-Polypen, die es durch erregte Contraction aus dem Orificium hervordrängt und der Operation zugänglich macht. — *Zur Erörterung des St a r k'schen pathologischen Gesetzes: dass bey Krankheit Abweichung des Lebens in eine auf anderer Entwicklungsstufe der Organisation normal gegebene Lebensform Statt finde.* Von *J.* Der Beweis ist mit viel Umsicht und Scharfsinn, so weit es nur immer der jetzige Stand der vergleichenden Anatomie und Physiologie zulässt, gegeben, und macht die wahre Bedeutung von Krankheit recht anschaulich; daher wir wünschen, dass dieser Aufsatz von Allen, die über den Begriff von Krankheit im naturphilosophischen Nebel herumtappen, mit Aufmerksamkeit gelesen werde. — *Beobachtungen über die Wirkung der thierischen Kohle bey Skirrhus und Krebs.* Von Dr. *A. K. Hesselbach.* Er erzählt zwey Krankengeschichten, in denen er den günstigsten Erfolg beobachtet haben will. *H.* konnte sich (in einer Anmerkung) hievon nicht überzeugen. Diese zwey Beobachtungen selbst aber werden später von einem Augenzeugen, Dr. *Siebert*, als verfälscht hingestellt, wogegen der Vf. bey späterer Mittheilung von noch drey Fällen nur die Waffe der Grobheit, statt der der Widerlegung, gebraucht. Hiedurch sind aber entstandene Zweifel noch nicht beseitigt. Noch theilt in diesem ersten Jahrgange Dr. *Rothamel* einige Versuche mit diesem Mittel mit, woraus sich aber auch noch kein bestimmtes Resultat gewinnen lässt. — *Vorfall des Uterus, Schwangerschaft, und während derselben dauernde Menstruation.* Von Dr. *Bluff* in Geilenkirchen bey Aachen. — *Kuhpocken. Neumann* versuchte sie auch anderen Thieren zu impfen. — *Ueber die Ursache der Convulsionen zur Zeit der ersten Dentition.* Von Dr. *Heyfelder* in Trier. Nicht der Zahnentwicklung, sondern der auffallenden Hirnmetamorphose zwischen dem neunten und zwölften Lebensmonate, wo die Scheidung der weissen von der grauen Hirnmasse unter vermehrtem Blutandrange vor sich geht, ist das Erscheinen der Convulsionen und vielleicht auch der Eintritt der Dentition selbst zuzuschreiben. — *Einige Worte über die Folgen eines zweckwidrigen Eingreifens von Seiten der Hebammen während des Gebäractes.* Von *Ebendemselben.* Es betrifft das gewaltthätige Beschleunigen der Geburt, und die Folge, den Eintritt von Puerperal-Fieber, was die grösste Aufmerksamkeit des Arztes in Anspruch nehmen muss. — *Milchmetastase.* Von Dr. *Bluff.* Sie erschien in der rechten Leistengegend, und enthielt eine von der Milch aus der Brust chemisch nicht verschiedene Flüssigkeit, die durch einen Einstich mit der Lanzette entleert wurde. — *Ruptura uteri duplex bey einer Kuh.* Von *Ebendemselben.* — *F. d. l. B. Sylvius, Friedr. Hofmann* und *Broussais.* Von Dr. *Berthold.* Eine historische Parallele, weil jeder den Sitz der Krankheiten, aber, nach seiner Weise, im Darme suchte, wobey aber doch *Hofmann* als der einzige rationelle Arzt bezüglich der Heilung erscheint. — *Merkwürdiger Fall von Schwarzwerden der Zunge, ohne wahrnehmbar materielle Ursache.* Von Dr. *W. Krimer* in Aachen. Die Patientin litt offenbar an *Splenitis chronica*, und es ist zu wundern, dass der Vf. den Zungen-

beleg nicht richtig zu deuten wuſste. Wie ſich z. B. bey Leberleiden das Gallenpigment öfter im Zungenbeleg zeigt: ſo finden wir auch bey Milzleiden (wiewohl ſeltener, weil ſie ſelbſt ſeltener ſind) das Kohlenpigment, die functionelle Bedeutung dieſes Organs, in anomaler Richtung, welche, richtig aufgefaſst, der Phyſiologie, wie Pathologie, gleich förderlich wird, worüber wir den näheren Nachweis noch verſuchen werden. — *Entweihung der mediciniſchen Künſte.* *H.* weiſt recht ſchön und ganz aus dem Leben gegriffen nach, wie ſie von den Aerzten ſelbſt ausgeht, denen die Medicin nichts weiter, als eine Melkkuh iſt. — *Auch eine Methode gegen die häutige Bräune.* Von Dr. *Steinheim* in Altona. Sie beſteht in der Anwendung zweyer Mixturen: No. 1. *Infuſ. ſenn. comp. unc. IV* mit *Spir. nitr. dulc. drachm. II.* No. 2. ein aromatiſches Waſſer mit demſelben Spiritus, und der Arzt, der ſie befolgt, wird ein eigenthümlicher, in ſich gewendeter Theoſoph genannt. Sie wurde mit Erfolg angewandt. — *Vom Waſſer- und Sauer-Stoffe.* Von *Ebendemſelben.* Eine Stelle aus Platon's Timaeus, die darauf hindeutet, wenn ein Philolog als Chemiker damit einverſtanden iſt. — *Die neueſte Ausgabe Galen's.* Von *Ebend.* Er meint die *Kühn*'ſche, welche ſogar den Mönchsunſinn mit abdrucken läſst, und darum gerechten Tadel verdient. — *Bemerkungen über den Gebrauch der Jodine.* Von Dr. *Krimer.* Er wandte ſie mit dem beſten Erfolge in einem viel verkannten Falle von Skropheln in den Meſenterialdrüſen an. — *Fall von Sycoſis menti, durch Wechſelfieber geheilt.* Von *Ebend.* Er betrifft einen holländiſchen Officier aus Batavia, der alle Bäder vergebens gebrauchte und in Vlieſſingen zuletzt ſich gerade zur Zeit der Epidemie von 1828 aufhielt, die ihn auch ergriff und von ſeiner Sycoſis befreyte, ehe noch die Quartana abgelaufen war. — *Bruch des Steiſsbeins, Urſache langjähriger Nervenleiden.* Von *Ebend.* Die Heilung des Bruches war dem Zufall überlaſſen, und ſo das Steiſsbein mit ſtarker Callusbildung zu ſehr nach innen gerichtet, wodurch die *Cauda equina* lädirt wurde. Späte Unterſuchung entdeckte erſt dieſen Umſtand, und nun wurde die Heilung auch möglich, und wirklich bezweckt, nachdem man zuvor lange im Finſtern herumgetappt war. — *Einige ſemiotiſche Bemerkungen über Puls und Reſpiration.* Von Profeſſor Dr. *Naumann* in Bonn. — *Himbeermaden.* *J.* ſah ein Kind, welches durch dieſelben ſehr litt, und bemerkt hier den Fall, weil in keiner Naturgeſchichte deren Schädlichkeit erwähnt wird. — *Gaſtro-Enteritis.* Sie kam auch bey einem Kinde vor, das zuvor an Würmern behandelt worden war. *J.* fand aber im Leben und bey der Section Geſchwüre im Darm, daher man vor ſolcher Verwechſelung ſich ſehr hüten möge, weil die Behandlung des Wurmleidens eine ſolche Entzündung nur fördern kann. — *Zoomagnetismus.* *J.* erzählt einen intereſſanten Fall, in dem ein altes Weib mit beſtem Erfolge magnetiſirte. — Bis hieher der Inhalt des erſten Vierteljahr-Heftes, den wir ganz mitgetheilt, um den Gehalt dieſer Zeitſchrift gehörig nachzuweiſen. Bey den nächſten Heften erlauben wir uns, wo möglich, uns kürzer zu faſſen.

Zweytes Vierteljahrheft. *Fragmente zur Beurtheilung von acuten Kinderkrankheiten.* Von Prof. *Naumann.* Beachtungswerth. — *Zugabe zu den Problemen über die menſchliche Seele.* Von *Ebend.* Eine Kritik über *Kieſers* Anſicht. — *Sectirer und Secten.* Von *Steinheim.* — *Etwas über die Aphthen.* Von *Ebend.* *Billard*, der ſie auf Entzündung der *follicules mucipares* beruhen läſst, wird triftig widerlegt. — *Merkwürdiger Fall einer verborgenen Kopfverletzung, durch die Trepanation geheilt.* Von *J. Hoffa* in Fulda. — *Neue Erſindung.* Sie betrifft die *Torſion* der Arterien bey Operationen, von *Amuſat* angegeben, von *H.* aber nicht gut geheiſsen. — *Weiſswerden der Haare nach Varioloiden* ſah *J.* — *Vom Diabetes.* Von Dr. *Neumann* in Neuwied. Die Hauptrolle in dieſer Krankheit ſpielt nach ihm das Bauchganglienſyſtem, und insbeſondere der Nierenplexus, der ſeinen Einfluſs auf die Hoden oder Ovarien aufgegeben, und auf die Nieren concentrirt hat, die nun beide Secretionen übernehmen müſſen, welche ſich als der eigenthümliche Diabetesharn geſtalten. Dieſen Einfluſs wieder zu theilen und zur Norm zurückzuführen, iſt demnach die Heilaufgabe. Der Vf. gründet ſeine Theorie auf Erfahrung, und wirklich hat ſie auch manches für ſich, wenn wir ſeine ausführliche Auseinanderſetzung näher betrachten. — *Exantheme der Schleimhaut.* *H.* erzählt einen merkwürdigen Fall von einem *Tinea* ähnlichen Ausſchlage auf dem *Pharynx* und von da fortgeſetzt auf die Naſenhöle und nach abwärts in den *Oeſophagus*, der bey einem Mädchen vorkam und beweiſt, daſs nicht bloſs die acuten, ſondern auch die chroniſchen Exantheme auf inneren Membranen keimen. — *Innere Exantheme überhaupt.* *J.* giebt über ihre Exiſtenz weitere Nachweiſe, und abſtrahirt aus den angeführten Beobachtungen ihre Entwicklungsgeſetze, denen wir zuzuſetzen haben, daſs ſich alle Afterorganiſationen, wie auch dieſe Exantheme, im Inneren des Organismus darum weiter ausdehnen als auf der Oberfläche, weil ſie der freyen Entwickelung unter Begünſtigung der äuſseren Luft und des Lichtes entbehren müſſen, und ſich darum nach Innen entwickeln, gleich manchem Baume, der im Dickig des Waldes nicht emporſchieſsen kann, und darum als Gebüſch im Boden um ſich greift, und ſeine Wurzeln mehr oberflächlich ausbreitet, der Vollkommenheit ſeiner Gattung entbehrend, wie dieſs auch bey den inneren Exathemen der Fall iſt, die als auf einer niederen Stufe der Entwickelung ſtehen geblieben, zu betrachten ſind. — *Aus welchem Grunde erkennen wir einen in irgend einer Richtung vor unſerem Auge her ſich bewegenden Körper als ſehr deutlich ſich bewegend, während uns doch ein ſtillſtehender, ruhender, bey der Bewegung unſeres eigenen Auges, obgleich das Geſichtsobject in dieſem Falle nicht minder, als in jenem gegen uns ſelbſt oder gegen unſer Auge und deſſen verſchiedene Netzhautpuncte eine andere oder wechſelnde Lage an-*

nimmt, in Bezug auf Bewegung gar nicht oder nur wenig lebhaft zu unserer Anschauung kommt? Von Dr. *Berthold.* — *Ueber die Anatomie und Physiologie des inneren Ohres.* — *Auch ein Wort über Napoleons Krankheit.* Von Dr. *Winter* in Lüneburg. Er weist nach, wie dessen Abdominalnervensystem mitgenommen werden muſste, wodurch Congestion zum Magen, chronische Entzündung desselben mit ihrem Ausgange in Induration bedingt wurde. Wir wollen dieses ätiologische Moment zu jenem, von *Jahn* hervorgehobenen fügen, und das Resultat bleibt doch dasselbe. — *Jod-Quecksilber gegen Skirrhus Ovarii. J.* erzählt einen wichtigen Fall mit dem herrlichsten Erfolge der Anwendung dieses Mittels. — *Ueber specifische Mittel.* Von Prof. Dr. *Lichtenstädt* in Breslau. — *Digitalis.* So wirksam sie sich bey Lungensucht und Hydropsie beweist, so ist sie doch zu einer gewissen Periode Gift, und beschleunigt den Ausgang in Tod, wenn der Organism seine letzten Anstrengungen macht, wie es *J.* beobachtet hat. — *Ueber den Durst in Fiebern und seine Behandlung.* Von Dr. *Rothamel.* — *Rothsucht Neugeborner.* Die Haut hat nach der Geburt eine groſse Metamorphose zu bestehen, wodurch sie in einen besonderen Congestionszustand versetzt wird, der selbst in Irritation übergehen kann, was nach *J.* die Rothsucht darstellt. — *Gall's Schädellehre.* Vom Prof. *Lichtenstädt.* — *Andeutungen zu einem neuen Krankheitssysteme. J.* weicht zu viel vom naturhistorischen Wege ab, und läſst die Naturphilosophie mehr den Ton dabey angeben, wodurch dieses System zuviel den Anstrich eines künstlichen erhält, und den natürlichen Krankheitsfamilien einigermaſsen Gewalt angethan wird. — *Varioloid. J.* betrachtet es als Abart der *Variola*, die aber ihre Selbstständigkeit erlangt hat. — *Ueber die Extremitäten in Bezug auf Semiotik.* Von Dr. *Bluff.* Diesen schönen Bemerkungen fügen wir bey, daſs der Wadenkrampf je nach verschiedenen Graden mehr oder weniger uns immer auf Affection der Abdominalganglien schlieſsen lieſs, was wir zuerst an uns selbst beobachteten. — *Marginalien zu den im „Inlande" enthaltenen Bemerkungen aus dem Tagebuche eines baier'schen Gerichtsarztes.* Das Tagebuch enthält Unsinn und Arroganz nach einem gewissen Modell in Baiern; die Marginalien dazu sind zu glimpflich. — *Ueber einige der wichtigsten Schädlichkeiten, welche krankhafte Zustände der Säfte bedingen.* Von Prof. *Naumann.* — *Notizen über Pariser Aerzte und französische Heilkunde.* Von einem im Jahre 1829 und 30 in Frankreich und Italien gereisten jungen Arzte. Mitgetheilt von *Berthold.*

Drittes Vierteljahrheft. *Praktische Bemerkungen.* Vom Prof. Dr. *Hermann Autenrieth* in Tübingen. — *Auch etwas über die Rothsucht der neugebornen Kinder.* Von *Schneider* in Fulda. Er verwechselt *Willian's Strophulus* mit *Jahn's* Rothsucht. — *Praktische Miscellen.* Von Dr. *Wiegand* in Fulda. — *Noch ein Wort zur Geschichte der Civiale'schen Methode, den Stein in der Harnblase zu zerstören.* Von *Berthold.* Schon *Arnemann* erwähnt einer ähnlichen Methode 1799. — *Einige Bemerkungen über die Krankheit, welche der Tod des Herrn Ober-Medicinalrathes u. s. w. Dr. Ernest von Grossi in München veranlaſst hat.* Von Prof. Dr. *L. W. Sachs* in Königsberg. Der Vf. erklärt die Krankheit, die man für Pleuritis und Pleuropneumonie gehalten hatte, für Bronchitis. — *Ueber das Geräusch der Placenta bey Schwangeren.* Von Hofr. Dr. *Schottin* in Köstritz. Ein wichtiger Beytrag zur Diagnose der Schwangerschaft. — *Scharlach. H.* beschäftigt die Frage, ob sich der Scharlach immer mittelst eines Contags fortpflanze, oder zuweilen aus sich selbst fortpflanze. Sie ist leicht zu beantworten, wenn wir auf die Naturgeschichte der Contagien hinblicken, wo wir dann finden, welche Lebensdauer manche Contagien besitzen, daher wir auch eine ähnliche Lebenstenacität beym Scharlach anzunehmen berechtigt sind. Dem ungeachtet kann sich Scharlach auch, vermöge seiner innigen Verwandtschaft zum Rothlaufprocesse, auf dieselbe Weise, wie dieser, entwickeln, was *J.* durch Beobachtung nachweist, und sohin ist die eine, wie die andere Entstehungsweise anzunehmen. — *Etwas über fixe Ideen.* Von Prof. *Naumann.* Er betrachtet sie als Monomanieen. — *Ein Wort über Farbe-Veränderung der Haut nach der Anwendung von Blasenpflastern.* Von Dr. *Berthold.* Der Vf. unterwirft diesen Gegenstand einer physiologischen Untersuchung, worauf er seine Therapeutik begründet, die darin besteht, daſs die Hautstelle mit Heftpflaster bedeckt wird, bis sie ihre natürliche Farbe wieder erhält, was immer geschieht. — *Zur Behandlung syphilitischer Geschwüre.* Von *Naumann.* — *Ueber die Giraffenkrankheit.* Eine Mittheilung *Robert's* im *Journ. génér. de Méd. etc.* — *Die beiden Siamesen.* — *Die Brechweinsteinsalbe.* Eine Eigenheit derselben, daſs bey ihrer Anwendung häufig secundär Pusteln an den Genitalien ausbrechen, und beym weiblichen Geschlechte sogar an den Brustgenitalien, wie *J.* beobachtete. — *Aeuſsere Anwendung des Quecksilbers auf frische Wundflächen. J.* wandte es mit bestem Erfolge und ohne allen Nachtheil in Fällen an, wo er direct auf das ergriffene Organ wirken wollte, ohne den Magen damit zu beläſtigen. — *Wiedererscheinen der Wechselfieber und Ruhren.* Sie suchten Meiningen lange nicht mehr heim, daher *J.* ihr Erscheinen auf eine Aenderung des Krankheitsgenius bezog.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MEDICIN.

Hildburghausen, in der Kesselringschen Hofbuchhandlung: *Medicinisches Conversationsblatt.* Herausgegeben von Dr. *Hohnbaum* und Dr. *Jahn* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Von den Thierseelen. Von *Neumann* in Neuwied. — *Zona.* J. erzählt einen Fall, der mit Hämorrhoidalcongestion nach den Nieren zusammenhing, und stellt die Vermuthung auf, dass bey *Zona* jedesmal ein paariges Organ mitleiden möchte. — *Der Schauder beym Uriniren.* Von Dr. *Gustav Blumröder* in Hersbruck. Physiologisch ist diese Erscheinung noch nirgends gewürdigt. Wahrscheinlich ist, dass der Nierenplexus und die damit in Verbindung stehenden Ganglienfäden der Genitalien in eine besondere Verstimmung bey starker Harnausleerung versetzt werden, da Rec. selbst diese eigenthümliche Erscheinung an sich nur dann wahrnehmen kann, wenn er durch Genuss geistiger Getränke die Blase recht angefüllt findet, und so plötzlich entleert. — *Fortdauer der Blatter-Eruption nach dem Tode.* J. erzählt einen solchen Fall. — *Miscellen.* Von Dr. *Kurtz.* — *Drey Fälle von Neurosis cardiaca.* Von *Naumann.* Dass Herzneurosen häufiger vorkommen, als sie berücksichtigt werden, bezweifelt Rec. nicht; dass aber ihre Diagnose Umsicht erfodere, ist richtig, und es tritt hier namentlich auch der Fall ein, dass man (mit *Hufeland* zu sprechen) an Herzkrankheiten, die nicht im Herzen ihren Sitz haben, denkt, und diese doch im Herzen, in seinen Nerven nämlich, sitzen, die dann durch ein Abdominalleiden consensuell ergriffen sind. Ebenso verdient rheumatische Metastase genaue Berücksichtigung, und diese Krankheit überhaupt die Aufmerksamkeit der Aerzte zu deren mehrerer Aufhellung. — *Einiges über das Leben der Augenlieder nebst einem Fall von geheilter Blepharoptosis paralytica.* Von *Berthold.* — *Ueber Vortraum.* Er bezeichnet den Eintritt der Herrschaft des Ganglienlebens über das sensorielle, das Gehirnleben, welches den Schlaf nicht eintreten lassen kann.

Viertes Vierteljahrheft. *Bad Liebenstein.* Ein trefflich geschriebener Aufsatz *Jahn's* über diese Stahlquelle und ihren Gebrauch. — *Neue Methode zur Zermalmung des Steins in der Blase.* Auch *Hesselbach* will gleich *Berthold* diese Erfindung den Deutschen vindiciren, und theilt hier die Idee von *Brünninghausen* darüber mit. — *Ueber eine krebsartige Entartung der äusseren Geschlechtstheile.* Von *Heyfelder* in Trier. — *Luther und Paracelsus.* Eine Parallele. Von Dr. *Ferd. Häusler* in Greiz. — *Zur Diagnose und Prognose des Croups.* H. spricht dabey seine Zuversicht zum *Tart. emet.* aus. — *Meine Beobachtungen über den Lebensmagnetismus,* vorgetragen in der allgemeinen Sitzung der deutschen Naturforscher zu Hamburg, den 18 Sept. 1830, vom Geh. Rath Dr. *Wendt* in Breslau. Merkwürdig sind darunter zwey Fälle, in denen die Magnetiseurs selbst von der Krankheit ihrer Magnetisirten befallen wurden, daher in dem einen ein anderer Magnetiseur an die Stelle des Erkrankten trat, welcher aber schon in der Nacht nach seiner ersten Manipulation starb. Rec. weiss auch vom Dr. *Eisenmann,* der früher häufig magnetisirte, dass er oft über grosse Entkräftung nach seinen Manipulationen klagte, welche später zunahm, als er schon gezwungen war, das Magnetisiren aufzugeben, und ihm wahrscheinlich das viel verkannte Leiden, welches ihm das Gehen fast unmöglich machte, und wohl in einer Schwäche des Gangliensystems und des Rückenmarks bestanden haben mochte, bereitete. — *Nyctalopie.* — *Militär-Medicinalwesen.* Von *Neumann.* Der Vf. beklagt dessen schlechten Zustand in den deutschen Heeren, und giebt die Mittel zur Verbesserung an. — *Zur Physiologie des Schwindels.* Von Dr. *Brück* in Osnabrück. Der Vf. lässt den Schwindel auf dem Gewahrwerden gestörter Selbstständigkeit beruhen, deren Organ das animalische Nervensystem ist. Ist dessen Energie getrübt, so tritt Schwindel ein; daher ist seine Potenzirung Heilaufgabe, die realisirt wird durch Stahlmittel, Driburger Wasser. — *Belebungsmittel.* Von *Schottin.* Es besteht in einem, mit Werg angefüllten Topf, das darin angezündet wird. Während die Flammen darüber hinausreichen, wird der Topf schnell wie ein trockener Schröpfkopf auf den Bauch gesetzt. — *Medicinische Unterhaltungen.* Von *Schneider* in Fulda. — *Hitzige Hirnhöhlenwassersucht.* J. spricht von der Schwierigkeit ihrer Diagnose und will darin ein sicheres Zeichen gefunden haben, dass er ein Blasenpflaster in den Nacken legt, worauf, wenn wirkliche Hirnentzündung vorhanden

ist, die Hirnsymptome mächtig hervortreten sollen. — *Gehörtäuschung.* Von Dr. *Bluff.* — *Bemerkungen über die Vorlesung des Hn. Geh. Raths Dr. Wendt in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Hamburg.* Von Dr. *Just. Kerner* in Weinsperg. Er wurde in obigem Aufsatze wegen der Seherin von Prevorst etwas mitgenommen, und dadurch zu diesen Bemerkungen veranlasst. — Sie stammen vom gläubigen *Kerner.* — *Das Anabain.* Von Dr. *Neumann.* Nebst Kochsalz und kohlensaurem Natrum ist das Anabain ein nie fehlender Bestandtheil aller Thermen, und nicht künstlich nachbildbar. Es ist aber auch zugleich der wirksamste Bestandtheil in den Thermen, und *J.* sagt, es sey von dem gewaltigsten Einfluss auf die Körperbeschaffenheit. Bemerkenswerth ist, was er über die Aehnlichkeit des Wechselfiebermiasma's (nach *Moscati* sich als ein in der Luft schwebendes, zartes, thierschleimartiges Wesen und ganz so wie das organische Princip der Erdatmosphäre verhaltend) mit diesem Anabain in den Thermen und mit dem organischen Princip in der Seeluft sagt, welche er dadurch noch begründet sieht, dass die Thermen und das Seebad ganz ähnlich auf den Leib wirken, wie das Wechselfiebermiasma und auch das Contagium hitziger Krankheiten, nämlich eine grosse allgemeine Reaction erregend, wodurch ihre Heilkraft in chronischen Krankheiten begründet ist. — *Die medicinisch-chirurgische Gesellschaft in Hamburg.* Von Dr. *Behre* in Altona. Geschichtliche Mittheilungen über ihre Entstehung und ihren Fortgang. — *Bitte um Erläuterung in einer rein wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheit.* Sie betrifft einen gerichtlichen Fall von angeblicher Vergiftung mit Arsenik, worüber aber die Untersuchung nicht das geringste auswies. Dass die Inquisitin einen Vergiftungsversuch nach 15 Jahren noch aussagte, kann keine Meinungsdifferenz unter den Aerzten begründen, wenn sie auf keine Spur dieser Vergiftung gekommen sind. Sie haben sich nur an das zu halten, was sie finden; nicht an das, was ausgesagt ist. — *Theorie der chronischen Entzündungen und daraus herzuleitende Behandlung derselben.* Von Dr. *Steinheim* in Altona. Des Vfs. Untersuchungen drehen sich um die Fragen: Wie entstehen chronische Entzündungen? Wie verhalten sie sich zu acuten? Was ist ihr Wesen? Wie sind sie zu behandeln diesem Wesen gemäss? Die Art der Lösung dieses Problems (in des Vfs. bekanntem satirischem Stile) ist befriedigend, und hat besonders die excessiven Antiphlogistiker *à la Broussais* etwas hart mitgenommen. Wirklich ist auch die Antiphlogose in Fällen von Entzündung, die auf einer niederen Entwickelungsstufe dieses Krankheitsprocesses stehen geblieben sind, höchst unsinnig und schädlich, weil durch sie nur noch eine niederere Stufe der Krankheit bezweckt werden kann, während doch zur Heilung gehört, dass das Leiden seine Stufen durchlaufe. Die Abhandlung ist darum sehr zeitgemäss zur Warnung für manche Aerzte. — *Chlorine als Gegengift für Blausäure.* — *Vision.* (Aus *Walter Scott: Demonologie and Witchcraft.*) — *Letierce Untersuchungen über die innere Membran der Arterien.* — *Metallisches Silber im menschlichen Körper.*

Zweyter Jahrgang. Erstes Vierteljahrheft. *Blitzfiguren.* Von Dr. *Schottin.* Er fand sie in Form der Chladnischen Klangfiguren als Fissuren in den Schädelknochen eines vom Blitze getödteten Mannes, ohne dass man äusserlich davon etwas wahrgenommen hatte, und die darunterliegenden Theile verletzt waren. — *Bemerkungen über die Entzündung des Rückenmarkes, des Stimmnerven und der Ganglien. L. W. Sachs* hat die Entzündungen der einzelnen Provinzen des Nervensystems scharf in seinem Systeme gezeichnet, und hiezu will nur *Jahn* Belege liefern, wie sie sich ihm in der Natur dargeboten. Er erzählt seine Beobachtungen über Rückenmarks-Entzündung, bekennt die Schwierigkeit von deren Diagnose, und stellt zu deren Aufhellung prüfend zusammen, was *Sachs* darüber angiebt, und was seine Beobachtung bietet. Als Resultat kommt zum Vorschein die Vortrefflichkeit der *Sachs'schen* Schilderung, welche ebenso auch auf das Gemälde der Entzündung des herumschweifenden Nerven ausgedehnt wird, wofür der Vf. auch Belege aus seiner Erfahrung beybringt. Was die Ganglien-Entzündung betrifft: so stellt der Vf. neben dem trefflichen *Sachs* den geistreichen *Schönlein*, dessen Ansichten über den Typhusprocess, dem neuroparalytischen verwandt, hier schön auseinandergesetzt werden, wodurch dann die Ganglien-Entzündung, welcher der Ganglien-Typhus gegenüber steht, nicht als reine Phlogose, sondern als letzterer erscheint. Nach der anatomisch-physiologischen Bedeutung des Gangliensystems lässt sich auch nicht wohl vermuthen, dass eine reine Phlogose in ihm vorkommen könne, und *Sachs* möchte darum nach der *Schönlein'schen* Distinction der Phlogose, Neurophlogose und des Typhus seine Ganglien-Entzündung wahrscheinlich dem letzten Krankheitsprocesse anreihen dürfen. Uebrigens ist der ganze Artikel von *Jahn* sehr beachtenswerth. — *Rosenrothes Sediment im Urin.* Von *Bluff.* Wir setzen bey, dass wir es gar nicht selten bey Dysmenorrhöen beobachtet haben. — *Ueber die Ende Novembers v. J. in Göttingen für Geld zu sehen gewesene, mit Cerostrosis behaftete, ein Seitenstück zu dem sogenannten Stachelschwein- oder Krusten-Menschen aus der Familie Lambert bildende, Franz Sive Krove aus Wyk bey Duurstede.* Von *Berthold.* Eine gute Beschreibung mit Räsonnement. — *Ueber Zahnfleisch-Auswüchse (Epulis).* Von *Heyfelder.* Er unterscheidet zwey Formen, die eine eine Telanjectasie, leicht zu beseitigen, die andere ein fester warzenartiger Auswuchs, meist mit Caries der Zähne verbunden und schwer zu beseitigen; und fügt noch zwey Beobachtungen *über das Lockerwerden der Zähne aus gastrischen Ursachen* bey. — *Das salzsaure Kupfer und seine Anwendung.* Vom Kreis-Wundarzte *Martini* in Römhild. Er theilt ausgezeichnete Wirkungen desselben in inveterirter Lues, ...rhaupt in Dyscrasieen und den durch sie bedingten Neurosen mit. — *Einige Briefe von vier grossen und berühmten Aerzten, Werlhof, Baldinger, Tren-*

enburg und J. G. Zimmermann. Mitgetheilt von *G. Vogel* in Roſtock. — *Heilung dreyer Fälle von drophobie durch die Anwendung von Queckſilberbe.* Von Dr. *Madacca* in Neapel. — *Ueber die ania puerperalis, Mania a potu und über das Deiumtremens.* Von *Pfeuſer* in Bamberg. Die anührten Erfahrungen ſollen beweiſen, daſs man ohne tiphlogoſe auch in dieſen Krankheiten zurecht komn könne. — *Beyträge zur Pathologie, Therapie d Pharmakodynamik.* Von Dr. *Tünnermann* in lda. Mitunter intereſſant, auch einen gewandteren emiker, als Pharmakodynamiker verrathend. — *hige Bemerkungen über die ruſſiſche Preisfrage, Cholera morbus betreffend, und über Preisfragen erhaupt.* Der Haupttadel iſt, daſs meiſt nur Ein eis ausgeſetzt wird, und die Meiſten daher umſonſt beiten. — *An alle deutſche Aerzte.* Vom Reg. Rath r. *Neumann* in Aachen. Er iſt ſehr unzufrieden it den Buchhändlern, weil ſie die Literatoren ſo hlecht bezahlen, und macht Vorſchläge, wie man eſem jüdiſchen Unweſen ſteuern könne.

Zweytes Vierteljahrheft. *Namen und eigentliche edeutung des Wortes Χολέρα; miſsbräuchlicher Ausuck Cholera morbus.* Von *Simon* jun. Die heäiſche Derivation iſt nicht berührt. — *Aſthma vom aub der Brechwurzel.* Von *Heyfelder.* — *Ueber lung der Cholera morbus.* Von Frhrn. v. *Wedend.* Seine Anſichten enthält eine ſpätere beſondere ruckſchrift, aus welcher ſie bekannt ſind. — *Nordcht.* Von *Neumann.* Er ſah es in der Nacht vom ten auf den 8ten Januar zu Aachen. — *Apoſtaſis inguinalis.* Von Dr. *Dreſſel* in Treuen. — *Chroniſcher rieſel.* Von *Ebend.* — *Luftdruck.* Von Dr. *Hofrichter* in Polniſch Wartenberg. Er bemerkt mit Recht, daſs man bey Würdigung der Mineralbäder den Luftdruck gar nicht in Anſchlag bringe, was doch nicht ſelten das einzige Wirkſame bey mancher Badreiſe ſey, da die Beſtandtheile des Mineralwaſſers ſelbſt oft zu unbedeutend wären, als daſs man von ihnen allein einen wichtigen Erfolg erwarten könnte. — *Das Vorkommen und die Verhältniſſe der Steinkrankheit im Herzogthum S. Meiningen.* Eine kurze, in Beziehung der ätiologiſchen Verhältniſſe aber beſonders intereſſante Zuſammenſtellung von *Jahn.* — *Aſthma thymicum.* Von Dr. *Hermann Vezin* in Osnabrück. Seit *Kopp* in Hanau auf dieſes organiſche Leiden aufmerkſam machte, wird deſſen Exiſtenz mehrſeitig nachgewieſen, und es hat durch dieſe Entdeckung die Kinderpraxis, in Bezug auf Diagnoſe, ein Merkliches gewonnen. — *Der Kaffee als Gegenmittel gegen Antimonialvergiftungen, nebſt einigen Bemerkungen über die Wirkung des Antimoniums überhaupt.* Von *Berthold.* Den Brechweinſtein bezeichnet er gar nicht als ſicheres Brechmittel, da er, wenn er nicht ſchnell wirkt, ſtürmiſche Folgen haben kann, und als beſtes Gegenmittel den Kaffee, ſelbſt in Klyſtierform angewendet, beſonders wenn Schmerzen im Leibe und Wadenkrampf dabey erſcheinen. Rec. betrachtet den Wadenkrampf immer als Zeichen einer Affection der Ganglienнerven, und gebrauchte oft ſchon ſelbſt den Kaffee gegen dieſe läſtige Erſcheinung, die ihm immer Begleiterin ſeiner hypochondriſchen Stimmung war; wovon er, neben dem Kaffee, durch *Ferr. carbon.* als Oxydul befreyt wurde. Die Unterſuchungen über die Wirkung des Antimoniums ſelbſt ſind für einen Auszug zu weitläuftig. — *Fehlende Augäpfel bey einem neugeborenen Kinde.* Von *Dreſſel.* — *Einiges zum Beweiſe, daſs uns die Natur ſelbſt die Perforation des Kindskopfs gelehrt habe.* Vom Prof. *Ed. v. Siebold* in Marburg. Er führt Fälle an, welche die Excerebration im Uterus darthun, ohne Kunſthülfe. — *Muthmaſsungen über das Seyn und die Bewegung oder das Leben der Körper* und *Muthmaſsungen über die Natur des Pulſes.* Von *Schottin.* Ideen aus den höheren Regionen gegriffen. — *Hydrops cyſtis felleae.* Der Fall iſt für die Diagnoſe äuſserſt wichtig, aber auch eben ſo ſchwierig, weil leicht Verwechſelungen, wie mit Leber-Abſceſs wegen der Fluctuation, die man fühlt, Statt finden können, wo man dann zum Biſtouri greifen würde. *Hohnbaum* beſchreibt ihn, und *Bartenſteins* Zugabe bezieht ſich auf die Anamneſe, wie auch die Diagnoſe, die er im Leben richtig geſtellt hatte. — *Ueber die verſchiedene Stärke und Agilität des rechten und linken Auges.* — Etwas über das *Weſen und die Behandlung der Cholera morbus.* Von *Berthold.* Iſt wirklich nur Etwas, aber zu keinem Zwecke führend. — *Innere Exantheme.* Eine Fortſetzung der Forſchungen *Jahns* über dieſen Gegenſtand, der oben ſchon zur Sprache kam. — *Praktiſche Miscellen.* Von Dr. *Wittcke* in Rummelsburg. Er widerlegt *Heyfelders* Anſicht von den Convulſionen der Kinder, die wir oben mitgetheilt, und iſt auch mit den Blutentleerungen bey den comitirenden Gehirn-Congeſtionen nicht einverſtanden. Der *Aqua oxymuriatica* giebt er in ſolchen Fällen groſse Vorzüge.

Drittes Vierteljahrheft. *Anwendung narkotiſcher Mittel bey Kindern.* *Jahn* weiſt dem kranken kindlichen Organismus ſeine beſonderen *Narcotica* an, die er der Reihe nach anführt, als: *Lycopodium*, Hanf, Eichenmiſtel, *Paeonie*, Waſſerfenchel, Safran, und bezüglich ihrer Wirkung und Anwendung ſpeciell betrachtet. — *Die Kämpf'ſche Klyſtiermethode gegen Gallenſteine.* Von *Berthold.* Es wird ein Fall erwähnt, in dem dieſe Methode mit dem beſten Erfolge angewandt wurde. — Von *Kopfſchmerzen.* Von *Neumann.* Er berichtigt *Hallers* Angaben über die ätiologiſchen Momente des Kopfſchmerzes (*Elementa phyſiologiae, Tom. IV*), die er *ſub* I—IV als irrig nachweiſt. *Sub* V heiſst es: *a glandula ſcirrhoſa ad proceſſum falciformem*, die Vf. bezweifelt. Vielleicht ſind Tuberkeln darunter zu verſtehen, die Rec. einmal bey *Schönlein* ſah, wie er ſie im Leben ſchon diagnoſticirt hatte. Auch die übrigen angeführten Urſachen werden widerlegt, weil ſie alle auf einen Zuſtand des Gehirns ſelbſt Bezug haben, das aber eben, weil es das Organ der Empfindung iſt, keine Empfindung hat. — *Offenes Sendſchreiben an das ärztliche Publicum über die thieriſche Kohle und den Dr. Siebert.* Von *Heſſelbach.* Es enthält eine Muſterkarte für die

Anwendung der thierischen Kohle und der *Hesselbach'schen* Grobheiten, die wir in diesem Blatte gerne vermisst hätten. — *Digitalis.* Da sie nach *Jahn* in gewissen Fällen, wie oben bemerkt, nicht vertragen wird, was auch *Guerard* in Elberfeld beobachtete: so sah sich Letzter nach einem Surrogate um, das er im *Millefolium* fand. Er führt Fälle an, wo es ausgezeichnete Dienste leistete. — *Merkwürdiger Fall einer Täuschung des Gemeingefühls.* Von *Berthold.* Ein Syphiliticus wurde zehn Tage lang jeden Morgen durch das Gefühl des heftigsten Dranges zum Stuhle aufgeweckt, welches aber verschwand, sobald er wach war. Es war diess eine Ahnung der noch fortdauernden Wirkung des Quecksilbers, das ausgesetzt werden musste, weil er es nicht vertragen konnte. — *Vorschläge zur Behandlung der ostindischen Cholera.* Von *H. Autenrieth.* Vorzüglich zwey Mittel werden in Vorschlag gebracht, Eisen und Bley. Letztes ist aber bey der grossen Tendenz zu Bauchlähmung, als diese nur beschleunigend, gar nicht anzuwenden, und Erstes wirkt zu langsam, wenn gleich der Vf. sich auf die Analogie beruft, weil nämlich das *Ferr. muriat.* in den typhösen Durchfällen so gute Dienste leiste, was aber auch nicht stichhaltig ist. Was über das Wesen der Krankheit gesagt wird, dass sie nämlich dem Ganglientyphus mehrfach zu vergleichen sey, ist nicht so weit gefehlt; die Entzündung aber, die dabey sich zeigen soll, Irrthum. — *Leichenöffnung eines Phthisikers.* Sie zeigte die linke Lunge ganz zerstört, und in die Eitermasse einen Luftröhren-Ast frey einmündend, ohne dass *Jahn* im Leben besonderen Blutauswurf oder blutigen Eiter beobachtet hätte. — *Teichmiasma.* Von Dr. *Schleicher* in Sonneberg. Es entwickelt sich leichter beym Austrocknen der Teiche, als beym Bestehen derselben. — *Friesel-Epidemie. H. Autenrieth* giebt Nachricht über eine in Meltingen, die äusserst bösartig mit Bubonen auftrat. Die Angaben sind sehr unvollständig. — *Cholera und Influenza.* Von Dr. *Backhausen* in Elberfeld. Er wünscht über das Verhältniss beider zu einander Aufschluss, den er nicht geben kann. So viel scheint gewiss, dass Beiden ein und derselbe Krankheitsprocess zu Grunde liegt, nur mit dem Unterschiede, dass dessen Anfälle um so heftiger sind, je näher dem Centrum des vegetativen Lebens er manövriren kann, daher die Cholera gefährlicher seyn muss, als im Gangliencentrum hausend, als die Influenza, die mehr die *pars thoracica* des Ganglien-systems afficirt. Von einer gegenseitigen Ausschliessung beider Krankheitsformen kann keine Rede seyn, weil ihr Sitz verschieden ist, sie aber *quasi* identisch sind. — *Streitiger Krankheitsfall, dem ärztlichen Publicum zur Beurtheilung vorgelegt* (von Dr. *Metsch* in Suhl). Ein Dr. *B.* wird dabey als sauberer Collega hingestellt. — *Neue Form der Trunksucht. Jahn* vermuthet im Gangliensystem einen ähnlichen Krankheitsprocess, wie beym *Delirium tremens* im Gehirn, was sehr viel für sich hat, und die Aufmerksamkeit der forschenden Aerzte anregen muss. Ja es lässt sich sogar vermuthen, dass die Formen im Gangliensystem selbst Verschiedenheiten darbieten, je nachdem die eine oder die andere Partie desselben vorzugsweise ergriffen, und die Abdominal- oder Brust-Provinz der Sitz ist. Wahrlich! es dürfte an der Zeit seyn, dass in den pathologischen Verhältnissen des Gangliensystems das Tageslicht anbreche. — *Miasma und Contagium der Cholera orientalis.* Von *Hoffmann* in Darmstadt. — *Idee zur Anwendung des salzsauren Goldes in der Cholera-Krankheit.* Von *Biermann* zu Peine. — *Dr. Samuel Hahnemann und die asiatische Cholera.* Von *Häussler* zu Greiz.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Ulm*, in der Ebnerischen Buchhandlung: *Die Enten-, Schwanen- und Gänse-Zucht in ihrem ganzen Umfange, oder vollständige Anweisung zur Erziehung und Pflege, Fang u. s. w. der Enten, Gänse und Schwanen.* 1828. 148 S. 8. (12 gr.)

Dieses Werk lehrt nicht allein die Zucht und Unterhaltung von Schwänen, Gänsen und Enten, sondern auch den Fang der wilden Arten, und deren Zähmung und Unterhaltung auf Höfen. Es ist aber diese Unterhaltung mehr für Vergnügen berechnet, als auf Nutzen: denn Schwäne und wilde Gänse, Enten u. s. w. bringen durchaus keinen Nutzen, und der Braten, welchen die Gänse und Enten liefern, ist sehr kostbar, und verträgt sich mit der Oekonomie nicht. Dann pflanzen sich diese wilden Arten auch nicht selbst fort, sondern sie werden zahm, und dann haben sie ein ganz anderes Verhältniss. Schwäne haben ohnediess gar keinen Nutzen, und die Federn werden auch nicht sehr gesucht. Wir stimmen daher dem Vf. bey, wenn er über die Federnutzung sagt: Man rauft die Schwäne wie die Gänse und Enten. Die Nahrung hat einen grossen Einfluss auf die Qualität der Flaumen und Stärke der Federn. Man muss sehr vorsichtig seyn, die Federn führen immer eine Art Fett bey sich, welches sie verderben oder ihnen einen unangenehmen Geruch mittheilen würde, wenn man diesem Uebel nicht dadurch zuvorkäme, dass man sie, nachdem das Brod gebacken ist, auf dem Ofen aufbewahrte. Ein Schwan kann zehnerley Federn von verschiedener Güte geben. Allein wer wird Schwäne wegen der Federnutzung halten? Aber für solche grosse Gartenbesitzer, welche sie in ihren Gärten auf Teichen unterhalten, wird es sehr angenehm seyn, hier mit der Natur dieser Vögel bekannt zu werden, und zu erfahren, welche ihre Eigenheiten sind, und wie denselben zweckmässig entsprochen werden muss. Was dann über die Zucht und Benutzung der zahmen Gänse gesagt ist, verdient vorzügliche Beachtung, und ist vollständig unterrichtend. Ueberhaupt ist die Schrift geeignet, Allen, welche Gänse und Enten des Nutzens wegen halten, empfohlen zu werden. Druck und Papier sind gut.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MEDICIN.

Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Medicinisches Conversationsblatt.* Herausgegeben von Dr. *Hohnbaum* und Dr. *Jahn* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Viertes Vierteljahrheft. Hier werden die Cholera-Debatten erst recht lebendig, deren Gang wir möglichst kurz verfolgen. — *Hydrojodinsaurer Baryt.* Von *Rothamel.* Das Präparat in dieser Verbindung haben wir *Jahn* zu danken, und seine Vermuthungen über dessen Wirksamkeit werden hier durch die Erfahrung bestätigt. *R.* wandte es mit bestem Erfolge in Skropheln an. — *Andeutungen des Wesens, der Natur und des Charakters der Cholera, nebst Vorschlägen zu einer rationellen Behandlung dieser Krankheit.* Von *Demselben.* Er nennt die Cholera eine zusammengesetzte Krankheit von oft adynamischer, meistens asthenischer, selten hypersthenischer und fast niemals activer Natur. Demnach ist sie ein Proteus, hiemit aber soviel als nichts gesagt. Ihr Charakter soll bald entzündlich, bald nervös, bald putrid seyn. Auch hierin liegt nichts Bestimmtes. Offenbar ist es ein Irrthum, Entzündung bey dieser Krankheit anzunehmen. Sie ist im Leben eben so wenig vorhanden, als nach dem Tode. Congestion, Irritation weist die Section nach, nie aber Entzündung. Es kann diess mit der Natur des Krankheitsprocesses gar nicht vereinbar seyn, wie wir in diesen Blättern (Jahrg. 1832) dargethan haben; daher klingt es uns auch sonderbar, wenn *R.* sagt, die nervöse Cholera ist entweder *entzündlich-nervös*, oder gallig-nervös. — *Ueber die Massregeln zur Verhütung des Fortschreitens der ansteckenden weissen Cholera.* Von *Wedekind.* Die Ansteckung der Cholera wird bedingt zugegeben, weil eine bestimmte Luftbeschaffenheit dazu gehöre, und eine besondere Disposition für sie vorausgesetzt werden muss. Welche Präservative hiernach *W.* in Vorschlag bringt, ist leicht aus dem Gesagten zu entnehmen. — *Innere Comedonen.* *J.* beobachtete sie bey einem Militär, der häufig an der Luftröhre litt. Bey genauer Untersuchung entdeckte er im *Pharynx* solche *Comedonen*, wie sie die äussere Haut auch darbietet, und Patient drückte einzelne aus, die die Annahme bestätigten. — *Nachricht von einem zu Neuhütten im Königreiche Würtemberg unter den Kindern epidemisch geherrschten Veitstanze.* Von *Justin. Kerner.* Die Krankheit kam 1826 vor. — *Einige Bemerkungen über die Cholera.* *Wedekind* legt ihr eine entzündungs*artige* Reizung in der oberen Gegend des Dauungscanals zu Grunde = *Stadium irritationis*, von dem wir a. a. O. gesprochen. — *Keuchhusten.* *J.* fand bey zwey Sectionen den *Vagus* angeschwollen, geröthet, erweicht, matsch, und eigenthümlich rauh und uneben anzufühlen, was ihn zu einer guten Lupe greifen liess, mit welcher er eine Menge höchst feiner, Nadelspitzen grosser, allem Anscheine nach mit einer hellen, farblosen Flüssigkeit gefüllter, an der Oberfläche der Nervenscheide sitzender Bläschen entdeckte, wodurch also die Vermuthung der exanthematischen Natur dieser Krankheit Bestätigung erhält. — *Betrachtungen über chronische Krankheiten.* Von *Pfeufer* in Bamberg. Er schildert recht gut den Standpunct des Arztes und der heilenden Natur bey diesem Heere von Leiden, und ist der Meinung, dass es meistens gut seyn dürfte, homöopatisch zu verfahren, wenn man nicht ganz klar über den gegebenen Krankheitsprocess werden könne, was sehr oft kaum möglich wäre. — *Einige Worte über die im Verlaufe dieses Jahres an verschiedenen Orten wahrgenommene Influenza.* Von *Heyfelder.* Er gibt ihr einen nervösen Charakter, den alle Epidemieen haben müssen, die im Gangliensysteme ihr Spiel treiben, und durch eigenthümliche tellurische Verhältnisse bestehen. — *Unwillkührliche Muskelbewegung in sonst gelähmten Theilen.* *H.* beobachtete diess bey einem Apoplektiker. — *Einige Bemerkungen über die Frage: ob Miasmen, wenn sie auf lebende Organismen einwirken, primär die Solida oder die Fluida ergreifen.* Von Dr. *Winter* zu Lüneburg. Er behauptet, dass die Fluida zuerst ergriffen würden, was er bezüglich der Cholera umständlich nachzuweisen sucht, in welcher dann das Blut primär erkranken müsste. Wollen wir auch seine Ansicht für die Contagion gelten lassen, so können wir sie doch nicht für die Miasmen annehmen. Die Gründe haben wir a. a. O., wo wir das Verhältniss des Gangliensystems zum Tellurismus erwähnten, angedeutet. — *Ueber die Cholera.* Von *Neumann.* Er lässt sie contagiös und miasmatisch sich fortpflanzen, fordert aber auch eine besondere Disposition für sie, wie *Wedekind* oben.

Als ihren Feind betrachtet er Ammonium. — *Krankheits-Nachklänge.* H. versteht hierunter Residuen überstandener Krankheiten, welche bedeutungslos sind, aber öfter doch vorkommen. — *Geschichte einer Cholera mit tödtlichem Ausgange.* Von *Clemens* in Frankfurt a. M. Eine beygegebene ähnliche ist von *Jahn.* — *Andeutungen über die Natur der Cholera.* J. betrachtet sie in dem schön geschriebenen Aufsatze als Neurose. Man vergleiche damit unsere Darstellung a. a. O. — *Zoster febrilis.* Von *F. Schellhorn.* Wir bemerken hiezu, dass Chlorwaschungen uns immer die besten Dienste leisteten. — *Bemerkungen zur Geschichte der Cholera.* Von *Hoffmann* in Darmstadt, mit einem Zusatze von *H.*, wodurch die Krankheit durchaus als nicht neu nachgewiesen wird.

Dritter Jahrgang. Erstes Vierteljahrheft. *Sendschreiben an den Dr. Hohnbaum in Hildburghausen, über den merkwürdigen neuerdings beobachteten Fall einer Schwangerschaft innerhalb der Substanz der Gebärmutter (Graviditas tubo-uterina).* Vom Hof- und Med.-Rath *Carus* in Dresden. — *Winke zur Erforschung des Contagiums und des Miasma der Cholera.* J. hat sehr geistreich *Moscati's* Versuche zur Darstellung der aus den nassen Reisfeldern aufsteigenden Dünste, so wie jene von *Brugmans* beym Spitalbrande, auf die Contagien des Scharlachs und der Blattern angewendet, und glaubt auf ähnlichem Wege auch das Cholera-Miasma auffinden zu können. — *Ueber die Cholera in Danzig.* Eine Schilderung von Dr. *Baum*, der die Contagion geradezu leugnet. — *Gutes Mittel gegen den Magenkrampf.* Von Dr. *Hauff* in Welzheim. Belladonna und Wismuth in Pillenform. — *Miscellen zur Pathologie des Wahnsinns.* Von *Friedreich.* Keine eigenen Erfahrungen, nur Lesefrüchte. — *Ueber die Identität, welche zwischen der Cholera und der Malacie der organischen Gewebe, vorzugsweise der Organe des Unterleibes, statt findet, als Beytrag zur Aufhellung des Wesens der Cholera.* Von *Winter* in Lüneburg. Der Vf. meint, durch sein Bemühen die Nervenpathologen aus dem Cholerafelde zu schlagen; aber er *meint* es auch nur. Statt einer Widerlegung an dieser Stelle verweisen wir ihn auf unsere Recension über *Hesse's* Erweichung der Organe und Gewebe in dieser Lit. Zeit. 1828 No. 144, wo er sich eines Besseren belehren kann. — *Eine schnell und glücklich geheilte Katalepsis.* Von Dr. *Schmidtmann* in Melle. — *Ein Wort zur Ausgleichung der verschiedenen Ansichten von Verbreitung der Cholera.* Von *Biermann.* Er giebt beiden Parteyen Recht. — *Curiosa medica, des berühmten Wasserdoctors, Hn. Gymnasialprofessors Oertel in Ansbach „durchgreifende Kaltwassercur für die Cholera“ betreffend.* Auch einmal Witz unter dem vielen Ernste. — *Hydrocephalus acutus mit nachfolgender Myelitis.* Von Dr. *Dressel.* — *Ueber die exanthematische Natur des Keuchhustens.* Von *Braun* in Klingenberg. Er ist mit *Jahn's* Ansicht über seinen Sectionsbefund nicht recht einverstanden, obgleich er die exanthematische Natur nicht widerspricht. Vielmehr glaubt er, dass der Sitz, wie er selbst einmal gesehen, im Rachen seyn müsse, und dass das Nichtvorhandenseyn des Exanthems die exanthematische Natur der Krankheit doch noch nicht ausschliesse, da es auch Scharlachfieber ohne Scharlach u. s. w. gebe. — *Beobachtungen über die Verwandtschaft der Masern mit dem Scharlach.* Die Beobachtung einer Epidemie in und um Meiningen liess J. das Resultat gewinnen, dass Masern, Scharlach, Rötheln und Friesel einander innig und wesentlich verwandt sind, dass sie im Grossen und im einzelnen Falle vielfach in einander spielen, dass sie sich aus demselben Agens und Princip neben einander zu entwickeln vermögen, dass sie sich, gleichsam durch Metaschematismus, aus einander erzeugen können, dass die Rötheln und der Scharlach, wenigstens manchmal, nichts Anderes darstellen, als höher entwickelte Masern, und dass überhaupt alle die genannten Krankheiten nichts seyn mögen, als Blüten und Zweige desselben Stammes und Modificationen desselben Einen. — *Bemerkungen über eine in dem Bezirke meines Physikats im August und September dieses Jahrs herrschende Ruhrepidemie, complicirt mit Wechselfieber, in besonderer Hinsicht auf die vorbereitenden Krankheits-Potenzen der fortschreitenden Cholera.* Von *Biermann.* Der Vf. hat schon an einem anderen Orte dieses Verhältniss in Erwähnung gebracht, das wir bey unserer hier angeführten Recension über die Cholera-schriften besprochen haben, daher wir darauf verweisen. — *Ueber eine besondere Art des Zungenbelegs.* Von *Hauff.* Für die Semiotik der Zunge eine Bereicherung. — *Geschichtliche Darstellung einer durch die Heilkraft der Natur bewerkstelligten Amputation des Vorderarms.* Beobachtet und beschrieben von *Franz Schellhorn*, ausübendem Wundarzt und Geburtshelfer zu Georgeswalde in Böhmen. Der Fall betraf einen 10jährigen Knaben von phthisischem *Habitus.*

Zweytes Vierteljahrheft. *Oswald Croll.* Vom Dr. *Bluff.* *Croll* war anhaltischer Leibarzt und im ächten Sinne des *Paracelsus* einer jener Reformer der Medicin, welche damals, wie heute noch, den Galenisten ein Dorn im Auge waren. Ueber seine gediegenen Ansichten über die Medicin theilt *Bluff* mehre Stellen aus dessen *Basilica chymica* mit, welche hinreichend sind, *Sprengel's* geringachtendes Urtheil über einen so ausgezeichneten Mann zu widerlegen. — *Seelenstörungen in Verbindung mit Menstruationsstörungen.* Von *Brück.* Gerne möchten auch wir den Ausdruck „Seelenstörung“ aus der Psychonosologie verbannt wissen, da wir doch unter Seele das Gottähnliche im Menschen verstehen sollen, und die Verbindung eines Nebenbegriffs damit nur eine Entweihung des Hauptbegriffs seyn kann. *Bartels* hat darum auch schon „geistische Krankheiten“ vorgeschlagen. Ist auch ψυχή der Gegensatz von σῶμα, so ist mit dieser ψυχή doch noch nicht jenes höhere θεῖον ausgedrückt, da sie als Gegensatz von σῶμα auch diesem ganz parallel laufen, ihm einen Gegensatz in allen seinen Theilen, wie in seiner Totalität, bilden

mufs. Verlieren wir diefen gegebenen Gefichtspunct nicht, fo wird uns auch das pfychifche Erkranken klar und begreiflich, weil wir es dann analog dem fomatifchen Erkranken betrachten, und gewiffe Wechfelbeziehungen aufzufuchen veranlafst find. Von diefer Anficht ausgehend, betrachten wir nun auch das Verhältnifs der fogenannten Seelenftörungen zu den Menftruationsftörungen, wovon der Vf. 3 Fälle mittheilt, welche durch Reftauration der Menftruation zur Genefung zurückgeführt wurden. Was der Vf. noch hätte berühren follen, ift das primäre und fecundäre Ceffiren der *Menfes* und deffen Verhältnifs zur geiftifchen Störung, was auf Prognofe und Cur Einflufs haben mufs. — *Anwendung der Aqua oxymuriatica im Nervenfieber.* Von *Clemens.* Wietreffliche Dienfte diefes Mittel mitunter leifte, davon haben wir uns felbft fchon überzeugt. — *Rationelle Heilmethode der Cholera orientalis.* Von *Hoffmann* in Darmftadt. Um für diefe Krankheit einen rationellen Heilplan entwerfen zu können, mufs man fie zuvor richtig erkannt haben, und diefs ift beym Vf. noch nicht der Fall. — *Beobachtung und Befchreibung eines vorübergehenden Wahnfinns.* Von *Lieblein* in Fulda. Der Patient war ein junger Geldfreund, und Urfache feines Uebels eine überrafchende Alteration über eine unvermuthete Geldausgabe, die fo leicht exceffiv geworden war. — *Die Heilkräfte der Bley- und Eifen-Tannate.* J. theilt uns hierüber das Refultat feiner Erfahrungen mit, und was diefer finnige Arzt fagt, verdient gewifs alle Beherzigung. — *Heilung einer allgemeinen Hautwafferfucht durch den Brechweinftein in fteigenden Gaben.* Von *Clemens.* — *Pathologifche Bemerkungen über die Wafferfucht.* Von *Hauff.* — *Anwendung der Aqua oxymuriatica gegen ftinkenden Athem.* Von *Clemens.* Auch Pillen aus Chlorkalk wandte man mit Erfolg gegen diefes Uebel an. Der Vf. erzählt nur Einen Fall, hätte aber die Indication für die Anwendung feines Mittels feftftellen follen, da fo mancherley ätiologifche Momente dabey in Betracht kommen dürften, welche Einflufs darauf haben möchten. — *Ueber die bisher gangbaren Ideen von der Dauer der Anfteckungskraft der Miasmen und Contagien, und den Grund derfelben.* Von *Steinheim* in Altona. Ein fcharf kritifirender origineller Auffatz. — *Gefchwulft der Backe, durch einen Heuhalm veranlafst.* Von Dr. *Fuchs* in Schmalkalden. — *Afthma thymicum.* Neue Mittheilungen von *Brück.* — *Kolik.* Von *Hoffmann.* — *Merkwürdige Metaftafe.* J. beobachtete bey einer Wöchnerin eine enorme Anfchwellung der Schilddrüfe, die ganz entartet und zu einem bedeutenden Volumen angewachfen abgeftofsen wurde. — *Blicke auf die Pfychologie und pfychifche Heilkunde und ihre Bearbeitung, nebft einigen Andeutungen und Ideen zur Begründung einer rationellen Pfychifchen Nofologie.* Von *Biermann.* Der Vf. fpricht fich unferen obigen Bemerkungen ähnlich aus; nur fteht fein Begriff von Seele in unferem Sinne nicht feft genug, fo dafs feine fpecielle Pfychonofologie nicht viel anders fich geftalten möchte, als die bisherigen Verfuche. — *Geheilter Maftdarmvorfall.* Von *Clemens.* — *Markfchwamm, Tuberkeln und Skirrhus in Einem Individuum.* Von *Kraus* von Niederftetten. Der Kranke hatte an Pfortadergicht lange Zeit gelitten, und die Section wies zuletzt nach, wie diefer Krankheitsprocefs im Stande ift, in verfchiedenen organifchen Provinzen verfchiedene pathifche Producte zu fetzen, auf deren Bildung demnach das eben afficirte Organ felbft bedeutenden Einflufs haben mufs. — *Choleraanfall aus Gemüthsbewegung entfpringend.* Von *Clemens.* Sie war gewifs das gröfste Contag bey der ganzen Epidemie. — *Ueber Mecklenburgs grofse Irren-Anftalt.* Eine fehr lobende Schilderung von *W. Sachfe.* — *Jodine als Mittel gegen Wafferanfammlungen.* Der Vf., der es gleichfalls fchon anwandte, ftimmt mit *Jahn's* Erfahrungen darüber ganz überein.

Unfer Urtheil über diefe Zeitfchrift liegt in unferen Mittheilungen, welche uns nicht ermüdet haben, wie es bey fo manchen anderen Zeitfchriften einem Referenten zu begegnen pflegt. *Jahn's* Name allein empfiehlt felbige genug, freylich nicht bey denen, die fich nur beym Alten behaglich fühlen. Für diefe will aber *Jahn* auch nicht wirken. Dafs der Veteran *Hohnbaum* fich mit ihm verbunden hat, macht diefen geachteten Arzt nur noch achtungswürdiger, und ftellt ihn in die Reihe der noch rüftigen Kämpfer für die Reform der Medicin.

Bfs.

TECHNOLOGIE.

ULM, in der Ebner'fchen Buchhandlung: *M. Ph. Ardenni's*, Caminologiften und Ofenfabricanten zu Paris, *Unterricht in den neueften und vortheilhafteften Heitzungs-Methoden.* Enthaltend eine gründliche Anleitung zur beften und wohlfeilften Erbauung und Einrichtung der Kamine, Schornfteine, Oefen und Wärmeträger, zur Dampf- und Luft-Heitzung u. f. w. Ein nothwendiges Handbuch für Ofenfabricanten, Töpfer, Maurer, Manufacturen-Befitzer, und Alle, welche mit geringen Koften bey den verfchiedenen Heitzungseinrichtungen eine möglichft grofse und gefunde Wärme ohne allen Rauch bezwecken wollen. Aus dem Franzöfifchen. Mit 4 Kupfertafeln. 1829. 287 S. 8. (14 gr.)

So fonderbar der Titel lautet, fo gediegen ift der Inhalt des Werkes. Es handelt nicht von der Fabrication der Oefen, fondern von der zweckmäfsigen Anlegung und Einrichtung der Schornfteine und Kamine überhaupt, und darüber find fehr treffliche Erfahrungen mitgetheilt. Der Gegenftand ift umfaffend und in guter Ordnung abgehandelt. Der Vf. fpricht zuerft vom Wärmeftoffe, von der Meffung deffelben, und geht dann zum Verbrennen über. Die Folge ift der Rauch, welcher hier recht gut unterfucht ift. Ganz richtig ift, was über das Auffteigen des Rauches gefagt ift. Hiebey ift der Gang des Rauches vom Luftzuge abhängig dargeftellt, und darüber fehr viel Richtiges bemerkt, was befondere Beachtung verdient, weil

hierin bey Aufführung von Schornsteinen schwer gesündiget wird. Interessant ist, was der Vf. über Brennmaterialien, welche zur Heitzung dienen, und über Ersparniss solcher Materialien beybringt. Auch sind die verschiedenen Arten Kamine beschrieben, und vom Aufsetzen und Auseinandernehmen der Oefen und Röhren, das Nöthigste gesagt. Unter den Mitteln, die Wärme in einem Zimmer zu erhalten, hätten wir mehr gesucht, als wir gefunden haben. Wir sind nicht der Meinung des Vfs., dass Backsteine der Wärme Abbruch thun. Dass hölzernes Tafelwerk die Wärme eher zusammenhält, ist bekannt; allein diese Vertäfelung ist nicht überall anzubringen. Kennt denn der Vf. die Tapeten nicht? Durch Tapeten wird die Wärme in einem Zimmer am besten zusammengehalten. Der einzige Einwand dagegen ist, dass sie nicht auf allen Wänden, vorzüglich nicht auf denen gegen die Wetterseite, ausdauern. Es bleibt nichts übrig, als dünne Bretter zur Unterlage zu nehmen, sobald man bemerkt, dass im Winter, wenn eingeheizt wird, die Wand feucht wird. Am besten aber wird die Wärme zusammengehalten, wenn man Leinewand zur Unterlage der Tapeten anwendet, wenigstens an den Wänden nach aussen. Vorfenster und Vorthüren sind gleichfalls gute Mittel, die Wärme zusammenzuhalten. Aber am besten wird die Wärme in einem Zimmer bewahrt, wo die Oefen ganz niedrig gesetzt sind, und die Decke nicht hoch ist. Hiebey kommt viel darauf an, ob das Zimmer gegen Mittag oder gegen Mitternacht gelegen ist. Je mehr Mobilien in einem Zimmer angehäuft sind, um so mehr wird die Wärme zusammengehalten. Die Hauptsache ist, den Fussboden gegen das Eindringen der Kälte zu verwahren: denn die Wärme steigt schnell gegen die Decke, und dann wird der Mangel derselben auf dem Fussboden bald empfindlich. Daher sind die Zimmer am wärmsten, durch welche Röhren von unteren Zimmern geleitet sind. — Sehr interessant ist, was der Vf. über die Mittel sagt, zu verhindern, dass der Rauch von den in der Küche befindlichen Kaminen in die Zimmer dringe, so wie über die Ursachen des Rauchens der Kamine und die Mittel dagegen. Es wäre zu wünschen, dass jeder Maurer sich dieses Werk anschaffte, und die Erfahrungen anwendete. Unsere modernste Baukunst ist hierin noch weit zurück, und wir werden noch lange vom Rauche belästigt werden. Dabey müssen wir noch auf einen eigenen Mangel unserer meisten Oefen aufmerksam machen, welcher darin besteht, dass das Holz darin nicht verbrennt, sondern nur verkohlt. Daran ist der Mangel des Luftzuges schuld, oder eigentlich ein unrichtig angebrachter Luftzug. Auch diesen Fehler rügt der Vf., und lehrt die Mittel, ihn zu vermeiden. Druck und Papier sind gut. R.

Ulm, in der Ebner'schen Buchhandlung: *Die Fabrication der Rauchtabackpfeifen aus Holzmasern, Meerschaum, Thon- und Türken-Erde, und der chemischen Feuerzeuge.* Nebst Unterricht beym Beschlagen, Einkauf, Anrauchen, Behandeln u. s. w. der Pfeifenköpfe, so wie auch Diätetik und Vorsichtsregeln für Raucher, Schnupfer und Biertrinker. 1830. 196 S. 8. (21 gr.)

Es wird hier Unterricht über manche Gegenstände gegeben, welche für sehr viele Menschen besonderes Interesse haben. Weniger Interesse hat die Fabrication der Pfeifen, welche Kunst nur Wenigen eigen ist. Das Wichtigste bey derselben ist der Schnitt, die Mode und die Färbung. Nur Wenige wissen allen drey Erfodernissen zu entsprechen; daher sind gut geschnittene Pfeifen noch so theuer. Die Fabrication der irdenen Tabackspfeifen ist bekannt genug; sie wird aber kaum zu einer besonderen Vollkommenheit gelangen, indem diese Fabricate nur aushülfsweise verbraucht werden, daher wird diese Schrift der künstlichen Anfertigung der Tabackspfeifen Nutzen bringen. Eben so sehr werden sich die hier gegebenen Vorsichtsregeln beym Kaufe der Pfeifenköpfe aus Holzmasern und aus Meerschaum empfehlen. Dem Tabacksraucher aber wird der vollständige Unterricht über das Rauchen überhaupt, das Anrauchen der Meerschaum-Pfeifenköpfe, über die Behandlung und Reinigung der Tabacksköpfe und Tabacksröhre, so wie die Art des Rauchens selbst, erwünscht seyn. Der Vf. nimmt die Sache genau; er gesteht die Nachtheile des Tabacksrauchens, giebt aber Mittel an, um der Schädlichkeit zu wehren. Empfehlen selbst lässt sich das Tabacksrauchen nicht. Es bleibt immer eine Untugend und üble Gewohnheit. Allein wie alle Gewohnheiten, rechnet Mancher das Rauchen zu seinen Bedürfnissen, und findet nur hierin seine Zufriedenheit. Dass das Tabacksrauchen selbst schädlich auf die Gesundheit wirke, ist zu bezweifeln, so lange nämlich kein Missbrauch getrieben wird. Der grösste Nachtheil liegt in den Auslagen, welche das Tabacksrauchen veranlasst. Es veranlasst sogar, dass der Tabacksraucher mehr Bier und sonstiges Getränk zu sich nimmt, als er ohne Rauchen genommen haben würde. Bey Arbeit und während des Gehens mag das Tabacksrauchen dem Körper nicht zuträglich seyn, indem die Anstrengung nun vermehrt ist. Man bemerkt diess auch schon von selbst, wenn man z. B. einen Berg steigt oder stark gehet. Wer aber in seinen Ruhestunden ein Paar Pfeifen raucht, wird kaum einen Nachtheil empfinden. Freylich aber führt das Tabacksrauchen, so wie das Schnupfen, recht viel Unreinlichkeit mit sich. Ein rechter Tabackschnupfer erfüllt ein ganzes Zimmer mit unreinem Dunst an, eben so der Tabacksraucher. Desshalb lässt sich Beides an öffentlichen Orten nie rechtfertigen. Die Tabacksschnupfer rühmen den Taback als das sicherste Mittel, gute Augen zu erhalten, und sich Heiterkeit durch öfteres Niessen zu verschaffen. Die Tabacksraucher wollen dagegen von allem Zahnweh befreyt bleiben, und bessere Verdauung auf das Rauchen verspüren. Daher legen sich Manche Beides bey, und glauben sich dann geborgen. Gewohnheit wird zur anderen Natur. Das Tabacksrauchen gewöhnt man sich schwerer an, und lässt es aber auch leichter, weil es mit mehr Beschwerlichkeit verbunden ist, als das Schnupfen. — Diess ist der sachgemässe Inhalt der Schrift, welche sich auch durch guten Druck und Papier empfiehlt. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

HOMILETIK.

Leipzig, b. Schwickert: *Die epistolischen Perikopen, in extemporirbaren Entwürfen.* Ein Handbuch für alle Prediger. Durchaus neu und praktisch bearbeitet von Dr. *Johann Jacob Kromm*, Grossherzoglich Hessischem Pfarrer zu Schwickartshausen, Kreis Nidda. *Erster Band*, die epistolischen Perikopen vom ersten Adventssonntage bis zum Sonntage Jubilate enthaltend. 1833. VII u. 522 S. *Zweyter Band*, die epistolischen Perikopen vom Sonntage Cantate bis zum sieben und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis und ein vollständiges Verzeichniss der Themata beider Bände enthaltend. 1834. VI u. 690 S. gr. 8. (4 Rthlr. 6 gr.)

Der schon lange vortheilhaft bekannte Vf. widmet den ersten Band dieser Schrift dem Grossherzogl. Hessischen Ober-Consistorium zu Darmstadt, welches sich bey einer neuen Constituirung um Kirche und Evangelium verdient mache; den zweyten Band dem Evangelischen Bischofe, Herrn Dr. *Dräseke* zu Magdeburg, der ohne Zweifel sich gleiche Verdienste zu erwerben bemüht seyn wird. Das Vorwort spricht zuerst von der Beybehaltung und dem Werthe des Perikopenzwangs, macht darauf aufmerksam, dass, wenn der Prediger Jahr aus Jahr ein über dieselben biblischen Abschnitte reden solle, sich leicht auspredigen könne; bemerkt, dass die Evangelien als historische Belege weit leichter seyen zum Verarbeiten, als die Episteln, und dass die Hülfsmittel über die Episteln in der Regel zusammengestoppelte Machwerke seyen, ebenso heterogen, wie die Geister der Verfasser, auf deren Boden sie gewurzelt sind. Daher habe er sich entschlossen, seinen sämmtlichen Amtsbrüdern auf deutschem Boden ein Handbuch vorzulegen, das ihnen im Drange des Lebens ihre Arbeiten möglichst erleichtere, und er glaubt, um so eher auf günstige Aufnahme rechnen zu dürfen, als dieses Handbuch „sich gerade über den schwersten Theil der Perikopen verbreite, die Entwürfe aus einer 20jährigen Praxis entlehnt, und, durchaus eigener Arbeit, im Leben entsprossen seyen, und auf das Leben hinzielen sollen, sich streng an die Bibel haltend, da in der Regel die Themata mit apostolischen Worten gegeben wurden."

Dass das Unternehmen sehr zweckmässig sey, lässt sich nicht leugnen. Denn gerade die Behandlung der Episteln ist schwerer, als die der Evangelien, weil die letzten Geschichte enthalten; die Episteln aber verdienen nicht nur wegen der, in ihnen enthaltenen, Sitten- und Klugheits-Regeln, sondern auch schon um der Abwechslung willen allgemeiner eingeführt und bekannt zu werden, als die Evangelien. Doch ist das Urtheil S. V u. VI, dass die Hülfsmittel über die Episteln, die wir besitzen, in der Regel zusammen gestoppelte Machwerke seyen, zu unbillig, bey so vielen empfehlungswerthen Bearbeitungen derselben. Was aber die Benennung: „extemporirbare Entwürfe" betrifft, so muss Rec. das Extemporiren im Allgemeinen verwerfen. Die sorgfältigste Vorbereitung auf jeden öffentlichen Vortrag gehört unstreitig zu den ersten Pflichten eines Religionslehrers. Und einen entschiedenen Vorzug hat auch das wörtliche Concipiren vor dem freyen Vortrage aus der Meditation, am meisten dem Extemporiren im engeren Sinne des Wortes. Dieses Extemporiren lässt sich bey Vorträgen über epistolische Perikopen, also an Sonn- und Fest-Tagen, an bestimmten Tagen, weit leichter vermeiden, als bey Casual-Predigten, welche sich nicht vorher sehen lassen. Ueberhaupt wird ein Prediger, der an Selbstdenken gewöhnt ist, sich schwer entschliessen, fremde Arbeiten, selbst im Drange der Geschäfte, so zu benutzen, dass sie ihm eigene Bemühung ersparen; schon ein edles Ehrgefühl wird ihn zurück halten. Ueberdiess wer Theologie gründlich studirt hat, und durch Studium homiletischer Muster sich fortzubilden sucht, der wird immer so vielen geistigen Succurs in sich selbst haben, dass er solcher Mittel nicht bedarf. Ungeübte Anfänger in der Kanzelberedsamkeit bedürfen allerdings solcher Hülfsmittel, jedoch nicht, um das Extemporiren zu erleichtern, denn gerade für sie ist es ein Verderben: sondern nur als Anleitung, wie ein Text in praktischer Hinsicht zu behandeln und eine richtige Disposition zu entwerfen sey. In dieser Hinsicht, und überhaupt als homiletisches Ideen-Magazin, hat allerdings vorliegende Schrift einen wahren bleibenden Werth. Wir gehen ins Einzelne ein.

Diese Entwürfe halten sich nach Inhalt und Sprache streng an die Bibel; auch sind in der Regel die Themata mit apostolischen Worten ausgedrückt. Letztes lässt sich, vorausgesetzt, dass diese Worte selbst ganz deutlich sind, nur billigen. Zum Theil sind die Themata sehr kurz und einfach; z. B. Bd. 1. S. 2: „Ziehet an den Herrn Jesum Christum!" — S. 43:

„Der Herr ist nahe." — S. 152: „Prüfet, was da sey der gute und wohlgefällige Wille Gottes." — S. 156: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!" — S. 165: „Die brüderliche Liebe unter einander sey herzlich!" u. s. w. Andere Themata, die nicht gerade mit biblischen Worten ausgedrückt sind, empfehlen sich durch Kürze und Einfachheit; S. 101. Bd. 1: „Christen sind durch Jesum frey geworden;" S. 129: „Das Tröstliche unverschuldeter Leiden;" S. 384: „Das Gebet des reuigen Sünders;" S. 442: „Das Osterfest — ein Fest des Lebens;" Bd. II. S. 18: „Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist;" S. 256: „Seid nüchtern und wachet;" S. 284: „Seid allesammt gleich gesinnt;" S. 292: „Von dem hohen Werthe eines guten Gewissens;" S. 460: „Wer darf hoffen, das Reich Gottes zu ererben?" — Einige Themata jedoch sind wegen ihrer Weitläuftigkeit, und, weil sie nicht, wie es bey der Predigt geschehen soll, einen Hauptsatz dem Leser vor Augen stellen, ganz fehlerhaft. Z. B. B. I. S. 94 das Thema: „Da die Zeit erfüllet ward — — empfingen;" Gal. 4, 4. 5 ganz. Hieraus läfst sich mehr eine Homilie bilden. — Hieher gehört auch Bd. II. S. 369 das Thema: „Es hat euch noch keine — — — könnet ertragen", 1 Cor. 20, 13 ganz; S. 410, „Ich erinnere euch — — geglaubet hättet;" 1 Cor. 15, 1. 2, gleichfalls ganz; S. 417: „Von Gottes Gnade bin ich — — die mit mir ist," 1 Cor. 15, 10. S. 475: „Lieben Brüder! so ein Mensch — — des Anderen Last;" S. 553: „Leget von euch ab — — sich verderbet; ziehet dagegen die neuen — — — und Heiligkeit," Eph. 4, 22. 24; S. 652: „Gott hat uns errettet — — Vergebung der Sünden," Col. 1, 13. 14. Auch gegen die logische Richtigkeit der Dispositionen läfst sich Manches einwenden, z. B. Bd. I. S. 256 heifst es: „Wie sehr wir Ursache haben, uns immer sorgsam ein edles Selbstgefühl zu erhalten und zu bewahren. 1) Was ist ein edles Selbstgefühl? 2) Warum haben wir Ursache, es uns zu erhalten? 3) Durch welche Mittel bewahren wir uns dasselbe?" Der 3te Theil liegt gar nicht im Thema. Rec. möchte so eintheilen: Das edle Selbstgefühl. 1) Worin besteht es? 2) Warum haben wir Ursache, es uns zu erhalten? 3) Durch welche Mittel bewahren wir uns dasselbe? — Bd. I. S. 415 über 2 Cor. 5, 15 lautet das Thema so: „Wie feyern wir den Todestag Jesu als seine wahren und treuen Nachfolger?" 1) „Der Sterbetag Jesu ist ein wichtiger Tag; und 2) wie feiern wir ihn als wahre Christen?" Der 1ste Theil ist dem Thema völlig fremd.

Da dieses Werk über jede Epistel mehrere Entwürfe liefert, so hat der Vf. zum Theil auch ganz gleichlautende Themata über Einen Text entworfen und ausgeführt. Er hat zwar in den Noten bemerkt, dafs er einen anderen Ideengang befolge, als in dem vorhergegangenen Entwurfe; doch ist die Behandlung grofsentheils so gleich, dafs es an der Bearbeitung Eines Thema genügt hätte, auch wegen der Raumersparung. So ist Bd. I. S. 318 und 321 über Eph. 5, 1—9 dasselbe Thema: „So seid nun Gottes Nachfolger." Diefs würde nun an sich Nichts zu sagen haben, wenn nicht die Ausführung des 2ten Entwurfs, — im Fall, dafs der Punct S. 319: Wir können Gott nicht nachfolgen in Ansehung seiner Gröfse, in Hinsicht seiner Allmacht, auch in Absicht auf seine Allwissenheit, in demselben, nur kurz, berührt wäre, — den ersten ganz entbehrlich machte. Denn die Hauptfrage: worin und wodurch wir uns als Gottes Nachfolger beweisen sollen, ist in beiden Entwürfen ziemlich gleich beantwortet. — Ueber Hebr. 9, 11—15 sind Bd. I. S. 359 u. s. f. und 354 die zwey Themata ausgeführt: „Warum starb Jesus den blutigen Tod am Kreuze?" und wieder: „Welche Vorstellungen hat sich der Christ zu machen von dem Tode Jesu?" Man bemerkt auf den ersten Blick, dafs sich in beiden Entwürfen nur das Nämliche sagen läfst. Hätte der Vf. in dem Entwurfe S. 350 *alle* Zwecke des Todes Jesu vollständig gegeben: so würde Einer der beiden Entwürfe überflüssig geworden seyn. Aus den zwey Entwürfen, Bd. II. S. 456 und 459 über Gal. 5, 16—24 hätte sich leicht nur Ein Entwurf bilden lassen. Ferner sind die Themata Bd. I. S. 262: „Darf denn der Christ unter Umständen auch stolz seyn und sich rühmen?" — und das S. 245: „worauf dürfen wir als Christen stolz seyn?" der Ausführung nach einander ziemlich gleich. Bd. II. S. 379 in der Note wird bemerkt: es sey im Grofsherzogthum Hessen Landesverordnung, dafs am 9ten Sonntage nach Trinitatis über die Wichtigkeit des Eides gepredigt werde. Daher sey hier diese Epistel accommodirt worden. Allein aus dem Texte 1 Cor. 10, 6—13 läfst sich dieses Thema nicht ableiten.

In Hinsicht der Sache müssen wir dem Vf. in Einigem widersprechen; z. B. in der Stelle Röm. 13, 10 möchte Bd. I. S. 202 unter „νόμος" nicht, wie der Vf. meint, das jüdische Gesetz oder die Alttestamentliche Religion, sondern das *göttliche* Gesetz, inwiefern es sich auf Pflichten gegen Andere bezieht, zu verstehen seyn. Von Tugend stellt der Vf. Bd. II. S. 77 einen offenbar zu hohen Begriff auf, wenn er sagt: — — „so denken wir uns freilich unter Tugend die Reinheit, welche bey Jesu ihre höchste Vollendung erreicht hat, und welche Allen zum Vorbilde leuchten mufs, die hinauf zum Ziele wallen." — — „Tugendhaft und rein ist nur der, dessen *Gesammtleben*, wie bey unserem Herrn, auch durch keinen einzigen Flecken verunstaltet, auch durch keine einzige That entstellt wird." Hält man diesen Begriff fest, so ist in der Wirklichkeit keine Tugend auf Erden zu finden. Richtiger ist es daher, wenn man unter Tugend ein herrschendes *Bestreben*, die Gebote Gottes zu erfüllen, versteht. — Wenn Bd. II. S. 267 gefragt wird: Was von der Sehnsucht des Christen nach einer besseren Zukunft zu halten sey? — so wäre noch ein Hauptpunct beyzufügen, nämlich: sie ist in moralischer Hinsicht als Aufmunterungsmittel zu christlicher Heiligung sehr zuträglich. — Bd. II. S. 337 u. s. f. ist bey Beantwortung der Frage: „Warum sollen wir denn die Sünde meiden?" ein Hauptpunct übergangen, nämlich: um Gottes und Christi willen. — Bd. II. S. 589 sagt der Vf. über die Stelle Eph. 6, 10—17: Der Apostel meine nicht höhere Wesen, die in sichtbarer Gestalt auf der Erde umher gehen, und

die Menſchen zum Böſen verführen, ſondern nichts Anderes, als das *Böſe ſelbſt*, das Böſe überhaupt, die Sünde und das Laſter in ihrer ſchrecklichen Geſtalt. — Der Vf. gibt hier ſeine, nicht des Apoſtels Anſicht. Denn beſtimmt hatte dieſer die Anſicht vom Teufel, als einem perſönlich exiſtirenden Weſen, überhaupt von feindlichen Dämonen, die dem Chriſtenthume widerſtehen; auch der Gegenſatz: σὰρξ καὶ αἷμα, die Formeln: ἐν τοῖς ἐπουρανίοις und βέλη τοῦ πονηροῦ führen nach grammatiſch hiſtoriſcher Erklärungsweiſe zur Annahme von böſen Geiſtern in dieſer Stelle.

Die Schreibart des Vfs. iſt edel und einfach. Einiges jedoch iſt nicht zu billigen. „*Allvater*" z. B. kommt an mehreren Stellen vor, paſst aber durchaus nicht zu der übrigens im Geiſte der Bibel gehaltenen Ausdrucks- und Darſtellungs-Weiſe. — Bd. I. S. 272 wird geſagt: „Und ſo werden wir denn, was betrifft A. Unſer Wiſſen erlangen: — — B. gröſsere Verehrung und Anbetung von Jeſu, unſerem Vorbilde." Dieſs iſt undeutlich und in jedem Falle ſprachwidrig. Es ſollte etwa heiſsen: wir werden dort Jeſum vollkommen verehren und anbeten lernen. — Bd. II. S. 646 iſt die Rede von einem Wachſen „in der Erkenntniſs der göttlichen Behandlung gegen uns."

Uebrigens haben uns die einfachen und herzlichen Eingangs-Gebete ſehr angeſprochen. Der Vf. beurkundet hierin vielen Fleiſs und lobenswerthe Umſicht, und es läſst ſich nicht zweifeln, daſs ſie in ihrem Kreiſe, namentlich bey jüngeren Geiſtlichen, manchen Nutzen ſtiften werden. Im Vorwort zum zweyten Bande wird eine Bearbeitung „*der evangeliſchen" Perikopen* verſprochen, um das Ganze als vollendet zu geben. Mögen wir ſie bald von ihm erhalten!

Druck und Papier ſind gut. ἀκ.

Constanz, b. Glückher: *Die Kraft des Chriſtenthums zur Heiligung des Sinnes und Wandels.* Ein homiletiſches Handbuch für den Kirchen- und Haus-Gebrauch während der vierzigtägigen Faſtenzeit, von *J. H. v. Weſſenberg.* 1833. IV u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Im ehemaligen Biſthum Conſtanz, ſagt der berühmte Vf., ſey angeordnet worden, daſs während der Faſtenzeit, welche dem Oſterfeſte vorangeht, unter der Pfarrmeſſe, auch an den Werktagen die vorkommenden Abſchnitte der heiligen Schrift vorgeleſen, und ihr Inhalt durch einen kurzen Vortrag erläutert, und dem Geiſte und Herzen zur allſeitigen Anwendung im Leben näher gebracht werden ſollen. Eine ſo heilſame Einrichtung zu befördern, ſey die Abſicht dieſes Werkes, welches auch manchen Chriſten zur häuslichen Erbauung dienen könne.

In dieſem Werke ſind für jeden Tag die betreffenden Epiſteln und Evangelien enthalten, auch einige Betrachtungen darüber, und am Schluſſe ein Gebet; endlich im Anhange S. 303—320 „die heilige Meſs- und Abend-Andacht für die heilige Faſtenzeit." Wir geben Einiges zur Probe. Am Aſchermittwoch. S. 1. Epiſtel 1. Joel II, 12—14. 2 Jeſ. LVIII, 3—10. Evang. Matth. VI, 16—21. Betrachtungen. Ueber den Zweck und die Beſchaffenheit des ächt chriſtlichen Faſtens. — S. 7. Epiſt. Ebr. XI, 1—6. Evang. Matth. VIII, 5—13. 1) Vom wahren Vertrauen zu Gott und der ächten Demuth. 2) Vom Verhältniſſe der Herrſchaften zu ihren Dienſtboten. — S. 12. Epiſt. 1 Joh. IV, 7—21. Evang. Matth. V, 43—48. 1) Chriſtliche Feindesliebe. 2) Liebe ohne Nebenabſicht. — S. 23. Epiſt. Epheſ. VI, 10—18. Evang. Matth. IV, 1—11. 1) Das Faſten nach Jeſu Beyſpiele. 2) Der Sieg über Verſuchungen. — Am Montage nach dem erſten Faſtenſonntage. S. 30. Epiſt. 1 Cor. XIII, 1—13. Evang. Matth. XXV, 31—46. 1) Das Weltgericht. 2) Was am Weltgerichte über eines Jeden Werth entſchieden wird. — Der Vf. ſpricht auch in dieſen Vorträgen ſeinen warmen, lebendigen Eifer für Religion aus; er weiſs ſeinem Texte ſo manche, in praktiſcher Hinſicht fruchtbare, Seiten abzugewinnen; er beurkundet Klarheit und Tiefe im Denken, edle Einfachheit und Würde im Ausdruck. Sein Vortrag iſt auch in dieſer Schrift reich an guten, praktiſchen Gedanken; ſie wird im Fache der Homiletik immer einen ehrenvollen Platz behaupten, und im Seegen wirken bey Evangeliſchen, wie bey Katholiken, wenn auch bisweilen, wie z. B. S. 312, in der Fürbitte für „Lebende und *Abgeſtorbene*" der Glaube ſeiner Kirche durchblickt. Der Vf. verſteht vortrefflich, den Lehren und den Gebräuchen des Katholicismus, z. B. in Bezug auf das Faſten, eine allgemein anwendbare nützliche Deutung zu geben, wenn er z. B. S. 2 unten ſagt: „Das bloſse Faſten macht dich zwar noch nicht tugendhaft; es vermehrt aber doch deine Kraft, um im Tugendkampfe beſſer zu beſtehen; es ſchwächt in dir die Macht der Sinnlichkeit, die zur Sünde reizt, und bringt ſie in die Dienſtbarkeit des Geiſtes, der das Gute will." — S. 3. „Was uns als Chriſten jederzeit obliegt, ſollen wir nun in der Faſtenzeit noch ſorgfältiger und eifriger thun; wir ſollen alles Ernſtes nach Vollkommenheit trachten, nicht bloſs durch den Abbruch ſinnlicher Genüſſe, ſondern vorzüglich durch Enthaltung von der Sünde, damit, wo bisher dieſe geherrſcht, künftig die Tugend herrſchend werde. Eben deſswegen aber, weil der Werth des Faſtens einzig darin beſteht, den Geiſt wider die Reize der Sinnlichkeit zu ſtärken, verwirft Gott jedes Faſten, wodurch unſere Sinnlichkeit nicht bezähmt wird u. ſ. w." Man vergleiche damit S. 125 unten.

Wie praktiſch und populär die Betrachtungen des Vfs. ſeyen, davon finden ſich hauptſächlich S. 53—56, und eben ſo S. 127 u. 128 in der Schilderung des Heuchlers einleuchtende Beyſpiele. Seine hellen, richtigen Begriffe zeigt er beſonders auch S. 105, wo er zu Erklärung der Stelle Luc. XI, 14—23 ſagt, es ſey kein Grund, warum wir den Teufel als Urheber der Krankheit anſehen ſollten. „Mit ſolchem Aberglauben," ſetzt er hinzu, „wird ihnen (den Kranken) auch nicht im Mindeſten geholfen."

In Einigem jedoch können wir ihm nicht beyſtimmen. S. 7 wird in der Stelle, Hebr. XI, 1—6, ὑπόστασις durch „Grund" überſetzt. Nun bezeichnet zwar dieſes Wort allerdings auch: *ſubſtantia, eſſentia,*" wie z. B. Hebr. 1, 3; allein es möchte doch die

gewöhnlich angenommene Bedeutung „Erwartung" vorzuziehen seyn, weil das darauf folgende: „πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων" darauf führt. — S. 14 wird von Jesu gesagt: Er war der Erste, der auch die Feindesliebe als wesentliche und unerlässliche Pflicht lehrte." Allein hat denn der Vf. nicht an die Stellen Prov. 24, 17. 18, besonders ebendaselbst 25, 21. 22, gedacht, wo Feindesliebe ausdrücklich eingeschärft, und auf Vergeltung aufmerksam gemacht wird? — S. 38 wird gesagt: „Um nun öffentlich zu zeigen, dass ihm die Macht eines Gesandten Gottes — — übergeben sey, unternahm es Jesus ohne fremde Beyhülfe, den Tempel von dem, was seiner Bestimmung zuwiderlief, zu reinigen." Es möchte beyzufügen seyn: weil er es für ungerecht hielt, dass ein zur Verehrung Gottes bestimmter Ort durch Kaufen und Verkaufen, und besonders durch Betrug entweiht würde; also, um ein Muster von wahrer, tiefer Ehrfurcht gegen Gott aufzustellen.

So rein übrigens und würdevoll die Sprache im Ganzen ist: so kommt doch S. 54 vor: „der Presshafte;" S. 132 in der Anrede: „Wollen wir also, Geliebte! Gottes Kinder seyn u. s. w.", hat uns das, einige Male wiederkehrende, „Sie" nicht zugesagt; eben so wenig S. 155 unten „in die Schanze schlagen." S. 160 „Hang *für*."

Die äussere Ausstattung dieses geistvollen Werkes ist gut. ά ά.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Beicht- und Communion-Buch.* Mit einem Anhange von Liedern zur Beichte und Abendmahlsfeier. Herausgegeben von *C. A. D.* Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit einem Titelkupfer. 1824. XXIX u. 456 S. 8. (18 gr.)

Ohne auf eine Vergleichung dieser Ausgabe mit den beiden ersten, die Rec. nicht zu Gesicht gekommen sind, eingehen zu können, begnügt sich derselbe, dieses Buch noch jetzt als eine in ihrer Art recht zweckmässige und brauchbare Schrift zu empfehlen. Der Wunsch des Vfs., dass durch dieselbe „Jesus Christus an uns verherrlichet werden möge in Seiner Gnade und Wahrheit, oder in der Weisheit, die in seinem blutigen Verdienste liegt, selig zu machen Alle, die an ihn glauben", kann in sofern in Erfüllung gehen, als durch das Ganze ein rein supernaturalistischer Geist wehet, und sich in frommer Wärme, herzlicher Einfachheit und Klarheit in den, das Sacrament von vielen Seiten betrachtenden, Andachten ausspricht. Wir finden nämlich hier unter folgenden Hauptabschnitten: I. *Einleitung.* II. *Abhandlungen.* 1 *Abschn.:* a) *Würdiger Gebrauch des h. Abendmahls;* b) *Nichtgebrauch des h. Abendmahls;* c) *Zweckwidriger Gebrauch des h. Abendmahls.* 2 *Abschn.* a) *Betrachtungen und Beherzigungen der mannichfachen Ansichten des h. Abendmahls.* b) *Ueber den Nutzen des h. Abendmahls, zur Stärkung des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung.* c) *Pflicht und Wohlthat würdiger Abendmahlsgenossen.* 3 Abschn. *Darstellungen des Herrn:* a) *aus der letzten Nacht seines Lebens,* z. B. die stille Grösse Jesu, Jesus und seine Jünger, Jesus und Petrus, der betende Jesus u. s. w. b) *Aus dem letzten Tage des Herrn.* 4 Abschn. *Allernächste Vorbereitung auf den Genuss des h. Abendmahls.* a) *Beichtanstalt.* b) *Ein Wort über seine äusserliche Zucht.* — III. *Gebete.* — Es finden sich hier verschiedene meist gehaltvolle, und einige vorzügliche Betrachtungen, z. B. die *Darstellungen des Herrn* S. 237—308, und viele sehr gelungene Stellen, wie S. 36: „Gleichwie" u. s. w.; S. 39: „Sieh an die Blumen" u. s. w. Zu freygebig ist der Vf. mit Liederversen, die fast in jeder Betrachtung, und nicht selten ohne die nöthige Auswahl, angewendet werden. Besonders aufgefallen ist Rec. in dieser Hinsicht S. 305: die Andacht: *Das Lamm Gottes auf dem Wege zur Opferung.* Nachdem der Vf. 1 Mos. 22, 7. 8 typisch auf Jesu Opfertod gedeutet, heisst es: „Ein heiliger Wettstreit der Liebe entsteht gleichsam zwischen Vater und Sohn, da der göttliche Rathschluss zur Rettung der grossen Menge verlorener Kinder gefasst wurde:

> Geh' hin, nimm dich der Sünder an
> Mein Tod ist's, u. s. w.
> *Du kannst und sollst sie machen los*
> *Durch Sterben und durch Bluten!*

„Der Sohn, dem Vater an Liebe gleich, kommt Ihm mit der entschlossenen Erklärung entgegen:

> Ja, Vater, ja von Herzensgrund,
> *Leg auf;* ich will's gern tragen,
> Mein Wille hängt an deinem Mund,
> Mein Wirken ist Dein Sagen."

Gott sey Dank, dass jene Zeit, in welcher dergleichen theatralische Unterhaltungen Erbauung gewährten, vorüber ist. Rec. will den Gebrauch der Liederverse, die nicht bloss fürs Volk, sondern auch für den Gebildeten durch ihre freundlichen Anklänge eine eigenthümliche, anderweitig nicht zu erzielende Wirkung bewähren, nicht verkennen; er hält nur weise Sparsamkeit und sorgfältige und zeitgemässe Auswahl, sowie schickliche Anwendung, für nothwendig. Hin und wieder scheint der Vf. in ein sogenanntes dogmatisches *façon de parler* zu gerathen, welches das praktische Interesse durch hohle, leere Phrasen verdrängt. Lob und Nachahmung aber verdient die Gewohnheit, immer unter den Text durch kurze aber genaue Angabe nach Buch, Capitel und Vers auf die h. Schrift zu verweisen, und so den Erbauung suchenden Leser zur näheren Bekanntschaft mit derselben und zu richtigem Verständniss anzuleiten. Das Kupfer, den gekreuzigten Heiland u. s. w. darstellend, ist nicht übel gerathen; der Druckfehler aber sind für eine *dritte* Auflage ungeheuer viele. Der Anhang: *Sammlung von Gesängen zur Beichte und Abendmahlsfeier* ist zweckmässig, enthält aber grösstentheils Lieder, die man in jedem guten Gesangbuche auch findet; er wird inzwischen dem Leser des Communionbuches wenigstens in sofern nicht unwillkommen seyn, als sie diese Lieder gleich an der Hand haben. Eben desshalb wäre es auch zweckmässig gewesen, wenn der Vf. bey den einzelnen Betrachtungen auf die denselben sich vorzüglich anschliessenden Lieder verwiesen hätte.

Sls.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

RÖMISCHE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: *Marcus Tullius Cicero von dem Redner.* Drey Geſpräche. Ueberſetzt und erläutert von *Friederich Carl Wolff.* Zweyte ganz von neuem gearbeitete Auflage. 1830. VIII u. 550 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der alte Spruch αἱ δευτέραι φροντίδες σοφώτεραι iſt nicht immer anwendbar auf Literaturwerke. Wer überhaupt zu ſchreiben oder auch zu überſetzen verſteht, der trifft nicht ſelten bey dem erſten Wurfe das Beſte, und der gewandte Interpret wird oft gleichſam durch eigenen Inſtinct auf das Richtige früher geleitet, als er fremde Stimmen zu vernehmen ſich anſchickt. Vorliegendes Werk ſcheint uns Beweiſe für Beides zu liefern. Wir ſchätzen aufrichtig die Verdienſte, welche Hr. *W.* ſich um Cicero durch Verdeutſchung mehrerer ſeiner trefflichſten Schriften erworben hat: er war einer der Erſten, welcher die Kraft und Würde der römiſchen Beredſamkeit uns in deutſchen Lauten wieder hören liefs; wir ehren ſeine Vertrautheit mit Cicero, ſeine Gelehrſamkeit und den kritiſchen Scharfſinn, den er in den der Ueberſetzung beygefügten Anmerkungen an den Tag gelegt hat; wir bewundern den unverdroſſenen Fleiſs, welchen er wiederum, in vorgerücktem Alter und ſogar unter körperlichen Leiden, dieſer Ueberſetzung gewidmet, und zwar in ſolchem Grade gewidmet hat, daſs, wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt, da bey neuer Durchmuſterung der erſten Ausgabe er ſich überzeugt hielt, daſs nicht eine hier und dort angebrachte Verbeſſerung genügen könnte, er das Ganze von Neuem arbeitete. Nichts deſto weniger müſſen wir bekennen, daſs wir die erſte Arbeit dieſer zweyten in ſehr vielen Stellen vorziehen, und daſs uns auch in den Noten gar Manches ehemals richtiger, als jetzt, gefaſst und erörtert zu ſeyn ſcheint.

Den Vf. wird dieſes Bekenntniſs nicht befremden. Denn, was zuvörderſt die *Ueberſetzung* anlangt, ſo äuſsert er ſelbſt in der Vorrede, daſs ſchon Manchen die frühere Ueberſetzung beſſer gefallen habe, als die ſpätere; wenn er aber unter dieſen nur ſolche gefunden zu haben glaubt, „denen jedes ſeltenere Wort, jede kühnere Wendung anſtöſsig iſt", ſo dürfte er ſich wohl geirrt haben. Auch wir ſind der Meinung, daſs bey einer Ueberſetzung die einzelnen Worte, ſowie die Wortſtellung, beachtet werden müſſen, und daſs es nicht bloſs löblich, ſondern erfoderlich ſey, das Deutſche der Urform des Originals möglichſt nahe zu bringen. Aber es giebt bekanntlich auch hier eine Grenze; vieles verweigert der Genius der deutſchen Sprache, anderes verwirſt der gute Geſchmack, was vielleicht von Seiten beharrlichen Fleiſses und angewandter Kunſt zur Bewunderung verleiten möchte. Die Sache kann am beſten durch Beyſpiele verdeutlichet werden; und wir werden ſolche anführen, wenn wir vorher noch ein Wort über die Anmerkungen hinzugefügt haben.

In dieſen *Anmerkungen*, von denen ſchon in der erſten Ausgabe diejenigen ſich als die lehrreichſten empfahlen, welche geſchichtlichen und antiquariſchen Inhaltes ſind, iſt jetzt im Ganzen weniger geändert worden. Doch hat Hr. *W.* überall mehrere kurze kritiſche hinzugefügt, und alle abweichenden Lesarten angeführt, die ihm einiger Aufmerkſamkeit würdig ſchienen, um diejenigen zu rechtfertigen, denen er in der Ueberſetzung den Vorzug ertheilt hatte. Dabey erkennt er dankbar die Belehrungen, welche er aus *Müllers* und *Orelli's* Ausgaben geſchöpft.

Obwohl die erſte dieſer beiden Ausgaben in unſeren Blättern (Jen. A. L. 1820. No. 211) bereits kurz angezeigt worden, ſo wollen wir doch, um die Vergleichung mit Hn. *Wolff's* Noten zu erleichtern, dieſelbe hier, zugleich mit der Anzeige dreyer anderen, noch nicht recenſirten Ausgaben, ins Andenken zurückbringen.

1) Leipzig, in der Weidmann'ſchen Buchhandlung: *M. Tullii Ciceronis ad Quintum fratrem dialogi tres de Oratore.* Cum integris notis *Zachariae Pearce* edidit, et aliorum interpretum animadverſiones excerpſit ſuasque adiecit *Gottlieb Chriſtoph. Harleſs.* 1816. XXXII u. 664 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig und Züllichau, in der Darnmann'ſchen Buchhandlung: *M. Tullii Ciceronis de Oratore ad Quintum fratrem libri tres.* Recenſuit, illuſtravit, aliorum ſuasque animadverſiones adiecit *Otto Maurit. Müller*, Ph. D. AA. LL. M. Paedagogii Züllichavienſis Inſpector. 1819. XII u. 604 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

3) Hannover, in der Hahnſchen Hofbuchhandlung

M. Tullii Ciceronis de Oratore libri tres. Zum Gebrauch für Schulen neu durchgeſehen und mit den nothwendigſten Wort- und Sach-Erklärungen ausgeſtattet von Dr. *Ludwig Julius Billerbeck.* 1828. IV u. 411 S. 8. (21 gr.)

4) Ebendaſelbſt: *M. Tullii Ciceronis de Oratore libri tres.* Scholarum in uſum editi ſtudio et cura *Julii Billerbeckii*, Philoſ. Doctoris. Accedit index verborum hiſtoricorum et geographicorum explicator. 1828. IV u. 220 S. 8. (9 gr.)

Sowie die *Billerbeckiſchen* Ausgaben bloſs für Anfänger berechnet ſind, ſo machen auch die unter No. 1 und 2 aufgeführten keine höheren Anſprüche, als ſtudirenden Jünglingen oder noch nicht hinlänglich eingeweiheten Leſern durch Auswahl fremder und Hinzufügung eigener Anmerkungen ein Hülfsmittel zum leichteren Verſtändniſs der Ciceroniſchen Bücher vom Redner zu gewähren. Indeſs hat der ſel. *Harleſs* auch einige (nicht ſehr ergiebige) *Codd.* und Hr. *Müller* viele alte Ausgaben verglichen. In der *Müller'ſchen* Ausgabe findet man mehr Eigenes, als bey ihrer Vorgängerin, überhaupt eine gröſsere Menge erklärender Noten. Oft aber möchte man wohl fragen, warum gerade Dieſs und Jenes beygebracht worden, was zwar den Anfängern im Allgemeinen nützlich iſt zu wiſſen, aber bey jeder anderen Gelegenheit ihnen eben ſo gut, als bey einer Stelle des Cicero, mitgetheilt werden konnte. Dieſs iſt jedoch noch immer die Sitte ſolcher Herausgeber, welche die Alten als bequeme Vehikel betrachten, auf denen ſie grammatiſche, hiſtoriſche und antiquariſche Kenntniſſe lehrbegierigen Jünglingen zuführen können. Wie Hr. *Billerbeck* für das Bedürfniſs der Anfänger zu ſorgen pflege, iſt aus anderen von ihm beſorgten Ausgaben zur Genüge bekannt: die vor uns liegende (No. 3) zeugt von beſonderem Fleiſse, der nichts übergeht, was einer Erläuterung bedarf, aber auch nichts Ungehöriges beymiſcht. No. 4 iſt ein bloſser Abdruck des Textes, gröſstentheils nach *Wetzels* Ausgabe; die Vorrede und Regiſter ſind, was der lateiniſche Titel nicht vermuthen läſst, deutſch geſchrieben. Manches Einzelne aus dieſen Ausgaben werden wir noch bey der Vergleichung mit der *Wolffiſchen* Ueberſetzung anführen können, auf die wir nunmehr zurückkommen.

Um das oben ausgeſprochene Urtheil zu rechtfertigen, glauben wir am ſicherſten und parteyloſeſten zu verfahren, wenn wir gleich den Anfang dieſer Ueberſetzung wählen, und in dem erſten Capitel des erſten Buches beide Auflagen gegen einander ſtellen. Die frühere bezeichnen wir mit I, die ſpätere mit II.

I.

So oft ich nachſinne, und das Andenken an die Vergangenheit erneuere, pflege ich diejenigen, mein Bruder Quintus, ſehr glücklich zu achten, die in den beſten Zeiten der Republik unter dem Glanze der Ehrenämter und in der Blüte eines durch Thaten erworbenen Ruhms, ſo ihren Pfad durchs Leben fortwandern konnten, daſs weder die Verwaltung der öffentlichen Aemter ihre Sicherheit fährdete, noch die Zurückziehung ihr Anſehen minderte. Auch ich glaubte einſt, daſs für mich die Zeit kommen würde, wo ich mit allem Rechte und faſt mit einmüthiger Bewilligung auszuruhen anfangen, und meine Thätigkeit auf Wiſſenſchaften, die uns beide erfreuen, hinlenken dürfte, wenn ich die raſtloſe Arbeit der Marktsverhandlungen und das Streben nach höheren Aemtern, endlich nach durchwanderter Ehrenbahn, und noch dazu im ſinkenden Alter, vollendet hätte. Dieſe Hoffnung, worauf meine Gedanken und Abſichten gerichtet waren, haben ſowohl die gemeinſchaftlichen gefahrvollen Zeiten, als meine eigenen Unfälle vereitelt. Denn in der Zeit, welche mir die ergiebigſte Ruhe und Sorgenfreyheit zu verſprechen ſchien, habe ich den Druck der Widerwärtigkeiten am lebhafteſten gefühlt, und gegen die wildeſten Stürme den Kampf beſtanden. Und ſo ſehr ſie ein Gegenſtand meiner Wünſche und Neigungen war, ward jene Muſse mir nicht vergönnt, um diejenigen Kenntniſſe, die den Jüngling ſchon beſchäftiget hatten, bekannter zu machen, und unter den Unſrigen auszubilden. Denn mein früheres Alter fiel gerade in die Zeiten, da die alte Staatsverfaſſung zerrüttet zu werden anfing, und in meinem Conſulate gerieth ich mitten ins Gedränge der allgemeinen Verwirrung, und die ganze Zeit nach meinem Conſulate habe ich jenen zerſtörenden Wogen entgegengekämpft, die, durch meine Anſtrengung vom Staate abgetrieben, auf mich ſelbſt zurück geſtrömt ſind. Doch dieſer ſchmerzlichen Ereigniſſe ungeachtet und ſo beengt meine Zeit auch iſt, will ich gleichwohl meiner Neigung nachhängen, und alle Muſse, die ich bey den tückiſchen Anſchlägen meiner Feinde, bey der Vertheidigung meiner Freunde, und bey meinen Arbeiten für den Staat erübrigen kann, vorzüglich zum Schreiben auf-

II.

So oft ich nachſinne, und im Gedächtniſſe alte Zeiten wieder auffriſche, pflege ich ſehr glücklich zu achten, Bruder Quintus, jene Männer, die während der beſten Verfaſſung des Staates, blühend ſowohl durch Ehrenämter, als durch Thatenruhm, ſo durch das Leben die Bahn verfolgen konnten, daſs ſie entweder, öffentlichen Geſchäften obliegend, Gefahrloſigkeit, oder von denſelben ſich zurückziehend, Achtung erwarten durften. Und es gab eine Zeit, da ich glaubte, auch ich dürfte anfangen, mich auszuruhen, und die Seele den edlen Wiſſenſchaften, die uns beide erfreuen, zuzuwenden, mit vollem Rechte und faſt einmüthiger Bewilligung, wenn die unendliche Anſtrengung für gerichtliche Verhandlungen, die geſchäftige Bewerbung, nach vollendeten Ehrenämtern, und ſchon in der Neige des Alters, das Ziel erreicht hätte. Dieſe Hoffnung aber für meine Gedanken und Plane haben Unfälle, theils harte, die gemeinſchaftlichen Zeitverhältniſſe, theils mannichfaltige, mich ſelbſt betreffende, vereitelt. Denn in der Zeit, die mir die meiſte Ruhe und Stille zu verſprechen ſchien, haben ſich die gröſsten Laſten der Beſchwerden und die trübeſten Stürme eingeſtellt. Und ſo ſehnſuchtsvoll ich es wünſchte, iſt doch der Genuſs der Muſse nicht vergönnt worden, um die Wiſſenſchaften, denen ich von früher Jugend an mich widmete, anhaltend zu üben, und unter uns zu bearbeiten. Denn mein kindliches Alter fiel in die Zeit ſelbſt, da die alte Verfaſſung umgewälzt wurde, und im Conſulate gerieth ich mitten in den entſcheidenden Kampf, der Alles bedrohete; und dieſe ganze Zeit nach dem Conſulate habe ich mich den Fluthen entgegengeworfen, die durch mich vom Staate, daſs ſie ihm nicht ſchaden konnten, abgetrieben, auf mich ſelbſt zurückgeſtrömt ſind. Demungeachtet aber, in einer ſolchen Lage, wiewohl theils durch die Ereigniſſe bekümmert, theils durch die Zeit beſchränkt, will ich alle Muſse, die mir entweder die Argliſt der Widerſacher, oder die Vertheidigung der Freunde, oder die Geſchäftigkeit für den Staat geſtattet, beſonders zum Schreiben anwenden. Du aber, Bruder, ſollſt umſonſt weder mich ermahnt, noch gebeten haben. Denn weder durch Anſehen kann jemand mehr, als du, über

I.	II.
wenden. Deine Ermunterungen beſonders, lieber Bruder, und deine Bitten ſollen nicht fruchtlos ſeyn. Denn ich wüſste niemanden, deſſen Anſehen mehr bey mir gölte, als das deinige, und deſſen Wünſche ich lieber befriedigte.	mich vermögen, noch durch Wünſche.

Fragen wir nun, welche von dieſen beiden Ueberſetzungen ſich demjenigen, der nicht bloſs und allein auf künſtliches Nachformen der Rede im Original ſein Augenmerk richtet, durch Klarheit und Deutlichkeit am meiſten empfiehlt, ſo werden wohl die Meiſten für die ältere entſcheiden. Die neuere ſchmiegt ſich zwar feſter an die lateiniſchen Worte an; aber theils hat auch ſie nicht überall mit dem Originale gleichen Schritt halten können, wie gleich im Anfange, wo das *Cogitanti mihi ſaepenumero* den Gedanken etwas anders nüancirt und kräftiger ausdrückt, theils iſt manches Unklare und Verſchrobene in den erſt helleren und freyeren Redefluſs gekommen. Wer ſagt: *alte Zeiten auffriſchen*, für das einfache *vetera repetenti?* wo wir nicht einmal mit Hn. *Billerbeck* u. A. *tempora* ſuppliren möchten. Die *beſte Verfaſſung des Staats* drückt mehr aus als *in optima republica;* die gehäuften Participien: *blühend — obliegend — ſich zurückziehend,* geben der Rede eine Steifheit, welche dem Originale *quum — florerent — in negotio — in otio* fremd iſt, und die ganze erſte Periode, im Lateiniſchen ſo wohlgebaut, wohlklingend und dennoch ſehr einfach (*ut — eſſe poſſent*) iſt in der zweyten Ueberſetzung nicht bloſs wortreicher geworden, ſondern hat auch einen mehr pretiöſen Charakter angenommen. In der folgenden Periode gehen die Worte, abgeſehen von dem *mich auszuruhen*, ſo ſehr aus einander, daſs die ſchöne Rundung im Original nicht mehr zu ahnen iſt; und warum für das einfache *utriusque noſtrum praeclara ſtudia* die Umſchreibung: *edle Wiſſenſchaften, die uns beide erfreuen?* *Infinitus labor* iſt nunmehr zwar wörtlich überſetzt; aber wir brauchen das *Unendlich* wohl nur im gemeinen Leben ſo, wie die Römer auch in der edleren Sprache das hyperboliſche *infinitus* zu brauchen pflegten. Deſshalb ziehen wir auch hier die frühere Ueberſetzung vor. — *Und es gab eine Zeit, da* — entſpricht gut dem *Ac fuit quidem, quum,* das Hr. *W.*, wie auch *Harleſs*, *Müller* und *Billerbeck* in der zweyten Ausgabe mit Recht billigt; wenn er aber meint, daſs für den Sinn es wenig Unterſchied mache, ob vor oder nach *fore* das Komma ſtehe, und daſs es am beſten mit *Orelli* ganz getilgt werde, ſo ſtimmen wir nicht bey. Die in ſchöner Abgemeſſenheit fortſchreitende Wortfolge fodert *tempus — fore iuſtum et prope ab omnibus conceſſum* ohne Interpunction zu verbinden; mit Unrecht haben es *H.* und *M.* (nicht aber *B.*) getrennt, und daher dem *fore* einen ſtärkeren Accent eingeräumt, als es bey dieſer Wortfügung haben kann. Daſs *quidem* auf das folgende *quam* bezogen werden müſſe, haben *M.* und *B.* nach *Erneſti* richtig bemerkt. Auch darin ſtimmen wir Hn. *W.* nicht bey, daſs er bald darauf *Orelli's* Aenderung *et iam aetatis flexu*, ſtatt *etiam*, in der zweyten Ueberſetzung ausgedrückt hat: *und ſchon.* Dieſs würde paſſen, wenn von Gegenwart oder Vergangenheit die Rede wäre, nicht aber, wie hier, von Zukunft. Beſſer alſo in der erſten Auflage *und noch dazu;* wo auch das folgende *im ſinkenden Alter* edler iſt, als *in der Neige des Alters.* — Bey der *geſchäftigen Bewerbung* denkt nicht leicht ein Deutſcher an die Bewerbung *um höhere Aemter*, durch welchen Zuſatz die erſte Ueberſetzung mit Recht das lateiniſche *ambitio* verdeutlichte. Die *Hoffnung für meine Gedanken und Plane* iſt, in *dieſem* Sinne, eine unſerer Sprache fremde Verbindung; der Römer fand ſich freylich mit ſeinem *ſpes cogitationum et conſiliorum* leichter ab. Im Lateiniſchen heiſst es darauf: *quum graves communium temporum, tum varii noſtri caſus.* Wie zerſtückelt dafür und wie ſteif in der zweyten Ueberſetzung: *Unfälle, theils harte, die gemeinſchaftlichen Zeitverhältniſſe, theils mannichfaltige, mich ſelbſt betreffende!* Bald darauf möchte für *tranquillitatis* der früher gewählte Ausdruck *Sorgenfreyheit* paſſender ſeyn, als der ſpätere *Stille;* daſs aber jetzt *moles moleſtiarum* von Hn. *W.* vertheidigt wird, da er vorher *moles* mit *Voſs* u. A. ſtreichen wollte, verdient Billigung. Nur möchten wir hier, wo der Wortklang ſehr bedeutſam iſt, nicht von *Miſsklängen* ſprechen. Die Erklärer, auch Hr. *M.*, machen auf das Entſprechende im Ausdruck, wo *moles moleſtiarum* dem *quies*, und *turbulentiſſimae tempeſtates* der *tranquillitas* entgegenſteht, mit Recht aufmerkſam; vor allen Dingen aber hätten ſie fragen ſollen, ob überhaupt *tempeſtates moleſtiarum* geſagt werden könne. Die folgende Periode: *Neque vero nobis — inter nosque recolendas*, iſt in der zweyten Auflage beſſer überſetzt, auch dem Sinne nach richtiger, als in der erſten. Eben ſo iſt der Sinn des ſchwierigen *per nos a communi peſte depulſi*, das in der erſten Ueberſetzung ganz übergangen war, in der zweyten durch eine Umſchreibung: *daſs ſie ihm nicht ſchaden* (richtiger wohl, *ſeinen Untergang herbeyführen*) *konnten*, aufgehellt. Hr. *Harleſs* verſichert zwar, daſs er keine Conjectur und Emendation für nöthig erachte; aber wie das lateiniſche Sprachidiom zu erklären ſey, hat er nicht beſtimmt geſagt. Vielmehr bringt er mit *Pearce* manches Ungehörige bey, auch eine Stelle (*ad Brut. epiſt.* 14), die eher zu einer Verbeſſerung der unſrigen verführen, als die beſſernde Hand abwehren dürfte. Die einzige paſſende (*p. Sext.* 19): *qui hac medicina ſola* (*morte*) *potuit a reip. peſte depelli*, ſteckt verborgen unter den übrigen, und auch Hr. *M.*, der die Note ſeines Vorgängers wiederholt, hat dieſe Stelle nicht zu benutzen gewuſst. Dagegen hat Hr. *Billerbeck* das Richtige geſehen. — *Sed tamen in his vel aſperitatibus rerum, vel anguſtiis temporis.* — Das Deutſche in der zweyten Auflage iſt zu breit, und giebt durch das nach dem müſsigen Zuſatz: *in einer ſolchen Lage* eingeſchobene *wiewohl* einen ſchiefen Sinn. Wenn dann das

respublica durch einen erläuternden Zusatz umschrieben werden musste: so würden wir auch hier die Umschreibung der ersten Auflage: *bey meinen Arbeiten für den Staat*, dem unbestimmteren Ausdrucke *Geschäftigkeit* vorziehen. Das *sollst — weder mich ermahnt, noch gebeten haben*, scheint uns ebenfalls ein weniger würdiger Ausdruck (für *non deero*) zu seyn, als der in der ersten Uebersetzung gewählte. Dafür aber ist der Schluss in der zweyten Auflage durch Kürze und Kraft dem Original angemessener, als in der ersten.

Das Ergebniss von diesem Allem würde seyn: dass, wenn aus beiden Uebersetzungen Eine vollkommenere gebildet werden sollte, der Stoff dazu weit häufiger aus der früheren, als aus der späteren, genommen werden dürfte.

Wir wollen nun noch einige einzelne Stellen in kritischer und exegetischer Hinsicht betrachten, vorzüglich auch mit Berücksichtigung der oben aufgeführten Editionen des Originals.

Gleich zu Anfange des zweyten Kapitels, bey den Worten: *ac mihi repetenda est veteris cuiusdam memoriae non sane satis explicata recordatio*, hat Hr. *W.* die früher von ihm, nach *Pearce's* u. A. Vorgang angenommene Erklärung, nach welcher *memoriae* auf die *Erzählung* Cotta's geht, der dem Cicero die Unterredung des Crassus und Antonius über Beredsamkeit einst mittheilte, mit Unrecht verlassen, und das Wort, wie *Ernesti*, auf Cicero's früheres Werk *de inventione* bezogen. Von diesem ist erst bald darauf die Rede; auf dieses musste sich Cicero noch wohl besinnen: es war demnach nicht eine *non satis explicata recordatio*; aber Hr. *W.* scheint das Beywort dem Sinne nach auf *memoriae* zu beziehen, in so fern in jenem Werke Cicero seine Gedanken über Beredsamkeit nicht vollständig entwickelt habe: aber eine solche Beziehung ist der grammatischen Wortfügung entgegen. Auch *H.* ist *Ernesti's* falscher Erklärung beygetreten; *M.* irrt noch weiter vom Ziele ab, indem er gar von einer *recordatio cuiusdam rei* spricht, *quam memoria teneo, adhuc in nullis literarum monumentis satis exposita*; *B.* hat das Rechte getroffen. — C. 3. §. 9. *vel scientiae pervestigatione vel disserendi subtilitate comprehenderint.* *Schützens* Aenderung: *scientia et pervestigatione*, die *H.* nur in der Note anführt, und durch welche die Concinnität des Ausdrucks zerstört wird, haben *M.* und *B.* zu voreilig in den Text aufgenommen. Richtig erklärt Hr. *W.* „wissenschaftliche oder durch Hülfe der Wissenschaft unternommene Untersuchung.“ — So leichtsinnig auch im Ganzen *Schütz* den Text des Cicero behandelt hat: so müssen wir doch in anderen Stellen, vorzüglich wenn er Glosseme tilgt, ihm beypflichten. So gleich §. 10, wo auch Hr. *W.*, wie *M.* und *B.*, *studuisse ei scientiae* beybehalten will, ohne ein ähnliches Beyspiel anzuführen, in welchem *studere scientiae* statt *doctrinae* gesagt wäre. Eben so §. 22, wo Cicero offenbar *bloss* von der *ars dicendi* spricht. Gleichwohl heisst es: *Graecos homines — partitionem quamdam artium fecisse video, neque in universo genere singulos elaborasse.* Mit Hn. *Müllers* Aenderung: *separationem quamdam partium f. v.* ist wenig ausgerichtet; Hr. *Wolff* schwankt zwischen den *einzelnen Theilen* der Redekunst und den *Kunstregeln*, für welche die Griechen eine gewisse Theilung gemacht haben sollen: keines von beiden wird man in diesem Zusammenhange unter *artes* verstehen können, so wenig als *plura dicendi genera*, wie es Hr. *Billerbeck* erklärt. Sehr verschieden ist die Stelle III, 33, 132, wo *artium* ganz allgemein genommen, und *partium* entgegengesetzt wird: *distributione partium ac separatione magnitudines sunt artium diminutae.* Wenn daher in unserer Stelle nicht *artis* gelesen wird: so möchte wohl *Schützens* Vorschlag, das Wort zu streichen, der beste seyn. — §. 50. *neque (Chrysippum) ob eam rem philosophiae non satisfecisse, quod non habuerit hanc dicendi ex arte aliena facultatem.* Hr. *M.* hat die Stelle sehr missverstanden, indem er, das vorhergehende *ob eam rem* nicht berücksichtigend, *quod* durch *quamvis* erklärt, und dann ganz gegen Cicero's Sinn bessert: *hanc dicendi artem alienam.* Hn. *W's.* zweyte Uebersetzung giebt in Bezug auf die Partikeln den richtigen Sinn; „ohne dass sie *deshalb* der Philosophie nicht Genüge geleistet hätten, *weil* sie diese Redegeschicklichkeit aus einer ganz verschiedenartigen Kunst nicht hatten.“ Die *ars aliena* ist in Beziehung auf den Philosophen die Redekunst. Wenn der Uebersetzer, die Dunkelheit des Originals nachahmend, diess durch die Wortfügung nicht ganz deutlich gemacht hat: so hat er es in der ersten Auflage um so bestimmter ausgedrückt: „weil sie mit dieser (der Philosophie) zugleich nicht auch die davon ganz verschiedene Kunst des schönen Vortrags besassen.“ — Wir wollen überhaupt noch erinnern, dass Hr. *W.* nicht bloss *Müllers*, sondern auch anderer Herausgeber unstatthafte Conjecturen, oft nach Orelli's Vorgange, mit Gründen zurückweiset, und dass daher seine Anmerkungen, wiewohl sie am ausführlichsten sich über die historischen Umstände verbreiten, doch auch einen nicht unbedeutenden kritischen Werth haben.

Die äussere Ausstattung der angezeigten Bücher muss man lobenswerth nennen. Wenn in den *Billerbeckischen* Ausgaben das Papier weniger weiss und der Druck sehr zusammengedrängt ist: so darf diess durch die Bestimmung derselben und die deshalb nöthige Wohlfeilheit gar wohl entschuldigt werden.

B. St. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

RHETORIK.

Leipzig, b. Göschen: *Die Arithmetik der Sprache,* oder *der Redner durch sich selbst.* Psychologisch rhetorisches Lehrgebäude von *M. Langenschwarz.* 1834. XXIV u. 271 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1834. No. 196.] *)

In der Vorrede bemerkt der Vf., dass er seinen Lesern eine förmliche „geistige Arithmetik" vorlege, verwahrt sich gegen den Verdacht des Materialismus, und giebt an, dass er dem durch die Sprache sich kund gebenden Denkvermögen eine Reihung oder Addition, Trennung oder Subtraction, Mehrung oder Multiplication, und eine Fügung oder Division zum Grunde lege. Ferner gibt er als allgemeinen Plan an: die Feststellung eines rhetorischen Systems, durch dessen genaue Befolgung es auch dem ungeübtesten Redner nach und nach möglich würde, seiner Empfindungen und Ideen vollkommen, und zwar in einem solchen Grade Herr zu werden, dass er ungehindert durch Alles um ihn her Vorgehende und zu jeder beliebigen Stunde fähig sey, das in seinem Inneren Erwachte klar, geordnet und zusammenhängend auszusprechen.

Wir müssen gleich von Vornherein bemerken, dass der Vf. wahrscheinlich, wenn auch nicht einen Theil des hier Versprochenen in sich zurückbehielt, doch in der Ausführung seines Planes sich nicht genug bestrebte, diese seine neu betretene Sphäre so klar und leicht aufzuhellen, als er diess sich vorgenommen zu haben scheint. Es gehört nicht ein ungeübter Redner, sondern ein tiefer und erfahrener Denker dazu, die hier aufgestellten, oft allzu kurz entwickelten, und eben dadurch sehr dunkeln Grundsätze zu verstehen; es wäre zu wünschen, dass einem grossen Theile der Thesen ein Commentar beygefügt wäre, und wir möchten in diesem Falle fast kaum bezweifeln, dass dieser Commentar eine weit stärkere Bogenzahl füllen würde, als das Werk selbst. Der Vf. möge sich um so mehr zu einem solchen Commentar entschliessen, als es wirklich Schade seyn würde, wenn diess Werk nicht die bedeutende Ausbreitung erhielte, die es verdient. Denn, abgesehen von jenem fühlbaren Mangel der vollen Klarheit, enthält es einen wahren Schatz an rhetorischer Philosophie, und eine Fülle von geistreichen und tiefen Ideen, die, wenn man sie nach mehrmaliger Durchlesung, oder vielmehr nach genauem Studium, richtig aufgefasst und begriffen hat, sich ebenso wahr als neu zeigen, und die Behauptung des Vfs. in der Vorrede, dass er glaube, die Bahn zu einem ganz neuen Gebiete der rhetorischen Philosophie eröffnet zu haben, als richtig erweisen.

Die erste Abtheilung, überschrieben „der Gedanke als Grundverhältniss", beschäftigt sich von S. 1—37 mit der Auseinandersetzung von *„neun Redegrundzahlen"*, wie der Vf. sie nennt, und von S. 37—58 mit praktischen Beyspielen zu dieser Abtheilung. Mit Scharfsinne, wenn auch hie und da mit dem Allgemeinfehler der zu grossen Kürze, entwickelt er darin folgende neun Grundeigenschaften der rhetorischen Kunst:

1 = Ordnungseinheit
2 = Erkenntniss
3 = Erinnerung
4 = Bleibendes Bewusstseyn
5 = Uebersicht
6 = Eintheilung
7 = Bestimmung
8 = Läuterung
9 = Klarheit

} der Empfindung.

Um sein Rechnensystem zu vervollständigen, giebt der Vf. am Schlusse dieser Grundzahlen auch noch die Erklärung einer s. g. Null des Redens. „Die Null des Redesystems — sagt er — ist die zwar bereits aufgenommene, aber noch unangewiesene d. h. in noch kein bestimmtes Verhältniss zu einer Hauptempfindung getretene Neben Empfindung. Sprechen wir sie in diesem unbestimmten Verhältnisse nur allein aus, so bleibt sie Null. Erscheint sie dagegen, durch das Verhältniss irgend einer geordneten Grund-

*) Je merkwürdiger dieses Buch ist, und je auffallender die öffentlichen Stimmen über dasselbe von einander abweichen: desto mehr glauben wir nach der bereits erschienenen Recension auch die Aufnahme einer zweyten rechtfertigen zu können.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

empfindung geweckt, als nothwendige Nebenempfindung mit derselben geordnet, so steigert sie den Werth derselben gleich wie die Null der Arithmetik, die, zur Grundzahl *richtig* geordnet, diese in bestimmtem Verhältnisse steigert. Setzen wir sie ohne richtigen *Grund vor* eine ganz fremde Hauptempfindung, so behält sie den Werth als Null." — Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, die treffenden Beyspiele, die in der darauf folgenden Praxis angegeben sind, hier anzuführen. Um einen Begriff davon zu geben, mit welcher Leichtigkeit und mit wie viel Scharfsinn die abstractesten Sätze ausgeführt sind, setzen wir einen der kürzesten und klarsten hieher. Der Vf. sagt (S. 56): „Darstellung von *Leidenschaften* muss nie zur *Leidenschaftlichkeit* des Redners selbst führen. Die *Auffassung* kann immer subjectiv seyn, d. h. sie kann jedesmal von den *eigenen* inneren Bildern des Redners ausgehen; die *Ausführung* dagegen theilt sich in ein doppeltes *Object*, durch die *Absicht* des *Redners* und die zu erregende *Stimmung* der *Zuhörer*. Es kann aber weder die Absicht des Redners seyn, sich selbst als *leidenschaftlich* in seiner Rede kund geben zu wollen, noch kann die Stimmung der Hörer dem Zwecke der Darstellung entsprechen, wenn sie aus ihrer eigenen *Neigung* in fremde *Leidenschaftlichkeit,* statt in die *Empfindungen* des Redners hinein gezogen werden. *Leidenschaft* ist die zu einem *erhöhten Grade angeregte Neigung* für oder wider einen Gegenstand; *Leidenschaftlichkeit* aber ist die *vom Pfade der erlaubten Neigung ganz abweichende und ausartende Erregung* für oder wider denselben. Die Schönheit des Ideenganges schliesst die Leidenschaft nicht aus, wohl aber die Leidenschaftlichkeit. Begeisterung kann Leidenschaft seyn, muss aber frey von jeder Leidenschaftlichkeit gehalten werden. Leidenschaft kann die zur klaren Idee erhobene Empfindung stärken und erleuchten, Leidenschaftlichkeit aber verdunkelt immer und schwächt die zu heftig erregte Empfindung."

In der zweyten Abtheilung sprach uns besonders die Ausführung des Grundsatzes an, dass das geordnete Denken eine *Reihung* von Vorstellungen sey, die Entwickelung der Ideen in *Reihen* geschehen müsse, der klare Gedanke aus der *älteren* Empfindung entspringe, und der Redner, besonders der improvisirende, seine Darstellung vortheilhafter durch das Beginnen mit der älteren Empfindung durchführe. — Ausser dem Nachdenken nimmt der Vf. noch ein Zurückdenken während der Rede an, und beweist, dass ein richtiges Zurückdenken bey jeder zusammenhängenden Rede Statt finden muss. So auch macht er einen Unterschied zwischen Vorstellungskraft und Einbildungskraft, und sagt unter anderem hierüber S. 80: „Die Vorstellungskraft wirkt stets ohne Gegenwirkung; die Einbildungskraft aber kann mit Voraus- und Zurückwirkung zur Anwendung kommen." Er nennt die Wirklichkeit die *nothwendige* Anschauung, die Phantasie die *individuelle*. — „Bey der nothwendigen Anschauung — heisst es S. 83 — tritt der die Vorstellung erzeugende Gegenstand *unmittelbar* so vor die Seele, wie er ist, als in seinem eigentlichen Zustande und Urbegriffe; bey der individuellen Anschauung treten die Begriffs-Ableitungen aus dem Stoffe heraus, und das Urbild tritt in seinen bezeichnenden Eigenschaften und Nebenbegriffen vor uns hin. Die nothwendige Anschauung geht hervor aus der Gattung, die individuelle aus der Art; beide zusammen übergeben der Seele die Vorstellung so, dass sie der Läuterung zur klaren Versinnlichung des Ganzen fähig wird." Das Additions-Exempel von S. 108 — 114, durch das der Vf. den Beweis liefert, wie man durch die hergestellte Steigerung der Begriffe nach einer bestimmten Ordnung ihres geistigen Werthes eine grössere Anzahl von, in der Erinnerung bunt durch einander geworfenen, Vorstellungen zum schönen, zusammenhängenden Redesatze ordnen könne, ist in seiner Art als classisch zu betrachten. Es lässt sich aus diesem einzigen Beyspiele ein nicht geringer Vortheil für denjenigen Redner ziehen, welcher des Gegenstandes, worüber er zu sprechen hat, gewiss ist.

In der dritten Abtheilung beginnt der Vf. mit der Auseinandersetzung des, wie er sagt, fortwährend in der Seele vorhandenen und bey der Rede vermeidlichen *Ueberflusses* an Vorstellungen. Die bey dieser Gelegenheit S. 125 in der Note kurz entwickelte Theorie des Traumes ist eben so wahr und treffend, als unterhaltend. Er beschäftigt sich hier besonders mit der Trennung des nothwendig zu Entwickelnden vom Ueberflüssigen; geht auf das „*geistige Fixiren*" des Grundgegenstandes während der Rede über, und giebt S. 150 ein für jeden der Redekunst Beflissenen aufklärendes Beyspiel hierzu, welches wir als das praktischste Beyspiel des ganzen Werkes betrachten. Er führt die Nothwendigkeit der Erkenntniss des natürlichen Werthes im Begriffe an, und liefert hierzu S. 164 gleichfalls einige merkwürdige Beyspiele. Die an das Humoristische grenzende Berechnung der binnen einer Stunde möglicherweise zu entwickelnden Hauptgedanken S. 135 hat uns nicht wenig überrascht.

In der vierten Abtheilung, oder der Multiplication, ist einer der tiefsten philosophischen Sätze: „Das Verhältniss der Neigung zum Gedanken" entwickelt. Auf den ersten Anblick hätten wir uns das nicht vorgestellt, was uns später bey genauerer Betrachtung daraus klar wurde. Es lassen sich aus diesen wenigen Zeilen die wichtigsten Schlüsse für manche Sphären der Criminalphilosophie folgern. Wir behalten uns vor, einige bestätigende Beyspiele für den Leser künftig nachzusenden, und zwar solche, die Referent, als Rechtskundiger, der juridischen Praxis entlehnen wird. — Die Auseinandersetzung der Wesenheit der reinen Multiplication und reinen Addition der Ideen S. 209—211, und die hieraus hervorgehende Folgerung, dass jede Erhöhung des Hauptbegriffes in der Rede durch Theilbegriffe eine Erhöhung durch *Gründe* seyn müsse (S. 212), lässt es nur bedauern, dass dieser Auseinandersetzung nicht noch einige Seiten mehr zur lichteren Aufhellung gewidmet sind. Das Beyspiel (S. 215) zur Versinnlichung der Angabe, dass beweisende Rededarstellungen durch Gründe dasjenige erlangen, was

wir rhetorisches *Gewicht* nennen, ist dagegen um so verständlicher. Ueberhaupt liegen in diesen Beyspielen und in vielen anderen Stellen des Werkes die beachtungswürdigsten Winke für jeden Gebildeten und Redner vom Fache, der sich eine Vervollkommnung in der höheren Redefertigkeit angelegen seyn läfst.

In der fünften Abtheilung drängen sich so zu sagen Geist und Wahrheit in den sonderbarsten, aber darum nicht minder schönen, Entwickelungen. Es hängt darin eines mit dem anderen so innig zusammen, dafs es uns leid thut, nicht eine einzelne Stelle hier herausheben zu dürfen; wir müfsten die ganze Abtheilung hieher setzen. Doch machen wir besonders aufmerksam auf S. 224—227, 232—240.

Die sechste und letzte Abtheilung ist mehr eine kurze rhetorische Aesthetik.

Indem wir unsere kurzen Bemerkungen schliessen, halten wir es für Pflicht, dieses Werk, trotz seiner mehreren Dunkelheiten, jedem öffentlichen Redner sowohl, als auch dem Gebildeten, welcher sich für die gesellschaftliche Redekunst interessirt, als eine der geistreichsten und nützlichsten Erscheinungen der neueren Literatur zu empfehlen. Denn was die rhetorische Philosophie betrifft, so kennt Rec. kein zweytes, gleich treffliches Werk in ihrem Gebiete, und diese Ueberzeugung wird gewifs ein Jeder mit ihm theilen, welcher, gleich ihm, ein Buch, das, ohnerachtet erst seit Kurzem erschienen, schon mit manchem übereilten und unverständigen Urtheile belegt wurde, mit der nöthigen Aufmerksamkeit, Ruhe und Dauer studirt. Wir leben zwar in einem Zeitpuncte, in welchem die Alles verschlingende Politik leider so Manchen vom ernsteren Studium philosophischer Gegenstände abhält; aber gerade auch für diese Zeit, in welcher die Redekunst so häufig zur Sprache gebracht und angewandt wird, kann eine solche, auf die Entwickelung der Idee bezügliche Abhandlung nicht unwichtig seyn. Bey einer anderen und minder gelehrten Gestaltung des Werkes würden wir vielleicht den Wunsch ausgedrückt haben, es als Lehrbuch auf höheren Lehranstalten benutzt zu sehen; diefs ist unter der jetzigen Form desselben ohne einen weitläuftigen Commentar nicht wohl möglich.

Mz. D. Cr.

P H Y S I K.

Berlin, b. Enslin: *Briefe über die natürliche Magie, an Sir Walter Scott*, von *David Brewster*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Friedrich Wolff*, königl. Professor in Berlin. Mit 79 Abbildungen in Kupferstich. 1833. VIII u. 414 S. 8. in gedrucktem Pappeband. (2 Rthlr.)

„Der Gegenstand der Magie," sagt der Vf. in der Zueignung an Scott, welcher ihn zur Abfassung dieser Briefe veranlafste, „ist von grofser Ausdehnung und hohem Interesse. In seinem weitesten Umfange umfafst dieser Zweig des menschlichen Wissens: die Geschichte der Regierungen und des Aberglaubens älterer Zeiten, so wie der Mittel, durch welche sie ihren Einfluss auf das menschliche Gemüth bewirkten. — Angaben der Unterstützung, welche Künste und Wissenschaften, so wie die Kenntnifs der Kräfte und Erscheinungen der Natur, diesen Zwecken gewährten. Wollten oder konnten die Tyrannen des Alterthums ihre Oberherrschaft nicht auf die Neigungen und das Interesse ihrer Völker gründen: so verschanzten sie sich in der Veste des übernatürlichen Einflusses, und herrschten mit der ihnen von der Gottheit überwiesenen Gewalt. Ein inniges Bündnifs, um Finsternifs zu erhalten und die Menschengattung zu täuschen und zu unterjochen, vereinigte Priester, Fürsten und Gelehrte. Der Mensch, welcher verweigert haben würde, sich einem zu derselben Gattung mit ihm gehörenden Wesen zu unterwerfen, gab sich dem geistigen Despoten willig zum Sclaven hin, und schmiegte sich ohne Murren in Fesseln, sobald er diese von der Gottheit geschmiedet glaubte." Wie glücklich könnten die unzufriedenen Völker noch jetzt seyn, wäre die natürliche Magie, sammt manchem Anderem, nicht gekommen, um den Schleier von dem geheimnifsvollen Isisbilde wegzuziehen, vor dem heutiges Tages nicht leicht Jemand mehr erschrecken möchte. Aber es ist nun einmal geschehen, und es ist nun nicht mehr zu ändern, wenn auch die römische Klerisey, die so gern noch den Magicus spielt und spielen läfst, vorliegendes Werk wegen dieser treffenden Worte und seines wichtigen Inhaltes, sammt allen Vorgängern, auf den Index prohibitorum setzt! Dafs aber ein Physiker wie *Brewster* ein tüchtiges Werk über diesen Gegenstand liefern könnte, durfte mit Recht erwartet werden, und wir bedauern nur, dafs es, zu der berühmten *Family Library* gehörig, sich in so engen Conversationsschranken halten mufste, und dafs der Vf. der sogenannten Taschenspielerkünste gar nicht gedenkt, welche denn doch auch sehr häufig, nächst der mechanischen Körpergewandtheit, die Hülfe der Physik und Chemie erheischen. Vielleicht hat er den reisenden Künstlern dieses Faches den Handel nicht zu sehr verderben wollen; vielleicht auch will er die Ausführung *Robertson* überlassen, der übrigens schon Bedeutendes und ausführlicher, als es hier geschehen konnte, mittheilt in seinen: *Memoires récréatifs, scientifiques et anecdotiques*, *Paris* 1831, von denen indessen, unseres Wissens, nur der erste Theil erschienen ist.

Im vorliegenden Werke sind nur die Gegenstände abgehandelt, welche auf physikalischen oder chemischen Gesetzen beruhen, daher z. B. nichts darin zu finden über die sogenannte Cabbala, mit welcher der berühmte Casanova so viel berüchtigtes Glück — Geld und Weiber — errang, über dessen Pyramiden gewifs mancher Leser hier gern etwas Erläuterndes gefunden haben würde. Doch ist das Werk reich an interessanten Mittheilungen, und wird genug unterhalten, wie man sich aus nachfolgendem abgekürztem Inhaltsverzeichnisse leicht überzeugen wird.

Umfang und Interesse des Gegenstandes, Kenntnisse der Alten und welchen Gebrauch sie davon machten. — Das Auge, als das wichtigste der Organe und

fruchtbarste Quelle von Täuschungen — Gesichts-Trugbilder und Einfluss der Phantasie — Gegenstand gespenstischer Täuschungen, annähernde Erklärung derselben — wissenschaftliche Kenntnisse, zum Betrug gemissbraucht: Täuschung durch verschiedene Spiegel, phantasmagorische Darstellungen, Hohlspiegel, Cylinderspiegel, Spiegel mit veränderlicher Krümmung — vermischte optische Täuschungen: Verwandlung der Cameen in Intaglio's, homogenes Licht, Entzifferung von Münzenschriften, scheinbare Bewegung der Augen bey Bildnissen und der Züge durch Veränderung der Augenstellung. Versuch, Licht und Finsterniss zu athmen — natürliche, wunderbare Erscheinungen: das Brockengespenst, Fata Morgana, Bilder entfernter Schiffe, bezauberte Küste, umgekehrte und seitwärts liegende Bilder. — Täuschungen, welche vom Gehör abhängen: sprechende und singende Köpfe der Alten, invisible Girl, Bauchredner; — musikalische und harmonische Töne, Kaleidophone, akustische Figuren, Erzeugung von Stille durch zwey Töne, von Finsterniss durch zwey Lichter, akustische Automate; — auffallende Naturwirkungen vom Schalle: vermöge des Schalls Gebäude umzuwerfen, Wiederhall, Taubheit in Taucherglocken, Tönen der Memnons-Säule; — geringe Zahl der mechanischen Erfindungen der Alten; Proben körperlicher Stärke aus alter und neuer Zeit, Leistungen Einzelner, pneumatischer Apparat an Thierfüssen und sonst, um gegen die Gesetze der Schwere zu gehen, oder sich anzusaugen; — Automate der Alten: sich bewegende Dreyfüsse, Vaucansons Ente, Kempelens Schachmaschine, Vortheil, die aus der Liebe für Automate entsprungen sind, Watts Maschine, welche Statuen drechselt, Babbage's Rechnenmaschine; — Wunder der Chemie, Ursprung, Fortschritte und Gegenstand der Alchemie, Feuerathmen, auf glühenden Kohlen und Eisen gehen, und die Hände in geschmolzenes Bley und kochendes Wasser zu tauchen, Vermögen, Luft von sehr hoher Temperatur einzuathmen; — freywilliges Verbrennen, Platinaschwamm und Döbereiners Lampe, freywilliges Verbrennen im Innern der Erde, freywilliges Verbrennen menschlicher Wesen, brennende Quellen, neu entdeckte elastische Flüssigkeiten im Innern der Steine, Wirkungen des oxydirten Stickgases, wenn es eingeathmet wird. In einem Zusatze theilt der Uebersetzer Nachrichten von den Forschungen des Dr. *Ehrenberg* über die Entstehung des eigenthümlichen Getöses in Nakuhs mit.

Was die Darstellungsweise dieses Werkes betrifft, so ist sie durchaus unterhaltend, allgemein verständlich für denjenigen, der nur einige Vorkenntnisse hat, der, z. B. weiss, was ein Prisma, Farbenspectrum, Optik, Akustik u. s. w. Sie passt zu der Art des Vortrags, der ausser der Abtheilung in Briefe, weiter nicht in Abschnitte gebracht ist. Um nur ein Beyspiel zu geben, wählen wir einen Gegenstand von hohem Interesse für die Wissenschaft, nämlich die Möglichkeit, die verloschene Schrift auf alten durch den Gebrauch abgeschliffenen Münzen lesbar zu machen. Wir können aber hier nur den Schluss dieses Aufsatzes mittheilen. „Man erreicht diesen Zweck allein dadurch, dass man die Münze auf glühendes Eisen legt. Es findet dadurch eine Oxydation über die ganze Oberfläche der Münze statt, und das dünne Oberhäutchen des Oxyds verändert seine Farbe nach Massgabe der Intensität oder Dauer der Hitze. Die Theile jedoch, wo sich die Buchstaben der Inschrift befanden, oxydiren sich in einem anderen Verhältnisse, als die umgebenden Theile, so dass diese Buchstaben ihre Gestalt darstellen und lesbar werden, weil das Häutchen von Oxyd, das sie bedeckt, eine verschiedene Dicke hat, mithin eine von der der übrigen Theile verschiedene Farbe reflectirt. Die Farben — gehen durch manche Stufen glänzender Farben, besonders *nelkenfarben* und *grün*, hindurch, und bleiben bey einer Bronzefarbe, zuweilen bey einer schwarzen Färbung, die nur bey der Inschrift allein verbleibt, stehen. In einigen Fällen ist die Färbung, welche den Spuren der Buchstaben bleibt, so schwach, dass sie nur eben sichtbar ist, und durch ein schwaches Reiben mit dem Finger hinweggenommen werden kann. — Wird der Versuch öfter mit derselben Münze wiederholt und die Oxydation nach jedem Versuche hinweggenommen, so nimmt das Häutchen vom Oxyd ab, und kommt endlich gar nicht wieder zum Vorschein. Im Verfolge der Zeit kehrt jedoch diese Eigenschaft wieder zurück." — „Wendet man eine einförmige und gleichartige Silberplatte, welche nicht gehämmert oder zusammengedrückt ward, an, so oxydirt sich die Oberfläche derselben gleichförmig, vorausgesetzt, dass alle Theile derselben gleichförmig erhitzt werden. Bey der Umwandlung der Scheibe in eine Münze wurden offenbar die *vertiefteren* Theile durch die hervorragenden des Stempels *stärker zusammengedrückt*, *weniger hingegen* die erhabenen, bey denen das Metall fast in seinem natürlichen Zustande blieb. Die erhabenen Buchstaben, überhaupt das Gepräge, haben demnach eine geringere Dichte, als die anderen Theile, und diese oxydiren sich leichter bey einer niederen Temperatur. Wurden die Buchstaben der Umschrift durch Reiben abgenutzt, so haben die zunächst unter ihnen befindlichen Theile weniger Dichte als das umgebende Metall, und die Lage der Buchstaben erhält von der Hitze einen von dem der umgebenden Theile verschiedenen Oxydationsgrad, so wie eine verschiedene Farbe."

Die Uebersetzung ist so gelungen, dass sie sich gleich einem Original liesst, überdiess hat der Uebersetzer mehrere interessante Anmerkungen und Erläuterungen hinzugefügt.

Die Ausstattung des Buches verdient alles Lob. Das Papier ist milchweisses Druckvelin, der Druck gut, die Kupfer sauber und hübsch.

rey.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

PÄDAGOGIK.

1) Leipzig, b. Göschen: *Erziehungslehre von Friedrich Heinr. Chr. Schwarz.* In 3 Bänden. Erster Band. Erste Abtheilung: *Geschichte der Erziehung.* Zweyte, durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1829. XV u. 538 S. 8. Zweyte Abtheilung: *Geschichte der Erziehung.* 520 S. 8. Zweyter Band: *System der Erziehung.* 605 S. 8. Dritter Band: *Unterricht der Erziehung.* 375 S., und im Anhange: *Uebersicht der ganzen Erziehungslehre,* Schlusswort und Register 376—422 S. 8. (8 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.* Herausgegeben und zum Theil selbst verfasst von *Fr. H. Chr. Schwarz,* Dr. der Theol. u. Philos., grossherzogl. badenschem Geh. Kirchenrathe u. ordentl. Professor der Theologie zu Heidelberg. Als Nachträge zur Erziehungslehre. 1833. XII u. 377 S. 8. (2 Rthlr.)

(Beschluss der in der Jen. A. L. Z. No. 162 abgebrochenen Recension.)

Der würdige Vf., unablässig bemüht, seiner Erziehungslehre mehr Umfang und festere Begründung zu geben, hat, seitdem jene ans Licht getreten, zu ihrer Vervollständigung nicht bloss das unter dem Titel: *Die Schulen,* erschienene und in unserer A. L. Z. (1833. No. 47) bereits angezeigte Werk, sondern auch ein Jahr darauf die unter N. 2 aufgeführten *Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik* herausgegeben, von denen wir jetzt einen kurzen Bericht erstatten wollen.

Das Ganze, das uns hier vorliegt, besteht aus zehn Auffätzen, welche, wie der Vf. in der Vorrede sagt, meist aus Neuerungen in der Literatur, oder sonst durch Bemerkungen, angeregt worden sind. I. *Die Weihe eines Pädagogen.* Aus dessen Bildungsgeschichte. Von dem *Herausgeber.* Ein Gärtner, ein Arzt und ein Musiker, mit welchen unser Pädagog in Verbindung kommt, wecken manche lehrreiche Vergleichungen dieser Künste mit der Erziehungskunst, und geben zu erbaulichen Betrachtungen Anlass. Nur scheint uns die Ausführung nicht selten ins Spielende zu fallen. Das Resultat ist S. 81 enthalten: „Wenn uns der im Garten in allen den lieblichen Schöpfungen die Urbilder der Natur entschleiert, so läst uns der Mann aus der Kirche die Harmonieen der Engel ahnen; und was wäre die Heilkunst für diesen Geist, den wir von oben empfangen! Uebrigens wollen wir unseren Maler nicht vergessen, der uns Allen Vieles giebt, und noch mehr geben wird, da wir nächstens seinen Besuch erwarten." Wir bekennen frey, dass wir auf weitere Ausführung solcher Ideencombinationen, wie sie auch zwischen Erziehung und Malerkunst Statt haben können, nicht sehr begierig sind, weil wir überhaupt die Klarheit in der Darstellung mehr, als das tropische oder mystische Helldunkel, lieben. — II. *Drey Schulreden,* historisch-pädagogischen Inhalts, bey den Prüfungs-Feyerlichkeiten des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. gehalten von *Theodor Vömel,* Director des Gymnasiums. Lichtvoll und brav, wenn auch die Sache nicht erschöpfend! Die erste Rede schildert *Philipp Melanchthons* wohlthätigen und dauernden Einfluss auf das Schulwesen; die zweyte stellt *Johannes Sturm,* von welchem leider so wenige biographische Nachrichten vorhanden sind, in seinem Wirkungskreise, vorzüglich zu Strasburg, als einen der grössten Schulmänner aller Zeiten und einen der wichtigsten Methodiker und Pädagogen dar; die dritte giebt ein warnendes Beyspiel aus *Flacius Leben,* wie unverträglich die Leidenschaften mit den Wissenschaften sind, und wie leicht der Gelehrte, welcher sich ihnen ergiebt, sich selbst den Untergang bereitet. — III. *Die Nichtweihe des Pädagogen.* Ein Brief, wie er geschrieben werden könnte, nebst vorläufiger Antwort. Von dem *Herausgeber.* Der Vf. fühlte selbst, dass seine „Gärtner-Ideen" oder „Weltharmonieen", und was er von der Heilkunde gesagt, nicht überall Anklang finden würden; er hält indess diese „Symbole" nicht eben für unschicklich, und giebt endlich den guten Rath, dass Er und sein Gegner auf ihren „verschiedenen Wegen" bleiben wollen. — IV. *Die Geschichte der Erziehung des Herausgebers betreffend.* Er sucht einige Vorwürfe zu widerlegen, welche dieser Geschichte gemacht wurden, und liefert einige Berichtigungen und Zusätze zu derselben. — V. *Das Christenthum, der höchste Standpunct für die Erziehung und ihre Geschichte.* Allgemeine Schulrede. VI. *Warum ist manchmal eine Erziehung von christlichen Eltern so unwirksam?* Versuch einer Beantwortung zu einer Rede vor einem engeren Kreise. Beide Reden sind von dem *Herausgeber.* Man weiss, dass derselbe das Christenthum als den höchsten Gipfel der Erziehung betrachtet, und alle pädagogischen Bestrebungen nur darauf gerichtet wissen will, dass „die ewige Liebe, die uns Erdenbewohnern in der Heilsanstalt erschienen ist, als die ewige Wahrheit"

(S. 202) erkannt, und in Folge dieser Erkenntniss gehandelt werde. In diesem frommen Sinne, populär, aber nicht ohne Weitschweifigkeit, sind diese Aufsätze geschrieben. — VII. *Einige allgemeine Bemerkungen über den Gang des Menschen, als Zugabe zu des Vfs. Erziehungs- und Unterrichts-Lehre.* Der Aufsatz wird einem „Kenner der Gymnastik" zugeschrieben, und man wird schon daraus abnehmen, dass hier das Wort *Gang* im eigentlichen, physischen Sinne zu verstehen ist. Da nämlich die körperlichen Eigenheiten des Menschen, seine Haltung, seine Stellungen und Bewegungen mit dem Thun und Lassen in gewissem Zusammenhange stehen, und diese Verbindung eine Art von Wechselwirkung ist: so betrachtet der Vf. hier den Gang nach seinen verschiedenen Eigenschaften, und zunächst die Wirkung, welche durch die Entwickelung, Ausbildung und Vervollkommnung der geistigen Natur auf den Körper und dessen Verhalten verursacht wird. Er stellt demnach die geistigen und körperlichen Eigenschaften einander gegenüber, und bezeichnet die verschiedenen Eigenschaften des Ganges (hebend, schwankend, fallend, hüpfend, schwebend, schleppend, schleichend, schleifend, trippelnd) nach den verschiedenen Lebensaltern. Wir wollen diese Beobachtungen nicht tadeln, begreifen aber nicht, was für die Pädagogik damit gewonnen werden soll. — VIII. *Nachträge zur Erziehungslehre, vom Herausgeber.* Ueberzeugt, dass die Kunde und Kunst der Erziehung jetzt an einem neuen Entwickelungsmoment stehe, welches durch die Anthropologen erfolgreicher als durch die eigentlichen Philosophen befördert werden könne, hat der Vf. hier aus *Schuberts Geschichte der Seele* (1830) manche Idee entnommen und ausgeführt, welche ihm zur Erreichung einer höheren Stufe der Erziehung hinzuführen schien. Er erblickt indess selbst nur (Vorrede S. V) „eine *Ferne*, wovon er manches geahnet, und aus welcher zwar auch jetzt noch Mehreres *nicht in bestimmter Gestaltung* vorschwebe, aber doch mancher lichte Gedanke auftauche, den man gern in seinen Geist aufnehme, und mit praktischem Verstande in das Leben einführen möchte." — Mit diesen Worten hat der Vf. selbst diesen Aufsatz am besten charakterisirt. — IX. *Epilog.* Gespräch des Verfassers mit einem Gegner. Die Idee einer *höheren Erziehung* wird entwickelt; warum aber in der fast langweiligen Gesprächsform? — X. *Ueber die neuen Methoden, fremde Sprachen zu lehren, welche Hamilton und Jacotot angegeben.* Von Dr. *Kröger*, Katecheten am Waisenhause zu Hamburg. Mit Einsicht und Mässigung geschrieben. Der Vf. will die Hamiltonsche Methode, welche bereits einzelne Modificationen erlitten hat, und noch manche Veränderungen zulässt, z. B. dass die grammatischen Uebungen in besonderen Stunden früher beginnen, mit der Jacototschen in Verbindung gebracht wissen, da diese manche eigenthümliche Grundsätze und Uebungen aufstelle. Er erläutert die beiden Methoden durch passende Beyspiele.

Leipzig, b. Göschen: *Unsere Nationalbildung. Eine Rede an die deutschen Erziehungsfreunde zu Anfange des Jahres* 1834. Von *J. H. C. Schwarz*, Grossh. Badenschem Geh. Kirchenrathe, Dr. u. Prof. der Theol. zu Heidelberg, Ritter des Kön. Pr. rothen Adlerordens 3 Classe u. s. w. *Besonders abgedruckt aus dem II Bande der Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.* 1834. 44 S. gr. 4. (15 gr.)

Wir haben den zweyten Band der *Darstellungen* noch nicht gesehen, wissen auch nicht, was den Vf. bewogen haben mag, aus demselben (wenn er wirklich bereits erschienen ist) diese Rede besonders abdrucken zu lassen; wir fürchten aber, dass dieser prachtvolle Abdruck, auf Royal-Quart, welcher eine im grossen Stil gehaltene Rede erwarten lässt, der Abhandlung selbst nicht überall eine günstige Aufnahme bereiten wird. Denn eine Abhandlung ist es vielmehr, als eine Rede, was der alte Erziehungsvater (wie er sich selbst gleich im Eingange nennt) mit seiner bekannten Gemüthlichkeit, aber oft in matter Eintönigkeit und ermüdender Weitschweifigkeit, uns hier liefert. Die Gedanken, welche er ausführt, sind dieselben, die er schon oft in seinen Schriften vorgelegt hat. Christliche Bildung ist ihm das Höchste, was erstrebt werden soll; deutsche Nationalbildung trifft mit jener zusammen, oder wird vielmehr von jener, als der höchsten, verschlungen. Gleichwohl wird auch wieder die Gelehrtenbildung mittelst des classischen Alterthums als nothwendig zur deutschen Nationalbildung empfohlen. Die Ideen scheinen uns etwas durch einander zu gehen, überhaupt aber die Eigenthümlichkeit der *deutschen* Nationalbildung nicht genug hervorgehoben zu seyn. Denn was hier darüber gesagt wird, passt auch auf andere Nationen, wiefern sie nur Christen sind, und sich um jene Bildung durch das classische Alterthum bemühen. Oder will man anderen Nationen das fromme Gemüth, den forschenden Geist und den betriebsamen Fleiss absprechen, worein der Vf. die deutsche Nationalität vorzugsweise setzt? Und wie will man behaupten, dass in dem Christenthum alles Volksthum untergehe? Alle Geschichte spricht dagegen. Und warum sollte es auch in dem Christenthum seinen Untergang finden? Liegt in der Individualität der Nationen, ja der Menschen, an sich etwas, was widergöttlich ist, oder was nicht bloss einer Veredlung und höheren Steigerung durch das Christenthum bedarf, damit jene Individualität zum Besten des Ganzen, wie der Einzelnen, fortbestehe? Ueberhaupt aber wird die Nationalbildung zu eng gefasst, wenn sie, gleichsam als ob kein Mittelstand in der Welt wäre, der ebenfalls ausgebildet werden müsste, auf Volksschulbildung und classische Gelehrtenbildung beschränkt wird. Doch der Vf., welcher diesen Stand in seinem Werke über *die Schulen* wohl ins Auge fasste, hat diese Wendung hier vielleicht nur desshalb genommen, damit das Epiphonem der Rede, das sich noch am meisten rednerisch ausnimmt, eine schickliche Unterlage haben möchte. In demselben verbreitet er sich nämlich mit väterlichem Ernste über das, was unseren Universitäten jetzt Noth sey; den demagogischen Unfug, welcher auf denselben getrieben werde, leitet er zunächst von Vernachlässigung oder Verkehrtheit der Bildung auf den Schulen, namentlich auf den Gymnasien, her, und dringt darauf, vor allen Dingen diese Quelle des Unheils zu verstopfen. Aber nach unseren Erfahrungen ist dasselbe erst von den Universitäten auf die Schulen geleitet

worden, hie und da nicht ohne Begünstigung der Lehrer, welche weit lieber unternehmende Akademiker, als unreife Schüler, zu ihren Füßsen sehen möchten. Was der Vf. sonst über die nöthige Verbesserung der akademischen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit sagt, verdient Beachtung. M. P.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in der Renger'schen Buchhandlung: *Wanderungen durch den Markt des Lebens* von *C. A. Tiedge*. Erstes und zweytes Bändchen. 1833. kl. 8. (16 gr.)

In einer jener wehmuthsvollen und gläubigen Gemüthsstimmungen, wo so viele Bilder der Vergangenheit auftauchen, und fromme Wünsche, unsterbliche Hoffnungen den Wanderer nach einem Jenseits geleiten, ward uns der Genuss vorliegender Dichtungen zu Theil, für welchen das Herz dem unsterblichen Sänger nicht genug Dank zu sagen weiss. Der *Sänger der Urania* läfst sich von seinem Himmel, wo Lyra tönt, der Schwan in der Sternenfluth des blauen Oceans seine silbernen Streifen zieht, und wo selbst ein unsterbliches Bild der Verklärung im sternenhellen Glanze dem Sänger zuwinkt — von dieser Dichtung und Wahrheit eines ewigen Himmels läfst er sich zu dem Markte eines erlebten Lebens herab, und besingt nun, wie am stillen Abende, die Freuden, aber auch die Trauer des Tages. An dem Ufer des Lebens gehen so viele Gestalten dahin, die den Wanderer nicht erfreuen, sondern nur betrüben; und in diesem Gemische der Nebelgestalten erscheinen nur bisweilen in geweihten Stunden reine und klare Geister, wo das Herz zum Herzen, und der fromme Gedanke zu dem verklärten Geiste spricht. Das menschliche Leben ist ein reicher Markt von Besorgnissen, armen Goldes, dürftiger Ehre, und oft so wohlfeil und auch theuer erkauften Ruhmes; und so ertheilen sich Mahnungen und Erinnerungen des menschlichen Herzens, wie es sich auf jenem reichen wohlfeilen Markte harmlos, unschuldsvoll zu erhalten wufste. Und eine solche Erinnerung, eine solche unschuldsvolle Weihe ist nun dieser Gesang der Wanderung durch den Markt des Lebens, wo bey einem heiteren und doch auch strafenden Lächeln über die Thorheiten der Welt sich die Verklärung der schönen Kunst und die Reinheit des Herzens zeigt.

Wir wissen dem Sänger der Urania den gröfsten Dank, dafs er uns auf diesem Markte des Lebens, wo auch ein enges und weites Gehege einer kaum verschollenen und auch jetzt noch wie in Ritterspornen klingenden Literatur-Poesie ist, ein Bild der Dichtung vorführte, welches uns von den unreinen Gestaltungen eines bitteren Hasses, eines von Groll aufgeregten Gemüthes, einer gehäfsigen Satire, mit welcher unsere heutige poetische Tages-Literatur angefüllt ist, abwendet, und uns eine Dichtung weihet, in welcher der klarste Himmel der Liebe, des Glaubens, einer unsterblichen Hoffnung, — der Himmel der reinsten Kunst und des reinsten Herzens lebt. Das satirische Epos darf nicht von dem Unwillen der Gegenwart, nicht von der bitteren Stimmung einer leidenschaftlichen Aufregung getrübt seyn. Das trübe Gewölke des Markts des Lebens muss sich in der Kunst, wie in dem Spiegel einer klaren Welle, nur entfernt, wie in einer entfernten Erinnerung abspiegeln. Denn so unterscheidet sich die Xenie eines reinen Kunstsinnes von jenen unreinen Dichtungen, die selbst das Lob groſser und berühmter Sänger trübten. Die Satire ist ein gar heiteres und muthwilliges Kind, welches Rosen mit weichen Dornen reicht. Die Dornen sind halb von den Rosenblättern bedeckt; sie verwunden nur leicht; sie sind die zartesten Spitzen einer wohlwollenden und freundlichen Entfaltung, die das grelle Gemälde gern mit der Farbe der Freundlichkeit und der wohlmeinenden Mahnung mildert. Die Satire bedarf daher zu dieser Darstellung mannichfaltiger Embleme und ferner Bilder; sie trägt nicht blofs ein Rosengezweig mit zarten Dornen, sondern es blicken auch aus ihrem Füllhorne mannichfaltige Masken, Conterfeyen von halbvernünftigen oder gar nicht vernünftigen Thieren. Wenn Homer seine homerische Rosse Thränen der Trauer weinen läfst, wenn in jenen vorhomerischen Gesängen ein unvernünftiges Thier selbst sehr vernünftig spricht: so darf es ja wohl der Fabel, die, wie in den obigen Gesängen, das Wahre oder auch Unwahre gern in nahen und fernen Bildern zeigt, erlaubt seyn, auf dem Landschaftsgemälde eine Staffage anzubringen, wo, wie in dem Paradiese, oder auch nach dem Paradiese, das liebe Vieh dem lieben Menschen zur Seite, bisweilen wohl gar oben an gehet.

Wir wissen nicht, mit welchem Namen die Wissenschaft diese Wanderungen des Lebens bezeichnen wird. Sind es lyrische Gesänge? Ist es Lehrgedicht? Satirisches Epos, Blumauer'sche Aeneide, oder wie sonst die Eintheilungen nach einer Aesthetik heissen mögen? Nichts von allem dem, und doch zugleich Alles, und mehr als Alles von diesem. Es sind dichterische Blumengewinde, die frey, ungebunden und doch in schöner Sitte über die Schranken und festen Grenzen wissenschaftlicher Eintheilung hinauf ranken; Erweise, dafs sich die freye Welt des Schönen nicht unter bestimmte Namen und Signaturen bringen läfst. Was ist das Lied der Glocke von dem unsterblichen Schiller? Sie tönt durch alle Lüfte fort, ihr Ton schwingt sich über alle engen Begrenzungen des Raums und des irdischen Lebens hinauf, und so auch mit dieser Dichtung des Markts des Lebens, die den Wanderer auf die Spitze einer Pyramide, auf welchem sich die geistig geschwingte Muse niedergelassen hat, erhebt, um den gemeinen, niederen Markt des Lebens in kleinen und verkleinerten Bildern besehen und — übersehen, und zugleich den Blick nach dem Lande einer höheren Welt hinausschweifen zu lassen. In der zartesten Dichtung entwickelt sich das lyrische Gemüth des Dichters, besonders auf dem dritten Pfade der Wanderung, wo über dem armen Golde und der dürftigen Ehre hinaus doch schon ein höherer, wenn auch der weltlich gesinnte, Sinn des Ruhms erscheint, in dessen eitlem Glanze so viele Sterbliche untergehen, und dessen eitle Glorie oft auf eine so unreine, unhei-

lige Weife errungen wird. In dem dritten Gefange, wo die wilde und breite Romantik des Ruhms belächelt wird, ertönt, wie in der Erinnerung heiliger Gefänge, der Liederhain vieler vorausgegangener Barden, welche noch einmal, wie im vereinten Chore, ihre ätherifchen Harfen ftimmen, und in ätherifchen Lauten den wahren Geift der Dichtung verherrlichen. Wenn die beiden erften Gefänge dem Dichter Lob und Ehre bringen: fo erhebt fich diefer dritte Gefang zu einer wahren dichterifchen Weihe der fchönen und fchönften Kunft.

Dichtkunft und Philofophie find in ihrem inneren Wefen eben fo verwandt, wie verfchwiftert in ihren gegenfeitigen Ausartungen und Mifsbildungen. Der göttlichen Grobheit eines Schlegel'fchen Romans begegnet eben fo leicht eine göttliche Grobheit der neuen und neueften Philofophieen. Rauhe, myftifche Romantik dort und hier in dem ehrgeizigen Streben nach der Glorie äufseren Nutzens. So erfcheinen alfo auch dem vielgereiften Wanderer auf dem offenen Markte des Lebens die *vielen Schulen der Philofophieen*, mit ihrem Lärm, Geräufch, mit ihrer tragifchen Komödie und komifchen Tragödie. Und fo entwickelt fich alfo auch hier ein Hogarth'fches Lebensbild diefer *luftigen*, *lächerlichen*, *thörichten* Scenen. Wir möchten zwar gerne die Philofophen, die nach ihrem Namen etwas fo Ehrenwerthes haben, vertheidigen, ihnen etwas Menfchliches zu Gute halten; denn es thut uns leid, durch die Mifsbildung der vielen Philofophieen felbft einen Schein des Lächerlichen auf die Philofophie geworfen zu fehen. Aber wir wiffen der gerechten Ironie des Hogarth'fchen Gemäldes nicht anders zu begegnen, als mit der Lehre der Weltgefchichte, dafs doch wohl zur Erringung der Wahrheit auch manche lächerliche Seite, manches Poffenfpiel, manche *Carricatur vieler Philofophieen* gut und nothwendig feyn mögen. Wenn einftmals eine zu dogmatifche Orthodoxie das höchfte Wefen in der Art perfonificirte, dafs es faft zu einer fichtbaren Subftanz wurde: fo war es ja vielleicht wohl dienlich, wenn eine kurzweilige, atheiftifche Weltordnung auf kurze Zeit jene harten Perfonificationen zu einer vielleicht blofs moralifchen Weltordnung auflöfte.

Sowie der Zuhörer gern in jenem Liederhaine verweilt, wo die unfterblichen Dichter der Vergangenheit ihren Gefang mit unferem Dichter vereinen: fo wendet er fich auch gern zu der Andacht jener religiöfen Weihe hin, wo die Wahrheit, Reinheit und Liebe der chriftlichen Religion in dem Gefange unferes Sängers ihren höchften Hymnus feiert. Wir mögen nicht rechten, wer in diefem Tempel, an diefer Tafel des Herrn oben oder unten geftellt fey, welcher Jünger an der Bruft des geliebten Meifters liege, und welches der vielleicht eben fo geliebte aber doch in gröfserer Ferne waltende und wirkende Apoftel fey. Denn hier find die Plätze gleich, Herr und Diener find hier gleich dienende und gleich lehrende Geifter. Unter diefen erhabenen Gebilden der religiöfen Dichtung kommen uns manche Erinnerungen entgegen, die unfer Herz gern epifodifch in den Gefang hineingewebt hätte. Denn hatten nicht die gefeierten Namen und Bilder auch eine grofse Vorfeier und vielleicht auch noch gröfsere Vornamen? Das ift aber eben die rechte Art der Dichtung, dafs fie bey aller Erfüllung der Wünfche noch einige Wünfche dem menfchlichen Herzen verftattet, und dafs der reiche und erhabene Gefang dem armen, befchränkten Gemüthe des Zuhörers die weiten Schwingen der Vergangenheit und der Zukunft reicht, fo dafs es nun faft einer neuen fatirifchen Dichtung bedarf, um den Wunfch des Unmöglichen in diefer Anzeige zu züchtigen.

Wir möchten uns gern über die vielen Schönheiten, die feinen Wendungen der Satire, über die vielen zarten, eingeftreueten Epifoden verbreiten, die wie kleine Liederkränze um den ganzen Kranz der Dichtung fchweben! Wir möchten gern mit dem Lefer in jene ärmliche Hütte einkehren, wo die chriftliche Religion in ihrem verföhnenden Frieden den höchften, menfchenfreundlichften Triumph feiert, und wo in diefer Dichtung durch den kleinen und kleinften Zug, das Bild des ermordeten Sohnes dem Anblicke nicht entzogen zu haben, durch diefen Zug der menfchlichen Vergeffenheit das ganze Gemälde der lieblichften Dichtung, fo viel an Wahrheit, Treue und zugleich an Zartheit und Feinheit der Hogarthfchen Verfinnbildung gewinnt. Aber wir wollten ja mit diefer mehr gut als gründlich gemeinten Anzeige nur unfer allgemeines Gefühl ausfprechen, wie wohlthätig der Kunftgenufs einer in unferen Tagen fo feltenen und herrlichen Dichtung auf uns wirkte. Uebrigens ift ja jedes klaffifche Kunftwerk fein eigenes beftes Lob, fein eigener befter Preis. Wir hätten fo gern diefen Gefängen einzelne Stellen entnommen, fie dem Lefer zum Genuffe des Schönen darzubieten. Aber es ift Schade, von dem Lorbeerbaume einzelne Blätter zu pflücken; diefe Blätter und Blüthen gefallen fich ja beffer an dem unfterblichen lebendigen Gebilde. — Wir fcheiden ungern von diefen Gefängen, und gehen gern mit folgenden Schlufsworten der zarteften Dichtung zum neuen Genuffe der Wanderungen unferes Dichters zurück:

Hier wo endlich nun die Ruhe
Gern die fanfte Hand mir beut,
Die auf Alles, was ich thue,
Ihre Abendblumen ftreut;
Hier wo Alles von mir fcheidet,
Was den rafchen Sinn empört:
O, hier leb ich ungeftört,
Ungekränkt und unbeneidet,
Nicht mehr fern von meiner Gruft,
Athme leicht, fo wie die Luft,
Die da unter Rofen weidet.
Wie ein Hirt der kleinften Flur,
Wo ich nichts von Glück begehre,
Bet' ich, dafs mein Alter nur
Nicht des Saitenfpiels entbehre.
Hier wo Alles, was ich litt,
Wie ein rauher Ton verklinget,
Naht die Freundfchaft fich, und bringet
Ihren ftillen Himmel mit.
Wie ein Licht in dunklen Fernen,
Gingft, *Elifa*, du mir auf:
Unter deinen heil'gen Sternen
Wandelt meine Nacht herauf.

G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

TOPOGRAPHIE.

Ofen, in der Universitäts-Buchdruckerey: *Conspectus thermarum Budensium*, auctore *Franc. Xav. Linzbauer*, Med. Dr. 1832. II u. 53 S. 8.

Ungarn, durch einen überschwenglichen Reichthum der mannichfaltigsten und anderswo höchst seltenen Naturerzeugnisse vor den meisten Ländern Europa's ausgezeichnet, ist auch hinsichtlich der Anzahl, Verschiedenheit und Kraft seiner Gesundbrunnen im vorzüglichen Grade begünstigt. Namentlich sind die Mineralquellen, welche unmittelbar innerhalb der k. Stadt Ofen hervorsprudeln, sowohl wegen ihrer beynahe zwey Jahrtausende umfassenden Benutzung sehr merkwürdig, als auch rücksichtlich ihrer erprobten Wirksamkeit hoch geachtet. Nichts destoweniger aber sehen wir aus der S. 3 aufgezählten, höchst mageren Literatur dieser Bäder, dass die wissenschaftliche Untersuchung derselben bisher noch immer auf eine in der That beynahe unerklärbare Weise verabsäumt worden. Deshalb erscheint vorliegende Abhandlung, obschon sie dem eigentlichen Erfordernisse in diesen Beziehungen keinesweges genügen dürfte, jeden Falls sehr willkommen, und wir begrüssen diese gefällige Mittheilung aus dem Wunderlande der Magyaren deshalb recht freundlich. Man erfährt hiedurch, dass diese Bäder nach dem unbezweifelbarem Zeugnisse der in ihren nächsten Umgebungen aufgefundenen Monumente den Römern, und zwar zur Zeit, als Titus Vespasianus herrschte, gar wohl bekannt waren. Wo heut zu Tage der Marktflecken Alt-Ofen sich befindet, war schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung eine sehr ansehnliche Ortschaft, von den Römern *Aquincum* oder *Acincum*, von den ältesten ungarischen Geschichtschreibern aber *Sicambria* genannt, und diese trifft man auch selten ohne eine gleichzeitige Erwähnung der dortigen warmen Bäder beschrieben. Von dem Schicksale dieser Bäder seit dem Anfange des vierten bis Ende des neunten Jahrhundertes, eigentlich also von jenem Zeitpuncte, als die Römer durch die Hunnen aus Pannonien vertrieben wurden, bis zur abermaligen Eroberung dieses Landes durch die Magyaren, sind keine historischen Nachweisungen vorhanden. Dagegen aber wissen wir, dass diese Heilbäder zu den Zeiten des Königs Andreas II und unter Ludwig I, nicht minder als Kaiser Sigmund, ferner da der unvergessliche König Matthias Corvin und Wladislaw II regierten, zu einem grossen Ansehen erhoben worden. Den Türken waren die warmen Quellen Ofens ein Heiligthum; daher sie denn auch während des Joches der orientalischen Barbaren, das im J. 1541 begann und erst im Laufe des Jahres 1686 endete, mit soliden Wasserleitungen und Gebäuden versehen wurden, welche zum Theil noch dermalen benutzt werden.

Diesen geschichtlichen Notizen folgt eine kurze, leider aller geognostischen Grundlagen entblösste Topographie der Hauptstadt Ofen, wonach vorerst die unteren warmen Quellen, nämlich jene, welche in der Raizenstadt (*Tabar*) hervor kommen, einzeln beschrieben werden. Diese sind:

I. *Das Blocksbad.* Es befindet sich unmittelbar am Fusse des Blocks- oder St. Gerhards-Berges, und ward schon während der Türkenherrschaft seiner ausgezeichneten Heilkräfte wegen, von sehr vielen Kranken, selbst aus fernen Gegenden, vertrauensvoll besucht und mit gutem Erfolge gebraucht. Nachdem die Osmanlis durch die siegreichen Waffen des Kaisers Leopold aus dieser Gegend vertrieben worden waren, schenkte der Kaiser dieses Bad, welches damals das Jungfernbad hiess, seinem Leibarzte Friederich Ferdinand Illmer von Wartenberg. Dessen Sohn Karl verkaufte es im J. 1718 an die Stadtgemeinde, und diese veranlasste die Herstellung der bereits schadhaft gewordenen Gebäude. Jetzt ist dieses Bad abermals das Privateigenthum einer bürgerlichen Familie. Das auf ein Stockwerk über den Erdgeschoss erhöhte, unansehnliche Gebäude des Blocksbades hat 5 Zimmer, ein Gemeinbad, 3 kleinere Steinbäder und 8 Wannenbäder. Diese Badeanstalt hat ihre eigene, mit einem Steingewölbe versehene Quelle, aus welcher das Badewasser mittelst eines Canales in ein Behältniss geführt wird; aus diesem fliesst es in die Steinbäder, und in die Wannen wird es mit Hülfe einer Pumpe durch Röhren geleitet. Der Abfluss aus sämmtlichen Bädern wird zum Bade für kranke Pferde benutzt. Dieses Mineralwasser hat eine Wärme von 37° R., fliesst ganz hell, setzt jedoch im Zustande der Ruhe allmählich einen Schlamm ab, der leider bisher noch immer eben so wenig als das Wasser selbst untersucht ist, ob-

schon er seit undenklichen Zeiten mit dem auffallendsten Nutzen gegen Gliederschmerzen und veraltete Geschwüre verwendet wird.

II. *Das Bruckbad* liegt ebenfalls am Fuſse des Gerhardsberges, jedoch mehr gegen die Mitternachtsseite. Laut den Angaben des Chronisten Peter Olahus befand sich ehedem an dieser Stelle die Residenz des koloczaer Erzbischofs Peter Frangepan, deren Gebäude Soliman zu einem Gemeinbade umstalten lieſs; späterhin wurde denselben auf Befehl des Pascha Mahmud ein Kloster für Derwische hinzugefügt. Als die Stadt Ofen den Türken wieder entrissen worden war, wurden die Einkünfte dieser Bäder von Seiten der k. Cammerverwaltung an die Stadt Ofen abgetreten, und die Gültigkeit dieser Schenkung mittelst eines eigenen Privilegiums vom Kaiser Leopold bestätiget. Nach mehrmaligen Erweiterungen im Laufe der Zeit wurden diese Bäder endlich im J. 1831 so gut eingerichtet, als sie es nun sind. Man trifft allda ein Gemeinbad, 5 Steinbäder mit einem Auskleidezimmer, 4 dergleichen ohne dasselbe, 3 Dunstsitze für Hämorrhoidalkranke, 30 Wannenbäder, einen groſsen Saal, 24 Wohnstuben für Badegäste, eine Kaffeeschenke, eine geräumige Gaststube und innerhalb des Hofraums eine Quelle, deren Wasser seit geraumer Zeit ausschlieſsend zum innerlichen Gebrauche verwendet wird. Diese Bäder haben fünf eigenthümliche Quellen, welche sich innerhalb des Badehauses in einem Becken und zwar mit einer so gewaltigen Strömung vereinigen, daſs eine hiedurch unterhaltene Hebemaschine das Wasser der unweit vorüberflieſsenden Donau (!!!) herbeyschafft, welches man zur Abkühlung des Mineralwassers benöthigt ist. Die Temperatur dieser Quellen erstreckt sich auf 35—37° R.

III. *Das Raizenbad* ist am letzten westlichen Abhange des Blocksberges gelegen. Es wurde vom Könige Matthias Corvin zum königlichen Bade bestimmt, und mit dem hiezu erfoderlichen Glanze ausgestattet. Kaiser Leopold schenkte es sammt allem Zugehör im J. 1696 einem gewissen, angeblich aus Babylonien gebürtigen, Johann Pergasi, dessen Erben dasselbe späterhin anderweitig veräuſserten. Das sehr unansehnliche Gebäude enthält ein Gemeinbad, 3 Steinbäder mit und 5 ohne ein Auskleidezimmer, gleichwie 4 Wohnstuben. Die Quelle dieser Bäder ist im Inneren des Berges, und ihr Wasser sammelt sich in einem tiefen Behälter, aus dem es zu den Badezimmern hingeleitet wird, endlich aber mittelst eines aus der Christinenstadt kommenden Canales in die Donau abflieſst; ihre ursprüngliche Wärme beträgt 38° R. Sowohl diese als die Blocksbadquelle setzt steinartige Concremente und Incrustationen an den Wänden der Behälter und der Röhren ab.

Die oberen warmen Quellen sind: IV. Das *Sprengenbad*, dermalen nach seinem Besitzer, Michael König, das *Königsbad* genannt, liegt am nördlichen Ende der Wasserstadt. Von türkischen Paschen erbaut, ward es unter dem Namen des Hospitalbades nach der Wiedereroberung der Stadt Ofen vom Kaiser Leopold gleichfalls seinem Leibarzte Friederich Illmer von Wartenberg geschenkt, dessen Sohn Karl es im J. 1703 an den Freyherrn J. F. Pfeffenhofen verkauft, von welchem es späterhin an den Vater des gegenwärtigen Eigenthümers gelangte. Dieser lieſs vor Kurzem die Gebäude zweckmäſsig herstellen und geschmackvoll einrichten. Im kleineren Hofraume trifft man das Gemeinbad und 4 Steinbäder mit Entkleidezimmern; der gröſsere Hofraum ist ringsherum mit einem gedeckten Gange versehen, und hier sind 4 noch aus der Türkenzeit abstammende Vollbäder mit Einfassungen aus massiven Steinen, 5 mit kupfernen und 8 mit hölzernen Wannen versehene Separatbäder, gleichwie endlich 2 groſse elegante Marmorbäder, nämlich das Palatinal- und das Ferdinands-Bad, ein jedes derselben mit einem Auskleidezimmer. Ueberdieſs sind 24 Wohnstuben für fremde Badegäste, Stallungen, Wagenremisen u. s. w. vorhanden, gleichwie endlich die Einrichtung dieser Anstalt überhaupt keinesweges etwas zu wünschen übrig läſst. Die Quelle dieser Bäder entspringt in dem entfernten Josephiberge, und sendet ihr Wasser in ein gemauertes tiefes Behältniſs, welches sich am Fuſse jenes Berges auf einer zum Bleichen der Leinwand dienenden Wiese befindet. Aus diesem Behälter flieſst das Badewasser durch eine fast mehr als 1000 Klafter lange Wasserleitung in die Cisterne des Badehauses, aus welcher die oben genannten Bäder und ein marmorner Brunnen, woselbst das Mineralwasser zum innerlichen Gebrauche geschöpft wird, versehen werden. Nach einer höchst oberflächlichen Berechnung liefert die Quelle dieser Bäder innerhalb 24 Stunden nicht weniger als 800 Eimer. Die Temperatur des Wassers ist in dem ersten Behältnisse 48 und in der Cisterne noch immer 37° R. Ein gewöhnlicher Brunnen (!!!) liefert das Wasser zur Abkühlung dieser heiſsen Quelle, welche aus dem gemeinschaftlichen Behälter durch Röhren in die einzelnen Gemächer vertheilt wird.

V. Das *Kaiserbad* liegt ebenfalls am Fuſse des Josephiberges, und zwar nahe an der Landstraſse, gleich oberhalb der sogenannten Kaisermühle. Das Gebiet dieses Bades wurde in den älteren Zeiten der Dreyfaltigkeitsbezirk und während der ottomannischen Herrschaft Wallibek genannt. Nach der Eroberung der Stadt Ofen kamen diese Bäder unter die Verwaltung der k. Cammer, und wurden mit dem Namen des gröſseren königlichen Bades belegt, im J. 1702 aber an den bürgerlichen Badehälter Johann Eckher verkauft, dessen Nachkommen sie mit dem Beginne dieses Jahrhunderts an den durch seinen seltenen Wohlthätigkeitssinn allverehrten Stephan von Marczibany veräuſserten. Dieser schenkte erwähntes Bad sammt der dazu angekauften Mühle dem nahe gelegenen Spitale der barmherzigen Brüder, nachdem er bereits früher sämmtliche Bauten zur Herstellung dieses Krankenhauses gleichfalls aus eigenen Mitteln bestritten hatte. Jene Schenkung wirft nun reichliche

Zinsen dem Convente ab. In dem kleineren Hofraume des Kaiserbadhauses sind 2 Vollbäder, 4 kleinere Steinbäder und 3 türkische Steinbäder; der grössere Hof umschliesst 8 Steinbäder, das grosse aus Marmorplatten erbaute Palatinalbad und 14 Badestübchen mit hölzernen Wannen; endlich hat dieses Badehaus 26 Wohnzimmer, eine Kaffeeschenke mit einer schönen Terasse gegen den prächtigen Donaustrom, einen Garten u. s. w. Im Bereiche dieser Anstalt sind mehrere heisse, laue und kalte Mineralquellen vorhanden. Drey der heissen Quellen entspringen in der benachbarten Anhöhe, und ergiessen sich in abgesonderte Behältnisse, nämlich die Brunnenquelle, die Quelle des sogenannten Gemeinbades und eine andere, welche die an der Landstrase liegende gemauerte Wasserkammer füllt, aus welcher das Wasser mittelst eines gemauerten Canales in die Steinbäder geleitet wird. In dieser Wasserkammer erzeugen sich krystallinische Concremente, welche aus reinem Schwefel mit untermengtem Selenite bestehen, und oft das Gewicht von mehreren Pfunden erreichen. Drey andere Quellen liegen tiefer, und sind zum Behufe ihrer Benutzung mit Pumpen versehen; der sogenannte Waschbrunnen, welcher sich unweit des Donauufers ganz nahe an der Kaisermühle befindet, ist unter ihnen der heisseste. Zwey kalte Quellen am Kaiserbade werden zur Abkühlung der heissen Bäder verwendet. Innerhalb des grösseren Hofraumes befindet sich ebenfalls eine sehr reiche Quelle, aus welcher fortan häufige Luftblasen emporsteigen; sie ist vollkommen klar und farbelos, hat einen schwachen hepatischen Geruch, einen etwas säuerlichen Geschmack, eine Temperatur von 46° R. und setzt ein tuffsteiniges, ochergelbes Concrement an den Wänden des Behälters und an der Abflussrinne ab. Dieses Wasser wird getrunken, jedoch ohne dass man bestimmt zu sagen im Stande ist, wesshalb. Nahe an der Landstrasse, dem Badehause gegenüber, ist ein mit lauem Wasser gefüllter, von Fischen belebter und mit einer zahlreichen Wucherung der *Nymphaea thermalis* besezter Teich, welcher aus dem Inneren des nahen Berges gewässert wird, und durch seinen reichlichen Abfluss die Räder der benachbarten Kaisermühle in steter Bewegung erhält. Ein anderer jedoch kleinerer und gemauerter Behälter mit lauem Wasser befindet sich unmittelbar an der Heerstrase. Nächstdem sind noch zwey, ganz heisses Wasser liefernde Brunnen daselbst vorhanden, deren einer von Wäscherinnen benutzt wird, während der andere das in der Nähe der oben angegebenen Quelle des königischen Bades befindliche sogenannte Luckerbad versieht, welches letzte aus einem Steinbade und zwey Wannenbädern besteht.

Aus dem, was wir berichtet, ist die unermessliche Quantität des in verschiedenen Temperaturgraden sich darbietenden Mineralwassers ersichtlich, welche alleinig aus dem Inneren des Josephiberges unaufhörlich hervorquillt. Höchst sonderbar und in der That wichtig ist es, dass alle erwähnten Quellen sogleich zu fliessen aufhören, wenn die Schleussen an dem oben genannten Teiche, dessen ursprüngliche Geschichte ganz unbekannt ist, zum Behufe der Säuberung seines Grundes oder aus anderen Ursachen geöffnet werden, dass aber auch die Quellen des Bruck- und Raizen-Bades alsdann sogleich merkbar schwächer fliessen, gleichwie es endlich sehr auffallend ist, dass der Wasserstand in den Ofner Bädern sich vermindert, wenn die in gerader Richtung, beynahe 9 Stunden von Ofen entfernten Teiche, in der Umgebung von Totis im komorner Comitate, abgelassen werden. Die Temperatur der zum Kaiserbade gehörigen heissen Quellen zeigt sich durchgehends zu 46 bis zu 51° R.

Ausserdem trifft man hier drey Mineralquellen, deren eine am Abhange eines Sandhügels oberhalb der Margaretheninsel mit mehreren Adern sich öffnet, ein hepatisch riechendes Wasser liefert, und an ihren Mündungen Schwefel absetzt; daselbst waren noch vor nicht gar langer Zeit aus Stein gehauene Stufen zu sehen, jedoch über die Benutzung dieser Quelle ist sonst gar nichts bekannt. Ferner sind im altofener Gebiete nicht weniger als sieben heisse Quellen, welche mit heftigem Aufwallen eine so bedeutende Menge Wassers liefern, dass hiedurch die nahe gelegene Pulvermühle und zwey Mahlmühlen unterhalten werden; dieser heisse Bach fliesst jedoch ausserdem ganz unbenutzt in die vorbeyströmende Donau. Endlich ist noch eine heisse Quelle in der Nähe der fast eine volle Stunde Weges von Altofen entlegenen Ortschaft Krotendorf, jedoch bisher noch immer ganz unbeachtet.

Die bisher Statt gefundenen höchst unvollkommenen und nur sehr unsichere Gesichtspuncte darbietenden Untersuchungen lehren, dass die in der Stadt Ofen und in ihren Umgebungen so reichlich hervorsprudelnden Mineral-Quellen durchgehends eine beträchtliche Menge von kohlensaurem Gas und auch hepatische Luft, sehr viel schwefelsaures Minerallaugensalz, kohlensauren Kalk und salzsaures Natron, ferner eine nicht geringe Quantität kohlensaurer und salzsaurer Bittererde nebst schwefelsaurem Kalk, endlich aber nicht unansehnliche Spuren von Kieselerde, kohlensaurem Eisen enthalten.

Noch weit minder bekannt und viel weniger sicher gestellt ist die Eigenthümlichkeit der Heilkräfte dieser Quellen. Denn bey denselben gilt zur Schande unserer Zeit noch immer nur ein ganz regelloser und willkürlicher Gebrauch für Jeden, der daselbst baden oder trinken will, er sey gesund oder krank, und im letzten Falle mit was immer für einem Uebel behaftet. Jederman gebraucht diese Bäder mit der rücksichtlosesten Willkür, ohne einen Arzt zu fragen und zum Mitbeobachter zu wählen. Es ist aber auch in keinem jener Bäder ein Arzt angestellt, der die Aufsicht führte, und die Nutzanwendung jener Heilquellen regelte, die vorkommenden Fälle wissenschaftlich beobachtete und dergestalt die Früchte der Erfahrung daselbst sammelte

und ordnete. Der fleissige Stadtphysikus Dr. *Laurenz Stocker*, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhundertes lebte, hat seinen Collegen am Platze ein sehr ehrenwerthes Beyspiel gegeben, indem er aus eigenem Antriebe viele schätzbare Erfahrungen diesfalls aufzeichnete. Einen würdigen Nachahmer fand er fast volle hundert Jahre später an Dr. *Joseph Vinzenz Denhoffer*, dem Leibarzte des Erzherzogs Palatinus.

Herr Dr. *Linzbauer* versucht es, sich denselben anzuschliessen. Da er aber keine eigenen Erfahrungen besitzt, so ist auch vorliegende Schrift kein praktischer Gewinn im Gebiete der Hydrologie.

Diese beynahe unbegreifliche Vernachlässigung so unschätzbarer Quellen wird noch auffallender, wenn man so, wie Rec. einst bey einer zweymaligen Durchreise in Ofen, selbst zur Ueberzeugung gelangt, dass das dortige Publicum, gleichwie jenes der gegenüber befindlichen Hauptstadt Pest, eine entschiedene Vorliebe für jene Bäder und ein sehr wohl gegründetes Vertrauen zu ihren Heilkräften hegt, dass aber auch jede der beiden Städte eine sehr bedeutende Anzahl höchst achtungswerther Aerzte, namentlich einen v. Lenhossek, Schordan, Schuster, Reisinger, Bene, Keffinger, Czausch, Stahly, u. v. a. besitzt, deren Kenntnisse und Erfahrungen zu einer gründlichen Erforschung und Würdigung jener Mineralquellen vollkommen geeignet wären. Wenn ein Verein solcher Männer sich auf solche Art um die leidende Menschheit und um die Medicinalpolicey verdient machte: so müsste man es dem Hn. Dr. *Linzbauer* zwiefach danken, dass er diesen wichtigen Gegenstand abermals zur Sprache gebracht hat, dem er auch künftig seine Aufmerksamkeit widmen, und seine Beobachtungen mit eigenen Erfahrungen bereichern möge.

— e —.

NATURGESCHICHTE.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Handbuch der Naturgeschichte.* Für Schulen und technische Anstalten, sowie zum Elementar-Unterricht für Jedermann; bearbeitet von *Friederich Müller.* Erster Theil. Mit einer Tabelle und vier Steindrucktafeln. (Auch unter dem besonderen Titel: *Handbuch der Mineralogie.*) 1832. 199 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter dem Titel eines *Handbuchs der Naturgeschichte* erwartet man freylich Viel; und als wir in der Einleitung von dem Inbegriff des Atmosphärreiches lasen, so rechneten wir zuversichtlich auf ein vollkommenes Werk. Allein wir fanden bloss eine Naturgeschichte in gewöhnlicher Beschreibung der Mineralien, welche für ein Handbuch uns nicht tauglich scheint. Man bemerkt nur zu deutlich, dass dem Vf. System und Begriffe fehlen, und dass er dieses Fach des Wissens ohne eigene Forschung ergriffen hat. Aber auch als Lehrbuch ermangelt es des Wissenschaftlichen. Wir rechtfertigen unser Urtheil durch Folgendes: Als Handbuch sollte bey jedem Erdkörper auch die Nutzanwendung, sowie die Uebergangsformen, Ab- und Spiel-Arten wenigstens doch kurz berührt seyn. Hiernach erscheinen die Beschreibungen von Arsenik, Quecksilber, von den Edelsteinen, Porzellain, Wackerde und anderen äusserst dürftig, und durchaus nicht unterrichtend. Von Versteinerungen erfahren wir gar nichts. Die Genera der Erdkörper genügen für ein Handbuch nicht. Ueberhaupt wo Begriffe und die Erkennung der Grundformen und Bestandtheile fehlet, lässt sich eine Lehre gar nicht anwenden. Wir vermissen den Begriff von Naturgeschichte; wir finden nichts über die Entstehung der Erden; nichts über die Verbindung der Elemente mit denselben u. s. w. Die Naturgeschichte umfasst ja die Kenntniss aller Erdkörper, somit auch der Erde, und Alles dessen, was auf die Erde einwirkt. Die Erde allein ist wiederum nur ein Theil, aber nicht das Ganze, und sowie alle Erde mit den Elementen vermischt ist, eben so jedes Element mit der Erde, und erst in deren Verbindung sind alle Erdkörper entstanden. Darüber ist nun gar nichts gesagt, eben so wenig über die wechselseitigen Aeusserungen der Erdkörper gegen einander. Wenn wir aber von der Moorerde, Holzerde, von der Lava sprechen, welche Erdkörper gewiss in eine Naturgeschichte gehören: so müssen wir doch gewiss auch deren Entstehung erfahren. Wenn wir von Verwitterung, oder von den Meteorsteinen sprechen wollen, so müssen wir doch die Wirkungen der Luft und Atmosphäre überhaupt erst kennen gelernt haben. Von diesem Allem, von der Behauptung, dass die Erden verwitterte Metalle seyen, oder von anderen Behauptungen und deren Würdigung, kommt nicht ein Wort vor. Und doch sollte man in einem Handbuche wenigstens das längst Bekannte vorfinden. Selbst das Einzelne ist nicht mit gehörigem Fleisse und richtig genug zusammen getragen. Das Aeussere dieses Werkes verdient alles Lob.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MEDICIN.

Jena, in d. Crökerschen Buchhandlung: *Anleitung zum chirurgischen Verbande* von Dr. *Johann Christian Stark*, des kaiserl. russ. Wladimir-Ordens 4ter Classe und des Falkenordens Ritter, Grossherz. Sachs. Weimar-Eisenach. Geheimem Hofrathe, erstem Leibarzte, Professor der Chirurgie und Entbindungskunst in Jena u. s. w. Mit 48 Kupfertafeln. 1830. XII u. 811 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Diese Anleitung zum chirurgischen Verbande des berühmten Verfassers ist eine neue, vollständigere und dem jetzigen Stande der Verbandlehre angemessene Bearbeitung der, im Jahre 1802 von ihm herausgegebenen Umarbeitung von *Henkels* Anweisung zum chirurgischen Verbande. Bey dieser Bearbeitung hat der Vf. hauptsächlich folgende Absichten zu erreichen sich bemüht: 1) eine historische Uebersicht von allem Merkwürdigem zu geben, was je, insonderheit aber in den neueren Zeiten, für die Verbandlehre geschehen ist, mit beygefügter Kritik; 2) ein Werk zu liefern, welches mit Vermeidung alles Ueberflüssigen in zweckmässiger Kürze und Verständlichkeit alles enthielte, was einem angehenden Wundarzte bey dem Studium der Verbandlehre zu wissen nöthig ist, um ihn selbst durch eigenes Studium, auch wenn er keinen Unterricht genossen hat, in den Stand zu setzen, sich die nöthigsten Kenntnisse, so weit es unter den Umständen möglich ist, zu verschaffen, wozu insonderheit die zahlreichen genauen Abbildungen viel beyzutragen vermögen. 3) Sie soll ferner ein Leitfaden bey chirurgischen Vorlesungen seyn, und hat noch 4) den besonderen Zweck, die mechanischen Hülfsmittel, welche in der neuesten Zeit zur Heilung der Verkrümmungen des menschlichen Körpers erfunden worden sind, so vollständig bekannt zu machen und zu beschreiben, dass Jeder, der sich darüber unterrichten will, hinreichende und zuverlässige Auskunft erhalte. Bey der Aufstellung der einzelnen Verbandstücke hat der Vf. den Plan der früheren Ausgaben befolgt, und nach Vorausschickung eines allgemeinen Theils, welcher die Materialien zum Verband, und die allgemeinen Verbände enthält, die für einzelne Theile bestimmten, nach den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers, an welche sie angelegt werden, abgehandelt. Diese Methode ist in jeder Hinsicht der anderen vorzuziehen, welche die Verbandstücke nach den verschiedenen Fehlern und Krankheiten ordnet, bey denen sie in Gebrauch kommen, weil dabey Wiederholungen nicht vermieden werden können. Ausserdem hat der Vf., wo es nöthig war, eine kurze aber gründliche Kritik der Methoden, Verbände und Maschinen beygefügt. Indem wir eine kurze Uebersicht des Inhalts geben, werden wir Gelegenheit haben, nicht allein auf das Zweckmässige aufmerksam zu machen, sondern auch einige Bemerkungen aus unserer eigenen vieljährigen Erfahrung hinzuzufügen, theils zur Bestätigung, theils zur genaueren Würdigung, theils auch zur Erweiterung der Wissenschaft.

Die Einleitung giebt eine kurze Geschichte der Verbandlehre, einige Winke über die Methodik, und über die verschiedenen Heilanzeigen, welche der Verband in seiner Mannichfaltigkeit erfüllen soll, auch ist noch ein Verzeichniss der vorzüglichsten in- und ausländischen Schriften über die Verbandlehre hinzugefügt.

Die erste Abtheilung enthält den *allgemeinen Verband*. Der erste Abschnitt handelt von den Materialien zum Verband und den verschiedenen Formen desselben. Das Einzelne ist in Kapitel und Paragraphen eingetheilt.

Kap. 1. *Von der Charpie.* Zu den sehr richtig angegebenen Cautelen bey Verfertigung der Charpie aus Leinewand würden wir noch die hinzusetzen, überhaupt nie aus schon gebrauchten, wenn auch noch so rein gewaschenen Verbandstücken, Compressen, Binden u. s. w., Charpie bereiten zu lassen, auch wenn sie bloss mit gutartigem Eiter befleckt gewesen waren. Schon dieses erste Kapitel zeigt, mit welcher Vollständigkeit und Gründlichkeit der Vf. die Verbandlehre abhandle, und wie sehr diese Verbandlehre die anderen bisher bekannten übertreffe. Selbst die Fälle, in welchen Charpie anzuwenden und nicht anzuwenden ist, giebt er noch am Ende des Kapitels an; und ob diess gleich eigentlich in die dynamische Chirurgie gehört, so wird ihm doch der angehende Wundarzt und selbst der geübtere dafür Dank wissen, denn diese Regeln zeigen überall den erfahrenen und umsichtigen Wundarzt.

Kap. 2. *Von den Plümaceaux und anderen Formen, welche aus Charpie bereitet werden.* Auch dieses Kapitel ist sehr gründlich abgehandelt, und die

Bereitungsart der verschiedenen Charpiebäuschen, Kuchen, Ballen, Rollen u. s. w. genau angegeben. Uebrigens sind wir auch darinnen mit dem Vf. einerley Meinung, dass die meisten davon überflüssig sind. Im Krieg insonderheit, wo sie doch am meisten gebraucht werden, und in grossen Spitälern, hat der Chirurg selten Musse und Lust, die Zeit mit künstlicher Bildung der Charpie zuzubringen. Aber selbst in Friedenszeiten und in der Privatpraxis kann nur der handwerksmässig arbeitende Chirurg der dritten Classe der Langenweile trotzen, welche diese zeit- und geisttödtende Arbeit verursacht.

Kap. 3. *Von den Wieken, Quellmeiseln und anderen Erweiterungsmitteln.* Wenn bey Behandlung des Beinfrasses und anderer Knochenkrankheiten der Gebrauch der Wieken für unentbehrlich erklärt wird, so erlaube uns der berühmte Vf. anderer Meinung zu seyn. Gerade da halten wir sie nicht allein für überflüssig, sondern selbst für nachtheilig, da der Abscess unausgesetzt auf das sorgfältigste vor allem Zutritt der Luft verschlossen, und nur durch eine ganz enge, mit einem Fleischwall umgebene Oeffnung für den Abfluss der geringen Menge von Eiter versehen ist, welcher sich — auch ohne Hineinbringung einer Wieke nicht eher schliesst, als bis der Knochen ab- und ausgestossen ist. Hier hätten wohl auch die Bougies aus *gezogenem* Bley erwähnt werden sollen, da sonst nirgends ihrer gedacht wird, und sie nach unserer Erfahrung in den meisten Fällen den anderen vorzuziehen sind.

Kap. 4. *Von der Baumwolle.* Kap. 5. *Vom englischen Flanell.* Kap. 6. *Vom grünen Wachstuch und Wachstaffet.* Hier hätte auch des feinen Pelzes, welcher mit grossem Vortheil unter den Wachstaffet auf die blosse Haut gelegt wird, Erwähnung geschehen können. Kap. 7. *Vom elastischen Harze.*

Kap. 8. *Von den Pflastern.* Die Vorschrift zum englischen Pflaster, 1 *Loth* Hausenblasen nebst 1 Quentchen Benzoe in 6 Unzen Weingeist aufzulösen, und damit den Taffet wiederholt zu bestreichen, scheint in jeder Hinsicht der Vorschrift der preussischen Pharmacopöe nachzustehen, welche *zwey Unzen* Hausenblasen zu 18 Unzen Colatur in Wasser zu kochen und die Rückseite des Taffets bloss mit Benzoetinctur zu bestreichen vorschreibt. Denn der Weingeist löset nur einen Theil der Hausenblase auf, und kann daher nur eine äusserst dünne Solution geben, welche sehr oft aufgestrichen werden muss, wenn sie nur ein irgend haltbares Pflaster geben soll. Dazu kommt, dass reizbare Subjecte die Benzoe nicht vertragen können, wenn sie unmittelbar auf die Wundränder kommt. Da einmal über die Art und Weise, Heftpflaster aufzulegen, Vorschriften gegeben worden sind, so hätte wohl auch erwähnt werden sollen, dass sowohl die Finger, welche sie legen, als die Hautstelle, auf welche sie gelegt werden, warm seyn müssen, wenn englische Heftpflaster kleben sollen; auch dass zwischen jedem ein kleiner Raum zu lassen ist.

Kap. 9. *Von dem Goldschlägerhäutchen.* Kap. 10. *Von dem Schwamm.* Ausgehöhlten Schwamm auf kranke Augen zu legen, hätte wohl mehr zu den Missbräuchen, als Nutzen desselben gezählt werden sollen. Kap. 11. *Von den Compressen und Longuetten.* Unter den verschiedenen Compressen hätten auch die gefensterten, welche in Frankreich sehr gewöhnlich sind, genannt werden können. Kap. 12. *Von den Haarschnüren.* Kap. 13. *Von den Schienen.* Unter den mancherley vom Vf. beschriebenen Schienen verdienen ohne Zweifel die von ihm selbst erfundenen den Vorzug. Statt der von Desault empfohlenen Häckselsäckchen, sind die mit Haferspreu gefüllten überall vorzuziehen. Kap. 14. *Von den Strohladen.* Wer sich zur Heilung der Fracturen des Unterschenkels der hiezu einzig zu empfehlenden Hängemaschinen bedient, kann aller Schienen und Strohladen dabey entbehren. Kap. 15. *Von den Binden überhaupt.* Das Befestigen des Anfangs der Binde durch zwey Zirkeltouren hätte vielleicht, wegen der Wichtigkeit, besonders hervorgehoben werden können. Kap. 16. *Von den Binden insbesondere, und zwar den gemeinschaftlichen.* Kap. 17. *Von den Schlingen.* Gute Schlingen geben auch Strähne von Garn ab, und vielleicht die besten. Kap. 18. *Von den Bändern und Riemen.*

Zweyter Abschnitt. Von dem Turniket. Kap. 1. *Von der Geschichte und Wirkungsart des Turnikets.* So bequem auch das Turniket bey Amputationen ist: so kann man es im Nothfalle doch entbehren, ja bisweilen leistet die zweckmässige, kräftige Compression der Arterie durch die Hand eines Gehülfen mittelst eines festen Bäuschchens noch bessere Dienste, als ein Turniket. Kap. 2. *Von den verschiedenen Arten der Turnikets.* Mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, dass man festen Gurt zum Turniket nehme; allein eben so wichtig, ja noch wichtiger, ist die Sorgfalt, welche auf feste Schnallen gewendet werden muss. Alte Schnallen, welche die Dornen an eigenen durch die Seiten gehenden Drähten haben, sind zu verwerfen, da der Draht durch das feste Anziehen leicht gebogen und aus den Löchern herausgezogen werden kann, wovon dem Rec. Beyspiele bekannt sind. Die Dornen müssen vielmehr an die eine Längenseite der Schnalle selbst befestigt seyn, und zwar an dieselbe, an welche auch der Gurt befestigt ist. Die Seitentheile der Schnallen dürfen daher gar nicht durchbohrt seyn. Am wenigsten Festigkeit haben die Schnallen, welche auf der den Dornen entgegengesetzten Seite einen ausgeschweiften Querriegel haben, mittelst dessen sie durch einen in dem Gurte befindlichen Schlitz befestigt werden. Vgl. Fig. 49. Tab. IV. Auch dürften die Schnallen nicht von sprödem Metalle gefertigt seyn.

Zweyte Abtheilung. Specieller Verband. Erster Abschnitt. Von den Verbänden des Kopfes. Kap. 1. *Von den Verbandstücken der Hirnschale.* Bey der Abhandlung der Binden des Kopfes vermissen wir einige vorauszuschickende allgemeine Regeln oder Cautelen, welche dabey zu berücksichtigen sind, z. B. dass alle Touren über den grössten Durchmesser des Kopfes zu führen sind, sie mögen in einer Richtung angelegt

werden, in welcher sie wollen; daſs wenn die Touren auf einer Seite steigen, sie auf der anderen fallen müssen; daſs bey jeder Kopfbinde die eigenthümliche Conformation des Schädels zu berücksichtigen sey; daſs bey Frauen die Haare vorher in eine zweckmäſsige Lage gebracht werden müssen u. s. w. Kap. 2. *Von den Verbandstücken der Augen.* Nach unserer Erfahrung und Ueberzeugung sind alle Binden, welche die Augenlieder berühren, nachtheilig; blos in dem einzigen Falle, wenn Compressen in kaltes Wasser getaucht darauf gelegt werden sollen, ist eine unmittelbare Berührung des Auges erlaubt, in allen anderen Fällen bloſs ein Schirm, oder schirmartiger Verband. Am wenigsten aber vertragen *entzündete* Augen irgend eine Bedeckung. Der einfachste und zweckmäſsigste Verband nach der Operation der Thränenfistel ist die sofortige Einlegung eines dünnen Cylinders von Bley oder feinem Silber, welcher alle acht Tage mit einem etwas dickeren vertauscht wird. Diese Methode mit den zweckmäſsigsten dynamischen, die Entzündung der Knochenhaut des Thränencanals beseitigenden Mitteln verbunden, führt immer in 6—8 Wochen radicale Heilung, auch ohne Einlegung eines Dupuytren'schen Röhrchens, herbey. Kap. 3. *Von den Verbänden der Nase.* Alle Methoden, künstliche Nasen innerhalb der Nasenhöhle zu befestigen, sind mehr oder weniger schmerzhaft, und können selbst nachtheilige Folgen haben; die beste Art und Weise, sie festzuhalten, ist mittelst einer Brille, welche bis hinter die Ohren reicht. Dieses Kapitel enthält auch eine genaue und deutliche Beschreibung des Verbandes zur Bildung einer künstlichen Nase, durch die nöthigen Abbildungen versinnlicht. Kap. 4. *Von den Verbänden der Lippen.* Die von dem Vf. angegebene Pflasterbinde, nach Operationen der Hasenscharte, ist die zweckmäſsigste, die wir kennen. Die Einlegung der Hasenschart-Nadeln muſs schon durch die Richtung des Schnittes beym Wundmachen der Lippe berücksichtigt werden. Kap. 5. *Von den Verbänden, welche in der Mundhöhle vorkommen.* Das Zusammendrücken der *Arteria ranina* mit dem bloſsen Finger stillt die Blutung eher, als ein Druck mit einem Bäuschchen. Einen einfachen, künstlichen Gaumen, zum Ersatz des weichen Gaumen, der noch jetzt von einem Kranken getragen wird, hat Rec. in seiner Schrift über die Lustseuche angegeben. Kap. 6. *Von den Verbänden des Kinns.* Vor Einrenkung der Unterkinnlade müssen bisweilen erst die dynamischen Momente, z. B. der skorische Krampf, beseitigt werden. Kap. 7. *Von den Verbandstücken der Ohren.*

Zweyter Abschnitt S. 248. *Von den Verbandstücken, Instrumenten und Maschinen des Rumpfes.* Kap. 1. *Von den Verbänden des Halses.* Auch Rec. hat den durch Verkürzung des *M. sternocleidomastoideus* bedingten schiefen Hals mittelst schiefer Durchschneidung des Muskels vollkommen gehoben, nachdem andere Mittel vergeblich angewendet worden waren. Für die Vorbeugungen des Kopfes hat der Vf. eine neue sehr zweckmäſsige Maschine angegeben. Tab. XII. Fig. 134. Vgl. S. 267. Kap. 2. *Von den Verbandstücken der Brust und des Oberleibes.* Statt aller Rollbinden hat Rec. zu Verbänden der Frauenbrüste zweckmäſsig gemachte Leibchen ohne Aermel am besten gefunden. Wenn nach Exstirpation der Brustdrüse groſse wunde Stellen zu verbinden sind: so ist es immer bequemer, unmittelbar darauf eine einfache, dünne Compresse, und darauf erst den ganz einfach aus roher Charpie bereiteten Kuchen zu legen, weil man sonst entweder zu viel lange, schwer zu bereitende, Charpie bedarf, oder, bey Anwendung kurzer Charpie, einzelne Fädchen auf der Wundfläche zurückbleiben, auch die Salbe auf dergleichen Kuchen sich nicht gut aufstreichen läſst. Die Verletzungen der Intercostal-Arterien sind weit seltener, als man glaubt, die Hauptsache bey Stillung der Blutung aus derselben besteht darin, daſs man sie mit einem schmalen, starken Bistouri, ohne Spitze, vollends quer durchschneidet; denn die bloſs angeschnittene kann sich nicht zurückziehen, und blutet hartnäckig. Zugleich schiebt man mit demselben Instrumente, sogleich nach dem Durchschneiden, die Arterie nach beiden Seiten einer Linie zurück, und kann dann mit Gewiſsheit die baldige Schlieſsung erwarten. Kap. 3. *Von den Verbänden des Unterleibes.* Es ist ein allgemeiner, aber völlig ungegründeter Glaube der Chirurgen, daſs durch fest angelegte Leibbinden nach der Abzapfung des Wassers aus der Unterleibshöhle, der Zudrang des Blutes in die weichen Theile und die davon zu fürchtende entzündliche Reizung könne verhindert werden. Dieser Zweck kann dadurch ganz und gar nicht erreicht werden. Man bedenke nur die Bildung des Darmcanals und dessen Unfähigkeit, irgend einen festen Stützpunct zu geben. Die bisweilen nach der Paracenthese eintretende Entzündung hat ganz andere Ursachen. Waschungen und Umschläge von Alcohol *unmittelbar* nach der Operation erfüllen den Zweck weit sicherer. — Die von Desault und schon von Celsus empfohlene Unterbindung der Nabelbrüche bey Kindern unter zwey Jahren bewirkt an sich keine radicale Heilung; denn nur dadurch, daſs sich die Oeffnung des Nabelrings selbst verengert, und endlich schlieſst, wird diese bewirkt, das kann aber durch Absterbung eines Stückchens der äuſseren Hautbedekkung, oder durch die dadurch entstandene Narbe eben so wenig bewirkt werden, als die Schlieſsung des Bauchrings nach der empfohlenen Unterbindung der Leistenbrüche. Die Ursache, warum diese Brüche dadurch gewöhnlich geheilt werden, ist ganz dieselbe, welche bey dem Verbande durch Pelotten Statt hat, die während der Zeit von der Natur allmälich bewerkstelligte Verengerung und Schlieſsung des Nabelringes. — Weder Wolle, noch Roſshaare, sollten zum Ausstopfen der Pelotten der Bruchbänder genommen werden, sondern graduirte Lagen von Tuch, insonderheit zu spitzigeren und erhabneren, wie sie gröſsere Leistenbrüche bey fetten Personen durchaus erheischen. Ueber die, dem jedesmaligen individuellen Charakter des Bruches anzupassende, Form der Pelotte hätten wir einige Vorschriften gewünscht. Ohne eine zweckmäſsig geformte Pelotte hält die beste Feder einen Bruch

nicht zurück. Nach unserer Meinung müssen alle Leisten-, und insonderheit Schenkel-Bruchbänder keine ovalen, sondern ganz runde Pelotten haben, und letztere kaum einen kleinen Zoll auf der Platte halten, von da aus aber konisch zulaufen, damit sie sich leichter einen Weg in die Tiefe durch die Hautbedeckung u. s. w. bilden können, dadurch fester anliegen und den Bruch sicherer zurückhalten. — Unter den Regeln bey Anlegung eines Bruchbandes hätte noch angeführt werden können, die Stelle, welche die Pelotte drückt, die ersten Tage mit Branntwein oder Alcohol zu waschen. — Da es allgemein bekannt ist, dass wir noch keinen zweckmässigen Harnrecipienten für Frauen haben: so hat Rec. sich bemüht, durch Verbindung eines inneren muschelförmigen Beckens und eines äusseren Recipienten dem Mangel abzuhelfen, und eine mehrfache Erfahrung hat der Erwartung entsprochen. Man s. Aesculap, neue Folge, Heft 1. Bd. I. — Die zweckmässigste Form und Stellung eines Mutterkranzes ist der Erfahrung zufolge diese: eine runde tellerförmige, zwey Linien dicke, von zwey entgegengesetzten Seiten mit einem flachen Ausschnitte, auf den beiden anderen mit zahnförmigen Einschnitten, in der Mitte mit einem, dem Halse des Muttermundes entsprechenden, Loche versehene hölzerne Scheibe, welche mit den beiden flachen Ausschnitten nach hinten und vorn mit der *concaven* Fläche nach *unten* zu gestellt wird. So gestellt, dringt der gezahnte Rand weit leichter in die Wand der Scheide ein, und steht, wenn er die gehörige Grösse hat, so fest, dass uns noch nie ein Fall vorgekommen ist, in welchem er selbst complete Muttervorfälle bey der arbeitenden Classe nicht stets zurückgehalten hätte. — Mastdarmvorfälle, selbst wenn sie zwanzig Jahre und darüber fortgedauert hatten, wurden in einigen Monaten durch tägliches Einspritzen von einer halben Tasse kalten Wassers radical gehoben, wenn nicht der Schliessmuskel gänzlich ausgeartet war. Kap. 4 (im Texte steht fälschlich Kap. 2). *Von den Verbänden für das Rückgrat.* Wir unterschreiben mit voller Ueberzeugung das Urtheil, welches der Vf. von den stark drückenden Schnürbrüsten und ihnen ähnlichen orthopädischen Maschinen sagt; sie schaden, anstatt zu nützen. — So viel uns bekannt ist, hat nicht *Heine*, sondern *Schreger* in seiner kleinen 1810 herausgekommenen Schrift: Versuch eines nächtlichen Streckapparats, das Streckbette, in Verbindung mit anderen Maschinen, empfohlen, und vor ihm schon *Venel* vor funfzig bis sechzig Jahren angewendet; dieser legte den oberen Ausdehnungspunct unter die Achselhöhlen oder Schultern, *Schreger* aber zuerst unter den *processus mastoideus.* Doch wir finden, dass der Vf. weiter unten die S. 440 ausgesprochene Behauptung: „*Heine* hat zuerst die Streckbetten, in Verbindung mit Tragmaschinen angewendet", berichtigt, und *Schregern* und *Venel* Gerechtigkeit widerfahren lässt. Ueberhaupt hat der Vf. dieses Kapitel nicht allein mit der grössten Vollständigkeit abgehandelt, sondern auch durch eigene, aus seiner Erfahrung geschöpfte, Zusätze und Vorschriften zur Vervollkommnung der Orthopädie viel beygetragen. Anstatt der zusammengesetzten, theuern Stahlfedern *Heine's*, haben wir uns immer ganz gerader, hinreichend elastischer Stahlfedern bedient, von denen das Stück noch nicht den sechsten Theil der *Heine'schen* kostet. Kap. 5. *Von den Verbänden für das Becken.*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Jena*, b. Frommann: *De Lithogenesi praesertim urinaria.* Dissertatio inauguralis medica, quam — publice defendit auctor *Eduardus Arnoldus Martin*, Heidelbergensis. 1833. VI u. 122 S. 8. (12 gr.)

Die Bildung steinartiger Concremente im thierischen Organismus hat zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen, und diese erschöpften sich nicht selten in Vermuthungen über die Natur dieses Phänomens. Die antike, wie die moderne Humoralpathologie, eine statische Medicin, die absoluteste Dynamik, die roheste Mechanik, was gerade Mode war in der Theorie der Heilkunde, wurde auf die Erklärung der Entstehungsweise dieser qualvollen Lebensanomalie angewendet. Je einseitiger man hiebey zu Werke ging, desto schwerer war es, zu einer erspriesslichen Ansicht über diesen Krankeitsprocess zu gelangen. Demnach hat der Vf. sehr löblich zu seiner ersten Probeschrift ein Thema gewählt, welches eine geläuterte Physiologie und eine weit vorgerückte Zoochemie jetzt mehr als sonst beleuchten; und da er bey Ausarbeitung desselben mehr als gewöhnlichen Fleiss angewendet, eine grosse Vertrautheit mit der betreffenden Literatur an den Tag gelegt, die Materialien dazu in die schönste Ordnung gebracht, und überhaupt bey Anordnung und Ausarbeitung seines Stoffes Kenntniss und Umsicht gezeigt hat, so darf man wohl sagen, dass er zu grossen Erwartungen berechtige.

Bfs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
DECEMBER 1834.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Biblia Hebraica*, ad optimas editiones inprimis *Everardi van der Hooght* ex recensione *Aug. Hahnii* expressa. Praefatus est *Ern. Fr. Car. Rosenmüller*. Editio stereotypa. 1834. VI u. 1036 S. 8. (2 Thlr.)

Wir haben noch keine Handausgabe der hebräischen Bibel, welche sich durch einen so sauberen, scharfen und deutlichen Druck empföhle, wie die vorliegende, durch welche der wackere *Tauchnitz* sich ein neues Verdienst um seine Kunst sowohl, als um die Literatur, erworben hat. Zur Deutlichkeit des Druckes hat vorzüglich auch das beygetragen, dass die Zeilen in gehöriger Weite von einander entfernt stehen, und die Buchstaben so geformt sind, dass die unteren und oberen Vocalpuncte leichter als sonst von einander unterschieden werden können. Zu diesen äusseren Vorzügen kommt noch eine ungemeine Correctheit. Der Text ist, wie schon der Titel anzeigt, derselbe, den Hr. D. *Hahn* in seiner grösseren Ausgabe (vgl. Jen. A. L. Z. 1833. No. 4) aus *van der Hoogt's* Ausgabe entlehnt, und von Druckfehlern gereinigt hatte. Bekanntlich ist es der beste, den wir haben, festgestellt von *R. Jos. Athias* (Amsterdam 1661 und 1667, der zuerst auch die Abtheilung in unsere heutigen Verse gemacht hatte), und schon von Jablonsky in der Vorrede zu seiner Ausgabe als der beste anerkannt. Warum man bey der hebräischen Bibel nicht nach denselben Grundsätzen verfahre, welche die Kritiker bey Herausgabe der Profanscribenten beobachten, sondern sich innerhalb der engen Grenzen der Masorethen-Kritik halte, darüber hat Hr. D. *Rosenmüller* in der lesenswerthen Vorrede gesprochen. Uebrigens ist die *Clavis*, welche Hr. *Hahn* seiner Ausgabe beygefügt hatte, hier ins Kurze gezogen; auch sind einige von ihm übergangene Varianten in den untergesetzten Noten nachgeholt worden. L. M.

Bonn, b. Weber: *Evangelische Dogmatik*, von *Ernst Friedrich Gelpke*, Doct. der Philos., Bacc. und Licent. der Theologie und Privatdocenten an der k. rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität. *Erster Theil*. 1834. X u. 229 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. muss sich darauf gefasst machen, dass sein neues System der christlichen Glaubenslehre, dessen *Prolegomena* wir hier anzeigen, Vielen ein Stein des Anstosses und Aergernisses seyn, und von allen Seiten Widerspruch finden werde. Schon damit wird man, wie wir glauben, den Tadel beginnen, dass er seine schriftstellerische Laufbahn, ganz wider die hergebrachte Sitte, mit einem dogmatischen Systeme eröffne, welches sonst nur *coronidis loco* erwartet wurde. Indess wird sich Hr. *G.* durch die Berufung auf ähnliche Versuche aus der neuesten Zeit, namentlich auf das *Hase*'sche Lehrbuch, so wie auf das bekannte Axiom: *non quis, sed quid*, gegen diesen Vorwurf vielleicht noch am ersten vertheidigen können. Einen schwereren Stand wird er haben gegen die philosophirenden Dogmatiker, deren Schaar er sich beygesellt, jedoch so, dass er sich keiner der jetzt blühenden philosophisch-theologischen Schulen anschliesst, sondern sich bald der einen, bald der anderen annähernd, gleichsam auf seine Hand ein *juste milieu* zu bilden sucht. Da aber diese Schulen nach der Regel Luk. XI, 23 zu verfahren pflegen, so werden sie den Vertheidiger eines *Tropus medius* als ihren Widersacher ansehen und behandeln. Einige werden es unverschleiert sagen, dass er nicht genug *Schleiermacher* ist, und die *Hegelianer* werden ihn nicht hegen und pflegen, sondern vielmehr mit grösster Behaglichkeit hecheln. Den Rationalisten wird er zu wenig, den Supranaturalisten dagegen zu viel Vernunft beweisen. Kurz, man wird wahrscheinlich das Horazische: *ne sit vitalis, metuo*, auf ihn anwenden können.

Am besten wird er vielleicht noch bey der freylich nur kleinen Zahl der historischen Theologen wegkommen, welche aus der Geschichte wissen, dass man zu allen Zeiten und nach den verschiedensten Methoden über die Glaubenslehre des Christenthums philosophirt habe, und dass es keinen wesentlichen Unterschied mache, ob die Religionsphilosophie platonisch oder aristotelisch, cartesianisch oder wolfisch, kantisch oder schellingisch u. s. w. construirt werde. Auch lässt sich nicht absehen, warum man einen *processus ab utroque*, oder das τὸ συμπᾶν τὸ ἐκλεκτικόν, wie es schon der christlich ächte Gnostiker Clemens von Alexandrien foderte und übte, oder einen neuen Versuch auf eigene Hand und Gefahr gebieterisch zurückweisen sollte. Was sollte aus der so gepriesenen und mit so viel Ungestüm gefoderten philosophischen und theologischen Lehrfreyheit werden, wenn sie nur für ein gewisses Schul- und Zunft-System gelten sollte? Man fodert, dass die Autorität der h. Schrift und der darauf gegründeten Symbole nicht störend auf den Gang der freyen Untersuchung einwirke; und dennoch gebehrdet man sich

grämlich, wenn es jemand wagt, über das αὐτὸς ἔφα eines allein seligmachenden Systems hinauszugehen, ohne daran zu denken, dass, was dem einen recht, dem anderen billig sey!

Rec. ist kein Freund der sogenannten Religionsphilosophie, und hat niemals einem Systeme derselben ausschliesslich gehuldiget. Denn es war offenbarer Missverstand, oder auch wohl Unverstand, wenn er zuweilen für einen *Schellingianer* oder *Hegelianer* ausgegeben wurde! Aber er hat das Gute, welches er in irgend einem solchen System fand, gern anerkannt, und, so weit es auf seinem Standpuncte möglich war, benutzt. Ob ihm zu etwas Weiterem mehr das Organ dazu (wie man denn jetzt häufig von einem Organe zur Philosophie redet) oder mehr der gute Wille, oder vielleicht gar beides, fehle, weiss er selbst nicht genau zu bestimmen; nur so viel kann er versichern, dass er alle diese Erscheinungen ruhig an sich hat vorübergehen lassen, ohne in seinem historischen Standpuncte erschüttert zu werden, und dass er sich gefreut hat, wenn sich diese Erscheinungen recht oft und in den mannichfaltigsten Gestalten wiederholten. Denn gerade in dieser wechselnden Mannichfaltigkeit schien ihm der beste Beweis von der Unhaltbarkeit dieser Systeme, und von der Sicherheit einer nicht bloss auf Speculation gegründeten Theologie zu liegen. Und schon desshalb ist dem Rec. dieser Anfang eines neu construirten Systems des Hn. D. *G.* willkommen. Die Art und Weise, wie er dasselbe construirt, verdient immer Beyfall, und wenn es ihm auch nicht gelingen sollte, die Differenzen zwischen den streitenden Ideal-Theologen, wie er beabsichtiget, auszugleichen (wenigstens nicht im Sinne der beiderseitigen Stimmführer), so werden ihm doch unparteyische Leser seiner Schrift das Lob eines redlichen Strebens nach Wahrheit so wenig, wie die Anerkennung einer gelehrten und scharfsinnigen Forschung, einer gewandten Combinationsgabe und einer fasslichen und gefälligen Darstellung, versagen. Die letzte verdient um desto mehr Lob, da sie in den meisten Producten dieser Art so sehr vermisst wird, dass es in der That keine geringe Mühe erfodert, aus dem Kauderwälsch der neumodischen Kunstsprache den wahren Sinn herauszufinden.

Schon das muss ein günstiges Vorurtheil für den Vf. erwecken, dass er (nach S. VIII. IX) nur einen Versuch machen will, das positive Christenthum, dessen Wichtigkeit und Heiligkeit für das Gedeihen der Frömmigkeit bey einer bleibenden Verbindung mit dem kirchlichen Leben er bereitwillig anerkennt, mit einem rationellen in Einklang zu bringen. „Die Acten über diesen Punct (bemerkt er) sind nicht geschlossen; warum nicht einen Beytrag geben, die Philosophie mit der Theologie, die man so gern unter sich entzweyen möchte, zu einen"? Aber auch andere Aeusserungen sind von der Art, dass man damit zufrieden seyn kann. Dahin rechnen wir gleich die erste Erklärung S. 1: „Dogmatik ist die Wissenschaft der Dogmen. Durch die Dogmen ist dem Denken ein Object und somit die Möglichkeit einer Wissenschaft gegeben. Die Dogmatik producirt sich nicht, wie die Philosophie, deren Object zugleich Subject, Denkendes und Gedachtes ist, ihr Object, wo ihre Möglichkeit selbst noch problematisch wäre; sondern hält sich an das schon producirte, wenn auch noch unbegründete und in keine Einheit zusammengefasste Aggregat von dogmatischen Sätzen." Hiemit harmonirt auch die Schluss-Definition S. 228: „*Dogmatica Christiana est docta et subtilis expositio placitorum in ecclesia Christiana receptorum.* Man sieht hieraus zugleich, dass Hr. *G.* ein Freund der logischen und definirenden Methode ist, was nur diejenigen missbilligen werden, welche vor lauter überschwenglichen Ideen zu keinem klaren Begriffe kommen können, und daher das Definiren und Distinguiren, als etwas der höheren Wissenschaft Fremdartiges und Störendes, vermeiden.

Nach dieser Begriffsbestimmung bleibt also die auf Offenbarung gegründete Glaubenslehre in ihrer Integrität, und behält ihr eigenthümliches Element, so dass man dem Vf. unbedenklich die Freyheit zugestehen kann, diese Lehrsätze auf seine Weise zu construiren, zu verbinden, zu beweisen und anzuwenden. Wenn man hierin auch nicht mit ihm einverstanden ist, so bleibt doch immer ein sicheres Princip, bey dessen Festhaltung man sich mit ihm über einzelne Puncte leichter wird verständigen und einigen können.

Rec. hat in diesem ersten Theile, welcher die *Prolegomena* der Dogmatik abhandelt, besonders in den Artikeln: Religion, Offenbarung u. a., allerdings Manches gefunden, was ihm entweder nicht recht verständlich oder nicht haltbar erscheint. Doch mag er hierüber mit dem Vf. um so weniger rechten, da er die feste Ueberzeugung hat, dass derselbe, bey seinem reinen und offenen Wahrheitssinne, bey der Richtung seines Geistes auf ein bestimmtes, regelrichtiges Denken und Urtheilen, und bey dem schönen Vorrathe philologischer und historischer Kenntnisse, welcher sich überall bemerkbar macht, sich immer mehr von den Fesseln einer gehaltlosen Transcendental-Philosophie frey machen, und zu einer reinbiblischen und ächt-historischen Theologie verklären werde. Bloss über folgende Stelle (S. 227) will sich Rec. eine kurze Bemerkung erlauben. „Da alle Dogmatiker ihre Fundamentalsätze aus der Bibel, und, wie wir voraussetzen können, die meisten mit Recht entlehnt haben, so ist es auch ein richtiger Satz, dass das Princip, je wenigere es von ihnen in sich aufnehmen wird, desto unwahrer und unchristlicher seyn wird. Die nächste Folge dieser ungehörigen Verengerungen ist bey nicht getrübtem Wahrheitsgefühle eine unchristliche Trennung zwischen Christlichem und dem sogenannten Natürlichen, von dem man nicht recht weiss, was man damit in der christlichen Kirche anfangen soll. So ist der an die Spitze der christlichen Dogmatik gestellte Satz: „Der Mensch ist ein sündhaftes Wesen", ganz wahr, aber er enthält nicht die ganze Wahrheit, wesshalb auch

alle christlichen Wahrheiten nicht ohne Zwang in das durch diesen vorangestellten Satz bedingte System aufgenommen werden möchten." Gegen die erste Hälfte dieser Stelle hat Rec. so wenig einzuwenden, dass er vielmehr ganz damit einverstanden ist. Aber in Ansehung der Stellung, welche der Lehre von der Sünde in dem Systeme des Rec. gegeben wird, scheint der Vf. übersehen zu haben, dass sie zunächst nicht für die Dogmatik überhaupt, sondern für den *Lehrbegriff der evangelischen Kirche*, und zwar nach seiner *symbolischen Geltung*, gewählt ist. Uebrigens lässt sich dieselbe auch in der allgemeinen Beziehung gar wohl rechtfertigen. Wenigstens kann Rec. in dem folgenden fast paradoxen Satze: „Wenn daher die tiefe Anerkennung der uns anheftenden (anhaftenden) Sünde ein Pädagogus auf Christus, oder der Inhalt des christlichen Selbstbewusstseyns, wonach Christus selbst nicht einmal ein Christ seyn würde, seyn soll, so wird es auch zugleich die Anerkennung unserer inneren geistigen Würde seyn" — keine genügende Widerlegung finden.

Rec. wiederholt es, dass er von dieser Art von Religionsphilosophie im Allgemeinen nicht viel Heil erwartet, dass er aber weit davon entfernt ist, die gute Absicht und das Verdienstliche einzelner Versuche zu verkennen. Desshalb bezeugt er auch dem gegenwärtigen, worin Beides vereiniget ist, seinen Beyfall, und ermuntert den wackeren Vf., muthig auf der einmal betretenen Bahn fortzuschreiten, und sich nicht durch Verdammungssprüche Anderer, am wenigsten solcher, die doch zuletzt mit ihm in gleicher Verdammniss stehen, von seinem Unternehmen abschrecken zu lassen.

ℵ. B.

LEIPZIG, b. Fr. Fleischer: *Quaestiones Philoneae. I. De Theologiae Philonis fontibus et auctoritate, quaestionis primae particula prima. II. De λόγῳ Philonis, quaestio altera.* Scripsit D. C. G. L. Grossmann. 1829. 65 und 70 S. 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Diese beiden Abtheilungen erschienen erst als Gelegenheitsschriften, und wurden dann unter einem gemeinsamen Titel für den Buchhandel zu einem Ganzen vereinigt. Sie beurkunden durch ihren reichhaltigen Inhalt, wie weit sich der Vf. bereits den Weg gebahnt hat, eine den Fortschritten unserer Zeit angemessene kritische Ausgabe von Philo's Werken zu liefern, wie man sie seit *Mangey* und *Pfeiffer* längst gefühlt, oft ausgesprochen, und besonders in der *Ernesti*'schen Schule von vielen Seiten vorbereitet hat. Der Vf. begnügt sich aber nicht damit, das allgemeine wissenschaftliche und historische Interesse zu beschreiben, das Philo immer hat finden müssen und gefunden hat. Er hat den genialen Denker nach der ganzen Vielseitigkeit und Tiefe seiner Studien in seinen Werken selbst kennen gelernt, und ungeachtet der Schwierigkeiten, die die Individualität seiner Forschung und seiner Sprache mit sich bringt, den freyeren hellenischen Geistesschwung im Reich der Ideen unparteyisch aufzufassen gesucht, wodurch Philo Männer, wie *Ruhnkenius, Valckenär* und *Wyttenbach*, als ein Classiker des Macedonischen Zeitalters der griechischen Literatur, fesselte. Aus diesem Gesichtspuncte erschien ihm alles bisher Vorbereitete zu einseitig, zu unvollständig und dürftig, ohne das Verdienstliche des von *Cudworth, Mosheim, Brucker, Carpzov* u. A. dafür Geschehenen verkennen zu wollen. Er giebt dem Leser eine Uebersicht der Quellen, aus denen Philo seine Weisheit und Gelehrsamkeit schöpfte. Er hat diesen, so weit sie irgend zugänglich sind, selbst, wenigstens dem Philo mit steter Berücksichtigung derselben, ein unverdrossen anhaltendes Studium gewidmet. Mitten aus der Fülle der Beschäftigung mit diesem Studium und der dadurch erworbenen vertrauten Bekanntschaft mit Philo's sowohl alexandrinisch-jüdischem, als griechisch-idealem Charakter theilt er in der ersten Abtheilung die ideal-philosophische, religiöse, anthropologische und ethische Weltansicht seines Verfassers mit, um zugleich durch die Motivirung seines scheinbar zu strengen Urtheils über manche Vorgänger die Aufmerksamkeit auf das Umfassende und Gehaltreiche der Philonischen Philosophie, Theosophie und Gnose so anschaulich darzulegen, dass man das ganze Bedürfniss der neuen Ausgabe der Philonischen Werke anerkenne, womit er sich beschäftigt, und die er S. 9 u. 10 der ersten Abth. hoffen lässt. Die II Abth. bestätigt diess nun durch eine genaue Ausarbeitung des Artikels λόγος für ein Philonisches Wörterbuch. Der Vf. verfolgt hierin die vielen Bedeutungen des Wortes λόγος von seinen einfachen, ersten Grundbedeutungen an durch alle Familienverzweigungen und Modificationen, die das Wort für den annimmt, der es wagt, die näheren Nüancen in der Vorstellung des Vfs. auf dem Wege der logischen Analyse wo nicht zu erreichen, doch so weit zur lebendigeren Anschauung zu bringen, als es Begriffsbestimmungen im Gebiete einer organischen Philosophie, wie die Platonische und Philonische ist, zulassen, die bekanntlich hier nach einer anderen Methode, als bey den Peripatetikern, nämlich *dialektisch*, gefunden werden. S. *Anhang zu Schleiermachers Grundlinien einer Krit. der Sittenl.* S. 471—480. Liest man unseren Vf. genau, so ist nicht zu bezweifeln, dass er diess Alles wohl weiss und erwogen hat. Er lässt selbst hie und da, wie gleich zu Anfange S. 3, einzelne Behauptungen hervortreten, die den Kenner schliessen lassen, wiefern er am Ende auch für den Gebrauch des Philo in den philosophischen und theologischen Studien durch das Halbdunkel philosophischer Dichtung und Symbolik hindurchdringen und das Licht vollständig anzünden werde, das doch auch schon Mehreren seiner Vorgänger zum Theil aufgegangen war. Der Vf. giebt indessen mehr Andeutungen, als, wie Rec. glaubt, Anticipationen, die er, wie es scheint, sich kaum zu geben getraut, um nicht bey dem festen Vorsatz unparteyischer Forschung in Fehler zu verfallen, vor denen er selbst warnt. Vielmehr sehen wir es in

ſo weit als ein Hauptverdienſt dieſer ſeiner erſten Quäſtionen an, daſs ſie nur bis *an* den Punct führen, worüber die Parteyen, was den Gebrauch des Philo betrifft, getheilt ſtehen, und ſich auch ungeachtet dieſer Vorſicht ſchon über dieſe ſeine Unterſuchungen mit ganz entgegengeſetzten Aeuſserungen haben vernehmen laſſen. Er will bloſs hiſtoriſch-philoſophiſch vorbereiten, und anſchaulich mit den verſchiedenen Quellen des Philo und den Ergebniſſen daraus in den Schriften des Philo bekannt machen. Es iſt wahr, die zweyte Abtheilung führt weiter, und giebt in der That ſchon ein bedeutendes Stück der Arbeit ſelbſt über den λόγος, die allein ſchon die Mühe lohnt, die der Vf. ſeinem theoſophiſchen Denker geſchenkt hat, wie Manches auch noch zur ſchärferen Charakteriſirung, gröſseren Vereinfachung und ſchärferen Beſtimmung, Abgrenzung, ja lebendigeren Auffaſſung der vieläſtigen abgeleiteten Bedeutungen des in ſeinen Grundbedeutungen ſo einfachen und verſtändlichen Wortes zu erinnern ſeyn dürfte. Der Vf. erkennt dieſs ſelbſt an, und behält ſich für die kritiſche Ausgabe die nähere Rechtfertigung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Methode, wohin wir denn beſonders rechnen, zu zeigen, wie wir uns als kritiſche Analyſten in der Philoſophie (und zu dieſen gehört der Vf.) zur gemeinen ariſtoteliſch-logiſchen Analyſis und Dispoſition Philoniſcher Begriffe und Vorſtellungen zu benehmen haben. Denn unmöglich können wir die alten Streitigkeiten unter Myſtikern, Ramiſten und ariſtoteliſchen Scholaſtikern für Schulen zurückwünſchen, denen die reine kritiſche Ausgabe des Philo beſtimmt iſt. Wurden ja ſelbſt dieſe einſt nicht einmal wiſſenſchaftlich geſchloſſen. Es leuchtet offenbar ſchon aus dem gelieferten Artikel vom λόγος ein, daſs, da die groſse Vieldeutigkeit des philoniſchen Gebrauchs in der Natur der eben ſo ſehr dem transſcendentalen Dichtungsvermögen, als der reinen Vernunft angehörigen Ideen des Plato und des platoniſirenden Denkens anheim fällt, die Claſſificirung der Bedeutungen nach den Schemen ariſtoteliſcher Abſtractionen und Begriffserklärungen Schwierigkeiten hervorbringe (wie ſich in Anſehung der Wörterbücher des N. T. längſt ergeben hat), die ſich ſchwerlich glücklich genug überwinden laſſen, wenn man ſich nicht einen beſtimmten Weg in den Prolegomenen dadurch gebahnt hat, daſs man den philoſophiſchen Geiſt und Charakter des Philo nach dem Standpuncte der Philoſophie über den Urſprung der menſchlichen Erkenntniſs, beſonders im metaphyſiſchen Felde, zur allgemeinen Befriedigung unparteyiſcher Denker vorangeſchickt hat, die es ganz wiſſen, wiefern diejenigen Recht oder Unrecht haben, die in Ideen und Ideenſpielen ähnlicher Art, wie alle Hylozoiten, die letzten Aufſchlüſſe aller Weltordnung ſehen. Eine Claſſificirung, wie die Claſſificirung unſeres Vfs., räumt der ariſtoteliſchen Philoſophie nicht nur eine Vereinbarung mit dem Plato ein, wie ſie ein Plotin ſuchte, ſondern ertheilt, jene fortgeſchrittene Bekanntſchaft mit dem Urſprunge der menſchlichen Erkenntniſs pflichtmäſsig in der Methode beachtend, jeder ächt kritiſchen Philoſophie einen ſolchen Werth der philoſophiſchen Analyſis in letzter Inſtanz, daſs jede Art rhapſodiſcher Wahrheitsforſchung naturphiloſophiſcher Art ſich dem Tribunal ihrer Begriffserörterung und Beſtimmung ſtellen muſs, ohne ſich vor der Gefahr zu fürchten, welche die phantaſierenden Philoſophen unſerer Zeit ſo gern vorwenden, daſs man das Leben der Philoſophie durch trockene Begriffe ertödte. Der Vf. legt in dem ganzen Regiſter eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Schwankenden, Unbeſtimmten und Willkürlichen an den Tag, worin für alle dem Philo ähnliche Denker das Metaphyſiſche, Logiſche, Phyſiſche und Ethiſche durch einander lieſen. Zugleich ſieht man aufs Beſtimmteſte voraus, was ſich von ihm erwarten läſst, wenn er in Anſehung des θεῖος λόγος, der δόξα Θεοῦ u. ſ. w. das Verhältniſs des Johanneiſchen λόγος, mit anderen Worten, die Unterſuchung der *einfachen Glaubensbegriffe der heiligen Schrift* zu den ſo vielſeitigen, bald unbeſtimmten, bald anſpruchvollen Philoſophumenen Alexandriniſcher Weisheit, geſchweige denn der ſpäteren gnoſtiſchen Symbole und Dichtungen, ins Licht ſetzen wird. Man ſieht aus dem Ganzen, daſs er ſeiner Aufgabe im möglichſt idealen Sinne ihrer Auffaſſung gewachſen iſt, und ſeine Begeiſterung für die energiſche Löſung derſelben ſpricht ſich zugleich in ſeiner redneriſchen Darſtellung aus, die uns ſchon früher in ſeiner Schrift: *de procuratore*, angezogen hat.

A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Stralſund*, in Commiſſ. b. Hausſchild: *Proben geiſtlicher Lieder*, gröſstentheils bey beſonderen kirchlichen Veranlaſſungen gedichtet und als Gedenkbüchlein für Confirmanden zuſammengeſtellt und herausgegeben von *Wilhelm Meinhold*, evangel. Pfarrer zu Crummin auf Uſedom. 1834. 15 S. 8. (2 gr.)

Der als gemüth- und phantaſievoller Dichter ſchon bekannte Sänger des Meeres (er lebt nahe an der Oſtſee) vermiſste bey ſeiner geiſtlichen Wirkſamkeit Geſänge für auſserordentliche kirchliche Feſte, namentlich auf das Confirmations-, Hochzeits-, Todten- und Ernte-Feſt; er hatte für ſeine Gemeinde ein Confirmationslied gedichtet, deſſen ergreifende Wirkung auch andere Geiſtliche bemerkten, und daher den Vf. anregten, es als ein Gedenkbüchlein Confirmanden mitzugeben. Er fügte noch andere religiöſe Lieder hinzu, auch in der Abſicht, um der bevorſtehenden Erſcheinung ſeiner ſämmtlichen Gedichte, von denen die erſte Ausgabe mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, nunmehr aber vergriffen iſt, und die beſonders mit Gedichten religiöſen Inhalts vermehrt erſcheinen wird, den Weg anzubahnen. Rec. wünſcht denſelben um ſo mehr eine freudige und allgemein günſtige Aufnahme, als er ſich überzeugt hält, daſs der Vf. an Tiefe des Gemüths, an religiöſer, ächt chriſtlicher Begeiſterung, an kräftiger phantaſievoller Sprache Vielen der neuen und neueſten Dichter überlegen iſt, und eine Verbreitung dieſer wahrhaft frommen ſalbungsvollen Lieder nur wohlthätig auf Erregung eines chriſtlichen Sinnes wirken könne.

Lt. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

MEDICIN.

Pesth, b. Hartleben: *Francisci Bene*, Med. Doct. Consiliarii Regii, Professoris P. O. therapiae specialis ac praxis medicae et Senioris facultatis medicae in regia scientiarum universitate Hungarica, *Elementa medicinae practicae*, e praelectionibus illius publicis edita per *Franciscum Bene* jun., Med. D. Tom I et II. 1833. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Dieses Werk enthält die Lehren der speciellen Pathologie und Therapie, wie solche von dem Vater des Verfassers seit 17 Jahren theils in seinen Vorträgen gelehrt, theils am Krankenbette ausgeübt wurden. Schon seit geraumer Zeit hatte der Erste die Absicht, seine durch vieljährige Erfahrung begründeten Ansichten und wissenschaftlichen Bearbeitungen der praktischen Heilkunde durch den Druck öffentlich bekannt zu machen; allein sowohl seine ausgebreitete medicinische Praxis, als seine akademischen Vorlesungen, gestatteten ihm nicht diesen Vorsatz in Wirksamkeit treten zu lassen: deshalb fühlte sich der Sohn gedrungen, theils aus Pietät gegen seinen würdigen Vater, theils um den vielfach wiederholten Bitten der Schüler desselben Genüge zu leisten, angezeigtes Werk dem ärztlichen Publicum zu übergeben. Aus diesen Gründen arbeitete er die, theils in den öffentlichen Vorträgen seines Vaters aufgezeichneten, theils am Krankenbette selbst von jenem eingesogenen Lehren über die specielle Pathologie und Therapie ausführlicher aus, und beabsichtigte dadurch, wie er in der Vorrede sagt, besonders seinen jüngern Commilitonen ein nützliches und erwünschtes Lehrbuch in die Hand zu geben.

Diesen Zweck hat der Vf. ohne Zweifel erreicht. Denn vorliegendes Werk kann nicht allein jedem Studirenden der Medicin als ein brauchbares Lehrbuch empfohlen werden, sondern selbst der angehende Praktiker findet in demselben einen gründlichen und von allen leeren Speculationen freyen Wegweiser und Rathgeber. Die darin aufgestellten Grundsätze, im Betreff der Diagnose und Behandlung der Krankheiten, sind naturgetreu festgestellt und auf die Erfahrung der anerkannt tüchtigsten Beobachter und Schriftsteller über diesen Zweig der Medicin gegründet. Eine reichhaltige, bis auf die neusten Zeiten angegebene und benutzte Litteratur ziert nicht allein das Ganze, sondern giebt auch einen deutlichen Beweis von dem fleissigen und sorgfältigen Studium des Vfs. in diesem Theile der praktischen Medicin. Die Darstellung ist einfach und klar, der Stil, wenn auch nicht classisch, doch fliessend und angenehm.

Was die Anordnung des Ganzen, die Classification und Darstellung der einzelnen Krankheitsformen betrifft, so wird das darüber zu bemerkende am zweckgemässesten bey der hier folgenden näheren Angabe der Krankheitsordnungen und Gattungen angeführt werden.

Es sind von diesem Werke bis jetzt erst 2 Bände erschienen, in welchen die *Fieber*, *Entzündungen* und *Exantheme* abgehandelt sind. Deshalb lag auch der Grund, warum Rec. die Anzeige dieses Buches etwas verschoben hat, lediglich in der Erwartung der folgenden Bände, um dann das Ganze im Zusammenhange in diesen Blättern aufführen zu können. Allein da binnen Jahresfrist eine Fortsetzung oder Vollendung des Werkes nicht erschienen ist, sieht er sich genöthigt, einstweilen die Anzeige der beiden ersten Bände zu besorgen.

Der erste Band, bestehend aus 350 Seiten, enthält ausser den Prolegomenis die Fieberlehre und die Lehre von den Entzündungen im Allgemeinen. Die Prolegomena enthalten von § 1 bis 26 1) einen gedrängten, aber vollständigen Abriss der Geschichte und Literatur der praktischen Medicin; 2) von § 27 bis 65 die Lehre von dem, was der Arzt am Krankenbette zu thun hat. Der Vf. giebt hier zuerst eine rationelle Anweisung für das anzustellende Krankenexamen, welches er erst auf semiotischem und dann auf ätiologischem Wege zu bewerkstelligen anrathet. Hierauf folgen die Elementarlehren zur Bildung der Diagnose, Prognose und der Indicationen zur Behandlung. Auffallend erschien hier Rec., was der Vf. § 41 sagt: „*Cognita conditione organorum vitae organicae, conamur definire statum organorum et functionum vitae animalis, quem in finem examinamus conditionem sensuum externorum, inter hos attentionem nostram provocat sensus Coenaesthesis, cuius ope aeger informatur de statu bonae ac malae valetudinis etc.*," zufolge welchem derselbe einmal zwischen organischen und animalischen Organen zu unterscheiden, und dann das Gemeingefühl unter die äusseren Sinne zu rechnen scheint. — Gewiss beides mit Unrecht.

Erste Classe der Krankheiten. Fieber. Von § 66 bis 72 handelt der Verfasser von den Fiebern im Allgemeinen. Die Definition des Fiebers im Allgemeinen, welche derselbe § 67 mit folgenden Worten giebt: „*Febris in genere dicitur ille morbus, qui se*

manifeſtat per laſſitudinem peculiarem, quam febrilem vocamus; per calorem animalem immutatum, ſcilicet auctum, ſaepe etiam imminutum, ita ut aeger torqueatur ſenſu moleſto jam caloris, jam frigoris; eodem tempore motus cordis per pulſum arteriarum cognoſcendus eſt abnormis, in plurimis caſibus celerior, frequentior, in rariſſimis caſibus lentior, tardior etc.“ iſt eigentlich nur eine ſehr gedrängte Beſchreibung einzelner Fieberſymptome, kann aber nicht als Definition, oder Charakteriſtik des Weſens des Fiebers, angeſehen werden. Denſelben Mangel haben alle übrigen von demſelben aufgeſtellten Definitionen der beſonderen Fiebergattungen. Freylich iſt es bis jetzt noch keinem der zahlreichen Schriftſteller über die Fieberlehre gelungen, eine genügende und erſchöpfende Definition des Weſens der Fieber zu geben; indeſſen gebührt doch mehreren früheren der Vorzug vor der ebenangegebenen, wie z. B. der eines *J. P. Frank*, *Reil*, *Richter*, *Hildenbrand*, *Raimann* u. ſ. w. — Ueberhaupt aber iſt die Ergründung und nähere Beleuchtung des Weſens des Fiebers, ſo wie in den meiſten früheren Schriften über dieſe Krankheit, ſo auch in der vorliegenden die ſchwächſte Seite. Beſonders aufgefallen iſt es Rec., daſs der Vf. die Lehre der ſogenannten doctrinären phyſiologiſchen Schule, deren Begründer *Brouſſais* iſt, zwar nicht mit Stillſchweigen übergangen, aber doch weder gebilligt, noch auch als ungegründet verworfen hat. Er läſst die Sache *in ſuſpenſo;* meint, daſs oft Entzündung der Magen- oder Darm-Schleimhaut die Urſache, oder das Weſen eines Fiebers jeglicher Art ſeyn könne, daſs man aber doch auch bey dem, oder jenem, an einem Fieber Verſtorbenen keine Spur von *Enteritis, Dothinenteritis* oder *Gaſtritis* vorgefunden habe. Wir erhalten mithin über die wichtige Frage: „ob *Gaſtritis*, *Enteritis* oder *Dothinenteritis* ſtets die nächſte Urſache, oder nur in vielen Fällen die Folge, das begleitende Symptom, einer groſsen Menge von Fiebern ſey?“ auch in vorliegender Schrift keine nähere Aufklärung.

Der Verlauf der anhaltenden und nachlaſſenden Fieber iſt in die bekannten ſieben Stadien, das *ſtadium prodromorum*, *invaſionis*, *incrementi*, *acmes*, *criſis*, *decrementi* und *reconvaleſcentiae* eingetheilt.

Von § 73 bis 202 handelt der Verf. die Fieber im Beſonderen ab. Im Index, welcher dem Werke vorangedruckt iſt, giebt er folgende Eintheilung derſelben:

Ordo I. Febres continuae cardinales, wohin er rechnet: 1) die *Febris cum charactere inflammatorio;* 2) die *Febr. c. charact. ſeptico* und 3) die *Febr. c. charactere nervoſo*, welche letztere er wieder unterſcheidet in *Febris nervoſa verſatilis* und *Febr. nerv. ſtupida.*

Ordo II. Febres continuae compoſitae; hieher rechnet er: 1) *F. gaſtrica* (*ſuburralis*, *helioſa*, *mucoſa*, *verminoſa*) 2) *catarrhalis* und 3) *rheumatica.*

Ordo III. Febres continuae contagioſae, unter denen er als Gattungen aufführt: 1) den *Typhus contagioſus Europaeus*, 2) den *Typh. peſtilentialis Orientalis*, und 3) den *Typhus icterodes tropicorum.*

Ordo IV. Febris intermittens.

Im Texte ſelbſt dagegen läſst er ohne beſondere anderweitige Eintheilung die Namen der Fieber der Reihe nach, wie ſie eben angeführt worden ſind, auf einander folgen, und man muſs denſelben deſshalb entweder einer Inconſequenz oder Nachläſſigkeit beſchuldigen. Was aber die obige Eintheilung der Fieber betrifft, ſo möchte ſie inſofern als tadelnswerth erſcheinen, als, da der Vf. zum Haupteintheilungsgrunde das Ausſetzen und Nichtausſetzen des Fiebers annimmt, dadurch eine beſtimmte Trennung der *febris intermittens* von der *febris continua continens* und *remittens* nicht bezweckt worden iſt. Abgeſehen davon, ob überhaupt das Nichtausſetzen oder Ausſetzen des Fiebers den charakteriſtiſchen Eintheilungsgrund derſelben abgiebt, ſo würde doch der Vf. ohne Zweifel der Logik halber beſſer und conſequenten folgendermaſsen verfahren ſeyn:

I Ordnung. Anhaltende Fieber, welche als Genera in ſich faſſen: 1) die 3 *Febres continuae cardinales*; 2) die zuſammengeſetzten anhaltenden Fieber; 3) die anſteckenden anhaltenden Fieber. Bey jedem Genus würden dann die einzelnen Fieber als Species aufzuführen ſeyn.

II Ordnung. Das ausſetzende Fieber.

Die im Texte ſelbſt gegebene Reihenfolge der Fieber kann eine ſyſtematiſche Eintheilung derſelben gar nicht genannt werden, ſondern iſt bloſs ein Nacheinanderaufführen der Fieber, ohne beſondere Scheidung der einzelnen Ordnungen, Genera und Species. — Die Beſchreibung der einzelnen Fieberformen, die Diagnoſtik, Prognoſe, ſo wie die Indicationen und Contraindicationen bey der Behandlung derſelben, ſind klar, treu und ausführlich angegeben.

Auch das intermittirende oder Wechſelfieber iſt vollſtändig und naturgetreu dargeſtellt, und die Behandlung deſſelben nach den Erfahrungen der competenteſten Sachkundigen auf eine genügende Weiſe abgehandelt.

Zweyte Claſſe der Krankheiten. Entzündungen. Von § 203 bis 268 behandelt der Vf. die Lehre der Entzündungen im Allgemeinen, und beſchlieſst damit den erſten Band ſeines Werkes. Er liefert hier zwar keine neue Erläuterung des Weſens der Entzündung, theilt aber die weſentlichen Symptome, die Urſachen, den Verlauf und Ausgänge dieſes Krankheitsproceſſes, nebſt der paſſenden Behandlung deſſelben, ſo wie dieſs auch in den meiſten früheren Lehrbüchern der ſpeciellen Pathologie und Therapie der Fall iſt, ausführlich mit. Als Ausgänge der Entzündung beſchreibt er beſonders und etwas ausführlicher, als dieſs gewöhnlich geſchieht: 1) die *Reſolutio*, 2) die *Hypercineſia* und *Pareſis*, 3) die *Suppuratio*, 4) den *Hydrops*, 5) die *Haemorrhagia*, 6) die *Concretio* und *Emollities*, 7) den *Infarctus* und die *Obſtructio*, 8) die *Induratio*, den *Scirrhus* und *Cancer* und 9) die *Gangraena* und den *Sphacelus.* — Beſondere Erwähnung verdient hievon die *Hyperci*

nesia und *Paresis*, deren die meisten Schriftsteller nicht erwähnen, und welche beide Zustände doch gewiss sehr häufig die Folge vorausgegangener Entzündung und einer fehlerhaften Behandlung derselben sind. Auch der Vf. hat sich darüber nur kurz ausgesprochen, indem er das Ganze in 2 kleinen Paragraphen abthut. Namentlich hat er unberührt gelassen, dass die *Paresis* oder *Paralysis* leider nicht selten die traurige Folge übertriebener antiphlogistischer Behandlung, des blinden Vampyrismus vieler Ultraantiphlogistiker der neueren Zeit ist. Der *Hydrops*, als Auszug einer Entzündung, ist dagegen sehr weitläuftig abgehandelt, und sogar diejenigen Arten desselben, welche doch zweifelsohne am häufigsten vorkommen, und offenbar aus dem der Entzündung gerade entgegengesetzten Zustande entstehen, mit Unrecht an diesem Orte aufgeführt. Von der anderen Seite begnügt er sich wieder, eine weit häufigere Folge der Entzündung, die Verwachsung und Erweichung, in 2 kurzen Paragraphen aufzuführen.

Passend und dem Zwecke angemessen ist der Infarctus und die Obstruction abgehandelt. Der Ausgang der Entzündung in Verhärtung, Scirrhus und Krebs, so wie in Markschwamm, Blutschwamm und Melanose, können nicht mit Recht zusammengestellt werden. Der erste, d. i. der Ausgang in Verhärtung, ist häufig. Die Verhärtung aber ist wesentlich und charakteristisch vom Scirrhus, Krebs, Markschwamm, Blutschwamm und der Melanose unterschieden. Die letzten sind Krankheiten ganz besonderer Art, und haben Entzündung nur als begleitendes Symptom bey sich, und sind daher unpassend an diesem Orte vom Vf. aufgeführt worden. Rec. vermisst aber unter den angegebenen Ausgängen der Entzündung den durch Metastasirung derselben, welcher, obschon nicht sehr häufig, doch öfter vorkömmt, und eine sorgfältige Berücksichtigung von Seiten des Arztes erfordert. — Mit der Beschreibung der Ausgänge der Entzündung erreicht der erste Band sein Ende.

Im zweyten Bande, welcher 420 Seiten in sich fasst, werden von § 1 bis 144 die Entzündungen in *specie* abgehandelt. Dann folgt von § 145 bis 407 die Beschreibung der Exantheme in der weiter unten angegebenen Ordnung. Die einzelnen Entzündungen handelt der Vf. in 5 besonderen Ordnungen, nach den Organen und Systemen, wo sie ihren Sitz haben, in folgender Weise ab:

Ordo I. Inflammationes organorum functionum vitae animalis. Hieher zählt er: 1) die *Encephalitis*, 2) die *Myelitis*, 3) die *Otitis* und 4) die *Glossitis*.

Ordo II. Inflammationes organorum respirationis ac circulationis, wozu er rechnet: 1) die *Tracheitis*, 2) *Tracheitis acuta infantum* (*Croup*), 3) die *Pleuritis*, 4) die *Peripneumonia*, 5) die *Diaphragmitis* und 6) die *Carditis*.

Ordo III. Inflammationes organorum masticationis et deglutitionis, als: 1) die *Infl. glandularum salivalium*, 2) die *Infl. faucium*.

Ordo IV. Inflamm. organorum digestionis et chylificationis, und zwar: 1) die *Gastritis*, 2) *Enteritis*, 3) *Hepatitis*, 4) *Lienitis*, 5) *Pancreatitis*.

Ordo V. Infl. organorum uropoëticorum et generationis. Dahin rechnet er: 1) die *Nephritis*, 2) die *Cystitis*, 3) *Metritis*, 4) *Peritonitis*, 5) die *Febris puerperalis*.

Was die Eintheilung oder vielmehr Anordnung der Entzündungen nach den Organen, wo sie ihren Sitz haben, betrifft, so lässt sich dagegen nichts einwenden. Nicht zu billigen aber ist die Firma der ersten Ordnung; denn, sind nicht alle übrigen Entzündungen mit gleichem Rechte Entzündungen der Organe der Verrichtungen des thierischen Lebens zu nennen, wie es nach dem Vf. nur die *Encephalitis*, *Myelitis*, *Otitis* und *Glossitis* seyn soll? — Was die letzte betrifft, so würde sie gewiss weit zweckmässiger, wenn der Vf. anders nicht die Entzündungen der Sinnesorgane unter einer besonderen Ordnung aufführen will, unter der dritten Ordnung abgehandelt worden seyn. Hätte der Vf. unter der ersten Ordnung die Entzündungen des Cerebral- und Spinal-Systems, so wie der Sinnesorgane begriffen, dann konnte er wohl mit Recht die *Otitis* und *Glossitis* dort abhandeln.

Gänzlich unberücksichtigt sind unter den Krankheiten der 2ten Classe, d. i. unter den Entzündungen: Die Entzündung der Nasenschleimhaut, der Harnröhre, der Knochen und Knochenhaut, die Augenentzündung, die Hodenentzündung, die Lymphgefäss- und Lymphdrüsen-Entzündung, die Venenentzündung, die Arterienentzündung und Zahnfleischentzündung. — Diejenigen Entzündungeu aber, welche der Verf. namentlich aufgeführt und näher beschrieben hat, sind sowohl in pathologischer als therapeutischer Rücksicht, dem Zwecke der Schrift entsprechend, vollständig und genügend abgehandelt. Da indessen Rec. bey Durchlesung dieses Abschnittes nichts aufgestossen ist, was dem Verf. besonders eigenthümlich und von den früheren Ansichten abweichend wäre, mithin besonderer Erwähnung an diesem Orte bedürfte: so geht er zu der vom Verf. aufgestellten

Dritten Classe der Krankheien, den *Exanthemen*, über, welche derselbe von §. 145. bis 407 folgendermassen abhandelt. Von §. 145 bis 158 spricht er über die Exantheme im Allgemeinen. Er erklärt hier zuerst die Terminologie der verschiedenen Hautausschläge; spricht dann von der Eintheilung derselben, wobey er mit wenigen Abweichnngen denen von *Willan* und *Batemann* folgt, mithin in dieser Beziehung weniger auf das innere Wesen der Exantheme selbst Rücksicht nimmt, als vielmehr nur die äussere Form derselben zum Eintheilungsgrunde wählt; und handelt endlich von der nächsten und veranlassenden Ursache, dem Verlaufe, Typus, Ausgange, der Prognose und Therapie der Hautausschläge im Allgemeinen.

Von §. 159 bis zu Ende folgen hierauf die pathologisch-therapeutischen Beschreibungen der ein-

zelnen Hautausschläge in folgenden 8 Ordnungen, nebst ihren Gattungen und Species.

Ordo I. Efflorescentiae maculosae rubrae planae: 1) *Erysipelas*, 2) *Erysip. neonatorum*, 3) *Erythema*, 4) *Roseola*, welche folgende Unterabtheilungen hat: *R. aestiva*, *autumnalis*, *annulata*, *infantilis*, *variolosa*, *vaccina*, *miliaris*, 5) *Scarlatina*, 6) *Morbilli*, 7) *Rubeolae*, die er mit *J. P. Frank*, *Richter*, *Hufeland*, *Heim*, *Conradi*, *Raimann* u. m. für eine Modification der *Scarlatina variegata* und *vesicularis* hält, und sie unter die ansteckenden Krankheiten zählt, 8) die *Urticaria*, 9) die *Purpura*. Letztere ist die *Petechia* und das *ecchymoma* der andern. Er unterscheidet nach *Willan* und *Batemann* *P. contagiosa*, *P. simplex*, *P. haemorrhagica* (*morbus haemorrhagicus Werlhofii*), *P. urticans* und *P. senilis*.

Ordo II. Efflorescentiae maculosae diversi coloris 1) *Ephelis*, 2) *Chloasma*, 3) *Naevus maternus*.

Ordo III. Efflor. pustulosae. Dahin gehören 1) die *Variolae* und *Varioloides*, 2) *Vaccina*, 3) *Varicella*, 4) *Scabies*, 5) *Porrigo*, 6) *Porrigo faciei*, 7) *Porrigo capitis*, 8) *Plica polonica*, 9) das *Ecthyma* und zwar *vulgare*, *infantile*, *luridum*, *cachecticum*. 10) *Impetigo* und zwar *vulgaris figurata*, *sparsa*, *erysipelatodes*, *I. scabida*, *I. rorans*.

Ordo IV. Efflor. vesiculosae. 1) *Aphtae*, 2) *Miliaria*, 3) *Eczema* (*simplex*, *rubrum*, *impetiginodes*) und 4) *Herpes*. Rec. hält es für angemessen, hier die Erklärung des *Herpes*, wie sie der Verf. nach *Willan* und *Batemann* giebt, wörtlich anzuführen, da gerade in Beziehung auf diese Krankheit und deren besondere Arten eine grosse Meinungsverschiedenheit und mannichfaltige, die Begriffe oft verwirrende Nomenclatur unter den Aerzten herrscht: *Herpes est dermophlegmasia vesiculosa, in basi nempe rubicunda inflammata jam circulari, jam ovali, comparent vesiculae a magnitudine milii usque illam pisi, aggregatae, splendentes, areola parva rubicunda cinctae, initio liquidum pellucidum, mox albo opacum continentes, sensum ardoris et pruritum excitantes, sub eruptione connexae cum alteratione febrili, cephalaea, artuum dedolatione, post unam, duas tresve septimanas liquido absorpto, vesiculae collabuntur, et in squamas minimas exsiccantur.* Von dieser Ausschlagsgattung unterscheidet er 6 Species 1) *H. phlyctaenodes s. miliaris*, 2) *H. circinatus s. centrifugus*, 3) *H. iris*, 4) *H. labialis*, 4) *H. praeputialis*, 6) *H. Zoster*, *s. Zona*, *cingulum*.

Ordo V. Effl. bullosae. 1) *Pemphigus*, 2) *Rupia* s. *Rhypia* (*simplex*, *prominens*, *escharotica*.)

Ordo VI. Effl. squamosae. 1) *Pityriasis* (*capitis*, *rubra*, *versicolor*, *nigra*), 2) *Psoriasis* (*guttata*, *gyrata*, *diffusa*, *inveterata*, *localis*), 3) *Ichthyosis*, 4) *Lepra squamosa*, 5) *Pellagra*.

Ordo VII. Effl. tuberculosae. 1) *Elephantiasis*, 2) *Framboesia*, 3) *Lupus*, 4) *Molluscum*, 5) *Acne*, 6) *Mentagra*, 7) *Furunculus*, 8) *Carbunculus*.

Ordo VIII. Efflor. papulosae. 1) *Strophulus*, 2) *Lichen*, 3) *Prurigo*.

Was diese Eintheilung der Exantheme nach ihrer äussern Form betrifft, so kann man schon deshalb nichts dagegen einwenden, weil sie grösstentheils angenommen und im Gebrauch ist, obwohl zweifelsohne die Eintheilung derselben in fieberhafte, oder acute, und fieberlose, oder chronische charakteristischer und praktischer genannt werden dürfte. Sowohl die Diagnose und der Verlauf, als auch die Prognose und die Indicationen zur Behandlung der einzelnen Exantheme sind klar und vollständig ausgearbeitet. Das dort angeführte ist allgemein anerkannte Erfahrung und deshalb hier weiter nichts darüber zu bemerken. Im Allgemeinen hat der Vf. gerade diese Classe von Krankheiten mit besonderer Rücksicht verzeichnet, und Rec. erscheint deshalb dieser Abschnitt als der gelungenste und vollständigste des ganzen Werkes, so weit es bis jetzt erschienen ist.

Schliesslich fügt Rec. den Wunsch bey, dass der Verfasser die Fortsetzung und völlige Beendigung des rühmlichst begonnenen Werkes nicht lange verschieben möge, wobey er übrigens rücksichtlich der Druckfehler doch wo möglich etwas sorgfältiger zu Werke gehen wolle. Die äussere Ausstattung der Schrift, hinsichtlich des Druckes und Papieres, gereicht dem Verleger zur Ehre.

D. X. S.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Quedlinburg*, b. Hanewald: *Die Pilger des Rheins* von *C. L. Bulwer*. In vier Lieferungen. Aus dem Englischen von Dr. *Le Petit*. 3 Lieferungen. Mit Stahlstichen. 1834. XXIV u. 280 S. 8. (18 gr.)

Ueber das Werk selbst etwas sagen zu wollen, wäre Zeitverschwendung, es genügt die Uebersetzung als eine wohlgelungene zu rühmen, und von den Stahlstichen zu sagen, dass einige davon, wie Kaub, Gutenfels und Pfalz, die Brüder, und Rolansbeck, sich neben den der Prachtausgabe des Originals wohl dürfen sehen lassen, dass dagegen die Laurentiuskirche in Rotterdamm, und St Goar nicht scharf im Stich geriethen, und ein etwas verwaschenes Aussehen haben. Noch sind 5 Stiche rückständig, welche die nächsten Lieferungen (zu der vierten hat sich noch eine fünfte gesellt) bringen werden.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Rahel.* Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 1834. Erster Theil. Mit *Rahels* Bildniss. IV u. 588 S. Zweyter Theil 628 S. Dritter Theil 598 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Ein Buch, das nur für „*Freunde*" geschrieben ist, und dabey der Oeffentlichkeit hingegeben wird, trägt in sich selbst einen Widerspruch. Die Kritik kann leicht in Verlegenheit gerathen, wenn sie die zarten auf dem Titel angedeuteten Beziehungen des „*Andenkens für Freunde*" ins Auge fassen, und dennoch sich unbefangen und ehrlich aussprechen will. Letzteres aber zu thun, ist um so mehr Pflicht geworden, als dem literarischen Publicum hier ein Werk vorgelegt wird, welches durch vielseitige Anpreisungen von Berlin her, sowohl in politischen als literarischen Zeitungen und schönwissenschaftlichen Blättern, schon eine gewisse Celebrität erlangt hat. Es hat durch seinen Inhalt bereits Recensenten in Verlegenheit gesetzt, die nicht wussten, „welcher Literatur-Gattung sie das Buch einreihen sollten, da *Philosophie*, schöne Literatur, Kunst, kurz Alles darin enthalten sey," was das „Interesse eines durchgebildeten Geistes erwecke," die sich dann aber doch dafür entschieden, dass es vorzugsweise ein „Beytrag zur Geschichte unserer Zeit und unseres Volks" zu nennen sey. — Der Leser wird durch nachfolgenden unbefangenen und unparteyischen Bericht hoffentlich in den Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, ob diese hochtönenden Phrasen dem Werke zukommen, und ob es sich über die in Briefsammlungen uns vielfach schon vorliegenden anderweitigen Autobiographien so weit erhebe, dass es für sich allein stehe, und eine eigene Literaturgattung begründe.

Der Herausgeber, Hr. *Varnhagen von Ense*, hatte zuerst nur im Stillen eine Auswahl aus den Papieren seiner verstorbenen Gattin *Rahel* drucken und vertheilen lassen, bietet nun aber, Auffoderungen gemäss, dieselbe um das Dreyfache vermehrt der Oeffentlichkeit dar. Bey der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Briefe scheint Rec. diess ein sehr missliches Unternehmen. Es muss ein objectives und allgemeines Interesse, es müssen bedeutende literarische oder historische Mittheilungen über Zeiten, Localitäten, Persönlichkeiten dem Publicum dargeboten werden, wenn es nicht bey drey dicken eng und klein zusammengedruckten Bänden blosser Briefe und einzelner Aphorismen aus Tagebüchern ermüden soll. Zwar hält Hr. *V. v. E.* selbst diese Mittheilungen aus dem Nachlass seiner *Rahel* für so einzig und bedeutend, dass er in einem Vorworte, in welchem er einige Züge aus ihrem Leben und die Geschichte seiner Liebe mit seiner 13 Jahre älteren verstorbenen Frau mittheilt, behauptet, „die Briefe und Tagebücher enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von *Goethe* und *Rousseau* in dieser Art bekannt ist, nur selten hinanreiche;" zwar führt Hr. *V. v. E.* den Ausspruch eines Freundes über die ihm von *Rahel* gemachten Mittheilungen an: „Hier ist alle Tiefe der *Schleiermacher*schen Ethik, was sag ich? hier ist mehr als *Schleiermacher*, denn hier ist die Wissenschaft in Form des Lebens selbst;" allein das gebildete Publicum dürfte wohl sehr viel von diesen enthusiastischen Aeusserungen der Liebe des Herausgebers oder anderweitigen sonderbaren Ansichten zuschreiben, wenn diess wunderbare Gemisch von Alltäglichkeit, Anmassung, Bizarrerie und hohlem Aburtheilen, mitunter allerdings auch von Genialität, demselben als ein *non plus ultra* von Geist und Tiefe dargeboten wird. Rec. spannte seine Erwartung von dem Buche vielleicht zu hoch, als er in der Vorrede las, dass der Herausgeber, welcher sich sonst überall in seinen Schriften als feiner Weltmann will geltend machen, und dem man daher solche gröbliche Uebertreibungen und Renomistereyen kaum zutraut, aus seinen eigenen Denkwürdigkeiten über seine Bekanntschaft mit *Rahel* in Berlin in ihren dortigen Gesellschaftskreisen anführt: „Ich glaubte Iphigenien *unter den Barbaren* in Tauris aufzufinden:" und dann sogleich auf der folgenden Seite hinzufügt, sie habe in einem Kreise gelebt, in dem „Prinz *Louis Ferdinand* der geniale, *heldische* (*sic!*) Mensch seine reinsten Empfindungen gehabt," und dem „Männer wie *Gentz*, *Friedrich Schlegel* und beide *Humboldt* beeifert zugethan gewesen, bald um Blüthen und Früchte von daher zu sammeln, bald um deren zu bringen." Ausserdem aber hätten Graf *Tilly*, *Gustav v. Brinkmann*, *Hans Genelli*, *Ludwig* und *Friedrich Tiek*, Fürst *Reuss* u. s. w. und so viele andere Diplomaten, Militärs, Gelehrten und Künstler sich eingefunden und mit geistigem Behagen angeschlossen und einheimisch gemacht. Und wirklich hat auch, wie aus diesen Briefen hervorgeht, mit allen diesen „*Barbaren*" sie, die *Iphigenia-Rahel*, in nahen Verhältnissen gelebt.

Fragt man nun nach dem Inhalt dieser drey

Bände Briefe und Auszüge aus Tagebüchern, so ergiebt sich daraus allerdings, dass *Rahel* eine ungewöhnliche an Geist und Gemüth reiche Frau gewesen seyn muss. Auch wären Mittheilungen aus diesem Nachlass, etwa auf ein Drittel oder Viertel reducirt, ganz zweckmässig gewesen. Wozu aber alle kleinlichen Aeusserlichkeiten ganz gewöhnlicher Lebensereignisse, wozu alle unaufhörlich sich wiederholenden Erzählungen von Krankheiten und Kränklichkeiten, alle Beschreibungen der unbedeutendsten Reisen und Fahrten, endlich alle immer von neuem wieder vorkommenden Reflexionen über sich und über ihre Stimmungen, welche allerdings in vertrauten Briefen gerechtfertigt sind, doch nicht vor das Publicum gehören, abdrucken lassen? — In der unendlichen Masse dieser Briefe finden sich allerdings auch Goldkörner; aber wer mag das einzelne Schöne unter dem Wust des Gewöhnlichen hervorsuchen? — Sehr selten erscheint ein objectives Interesse, und wie diese so durchaus subjectiven Briefe ein „*Beytrag zur Geschichte ihres Volks und ihrer Zeit*“ genannt werden können, sieht Rec. nicht ein. Auch über die inhaltreichsten und bedeutendsten Zeiten, wie über die erschütternde Epoche von 1806 — 1807 findet sich so gut wie gar nichts allgemein Interessantes mitgetheilt; es sind immer nur *Rahels* persönliche Angelegenheiten und Betrachtungen, welche gegeben werden. Selbst die für ein allgemeines Interesse unbedingt wichtigsten Briefe aus Prag vom J. 1813 (woselbst *Rahel* mit vieler Aufopferung und Thätigkeit sich der verwundeten Krieger annahm) tragen so sehr das Gepräge einer Persönlichkeit, welche sich überall voranzustellen und geltend zu machen bemüht ist, dass auch in ihnen kein reiner Gewinn für die Geschichte jener Zeit enthalten ist, und die viel gepriesenen Mittheilungen endlich über *Mirabeau, Skrzynecki*, und den Wiener Congress, welche letztere sie aus Wien damals geschrieben, sind an und für sich entweder so unbedeutend, oder das Bekannte nur wiederholend, dass, abgesehen von dem persönlichen Interesse, welches sie haben mögen, man nicht begreift, wie gerade diese Briefe als „Beytrag zur Geschichte jener Zeit“ können hervorgehoben worden seyn.

Da nun aber diess Buch in Berlin vielfache Beziehungen berührt, dort viel gelesen und durch Berlinische Blätter aller Art, selbst durch einen Recensenten in der preuss. Staatszeitung, als ausserordentlich und eminent bezeichnet und so zu einem Namen gekommen ist: so glaubt Rec. dem Leser einige Mittheilungen über das Leben und die Individualität dieser posthumen Schriftstellerin schuldig zu seyn. *Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense* wurde in einer, wie es scheint, reichen jüdischen Familie *Levi* 1771 in Berlin geboren, und nahm nach ihrer Taufe den Namen *Rahel Robert* an. Sie starb daselbst 1833 im März. Unbezweifelt musste die Natur sie mit bedeutenden Anlagen ausgestattet haben, da sie, vielleicht zuerst durch die Verbindungen ihres Vaters (wie sie in Berlin wohl ein grosser jüdischer Banquier hat), später durch ihren Geist und ihre Originalität den Verkehr mit den bedeutendsten Menschen unterhalten konnte, und selbst *Goethe* sich über sie anerkennend und mehr als freundlich aussprach. Gewiss war sie auch im Leben noch bey weitem liebenswürdiger und interessanter, als in diesen Briefen; wie es so oft geht, dass das, was im Leben weniger eckig und schroff erscheint, hingeschrieben sich störend darstellt, und unangenehm das Gefühl berührt. Wahrscheinlich durch frühe Schmeicheleyen verwöhnt, dann durch den Umgang der grossen Männer gereizt, bekam aber *Rahel* ein Streben, das bey Frauen gerade leicht widrig wird, nämlich überall originell seyn, alles in anderem Lichte als die gewöhnlichen Menschen sehen, über alle Gegenstände abweichend urtheilen zu wollen. So verfiel sie, in ihren Briefen wenigstens (denn Rec. hat durchaus jeder persönlichen Bekanntschaft mit ihr und ihren Angehörigen, Gatten u. s. w. fern gestanden) oft in Bizarrerie, und barockes affectirtes Streben. Da sie sich selbst für so bedeutend hielt, dass sie schon im Jahr 1800 einer Freundin auftrug, Theil I S. 208 „Und sterb ich — such *alle* meine Briefe — durch List etwa — von *allen* meinen Freunden und Bekannten zu bekommen und ordne sie mit *Brinkmann*. Es wird eine Original-Geschichte und poetisch;“ da sie schon damals befiehlt *Jean Paul* ihre Briefe zu zeigen I. S. 210, der sie kennen lernen solle, „weil es ihr wohlthue und *schmeichele*, weil *er* sie kennen lernen solle, *so etwas sey ihm nocht nicht vorgekommen*, er muss es sich ausdenken, sie zeig ihm das, wie ein Spectakel, wie die Marchetti;“ da sie unaufhörlich von ihren eigenen *originalen* Gedanken spricht, sich selbst zu „den Besten“ zählt (II. S. 119): so wird diese wahrscheinlich früh genährte Meinung von sich ihr fast zur anderen Natur, und hört auf Hochmuth zu seyn; so natürlich und oft unwillkürlich naiv spricht sie sich aus. Doch eben desshalb fehlt ihr auch die ächte Weiblichkeit, ihr Stolz ist männlicher Art, genährt durch steten Umgang mit Männern, und durch stete Admiration ihrer Umgebungen und Glaubensgenossen gezeitigt. Ueberall will sie eigenthümlich und geistreich seyn, Ungewöhnliches, Widersprechendes sagen, aber eben desshalb wird ihr Urtheil oft schneidend und barock. So erkennt sie denn nur Weniges in der Welt als gross an, vor allen freylich *Goethe* (den sie jedoch auf eine übertriebene widrige Art vergöttert und über menschliche Gebühr hinaus anbetet), fällt die wegwerfendsten, schneidendsten Urtheile über das sonst für gross gehaltene: fast nie genügt ihr etwas; das Theater widert sie meist an, und *Iffland* heisst immer nur *Iffland-Lapin* bey ihr. Als Probe ihres aesthetischen Urtheils möge folgende Stelle gelten: „Alles, was in den französischen Romanen vorkommt, geht noch gar nicht über den Kreis hinaus, in welchen die Männer noch roh sind, und folglich die Weiber noch affectirt seyn müssen. Oder beide sind monstruös verderbt — das berühmte Buch von *Laclos* — d. h. in Albernheit

ſich *verlierend*; wie *Gurli* in Naivetät; und *Thekla*, auf Maximen ſchreitend, *zum Nichts* hin *trabt*, wankt und ſtolpert! Dieſe beiden letzten ſind *durchaus* Pendants; und ſchlechtere Maler, die aber nach dem Leben malten, haben beſſere gemacht.“ I. S. 296. oder über *Tieck*: (II 81) „ich las geſtern *Tiecks* Phantaſus. Daraus habe ich ganz etwas Neues erfahren, daſs man die klügſten, ja feinſten Dinge ſagen kann und über jede Gebühr langweilig dabey ſeyn kann. Dialogen ſind ſchon das Schwerſte, wie mich dünkt; und nur *Shakſpeare*, *Goethe* und *Jean Paul* ſind welche gelungen u. ſ. w. Nun kommt *Tieck* mit roh zuſemmengeſtoppelten Reden und Gegenreden ohne alle Situation, als die willkürlichſte, die mir weder Ort, noch Menſchen, noch Lage zeigt; dieſe armen Phantasmagoren gehen in ſolchen Gegenden ſpazieren, und reden mich wahrlich todt. Der einzige Troſt iſt, wenn man nach ihren allſeitigen langen Behauptungen, von denen *Tieck* ſelbſt nicht weiſs, ob ſie Scherz oder Ernſt ſeyn ſollen, und wem er Recht giebt, Athem ſchöpft und ſich gratulirt, nicht auch ſolche geſchwätzige Tage mit den Herren und Damen verleben zu müſſen! Ich müſste toll werden in den Sälen, Gärten, bey den Waſſerfällen und Brunnen; bey den lebloſen Scherzen!“ u. ſ. w. — Da nun aber ſo wenig vor ihrem Geſchmacke und ſcharfen Verſtande probehaltig erſcheint, ſo läuft auch ein „unendlicher *Ennui*“ durch ihr Leben hindurch, ſie „joutirt“ ſo wenig, daſs ſie dabey auſserordentlich unglücklich wird. Mit dem Beſtreben, ſich überall zur Vornehmheit aufzuſpreizen (wie es beſonders ja den reichen und aeſthetiſchen Juden eigenthümlich iſt), mit oft wohl unbefriedigten, oft zurückgewieſenen Anſprüchen läſst ſie Blicke in ihr zerriſſenes Weltverachtendes Innere thun, welche für den Pſychologen ſehr intereſſant ſind. Bey dem beſtändigen Reflectiren über ſich ſelbſt, bey dem unaufhörlichen Schildern ihres Innern, ihrer Stimmungen und ihres Herzenszuſtandes verſöhnt jedoch nach manchen widrigen Eindrücken immer wieder die Ehrlichkeit, mit welcher ſie ſich gegen ihre Freunde ausſpricht, und der Schmerz eines urſprünglich tiefen und edlen Gemüths. So ſchreibt ſie an *Fouqué*: I. 422. „Die Sonne da! Aber ich elend; mir nichts aneignen könnend: nur disguſtirt mein ewig von neuem zerriſſenes, nicht zu heilendes Leben in der Seele fühlend, vor dem Geiſte habend.“ (I. S. 436) „Berechnen Sie die *lutte* in meinem Leben; die groſsen und kleinen bitteren Momente. Mit dem ſchärfſten Bewuſstſeyn über mich ſelbſt. Mit der Meinung daſs ich eine Königin, (keine regierende) oder eine Mutter ſeyn müſste, erlebe ich, daſs ich gerade *nichts* bin. Keine Tochter, keine Schweſter, keine Geliebte (ſie ſchreibt dieſs 1809, alſo 38 Jahr alt und mit dem 25jährigen *Varnhagen v. E.* verlobt), keine Frau, keine Bürgerin einmal; früſtrirt von Brüdern, *Varnhagen* und meiner Mutter“ u. ſ. w. Dabey ſcheint ſie oft auch von dem Gefühl ihrer Geburt gedrückt. So S. 435: „Was mir iſt? daſs ich noch nie gefehlt habe, noch nie leichtſinnig oder eder eigennützig handelte, und mich doch aus dem immer ſich fort und neu entwickelnden Unglück meiner *falſchen Geburt* nicht hervorzuwälzen vermag. Dieſs ſind wenige leicht auszuſprechende Worte; aber es ſind die Bogen, worauf mein ganzes Leben hindurch die ſchmerzlichſten, giftigſten Pfeile abgedruckt ſind.“ Dabey fehlt ihr die weibliche demuthsvolle Ergebung in den Willen Gottes, den ſie wohl kennt und auch anruft, doch ohne inniges Leben in ihm, obgleich in den Briefen aus ſpäteren Jahren ſich eine gediegenere Religionskenntniſs kund giebt. An *Fouqué* ſchreibt ſie (I. 436): „Ich traue und liebe, und bedarf noch rechts und links; aber das Glück, das Schickſal, *Gott*, die *Götter*, wie es einer nennen will; ich nenne es jetzt immer die *événements*: die empören mich *ganz*!“ — Mit Bedauern lieſt man Aeuſserungen (S. 457) wie folgende: „Die jetzige Religion iſt ein beynah zufälliger Moment in der Entwickelung des menſchlichen Gemüths, und gehört mit zu ſeinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange anhalten u. ſ. w.;“ oder S. 486: „Auch iſt für mich alles Schickſal, Entwickelung, Geſchichte. Ich ſchiebe nichts auf Menſchen. Ein höheres Gebiet regiert dieſs. Das iſt meine ganze Religion, darin leb ich.“ Wunderbare Anſichten trägt ſie in dieſer Beziehung vor. Sie ſpricht über franzöſiſche Revolution und ſagt S. 501: „Iſt ſie ganz in chaotiſchem Aufruhr, die Welt, ſo ſtrebt der Geiſt hinweg, nach dem Himmel; eine Religion bringen die Seufzer, die *élans* der Seele, von ihm herab; zweymal kommt ſie nicht in gleicher Geſtalt, und da dieſe für die Erde iſt, iſt auch keine ewige vorhanden; es iſt jetzt eine *neue* Religion da. Mir iſt ſie verkündet, ſtark, in der Seele. Allein bin ich aber noch. Zu eitel ſind noch meine Freunde. Die *ganze* Welt können jetzt nur die Schlechten umſchaffen. Menſchen*gebäude* laſſen ſich nicht aufführen, wehren kann man ſich nicht, entfliehen auch nicht.“ Dennoch iſt ſie nach des Herausgebers Verſicherung in der Vorrede als gläubige Chriſtin geſtorben, und dergleichen Phantaſtereyen ſind vielleicht nur Durchgang, wiewohl im 40ſten Jahre geſchrieben. — Merkwürdig beſonders iſt es dem Rec. geweſen, nichts über ihre Taufe und die Annahme des Chriſtenthums (welche doch bey ihr muſs im reifen Jahren erfolgt ſeyn) zu finden. Es müſste ein aus dem Inneren hervorgehender Proceſs einer religiöſen Umwandlung und einer freywilligen Annahme des Chriſtenthums ſehr intereſſant, gerade bey ihrer ſonſt energiſchen Perſönlichkeit, geweſen ſeyn. — Wenn ſie nun durch Religion keine Stütze fand, (und dieſs iſt doch in einem ächt weiblichen Gemüth die einzige gegen Unglück); ſo erklärt ſich leicht die Zerriſſenheit ihres Inneren bey wirklich auf ſie einbrechenden äuſseren Leiden. Sie ſcheint mit mannichfachem Uebel, freylich männlich und ſtark, gerungen zu haben; wiewohl alle ihre Verhältniſſe und Beziehungen in einem gewiſſen Dunkel gehalten ſind, und man überall nur die ſpätere Verminderung ihres Vermögens, oder andere unangenehme Lagen

errathen und vermuthen muſs, wie alle ihre Schickſale, Familienangelegenheiten u. dergl. m. — Durch dieſe beſtändige Dunkelheit und Unklarheit ihrer Gemüthsleiden, welche beſonders bis zu ihrer Vermälung mannichfach ſind (denn ſeit dieſer Zeit ſcheint ſie ruhiger und klarer zu werden), durch dieſe nie ausgeſprochenen immer im myſteriöſen Dämmerlicht gehaltenen Liebes- oder andere unglückliche Herzens-Verhältniſſe und zum Theil einengenden häuslichen Zuſtände bricht dann eine muthige Reſignation, ein gewiſſer weiblicher Stoicismus durch, der durch philoſophiſche Studien (ſie hörte *Fichte* und las *Spinoza*!) erzeugt und getragen, freylich mit ihrem lebhaften Geiſte und mit der Glut ihres Herzens und ihrer Empfindung in völligem Widerſpruch ſteht, ihre Weiblichkeit untergräbt, und auf der anderen Seite von ihrer Eitelkeit und ihrem Ringen nach vornehmen Leben eludirt wird. So kommt etwas Verſchrobenes in ſie hinein. Man höre folgende Stelle: I. S. 266 an *Veit* geſchrieben: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden! Ich verſtehe einen Menſchen, *Sie* ganz. Vermag es wie doppelt organiſirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. *Ich bin ſo einzig, als die gröſste Erſcheinung dieſer Erde. Der gröſste Künſtler, Philoſoph oder Dichter iſt nicht über mir.* Wir ſind vom ſelben Element. Im ſelben Rang und gehören zuſammen. Und der den anderen ausſchlieſsen wollte, ſchlieſst nur ſich aus. Mir aber war das *Leben* angewieſen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von *auſsen ganz verſchüttet*, drum ſag ichs ſelbſt. Damit ein Abbild die Exiſtenz beſchlieſst. Auch iſt der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich *denke*; *ich bin eins von den Gebilden, die die Menſchheit werfen ſoll, und dann nicht mehr braucht und nicht mehr kann.* Mich kann Niemand tröſten, ſolch weiſen Mann giebt's nicht: ich bin mein Troſt; nun giebt es noch das Glück! das iſt aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch ich beleidige es. Das Glück definir ich Ihnen ein andermal. Lebten Sie in einer Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuſs. Sie können Sich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken u. ſ. w. *Sterben Sie nur nicht! das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiſs nicht ſo vergeſſen. Ein Menſch, wie wir, kann nur aus inadvertance ſterben*; das fühl ich aufs lebhafteſte. Auch giebt es eine andere Art das Leben zu erhalten, es giebt Tropfen auf andern Sternen, die allein hinlänglich ſind, ein von *Erde* geſponnenes Leben zu erhalten; der Umſchwung, die Nahrung des begriffnern gröbern Lebens u. ſ. w. !!" — In der That an Wahnſinn grenzender und zu ihm um eine Stufe weiter abwärts führender, durch philoſophiſche Cruditäten und Fichtianismen erzeugter Hochmuth eines ſeiner Beſtimmung entrückten weiblichen Weſens, das auch dem Wahnſinn mitunter nahe zu ſeyn an mehreren Stellen ihrer Briefe eingeſteht! In ſofern philoſophiſch merkwürdig, als man ſieht, wie weit ein an und für ſich edles Gemüth eines Weibes ihrer Sphäre entrückt werden kann! — Noch ein Schritt bis zu einer philoſophiſchen Johanna Southcote! — — Indeſs ſcheint Unglück, Liebe und Umgang geiſtreicher Männer doch dergleichen Stimmungen und Meinungen ſpäterhin gemäſsigt zu haben. — Zwar ſchreibt ſie noch 4 Jahr ſpäter im J. 1809 an *Fouqué* (I. 435): „Jedes menſchliche Verhältniſs iſt mir miſsglückt. Meine Einſicht über mich ganz geſchärft; aber meine Herzensfaſern zu ſchwach. Ich folge ihr nicht, der Einſicht. Menſchen locken, rühren und reizen mich. *Niemand! kein Dichter, kein Philoſoph, keine Zeit ſieht ſie mehr durch als ich*; und um mit ihnen wirklich in der That umzugehen, muſs man ſich doch immer einſetzen:" u. ſ. w.; allein zu ihrem Glücke kann ſie die Einſamkeit des Geiſtes und Herzens nicht ertragen, welche ſie bey dieſen Anſichten gewiſs ins Verderben geſtürzt hätte; ſie kann nur in und mit Menſchen leben, welche ſie ſich zum Theil wohl ſelbſt conſtruirt; und hier muſs einer ſchönen und ausſöhnenden Seite ihrer Eigenthümlichkeit gedacht werden, nämlich ihres Gefühls für Freundſchaft mit geiſtesverwandten Menſchen, das, ohne Beymiſchung von Sinnlichkeit, ſo weit es aus ihren Briefen geſchloſſen werden kann, ſelbſt die Liebe nur immer als eine Art Freundſchaft betrachtet zu haben ſcheint. Es treten hier recht erwärmende Lichtfunken ihres Geiſtes und Herzens hervor; beſonders in dem Verhältniſs zu *Al. v. Marwitz, Genz* und *Varnhagen v. E.*; — ſo wie früher zu *Guſtav v. Brinckmann* u. A. m. Freylich obgleich ſie die Freunde innig liebt, und an ihrem Schickſal warmen Antheil nimmt, braucht ſie dieſelben auch immer nur ſich ſelbſt gleichſam zur Folie, nur als Spiegel ihrer Seele, als treu aufnehmende Herzen, in die ſie ſich ausſchütten, und denen ſie ihren Seelenzuſtand malen kann. Aber die Eigenthümlichkeit der Freunde ſelbſt, (auſser die höchſt liebenswürdige des *A. v. Marwitz*, von dem Briefe mitgetheilt ſind und der 1813 fürs Vaterland ſtarb) lernt man nicht näher kennen, ſo wenig wie jedes andere objective Verhältniſs.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Rahel.* Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde u. f. w.

(*Befchlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.*)

Rahel, welche felbft von Paris, wohin fie 1800 kam, und welches man begierig wird auf fie wirken zu fehen, fo gut wie gar nichts mittheilt, und nur immer ihre eignen momentanen Stimmungen oder die geringfügigften Aeufserlichkeiten des Augenblicks fchildert, hat fich gewöhnt, fo fehr nur fich überall zum Gegenftand ihrer Betrachtung zu machen, dafs felbft, als fie den Tod ihrer Mutter einer Schwefter fchreibt, der wirklich in ihr vorhandene Schmerz erft Bahn findet, als fie mit fich fertig ift. Höchft merkwürdig und für ihre ganze Manier zu charakteriftifch ift der Anfang diefes Briefes (I. 442): An *Rofe* in Amfterdam: „Liebe *Rofe*, bleibe gefund! Ich bin es noch; und erfchöpft, oder vielmehr Gedanken und Schmerz ftocken jetzt in mir. Ich fitze in Mamaens Haus, neben Robert und fchreibe, die Koufine *kämmt* fich, Bunim geht die Stube auf und ab. Ich habe einen grauen taftenen Wattenrock an, einen gelben Strohhut mit fchwarzem Flor. Diefe Details zur Beruhigung, dafs Du fiehft, wie alles hier ift. Mama wufste nicht, dafs fie gefährlich ift, oder wenigftens verbarg fie es uns fo gut, dafs wir ihr nichts anmerkten. u. f. w.“ — Mit diefem Gefühl, das fich überall felbft zum Mittelpunct macht, und nur im vertrauten Umgang mit vornehmen Perfonen fich wohlfühlt, wacht fie dann auch freylich darauf mit einer gewiffen Eiferfucht, dafs die mit ihr Umgehenden nicht zu viel von ihr nehmen und empfangen (II. 141). Sie fchreibt an *Varnhagen:* „O *Auguft!* dafs wir jetzt in diefem bewegten Strom von Empfindungen und blitzenden Gedanken getrennt leben müffen. Bey mir verliert man unendlich viel, weil bey mir alles fo fpontané ift: ich fchütte das nun alles in Reden, Briefen — die ich einmal fchreiben mufs — und Billets Anderen hin; die es nun und nimmermehr fo in fich aufnehmen als du; es aber wohl für *ihr Gut in der ganz nächften Stunde erklären, nicht als Diebe*, aber *als arme verwirrte Verfchwender* u. f. w.“ Auf diefe Weife behält fie durch ihr ganzes Seyn einen fcharf ausgeprägten Zug von nationellem Egoismus und überall fich nur felbft fühlender, Alles auf fich beziehender Israelitifcher Perfönlichkeit bey, welche den Charakter der modernen vornehmen Bildung und der äfthetifchen Anfchauung der Dinge immer noch nicht verfchmelzen kann mit der urfprünglichen Naturanlage des fich felbft Ifolirens, des hadernden und fpaltenden Verftandes, der Unfähigkeit, die Dinge rein an fich ohne Beymifchung von Selbftfucht und Ueberhebung zu betrachten. In fofern ift ihre urfprünglich geniale, nur leider durch ihren Bildungsgang fehr verfchrobene Perfönlichkeit intereffant, als fie eine ganze Claffe jetzt lebender moderner, äfthetifch-philofophifcher, zur Vornehmheit, zum Sichmachen auffirebender, zum Theil talent- und kenntnifsreicher chriftianifirter Israeliten repräfentirt. — Das ungeordnete, unklare, in fich felbft zerfallende und auseinander geriffene Wefen ihres *Stils* documentirt diefen Conflict der verfchiedenartigen in ihr ftreitenden Principe. Wie fie felbft überall durch ihren Verftand das Eckige, Scharfe, Schneidende aufzufinden weifs, und der wahren inneren Einheit ermangelt: fo fehlt auch ihrem Stil alle weibliche Eigenthümlichkeit, alle Harmonie und Lieblichkeit, alle Rundung und Zartheit. Es geht bunt durcheinander, das Aeufserlichfte und Innerlichfte, die kleinften Begebenheiten mit den glühendften Empfindungen und barockften Gedanken. In lauter kurzen abgebrochenen Sätzen fchreibt fie, und zerhackt die Wortfügung der Sprache jämmerlich. Daher es auch dem Lefer Mühe koftet, durch die vielen Dornen fich zu den Rofen hindurch zu arbeiten. Sie fpricht darüber felbft voll Ehrlichkeit (I. 449): „Zwey Wege ftehen mir offen, Ihnen zu fchreiben, fo wie ich mich fühle: entweder, mich bey Seite zu legen, und mich zu zwingen, Ihnen von dem zu fprechen, was wir gerade vorhaben; oder meine Seele vor Ihnen fpielen zu laffen, wie fie kann, dafs Sie beurtheilen, was diefes Spiel hemmt, treibt, trübt, und dafs Sie am Kaskadenfall noch Luft der Betrachtung fänden; das letzte ift unvermerkt fchon gefchehen; und zeigt fich überall bey mir leicht, in jeder Wortfügung. Ich *kann* mich gar nicht bilden: in nichts! mein *tobendes Herz* — in *Sanftmuth*, Liebe, Freude, Schmerz; in *allem!* — *bildet ja Alles in und an mir*: bis *zu meinem jedesmaligen Stil im Schreiben*. Und kein Fleifs hilft mir; alles kehrt in mich felbft zurück: Gott was hätte ich für eine Erziehung haben müffen, wenn ich nur hätte leidlich werden follen!“ — Dafs das Streben, originell zu feyn, oft zur Abgefchmaktheit führt, ift natürlich. So z. B. wenn fie von „*einer blonden und brünetten Seele*“ fpricht; aber auch eine unweibliche Kraft-

ſprache wird dadurch mitten unter die franzöſiſchen *Bonmôts* und Phraſen gemiſcht, und Ausdrücke, wie „*Deuwelhole*,“ „*dumm wie ein Ochs*“ finden ſich neben den diplomatiſchen Redensarten.

Der kleine Druck des Buches iſt ſcharf und gefällig, das Papier gut, der Preis unverhältniſsmäſsig wohlfeil.

A. S.

PATRISTIK.

Jena, in der Crökerſchen Buchhandlung: *Jo. Georgii Walchii Bibliotheca patriſtica, litteraris annotationibus inſtructa.* Editio nova et multo auctior, adornata ab *Jo. Traug. Lebr. Danzio*, D. Theol. et Jur. Prof. Theol. 1834. XVI, 806 u. XLVIII S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Um die Literargeſchichte der Theologie haben ſich in vorigem Jahrhunderte wohl auf keiner Univerſität Männer von ſo ausgebreiteter Gelehrſamkeit und Ruf ſo ausgezeichnete Verdienſte erworben, als die drey Profeſſoren in Jena, *Joh. Franz Buddeus, Gottlieb Stoll* und der Schwiegerſohn des erſten, *Joh. Georg Walch*, denen ſich ſpäter auf derſelben Univerſität *Joh. Gottfr. Eichhorn* u. A. rühmlichſt anſchloſſen. Welch' eine reiche Fundgrube die Werke jener Männer für Andere öffneten, iſt bekannt; und wenn dieſelben auch Manches vermiſſen laſſen, was man nach den groſsen Fortſchritten der Wiſſenſchaft heut zu Tage mit Recht fodert: ſo enthalten ſie doch noch immer ungemein viel Brauchbares, und übertreffen in Bezug auf Fleiſs und Sorgfalt des Sammelns, auf Anordnug und Verarbeitung des geſammelten Stoffes und beſonders auf nüchterne, klare Darſtellung gar viele hochgeprieſene, zum Theil aus ihnen entlehnte Bücher der neueren Zeit. Dieſs gilt namentlich von *Walch's Bibliotheea patriſtica*, welche im J. 1770 ans Licht trat, und jetzt, auch von einem Jenaiſchen Profeſſor, der mit wohlbegründetem Ruhm ſich in die Reihe jener Literatoren ſtellt, vielfach vermehrt und verbeſſert, wieder herausgegeben worden iſt. Welche Grundſätze Hr. D. *Danz* bey dieſer neuen Ausgabe befolgte, giebt er ſelbſt in der Vorrede S. VI an: *Non vocatus ad novum librum ſcribendum, ſed ad iam ſcripti et editi et divenditi et a pluribus deſiderati libri novam editionem adornandam, religioſe me ipſum ab omnibus prohibui, quae extra mandatum eſſent meum, et quibus Walchium in Walchio me deleviſſe arguerer. Quum vero iudicarem, Walchii imprimis ordinem eſſe rationemque libri, ab omni eum mutatione hac ex parte intactum reliqui, in hoc tantum laborans, ut quae ſenis vacillans memoria erraverat, corrigerem, et maculas, quas humana parum caverat natura, delerem. Quamquam autem prima mihi fuit cura, ut quam maxime emendatum exhiberem librum, errarem tamen non parvum errorem, ſi ab omni errore me ipſe abſolverem, et iis, quae ego emendavi, nihil addi ulterius poſſe, ſerio profiterer.* Demnach ſind *Walch's* orthodoxe Anſichten, welche er auch in dieſem Werke nicht ſelten eingemiſcht hat, unverändert geblieben; aber die Bereicherungen und Verbeſſerungen, welche das patriſtiſche Studium in neuerer Zeit gewonnen hat, ſind mit Umſicht benutzt, die literariſchen Anmerkungen überall durch ſichere Nachweiſung ſelbſtgebrauchter Bücher vermehrt, die Stellen der griechiſchen Kirchenväter, welche jener nur in der lateiniſchen Ueberſetzung angeführt hatte, aus dem Original beygebracht, andere von *W.* übergangene oder nur im kurzen Auszug mitgetheilte vollſtändig geliefert, ſo daſs das Buch nunmehr gewiſſermaſsen als eine patriſtiſche Chreſtomathie angeſehen werden kann. Endlich iſt auch ein reichhaltiger und ſorgfältig gearbeiteter *Index rerum et ſcriptorum memorabilium* hinzugekommen, welcher den Gebrauch des Buches ſehr erleichtert. Mögen nun daſſelbe beſonders die jungen Theologen recht fleiſsig benutzen, damit ſie dadurch zum geſchichtlichen Studium ihrer Wiſſenſchaft zurückgeführt werden, und auch in Beziehung auf die Kirchenſchriftſteller eine hiſtoriſche Grundlage gewinnen, bevor ſie über die im Flug aufgerafften Lehren und Meinungen derſelben zu philoſophiren beginnen.

V. h. i. a.

PÄDAGOGIK.

Jena, in der Crökerſchen Buchhandlung: *Anleitung zum Katechiſiren über bibliſche Abſchnitte* von *J. Aug. Gottfr. Hoffmann*, Doct. d. Phil. Bacc. d. Theol. zu Jena. 1833. 136 S. 8. (12 gr.)

Wie *Schmidt* u. A. die Regeln der *Homilie*, für den Prediger, beſonders ins Licht geſetzt haben: ſo zeigt hier der Vf. die Regeln der *bibliſchen Katecheſe*, ſowohl für Prediger, als auch für Schullehrer. Mit Recht hebt derſelbe in der Einleitung theils die Wichtigkeit des katechetiſchen Religionsunterrichts überhaupt, theils die des Katechiſirens über bibliſche Abſchnitte insbeſondere hervor. Er unterſcheidet in ſolcher Hinſicht 1) die Katechismuslehren, 2) die Bibellehren und 3) die Predigtlehren. Unter den vielfachen Abſchnitten der heiligen Schrift unterſcheidet er hienächſt 1) ſolche, die reine Geſchichte, 2) ſolche, die eine Glaubens- oder Sitten-Lehre enthalten, rechnet jedoch zu jenen auch die Wundererzählungen und Weiſſagungen, und hebt, als den Uebergang zu den Lehrtexten bildend, ſolche Erzählungen hervor, in denen dem Vf. ein moraliſcher oder aſcetiſcher Zweck vorſchwebte. — Beſſer wären aber nach Rec. Dafürhalten die Weiſſagungen mit den letzten zuſammen als eine dritte Hauptclaſſe von Bibelſtücken dargeſtellt, während die Wundererzählungen nach der Voſtellung in der Bibel mit zu der erſten Claſſe gehören. — Sodann zeigt der Vf., wie die Gottheit ſich ganz vorzüglich in der Geſchichte der Menſchheit, nach Inhalt der heiligen Schrift, im Ganzen *offenbare* (§ 5) und giebt hienächſt die zwiefache Art der Benutzung der bibliſchen Geſchichte an: entweder als Grundlage des

ganzen Religionsunterrichts, oder nur als Beyspiele dazu an die Hand gebend — über deren verschiedene Vortheile, aber auch Vorsichten er manches Gute bemerkt (§ 6). Hierauf folgen die Regeln über die katechetische Benutzung der geschichtlichen Stücke selbst, und zwar zuerst § 7 die der Lesung und Erklärung derselben. Hiebey soll aber der Lehrer nicht stehen bleiben, „er würde dann — wie der Vf. sagt — nicht der treue Hirte über die ihm anvertrauten Seelen seyn, welcher er im ganzen Umfange des Wortes seyn sollte" (S. 31 zu oben). Es soll vielmehr jedes Mal eine entweder dogmatische oder moralische Anwendung folgen, ja diese sogar — wovon Rec. sich aber nicht überzeugen kann — die eigentliche Katechisation bilden, zu welcher der erklärte Text nur das Thema abgiebt. Die abgeleiteten Hauptgedanken soll dann der Katechet (nach § 9) weiter erklären, beweisen und anwenden.

Der weitere Inhalt des Werkchens zeigt nun vornehmlich die katechetische Benutzung einzelner beyspielsweise gewählter Stücke der heiligen Schrift, namentlich § 10 des 1 B. Mos. C. 39, wo zugleich die Offenbarung Gottes, als eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Regierers der Welt, sehr gut gezeigt wird, ferner das 1 B. Mos. C. 18 V. 17 — C. 19 V. 25, woraus wohl sechs Nutzanwendungen abgeleitet und erläutert werden. Ferner § 11 die Betrachtung der Wundererzählungen, wo Rec. nur nicht so schwankend gesagt hätte: „höheren göttlichen Ursprungs *seyn soll*," sondern gerade zu „*ist*," so wie auch der Vf. sich nachher gegen alle gezwungene natürliche Deutung der Wunder erklärt. Als Beyspiele erörtert der Vf. hienächst die Matth. 9, 27 — 31 erzählte Heilung zweyer Blinden, und sodann das nach Act. 5, 1 — 11 geschehene Strafwunder. Von den Weissagungen wird § 12 gehandelt. Sehr zweckmäsig erörtert der Vf. die so wichtigen Weissagungen Jes. 52, 13 — 23 zu Ende — vom leidenden Messias — und Matth. 24, 1 — 14 — von der Zerstörung der Stadt Jerusalem — wo gewiss mancher lehrreiche Wink sowohl zum Erklären, als zum Anwenden gegeben wird. Vorzüglich lobenswerth ist aber die Erörterung des Gleichnisses Matth. 18, 23 — 35 — an welchem ein König mit seinen Knechten Rechnung hält — (s. besond. S. 116), weniger die von Matth. 13, 24 — 30, wo es S. 120 irrig heisst: „Das Himmelreich ist hier die göttliche *Lehre* Christi" u. s. w. Endlich folgt § 14 die Erörterung, wie rein didaktische, sowohl moralische als dogmatische, Texte zu behandeln seyen, wo es keiner Entwickelung des Themas bedürfen soll u. s. w. Als Beyspiel ist Sir. 42, V. 18 — 20 gewählt — warum nicht eine oder mehrere Psalmenstellen, oder eine Stelle der apostolischen Briefe? Ueberhaupt aber hätte über die Lehrtexte noch mehr gesagt werden sollen. Doch, wenn die Schrift in dieser Hinsicht nicht ganz befriedigt: so ist sie doch im Ganzen ein sehr lobenswerthes Erzeugniss unserer katechetischen Literatur.

P. G. St.

Jena, b. Friedr. Frommann: *Briefe über die Erziehung*, von *Elisabeth Hamilton*. Aus dem Englischen von Dr. *Fr. Carl Meier*, Privatdoc. der Theol. in Jena. 1832. 1r Theil. 236 S. 2r Theil 236 S. in 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Jeder dieser zwey Theile umfasst in etwa 12 Briefen, deren einige von einem und demselben Gegenstande handeln, mehrere der wichtigsten Lehren der Erziehungs- und Menschen-Wissenschaft, z. B. der *erste* von der mütterlichen Erziehung und der Erziehung überhaupt, von den an früh empfangene Eindrücke geknüpften Vorstellungen, vom Schrecken und der Furcht u. s. w. Alles wenig systematisch, mehr reflectirend, als dialektisch lehrend, aber auch nicht in freyer zutraulicher Briefform, sondern mehr in Form belehrender Vorträge, vorzüglich aber von einer gewissen Schärfe und Gewandtheit des Geistes der Verf. zeugend, tief aus dem Leben gegriffen und besonders auf die Bildung des weiblichen Geschlechts berechnet.

Der *zweyte* Theil, welcher mehr wissenschaftliche Haltung hat, umfasst, ausser einer allgemeinen Betrachtung der Nothwendigkeit einer genauen Kenntniss der menschlichen Kräfte und Anlagen u. s. w., die Lehren von dem Auffassungsvermögen, von der Aufmerksamkeit (im Grunde bloss ein höherer Grad des ersten, in der deutschen Wissenschaft das Wahrnehmungsvermögen genannt, wird aber von der Vf. sehr hochgestellt in Bezug auf das ganze Seelenleben des Menschen), von dem Begriffsvermögen (in drey Briefen), von der Urtheilskraft, von der Einbildungskraft und dem Geschmack, von dem Abstractionsvermögen und endlich vom Nachdenken. Wenn man auch mit der Verf. nicht in allen Stücken übereinstimmen kann, indem sie unter andern die Vernunft und die verschiedenen Zweige des Gefühlvermögens fast gar nicht hervorgehoben, anderen Zweigen des menschlichen Wesens aber, namentlich dem Verstande, ein zu grosses Gebiet angewiesen hat: so sieht man doch übrigens ihren selbständig denkenden Geist und ihre innige Vertrautheit mit dem Geistesleben des Kindes und des Menschen überhaupt und mit dem richtigen Gange des Erziehers zur Ausbildung desselben.

Auf eine solche, mehr oberflächliche Beurtheilung glaubt Rec. sich um so mehr beschränken zu dürfen, da hier nur die Uebersetzung eines in der auswärtigen Literatur schon anerkannten Werks in Betracht kommt. Doch glaubt er namentlich auf den religiösen Geist aufmerksam machen zu müssen, der in vielen Partieen des Werks weht. Eine Hauptseite des Werks ist auch noch — ausser dem Beherzigungswerthen gegen Putzsucht und Eitelkeit (Th. I. S. 141 u. ff.) die Hervorhebung der gleichen Würde des weiblichen Geschlechts mit der des männlichen, im 7ten Briefe des 1ten Theils, worin Rec. der Verf. vollkommen beypflichtet. Es scheint uns überhaupt immer mehr der Zeitpunct sich zu nähern, in welchem nach eingeführter mehrseitiger Bildung des

Frauenzimmers auch ein mehrſeitiges Wirken deſſelben in der menſchlichen Geſellſchaft — wie es auch mehrere deutſche Rechts- und Moral-Philoſophen ſchon empfohlen haben, — freylich immer in gewiſſen Grenzen, eintreten wird.

Was die *Ueberſetzung* betrifft, ſo kann Rec. über die Richtigkeit nicht beſtimmt urtheilen, da es ihm nicht möglich war, das Originalwerk zu Geſichte zu bekommen. Indeſſen erweckt ſchon der fließende Stil eine ſtarke Vermuthung dafür. Ungern vermiſst man zwar eine Vorrede oder Einleitung über die Tendenz des Werks ſelbſt, ſammt erläuternden Anmerkungen über die eigenthümlichen Nationalanſichten oder Rückſichten der Verf. Indeſſen wird ſolches der Nutzbarkeit des Ganzen nicht bedeutend ſchaden; und ſo glauben wir daſſelbe unbedenklich den Vorſtehern von Erziehungsinſtituten und den Lehrerinnen an Töchterſchulen, zum Gebrauche neben ähnlichen Werken der einheimiſch deutſchen Literatur, empfehlen zu dürfen.

P. G. St.

Leipzig, b. Göſchen: *Darſtellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.* Herausgegeben und zum Theil ſelbſt verfaſst von *Fr. H. Chr. Schwarz,* Dr. der Theol. u. Philoſ. groſsh. bad. Geh. Kirchenrath und Comthur des Zähringer Löwenordens, ord. Prof. der Theol. zu Heidelberg u. ſ. w. 1834. VI u. 327 S. 8. (2 Thlr.)

[Vgl. Ergänz. Bl. 1834. No. 86.]

Die Verdienſte des würdigen Vf's. um die Pädagogik ſind erſt neuerlich in dieſen Blättern (1834. No. 162) wieder anerkannt, auch die erſte in dieſem Band enthaltene Rede: *Unſere Nationalbildung,* in dem Einzelabdrucke in unſeren Erg. Bl. 1834. S. 199 bereits recenſirt worden, ſo daſs dieſer zweyte Band der *Darſtellungen* einer ausführlichen Anzeige nicht zu bedürfen ſcheint. Er enthält biographiſche Aufſätze, welche die Lücken in des Herausgebers Geſchichte der Erziehung neuer und neueſter Zeit ausfüllen ſollen, Reden deſſelben, auch wiederum ein Geſpräch, um ſeine oft vorgetragenen Ideen über Erziehung weiter zu entwickeln. Neue Seiten weiſs der Vf. ſeinen Ideen immer abzugewinnen, theils durch eigenes Nachdenken, theils durch die Benutzung anderer pädagogiſcher und philoſophiſcher Schriften, deren neueſten er kennt, und in untergeſetzten Noten häufig anführt. Dann hat er auch einige Schulreden achtbarer Schulmänner, namentlich der Herren *Vömel* zu Frankfurt a. M. und *Moſer* zu Ulm, z. B. über das Verhältniſs der Gymnaſialbildung zur chriſtlichen, über die Erziehung durch Unterricht u. ſ. w. aufgenommen, welche zwar, ſchon ihrer Kürze wegen, die wichtigen Gegenſtände nicht erſchöpfend behandeln, aber doch die Gedanken des Herausgebers unterſtützen und weiter aufhellen. — Demnach wird auch dieſer Band vielfache Belehrung und Nutzen bringen.

Der wackere Verleger iſt ſeiner alten rühmlichen Sitte, das Aeuſsere ſeiner Verlagsbücher höchſt anſtändig auszuſtatten, auch hier wieder treu geblieben.

M. P.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Leipzig,* in der Allg. Niederl. Buchhandl.: *Memoiren Ludwig XVIII,* geſammelt und geordnet vom *Herzoge von D.* — Deutſch durch *L. v. Alvensleben.* Zehnter Band. 1833. 304 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. z. Jen. A. L. Z. 1834. Nr. 11.]

Auch dieſer Band, der am 1 März 1815 anfängt und mit der Auflöſung des franzöſiſchen Miniſteriums ſchlieſst, hat viele Belege, daſs er nicht ächt iſt, und daſs der Redacteur freylich auf die Geſchwätzigkeit und auf den Kleinigkeitsgeiſt des Monarchen Rückſicht nimmt, aber zugleich keine Gelegenheit verſaumt, wo ein weiſſagender Blick auf das Verfahren und auf die Geſinnungen des jetzigen Monarchen anzubringen iſt. Die Ränke der Ausgewanderten und des nicht ausgewanderten alten reichen Provincialadels mögen ſehr wahr in den 21 Capiteln geſchildert ſeyn. Da das jetzige Frankreich nicht gut ruſſiſch geſinnt iſt: ſo wird der Kaiſer Alexander ſtets der Czar genannt. Ein guter Bonapartiſt iſt der Vf. ſicher, denn wo er einem *Cambaceres, Fouché* u. ſ. w. irgend eine Weiſſagung in den Mund legen kann, da unterbleibt es gewiſs nicht. Es iſt übrigens ſehr glaublich, daſs dem Könige, deſſen groſse Schwächen man kannte, ehe er ſich nach Lille zurückzog, die vielen oft umſtändlich erwähnten albernen Vorſchläge und die ſervilſten Anerbietungen falſcher Treue gemacht worden ſind. Die gegenſeitige Freundſchaft zwiſchem dem Könige und dem Herzoge von Blacas, den der Monarch ſo ungern aus ſeiner Nähe entfernte, wird ſo geſchildert, daſs man die Schwäche beider Männer bedauern muſs; aber wo ſollte Ludwig XVIII die Zeit hergenommen haben, die unendlichen Kleinigkeiten der Hofränke, die zum Theil von Karl X ausgingen, zu beſchreiben! Heroiſcher, wenn auch bisweilen excentriſch, erſcheint die Herzogin von Angouleme. Ein liſtiger Fouché konnte ſich mit ſeinem Vorhaben, Napoleon bald wieder zu ſtürzen, dem er freylich den Thron nicht gönnen mochte, wenigſtens nicht ſchriftlich ſo bloſs geben. Bourrienne wird gerade ſo dargeſtellt, wie ihn das jetzige Frankreich beurtheilt, und der Herzog von Orleans erſcheint überall als ein Mann, der ſich in jedem Sattel gerne halten möchte, und der Fürſt Metternich gerade ſo, wie ihn Frankreichs Mehrheit jetzt beurtheilen mag. Hr. Benjamin Conſtant wird als eitel und geldgierig geſchildert, eben ſo Lafayette als Schwärmer. Sehr weitläuftig iſt die Darſtellung, durch welche Hof- und diplomatiſche Ränke dem Herzoge von Otranto gelang, daſs er des hergeſtellten Königs Miniſter wurde; doch habe er dem Königthum ſelbſt im Auge Karl X beſſere Dienſte als Talleyrand geleiſtet, den man wegen ſeiner Vorarbeiten ſchon vergeſſen hatte, und wie der Baron Vitrolles, der Marſchall Eckmühl, Anführer der Loire-Armée, bearbeitete. Die Confeſſion Ney betreffend iſt gewiſs nicht von Ludwig XVIII geſchrieben. Die Umtriebe Barras wider den unbeliebten Herzog von Otranto mögen wahr ſeyn. Die Berichte des Herzogs von Otranto, welche ſo viel Aufſehen erregten, ſollen vom Herzog ſelbſt zum Druck befördert ſeyn. Den Beſchluſs macht eine Skizze Talleyrandſcher Umtriebe, die wenigſtens ſeiner Schlauheit ähnlich ſahen.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.
DECEMBER 1834.

NATURGESCHICHTE.

Gotha, b. Perthes: *Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche.* Ein Versuch von *Karl Ernst Adolf von Hoff*, Geheimem Conferenzrath, Director des Oberconsistoriums zu Gotha u. s. w. III Theil. Nebst Zusätzen zu beiden ersten Theilen. 1834. VIII u. 511 S. 8. (3 Thlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 231 und 1824. No. 213.]

Der vorliegende dritte Theil, welcher erst zehn Jahre nach dem zweyten erscheint, macht den Schluss der in den beiden ersten begonnenen Untersuchung. Er enthält daher nicht nur die Abhandlung der in jenen beiden Theilen noch nicht erwähnten Arten von Veränderungen, deren die Erdoberfläche unterworfen ist, sondern auch die Darstellung des Ergebnisses, welches dem Vf. aus den aufgezählten Erscheinungen für die Geologie hervorzugehen scheint. Dieser Inhalt des *dritten* Buchs ist in folgenden Unterabtheilungen dargestellt: I Hauptst. Veränderungen der bezüglichen Höhe der Oberfläche. — Allmäliches Niedrigerwerden des Bodens. — Plötzliche Erniedrigung desselben. — Bergfälle. Erdfälle. — Allmäliche Erhöhung des Bodens. — Torf; Corallenbildung; Flugsand und Dünen. II Hauptst. Veränderungen auf dem trockenen Lande durch die Landgewässer hervorgebracht. — Flüsse; Seen; Quellen. III Hauptst. Von dem immerwährenden Schnee und Eis der Erdoberfläche. — Das Eis der Gebirge und Gletscher. Das Eis der Polargegenden. *Anhang.* Von der grossen Fluth. — *Schluss.* Geologisches Ergebniss. — Erhebung des Landes. — Der allgemeine Ocean. — Die grossen Geschiebe. — Die Versteinerung organischer Wesen. Ueber allgemeine Katastrophen der Erde.

„Fassen wir" — schliesst der Vf. seine Darstellungen — „diese Wahrnehmungen zusammen, die sowohl die Ueberlieferungen, als die Beobachtung der Natur darbieten, so glauben wir die Ansicht festhalten zu dürfen, dass zu Hervorbringung der grössten Veränderungen auf der Erdoberfläche, die sich auf derselben von dem Zeitpuncte an ereignet haben, da der Planet überhaupt zu Aufnahme organischen Lebens geeignet war, es keiner ungeheueren, die jetzigen höchsten Berge übersteigenden Wasserhülle, keines Verlaufens derselben in grosse unterirdische Höhlen, keiner Meere von Säuren zu schneller Auflösung der Erden, keiner allgemeinen und plötzlichen über die ganze Oberfläche verbreiteten Katastrophen, weder durch Feuer, noch durch Wasser bewirkt, keiner Veränderung der Lage der Erdaxe, und keiner Zerstörung der ganzen organischen Schöpfung bedurft hat; sondern dass alle von uns wahrnehmbaren und wahrgenommenen, oder auf den Grund richtiger Naturbeobachtung vermutheten Veränderungen auf der Erdoberfläche, nur durch die fortschreitende, im Ganzen zwar allmälich vor sich gehende, doch dann und wann, und hie und da auch schneller und auffallender sich offenbarende Wirkung der uns aus der Erfahrung bekannt gewordenen Kräfte der Natur, im Laufe grosser, sehr grosser Zeiträume hervorgebracht worden sind. — Ferner: dass das Ziel der Muthmassungen, zu welchem alle diese Wahrnehmungen uns leiten, die Annahme einer ehemals allgemeinen oder doch weit mehr als jetzt ausgebreiteten Wasserbedeckung der Erdoberfläche ist; und dass zu Erklärungen einiger Erscheinungen, die durch diese Vorstellung allein noch nicht genügend aufgeklärt zu seyn scheinen, man höchstens die Hypothese von einer ehemals grösseren eigenthümlichen Wärme des Erdballs, und von seiner langsam fortgeschrittenen Abkühlung zu Hülfe nehmen mag. — Weiter hinauf in die Geschichte des Erdballes vermögen, bis jetzt wenigstens, weder Ueberlieferung, noch Naturbeobachtung den Weg zu zeigen."

Dass uns weiterhin *die Ueberlieferung* keinen Weg zeige, darin stimmt Rec. mit dem Vf. völlig überein, und das von dieser Nachgewiesene darzulegen, war auch lediglich der Zweck seines Werkes: — was aber die *Naturbeobachtung* anbetrifft, so weiset diese unstreitig auf ungeheuere Revolutionen hin, welche der Erdball in Zeiten, die lange vor aller Ueberlieferung waren, erlitten hat. — Wodurch wären denn Quadrupeden von Arten, die gar nicht mehr existiren, *lebend auf einmal* mit Eis überdeckt, durch welche Gewalt wären Ketten von Urgebirgen von mehreren hundert Meilen Länge mit ihren zerrissenen Gipfeln in die Wolken gehoben, wenn dieses nicht durch Katastrophen geschehen wäre, von welchen jetzt gar nichts Analoges auf dem Erdballe vorkommt? — Man hat berechnet, dass Billionen von Jahren darüber hingehen können, ehe ein Komet mit der Erde in Conflict gerathe: aber was ist eine Billion Jahre gegen die Ewigkeit? — Sehen wir nicht Fixsterne, denen jede Paralaxe fehlt, aufflammen, und nach Monaten oder Jahren verlöschen?

Welche Kataftrophen mufste das Planeten-Syftem eines folchen Sterns erleiden! — Doch diefes find Betrachtungen, die aufser dem Zwecke unferes Vfs. liegen, der feine Arbeit auf eine treffliche, feiner völlig werthe Weife zu Ende geführt hat. — Am Schluffe des Ganzen folgen Zufätze, fowohl zum 1ften als 2ten Theile, gröfstentheils veranlafst durch die Fortfchritte der Wiffenfchaft in dem langen Zeitraume, der zwifchen dem Beginne und der Vollendung des Werkes verfloffen ift.

F. K. v. St...k.

Göttingen, in der Dietrichfchen Buchhandlung: *Umriffe nach der Natur* von *Joh. Friedr. Ludwig Hausmann*. 1831. X u. 203 S. 8. (1 Thlr.)

Ein zierliches Büchlein, das jeder, dem der Sinn für fchöne, getreue und grofsartige Naturfchilderungen nicht verfagt ift, eben fo wenig unbefriedigt aus der Hand legen wird, als diefs bey dem Rec. der Fall war. Wer in die Schrift blickt, und fich zufällig der Lectüre einer einzigen halben oder ganzen Seite hingiebt, wird, Rec. behauptet diefs mit Zuverläffigkeit, davon fo fehr angezogen werden, dafs er das Buch ganz — nicht durchblättern, fondern mit Genufs und Belehrung lefen mufs. Wollten wir es verfuchen, hier eine vergleichungsweife Andeutung über die Art des gewählten Stoffs und die Weife feiner Bearbeitung zu geben, fo vermöchten wir diefs zwar nicht beffer, als durch eine allgemeine Erinnerung an *A. von Humboldts* allbekannte und allbeliebte „Anfichten der Natur": aber auch nur die Reminifcenz an jene Arbeit ift in folcher Beziehung verftattet; eine eigentliche Parallelifirung damit oder gar der Gedanke, Hr. *Hausmann* habe fich diefelbe zum Mufter genommen, und eine Nachbildung verfucht, mufs durchaus ferne bleiben, denn wir finden bey ihm fo viel Eigenthümliches und Charakteriftifches in der Auffaffung und Darftellung, dafs ihm, fogar abgefehen von der grofsen Verfchiedenartigkeit des Materials, fchon in jener Beziehung der volle Ruhm der Originalität zuerkannt werden mufs.

„Es ift ein befonderes Glück, welches dem gereiften Landfchaftszeichner zu Theil wird, durch feine Skizzen, felbft wenn fie nur treue Umriffe enthalten, Vielen, die ihm auf feinen Wanderungen nicht folgen konnten, Freude zu bereiten und lebendige Vorftellungen von fernen Gegenden zu verfchaffen. Der Wunfch, von einem folchen Glücke wenn auch nur einen kleinen Theil mir anzueignen, hat mich veranlafst, von den Blättern meines Skizzenbuchs, welches mich auf Reifen im Norden und Süden von Europa begleitete, die nachfolgenden herauszugeben. Sie machen keine Anfprüche darauf, Natur- und Länder-Kundige zu belehren; fie find allein für Naturfreunde beftimmt. Bey letzten erbitte ich mir für fie eine freundliche und nachfichtsvolle Aufnahme u. f. w." Mit diefen Worten, die eben fo befcheiden als des Buches Ueberfchrift klingen, leitet Hr. *H.* daffelbe ein. In der That fehen wir darin mehr als blofse Umriffe. Denn wenn auch die gewählten Sujets häufig fo grofsartig und vielumfaffend find, dafs fie in ihren einzelnen Theilen keine miniaturartige Ausführung erhalten konnten, und auch ohne Störung des Ganzen nicht erhalten durften: fo ift in den Schilderungen doch von der anderen Seite wieder fo viel fchöne und herrlich reflectirende Lichtgebung, verbunden mit entfprechendem kühnem Schattenwurf, fo viel lebendiges und kräftiges Colorit, neben völlig naturgetreuer Zeichnung, trefflicher Anordnung und gerundeter Einheit in jedem felbftftändigem Bilde fichtbar, dafs nur der überbefcheidene Meifter, in feinem Streben nach gröfserer Vollkommenheit, Umrifs und Skizze nennen durfte, was dem finnigen Befchauer mit Recht als ein in feiner Art völlig ausgeführtes Gemälde erfcheint. Hn. *Hausmanns* Gallerie bietet uns ihre Gegenftände theils in einzelnen Bildern, theils in ganzen Reihenfolgen von folchen dar, je nachdem die allgemeine Naturfchilderung, die Auffaffung des ganzen Habitus, die wahre Phyfiognomik eines ganzen Landes oder eines Landesftrichs fich mehr dazu eignete, auf einmal im Ganzen dargeftellt zu werden, oder in gefonderten Auffaffungen, entweder beftimmt zur Gegeneinanderüberftellung, um Contrafte gehörig zu verfinnlichen und hervorzuheben, oder zur reihenartigen Nebeneinanderordnung, um dadurch Uebergänge folcher Art feftzuhalten, deren jeder eines befonderen Rahmens bedurfte. Die Bilder, welche uns zur Ergötzung und Belehrung aufgeftellt find, tragen folgende Auffchriften: Ueber die Phyfiognomie von Skandinavien; Wanderungen aus dem Chamouny-Thale in Savoyen nach Courmayeur in Piemont; die Gegend von Le Puy in Velay; Blicke auf die füdeuropäifche Natur: Italien; die Pyrenäen in Vergleich mit den Alpen; Spanien (äufsere Geftaltung und Gebirgsftructur, Uebergänge zwifchen den Phyfiognomieen Frankreichs und Spaniens; die baskifchen Provinzen; Alt- und Neu-Caftilien, das füdliche Spanien mit folgenden gefonderten Darftellungen: Südlicher Abfall der Sierra Morena, das Thal des Guadalquivir, das Gebirge von Jean, die Vega von Granada, die Sierra Nevada, die Südküfte und der Fels von Gibraltar.)

Die Bilder von Scandinavien und von den füdeuropäifchen Gegenden find mehr allgemeine Darftellungen, und in den letzten bildet Spanien das Hauptobject, neben welchem die Darftellungen von Italien und dem füdlichen Frankreich nur darum aufgeftellt find, um die Natur des erften Landes in ihren wahren Verhältniffen deutlicher erfcheinen zu laffen. In den mittleren Bildern des obigen Verzeichniffes aber, welche fich auf befchränktere Gegenden beziehen, werden dagegen die einzelnen Eindrücke in der Reihenfolge, wie fie empfangen wurden, wiedergegeben. „Daher" — fagt der Vf. in dem Vorworte — „wird man in den beiden mittleren Skizzen mehr, als in den anderen, die Eigenthümlichkeit des Zeichners erkennen. Wenn er in diefen feine eigene Perfon und feine Begleiter mit anbrachte, und an fich un-

bedeutende Gegenstände in der Darstellung mit berücksichtigte, so geschah solches in keiner anderen Absicht, als um der Zeichnung mehr Leben und grössere Treue zu geben."

Es liegt der bedeutende Zeitraum von 22 Jahren zwischen der Abfassung der ersten Darstellung (über Scandinavien), welche schon einmal im 49sten und 50sten Stücke des Braunschweigischen Magazins vom Jahr 1807 abgedruckt war (alle übrigen waren noch ungedruckt), und jener über Spanien, welche ein Ergebniss der im Frühjahr 1829 von dem Vf. dahin unternommenen erfolgreichen wissenschaftlichen Reise ist. Natürlich ist es daher, dass alle diese Schilderungen, auch ganz abgesehen von der grossen Verschiedenartigkeit des Stoffs, Eigenthümlichkeiten an sich tragen, welche durch des Vfs. verschiedenartige Lebensstufen, auf denen er sich bey der Abfassung befand, bedingt werden. Hienach ist die Art der Auffassung und Darstellung in der That sehr ungleich. Sollte Rec. aber Rechenschaft davon geben, ob er den ersten, den mittleren oder den letzten Arbeiten einen grösseren Vorzug einräumen könne, so würde er in Verlegenheit gerathen. Denn wenn von der einen Seite die lebendigere, reiche, zwar naturgetreue, aber häufig poetisch-gesteigerte, Blüthen treibende Phantasie mehr anzusprechen scheint, so wird auf der anderen durch die reifere, auf mehr Erfahrung gegründete Beobachtung, durch die gedrängtere Fülle des Materials, durch die grössere Kräftigkeit der Darstellung u. s. w. wieder reichlich entschädigt. Jede der Schilderungen hat ihren eigenen Werth, jede ist in einer anderen Manier, jedoch ohne eigentlich manierirt zu seyn, entworfen und ausgeführt, und die eine nicht wohl mit der anderen vergleichbar; jede hat ihre schätzenswerthen Besonderheiten. In allen erblickt man aber den ausgezeichneten Naturforscher, der aus seinen reichen Forschungsresultaten überall so viel und in einer so angenehmen Form darbietet, als jeder gebildete Mensch, und wäre er auch mehr als bloss Dilettant, im Gebiete der Naturwissenschaften zu seiner Belehrung gerne vernehmen mag. Vorzugsweise verweilt der Vf. bey Schilderungen der äusseren Gebirgserscheinungen, und erlaubt sich auch gern einzelne Blicke auf interessante Verhältnisse im Inneren der Erdoberfläche: Botanik und Zoologie werden aber dabey in Rücksicht auf das Charakteristische in der Verbreitung der Pflanzen und Thiere eben so wenig unberücksichtigt gelassen, als der Mensch, der je nach seinem Culturstande, nach der Art seines Wirkens und Treibens, den verschiedenartigsten Einfluss auf das ganze Seyn eines Landes oder einer Gegend ausübt, und den Habitus derselben wesentlich zu verändern im Stande ist. Der Vf. betrachtet übrigens die Natur mit einem tief greifenden, die physische Ursache der Zustände oft sehr glücklich entschleiernden Blick, aber zugleich auch mit einem innigen, keuschen und frommen Gemüthe, das sich eben so, wie in dem gewählten Motto:

„Wie ein Gesicht schön wird dadurch, dass es *Seele*, so die Welt dadurch, dass sie einen *Gott* durchscheinen läst.

Friedr. Heinr. Jacobi."

auch durch das ganze Buch überall kund giebt.

Rec. hält es für überflüssig, bey einem Buche, das, wie dieses, eine sehr grosse Zahl von Lesern finden *muss*, in die Einzelnheiten desselben einzugehen. Wollte er Stellen ausheben, so würde er in der Wahl sich nicht zu rechte finden können, und immer Gefahr laufen, das Stück, welches er anbieten könnte, bedeutend unter seinem Werthe verkaufen zu müssen, indem es diesen nur in seiner Verbindung mit dem Ganzen, in seiner kunstgerechten Lage und Haltung behalten kann, und gesondert leicht wie die ausgeschlagenen Steinchen aus einem prachtvollen Mosaikgemälde erscheinen könnte.

Druck und Papier sind lobenswerth.

Kit.

LEIPZIG, b. Weygand: *Wegweiser durch das Gebiet der Naturgeschichte und Technologie.* Eine Anleitung zum methodischen Verfahren für Lehrer, ein Hülfsbuch zum sicheren Fortschreiten für Lernende von *C. Hiersche*, Prediger. 1833. 348 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. hat sich seine Reise durch das Gebiet der Naturgeschichte und Technologie etwas bequem gemacht, und auf derselben nur allenfalls das bemerkt, was *ihm* interessant erschien, um aufgezeichnet zu werden. Daher kommt es, dass wir nicht mehr finden, als was in *Raffs* Naturgeschichte enthalten ist. Wir freuten uns zwar, als wir gleich im Anfange die Naturlehre berührt fanden; aber wir bemerkten gar bald, dass der Vf. nicht tief eingedrungen ist. Es gehört zur Naturgeschichte, dass die Elemente als Urstoffe zuerst beschrieben und in ihren Wirkungen dargestellt werden; daher muss auch unser Planet und die übrigen zur Sprache kommen. Denn alle Erdkörper haben einen innigen Zusammenhang sowohl mit der Erde, als mit den Elementen. Wenn man also hierauf Rücksicht nimmt, so wird die Lehre erst zusammenhängend erscheinen, und um so überzeugender seyn. Der Vf. selbst will in seinem Vortrage ein methodisches Verfahren für Lehrer geben, und widerspricht sich daher in der Darstellung, welche dem Zwecke nicht anpassend ist. Denn in allen Theilen behält er das Systematische bey, nur nicht im Ganzen. Auf 26 Seiten spricht er von den Elementen, dem Aether, wozu er das Licht, das Feuer, die Elektricität, den Galvanismus und den Magnet rechnet. Zur Luft werden die Gasarten, zum Wasser die Dünste und Dämpfe, dann das Eis gerechnet. Die Erde ist auf 14 Zeilen abgefertigt! Dann kommt die Eintheilung in die drey bekannten Naturreiche dem Sprachgebrauche gemäss, ohne die Unterscheidungen nur von Weitem zu berühren. Das Mineralreich wird nach den bekannten vier Abtheilungen, erdige, salzige, brennbare Mineralien, und Metalle

vorgetragen. Lobenswerth ist der bey jeder Erdart angegebene technische Gebrauch derselben. Das Pflanzenreich hat gar kein System. Im Allgemeinen wird vom Uebergang des Unorganischen zum Organischen gesprochen, welches schon in der Einleitung vor der Abtheilung der 3 Naturreiche hätte geschehen sollen. Die Bestandtheile und Leben der Pflanzen. Werkzeuge der Ernährung und Werkzeuge der Fortpflanzung. Ein Werkzeug der Ernährung soll der Stamm seyn: aber wie viele Pflanzen giebt es denn, welche Stämme haben? Das Pflanzenreich selbst wird abgetheilt in Gewächse mit unkenntlicher Blüte, Aftermoose, Moose, Schwämme, Farrenkräuter; Gewächse mit kenntlicher Blüthe; Gräser, Kräuter und Bäume. Ist diess eine consequente Methode? Wir erfahren nichts von den Bestandtheilen der Pflanzen, nichts von deren Organismus, Geruch, Farbe, Formen, Vorkommen, Erkennen, Sterben. Der vierte Abschnitt umfasst das Thierreich: 1) die Würmer, wozu die Infusionsthierchen, Pflanzenthiere, nackte weiche Würmer und Schaalthiere oder Conchylien gezählt sind. Dann kommen die Insecten, mit 4, mit 2 Flügeln und die ungeflügelten; die Knorpelthiere oder Amphibien, die Fische, die Vögel, die Säugethiere, und endlich der Mensch. Eben so in *Raff's* Naturgeschichte! Von der Beschreibung einzelner Naturkörper mögen folgende Auszüge einen Begriff geben: „Der Dompfaffe (Gimpel) hat auf dem Kopfe eine schwarze Kappe, und Flügel und Schwanz sind von einem schwarzen Mantel umhüllt, den einige weisse Streifen wie ein Saum zieren." „Die kohltragende Arecapalme, welche an 800 Fuss hoch werden soll! Man benutzt von ihr den Gipfel mit seinen noch unentwickelten Blättern" u. s. w. Uebrigens sind Druck und Papier des Buches gut.

R.

TOPOGRAPHIE.

Köln, b. Ritzefeld: *Der Heilbrunnen und Badeort Godesberg bey Bonn am Rhein.* Von Dr. *B. Hundeshagen.* 1833. IV und 130 S. 8. (12 gr.)

Die Heilquelle von Godesberg hat als solche keine sonderliche Bedeutung, und kaum kann man diesen Punct einen Badeort nennen: aber die Lage von Godesberg im reizenden Rheinthale, ganz in der Nähe der vielfach bedeutsamen Stadt Bonn, ist unübertrefflich. Daneben bietet der Ort mit seinem schönen Bergkegel, den die Ruinen einer historisch sehr wichtigen Veste krönen, das ihm unmittelbar gegenüber liegende majestätische Siebengebirge, kurz die ganze Umgebung von Godesberg, einen solchen Reichthum von Naturschönheiten und Erinnerungen an die Zeit der römischen Herrschaft am Rhein, und vorzüglich an die unruhig bewegten Epochen des Mittelalters dar, dass ein so vielseitig interessanter Punct kaum irgend noch in Deutschlands Gauen zu finden seyn möchte. Es lohnte daher wohl der Mühe, ihn besonders zu beschreiben, und seine vielen Merk- und Denkwürdigkeiten im Einzelnen zu schildern. Ein Leitfaden für die vielen Fremden, welche Godesberg in jedem Jahre zu besuchen pflegen, war wirklich Bedürfniss. Ihm ist durch diese Schrift wenigstens in der Weise abgeholfen, dass ihr Vf. mit vielem Fleisse gesammelt und zusammengestellt hat, und in der That manche Ergebnisse tiefer Quellenforschung mittheilt, welche man vergebens in den bisherigen gewöhnlichen Reisebüchern suchen würde. Auf Historisches und Architektonisches ist besonders und ausführlich aufmerksam gemacht. Die Schilderung der Veste Godesberg nach ihrem dermaligen und vormaligen Bestande ist mit einer solchen Treue und Wahrheit gegeben, dass sie in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig lassen kann. Nur ein völlig sachkundiger Baumeister, der sich mit dem Leben und Treiben im Mittelalter genau bekannt gemacht hat, war dazu befähigt. Zu bedauern ist es nur, dass die Schrift im Vortrage und Stile ungemein schwülstig und überladen erscheint: ein Uebel, welches wir in allen Arbeiten des sonst recht kenntnissvollen Vfs. wiederfinden. Hier aber ist es selbst augenfälliger und lästiger, wie gewöhnlich, und wird dem Werkchen, dem es an wirklichem Verdienst durchaus nicht fehlt, schwierigen Eingang beym Publicum verschaffen, und seine Verbreitung bedeutend hemmen. Wer nicht ganz genau mit dem Gegenstande der Arbeit vertrauet ist, kann dadurch sehr leicht Gefahr laufen, ihren inneren Gehalt für viel geringer zu schätzen, als er wirklich ist. Dann hätte der Vf. uns auch noch näher die von ihm benutzten Quellen nennen sollen. Wir sind zwar weit entfernt, an der Richtigkeit seiner Mittheilungen zu zweifeln, denn wo die Kritik ihm hat folgen können, ist reichliche Gewährleistung angetroffen worden: aber wir halten es für eine Pflicht des Schriftstellers gegen sich selbst und gegen seine Leser, über das Benutzte gehörige Rechenschaft zu geben, besonders wenn dieses, wie hier der Fall ist, nicht solcher Art ist, dass es offen in der neueren Literatur zu Tage liegt.

K. n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, in der Hahn'schen Buchhandlung: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo.* Recognovit et cum brevi annotatione maximam partem exegetica in usum juvenum studiosorum accurate edidit *Christoph. Frid. Ferd. Haacke.* 1831. XX u. 572 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Dieses Werk verdankt der Vorrede zufolge seine Entstehung dem Wunsche des Verlegers, einen nach den besten Handschriften und Ausgaben berichtigten Text des Thucydides mit kurzer Erläuterung der schwierigeren Stellen dem Publicum mitzutheilen, welchem Wunsche Hr. Rector *Haacke* in Stendal sich gern fügte, weil er sah, dass noch keine wohlfeile Ausgabe dieses Schriftstellers, die ihn selbst, *remotis parergis, tironibus provectioribus* erkläre, vorhanden sey. Rec. hat eine *kurze* Erklärung des Thucydides, die etwa im Ganzen höchstens eben so viel Bogen, wie der Text einnähme, immer etwas Unmögliches geschienen, und die vorliegende hat ihn nicht vom Gegentheil überzeugt. Viele Stellen haben mit Stillschweigen übergangen werden müssen, die schwerlich ein *tiro quamvis provectus*, d. h. ein noch so tüchtiger Primaner auf einem guten Gymnasium, verstehen wird, auf keinen Fall aber ein solcher, der andere Stellen nur mit Hülfe der Anmerkungen, die er hier findet, zu verstehen im Stande ist. Wir verweisen zum Beleg dieses Urtheils auf das zufällig aufgeschlagene 82 Cap. des 3 Buches, wo weder über den Sinn des Infinitivs ἐπάγεσθαι (§. 1 nach *Poppo*, von welchem die Eintheilung in Paragraphen hätte angenommen werden sollen), noch über die Worte πρὸς τὰ παρόντα (§. 2), noch über ἀσφαλεία δὲ τὸ ἐπιβουλεύσασθαι (§. 4), noch über αὐτῶν (§. 5), noch über ῥᾷον und die Aenderung des Tempus in κέκληνται, αἰσχύνονται, ἀγάλλονται (§. 7), noch über ἐπεξῄεσαν, ἔτι und ὁρίζοντες (§. 8) — alles Dinge, die von den Herausgebern und Uebersetzern entweder sehr verschieden oder offenbar falsch verstanden worden sind — sich irgend ein erklärendes Wort findet, während doch viel Leichteres, als αὐτούς §. 1, und καὶ ὁ ἐπικελεύσας τὸν μὴ διανοούμενον §. 5, und τῷ θείῳ νόμῳ §. 6 erklärt ist. Wem diese Aufklärungen Noth thun, der muss nothwendig an allen jenen Stellen rathlos seyn, und so können wir nicht umhin, die eine der beiden Klagen, welche die Vorrede voraussagt, zu erheben, und die Zahl der Anmerkungen für den angezeigten Zweck viel zu klein zu finden.

Muss dieser Uebelstand wahrscheinlich auf Rechnung des Kürze wünschenden Buchhändlers geschrieben werden, so fällt dagegen ein anderer mehr dem Herausgeber zur Last, nämlich die Unrichtigkeit mancher Erklärungen. Auch diesen Tadel ahnet die Vorrede, und sucht ihn durch die Bemerkung zu paralysiren, dass schwerlich Jemand gefunden werde, der in der Erklärung des Thucydides nirgends angestossen sey, und den wahren Sinn immer und überall völlig erfasst zu haben mit Recht behaupten könne: *Permultis in locis satis erit probabilem verborum explicandorum rationem demonstrasse, qua qui veriorem ac meliorem sibi videatur proferre, fruatur iudicio suo, neque prohibeat alios, quominus ipsi quoque optima quaeque adsciscant.* Verstehen wir die letzten Worte recht, so meint der Herausgeber, dass es von vielen Stellen mehrere richtige Erklärungen gebe, unter denen jeder die seinige den anderen vorzuziehen befugt sey, was denn zuletzt nichts anderes heisst, als dass viele Stellen keine richtige Erklärung zulassen, woraus wiederum folgt, dass jeder Versuch, sie zu erklären, unnütz, und jede Bekanntmachung eines solchen Versuches eine Anmassung ist. Allerdings erlauben die Worte dieses Schriftstellers nicht selten mehrere Deutungen, und auch ihre Aufeinanderfolge, deren Berücksichtigung den Ausleger vor vielen Irrwegen bewahren kann (wie I, 37, 3, wo, wenn Thucydides wirklich, wie Hr. R. *H.* gegen die Handschriften annimmt, δικαστὰς ὧν βλάπτουσί τινας, nicht τινα, geschrieben hätte, τινὰς doch nur von βλάπτουσι abhängen könnte, und nicht, wie derselbe will, zu δικαστὰς gezogen werden dürfte, wodurch überdiess das Gehässige, das hier so stark wie möglich hervortreten muss, gemildert werden würde), giebt keineswegs immer entscheidenden Aufschluss. So können die Worte εἰ σωφρονοῦσι I, 40, 2 in der Aeusserung der Korinther εἰ γὰρ εἴρηται ἐν ταῖς σπονδαῖς, ἐξεῖναι παρ' ὁποτέρους τις τῶν ἀγράφων πόλεων βούλεται ἐλθεῖν, οὐ τοῖς ἐπὶ βλάβῃ ἑτέρων ἰοῦσιν ἡ ξυνθήκη ἐστὶν, ἀλλ' ὅστις μὴ ἄλλου ἑαυτὸν ἀποστερῶν ἀσφαλείας δεῖται, καὶ ὅστις μὴ τοῖς δεξαμένοις, εἰ σωφρονοῦσι, πόλεμον ἀντὶ εἰρήνης ποιήσει· ὃ νῦν ὑμεῖς μὴ πειθόμενοι ἡμῖν πάθοιτε ἂν zwar weder mit dem Herausgeber so verstanden werden, als stünde nach τοῖς δεξαμένοις noch οὐ δέξονται δέ, noch mit anderen so, als enthielten sie die Bedingung des μὴ πόλεμον ἀντὶ εἰρήνης ποιεῖν; denn οὐ δέξονται δέ steht eben nicht da, und wenn die Korinther das Nichtaufnehmen der Korcyraeer als etwas bey gescheidten Leuten von selbst sich Verstehendes betrach-

tet hätten, ſo würden ſie ja nicht ſo viele Argumente dafür vorgebracht haben; endlich, wollte man auch die Verdoppelung des μή ſich gefallen laſſen, die der Herausgeber mit nicht gröſserem Rechte als die anderen annimmt, und den Ausdruck, wie er ihn verdeutſcht, billigen: welcher nicht denen, die *ihn — nicht* aufnehmen werden, wenn ſie klug ſind, Krieg ſtatt Frieden bringen wird, wo ſteht denn *aufnehmen werden?* Aber zwey Erklärungen laſſen jene Worte gleichwohl zu, je nachdem man ſie mit dem vorhergehenden oder mit dem nachfolgenden verbindet, in welchem letzten Falle die allen nicht verrückten einleuchtende Nothwendigkeit der ſchlimmen Folge, daſs ſie nun Krieg ſtatt Frieden haben werden, ausgeſprochen wäre. Und ſolcher Stellen von zweifelhafter Auslegung giebt es viele. Weil aber anzunehmen iſt, daſs ein verſtändiger Mann bey ſeinen Worten ſich überall eines beſtimmten Gedankens bewuſst geweſen, ſo iſt unter den möglichen Deutungen nothwendig nur eine die richtige, und dem Ausleger liegt ob, zu erwägen, welche die ſtärkſten Gründe für, die ſchwächſten gegen ſich hat, und dieſe als die richtige nicht bloſs ſelbſt anzunehmen, ſondern auch allen anderen verſtändigen Leſern zuzumuthen. Ohne Darlegung der Gründe aber, deren ſehr viele und mannichfaltige ſeyn können, darf eine ſolche Zumuthung nicht gemacht werden, und eben darum iſt eine *kurze* Erklärung des Thucydides unmöglich. Hr. *H.* nun hat ſich kurz faſſen, alſo die Angabe der Gründe oft unterlaſſen müſſen. Dadurch, wie es ſcheint, verwöhnt, mag er ſich ſelbſt bisweilen die Gründe nicht alle und nicht ſcharf genug gedacht zu haben, und ſo ſtellt er Erklärungen auf, deren Unrichtigkeit bewieſen werden kann. Z. B. im Anfange des zufällig aufgeſchlagenen Capitels, wo zu den Worten πολεμουμένων δὲ, καὶ ξυμμαχίας ἅμα ἑκατέροις τῇ τῶν ἐναντίων κακώσει καὶ σφίσιν αὐτοῖς ἐκ τοῦ αὐτοῦ προσποιήσει, ῥᾳδίως αἱ ἐπαγωγαὶ τοῖς νεωτερίζειν τι βουλομένοις ἐπορίζοντο folgende Anmerkung geſetzt iſt: πολεμουμένων, *i. e.* πολέμου ὄντος, ἐν πολέμῳ, *ſcripſit pro* πολεμουμένοις. *Sequentia ſic conſtruit Goeller:* ῥᾳδίως αἱ ἐπαγωγαὶ ἑκατέροις τοῖς νεωτερίζειν τι βουλομένοις ἐπορίζοντο καὶ τῇ τῶν ἐναντίων ξυμμαχίας κακώσει καὶ σφίσιν αὐτοῖς ἅμα ἐκ τοῦ αὐτοῦ ξυμμαχίας προσποιήσει, *quod interpretatur: bello autem coorto utrorumque qui rerum novarum ſtudioſi erant, iis facile ſe offerebat occaſio acceſſendi* [*arceſſendi*] *ſocios, ſimul imminuendae adverſae factionis, et potentiae ſibimet ipſis comparandae cauſa. In quo recte vocabulum* ξυμμαχίας *et ad* κακώσει *et ad* προσποιήσει *retulit, ideo primo loco poſitum ratus, ne opus eſſet bis poni. Sed quod* ἑκατέροις *cum* βουλομένοις *iunxit, videtur errare. Nam* ἑκατέροις *pertinet ad Athenienſes et Peloponneſios,* βουλομένοις *ad factiones Corcyraeorum. Erat ea ipſa cauſa, cur facile iis, qui res novas molirentur, auxilium ſe offerret, quod utrique, et Athenienſes et Lacedaemonii, ita tum adverſariorum ſocietatem minuerent, tum ſuam eo ipſo augerent.* Aber ξυμμαχίας kann nicht von κακώσει und προσποιήσει abhängen, weil dann τῆς ſtatt τῇ ſtehen, oder wenigſtens τῇ wegfallen müſste, und weil die beabſichtigte κάκωσις ſich nicht auf die ξυμμαχία τῶν ἐναντίων, ſondern auf die ἐναντίοι ſelbſt bezog. Soll aber dennoch ξυμμαχίας von κακώσει abhängen, ſo kann ἑκατέροις doch nicht auf die Athener und Peloponneſier gehen, weil zur Erklärung dieſes Dativs, wenn er nicht zu βουλομένοις gehören ſoll, nichts übrig bleibt als ξυμμαχίας, die ξυμμαχία der einen und der anderen aber nicht auch eine ξυμμαχία τῶν ἐναντίων heiſsen kann. Es hängt aber ξυμμαχίας von ἐπαγωγαὶ ab, und regiert die beiden Dative ἑκατέροις und κακώσει — προσποιήσει. Was vorher ſchwierig und während des Friedens nicht leicht zu bewirken war, das machte ſich nun, da es Krieg war, leicht: Truppen, welche der einen oder anderen der zwey in den meiſten Staaten vorhandenen Parteyen Hülfe brachten und ihnen beyſtanden zur Beſchädigung der Gegner, ſo wie zur Vergröſserung ihrer eigenen Macht, wurden von den Neuerern leicht herbeygeführt. Dieſe waren ξυμμαχία ἑκατέροις und zugleich ξυμμαχία τῇ κακώσει καὶ προσποιήσει. Zu προσποιήσει braucht nichts hinzugedacht zu werden: Hülfe zur Erwerbung für ſich. ἐκ τοῦ αὐτοῦ geht auf die ἐναντίων κάκωσις, die nicht immer und nothwendig eine σφίσιν αὐτοῖς προσποίησις iſt, in dieſem Falle aber daraus folgte, und zugleich mit jener von den ἐπαγόμενοι beabſichtigt wurde. Endlich was die Wortſtellung betrifft, ſo iſt ξυμμαχίας als Name der mit dem Kriegszuſtande zugleich eintretenden Art von Hülfe mit Recht gleich hinter πολεμουμένων geſetzt. Daſs weder vor καὶ ξυμμαχίας noch vor ῥᾳδίως interpungirt werden darf, folgt nun von ſelbſt. — Eben da §. 4 ſtehen die Worte καὶ τὴν εἰωθυῖαν ἀξίωσιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ ἔργα ἀντήλλαξαν τῇ δικαιώσει mit folgender Anmerkung: Ἀξίωσις *eſt vis ac ſignificatio verborum* (*Geltung*) δικαίωσις *arbitratus,* κρίσις (*Gutdünken*). *Verba* ἐς τὰ ἔργα *Goeller. iungit cum participio* εἰωθυῖαν, *propterea quod Dionyſ. p. 887 ea verba ita interpretetur:* τὰ τ' εἰωθότα ὀνόματα ἐπὶ τοῖς πράγμασι λέγεσθαι μετατιθέντες, ἄλλως ἠξίουν αὐτὰ καλεῖν. *Sed recte Krüger. p. 154 annotavit Dionyſium ibi recte verba* εἰς τὰ ἔργα *cum* ἀξίωσις *coniunxiſſe. Neque ego, quomodo aliter poſſint conſtrui, perſpicio.* Aber dann iſt der Zuſatz ἐς τὰ ἔργα überflüſſig, da jede Bedeutung, Geltung der Wörter ſich auf die Sachen oder Dinge beziehen muſs. ἐς τὰ ἔργα gehört zu ἀντήλλαξαν oder eigentlich zu dem darin angedeuteten verkehrten Uebertragen. Die gewöhnliche Bedeutung des Wortes ἀνδρία z. B., nach welcher es etwas Löbliches bezeichnet, wurde von jenen auf dasjenige ἔργον übergetragen, was gewöhnlich als ein ἔργον τόλμης betrachtet, und mit dieſem Worte bezeichnet wurde. So drehten ſich die gewöhnlichen Bedeutungen der Wörter willkürlich herum auf die gewöhnlich anders benannten Dinge. Und eben ſo hat Dionyſius ἐς τὰ ἔργα bezogen, da er ſagt, ἡ εἰς τὰ ἔργα ἀντηλλαγμένη δικαίωσις (höchſt wahrſcheinlich ſchrieb er δικαιώσει) ſey ein mehr poetiſcher Ausdruck. In den vom Herausgeber an-

3,82.

geführten Worten aber giebt dieser Kritiker nur den Gedanken des Schriftstellers an, ohne die Beziehung der Worte ἐς τὰ ἔργα andeuten zu wollen. Soll er diess dennoch gewollt haben, so muss man sagen, dass er sie auf τῶν ὀνομάτων bezog. — §. 7 heisst es: τά τε ἀπὸ τῶν ἐναντίων καλῶς λεγόμενα ἐνεδέχοντο ἔργων φυλακῇ, εἰ προὔχοιεν, καὶ οὐ γενναιότητι. Hiezu bemerkt der Herausgeber: *Erat cum intelligerem: ita ut facta eorum (verbis illis obligata) observarent. Goeller. dictum putat pro διὰ τὸ ἔργοις πεφυλαγμένοι εἶναι. Similiter Schol. et Heilmannus ceperunt, quorum interpretationes adscribam:* τοῖς ὀρθῶς, φησὶν, ὑπὸ τῶν ἐξ ἐναντίας λεγομένοις ἐπείθοντο οὐ δι' εὐγνωμοσύνην, ἀλλὰ εἰ ἔργῳ κρείσσους ἦσαν αὐτοὶ τῶν ἐναντίων, καὶ ἐν τῷ ἀσφαλεῖ καθεστήκεσαν. *„Annehmliche Erklärungen vom Gegentheile wurden angenommen, in sofern man sich ohnehin in genugsamer Verfassung fand, und nicht aus einem edelmüthigen Vertrauen.“ Heil.* Da hier der Schriftsteller etwas Tadelnswerthes aussagen will, so kann er jene von dem Herausgeber früher angenommene und auch jetzt noch nicht verworfene Berücksichtigung der Handlungen der Gegner und die Vergleichung derselben mit ihren Reden nicht gemeint haben. Auch ist so εἰ προὔχοιεν gar nicht erklärt. Den richtigen Sinn hat schon Valla zum Theil getroffen: *et quae ab adversariis probe dicebantur, ea admittebant, ut actiones eorum observarent et caverent, si superiores essent, non autem ex generositate.* Nur *et caverent* ist zu streichen, und *superiores* auf die Gegner zu beziehen, statt *actiones eorum* aber *res* zu setzen. Der Edelgesinnte nimmt das gute Wort des Gegners als solches, und weil es gut ist, an, auch wenn er selbst im Vortheil ist: jene nahmen es nur unter Berücksichtigung der Sachen an, wenn der Gegner im Vortheil war. Die λόγοι allein, waren sie auch noch so καλοί, machen keinen Eindruck auf sie, bloss die ἔργα wurden beobachtet, und wenn dann die grössere Macht der Gegner Gehör zu geben rieth, so thaten sie es. — Weiter unten sagt Thucydides: ῥᾷον δ' οἱ πολλοὶ, κακοῦργοι ὄντες, δεξιοὶ κέκληνται, ἢ ἀμαθεῖς ἀγαθοί· καὶ τῷ μὲν αἰσχύνονται, ἐπὶ δὲ τῷ ἀγάλλονται. Die Anmerkung dazu lautet so: *Ad* ἀγαθοί *cum Reisk. subaudiendum videtur* ὄντες. Δέξιοι *opponuntur* τοῖς ἀμαθέσι. — τῷ μὲν αἰσχύνονται, τῷ ἀμαθεῖς κεκλῆσθαι. *Ita* ὁ μὲν *ad posterius,* ὁ δὲ *ad prius membrum refertur* 3, 59. 62 *ubi vide not.* Diese Erklärung beruht auf dem Irrthume, dass ῥᾷον κέκληνται so viel bedeute, als ἥδιον καλοῦνται. Abgesehen davon, dass Thucydides ῥᾷον nie so gebraucht (die Stellen sind I, 57, 5 ῥᾷον ἂν τὸν πόλεμον ποιεῖσθαι, I, 127, 1 ῥ. σφίσι προχωρεῖν, 2, 2, 3 ῥ. ἔλαθον, 4, 26, 7 ῥ. τὴν φυλακὴν ἐλάνθανον, 2, 53, 1 ῥ. ἐτόλμα, 3, 13, 7 Ἀθηναίους ῥ. καθαιρήσετε, 3, 22, 3 ὅπως ἐκεῖνοι ῥ. προσβαίνοιεν, 3, 36, 5 ἔπεισαν ῥ., 3, 39, 4 ῥ. ἀπωθοῦνται, ἤ, 3, 93, 3 ῥ. αὐτῶν ἐπεκράτουν, 4, 35, 4 ῥ. ἠμύνοντο ἢ ἐν τῷ πρίν, 4, 66, 4 ῥ. δ' ἤδη ἔμελλον προσχωρήσειν, 4, 79, 3 ὥστε ῥ. ἐκ τῆς Πελοποννήσου στρατὸν ἐξαγαγεῖν, 4, 96, 8 ῥ. τὸ πλῆθος τῶν φευγόντων διεσώθη, 4, 128, 3 ῥ. πρὸς αὐτὸν ἐπορεύοντο, 4, 133, 1 βουλόμενοι μὲν καὶ ἀεὶ, παρεστηκὸς δὲ ῥ., 5, 36, 2 ἵνα ῥ. καθιστῶνται Ἀθηναίοις ἐς πόλεμον, 6, 22, 1 ἵνα καὶ τὰ ἐπιτήδεια ῥ. ἐσκομιζώμεθα, 6, 26, 2 ὥστε ῥ. πάντα ἐπορίζετο, 6, 29, 3 ἣν (διαβολὴν) ἔμελλον ῥ. αὐτοῦ ἀπόντος ποριεῖν, 6, 69, 3 ῥ. αὐτοῖς ὑπακούσεται, 6, 100, 1 μὴ σφίσι δίχα γιγνομένοις ῥ. μάχωνται, 7, 23, 2 ῥ. παρέπλευσαν, 7, 53, 1 βουλόμενος — τὰς ναῦς ῥ. τοὺς Συρακοσίους ἀφέλκειν, 7, 79, 2 διικνοῦντο γὰρ ῥ. οἱ ἄνωθεν, 7, 81, 2 ἐκυκλοῦντό τε ῥ. αὐτούς, 7, 84, 2 οἰόμενοι ῥ. τι σφίσιν ἔσεσθαι, ἤν, 8, 89, 3 ῥ. τὰ ἀποβαίνοντα — τις φέρει), so wird durch diese Erklärung auch der Zusatz, dass sie sich des einen schämen, des anderen aber rühmen und freuen, ziemlich überflüssig. Der Sinn ist vielmehr, dass die Schlechten leichter geschickt, als die Ungeschickten gut heissen, d. h., dass die Menschen bey Ertheilung des lobenden Namen mehr auf den Verstand, als auf die Sittlichkeit sehen, den Schlechten leichter loben, als den Ungeschickten, jenem die ihm beywohnende Geschicklichkeit eher zum Lobe anrechnen, als diesem die ihm ebenfalls inwohnende Herzensgüte. Daraus ergiebt sich dann, wie der Betrüger damals zu dem Gewinne, den ihm der Betrug brachte, noch den Preis der Einsicht dazu bekam, und wenn weiter gesagt wird, dass sie sich schämen Gute zu heissen, weil das den Mangel der Einsicht andeutet, indem sie sonst nicht Gute, sondern Geschickte heissen würden, dagegen Geschickte, wenn auch Schlechte, genannt zu werden sich freuen, so wird die gerügte Verkehrtheit in noch helleres Licht gesetzt.

Dass bey der Erklärung solcher schwierigen Stellen insbesondere, aber auch überhaupt wo für jüngere Leser erklärt wird, auf die Abfassung und den Ausdruck die grösste Sorgfalt verwendet und Alles, was irre führen kann, vermieden werden muss, wird uns Hr. R. *H.* gewiss zugeben. Er hat aber auch in dieser Beziehung Manches zu wünschen übrig gelassen. So ist in der ersten der oben mitgetheilten Anmerkungen, wo es heisst *ad factiones Corcyraeorum* dieses Letzte ein störendes Versehen, was nicht dem Setzer zur Last fällt. Andere mögen von diesem verschuldet seyn, wie ὑφυστερίζουσαι in der Anmerkung zu τὰ ἐφυστερίζοντα S. 194, a. Z. 5 v. u., τότε S. 195, b. Z. 11 v. u., ἀληθές ebenda Z. 8 v. u., Δέξιοι Z. 5 v. u., 3 in der letzten Z. (statt 4. — In der Anmerkung zu 4, 59 steht wiederum falsch 2, 82 statt 3, 82), aber die Brauchbarkeit des Buches hat dadurch nicht weniges gelitten. Auch γίγνεσθαι S. 194, a. Z. 9 v. u. ist falsch.

Was die Kritik betrifft, so hat sich der Herausgeber, wie er in der Vorrede selbst sagt, meistentheils in dem Falle befunden, mit *Poppo* übereinzustimmen. Das Urtheil also über seinen Text wird sich auf das über den *Poppo*'schen zu gründen haben. Wir lassen dieses sowohl, als das über die einzelnen Abweichungen von *Poppo* jetzt dahingestellt seyn, und betrachten bloss die Beschaffenheit der kritischen Anmerkungen in Bezug auf den Zweck der Ausgabe und auf das Bedürfniss derer, für die sie bestimmt

ist. Und indem wir es hier durchaus billigen müssen, dass der Herausgeber die Handschriften angegeben und classificirt und abweichende Lesarten aus ihnen mitgetheilt hat, vermissen wir doch das Princip, nach welchem diese Mittheilung gemacht ist. So findet sich zu dem besprochenen Capitel keine abweichende Lesart erwähnt, nicht einmal zu den sehr zweifelhaften und schwierigen Worten ἀσφαλείᾳ δὲ τὸ ἐπιβουλεύσασθαι die Angabe, dass in den Handschriften ἀσφάλεια steht und ἀσφαλείᾳ bloss Conjectur ist, die sich auf eine Stelle des Dionysius stützt; eben so wenig, dass §. 5 δεήσοι vor der ersten Ausgabe des Hn. *H.*, §. 8 ἡ ἀρχὴ von *Bekker* und ἐμπιμπλάναι von *Steph.* 2 bis *Bekker* die herrschende Lesart war. Und doch hielt er es für nöthig, bey einer ebenfalls schwierigen Stelle 6, 11, 5 nach gegebener Erklärung der gebilligten Lesart ἐφίεσθε, bloss weil die Stelle schwierig sey, zu erwähnen, dass die besten Handschriften ἐφίεσθαι haben, und zu 2, 65, 6 ist bemerkt, dass *vulgo* (hier, vor *Poppo*) ἡ πρόνοια αὐτοῦ ἡ ἐς τὸν πόλεμον stand, das zweyte ἡ aber in den besten Handschriften fehlt, und zu 1, 27, 1 dass es *vulgo* εἰ δέ τις τὸ παραυτίκα μὲν μὴ ἐθέλει ξυμπλεῖν statt — ἐθέλοι geheissen habe, und zu 5, 3, 2, dass *vulgo* ὁ πεζὸς ἐπισπώμενος, nicht ἐπισπόμενος gelesen worden sey. Eben so wenig ist es uns gelungen, das Princip zu entdecken, welches ihn bestimmt haben mag, die Gründe, aus denen diese oder jene Lesart aufgenommen worden ist, hier anzugeben, dort wegzulassen, und wiederum manche Lesart oder Conjectur als passend, besser, ja nothwendig nur in den Anmerkungen zu empfehlen, manche dagegen nicht stärker beglaubigte in den Text zu nehmen. Hier muss ein Kritiker, der Anmerkungen für jüngere Leser schreibt, mit der Sprache herausgehen. Was nothwendig, was bloss zulässig sey, weiss ein solcher Leser eben noch nicht. Darum müssen überall die Gründe der Abweichung von den besten Handschriften entwickelt, wenigstens angedeutet werden. Blosse Notizen, wie (zu 7, 12) *lectionem vulgatam retinui. Bekk. Goell. et Poppo omittunt* καί *ante* τῷ πλήθει *cum Vat. H. Bas. Gr. E. et pro* ἐπί *scripserunt ex D.* ἔτι. *In plerisque libris est* ὅτε πλείους — oder (zu 7, 19) αὐτοῖς οὗτοι *reposui quemadmodum exhibet Vat. reliquis codicibus aut solum* οὗτοι, *aut quod vulgo solum legitur* αὐτοῖς, *ut videtur, praebentibus. Praeiverunt Bekker. et Poppo, qui* αὐτοῖς *uncis inclusit* — helfen zu nichts. Sieht ein solcher Leser aber gar an der einen Stelle etwas, weil es gut sey, in den Text genommen, und an der anderen etwas ebenfalls gut Geheissenes verschmäht, und weder dort noch hier eine Erklärung, so muss er nothwendig an seinem Führer oder an sich selbst irre werden, weil er die Gründe eben nicht finden kann. Warum ist z. B. 7, 27, 3 ἀπὸ τῶν πόλεων, wie *Bekker* mit Vat. und Par. H. statt ὑπὸ τ. π. schreibt, *aptissimum* genannt und doch nicht aufgenommen? Und so öfters, z. B. zu 7, 43 S. 445, a. unten, wo es heisst, *probo* καί, zu 7, 47 S. 448, a. Z. 10: ὅτι *libenter omittas cum H.* Vielleicht hat unserem Herausgeber auch hier die von dem Verleger vorgeschriebene Kürze die Hände gebunden, und wir müssen diess um so mehr bedauern, da wir aus einigen seiner Anmerkungen die Ueberzeugung gewonnen haben, dass er recht nützlich hätte kritisiren können, wenn er mehr Platz und vielleicht auch etwas mehr Zeit gehabt hätte. Auf Eile deuten wenigstens manche Nachlässigkeiten, die sich auch in dieser Beziehung finden. Wir rechnen dahin, dass in der am Schlusse der Vorrede versuchten Classification der Handschriften nicht bloss die erste Pariser, die freylich nur einen kleinen, aber sehr wichtigen Theil des ersten Buches enthält, und für diesen zu den besten gehört, sondern auch die Moskauer übersehen ist, obwohl aus dieser allein 5, 102 πολέμων für πολεμίων kommt, ferner, dass *Valla* und *Tusanus* in der Vorrede nicht erwähnt und in den Anmerkungen gleichwohl wie Bekannte angeführt sind, und dass man einige Male die Lesart, an deren Stelle der Herausgeber eine andere gesetzt hat, nicht erfährt, z. B. zu 4, 76 ἕκαστοι κινούμενοι. Dass 2, 23, 3 ὅσον εἶχον im Texte steht, mag der Setzer zu verantworten haben: wenn aber in der Anmerkung abermals zu ὅσον εἶχον versichert wird: *Sic libri optimi,* und dabey noch *cf.* 3, 1 steht, so ist das offenbar Uebereilung des Herausg. Ebenfalls nicht mit der gehörigen Vorsicht abgefasst sind Noten, wie zu 1, 26 fin. χρήσεσθαι, *Bekk. et Poppo* χρήσασθαι, wo der Aoristus nicht Conjectur von *Bekker* oder *Poppo*, sondern Lesart der meisten und besten Handschriften ist; oder zu 1, 30, 3, wo zu ἐπεκράτουν und μέχρις οὗ bemerkt ist: *Pro* ἐπεκράτουν *alii* ἐκράτουν, *et* μέχρι οὗ, *non* μέχρις, da diejenigen, welche ἐκράτουν haben, die besten Handschriften, die aber, welche μέχρι schreiben, ein paar neuere Herausgeber sind; oder zu 1, 31, 3, wo bey den Worten καὶ τὸ αὐτῶν gesagt ist: *Plerique codices h. l. praebent* τὸ Ἀττικόν, *nonnulli omisso* καί. *Quod quis non videat interpretamentum esse?* aber nicht, dass die Augsburger Handschrift (deren Abweichung von den verwandten zu 2, 57, 1 mit Recht geltend gemacht wird) αὐτῶν, und die erste Pariser ursprünglich αὐττικόν hat, ohne welche Autorität denn doch wohl Ἀττικόν gelesen, und αὐτῶν für einen Schreibfehler gehalten werden müsste.

Schliesslich bemerken wir noch, dass diese Ausgabe von der älteren desselben Gelehrten, die 1820 zu Leipzig in 2 Bänden erschienen, und in dieser A. L. Z. (1820. No. 235 und 236) von einem anderen Recensenten angezeigt worden ist, grösstentheils unabhängig und nicht als eine Ueberarbeitung, noch weniger als ein Auszug derselben anzusehen ist. Auch die hier befindliche Abhandlung *de Thucydidis vita et libris*, in der wir übrigens nichts dem Vf. Eigenthümliches gefunden haben, weicht von der früheren *de Thucydidis vita, dicendi genere, codicibus manu scriptis et editionibus* beträchlich ab. Nur die *tabula chronologica rerum maxime memorabilium* und der *index nominum et rerum* ist hier meist unverändert wieder abgedruckt. Der zweyte *index chronologicus* der älteren Ausgabe und der *index verborum (Graecorum)* ist weggelassen, dagegen die *descriptio Syracusarum* aus *Göllers* Ausgabe hinzugekommen. Druck und Papier sind gut.

Cr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

MEDICIN.

Berlin, b. Enslin, u. Wien, b. Gerold: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschluss der syphilitischen und Augenkrankheiten*, in alphabetischer Ordnung. Unter Mitwirkung eines Vereins von Aerzten herausgegeben von Dr. *Joh. Nep. Rust*, Ritter u. s. w. Zehnter Bd., von *Inj.* bis *Lithi* 1833. 732 S. Eilfter Band, von *Litho* bis *Men.* 1834. 761 S. (8 Thlr.)

[Vergl. J. A. L. Z. 1833. No. 208.]

Wir fahren fort, die Vorzüge dieses Werkes vereinter Kraft hervorzuheben, und etwanige Berichtigungen beyzubringen.

Zehnter Band. *Injectio tubae Eustachii* ist nach *Westrum's* trefflichen Erfahrungen und Zusammenstellungen in *Rust's* Magazin bearbeitet. *Kramer's* Schrift über langwierige Schwerhörigkeit (1833) ist dem Vf. wohl noch nicht bekannt gewesen, da er sonst dessen schöne Beobachtungen gewiss benutzt haben würde. — *Insectenstich. Heyfelder* deutet zwar seine Verschiedenheit an, hätte aber mehr in das Physiologische dieser Insecten, namentlich in das chemische Verhalten ihres Giftes, eingehen sollen, weil diess Differenzen darbietet, welche auf die Behandlungsweise Einfluss haben, so dass diese dann genau für jeden speciellen Fall hätte bestimmmt werden können. — *Insitio dentium. Döring* giebt alles genau an, was darauf Bezug hat. — *Insitio variolarum vaccinarum et morbillorum*, von demselben Vf. Wir setzen bey, dass, so wie die *Variola* in der Reihe der Thierkrankheiten ihren Homoeopathen gefunden hat, möglicherweise die übrigen Exantheme ihn auch dort finden können, und führen hierüber eine Vermuthung *Schönlein's* an, dass Scharlach in der Klauenseuche, und eine von *Eisenmann*, dass Masern in der sogenannten Hundskrankheit ihren Gegensatz finden möchten. Versuche können den nöthigen Aufschluss geben. Es lässt sich auch nicht anders denken, als dass in der Naturgeschichte der Krankheiten durch die vergleichende Pathologie besonders das Gesetz für die Ausschliessung eines Krankheitsprocesses im Menschen durch einen ähnlichen im Thiere (ächt homoeopathisch) noch aufgefunden werden muss. Die Vaccine hat den Fingerzeig gegeben; er scheint aber bisher noch nicht recht verstanden worden zu seyn. — *Insolatio*, ganz schlecht bearbeitet. Es hätten ihre ätiologischen, physiologischen und anatomischen Eigenthümlichkeiten naturhistorisch gewürdigt werden sollen: denn damit, dass sie in einer eigenthümlichen Entzündung des Gehirns bestehe, ist soviel als nichts gesagt. Worin die Eigenthümlichkeiten bestehen, diess aufzufinden und anzugeben, wäre die richtige Aufgabe gewesen. Auch ist nicht das Gehirn allein, sondern auch das Rückenmark, dieser durch unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen bedingten Krankheit unterworfen; und da das Gangliensystem mittelbar von ihnen afficirt wird, so wäre hier der Platz gewesen, vom Einflusse der Sonne auf die drey Centra des Nervensystems Bemerkungen beyzubringen. — *Inunctionscur*, sehr vollständig von *Döring*. — *Jod.* Die grosse Wichtigkeit dieses Mittels hätte eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes verdient; der Vf. geht zu leicht darüber hinweg, und wenn er auch in die allseitig gemachten Erfahrungen nicht eingehen wollte, so hätte er doch *Jahn's* Mittheilungen nicht unberücksichtigt lassen sollen Literatur hiezu ist gar nicht angegeben. — *Ischias*, von *Döring*; *Ischuria*, von *Eck* bearbeitet, sind vollständig. — *Krankenanstalt.* Was sich darüber sagen lässt, hat *Köhler* recht gut zusammengestellt. — *Labium leporinum* ist gut abgehandelt. — *Laconicum. Hecker* hat das Schwitzbad nur geschichtlich beschrieben; über dessen Anwendung finden wir nichts. Darauf hätte aber vorzüglich Rücksicht genommen werden sollen, weil man in unseren Tagen hie und da rühmen hört, als seyen diese Bäder für alles gut, wovon aber der Grund meist im Eigennutz der Besitzer solcher Anstalten liegt. — *Leucorrhoea.* In Bezug auf Behandlung haben wir zu bemerken, dass das kohlensaure Eisen als Oxydul sich in solchen Fällen uns immer am besten bewährt hat. Mehrjährige Dauer der Krankheit sogar, selbst wenn Degenerationen des Uterus mit im Spiele waren, machte das Uebel nicht unbesiegbar, wenn sich die Kranken nur den anhaltenden Gebrauch des Mittels gefallen liessen. Unsere örtliche Behandlung beschränkt sich im Anfange der Cur nur darauf, dass wenn wir einen Reizungspunct in der Vagina mucosa finden, wir Injectionen mit Bittermandelwasser, dann mit Chlorwasser, machen liessen. Dass diess von der nicht syphilitischen Form gilt, versteht sich von selbst. — *Ligatura vasorum* ist sehr ausführlich behandelt von *Bruberger.* — Ebenso *Ligaturwerkzeuge* von *Leo.* — *Lithiasis. Lithiasis hepatica. Lithiasis intestinalis. Lithiasis lacrymalis. Lithiasis pulmonum. Lithiasis renalis. Lithiasis salivalis. Lithiasis uterina. Lithiasis ventriculi. Lithiasis vesicae urinariae.* Vf. dieser Artikel ist *Nicolai.* Er betrachtet zuerst die

Steinbildung im Allgemeinen, und sucht den dabey statt findenden organisch-chemischen Procefs gleichsam vor Augen zu bringen: was nach unserem Dafürhalten vergebliche Mühe ist. Denn „ins Innre der Natur dringt kein erschaff'ner Geist." Wir können dieses Uebel auf keinem anderen Wege besser kennen lernen, als auf dem naturgeschichtlichen, und gerade auf diesem hat der Vf. es am wenigsten gesucht. Bey dem vorhandenen Steine im Organismus können wir nicht stehen bleiben; er ist nur Krankheitsproduct, nicht die Krankheit selbst. Um aber das pathische Product richtig beurtheilen zu können, müssen wir den pathischen Procefs, der es zu Stande gebracht, richtig auffassen, der aber auch wieder eine äufsere Verschiedenheit, bedingt durch das Lebensalter des leidenden Individuums, darbietet. Wir finden nämlich Steine im Kindesalter und in dem höheren Alter, und in beiden Fällen ist zwar das Krankheitsproduct dasselbe, aber nicht der Krankheitsprocefs, weil im ersten Falle Scrophulosis, im anderen Pfortadergicht die Hauptrolle spielt. Beide haben Affinität zu einander, aber keine Identität. Diese Krankheitsprocesse hätte der Vf. in ihrer Beziehung zur Steinbildung gehörig auseinandersetzen sollen. Die Verschiedenheit der Steine nach Form und Bestandtheilen beeinträchtigt unsere Reduction derselben auf diese zwey Krankheitsprocesse durchaus nicht, weil wir sie als Spielarten derselben Gattung oder Species, ähnlich wie bey gewissen Pflanzen in ihren Farbenspielen, zu betrachten haben. In Beziehung auf diese kurzen Andeutungen ist der erste Artikel, der die Steinbildung im Allgemeinen genau hätte erörtern sollen, um im Besondern desto kürzer seyn zu können, sehr mager ausgefallen. Auch ist das, was die Aetiologie angeht, sehr kurz abgefertigt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf *Martin Diss. de lithogenesi, praesertim urinaria.* Jen. 1833. Bekannt ist, dafs der Genufs geistiger Getränke, besonders des Weins, defshalb beschuldigt wurde, und zwar mit Recht. In Franken waren Steinkranke im vorigen Jahrhunderte und selbst in dem ersten Jahrzehend dieses noch häufig. Seitdem aber das Bier allmälich nationales Getränk wurde, trat die Steinbildung verhältnifsmäfsig zurück, und die Hämorrhoiden kamen an ihre Stelle. Die Therapeutik ist gar nicht erwähnt. Wir finden auch diefs tadelnswerth, weil eine allgemeine Therapie für einen Krankheitsprocefs, der so allenthalben im Organismus Platz greifen kann, gewifs sogar nothwendig ist, um die einzelnen Arten des Steins rationell behandeln zu können. Uns befriedigt die Art, wie sie hier abgehandelt sind, eben so wenig, als der erste Artikel. Als Entschuldigung kann nicht vorgebracht werden, dafs sie für ein Handbuch der Chirurgie bearbeitet seyen. Soll die Pathologie davon ausgeschlossen werden, so mufste es consequent überall geschehen; dennoch ist sie überall mit angezogen: soll es aber Zweck seyn, nur pathologische Winke zu geben, so ist dieser nur irrig zu nennen, weil alle Halbheit nichts taugt.

Eilfter Band. Er beginnt mit der Fortsetzung der Lithiasis, die bis Seite 341 reicht. Die einzelnen Artikel sind: *Lithontriptica*, eine ganze *Materia medica* beynahe, von *Bruberger*; *Lithotomia* von *Blasius*; *Lithotomus, Lithotriptor* von *Leo*; *Lithotritie* gleichfalls von *Blasius*, sehr vollständige Abhandlungen, gleich bearbeitet in historischer, theoretischer, wie in praktischer Beziehung. — *Lupus*, sonst auch unter dem Namen „*Herpes exedens*" bekannt, eine Krankheit der Haut, welche die Geduld des Arztes und des Kranken oft gleich auf die Probe stellt, ist hier von *Blasius* so gut abgehandelt, wie wir sie sonst nirgends finden. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, dafs uns die Pathologie des *Lupus* vollkommen genüge, so viel sich auch der Vf. auf eigene Erfahrung stützen mag, weil es überhaupt noch nicht gelungen ist, die chronischen Hautkrankheiten in ein Licht zu stellen, bey dem wir die vielfachen Verwirrungen nur in diagnostischer Beziehung vor der Hand entwirren könnten. Es ist noch unentschieden, welche dyskrasischen Krankheitsprocesse auf der äufseren Haut wurzeln können, welche bestimmten und welche variabeln Gestalten sie da annehmen, welche bestimmte Hautprovinzen ihr bestimmter Boden sind; ferner ist nicht ausgemacht, ob es nicht auch Dyskrasieen giebt, welche nur die Haut allein zum Sitze haben; welche Krankheiten, in inneren Organen wurzelnd, symptomatisch oder kritisch sich auf gewissen Hautpartieen zu erkennen geben, und welche Lebenszeit dann diese Hautkrankheiten vermöge ihrer untergeordneten Stellung, so wie auch andere, die auf Selbstständigkeit Anspruch machen können, zu ihrer naturgemäfsen Entwickelung bedürfen, was von wesentlichem Einflusse auf die Behandlung seyn mufs. Diese und mehrere andere Puncte bedürfen noch einer Aufhellung, die wir aber nicht eher zu erwarten haben, als bis die Physiologie der Haut selbst in besserem Lichte dasteht. — *Luxatio.* Von *Richter* verfafst, dem wir ein theoretisch-praktisches Handbuch der Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen verdanken, und welcher daher diesem Artikel vollkommen gewachsen war. — *Malacia.* Wir haben bereits in unserer Recension von *Hesse's* Erweichung der Gewebe und Organe des menschlichen Körpers (Jen. A. L. Z. 1828. No. 144.) genau geschieden, was gewöhnlich bunt untereinandergeworfen wird, und uns auf die nöthigsten pathogenetischen Erörterungen dort eingelassen. Um Wiederholungen zu vermeiden, müssen wir dorthin verweisen, und bemerken nur, dafs *Bruberger* in dieser Abhandlung uns nichts besseres darbietet, als *Hesse.* — *Markschwamm. Markschwamm der äufseren Theile des Auges, der Bauchspeicheldrüse, der Brustdrüse, der Eyerstöcke, der Gebärmutter, des Gehirns, der Harnblase, des Herzens, des Hodens, der inneren Organe, der Knochen, der Leber, der Lungen, des Magens und Darmcanals, der Milz, der Nieren, der Schilddrüse, der Vorsteherdrüse,* von *N—e.* Der Vf. hat für diesen Artikel benutzt, was die Literatur Gutes

darbietet, und mehr als eine gute Compilation über diese Degeneration können wir nicht verlangen, da die Beobachtungen darüber nicht so häufig zu machen sind. Die pathogenetischen Momente sind jedenfalls noch im Dunkel, und die darüber aufgestellten Vermuthungen dürften auch noch als weit entfernt von der Wahrheit zu betrachten seyn. Dass eine Dyskrasie zu Grunde liege, ist nicht zu bezweifeln; dass es aber, wie der Vf. meint, die Scrophulosis allein sey, die sich so verderblich äussern kann, dem widerspricht die Erfahrung, indem wir auch die Pfortadergicht anzuklagen haben. Ueberhaupt sprechen sich beide Krankheitsprocesse in ihrer weiteren Ausbildung in Geweben und Organen, die ihr ursprünglicher Boden eigentlich nicht sind, sehr analog aus, und ihre Differenz scheint beynahe bloss durch die Lebensperiode, der sie angehören, bedingt zu seyn. Dass der Markschwamm, wie richtig bemerkt wird, mit den Tuberkeln und dem Skirrhus ein Triumvirat bilde, beweist ein Fall, von *Kraus* in *Jahn's* med. Conversationsblatte 1832, 2tem Vierteljahrhefte mitgetheilt, den die Section eines Arthritikers darbot. Ein Sieg über dieses Uebel wird uns so wenig gelingen, als über die Producte der Gelenkgicht. — Derselbe Vf. hat auch die *Melanosis* abgehandelt. Er betrachtet sie als selbstständige Krankheit, die in einem Vorwalten des Kohlenstoffs im Blute begründet sey. Wir haben aber guten Grund zu vermuthen, dass sie metastatisch von der Milz her sich bildet, die als der Herd der Kohlenstoffbildung zu betrachten ist, und sich analog verhält, wie Gallenpigmentfärbungen an einzelnen inneren Stellen des Organismus. R.

PARIS: *Traité des exhumations juridiques, et considérations sur les changemens physiques, que les cadavres éprouvent en se pourrisant dans la terre, dans l'eau, dans les fosses d'aisance et dans le fumier;* par *M. Orfila*, Professeur à la Faculté de Médecine de Paris etc. et par *M. O. Lesueur*, Docteur en Médecine de Paris. 1831. 8.

LEIPZIG, b. Barth: *Handbuch zum Gebrauche bey gerichtlichen Ausgrabungen und Aufhebungen menschlicher Leichname jedes Alters in freyer Luft, aus dem Wasser, den Abtrittsgruben und Düngerstätten* von *Orfila* und *Lesueur.* Aus dem Französischen mit Zusätzen und Noten von Dr. *Eduard Wilhelm Güntz.* Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Handbuch zum Gebrauche bey gerichtlichen Ausgrabungen menschlicher Leichname jedes Alters von *Orfila* und *Lesueur.* Aus dem Französischen mit Zusätzen und Noten von *Eduard Wilhelm Güntz*, Dr. der Med. und Chirurgie, Stadthebarzte zu Leipzig u. s. w. Mit zwey Kupfertafeln. 1832. XVI u. 388 S. 8. (1 Thlr. 10 gr.)

Der grosse Werth des französischen Werkes für die gerichtliche Medicin, sowie für die Physiologie, bestimmte Hn. *Güntz*, dasselbe zum Gemeingut der deutschen Aerzte zu machen. Diess muss um so willkommner seyn, als er selbst sich schon durch ähnliche Untersuchungen, die auch von *Orfila* gewürdigt und benutzt worden, in folgender trefflichen Schrift rühmlich ausgezeichnet hat:

LEIPZIG, b. Barth: *Der Leichnam des Menschen in seinen physischen Verwandlungen,* nach Beobachtungen und Versuchen dargestellt von *Eduard Wilhelm Güntz*, der Med. u. Chir. Dr. praktischem Geburtshelfer — in Leipzig. Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Der Leichnam des Neugebornen in seinen physischen Verwandlungen u. s. w. Mit 2 illuminirten Kpft. 1827. XIV und 274 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Beide Bücher zusammen genommen geben nun sehr befriedigende Aufschlüsse über den Hergang der natürlichen Verwandlung des Leichnams, in sofern er sinnlich wahrnehmbar ist. Hr. *G.* hat sich zuvörderst nur auf Leichname der Neugebornen beschränkt, zu deren Beobachtung sich ihm, als Assistenten in der Leipziger Entbindungsschule, vielfache, mit Scharfsinn von ihm benutzte Veranlassungen darboten; er will aber diese Arbeit fortsetzen, und auch auf die Körper der Erwachsenen ausdehnen: weshalb er sehr wünscht, dass die Anlegung von Leichenhäusern allgemeiner werden möchte. Denn dadurch würde das Geschäft sehr erleichtert werden, ganze menschliche Körper, deren Todesart bekannt und deren Zustand möglichst erörtert war, von dem Entweichen des Lebens an bis zur Zerstreuung der Materie in genau ausgemittelten Verhältnissen zu beobachten. *Orfila* dagegen bediente sich zu diesem Zwecke, so weit er ohne vorherige genaue Kenntniss von der Krankheit und der Todesart erreicht werden konnte, der Ausgrabungen. Denn obgleich das Gesetz das Ausgraben der Leichen verpönt, so bekam doch *Orfila* zum Behuf seiner wissenschaftlichen Untersuchungen die Erlaubniss dazu, weil er solche Individuen wählte, die ohnehin der Anatomie anheim gefallen wären, und sie selbst beerdigen liess, was freylich in Deutschland nicht geschehen dürfte, da selbst berühmte Rechtsgelehrte den wissbegierigen Arzt in dieser Beziehung mit dem Diebe fast noch in Eine Kategorie setzen. Dass die Leichenausgrabungen Gefahren mit sich bringen, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch nicht in der Ausdehnung, wie viele ältere Schriftsteller angeben. Ob nun deshalb der Gerichtsarzt nicht befugt seyn sollte, die Obduction eines faulenden Leichnams zu verweigern, ist eine Frage, welche ebenso absolut verneint, als bejaht worden ist. Der Uebersetzer läst sich darüber besonders aus, und theilt zur Entscheidung die Ansicht von *Clarus* mit, vermöge der es dem Arzte auf Pflicht überlassen seyn muss, wenn er seiner subjectiven Ueberzeugung nach Gefahr für seine Gesundheit ahnet, die Obduction zu verweigern, oder sich derselben zu unterziehen,

wenn er Erspriessliches für die Herstellung des Thatbestandes vermuthet. Der Vf. geht offenbar zu weit, wenn er beynahe gar nicht an Gefahren glaubt, wenn er dafür Beyspiele anführt, denen leicht andere entgegengesetzt werden können, wenn er auf die Schutzmittel, namentlich die Chlorräucherungen, hinweist, und daher auch den Gerichtsärzten, die nicht durch Körperschwächlichkeit entschuldigt sind, das Verweirungsgerecht abspricht.

Die Vorschriften, wie die Ausgrabungen vorzunehmen, welche Vorsichtsmasregeln gegen die möglichen Gefahren anzuwenden, wie verschiedene Rücksichten bey Ausgrabung eines Leichnams aus seinem besonderen Grabe, bey Ausräumung von Begräbnissplätzen und Todtengrüften, und bey Ausgrabung eines Leichnams aus Gemeingräbern zu nehmen seyen, sind beachtungswerth.

Die hierauf folgenden Beobachtungen deuten wir nur an. Sie betreffen die physischen Verwandlungen, welche die Organe während der verschiedenen Zeiträume, wo eine gerichtliche Obduction angeordnet werden kann, in *besonderen* Gräbern erleiden, weil jene in Gemeingräbern Verschiedenheiten darbieten. Zu diesen Untersuchungen dienten 16 Leichname aus dem Greisenalter, in einem Packtuche beerdigt, die von 15 Tagen bis zu 23 Monaten und darüber liegen geblieben waren; dann 4 aus dem Greisen- und Mannesalter, in Packtuch oder feinem Leichentuche und neuen Särgen von zolldicken Tannenbretern beerdigt, die über 9 Monate bis 2 Jahre und darüber gelegen hatten; ferner 4 Leichname reifer Neugeborner und einige Tage alter Kinder, nackt oder in einem Pack- oder Leichen-Tuche und in neuen Särgen aus zolldickem Tannenholze oder dünneren Bretern beerdigt, die Einen Tag bis zwey Monate vergraben lagen, und noch 8 Leichname Erwachsener, in Särgen aus Tannenbretern von 2 bis 3 Linien Dicke beerdigt, wovon 4 gerichtliche Fälle sind. Dass die meisten Leichname mit einer Pünctlichkeit und Umsicht untersucht wurden, wie wir sie kaum anderswo finden, dafür spricht schon des Vfs. Name. Die gewonnenen Resultate sind zusammengefasst in einer „Uebersicht der physischen Verwandlungen, welche die einzelnen Gebilde in besondern Gräbern beerdigter Leichname erleiden," die aber keines Auszugs fähig ist. Wir können sie, ihres lehrreichen Inhaltes wegen, den Gerichtsärzten nicht genug empfehlen. Ebenso interessant ist das nächste Capitel „Vergleichende Uebersicht der Fäulniss einzelner Oberschenkelstücke eines und desselben Leichnams in verschiedenem Boden," das gleichfalls auf beachtungswerthe Modificationen der Resultate solcher Untersuchungen hinweisen dürfte. So weit gehen die Unsuchungen der Leichname in *besonderen* Gräbern.

Anders verhält sich die Fäulniss der Leichname in *Gemein*gräbern, die sich unter drey verschiedenen Zuständen darstellt. Die Leichname sind entweder zum Skelete verwandelt, oder zu Fett umgewandelt, oder eine trockene Mumie geworden. Diese Verschiedenheiten werden besonders betrachtet und durch Facta erläutert, deren Aufzählung für diese Blätter eben so wenig geeignet ist, als ein Auszug aus dem *Güntzischen* Buche. Wer Gewinn aus solchen Schriften ziehen will, dem genügt überhaupt kein Auszug; er muss sie ganz lesen.

Druck und Papier beider Schriften ist empfehlungswerth. Die Kupfer in dem *Güntzischen* Werke beziehen sich auf die verschiedenen Verwandlungsperioden der kühlen und warmen Wassergruppe, Luftgruppe und Erdgruppe. In *Orfilas* Werke stellt die eine der Kupfertafeln die Vorrichtungen zur Reinigung der Luft in Grabgewölben dar, die andere recht schön vier Leichname von Greisen. Bs.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Ulm*, in der Ebnerischen Buchhandlung: *Die sparsame Hausfrau*, oder Belehrungen zur Reinigung und Aufbewahrung der Kleider, des Goldes, Silbers und anderer Metalle; Lichter-, Seifen- und Essigbereitung; vom Waschen; Einkauf, Zubereitung und Aufbewahrung aller Nahrungsmittel; wohlfeilste Heitzung und Beleuchtung der Zimmer; Pflege der Kinder, und Regeln für und gegen Dienstboten. Nebst sehr vielen guten Koch-Recepten und anderen gemeinnützigen weiblichen Beschäftigungen. Ein Geschenk für gute Hausmütter. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusatzen vermehrt. 1832. 108 S. 8 (12 gr.)

Dieses Buch enthält viel Nützliches, und wird jeder Hausfrau, welche Sinn für Sparsamkeit hat, willkommen seyn. Einzelnes daraus anzufuhren, unterlassen wir, weil es nicht für diese Blätter gehört. Wir wollen nur bey dem, was über die Aufbewahrung von Früchten im Winter gesagt ist, bemerken, dass man sicherer geht, wenn man das gut verwahrte Fass, statt solches ins Wasser zu werfen, lieber 3, 4 Schuhe tief in Erde vergräbt. R.

Ellwangen, b. Schoenbrod: *Das Nothwendigste und Nützlichste aus der Naturlehre, Naturgeschichte, Geographie, Gesundheits- und Höflichkeitslehre*, für Elementarschulen. Zugleich ein Gegenstand zu Gedächtniss-, Verstandes-, Sprach- und Stil-Uebungen. Von *J. A. Biggel*, Pfarrverweser. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1832. 72 S. 8. (2½ gr)

Nur dann prägt sich die Lehre der Naturgeschichte dem jugendlichen Gemüthe am besten ein, wenn sie mit der Naturlehre und Geographie verbunden ist. Wir können daher diese Schrift als ein vorzüglich nützliches Lesebuch allen Lehrern empfehlen, um solche in den Schulen einzuführen. Bey einer neuen Auflage, die gewiss bald erfolgen wird, wünschten wir, dass noch mehrere Gegenstände aus dem Naturreiche umfasst würden, als auf diesen wenigen Blättern möglich war. Druck und Papier sind sehr gut.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hofmann und Campe: *Novellen* von *Karl Gutzkow.* 1834. Erster Band. 234 S. Zweyter Band. 256 S. 8.

Herr *Karl Gutzkow* hat alles Ansehen einer streitbaren Macht. Der Vorrede nach wenigstens. Der Umstand, dass Deutschland kein Paris oder London besitzt, veranlasst ihn, unser ganzes Vaterland in *Winkelstädte*, *Marktflecken*, kleine unansehnliche *Weiler* und *Dörfer* (wohin er *Nürnberg*, *Augsburg*, *Darmstadt* und *Karlsruhe* rechnet) und *Meierhöfe* (wie *Gotha*, *Coburg*, *Weimar*, *Breslau*, *Königsberg*, *Magdeburg*) einzutheilen, auch alle deutschen Städte insgesammt *kothige Communen* und *Krähwinkel* zu tituliren. Nachdem das Treiben darin nicht ohne Laune — das Wort in guter und schlimmer Bedeutung genommen — geschildert worden, nennt er eine ziemliche Anzahl berühmter und bekannter Schriftsteller mit der Bemerkung der nächsten Tendenz eines jeden bey seinem literarischen Bestreben. Von einigen darunter werden ganz unbekannte Particularitäten mitgetheilt, die sie zum Theil schwerlich für ächt anerkennen möchten. Sich stellt Herr *Gutzkow* als einen jungen, blonden Mann dar, der unter anderem *Narrenbriefe* herausgegeben hat, welche selbst für Kluge zu gescheidt waren, der sich aber durch seine Novellen hoffentlich noch ungemein empfehlen werde. Mit einem Worte: das Bewusstseyn, wirklich etwas Tüchtiges überhaupt und besonders in letztem Fache zu leisten, spricht aus der 22 Seiten langen, recht interessanten Vorrede.

Die erste Novelle: *Der Caperbrief*, bringt uns sogleich eine ähnliche Dichtung des talentreichen *Eugène Sue*, *la Salamandre*, dem Wesen und der Form nach, ins Andenken zurück. Wenn *la Salamandre*, in zwey ganzen Bänden, mehr Mannichfaltigkeit der Scenen und einen bedeutenderen Reichthum interessanter und contrastirender Charaktere darlegt, so erleichterte schon ihr weit grösserer Umfang dieses dem Franzosen vor unserem Landsmanne. Auch des letzten Hauptcharaktere sind übrigens scharf und sicher gezeichnet. Ja, die Begebenheiten runden sich in ihrer glücklichen Einfachheit weit besser zu einem Ganzen, als die zum Theil in üppigen Ueberfluss ausartenden Bilder jener französischen Novelle. Unstreitig überbietet allerdings *la Salamandre* verhältnissmässig den Caperbrief an glanzvollen Puncten. Dafür fehlt aber auch diesem die in *Sue's*, wie in des gleichgenialen *Balzac*, Novellen nicht selten wahrhaft widerwärtige Aufspreizung und Affectation. Statt der steifen Tanzmeistergrazie behauptet der Stil des Hn. *Gutzkow* eine wahrhaft lebendige, überaus ansprechende Anmuth und Biegsamkeit, einen Redefluss, wodurch der Leser auf die natürlichste Weise immer in Spannung erhalten wird, während Hr. *Sue* die letzte häufig durch Mittel aufzureizen strebt, welche alles sittliche Gefühl empören. In dieser Hinsicht leidet denn auch der so angemessene, mit dem Geschick versöhnende Ausgang der Novelle unseres Vfs. keine Vergleichung mit der schaudervollen Tendenz in der *Sue'schen*, welche gerade durch *Sue's* wahrhaft frevelhafte Rechtfertigung derselben das deutsche Gemüth dergestalt niederschlägt, dass es sich eines fortdauernden Widerwillens gegen den so ausgezeichneten französischen Darsteller nur mit Mühe erwehren kann.

Der zweyten Novelle: *Die Sterbecassirer* genannt, ist der Name *Bambocciade* beygefügt. Von einer Bambocciade darf man nicht Regel und Ebenmass im Ganzen erwarten. Wer den Sterbecassirern mit dieser richtigen Ansicht nahet, wird unstreitig nach dem Durchlaufen ihrer wenigen Blätter recht zufrieden von ihnen scheiden. Hübsche Einfälle, die uns in der Kleinigkeit überall begegnen, sind schon etwas Hübsches an sich.

Die „*Geständnisse einer Perrücke*" aus vergelbten Papieren, wie es heisst, führen, nach kurzem Verweilen im Vaterhause eines deutschen Grafen (der erzählenden Perrücke) und bey seinem akademischen Leben, nach dem vorrevolutionären Paris. Die seitdem untergegangene Welt Ludwigs XV wird vor unseren Blicken aus ihrem Nichts in das Leben zurückgezaubert. Mit ungemeinem Talent ist das damals dort sich durch einander wirrende Hofleben geschildert, worein eine Menge berühmter und bekannter historischer Gestalten und Localitäten verwebt sind. Die ganze Heillosigkeit eines fast unglaublichen Treibens wird theils mit correcter Hand und keckem Pinsel sorgfältig ausgeführt, theils mit flüchtigen, aber vielsagenden, Strichen angedeutet. Es sind Tableaux und Skizzen, sehr nahe an die Periode grenzend, deren verwerfliches Wesen voll innerer Greuel *Jules Janin* in seinem *Barnave* so meisterhaft aufstellt. Hr. *Gutzkow* steht ihm überhaupt in dieser Hinsicht sehr nahe. Zuweilen hat er vielleicht durch Kürze und Lebendigkeit der Schilderung noch Vorzüge vor *Janin*, welcher nur allzu

gern auch da in Gespräche sich verbreitet, wo sein Ziel sich mit einer rapiden Darstellung glänzender würde erreichen lassen. In dem vollendeten, sittlichen Verderben erblickt man bereits die üppig aufkeimende Saat, die in den Jahren 1793 und 1794 eine so schauerliche Ernte herbeyführte.

Zweyter Theil. Der Novelle: *Chevalier Clement*, liegen, nach der Angabe des Vfs., beglaubigte Thatsachen zum Grunde, auch hat er seine Quelle in den Werken Königs Friedrich II genau nachgewiesen. Es ist die höchstmerkwürdige Geschichte eines auf dem Schafott endigenden politischen Intriganten.

Zwischen *Clement* und das dritte Stück dieses Bandes finden wir abermals eine Bambocciade, *die Singekränzchen*, eingefügt, und zwar eine, durch ihr Treffendes und einen recht glänzenden Witz ungemein unterhaltende. Sie würde dem verstorbenen *Hoffmann*, mit dessen Darstellungsweise sie sehr befreundet erscheint, zur besonderen Ehre gereichen, wenn sie ihn zum Vf. hätte.

Der Prinz von Madagascar nimmt bey Weitem den grössten Raum des Bandes ein. Es ist die höchstergötzliche Geschichte eines Häuptlingssohns aus Madagascar. Durch politische Stürme in frühester Jugend nach Frankreich verschlagen, bekleidet er in Paris eine Lieutenantsstelle, und geräth auf den Einfall, als Kronprätendent in die Heimat zurückzukehren. Das gelingt ihm auch. Aber statt der Krone findet er nur eine Geliebte mitten unter den grössten Gefahren. Er würde froh gewesen seyn, unter dem Beystande eines erstaunlichen Glückes, nach Paris in die früher verlassene Stellung zurückzugelangen (was wirklich geschieht), hätte er nicht die wahrhaft von ihm Geliebte auf dem Meere durch den Tod eingebüsst. Uebrigens bemerkt der Vf., dass er in ganz Paris unter dem Namen des Prinzen von Madagascar bekannt sey.

Diese Novelle wird von einer besonders glücklichen Laune belebt. Und wo auch blutige Ereignisse ihr Schweigen gebieten, da bleibt an ihrer Statt gewöhnlich die feine Ironie zurück, welche der Darstellung dieses Schriftstellers durchgängig ein geistiges Uebergewicht über die materielle Schwere der Thatsachen zu ertheilen weiss. Ueberhaupt tragen in allen seinen Novellen Verstand und Scharfsinn die Herrschaft über Gefühl und Leidenschaft offenbar davon.

Der Vortrag ist musterhaft kurz und gedankenreich. Wenn wir nicht unbemerkt lassen, dass im ersten Bande S. 137 der Ausdruck: „ungeschminkte Thränen" vorkommt, so geschieht es einzig, um zu zeigen, dass sogar der besonderen Sorgfalt, welche Hr. *Gutzkow* auf den Stil verwendet, einmal ein unangemessenes Beywort entschlüpfen konnte.

Ob *Karl Gutzkow* nur ein angenommener oder ein wirklicher Name sey, bleibt uns ungewiss. Für einen *Berliner* könnte man, der sehr gebildeten Sprache nach, den Vf. wohl um so eher halten, da seine Vorrede von Berlin datirt ist. Nur eine S. 38 befindliche Bemerkung scheint dagegen zu sprechen. Sie lautet: „Die Preussen politisirten schon vor hundert Jahren so, wie sie es noch thun: sie bilden sich nämlich immer ein, *die ganze Welt beneide sie.*" Ein solches Wort käme wohl nicht so leicht über die Lippen oder aus der Feder eines ächten Preussen.

Möge übrigens Hr. *Gutzkow* so heissen oder nicht, möge er Preusse seyn oder nicht, so viel darf man als gewiss behaupten: Alles in diesen Novellen zeichnet sich durch das anziehende Gepräge eines vielseitig gebildeten Geistes aus.

m.

Darmstadt, b. Lange: *Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit*, herausgegeben von *Ludwig Lange*, Architekt und Zeichner, und *Ernst Rauch*, Kupferstecher; mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von Dr. *Georg Lange*. Drittes Heft. *Nürnberg*. No. I. Viertes Heft. *Nürnberg*. No. II. Fünftes Heft. *Nürnberg*. No. III. 1834. 4. (Jedes Heft 8 gr.)

Wir haben die Vorzüge dieses, nicht ohne grosse Aufopferungen von Geld und Zeit unternommenen Werkes, das nicht bloss von der artistischen Seite die grösste Empfehlung verdient, sondern auch wegen der aus den Quellen angestellten Forschungen in geschichtlicher Hinsicht Bedeutung und Werth hat, bereits bey der Anzeige der ersten Hefte (Jen. A. L. Z. 1833. No. 60 u. 207) so aus einander zu setzen gesucht, dass es jetzt nur einer kurzen Relation von dem Inhalte der neuesten Hefte zu bedürfen scheint. Diese enthalten eine mit Fleiss und in gewandter Sprache bearbeitete Geschichte und Topographie von Nürnberg, welches zuerst von der Nordostseite dargestellt ist; dann folgt die schöne Aussicht nach der Burg. Der zu diesem Zwecke glücklich gewählte Standpunct befindet sich auf dem geräumigen Umgange des nördlichen Thurms der Lorenzkirche, dem auch noch eine besondere Kupfertafel gewidmet ist. Die mehr zierliche als grossartige Frauenkirche; der schöne Erker am Pfarrhofe zu St. Sebald; der sogenannte Heidenthurm an der Burg; die mit ihrem reichen Chor und schlanken Thürmen prangende Sebalduskirche, nebst dem im grossen Stil der Paläste von Italien aufgeführten Rathhause; das Wohnhaus Albrecht Dürers, das der patriotische Stadtmagistrat im Inneren dem Stile der früheren Zeit gemäss wieder herstellen lassen, und dem Albrecht-Dürers Verein zur Benutzung für seine grösseren Versammlungen eingeräumt hat; das sogenannte Haus Nassau, das ehemals den Pröpsten der St. Lorenzkirche zur Wohnung diente; der Marktplatz nebst dem mit Recht so genannten schönen Brunnen; das Frauenthor mit dem runden Thurme; der Kirchhof zu St. Johannes, innerhalb dessen der Künstler sehr sinnig den in geringer Entfernung von der Ringmauer etwas weiter links zurückstehenden Calvarienberg versetzt hat, welcher den Endpunct der meister-

haften Kraftischen Stationen Christi bezeichnet, und endlich der sogenannte Henkersteg, wo vormals der Henker auf dem zum Wasserthurm führenden bedeckten Gange seine Wohnung hatte, machen den übrigen Inhalt dieser Hefte aus, und gewähren nebst den trefflichen Beschreibungen einen so reichen Genuss für Auge, Herz und Gemüth, dass, auch abgesehen von dem topographischen und historischen Interesse, ein Jeder, der Sinn für deutsche Art und Kunst hat, und längst entschwundene Zeiten und Zustände sich gern ins Andenken zurückruft, diese Hefte gewiss nicht ohne lebhaften Dank gegen die in so schönem Verein arbeitenden Herausgeber aus der Hand legen wird.

N. v. G.

Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen und Novellen* von *C. v. Wachsmann*. 5tes Bdchen. I. *Der Assassine*. II. *Die Verbannten*. III. *Das Gewissen*. 378 S. 6tes Bdchen. I. *Die Pflanzung am Fusse der Anden*. II. *Die Reise nach Algier*. III. *Der Marquis von Ronceval*. 390 S. 1834. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

(Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1832. No. 78.)

Auch diese Erzählungen, wie die früheren, ziehen an, spannen die Aufmerksamkeit bis zum Ende, ohne zu überwürzen, der Ernst und das Gefühl empfindeln nicht, die Heiterkeit quillt ohne Druckwerk, der Spott ist weder hämisch, noch bitter, und ruht auf einer gewichtigen Unterlage. Dem Vf. ist es nicht um Witzeleyen zu thun, sondern er will einen Spiegel vorhalten, der ein Bild reflectirt, das zu ernstlichem Nachdenken, zum Erkennen gewisser Fehler, zur Besserung auffodere.

Die Erzählungen des 5ten und die erste des 6ten Bändchens sind sämmtlich Begebenheiten, die dem Ernst des Lebens angehören, in denen die Dichtung auf Wahrheit, aus Geschichte und Charakteristik gezogen, sich gründet, in welchen die landschaftlichen Gegenstände einen angemessenen Hintergrund bilden, lebendig genug, um durch sich angenehm zu seyn, um gewisse Vorfälle zu erläutern, und doch nicht so vordrängend, dass sie das Interesse von der Haupthandlung abzögen.

Die *Assassinen* erscheinen hier in einem vortheilhafteren Lichte, als anderswo, doch nicht übertrieben, wie denn überhaupt die Vorliebe mancher Schriftsteller für die Orientalen, wenn sie dieselben im Conflict mit europäischen christlichen Rittern zu schildern haben, sich hier nicht spüren lässt. Der Assassinenhäuptling, ein Mann, wenig über das Jünglingsalter, ist nicht edelmüthiger, nicht ritterlicher, als sein Gegner, Ritter Erard, bald sein Retter, bald von ihm gerettet, zuletzt noch glücklicher Brautwerber für den liebenden Franken. Auch König Ludwig der Heilige ist eine würdige Gestalt, die nur einigemal, aber dann so bedeutsam auftritt, dass sie nicht Nebenperson wird.

Die *Verbannten* führen uns zu einigen originellen Festen am Hofe Peters des Grossen, und nach Sibirien, ans Eismeer und in seine Gefahren. Der unwirthbare Strand wird wohnlich durch treue Liebe, die Neigung der Kinder sühnt die Schuld, den Hass der Aeltern.

Schon oft gab der maskirte Scharfrichter, der dem König Karl I von England den Kopf abschlug, Veranlassung zu mehr oder minder sinnreichen Hypothesen. Hier liefert er den Stoff zum *Gewissen*. Das Gewissen des Thäters, den die Rache der Eifersucht zu dem Grässlichen verleitete, wird beschwichtigt, als ein Abkömmling Oliver Cromwells und des Königs dem alten Selbstpeiniger die Möglichkeit verschafft, ihn in seinen Anrechten zu befestigen, und in seine Familie zu verzweigen.

Die *Pflanzung am Fusse der Anden* zeugt für die Heftigkeit der Leidenschaften in jenen heissen Breiten. Der Schuld folgt schwere Busse. Gesittigte und Wilde handeln hart und barbarisch. Einen Lichtblick in dieses Nachtstück wirft eine reizend geschilderte Indianerin.

Die *Reise nach Algier* kommt nicht zu Stande. Ein wetterwendischer Schriftsteller, ein Glücksritter, eine Tractätchenvertheilerin und eine Tänzerin projectirten sie; ihr Vorhaben wird durch allerley Umstände, auch durch einen Räuberanfall in den Abruzzen, gehemmt. Die Räuber treiben ihr Geschäft ziemlich dilettantenmässig, sind von guter Gesellschaft, und es ist ihnen eben so sehr, ja noch mehr darum zu thun, einem Officier der Schweizergarde zum Besitz seiner Herzallerliebsten, als einem phlegmatischen Engländer zu einem Artikel in sein Album zu verhelfen, den er freylich etwas theuer bezahlen musste. Der Satyr bewegt sich munter, aber nicht frech in den Dialogen des Modeschriftstellers und der Frömmlerin, und beleuchtet die Richtungen der Zeit mit unverdeckten, aber nicht falschem Lichte, spielt auch auf einige Wortführer und ihre Einseitigkeit an, die sich immer jucken mögen, wenn sie sich getroffen fühlen.

Auch im *Marquis von Ronceval* sind in den drey Freunden, die das Riesengebirg bereisen, bekannte Männer gemeint, die jedoch mit einer unschuldigen Neckerey wegkommen. Der Spott gilt jüngeren Gesellen, die, trotz aller Flachheit, Schalk genug sind, den humoristischen Marquis von Ronceval gegen sich aufzubringen, und ihre Unternehmungen scheitern zu lassen. Jener Marquis wird nur mit seinem Incognitonamen eingeführt; eigentlich ist er unser guter alter Bekannter, Freund Rübezahl, der zwar voller Schwänke und Launen ist, aber bey alledem gar ein ehrlicher gutherziger Cumpan, der tüchtigen Leuten, nachdem er sie ein bischen gefoppt, aus allen Nöthen hilft, und schlechten Burschen seine schwere Hand fühlen lässt, kurz sonst wie jetzt als ein Gnome von vortrefflichen Gaben, auch deren ergötzlicher Unterhaltung, sic herweist.

B. U.

Dresden und Leipzig, b. Arnold: *Der Schwedenkönig Gustav Adolph.* Romantisch kriegerisches Gemälde von *H. F. Mannstein.* 1834. 1ster Theil. 173 S. 2ter Theil. 192 S. 8. (1 Thlr. 21 gr.)

Fleckenlos, in voller Glorie, strahlt der grosse schwedische Heldenkönig, ohne Verletzung der Geschichte. Der geschickte Maler fasste den Gegenstand im günstigsten Augenblicke; er verschweigt manches klüglich, was nicht zur Wesenheit gehört, und was am Ende doch nur Muthmasung ist, wie z. B. Gustav Adolphs ehrgeizige, ländersüchtige Plane auf Deutschland.

Wir begleiten ihn von Stockholm auf das baltische Meer, auf deutsche Erde, wir sind Zeuge seiner Tapferkeit, seiner Feldherrengaben, seiner Menschlichkeit und treuherzigen Güte. Auch hier wird sein Tod als von der Verrätherhand des tückischen Herzogs von Lauenburg angesehen, und beym Schlusse noch die altväterlichen Verse eines Augenzeugen, Hans von Hastendorf, angeführt, die jene Meinung verbürgen. Hier waren sie an unrechter Stelle. Denn niemand kann wähnen, dass sie der Herr von Hastendorf geschrieben, der nicht ein betagter Mann, sondern in dieser Erzählung ein jugendlicher Liebhaber, ja ein Republikaner, ein Liberaler des 19ten Jahrhunderts ist, welcher Verkleidungen, auch die der Seele, anlegt, halsbrechende Wagstücke unternimmt, ja in seinem Ueberall zur Stelle seyn fast wie ein Zauberer erscheint, der alles diess nicht aus Liebe zum König, sondern aus Weltbürgersinn thut, dem Gustav Adolph das Werkzeug dünkt, ein Reich zu gründen, das allmälich zur Republik sich umsetzt. Ob einem Manne aus Germanien, wie ihn der König in Würzburg einem anderen Officier seltsam genug vorstellt, solche Gedanken zu jener Zeit kommen können, ist sehr die Frage, der Schreiber der Verse hatte sie wenigstens nicht. Die Gestalt des kühnen und klugen Kriegers, nach dem König die Hauptfigur, ist von ungesunden Dünsten aufgeschwellt, was ihm schadet, und trotz dass er dem Freunde zu lieb seiner Dame entsagt, trotz anderer Grossmuth, gegen den markigen König im Schatten stellt, wie denn überhaupt das Erdichtete der Wahrheit im Buche sehr untergeordnet ist, und den Zweck verräth, gewissen Lesern geschichtliche Thatsachen und Charaktere mundrecht zu machen.

Vir.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Der Fürstentag.* Historisch-romantisches Zeitbild aus dem 16 Jahrhundert. Von *Ludwig Bechstein.* 1834. 1ster Theil. 277 S. 2ter Theil. 262 S. 8. (3 Thlr.)

Scenen aus jenen Tagen historischer Bedeutsamkeit Schmalkaldens, eine Bedeutsamkeit, ein Glanz und reichbewegtes Leben, wie die gewerbfleissige Stadt nicht wieder erlangt. Damals (1537) versammelten sich Fürsten und Herrn daselbst, um mit dem grossen Reformator und anderen gelahrten Theologen und Juristen zu überlegen, was sie dem Papste wegen der Ladung vor das Concilium in Mantua zu entbieten, was sie überhaupt in Angelegenheit der Glaubensfreyheit, des Fürstenbundes, zu thun hätten. Es werden diese Dinge so vorgetragen, dass sie auch der in der Geschichte Unkundige fassen und dafür Interesse nehmen kann, wie auch über Luther das Nöthige beygebracht ist. Er zeigt sich in würdiger Gestaltung, glaubensfreudig und kräftig, die Gegner nicht schonend, in seinem Feuereifer nicht immer Mass haltend. Dem Vf. gereicht es zur Ehre, dass er, wo es thunlich, Luthers eigene Worte gebrauchte, und wo er ihm seine Sprache lieh, keinen saalbaderischen Schwulst, keine zierlich gedrechselten Phrasen in den Mund legt, die nie über seine Lippen kamen, nie kommen konnten. Diess richtige Verständniss seines Helden ist um so achtbarer, als der Vf., wenn er beschreibt, nicht ganz von einem Hange zur Schönrednerey frey ist, welcher Hang ihn hindert, das zu leisten, was er vermag. Aus einzelnen Schilderungen lässt sich schliessen, dass in ihm *Wagner* mit seinem tiefen und innigen und wahren Naturgefühle, seiner warmen und doch bescheidenen Färbung, wieder erstehen könnte. Er zaubert uns Landschaftsbildchen vor, die denen in den *reisenden Malern* an die Seite zu setzen sind: Bilder, in denen *Wagner* bis jetzt unerreichbar war.

Die ausgeführteste historische Gestalt ist nach Luther Theophrastus Paracelsus, der hier als eingeweiht in die Geheimnisse und Kräfte der Natur erscheint, jeder Charlatanerie, sowie dem Schlendrian, abhold. Ob er wirklich mit Luther in Schmalkalden zusammengetroffen, mögen Geschichtsforscher ermitteln. — Die Billigkeit in Beurtheilung des berühmten und berüchtigten Mannes wünschte man auch auf die päpstlichen Abgesandten und ihre Werkzeuge ausgedehnt, welche gar zu erbärmlich auftreten, so dass sie zu überwinden gewöhnlicher Verstand vermocht hätte.

Das Treiben und Schaffen und Lieben der angesehen Schmalkalder Bürger, ihrer Söhne und Töchter, ist im Stile guter niederländischer Maler, die in ihre Familiengemälde auch wohl eine lustige Person aufnehmen, wie hier den Apotheker und die Doctoren. — Die Lebensart, die Lustbarkeiten jener Zeiten und Gegenden ist umständlich, aber ohne Kleinlichkeit, beschrieben, eine angenehme Erheiterung nach dem Ernste der in dem Buche abgehandelten Gegenstände.

B. U.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GESCHICHTE.

Wien, b. Tendler: *Schatten der Vorzeit*, oder *Memorabilien abenteuerlicher Begebenheiten, Sitten, Gebräuche und anderer Seltsamkeiten unserer Voreltern*, besonders des Mittelalters und Ritterthums, der Turniere und Minne, der Kunst und Dichtung u. s. w. mitgetheilt von *L. B. Contée*. 1832. IV u. 183 S. 8. (20 gr.)

Der Titel dieses Büchleins, wir gestehen es, erregte bey uns nur sehr geringe Erwartungen von dem Werthe seines Inhaltes; doch fanden wir später, dass dasselbe bey weitem bessere Dinge enthalte, als uns sein Titel anfänglich vermuthen liess. Wir versichern also ernstlich, dass der Titel das schlechteste am ganzen Buche ist. Dem Vorworte: „Gegenwärtiges Buch ist aus dem grossentheils noch unverarbeiteten Materialien-Vorrathe eines bekannten Schriftstellers entstanden, und bildet eine kleine Sammlung aus älteren und neueren Büchern und Handschriften, gleichsam eine Gattung Aehrenlese," glaubt Rec. um so mehr vollen Glauben schenken zu können, als er sich in der That erinnert, Vieles, was in dieser Sammlung dargeboten wird, an anderen Orten schon gefunden zu haben. Manche Erzählung dieser Aehrenlese getraut er sich sogar Wort für Wort in älteren Schriften nachzuweisen. Da jedoch der Herausgeber als seinen Hauptzweck angiebt: *Unterhaltung des grösseren Publicums*, das, wie er sagt, stets an solchen Unterhaltungen auf historischem Grunde Gefallen fand; und da er nur ganz am Ende des Vorwortes, fast nur beyläufig, aber doch mit einem gewissen Freymuthe versichert, dass auch wohl der *wissenschaftlichere Geschichtsfreund* darin manches Ansprechende finden könne: so wollen wir zwar das *wörtliche* Uebertragen aus dem einen Buche in das andere nicht weiter rügen, hier aber doch nur auf solche Gegenstände Rücksicht nehmen, welche den wissenschaftlicheren Geschichtsfreunden vielleicht merkwürdig seyn dürften. Vorher aber geben wir den Gesammtinhalt des Buches an, um dann ohne weitere Unterbrechung diejenigen Gegenstände besprechen zu können, die uns einer solchen Auszeichnung würdig sind.

Das Buch enthält aber I. *Wolf Wolfrath's* Begebenheiten und Beschreibung des Turniers zu Wien im Jahr 1565. Nach dem Originale, aus der Sammlung alter Urkunden (welcher? wo?). II. *Petrarka*, seine geliebte *Laura*, seine Katze und andere Ueberbleibsel (!) von ihm. III. Der Plattner (Harnischmacher) Gestech, eine Nürnbergische alte Volkslustbarkeit. IV. Einrichtung eines deutschen Theaters im 17 Jahrhundert. V. Zurüstung deutscher Pilger zur Meerfahrt ins heilige Land. VI. Ueber den Zweykampf zwischen Mann und Frau. VII. Entstehung und Verbreitung des Glaubens an Geister, Gespenster und Hexen. VIII. Thamas Koulikan. IX. Das Ritterwesen des mittleren Zeitalters. X. Die einzöpfige Jungfrau, oder die Stiftung des Schlosses Henneberg und des Wappens. XI. Der Wunderfluss Sambathjon und die rothen Juden. XII. Papiergeld in China, schon im 13 Jahrhunderte. XIII. Abenteuerliches Turnier im Jahr 1549 zu Bintz in den Niederlanden, zu Ehren des Kaisers Karl V und Philipp II von Spanien. XIV. Thomas Plater in Breslau um das Jahr 1525. XV. Philipp Frankfurter, Verfasser des Gedichtes vom Pfaffen von Kalenberg. XVI. Von den alten Ritterburgen. XVII. Hanns Worrenberg der kleine Schweizer, nebst Nachrichten von merkwürdigen Zwergen. XVIII. Die Troubadours, Minnesänger, Meistersänger und Volksliederdichter.

Das Wichtigste und für uns Merkwürdigste der ersten Erzählung ist *das Turnier zu Wien*. Diese Schilderung ist ein denkwerther Beytrag zur Geschichte der Höfe im 16ten Jahrhunderte. Für unsere Absicht wird es jedoch gerathen seyn, wenn wir die Schilderung des Wiener Turniers mit der Schilderung des *Turniers zu Bintz* (XIII) verbinden, das Charakteristische von beiden angeben, und die auf diesen Turnieren beobachteten Gebräuche mit den Gebräuchen älterer Turniere zusammen halten, da gewiss noch so Mancher von diesen ritterlichen Spielen eine irrige Vorstellung hat.

Den geschichtlichen Ursprung dieser einst so beliebten ritterlichen Spiele dürfen wir als bekannt voraussetzen; ebenso, dass sie anfänglich nichts weiter waren, als was die jährlichen Uebungen, z. B. der preussischen Landwehr, bis diesen Tag noch sind. Anfänglich ward jeder waffenfähige, d. h. jeder freye Mann zugelassen, später aber, als der Adel des Rechtes, Waffen zu führen, sich fast ausschliesslich angemasst hatte, musste jeder, der in die Schranken einreiten wollte, wenigstens vier Ahnen aufzuweisen im Stande seyn. Bald wurden sogar auch die Geschlechter der freyen Städte (die Patrizier) ausgeschlossen, wenn sie nicht darthun konnten, dass sie sich von jedem bürgerlichen Gewerbe frey erhalten hatten. Diese Massregeln hatten zunächst die Folge, dass dasjenige, was anfänglich nützliche Waffenübung für

alle Waffenfähige gewefen war, nun ein leeres Spiel und eine Gelegenheit für den Adel ward, mit dem gröfsten Glanze zu prangen. Strafsenräuber follten zwar ausgefchloffen feyn; allein gefchriebene Gefetze find noch keine befolgten, und da man manche Räuber im Grofsen nicht wohl abweifen konnte, wie hätte man gegen Räuber im Kleinen da ftrenge feyn follen?

Auf den Turnieren in Deutfchland erfchien der Adel in vier Schaaren getheilt, die Fränkifche, Baierifche, Schwäbifche und Rheinifche; der Adel anderer Gaue mufste fich einer diefer Schaaren einordnen. Die Waffen, deren man fich bediente, waren meift nur Speer und Schwert; felten gebrauchte man Keule oder Streitaxt. Beym Turnier mufste jeder in voller Rüftung erfcheinen: nicht fo beym Buhurt, wo Helm und Schild ausreichte. Der Speer galt als die vorzüglichere Waffe, daher war auch immer ein reich vergüldeter Speer der erfte Dank, aber der zweyte ein vergüldetes Schwert. Die minder glücklichen Sieger mufsten fich mit Kränzen, oder güldenen Ringen begnügen. Wem eine Jungfrau oder Frau hold war, dem gab fie bey diefer feftlichen Gelegenheit irgend ein Pfand ihrer Gewogenheit, ein Band, einen Handfchuh, einen Schleier, eine Schärpe u. f. w., was der Glückliche fogleich irgendwo am Helm oder Waffenrock anbrachte. Verlohr er es im Gewühl des Kampfes, fo erhielt er wohl ein zweytes, drittes, viertes, ja zuweilen follen die Zufchauerinnen fogar fo viel verfchenkt haben, dafs fie zuletzt ziemliche Blöfsen zeigten, und nur damit fich tröften konnten, dafs fie Andere neben fich fahen, denen es nicht beffer gegangen war. — Man kämpfte zu Roffe und zu Fufse, bald Schaar gegen Schaar, bald Mann gegen Mann. Die erfte Art des Kampfes hiefs *Buhurt*, die andere *Tjofte*, welches einige von *pugna jufta* ableiten; *Buhurt* kommt vom alten *Hurt*, Stofs. Man vergl. darüber *Benecke* zum Wigalois, S. 544. Wie nach und nach die verfchwenderifchefte Pracht bey diefen Spielen zunahm, fo wurden fie auch bald fo gefährlich, dafs es Leichen die Fülle gab. Turniergefetze halfen nichts, und felbft der Bann des Papftes, Innocenz III, der dem Gefallenen ein ehrlich Begräbnifs verweigerte, blieb unbeachtet. Daher fagt Reinmar von Zweter (Bodm. Saml. 11, S. 129):

Turnieren was ê ritterlich,
Nû ist ez rinderlîch, toblîch, tôtraeze, mordes rich,
Mortmezzer und mortkolben, geflilfen aks, gar ûf des mannes tôt,
Sus ist der turnei nû gestalt.
Des werdent fchoenen vrouwen ir ougen rôt, ir herze kalt,
Swennes ir werden lieben man dâ weiz in mortlicher nôt
Dô man turnierens pflac dur ritters lêre,
Dur hôhen muot, dur hübscheit und dur êre,
Dô hête man umb eine decke
Ungerne erwürget guoten man:
Swer daz nû tuot, und daz wol kan,
Der dünket sich zer werlte gar ein recke.

So ging es freylich in fpäteren Zeiten, z. B. bey dem Turniere zu Wien nicht her, wie aus folgendem einleuchten wird: „Als nun mein Herr, der Herzog (von Baiern) bey kaiferlicher Majeftät gefpeifet hatte, ging er mit allen Herrfchaften am 12 Junius d. J. 1565 zur Jagd. Den folgenden Tag aber hub das Fufsturnier an, und find zu demfelben eilf Parteyen (Kämpferpaare) aufgezogen in grofsem Schmucke, — darunter war auch Herzog Ernft von Oefterreich, des Kaifers Sohn, erft 12 Jahr alt, der mit Herzog Karln von Oefterreich zwey Spiefse im Rennen gebrochen, und fünf Streiche mit dem Schwerte gar zierlich gethan.“ (S. 13) — Eben fo höflich führte man fich zu Bintz auf, wo die Ritter vor dem Prinzen aus Hifpanien (Philipp II) ihre Waffen neigten, als diefer in die Schranken ritt, um den Dank fich anzueignen (S. 123). — So war das Turnier von einer Art nützlicher Waffenübung in eine Art mörderifchen Kampfes übergegangen, und endlich in ein höfifches Spiel ausgeartet, welches zu nichts mehr diente, als den jedesmal Vornehmften durch freywillig überlaffenen Sieg zu ehren. So kam es freylich, dafs die einfachen Kämpfe nicht mehr genügten. Alles ward künftlicher eingerichtet. Folgendes mag zum Beweife dienen: „Mitten in dem Tanze liefs der hifpanifche Abgefandte, Graf Luna, ein Turnier zu Roffe ausrufen, im *Namen der Göttin der Liebe*, und follte der gefangene Cupido erlediget werden, von wegen Untreu und Falfcheit fchöner Frauen im Kerker.“ — „Und ritten da allein 48 Fürften und Grafen mit zur Bahn, in 14 Parteyen, und kam nach der 10 Partey ein grofser Fels, mit kleinen Bäumlein befteckt, auf welchem ein Thurm ftund. Als man nun mit einem Stabe an den Fels fchlug, that fich derfelbe von einander und es ritt heraus in völliger Rüftung Herr Cafper von Fels, Freyherr von Schenkenberg. Es war auch ein Galgen aufgerichtet, daran der Cupido follte gehenkt werden, mitten in der Bahn; aber die edlen Frauen und Jungfrauen baten ihn los. Da ward er denfelben übergeben und zu eigen gefchenkt. Alsbald aber ging das Thürmlein neben dem Galgen mit grofsem Krachen und Platzen an, und flogen umher mehr als 1000 Raketlein“ (S. 14). Hieraus wird man erkannt haben, dafs in fpäterer Zeit bey den Turnieren nicht mehr die Uebung in Waffen, fondern die Beluftigung der Theilnehmer die Hauptfache war. Aehnlich wie der hier befchriebene war der Kampf zu Bintz, nur dafs es dort galt, die Burg eines Zauberers, der Ritter und Frauen gefangen hielt, zu erobern, und ihn zur Unterwerfung zu bringen (S. 121—123).

Eine andere Sitte des früheren Mittelalters, die nämlich, dafs einige waffenberühmte Ritter einen fogenannten *Pas d'armes* ftifteten, d. h. weit in den Landen umher verkündigen liefsen, dafs fie fich zu beftimmter Zeit, an einem beftimmten Orte einfinden, und irgend etwas (z. B. die Behauptung: ihre Herrinnen feyen die fchönften in aller Welt) gegen jeden Ritter, er fey wer er fey, ernftlich vertheidigen würden, wobey beftimmt war, was der Sieger zu erhalten und der Befiegte (wenn er am Leben blieb) zu leiften habe: diefe urfprünglich in Frank-

reich heimische Sitte ward später gleichfalls, aber versteht sich nur zur Belustigung, bey höfischen Festen nachgeahmt. Bey den Lustbarbeiten zu Wien, beschreibt *Wolf Wolfrath* dieses Kampfspiel also: Darauf, am Tage Johannis des Täufers, hielt der Herr Graf Luna abermals ein Turnier *vor Wien im freyen Felde*, jenseits der Schlagbrücke. Da waren die Schranken errichtet, und schön verziert mit Laub und Blumenkränzen, zwischen hohen Tannenbäumen, je sechs Schritte weit einer von dem anderen. Und an dem *ersten* Baume hing des Grafen Luna Wappen, zwischen den Bildsäulen des Mars und der Venus. — Die Bühnen, auf welchen der Kaiser stand, und die edlen Frauen, waren mit Teppichen behangen. — Auf einer kleineren Bühne, etwas unter der grösseren, sass eine schöne Jungfrau, gekleidet in weissen Sammet mit Silber. Von ihr herab hing eine rothe Sammetdecke, daran war geschrieben auf hispanisch: „Diese ist die Schönste in der Welt. Leget nieder euere Waffen, denn durch ihre Liebe und Gunst habe ich gesieget.“ — Unter der Bühne stand die Bildsäule der Göttin Diana, umhängt mit den *vier* Wappen der *Mantenutoren* (Platzhalter, d. h. derjenigen Ritter, welche die Behauptung des Grafen Luna als wahr vertheidigen helfen wollten). — Nun folgt die Beschreibung der Wappen d. h. der für diesen Tag gewählten Wappenbilder, der vier Mantenutoren, und die von ihnen erkohrenen Sinnsprüche, die wir jedoch hier als unwesentlich übergehen können. — Bey diesem Spiele scheint es nicht so sanft wie gewöhnlich hergegangen zu seyn denn *Wolfrath* erzählt: „Es ward tapfer gerennt und gestochen, bekam auch mancher einen Gedenkzettel, und Einige mussten von der Bahn getragen werden. Aber den ersten Dank erhielt Erzherzog Karl.“ Mehrere glaubten nämlich bey der Preisvertheilung des vorigen Turnieres ungerechter Weise zurückgesetzt worden zu seyn. Ausser den Kämpfenden waren bey den Turnieren thätig: 1) Kampfrichter, 2) Herolde (zur Prüfung der Wappen), 3) Grieswärtel (auch Schreier, Rufer, in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst S. 36, Croyer genannt), welche die Gefällten wahrscheinlich fortzutragen hatten. Noch einer anderen Gewohnheit bey den Turnieren der späteren Zeit wenigstens muss kürzlich gedacht werden. Wenn die Ritter das Ihrige gethan, wenn der Adel und die Gebildeten hinlänglich vergnügt worden, so trug der Turniergeber Sorge, dass auch das zuschauende gemeine Volk ergötzt werde. In früherer Zeit wurden Schützen aus dem Volke aufgerufen, um durch ihre Kunstfähigkeit die ausgesetzten Preise zu verdienen. Als aber das Turnier zum Schauspiel geworden war, liess der Turniergeber gewöhnlich ein Paar Narren, oder Tölpel zur allgemeinen Erlustigung mit einander kämpfen. Dieser Sitte erwähnt das Volksbuch, der gehörnte Siegfried, und auch unser *Wolfrath* erzählt bey der Beschreibung des früheren Turniers: „Wie nun in der Ordnung wiederum aus den Schranken abgeschieden ward, ist erschienen ein kurzweiliger Marcolfus (eine aus dem Spruchgedichte Salomon und Markulf dem Volke hinlänglich bekannte Figur), mit Hahnenfedern geschmückt; der sass auf einem ungesattelten Esel, rücklings, und hielt den Schwanz für einen Zaum in der Hand. Den wollte unser (d. h. des Herzogs von Baiern) Narr necken, und hielt ihm einen Spiegel vor, der Marcolfus aber liess — — da lachten Alle.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass aus dieser lustigen Person bey den Turnieren der Hanswurst des deutschen, wie der Pulcinello oder Buffone der italiänischen, und der Harlequin der französischen Komödie hervorgegangen ist.

Wir finden hier den passendsten Uebergang zur dritten Mittheilung, welche sich über eine alte Nürnbergische Volkslustbarkeit, *der Plattner Gestech* verbreitet. Auch sie verdankt den Turnieren ihre Entstehung, und ist eigentlich nur eine scherzhafte Nachahmung derselben. Im Mittelalter waren dergleichen Zunftfeste weit häufiger als in unserer nüchternen Zeit; kaum dass sich noch hie und da die Pretzel der Bäcker, die Wurst der Fleischer und das Fischerstechen der Schiffer (gleichfalls eine Nachahmung des Turnieres, wo man sich aber anstatt der Rosse der Kähne bediente) erhalten hat. Von dem Plattnergestech zu Nürnberg theilt der Herausg. folgende Beschreibung mit: „Die Harnischmacher zu Nürnberg hielten zu Fastnacht ein Gestech oder Turnier. Auf hohen, eigends dazu verfertigten Stühlen, an welchen vier Rädlein waren, liessen sie sich in leichter Rüstung von ihren Gesellen und Jungen auf den Schwabenberg ziehen. Dort fuhren sie innerhalb leichter Schranken, welche eine Menge Schaulustiger umgab, gegen einander an, und versuchten, einander mit stumpfen Lanzen von dem Stuhle zu werfen. Die Drommete gab das Zeichen zum Angriff.“ Es sind uns zwar nur zwey Plattnergesteche zu Nürnberg bekannt, das eine in dem Jahre 1500, das andere 1579 gehalten; sicher ward aber dieses Spiel weit häufiger geübt, wenn auch nicht allemal eine Nachricht davon aufgezeichnet worden ist. — In dieser Mittheilung ist von einem *Titelbild* dieses Buches die Rede, ein solches Plattnergestech vorstellend, welches Bild jedoch in dem Exemplare wenigstens, das dem Rec. vorliegt, nicht anzutreffen ist.

Wir verbinden mit dem bisher Gesagten einige Betrachtungen über IX *das Ritterwesen des mittleren Zeitalters*. — Wunderbar, wir gestehen es, gemahnte uns der erste Satz: „Schon die alten Griechen hatten eine Art von Rittern. Ihre Helden zur Zeit des trojanischen Krieges, ihre sogenannten Heroen, *dachten* und *handelten fast eben so*, wie unsere Ritter des Mittelalters.“ Diesen Ausspruch mögen wir nicht unterschreiben, glauben auch nicht, dass jemals die Heroen der Griechen oder die Ritter des Mittelalters mit dieser Gleichstellung würden zufrieden gewesen seyn. Weder im Denken noch im Handeln beider kann Rec. eine besondere Aehnlichkeit entdecken, ausgenommen dass beide Theile sich gut auf die Waffen verstanden; dann aber könnte man auch die

amerikaniſchen Wilden herbeyziehen, um ſo das Kleeblatt voll zu machen. Der oben angeführte Satz muſs aber um ſo mehr auffallen, als gleich darauf ganz richtig die Entſtehung des abendländiſchen Rittergeiſtes in einer Verſchmelzung des europäiſchen Heldenweſens mit den Sitten und Gebräuchen der Araber während der Kreuzzüge geſucht wird. — Die volle Rüſtung des Ritters wird genau und richtig angegeben. Nur wenn geſagt wird, daſs ein Ritter ſeinen Kopf durch den mit einer Krone oder einer Thierfigur geſchmückten Helm geſchützt habe, welcher bey dem Könige von Gold, oder vergoldet, bey den groſsen Vaſallen von Silber, bey dem hohen Adel von Stahl, bey dem niederen von Eiſen geweſen ſey, ſo muſs Rec. geſtehen, daſs er noch niemals weder einen Helm von Gold noch von Silber noch auch von Stahl geſehen hat, wie viel Rüſtkammern er auch ſchon beſuchte. Auch würden Helme von *dieſen* Stoffen gewiſs nicht ihren Zweck erfüllt haben; denn von Gold oder Silber wären ſie zu weich, von Stahl aber zu hart geweſen, um Hiebe mit Schwerten oder Kolben auszuhalten, oder ſie hätten dann wenigſtens ſo dick gearbeitet ſeyn müſſen, daſs wohl ſchwerlich Jemand ihre Laſt ertragen hätte. Sie konnten demnach immer nur von Eiſen ſeyn, geſetzt auch, daſs der Reiche ſie mit Gold oder Silber ſchmückte, wie es zuweilen allerdings geſchah. Der Helmſchmuck, der hier als Thierfigur oder Krone geſchildert wird, hieſs das Helmkleinod, der Zimier (*le cimier*) in der Kunſtſprache. Was nun über die *Ertheilung* und den *Empfang* der Ritterwürde geſagt wird, ermangelt gar ſehr der Vollſtändigkeit. Nicht einmal die bey dem Ritterſchlage gebräuchlichen Worte werden angeführt. Sie waren übrigens anders in Deutſchland und anders in Frankreich oder England. In Deutſchland lauteten ſie:

Ze Gotes unde Marien êr
Empfanc diz und keinez mer
Wis kuon, biderbe unde gereht,
Bezzer ritter denne kneht.

In Frankreich ſagte man bey dem Ritterſchlage: „*De par Dieu, nostre Dame et Monseigneur Saint Denys*,“ und in England gedachte man anſtatt des h. Dionyſius des h. Jacobs. Zuweilen gebrauchte man auch in Deutſchland, aber nur bey ganz beſonderen Gelegenheiten, für die deutſche eine lateiniſche Formel. Z. B. die von dem König Ottocar von Böhmen, als er den erwählten deutſchen König Willekin von Holland zum Ritter ſchlug, geſprochene lateiniſche Formel haben uns mehrere Chroniſten aufbewahrt. — Unmittelbar darauf leſen wir, daſs auch zuweilen Damen den Ritterſchlag ertheilten; allein dieſs iſt, ſo allgemein ausgeſprochen, wie es hier geſchieht, unwahr. Dem Rec. iſt nur ein einziger Fall bekannt, wo eine Dame die Ritterwürde ertheilte, und dieſen erzählt Menard, indem er angiebt, daſs die Wittwe Du Gueſclin's den nachmaligen Marechal, Andreas de la Val, mit dem Schwerte ihres Gemahls zum Ritter geſchlagen habe. Doch vielleicht führt noch St. Palaye mehrere andere Beyſpiele an. Auch in den romantiſchen Gedichten des Mittelalters erinnert ſich Rec. nur ein einziges Mal dieſe Art des Ritterſchlages erwähnt gefunden zu haben, und dieſs zwar in dem niederdeutſchen Gedichte von *Namelôſe* und *Vâlentîne*, wo letzter, als er nach Hiſpanien gegen die Saracenen ziehen will, von der Schweſter des Königs Pipin von Frankreich die Ritterwürde zu erhalten wünſcht. Dieſe Erzählung iſt für die Sittengeſchichte des Mittelalters zu merkwürdig, als daſs wir ſie nicht hier auszüglich mittheilen ſollten, zumal da die von der Jungfrau bey der Handlung gebrauchten Worte, wenn ſie auch von den oben angeführten abweichen, doch ſichtlich auch eine *Formel* ſind, dieſes Gedicht aber ohnehin nur wenigen bekannt iſt. Dort heiſst es von V. 823. — *Omme jôwen willen bidde ik, Jongfrôwe, dat gi geven an mik ſcild, ſper unde ſwerd. — klârinâ sprak: Vâlentîn, ik ſcal dôn den willen dîn. Se dêdeme êne bronjen gôd, dar enne was onſes herren blôd bewracht med grôter mêſterſcaft. — En wâpenroc ward em dartô, med golde wale bewracht alſô, dat he gaf ênen liechten ſchîn; den tôg eme an de jongfrôwe ſîn; dar omme gordeldes em ſîn ſwerd, darnâ ſpêns em omme de ſporen, ſe ſlôg an den hals den jongen degen, ſe ſprak: dû ſcald ridderſcap plegen; ik befelhe dî ſcild unde ſper dû biſt mîn ridder wal gewer; dû ſcald ên beſcermer wedewen, wêſen unde jongfrôwen ſîn; wor dû ſe ſiheſt an nôden ſtân, dar enſcald dû nimmer af gân; unde we ſôked genâde to dî, dar ſcald dû ſîn med trôwen bî; ôk ſcald dû ſîn onforfard* u. ſ. w.

Ferner hätte auch mögen angeführt werden, daſs es keinesweges gleichgültig war, wo und von wem man den Ritterſchlag erhielt. *Piſtorius* hat z. B. in ſeiner Rechtsgeſchichte vier Arten von Rittern: 1) die *Würdigſten*, die am heiligen Grabe, oder im Katharinen-Kloſter auf dem Berge Sinai, oder auch bey Santo Jago di Compoſtella Ritter geworden waren; 2) die *Beſten*, die auf der Tiberbrücke bey Kaiſerkrönungen die Würde erhalten hatten; 3) die *Geſtrengſten*, die vor dem Beginn einer Schlacht den Ritterſchlag erhielten; 4) *die Ritter ohne Mühe*, die bey römiſchen Königswahlen und Lehenverleihungen dieſen Charakter empfingen (Vergl. auch *das Ritterweſen* Th. I S. 240).

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Tendler: *Schatten der Vorzeit,* oder *Memorabilien abenteuerlicher Begebenheiten, Sitten, Gebräuche und anderer Seltsamkeiten unserer Voreltern,* besonders des Mittelalters und Ritterthums, der Turniere und Minne, der Kunst und Dichtung u. s. w. mitgetheilt von *L. B. Contée* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nachdem unser Vf. sodann über die Rechte und Pflichten der Ritter gesprochen hat, geht er zu den Turnieren über. Wir haben das Nöthige darüber schon oben angeführt, und können darum das hier Mitgetheilte füglich übergehen. Nur wenn wir lesen: „Schon am Hofe des fabelhaften Königs Arthur, des Stifters des Ordens von der runden Tafel, soll eine Art von Turnieren gehalten worden seyn," so müssen wir dabey bemerken, dass König *Arthur* keinesweges ein *fabelhafter* König ist, wiewohl wir nicht leugnen, dass viele Fabeln ehedem von ihm im Umlaufe waren, worunter sowohl die runde Tafel, als auch die an seinem Hofe gehaltenen Turniere gehören, die nur in den Gedichten des 12—13ten Jahrhunderts von ihm erwähnt werden. Ueber den König Arthur selbst giebt uns der Barde *Lhywarch Hên* (*Lomarchus longaevus*), welcher um das Jahr 590 nach Christi Geburt lebte, glaubwürdige Nachricht in seinem *Epicedio Geruntii,* und *Libro Triadum,* worüber *Edward Lhuyd* in seiner *Archaeologia Britannica* I, S. 258 nachzulesen ist.

An die Betrachtungen über das Ritterwesen schliessen wir nun recht gut die folgende über den *gerichtlichen Zweykampf* zwischen Mann und Weib, welche wir in dieser Sammlung unter VI mitgetheilt finden. Forschungen über das Alter dieser Sitte sind von dem Vf. nicht gemacht worden, wiewohl diess vielen gewiss zu Dank geschehen wäre; der Vf. begnügt sich im Gegentheil damit, dass er die Verordnungen des *Brückengerichts* zu *Würzburg,* die bekannte Stelle aus dem epischen Gedichte, wo die schöne *Flordeleise* mit dem Ritter *Silvian* kämpft und ihn besiegt, ferner die Verodnung des Schwabenspiegels und endlich eine Stelle aus *Stumpfs* Schweizer-Chronik (Zürich 1548 fol.), wo gleichfalls eines solchen Zweykampfes Erwähnung geschieht, anführt. Wir setzen den Hergang der Sache bey solchen Zweykämpfen als bekannt voraus, und erwähnen nur, dass der von *Stumpf* aufgezeichnete Kampf dieser Art der früheste ist, der uns wenigstens bekannt ward, denn er fiel am 5ten Januar 1288 vor. Auch *Jac. Grimm* hält den gerichtlichen Zweykampf zwischen Mann und Weib für eine Anordnung des späteren Mittelalters (vergl. Rechtsalterthümer S. 930), und wir glauben nicht, dass Jemand, um ein höheres Alter dieses Kampfes darzuthun, sich auf *Regino ad a.* 887 (*Pertz* I. 597) berufen dürfte, welcher angiebt: „*Idque* (Richardis, die Gemahlin Karls des dicken) *se approbare dei omnipotentis judicio, si marito placeret, aut singulari certamine* (*einwîc, kampfwîc, wêhadinc*), *aut ignotorum vomerum examine fiducialiter adfirmat.*" Uns wenigstens scheint es schicklicher, auch der Würde und dem Stande der Richardis angemessener, unter dem *singulare certamen* nur einen gerichtlichen Zweykampf der Art zu verstehen, dass Richardis durch einen Kämpfer, den sie stellte, ihre Unschuld beweisen wollte, nicht aber dass sie sich selbst dadurch zum Kampfe erboten hätte. Wir bemerken übrigens noch nebenbey, dass die ganze Erzählung von dem durch Richardis bestandenen Gottesurtheil dadurch uns sehr zweifelhaft gemacht zu werden scheint, dass die Annalisten und Chronisten das Ordale selbst ganz verschieden angeben, indem einige sie mit blossen Füssen über glühende Pflugscharen gehen, andere sie das glühende Eisen in der Hand tragen lassen, noch andere sie in ein wachsgetränktes Hemde hüllen, welches an ihrem Leibe verbrannt wird.

Die Mittheilungen V, VII, X, XVI und XVIII sind theils zu mangelhaft, theils zu unbedeutend, als dass wir uns hier auf eine nähere Beleuchtung derselben einlassen konnten. Besonders trifft die letzte über Troubadours, Minnesänger, Meistersänger und Volksliederdichter dieser Tadel. Am Ende des 18ten Jahrhunderts hätte sie vielleicht irgend einen Almanach geziert, allein im Jahr 1834 sind wir über diesen Gegenstand besser berichtet.

Zu II. Petrarca, seine geliebte Laura, seine Katze und andere Ueberbleibsel von ihm, bemerken wir voraus, dass es uns wunderbar vorkommt, wie man die Katze ein Ueberbleibsel Petrarca's nennen konnte. — Der ganze Auffatz ist genommen aus den Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca, aus seinen Werken, und aus den Curiositäten V Bds 5tes Stück. — Die Neigung Petrarca's zu seiner schwarzen Katze, die jetzt noch einbalsamirt in einem Zimmer seines Hauses zu Argua zu sehen ist, wird besonders dadurch merkwürdig, dass sie diesem Thiere

Unſterblichkeit verſchaffte, demnach daſſelbe in einen Rang mit dem Sperling der Lesbia verſetzte. Petrarca ſelbſt ſcheint ſie zwar nicht beſungen zu haben, doch andere Dichter thaten es deſto reichlicher. Von den vielen Gedichten wird ein Epigramm mitgetheilt, das ſeiner Zierlichkeit halber, und um die vielen Druckfehler zu berichtigen, auch hier angeführt zu werden verdient. Es iſt von einem unbekannten Dichter und lautet:

Arcebam ſacro vivens a limine mures,
Ne domini exitio ſcripta diſerta darent.
Incutio trepidis eadem defuncta pavorem,
Et viget exanimi in pectore priſca fidss.

Von der berühmten Laura aber ſingt ein deutſcher Dichter:

Nomine Laura vocor, ſed, dum me viva coronat
Laurus Petrarchae, bis ego Laura vocor.

Die Abhandlung IV, Einrichtung eines deutſchen Theaters im 17ten Jahrhunderte, iſt intereſſant, kann jedoch hier nicht weiter beſprochen werden, weil Einzelnes unverſtändlich bleiben, zuſammenhängende Auszüge aber den uns vergönnten Raum allzuweit überſchreiten würden.

Von den übrigen Mittheilungen wollen wir ſchlieſslich nur noch der „Thamas Koulikan" überſchriebenen gedenken. Sie enthält nämlich Charakterzüge aus dem Leben des mächtigen Nadir-Chäh, Schahs von Perſien und Eroberes von Indien, welcher zuerſt zu dem pomphaften Titel der Schahs von Perſien den „des zweyten Alexanders" hinzufügte, weil er wie dieſer Indien erobert und verwüſtet hatte. Unter den verſchiedenen Namen, die dieſer merkwürdige Mann in verſchiedenen Verhältniſſen ſeines Lebens annahm, befindet ſich auch der hier als Titel gebrauchte. Wir theilen jedoch nur eine Aeuſserung dieſes Fürſten hier mit, weil dieſe allein hinreicht, ſeine Geſinnung uns in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kund zu geben.

Kurz nach der greuelvollen Verwüſtung der Stadt Delhi überreichte ein Derwiſch, dem das Unglück ſeines Vaterlandes zu Herzen ging, dem ſiegtrunkenen Schah eine Bittſchrift folgenden Inhaltes: „Wenn Du Gott biſt, ſo handele als ein Gott; wenn Du ein Prophet biſt, ſo führe uns auf Wegen des Heiles; wenn Du aber ein König biſt, ſo mache die Völker glücklich und zerſtöre ſie nicht." Ich bin, antwortete Nadir im Geiſte Attila's, der „Gottes-Geiſsel," weder Gott noch Prophet noch König; aber ich bin das Werkzeug, deſſen ſich Gott bedient, die Völker zu züchtigen, deren Untergang er beſchloſſen hat." — Im Monat Auguſt 1747 ward Nadir von ſeinem eigenen Neffen ermordet. E. D. J.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Huber u. Compagnie: *Parabeln und Dichtungen* von *Hektor Zollikofer.* 1832. 154 S. 12. (12 gr.)

Der Vf. nennt ſein Büchelchen *Parabeln* und *Dichtungen,* ſcheint aber dabey überſehen zu haben, daſs Parabeln auch Dichtungen ſind, und würde deſshalb beſſer *Parabeln* und *Gedichte* geſagt haben. — Die mitgetheilten Parabeln, welche den erſten Theil der Schrift ausmachen, zerfallen in zwey Abtheilungen, deren erſte, der Vorrede zufolge, die früheren einfachen, die zweyte meiſt ſolche enthält, deren Sinn feiner und aus höherer Sphäre gegriffen iſt. Sie ſind im Ganzen gelungen und anſprechend zu nennen, und können zwar nicht den Leiſtungen eines *Herder* und *Krummacher*, wohl aber denen anderer Parabeldichter wie *Günzburg*, *Seland, Hähnle*, *Schlez* u. a. an die Seite geſtellt werden. Nur einige derſelben ſind nicht treffend, und man würde in ihnen einen ganz anderen Sinn ſuchen, als der Vf. hineinlegen wollte, wenn ſich nicht am Schluſſe derſelben Andeutungen fänden. So ſoll z. B. S. 14 in der Parabel „die Landcharte" der Knabe, der eine zuſammengerollte Landcharte mit glühender Erwartung anſchaut, und als ſie aufgerollt wird vor Freude ſtrahlt, das Bild eines *Sternkundigen* ſeyn, der ſich nach dem Jenſeits ſehnt, wo ein Theil der Weltencharte ſich vor ſeinen ſtaunenden Augen entrollt. Aehnliche gezwungene Deutungen findet man in der Parabel „die Schaafe und die Wölfe, Alexis, die Rieſenſchlange," wo auch die aus der Parabel gezogene Lehre nicht gut ausgedrückt iſt. Wir glauben im Allgemeinen, daſs bey gelungenen Parabeln eine Andeutung ihres Sinnes ganz überflüſſig iſt, da er ſich bey ihnen ganz von ſelbſt ergiebt, und müſſen auch wirklich die Parabeln des Vfs., bey welchen alle Andeutnngen fehlen, namentlich „die drey Gläſer," „der Wolf und das Reh," „die Eiche und der Epheu," zu den vorzüglichſten zählen.

Die Gedichte, welche den zweyten Theil des Buches ausmachen, zerfallen in drey Abtheilungen. Die erſte Abtheilung enthält „Arbeitsliebe," „Genügſamkeit," „Wahrheitsliebe," „Friede" zum Zweck von Morgen- und Abend-Andachten für Schüler, Gedichte, die anſpruchlos an das Licht treten, aber im Ganzen nicht übel und namentlich für den Kreis, den der Dichter im Auge hatte, ganz paſſend ſind. Weit weniger aber hat uns die zweyte Abtheilung, welche „Verſchiedenartiges, jedoch meiſt auf höherer Stufe Gehaltenes" enthält, namentlich in Beziehung auf die Form, befriedigt. Denn in dieſer finden ſich Verſe wie S. 124: „*Dir Heroſirâtês drûm gleich donnr' ich nun nieder ins Thal*" S. 126: „*Ins nôch kleine Wogenreich,*" Reime wie „*Teint*" auf „*meint,*" und Ausdrücke wie: *Brennpuncten, Bänge, Schwachmuth, Tiefmuth, gefeit* u. ſ. w. Am beſten iſt noch das Gedicht „die Berge," in welchem ſich manche ſchöne Gedanken finden, weniger gut „der Rheinſtrom," in dem auch das häufig eingeſchobene „Pauſe" uns anſtöſsig war; wo eine ſolche zu machen ſey, ſollte man billig dem Leſer überlaſſen. Am wenigſten günſtig können wir uns über die dritte Abtheilung ausſprechen, welche nach der Vorrede aus den Erſtlingen der poetiſchen Verſuche des Vfs. beſteht. Die Waare, die hier geboten wird, iſt gar zu leicht, wie ſchon die Ueberſchriften „Lauragraphie," „Schuſterliedchen," „Schneiderliedchen"

und ähnliche beweisen. Wie aber endlich der Vf. glauben kann, dass ein Buch, in welchem Stellen wie S. 152: „*Die Nation der Schneider ist beträchtlich schon auf Erden, und da man stets die Mädchen küsst, wird sie noch grösser werden,*" und viele ähnliche vorkommen, in oberen Schulclassen mit Erfolg zu verschiedenen Zwecken der Sprach-, Schreib- und Denk-Uebungen passend angewendet werden könne, vermögen wir nicht zu begreifen.

—a—

Bonn, b. Habicht: *Vollständige biblische Geschichte*, zunächst für Schulen und Familien, dann auch besonders für Lehrer, Katecheten und Seelsorger bearbeitet von *Hermann Joseph Elshoff*, Religionslehrer am königlichen Gymnasium in Bonn. Erster Theil: Der Naturbund Gottes mit den Menschen. 1829. Zweyter Theil: Der Gesetzbund Gottes mit den Menschen. Erste Abtheilung: Israels Heerführer und Richter. 1830. Zweyte Abtheilung: Israels Fürsten und Propheten. 1831. 520 S. 8. (16 gr.)

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, dass ein katholischer Religionslehrer durch das angezeigte Buch beweist, wie er die heilige Schrift nicht als ein verbotenes und den Laien zu entziehendes Buch betrachte, sondern von der Ueberzeugung ausgehend, dass sie als die Quelle alles wahren Heils und Glaubens anzusehen sey, den Hauptinhalt derselben nicht nur Lehrern, Katecheten und Seelsorgern, sondern auch Familien und Schulen in einer für sie passenden Form und Sprache darzustellen versucht. Aber nicht bloss seine Darstellung selbst, sondern auch der ächt christliche Geist, der in dem Buche lebt, die Art und Weise, wie der Vf. die Worte der Bibel zur Erweckung christlicher Religiosität und Sittlichkeit zu benutzen weiss, und die Umsicht, mit welcher er alle Mittel gebraucht, um das Gemüth wahrhaft und dauernd zu erwärmen, verdienen eine lobende Anerkennung.

Das Buch hat nach der Vorrede die Bestimmung: „in Schulen und Familienkreisen gelesen und erklärt, von Lehrern aber, Katecheten und Seelsorgern zu ihrem heiligen Geschäfte nützlich gebraucht zu werden" Es führt den Titel: „vollständige Geschichte," „nicht als wenn gerade alles Geschichtliche darin enthalten wäre, was Gott uns geoffenbaret hat, sondern weil jeder, der es aufmerksam und mit frommen Sinne ganz liest, daraus ein hinreichend vollständiges Bild von Gottes Erbarmung und Liebe, und von der Menschen Thorheit und Verkehrtheit entnehmen kann." — Wir glauben indess, dass man dieser Geschichte das Prädicat der Vollständigkeit auch im eigentlichen Sinne nicht wird absprechen können, sondern im Gegentheil in zu hohem Grade wird zusprechen müssen. Denn es findet sich in dem ganzen A. T. kein einziger, nur einigermassen erwähnungswerther Punct, der hier nicht berücksichtigt und ausführlich behandelt worden wäre; ja es sind nicht wenige Puncte aufgenommen, die nach unserer Ansicht besser entweder ganz weggeblieben wären, oder doch kürzer hätten zusammengedrängt werden sollen. Wozu z. B. die weitläuftige Darstellung der mosaischen Speisegesetze und die Aufzählung der unreinen Thiere? Für den Christen, der Erbaunng sucht — und für diesen, nicht für den Gelehrten ist ja das Buch bestimmt — haben diese alten Zeiten angehörigen Einrichtungen gar keinen praktischen Werth. Auch die Geschichte der Richter und der Könige der beiden Reiche Judaea und Israel nach ihrer Trennung hätten kürzer behandelt werden sollen, und eben so die Geschichte der Maccabäer, die besonders weitläuftig dargestellt ist. Allerdings gewährt die letzte, zumal in der ersten Periode, eine sehr interessante Lectüre, und eine reiche Ausbeute für praktische Bemerkungen, aber die speciellen Angaben der späteren Kriegsereignisse, so wie die genaue Berücksichtigung der in Syrien stattgefundenen Verhältnisse und Streitigkeiten, sind für die religiöse Bildung des Christen ohne alle Wichtigkeit, und sollten billig dem eigentlichen Geschichtsforscher und gelehrten Kenner des A. T. überlassen werden. Besonders aber hätten wir gewünscht, dass die Geschichte der Entblössung Noahs S. 6, die Geschichte der keuschen Susanna, und andere ähnliche in einem Buche, das zugleich für Schulen bestimmt ist, übergangen worden wären.

Was die Einrichtung des Buches betrifft, so beginnt jeder Abschnitt mit einem Denkspruch, „der das Gemüth und den Geist des Lesers oder Hörers religiös-moralisch vorbereiten soll zur Auffassung und Bearbeitung der folgenden Ereignisse." Diese Denksprüche sind recht gut und für ihren Zweck passend ausgewählt. Auf sie folgt die eigentliche Geschichte, welche nach dem Urtexte doch mit möglichster Berücksichtigung der Vulgata erzählt wird, und in der grösseren Mehrzahl der historischen Abschnitte geradezu Uebersetzung genannt werden kann, während sie bey anderen historischen und bey allen mehr moralischen Abschnitten, wie z. B. bey den Propheten, mehr als zusammengedrängter Auszug erscheint; mehrere praktische Stücke, wie z. B. der Siegesgesang der Juden nach dem Durchzug durch das rothe Meer und der Abschiedsgesang des Moses, sind in rhythmischer Form mitgetheilt. Den einzelnen Abschnitten sind Vergleichungslehren beygefügt, über deren Zweck sich der Vf. in der Vorrede mit den Worten ausspricht: „sie sollen den Verstand schärfen, und das Herz veredeln und nach und nach bekannt machen mit dem Verhältniss des Naturbundes zum Gesetz- und Gnaden-Bunde Gottes mit dem Menschen. Das Charakteristische der heiligen und nicht heiligen Männer, die Gott zu Trägern seiner Offenbarung gewählt hat, ist hervorgehoben, und immer, wo es passend schien, ist hingewiesen auf den Anhang und die Vollendung aller Offenbarung, Jesus Christus." Wir finden in diesen Vergleichungslehren die wesentlichste Eigenthümlichkeit und den entschiedensten Vorzug der Bücher. Denn sie enthalten einen wahren Schatz von

sittlich-religiösen Bemerkungen und treffenden Winken für Lehrer und Schüler, und beweisen, dass der Vf. nicht nur eine grosse Gewandtheit im Gebrauche der Bibel überhaupt besitze, sondern namentlich auch die Aehnlichkeit und Verbindung der biblischen Ereignisse und den Zusammenhang, in welchem die göttliche Erleuchtung von Anbeginn an bis auf ihren Schlussstein Jesus Christus aufgefasst werden muss, mit eben soviel Geist als Gemüth aufzusuchen und darzustellen verstehe. Nur können wir freylich den Wunsch nicht unterdrücken, dass er einen sparsameren und vorsichtigeren Gebrauch von der sogenannten alttestamentlichen Typologie gemacht hätte. Denn wenn wir auch darüber nicht mit ihm rechten wollen, dass er fast alle Züge aus der Geschichte Abrahams, Jacobs, Josephs u. s. w. auf Christum anwendet, so müssen wir doch Vergleichungen Christi mit dem Manna, der Ruth und ähnlichen nicht nur für nutzlos sondern auch für unpassend und störend halten, und machen den Vf. darauf aufmerksam, wie durch zu häufige Wiederholungen und zu gesuchte Deutungen und Vergleichungen Eindruck und Nachdruck nothwendig geschwächt wird. Auch haben wir uns nicht gefreut, in den Vergleichungslehren die unbiblischen Ansichten über die Einwirkungen des Teufels, die Erbsünde, die Höllenfahrt, die Wirkungen des Gebets, ja selbst den Ablass, dessen Wesen sogar in der Geschichte des Davids und der Bathseba gesucht wird, zn finden. — Nach den Vergleichungslehren folgen Liederverse zur Erhebung des Gemüths, deren Beyfügung wir ebenso zweckmässig, als ihre Wahl gelungen finden, und am Schlusse der einzelnen Abschnitte stehen noch einige Fragen zur Weckung und Beförderung des Nachdenkens, die treffende Winke für den Lehrer enthalten, welche einzelne Lehren und Gegenstände er mit den einzelnen biblischen Abschnitten verbinden könne. — Das ganze Werk soll in 3 Theile zerfallen, von denen uns vor der Hand die beiden ersten vorliegen. Der erste enthält die Geschichten im Zustande des Naturbundes oder von der Erschaffung der Welt bis zur Gesetzgebung auf Sinai. Der zweyte enthält in zwey Abtheilungen die Geschichte im Zustande des Gesetzbundes, oder von der Gesetzgebung bis zur Geburt des Erlösers. Der dritte Theil endlich wird die Geschichten im Zustande des Erlösers bis zum Tode seiner Apostel enthalten. Am Ende des ersten Theils findet sich als Zugabe eine Tabelle über die Geburtsjahre und das Alter der Patriarchen nach den Jahren vor Christi Geburt, bey der ersten Abtheilung des zweyten Theils eine Tabelle über die Abstammung Davids von Juda, Samuels von Levi, und Sauls von Benjamin. Die ersten halten wir für recht passend; die letzten aber für überflüssig. Schliesslich machen wir noch den Vf. auf die von ihm befolgte auffallende Schreibart der biblischen Namen *Sarai*, *Moyses*, *Noe*, *Samson*, *Dalila*, *Balaam* u. s. w., den Corrector auf die vielen Druckfehler in den Seitenzahlen, und den Verleger auf das verschiedenartige Papier des Buches aufmerksam.

—a—

TECHNOLOGIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Henschel's Wassersäulen-Gebläse, nach seiner ersten Ausführung bey der Eisenhütte Veckerhagen*, von *J. C. Pfort*, Kurhess. Hütteninspector u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. 1833. IV und 26 S. 4. (16 gr.)

Wollte Rec. eine für die Auffassung zulängliche Schilderung dieses neuen, analog dem Principe der Wassersäulenmaschine, wirklich praktisch ausgeführten Gebläses geben, so würde er das Wesentliche der vorliegenden Schrift nicht allein wiederholen müssen, sondern es würden auch noch die zwey dazu gehörigen Kupfertafeln erforderlich seyn, um hinreichende Deutlichkeit zu gewähren. Unter solchen Umständen muss es hier genügen, die Schrift nur anzuzeigen, und ein allgemeines Urtheil über die Erfindung und ihre Darstellung zu geben. „Das, von dem Oberbergrath *Henschel* in Cassel ideeirte Wassersäulengebläse ist unter allen denen beym Eisenhüttenbetrieb in Anwendung gekommenen Blasmaschinen in vieler Beziehung als die vorzüglichste zu betrachten, indem es dadurch möglich wird, mit weniger Wasser verhältnissmässig mehr Wind, als mit anderen bekannten Gebläsen, zu produciren." So beginnt die Vorrede, und diese Erfordernisse leistet auch wohl das Gebläse wirklich. Von Seiten der Theorie scheint in der That kein wesentlicher Einwand dagegen zu machen zu seyn. Aber sehr bezweifeln müssen wir, dass das Gebläse sich praktisch auf die Dauer ebenso gut bewähren wird, da es zu complicirt und noch complicirter in seinen Theilen ist, als das ebenfalls von *Henschel* erfundene und desshalb wenig bewährt gefundene Kettengebläse. Der Vf., welcher zugleich das erste Wassersäulengebläse auf der Eisenhütte zu Veckerhagen ausgeführt hat, nimmt dasselbe in jener Beziehung sehr in Schutz, und sucht die Nachtheile der Zerbrechlichkeit und des leichten Verschleissens seiner wesentlichen Theile in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Die längere Erfahrung wird aber erst darüber aburtheilen können. Bis dahin wollen wir die Entscheidung über die Meinungsdifferenz aussetzen. Die Erfindung ist jedenfalls recht sinnreich, und die Darstellung in der Schrift deutlich und klar, mit Effect-Ermittelungen und Kosten-Anschlägen für den Bau begleitet. Zu bemerken ist übrigens noch, dass dieses Wassersäulen-Gebläse ganz verschieden von dem *Althans*schen Rotations-, Wassersäulen-Gebläse ist, von welchem in *Karsten's* Eisenhüttenkunde, neue Aufl. Theil 2. §. 619, eine Beschreibung mitgetheilt wird.

K. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.
DECEMBER 1834.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Bonn, b. Habicht: *Würdigung der Schrift: „Preussen und Frankreich* von Prof. Dr. *Kaufmann*". Zweyte vermehrte Auflage, nebst der Prüfung einer neuen Gegenschrift. 1834. gr. 8. (10 gr.)
[Vgl. Jen. Allg. L. Z. 1834. No. 40.]

Die schnelle Verbreitung der Schrift: „*Preussen und Frankreich*", war schon wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, zu dessen literärischer Behandlung der Verfasser die Veranlassung gegeben und den Anfang gemacht hatte, zu erwarten. Werden doch in diesem Buche über Preussen, namentlich über die Rheinprovinz in Vergleich mit Frankreich, die wichtigsten Angelegenheiten sowohl in politischer, als staats- und volkswirthschaftlicher Hinsicht zur Sprache gebracht. Welcher Rheinländer, welcher Preusse überhaupt, hätte, durchdrungen von den Gefühlen des Patriotismus, leicht ein Buch unberücksichtigt lassen können, worin er dessen Ankündigung gemäss über die wichtigsten Interessen seines Staates mannichfache Aufschlüsse zu erlangen wähnen durfte. Der Umstand aber, dass zur Unternehmung einer Arbeit von dem angedeuteten Inhalte und Umfange ein einziger Mann den Muth hatte fassen und sich die Kraft zutrauen können, erregte bey Männern vom Fache gar bald Zweifel an der Richtigkeit und Haltbarkeit mehrerer Sätze und Hypothesen des *Hansemann*'schen Werkes.

Weit entfernt, sich durch die vielen mathematischen, aber grösstentheils auf willkürlichen Annahmen beruhenden Combinationen irre leiten zu lassen, hatten sie bey reiflicher Erwägung der Verhältnisse und bey genauerer Ansicht des Buches schnell das Urtheil fixirt, welches über dasselbe herrschend werden würde. Die Zweifel häuften sich, und fanden allmälich auch bey den Laien Zutritt, sobald die Verhältnisse, unter welchen man den Verfasser von „*Preussen und Frankreich*" im bürgerlichen Leben erblickt, als von denen eines competenten Richters im Gebiete der Politik so sehr verschieden, mit in Betracht gezogen wurden. Nichts desto weniger gab es im Publicum verschiedene, entgegengesetzte Präsumtionen, welche auszugleichen immer mehr Bedürfniss wurde. Was konnte demnach wünschenswerther seyn, als dass Männer von anerkannter Tüchtigkeit auftraten, welche in Bezug auf die *Hansemann*'sche Schrift ihre Meinungen öffentlich mittheilten? Wie durch die Reibung von Stahl und Stein der zündende Funke entsteht, so geht auch aus dem Kampfe, aus der Berührung der geistigen Kräfte die reine, geläuterte Wahrheit hervor. Auf diese Weise wird eine möglichst allgemeine Ueberzeugung am sichersten gewonnen. Die Zahl der Recensionen, welche für und gegen das Werk von *Hansemann* erschienen sind, ist nicht gering. Die früheste, in mehreren Beziehungen vollständigste, und diejenige, welche auch die Aufmerksamkeit des Publicums am meisten auf sich gelenkt hat, ist die „*Würdigung*" von Seiten des Prof. Dr. *Kaufmann*.

Wie „*Preussen und Frankreich*", so hat auch diese binnen Jahresfrist die 2te Auflage erlebt, und Lobredner und Tadler gefunden. Die zweyte Auflage, welche wir hier vor Augen haben, unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich nur durch die Aufnahme zweyer Aufsätze, wovon der eine aus der Preussischen Staatszeitung, der andere aus den Rheinischen Provinzial-Blättern entnommen ist, und dann durch die Mittheilung und Prüfung einiger Sätze aus der Schrift: „*Kaufmann's Würdigung der Schrift: „Preussen und Frankreich"", widerlegt u. s. w. von Jacob Springsfeld*, Leipzig 1834. Die Ansichten sind durchgehends dieselben, nur im Einzelnen mehr entwickelt und fester begründet, was allerdings gelobt werden, und auch von dieser Seite her das Interesse der Schrift erhöhen muss. Ein ganz besonderes Interesse hat aber die Schrift in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch die speculative Comparation erhalten, zu welcher der Vf. eben durch die Aufnahme genannter Aufsätze Gelegenheit gegeben hat. In einer Vergleichung dieser aus der Wirklichkeit geschöpften Notizen mit den Sätzen der „*Würdigung*" kann sowohl der Theoretiker, als Praktiker, schätzenswerthe Belege für oder wider seine Ansichten finden; der eine, wie der andere, wird sich die abermalige Ueberzeugung verschaffen können, wie wichtig und nothwendig es ist, dass die allgemeinen Principien der theoretischen Staatswirthschaft der Praxis zur Grundlage und Stütze, dass von der anderen Seite aber auch die mannichfaltigen Erscheinungen der Praxis den theoretischen Sätzen zur Probe dienen. Die in der „*Würdigung*" ausgesprochenen Behauptungen und Sätze stehen mit dem Inhalte der beiden genannten Mittheilungen auf eine möglichst befriedigende Weise im Einklange. Die Form, welche der Vf. seiner Kritik gegeben hat, ist Fixirung und Prüfung der wichtigsten Sätze der *Hansemann*'schen

Schrift; dieses scheint auch uns das angemessenste, einmal, weil hiebey dem wissenschaftlichen Zwecke genügt wird, dann aber auch, weil die successive Kritik eines Buches, wie das *Hansemann*'sche, zu weitläuftig werden, und im Verhältnisse ihres erweiterten Umfanges an Interesse verlieren würde. Ein Anderes ist es, wenn die Regierung sich selbst zur speciellen Widerlegung einer Schrift veranlasst finden sollte, worin dem Patrioten keine erfreulichen Resultate mitgetheilt werden; aber zu diesem Behufe stehen ihr auch dann die erfoderlichen Mittel zu Gebote. Dennoch sind die einzelnen Sätze der „*Würdigung*" nicht skizzenhaft, sondern mit hinlänglich überzeugender Entwickelung und Ausführlichkeit dargestellt; manche lassen sich als selbstständiges, für sich abgeschlossenes Ganzes auffassen. Die Sprache ist deutlich, der Sinn klar. Vor Allem aber ist sowohl die Reinheit und Gewandtheit hervorzuheben, mit welcher der Vf. die fixen Grundsätze der Oekonomie und Politik zu behandeln und auf specielle Fälle anzuwenden weiss, als die logische Genauigkeit, welche er mit dem Streben, schwankenden Theoremen eine feste Basis zu geben, verbindet. Ausser den genannten Vorzügen verdient ebenfalls die Correctheit und Präcision des Ausdrucks erwähnt zu werden. Die Tendenz der ganzen Schrift zeugt von dem lebhaftesten Patriotismus, welcher sich nicht allein in der Bekämpfung der *Hansemann*schen, sondern auch in der Rechtfertigung der die preussische Politik leitenden Grundsätze bekundet. Wenn wir nun an das Gesagte noch die Behauptung knüpfen, dass der Vf. im Allgemeinen mit grossem Glücke und kritischem Scharfsinne die von ihm angegriffenen Sätze der Schrift: „*Preussen und Frankreich*", widerlegt hat, so haben wir die Contouren von der Lichtseite seines Werkes vollendet. Aber die „*Würdigung*" hat auch Schattenseiten, welche selbst dem Auge des flüchtigen Lesers kaum unbemerkt bleiben können. Zwar sind diese nicht im Stande, der Bedeutung, welche dieselbe für den Gebildeten, wie überhaupt für den Freund des Vaterlandes, haben muss, grossen Abbruch zu thun; wohl aber vermögen sie den Gesammteindruck der Schrift in ziemlich hohem Grade zu schwächen. Die Sprache grenzt nicht selten an bittere Satire, bisweilen an Sarcasmen; wir wollen nicht errathen, welche Motive hiebey den Vf. geleitet haben mögen, ob Gefühle eines gar zu glühenden Patriotismus, oder etwaige Bestimmungsgründe in dem gewürdigten Buche selbst oder etwas Anderes. Gleichviel. Auch der Schriftsteller, er sey Kritiker, er sey wer er wolle, darf die Schranken der Convenienz nicht überschreiten, und die Vorurtheile, welche die Nichtbeachtung dieser Vorschrift im praktischen Leben erzeugt, bleiben auch in der literarischen Welt nicht aus. Wie leicht setzt man sich nicht dem Verdachte der Parteylichkeit aus, und die gerechte Präsumtion in Bezug auf den Kritiker ist doch das Entgegengesetzte. Wenn die Schrift: „*Preussen und Frankreich*" in sehr vielen Stellen, und wir möchten behaupten, ihrer Quintessenz nach, als ein Resultat von Ansichten, Gründen und Wünschen einer oppositionellen Partey und manches Einzelne im Gewande unbescheidener Satire erscheint: so hat der Kritiker, nur dem Ergebnisse eines kaltblütigen unabhängigen Urtheils folgend, letztes allerdings zu rügen, dabey aber wohl zuzusehen, dass er nicht selbst auf die Skylla gerathe, da er dem Anderen den Fall in die Charybdis vorhält. Doch die ganze Polemik, welche durch die *Hansemann*'sche Schrift veranlasst worden ist, hat von dieser Seite her mit wenigen Ausnahmen durchaus den Typus einer anticonventionellen Manier. Auf die Frage ferner, ob die Schrift: „*Preussen und Frankreich*" einen theoretischen Werth habe, und die Aufmerksamkeit wissenschaftlich gebildeter Männer in Anspruch zu nehmen würdig sey, glauben wir in soweit kein sonderliches Gewicht legen zu dürfen, als diese Rücksicht für den Zweck, welcher dem Vf. vorschwebte, ziemlich gleichgültig seyn mag. Noch ein anderer Tadel der *Kaufmann*'schen Kritik besteht unseres Erachtens auch darin, dass dieselbe zwey der wesentlichsten Puncte von „*Preussen und Frankreich*", nämlich die Vergleichung der Steuern in beiden Staaten, und dann die Ausgaben, welche durch die verschiedenen Verwaltungszweige in denselben veranlasst werden, fast gar nicht berührt. Einige Relationen hierüber wären besonders willkommen gewesen, denn gerade diese Puncte bilden so häufig den Gegenstand der Conversation. Es freut uns, bey dieser Gelegenheit an *Benzenberg's* schätzenswerthe Mittheilungen über die *Hansemann'schen* Zahlen erinnern zu können. Die Broschüre schliesst mit der Mittheilung und Prüfung einiger Sätze aus der oben angeführten Gegenschrift von *Jac. Springsfeld.* Diese Prüfung ist zwar nicht ohne Interesse, indem sie einen wiederholten Beweis von der Gewandtheit, Festigkeit und logischen Schärfe liefert, womit der Vf. die Sätze der „*Würdigung*" zu vertheidigen sucht; auch enthält sie in ökonomischer Hinsicht einiges Lehrreiche; übrigens ist Alles reine Polemik. Aber diese ganze Mittheilung hätte eben so füglich wegbleiben können, indem die *Springsfeld*'sche Arbeit, welche fast gar keinen kritischen Werth hat, und im Allgemeinen nur neue Züge von der Schwäche derjenigen enthält, welche für die *Hansemann*'schen Ansichten die Feder ergriffen haben, kaum einer Beachtung werth gehalten werden durfte.

Das Resultat von Allem diesem ist, dass die *Kaufmann*'sche Schrift, wenn gleich sie von formellen Verstösen gegen die Regeln der Kritik nicht frey ist, und auch in Bezug auf ihren Umfang manche Mittheilung, zu deren Erwartung man ihrer Ankündigung zufolge berechtigt seyn durfte, zu wünschen übrig lässt, dennoch ihrem scientifischen und kritischen Werthe nach unter den vorzüglicheren staatswirthschaftlichen Schriften einen ehrenvollen Platz einzunehmen verdient. S—r.

JURISPRUDENZ.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Ueber die Aufkündigung des mitteldeutschen Handels-Vereins, als Rechtsfall.* Von *G. Emminghaus*, Regierungsrath in Weimar, Doctor der Rechte. 1833. IV u. 65 S. 8.

Als diese Schrift erschien, lag das Ziel einer allgemeinen deutschen Handelsverbindung, wenigstens für die Uneingeweihten, noch so fern, dass den Vf. ausser dem Willen, die Rechtsfrage selbst zu erörtern, auch noch der Wunsch beseelen konnte, durch Wegräumung gefürchteter Schwierigkeiten das Seinige zur Erreichung jenes hohen Zweckes mit beyzutragen. In dem ersten Abschnitt stellt er die einzelnen Thatsachen zusammen, welche die Veranlassung zum Rechtsstreite selbst gegeben. Die Darstellung ist so gedrängt und einfach, dass es fast unmöglich ist, einen Auszug vorzulegen, wesshalb wir, nur das Nothwendigste wiederholend, sogleich auf den rein juristischen Theil des Schriftchens übergehen werden. Die unter dem Namen des mitteldeutschen Handelsvereines sich verbindenden sechszehn Staaten hatten, als sie im Jahre 1828 zusammentraten, unstreitig die Absicht, eine Massregel aussindig zu machen, wodurch bis zur gänzlichen Handelsvereinigung aller Bundesstaaten, oder doch wenigstens des grössten Theils derselben, inzwischen den schon verbundenen Staaten ein Gegengewicht gegen die Verbindung der übrigen gegeben werden könnte. Sie machten sich desshalb bis zum Ende des Jahres 1834 verbindlich, so viel als möglich dahin zu wirken, dass ein möglichst freyer Verkehr und ausgebreiteter Handel sowohl im Inneren der Vereinsstaaten selbst, als auch nach Aussen erreicht werde. Zugleich aber verpflichteten sich auch die Vereinsstaaten dahin, mit keinem nicht im Vereine begriffenen Staate in einen Zoll- oder Mauth-Verband zu treten.

Die meisten der in Cassel verabredeten Puncte des Staatsvertrages (S. 10—13) wurden während der 3 nächsten Jahre nicht in Erfüllung gesetzt, so dass gegen das Ende des Jahres 1831 Kurhessen sich mit den beiden nicht im Vereine stehenden Staaten, Preussen und Darmstadt, in Ein Zollsystem zu verbinden beschloss, weil es den Verein als aufgelöst und zerfallen betrachten müsse (S. 14—19). In Folge dieses neuen Zollvertrags erhob nun Kurhessen höhere Transitogebühren, trotz des Art. VII des Casseler Vertrags, worin ausdrücklich bestimmt war, dass keines der Vereinsländer die dermalen bestehenden Transitoabgaben einseitig erhöhen sollte (S. 12). Sechs Mitglieder des Casseler Vereins erhoben nun gegen Kurhessen beym Bundestage dahin Beschwerde, dass 1) der *Besitzstand* zu Gunsten der Beschwerdeführer in der früheren Weise aufrecht erhalten werden solle, und 2) die Bundesversammlung (nach Art. XXI der Schlussacte) hinsichtlich der Geltendmachung ihrer *Ansprüche auf Vertragserfüllung und Entschädigung* die vorgeschriebenen Schritte verfügen solle.

So viel war nöthig, aus den zwey ersten Abschnitten des interessanten Werkchens zu referiren, um die eigentliche Leistung des Vfs. kurz prüfen zu können. Hr. *E.* geht von der ganz richtigen Ansicht aus, dass hier eine Societät, und zwar eine *societas operarum*, im Sinne des gemeinen Rechts, vorliege. (§. 28 S. 43. 44.) Ehe aber dieser Beweis geführt wird, werden die Hauptgrundsätze der römischen *societas* in 11 §§. kurz entwickelt, wobey vorzugsweise auf die Monographie von *Roman* (Ueber den einseitigen Rücktritt von einem abgeschlossenen Gesellschaftsvertrage u. s. w., Heilbronn, 1825) Rücksicht genommen ist. Besonders ausführlich ist nun hiebey, wie diess der gegenwärtige Rechtsfall offenbar erfodert, auf die verschiedenen Arten des einseitigen Rücktritts gesehen worden. Die Hauptstelle hiefür ist nun offenbar das *Fr.* 65 *D. pro socio* (XVII, 2), deren Erklärung der §. 21 gewidmet ist, eine Stelle, die, nur mit einigen anderen Gründen, in der neuesten Abhandlung über diesen Gegenstand (*Höpfner* im Archiv für civ. Prax. Bd. XVII S. 442 f.) auf ganz ähnliche Art erklärt ist, wie unser Vf. that. Die ganze Erklärung dieser so mannichfach bestrittenen Stelle muss in der Schrift selbst nachgelesen werden, da eben nur die Summe der Gründe und ihr innerer Zusammenhang die Richtigkeit derselben zu beweisen im Stande ist. Nachdem der Vf. dieselben Grundsätze auch aus dem positiven Völkerrechte (§. 27) geprüft hat, kommt er auf die Anwendung seiner Doctrin für den gegenwärtigen Rechtsfall (vierter Abschnitt). Hier zeigt er nun, dass selbst im Falle *actio fundata* wäre, was gewiss nicht der Fall ist, dennoch auch eine Reihe von Einreden den Beklagten zustünden, welche die Klage gänzlich elidiren würden.

Der erste Theil des Gesuchs um Aufrechthaltung des Besitzstandes wird in dem letzten Abschnitte näher betrachtet. Auch den Erfolg dieses Gesuchs leugnet unser Vf. vorzüglich desshalb, weil sonst possessorische Rechtsmittel zum Schutze eines Obligationsverhältnisses gegeben werden müssten. Ausserdem aber würde auch die *exc. doli* nach *Fr.* 8 *pr. D. de doli exc.* (XLIV, 4) entgegenstehen, so dass also die klagende Partey nach der gründlichen Ausführung des Vfs. für beide Theile des Gesuchs unmöglich ein gedeihliches Urtheil erwarten dürfte.

Die kleine Schrift, deren Inhalt eben kurz referirt wurde, bietet ausser ihrem speciellen, wissenschaftlichen Interesse auch noch ein allgemeineres dar, indem sie den Weg wieder betritt, der so fruchtbar für Theorie und Ausübung des Rechts sich gezeigt hat. Wir meinen die wissenschaftliche Bearbeitung von Rechtsfällen, durch welche die gern stillstehende Praxis der beständig vorschreitenden Theorie sich enger anschliesst, und so durch die gemeinsame Thätigkeit der eigentliche Zielpunct alles juristischen Strebens uns immer näher und näher gerückt wird.

G. Z.

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, b. Schröder: *Deutscher Kinderfreund für Israeliten;* nebst einer *praktischen Anleitung zum schnellen Erlernen des Hebräischen,* von Dr. *Herxheimer,* Landrabbiner zu Bernburg. 1834. VIII u. 120 S. 8. und die prakt. Anl. 69 S. (8 gr.)

Der Vf., bereits bekannt durch ein Elementarbuch des Religionsunterrichts, tritt hier auch in die anderweitigen Gebiete des Volksschulwesens der israelitischen Gemeinden ein, und unternimmt ein allgemeines Elementar-Bildungsbuch für jüdische Gemeindeschulen. Die Idee ist von seinem Standpuncte aus ganz richtig. Denn das bisherige halbe Treiben der jüdischen Pädagogen, die mit ihren zur jüdischen Religion zu erziehenden Kindern *christliche* Elementarschriften lesen, nöthigt sie zu der Alternative, entweder dem ganzen religiösen Theile des Inhaltes (und jedes Abc-Buch enthält ja viel von unterscheidenden Religionsangelegenheiten) als ganz unbedeutend und unnütz zu übergehen, oder gar als Irrthum zu bekämpfen. Welche Verwirrung der Begriffe hieraus hervorgehen müsse, ist nicht bloss leicht zu schliessen, sondern der Erfolg ist im Leben sichtbar. Diese Betrachtung führte Hn. *H.* auf die Entschiedenheit, welche sich nun auch durch sein Amt noch mehr rechtfertigt. Rec., wenn gleich nicht in allen Puncten der Ausführung einverstanden, ist ganz mit ihm darin einig, dass entschiedenes Handeln mehr Charakter zeigt, und in der Pädagogik erzeugt, so wie auch überhaupt mehr Achtung verdient, als die Sucht, Disharmonieen durch Fahrlässigkeit auflösen zu wollen, besonders in kirchlichen Sachen, in welchen niemals vollkommene Harmonie sich herstellen wird. Anerkannte Religionen, die geschichtlich feststehen, und schon durch Ausdauer beweisen, dass sie nicht auf unbedeutendem Grunde ruhen, haben nimmer ihrer Selbstheit, um äusserer Beweggründe willen, zu entsagen nöthig. Nur innere Fortbildung muss Veränderungen hervorbringen. — Hienach ist es schon ganz zweckmässig, der Schuljugend jeder Confession besondere Elementarbücher im Geiste ihrer Kirchenlehre verfasst zu übergeben, — oder man müsste die Religion ganz daraus weglassen, was manches für und noch mehr wider sich hätte.

Warum der deutsche Kinderfreund auch einen hebräischen oder vielmehr neuhebr. Namen חנוך נעורים erhielt, ist nicht recht abzusehen, vielleicht weil es mit der *Anleitung* zum Hebräischlernen verbunden erscheint.

Was nun die Ausführung des Lesebuches anlangt, so liesse sich, wie bey allen Büchern dieser Art, mancherley ausstellen, was indess jedem leicht wird, der die Schwierigkeiten nicht kennt, womit der Vf. eines solchen Volksbuches zu kämpfen hat. Wir glauben, dass der Vf. bey der Anwendung, in der unter seiner Leitung stehenden Schule, noch manche nützliche Erfahrung machen werde, die bey künftigen Auflagen benutzt werden können.

Die Einrichtung ist zweckmässig. Das Kind wird durch das Leben geführt, um den Menschen als Mitglied des Hauses, der Schule, der Gemeinde, des Vaterlandes, und als Verehrer einer bestimmten Religion zu betrachten. Alles ist mit Lehren und Geschichten (meist biblischen und israelitischen) angefüllt oder durchwebt; im Ganzen bleibt nur zu wünschen, dass diejenigen Erzählungen, die nicht typisch zu werden verdienen, durch andere ersetzt worden wären. Denn Rec. hält es nicht für rathsam, die Kinder mit Allerley, wäre es auch auf Gesittung abzweckend, zu *unterhalten,* sondern ihm diejenigen Vorstellungen, Lehren und historische Thatsachen oder auch Dichtungen und Legenden vorzuführen, die für die Folge stehen bleiben, und der sich einst auch der Handwerker und der ungebildetere Tagelöhner fortwährend erinnern soll. Es müssen also historische, nicht in dieser Beziehung bedeutungsvolle Namen, oder anonyme Beyspiele, in so fern sie im erzählenden Tone erscheinen, vermieden werden. Die israelitischen Geschichten konnten entweder besser rubricirt oder chronologisch geordnet werden. Auch in der Auswahl dürfte eine zweyte Auflage eine grössere Quantität erwarten lassen. — Die Religionslehre ist vorzüglich auf die 10 Gebote zurückgeführt, und diese werden durch anderweitige Lehren erläutert; auch schliesst sich hieran das Wichtigste aus Bibelkunde und Tradition.

Die Schreibart hebräischer Wörter *Kesuvim, Koheles,* können wir nicht billigen: entweder wie die deutschen Juden *Csuvim, Kauheles,* oder wie Portugiesen und die Christen *Chethubim, Koheleth.*

Am Schlusse folgt eine kurzgefasste *deutsche Sprachlehre,* einen Bogen stark, und daher sehr compendiös.

An dieses Werk schliesst sich das auch *besonders* verkäufliche Büchlein:

Praktische Anleitung zum schnellen Erlernen des Hebräischen. 4½ Bogen.

Die Formenlehre ist hier ziemlich vollständig, für den ersten Elementarunterricht genügend. Hinter jedem Schema folgen hebräische und dann deutsche Stücke, die dem Schema, mitunter, weil es wohl nicht anders geht, etwas gezwungen sich anschliessen. Die Kenntniss des Alphabets wird vorausgesetzt; die meiste Sorgfalt ist dem Verbum, etwas zu wenig dem Substantivum, zugewendet. Im Ganzen wird man daraus zwar nicht schnell Hebräisch lernen, aber sich eher mit den Formen vertraut machen, als aus weitläuftigen Sprachlehren, die zu viel Gelehrtes darbieten und langweilen.

Beide Bücher sind gut ausgestattet, sehr wohlfeil, und für Schulen durch Partiepreise noch besonders billig angesetzt.

Z. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Berlin, b. Schlesinger: *Vorträge über die Kriegsfeuerwerkerey* nach dem heutigen Standpuncte der Wissenschaft, bearbeitet vom Dr. *Moritz Meyer*, k. preuss. Hauptmann. 1833. VIII u. 501 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Es ist uns seit langer Zeit in der Literatur der Artillerie kein so zweckmässiges Buch vorgekommen, das recht eigentlich eine Lücke ausfüllt, wie das vorliegende. Die Technik der Artillerie nicht mehr als einen untergeordneten Theil der Artillerie betrachtet zu sehen, und dadurch manche ziemlich verbreitete Irrthümer zu berichtigen, manchen dunkeln Theil der Wissenschaft aufzuhellen, und überhaupt zu weiteren Fortschritten einen Weg zu bahnen, war die Absicht des Verfassers; und nachdem wir sein Werk mit Aufmerksamkeit gelesen haben, müssen wir ihm das Zeugniss geben, dass er seine Aufgabe zu lösen verstand.

Eine gedrängte Uebersicht des reichen Inhaltes mag den Leser in den Stand setzen, ein eigenes Urtheil zu fällen.

Erster Abschnitt. Zuvörderst betrachtet der Vf. die Materialien zum Schiesspulver und zu den Feuerwerkssätzen, und zwar unterscheidet er diejenigen Beymengungen, welche die Wirksamkeit des reinen Schiesspulvers *schwächen*, und hierauf diejenigen, welche dieselbe *erhöhen* und entzündlicher machen, nachdem zuerst die Materialien dargestellt sind, aus welchen das Schiesspulver zusammengesetzt ist. — *Salpeter, Schwefel, Kohle;* von diesen Hauptbestandtheilen ist alles beygebracht, was irgend den wissenschaftlichen Artilleristen interessirt. Die neuesten Entdeckungen der Chemie sind benutzt. Gleiches gilt von dem chlorsauren Kali und den knallsauren Salzen. Am kürzesten hat der Vf. den Schwefel behandelt, weil er seine Bereitungsart aus den Kiesen ausschloss, und nur die Reinigungsmethode untersucht. Wir hätten im Interesse der Wissenschaft sehr gewünscht, auch erste von ihm dargestellt gesehen zu haben.

Zweyter Abschnitt. Das Schiesspulver. Der Vf. fasst den heutigen Standpunct des Schiesspulvers ins Auge, und behauptet, wir wüsten nicht viel mehr davon, als unsere Altvordern. Im Allgemeinen mag er recht haben; in Einzelnheiten sind wir weiter. Die Geschichte des Schiesspulvers haben wir noch nirgends mit so neuen Daten ausgerüstet gefunden, wie hier; besonders verdient der Vf. desshalb Lob, dass ihm mehr um die Geschichte der Pulvermühlen, als um die der Anwendung des Pulvers zu thun ist. Hinsichtlich der Bereitung des Schiesspulvers giebt er nach den Hauptabstufungen: Kleinen, Mengen, Zusammendrücken, Körnen, Poliren und Trocknen, seine Beschreibung, und zeigt auf diesem Wege, wie *ein* Zweck auf verschiedene Weise erreicht wurde. Er scheidet in der Darstellung den chemischen Theil der Pulverfabrication von dem mechanischen, ist aber bey beiden gleich lehrreich. Für die alte Methode der Walzmühlen ist er sehr eingenommen. Ueber das Productionsverhältniss des Pulvers bringt er manche neue interessante Notizen bey. Die Frage, *wie vielerley Pulversorten bedürfen wir?* beantwortet er mit 3; nämlich Pulver für das kleine Gewehr, für das Feldgeschütz und für das Belagerungsgeschütz. — Ueber das Probiren des Schiesspulvers lässt er sich besonders weitläuftig aus, indem er alle bekannten Proben beschreibt und nach ihrem Werthe würdigt. Auch die Entzündung des Pulvers unterzieht er einer genauen Untersuchung.

Dritter Abschnitt. Anfertigung der Geschosse. Hier hat sich der Vf. um Vieles kürzer gefasst, weil er nur das Geschichtliche und die Regeln der Uebernahme ausführt. Die Anfertigung der Kartätschenbüchsen den Metallurgen zuzuweisen, möchte doch für den Dienst der Artillerie manchen Nachtheil haben. Die ersten eisernen Vollkugeln wurden nach dem Vf. 1378 in Augsburg gegossen; die ersten Hohlkugeln von Eisen soll Malatesta von Rimini 1434 erfunden haben. Ueber die Art der Untersuchung der Eisenmunition geht der Vf. etwas zu leicht hin, und diess ist der einzige Vorwurf, den wir dem ganzen Werke zu machen haben. Ausführlicher behandelt er das Füllen der Kartätschenbüchsen und das Füllen und Entladen der Hohlgeschosse.

Vierter Abschnitt. Anfertigung der Ladungen. Alle Versuche, die der Vf. anführt, und die er grösstentheils selbst ausgeführt hat, um Kartuschen zu erhalten, die keine Feuchtigkeit durchlassen, waren bis jetzt vergebens. Hinsichtlich der Spiegel wird behauptet, dass es noch jetzt Armeen gebe, in welchen dieselben nicht eingeführt seyen. Sollte es wohl möglich seyn, dass man irgendwo noch die Vortheile der Spiegel verkennen könnte? — Die zweckmässig eingerichtete und von *Castin* erfundene Maschine zur Füllung der Gewehrpatronen verdient gewiss grössere Berücksichtigung, als ihr bis jetzt zu

Theil wurde. Auch das Wachspapier der Sachsen verdient Nachahmung.

Fünfter Abschnitt. Die eigentliche Feuerwerkerey. Der Vf. betrachtet die Feuerwerksätze zuerst nach ihrer chemischen Zusammensetzung, dann erst nach ihrem mechanischen Theile. Er theilt sie in 5 Classen ein: 1) Sätze, die eine möglichst schnelle Verbrennung haben, z. B. *Schlagröhrensätze.* 2) Sätze, die langsamer verbrennen, und bey denen hauptsächlich die *Zeit* zu berücksichtigen ist, z. B. *Zunder, Zündlichter.* 3) Sätze, wo es neben der Zeit auch noch auf die Gasmenge und Spannung der Gase ankommt, welche in dieser Zeit entwickelt werden, z. B. *Raketen, Schwärmer.* 4) Sätze, die eine hohe Temperatur *dauernd* entwickeln sollen, z. B. *Brandsätze, geschmolzener Zeug* u. s. w. 5) Sätze endlich, die ein starkes Licht eine gewisse Zeit hindurch geben sollen, z. B. *Leuchtsätze.*

Sechster Abschnitt. Anzünder und Leuchter. Unter dieser Rubrik handelt der Vf. von den Brandgeschossen, den glühenden Kugeln, bey welcher Gelegenheit er einen verbesserten Ofen zum Glühendmachen vorschlägt; von den Leuchtkugeln und Signalen, deren Sätze er mit grosser Genauigkeit angiebt.

Siebenter Abschnitt. Die Zündungen. In grosses Detail geht der Vf. über die Percussionszündung ein; die für klein Gewehr sowohl, als die für das Geschütz, werden nach den neuesten Erfahrungen dargestellt. Nicht minder ausführlich handelt er von den Zündern (Brandröhren) und der Lunte; leichter geht er dagegen über Schlagröhren, Zündlichter, Anfeuerung und Zündschnur hinweg.

Achter Abschnitt. Die Signal-Rakete. Die Kriegs-Rakete lässt der Vf. unberücksichtigt, weil bis jetzt in den meisten Heeren ihre Anfertigung noch geheim gehalten wird. Er beginnt mit der Geschichte der Rakete. Marcus Gräcus beschreibt sie schon im Jahre 846. Ihre Geschichte ist bis zum Jahre 1831 fortgeführt, und enthält manche interessante Angabe. Die Entwickelung der Ursachen des Steigens der Rakete ist sehr klar, und wird manche noch bestehende Irrthümer berichtigen. Das Fertigen der Hülsen, das Mengen des Satzes, das Laden, so wie die Bestimmung der Verhältnisse des Stabes, sind deutlich und wissenschaftlich aus einander gesetzt, und mit diesem 8ten Abschnitte ist das ganze Werk beendigt.

In einem 2ten Bande verspricht der Vf. das Gewerbliche der Artillerie mit seinen Einzelnheiten darzustellen; nach der vorliegenden Arbeit zu urtheilen, lässt sich nur Vorzügliches erwarten. — Druck und Papier sind gut.

— s —

STUTTGART, b. Löfflund: *Ueber Quartier-Stellungen und einige hierauf sich bezügliche Bewegungen,* von dem königl. baierischen Generalmajor Freyherrn *von Reuchlin-Meldegg.* 1834. X u. 242 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Diese Schrift ist eine Fortsetzung der im J. 1831 von demselben Verfasser herausgegebenen: *Ueber Lager-Stellungen.* Sie zerfällt in 2 Abschnitte, und diese wieder in 2 Abtheilungen, wovon die erste die dauernden, die zweyte die ephemeren Truppenquartiere betrachtet. Die einzelnen Capitel enthalten Folgendes:

Einleitung. Begriff der Standquartiere und der Marschquartiere; der engen und ausgedehnten Cantonirung. Allgemeine Bestimmungen über Friedens- und Kriegs-Cantonirungen.

Erster Abschnitt. Friedens-Cantonirungen. Im §. 3, wo der Vf. von der Besorgung des Dislocations- und Einquartirungs-Geschäftes handelt, will er, dass der damit beauftragte Stabsofficier dem commandirenden Generale einen schriftlichen Rapport darüber abstelle, und diesen von Ort zu Ort durch Boten absende. Mit dieser unsicheren Massregel können wir uns nicht einverstanden erklären, und würden unter allen Umständen darauf dringen, den Rapport durch eine zuverlässige Ordonnanz abzuschicken.

Standquartiere. Diese sind nach dem Vf. in folgenden Fällen zulässig: 1) Wenn Truppen irgend eines feierlichen Actes wegen in grösseren Massen sich zusammenziehen sollen. 2) Wenn anhaltend üble Witterung es nothwendig macht, lagernde Truppen unter Obdach zu bringen. 3) Vor dem Beginne eines Feldzuges. 4) Zur Bewachung der Grenzen eines neutralen Landes. 5) Bey einem Reserveheere, das sich im eigenen Lande oder auch auf fremdem Gebiete zusammenzieht. 6) Wenn in Folge eines längeren Waffenstillstandes die Truppen zur Erholung ziemlich weit von der Demarcationslinie zurückgezogen werden, und vermöge des Schutzes einer Postenkette keiner Berührung mit dem Feinde ausgesetzt seyn können. 7) Wenn nach geschlossenem Frieden ein Land noch eine gewisse Zeit besetzt gehalten wird. 8) Wenn ein Heer nach eingetretenem Frieden nur die nöthigen Vorbereitungen zum Rückmarsche in seine Garnisonen noch abzuwarten hat. Jedem dieser Fälle wird ein oder mehrere Capitel gewidmet.

Marschquartiere. Der Vf. bringt diese unter folgende 2 Hauptrubriken. 1) Kleinere Heerabtheilungen betreffend, die mit einer gemeinschaftlichen Endbestimmung, jedoch bis an das Ziel des Weges, unabhängig für sich marschiren. 2) Grössere Massen, deren Colonnen, wenn auch während des Marsches getrennt, dennoch ein dienstlich verbundenes gegliedertes Ganze darstellen.

Zweyter Abschnitt. Kriegs-Cantonirungen. Der Vf. sondert diese: 1) in stehende, d. i. solche, deren längere Dauer vernunftgemäss vorauszusetzen ist, und 2) in vorübergehende, ab, welche nur einen oder höchstens ein Paar Tage bestehen werden.

In der *1sten Abtheilung* betrachtet er die Quartierstellung eines Reserveheeres in einer neueroberten Provinz, die Quartierstellung eines Beobachtungsheeres; diejenige auf der strategischen Aufmarschlinie; bey einem auf unbestimmte Zeit abgeschlossenen

Waffenstillstande; für Truppen auf einer Demarcationslinie; wenn der Feind sich sehr weit zurückgezogen haben sollte; bey Beobachtung einer Grenze, jenseits welcher der Feind nur geringe Streitkräfte zur Verfügung hat; zur Sicherung der Communicationen auf der Operationslinie; bey langanhaltenden Blockaden in strenger Jahreszeit oder bey anhaltend übler Witterung; bey eigentlichen Winterquartieren; Quartierstellungen wegen allzu übler Witterung.

In der *2ten Abtheilung* handelt der Vf. von den Marschquartieren für Streifcorps, grosse Patrouillen und andere kleine Heerabtheilungen; für grössere Truppencorps; eines Reserveheeres; für Convoys aller Art; bey Bewegungen aus der strategischen Aufmarschlinie, womit das Werkchen schliesst.

Bey der nahen Verwandtschaft aller dieser Fälle sind Wiederholungen beynahe unvermeidlich. Mehr aber als diess möchten wir tadeln, dass der Vf. seine früheren Werke so gar oft citirt, wodurch dem vorliegenden an Selbstständigkeit sehr geschadet wird, und dass der ganze Vortrag allzu abstract gehalten ist, indem auch nicht ein Beyspiel aus der Kriegsgeschichte angeführt wird, obgleich hiezu eine Menge Gelegenheiten sich darboten. — Druck und Papier sind lobenswerth.

— s —

RIER, auf Kosten des Vfs: *Bemerkungen und Mittheilungen über das Tirailleur-System*, herausgegeben von *J. L. von Petery*, Hauptmann im k. preussischen 30sten Infanterie-Regimente. 1832. 109 S. in 12. Mit 5 Plänen.

Jüngeren Lernenden nützlich zu werden, war die Absicht des Verfassers; diese kann nur lobenswerth genannt werden. In wiefern sie erreicht wurde, mag eine kurze Angabe des Inhalts zeigen.

In der *Einleitung* stellt der Vf. den Zweck der leichten Infanterie fest. Er vindicirt ihr das Recht, die stärksten und gewandtesten Leute noch vor der Reiterey und Artillerie auszusuchen, und nimmt die geschicktesten, thätigsten und kriegserfahrensten Officiere für sie in Anspruch. Er will ferner, dass die leichte Infanterie in Regimente und Brigaden getheilt, dass sie ¾ des Jahres sich im leichten, und ¼ im Liniendienste üben sollen. Alle Pedanterie soll bey diesen Uebungen entfernt werden. Rec. ist der Meinung, dieser Grundsatz müsse mit gleicher Strenge auch auf die Linieninfanterie angewendet werden. Was der Vf. über Bewaffnung, Bekleidung und die Schiessübungen der leichten Infanterie sagt, ist sehr zweckmässig, nur dürften 8 Patronen im Monat auf den Mann gerechnet kaum hinreichen, um grosse Fertigkeit im Schiessen zu erlangen.

Erster Theil. §. 1. *Formationen der Tirailleur-Züge und der Compagnie-Colonnen.* Es ist uns nicht klar, ob das, was der Vf. hier aufstellt, neuer Vorschlag von ihm oder Auszug aus dem preussischen Reglement ist; im letzten Falle wäre dieser ganze Paragraph unnöthig. §. 2. *Vom Debandiren.* §. 3. *Vom Railliren.* Warum nicht deutsche Ausdrücke für Debandiren und Railliren? — Diess wäre um so nothwendiger, weil sich sonst beym Soldaten gar keine Idee an diese Commandowörter knüpft. — §. 4. *Von der Chargirung.* Der Vf. unterscheidet die Chargirung im Liegen, im Stehen und in der Bewegung, und giebt für jeden dieser drey Fälle allgemeine, sehr kurz gefasste Regeln. Warum er Retoriren statt Retiriren schreibt, wenn er doch einmal sich des ausländischen Wortes bedienen will, leuchtet nicht ein. §. 5. *Von der Vertheidigung eines einzelnen Tirailleurs gegen einen oder zwey Reiter.* Die Regeln, welche der Vf. giebt, sind gut gemeint und praktisch, aber unklar ausgedrückt. So sagt er z. B.: „Fallen mehrere Reiter auf einen einzelnen Tirailleur, so kann er sich nur dadurch retten, dass er sich, wenn in der Nähe geschossen wird, nach *einigem Hin- und Herturteln*, auf die Erde wirft, und dem Feinde *glaubend* macht, er sey von einer Kugel getroffen." — §. 6. *Von den Signalen.* Der Vf. will so wenig Signale als möglich, und bezeichnet deren 13. Was er unter dem Signale: *Stopfen* versteht, weiss sich Rec. nicht zu erklären.

Zweyter Theil. §. 1. *Von der Führung und dem Gebrauche der Tirailleure.* Was der Vf. über die Vortheile des Tirailleursystems sagt, ist allbekannt. Dass er beym Unterrichte alle Fremdwörter verbannt wissen will, ist zweckmässig, aber auch nichts Neues. Mit grossem Rechte eifert er gegen das Auswendiglernen der Fragen und Antworten; auch Rec. hält diess für die trostloseste Art, den Soldaten etwas zu lehren. Warum aber wird noch in vielen Heeren darauf gehalten? — Weil es die bequemste Weise für den Instructor ist. — §. 2. *Allgemeines Verhalten und Führung einer Schützenlinie.* — §. 3. *Verhalten und Führung des Soutiens.* Die Regel: im coupirten Terrain das Soutien der Feuerlinie näher zu bringen als in der Ebene, lässt sich nicht allgemein aufstellen; man denke nur an die Nähe feindlicher Reiterey. — §. 4. *Wenn man den Feind aufsucht oder angreifen will.* — §. 5. Wenn man die feindliche Linie eine Zeitlang beschäftigen will. — §. 6. Wenn der Feind weicht. §. 7. Gebrauch der Tirailleure, wenn wir uns zurückziehen. §. 8. Wenn man Festungs- und Verschanzungs-Werke angreift und vertheidigt. §. 9. Verwendung der Tirailleure zur Deckung der Geschütze. §. 10. Wie Tirailleure bey Angriffscolonnen, die zum Sturme einer Position vorgehen, verwendet werden. §. 11. Wie Tirailleure von der Cavallerie unterstützt werden müssen. §. 12. Vertheidigung eines Waldes durch Tirailleure. In allen diesen Fällen sind kurze Regeln gegeben, die jedoch dem praktischen Leben im Felde entnommen sind. Der §. 12 ist ausführlicher behandelt als die übrigen; zwey durch Plane verdeutlichte Beyspiele geben die Anwendung der aufgestellten Regeln. Die §§. 13—18 handeln vom Angriffe der Wälder und Dörfer durch Tirailleure, und von der Vertheidigung derselben durch Tirailleure, vom Angriffe und der

Vertheidigung der Brücken, womit das Werkchen den Schluſs macht. Beyſpiele, durch Plane erläutert, wenden auch hier die von dem Vf. gegebenen Regeln an.

Wenn wir nun gleich nicht viel Neues in dieſer Schrift gefunden haben, ſo fanden wir doch das Bekannte kurz und praktiſch zuſammengefaſst, und können derſelben in dieſer Beziehung unſeren Beyfall nicht verſagen. — s —

GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., im Verlags-Magazin für Literatur und Kunſt: *Das Welttheater*, oder *allgemeine Weltgeſchichte von der Schöpfung bis zum Jahr* 1840. In fünf Abtheilungen bearbeitet von *C. Strahlheim*, Verfaſſer des Werkes: Unſere Zeit; des Jahres 1830 u. ſ. w. Mit 240 hiſtoriſchen Stahlſtichen und 300 Bildniſſen der berühmteſten Menſchen aller Zeiten. Erſter Band. No. 1—4. 1834. 316 S. gr. 8. (jedes Heft 14 gr.)

Der Herausgeber beabſichtigt ein Prachtwerk der Weltgeſchichte, wie noch keines vorhanden iſt, und beſtimmt es, laut der Einleitung, für alle diejenigen, welche entweder aus Mangel an Zeit oder Gelegenheit ſich keinem tiefen Geſchichtsſtudium widmen konnten, und dennoch in Kurzem eine ſo vollſtändige als belehrende Ueberſicht in dem unermeſslichen Gebiete einer Wiſſenſchaft erlangen wollen, die in unſeren Tagen einem Jeden, der auch nur einigermaſsen auf Bildung Anſpruch machen will, unentbehrlich geworden iſt; aber auch der Geſchichtskundige, hofft der Vf., werde es nicht unbefriedigt aus den Händen legen, und vielleicht manches Neue und gewiſs viel Anziehendes darin finden.

Wir laſſen die letzte Aeuſserung auf ſich beruhen, weil beide Zwecke, den Dilettanten zu belehren und dem Kundigen zu genügen, ſich nicht wohl vereinigen laſſen. Was aber diejenigen anlangt, denen das Werk zunächſt beſtimmt iſt, ſo ſind wir allerdings überzeugt, daſs dieſes mit trefflichen Stahlſtichen reich ausgeſtattete Werk ihnen weit mehr Nutzen und Belehrung verſchaffen werde, als ſo viele ähnliche Werke, welche heut zu Tage mit ähnlichen Ornamenten hervortreten, und nur oberflächliche, rhapſodiſche Mittheilungen aus dem groſsen Kreiſe des Wiſſenswürdigen enthalten. Wem es alſo bey ſo ernſter Lectüre vorzüglich um ſinnliche Anſchauung, welche Kunſtwerke gewähren, zu thun iſt, dem müſſen wir dieſes Werk beſonders empfehlen. Da der Vf. den Zweck hat, bloſs Thatſachen vorzutragen, ohne ſich, wie er ſagt, in gelehrte, tiefe, oft boden-, grund- und gehaltloſe Abhandlungen über Chronologie, Hiſtoriomathie (?), Hiſtoriographie (?), Genealogie, Heraldik und andere Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte einzulaſſen, da er ſich als Feind einer pedantiſchen, gar oft unverſtändlichen und unſinnigen Auskramerey ankündigt: ſo würde man mit eben ſoviel Recht ſo manches Schwankende und Unbegründete in jenen Aeuſserungen rügen, als an ſein Werk, das offenbar nur Unterhaltung bezweckt, den Maſsſtab hiſtoriſcher Kritik anlegen dürfen. Wir wollen daher auch dabey nicht verweilen, daſs die Sagen der älteſten Völker, wie der Vf. ſie hier vorträgt (denn er hat die geſammte Mythologie, auch die nordiſche und altdeutſche Götterlehre zu umfaſſen geſucht), nicht immer auf feſtem Boden ruhen, noch weniger den Zeiten nach gehörig geſondert ſind: wir wollen vielmehr nur auf die groſse Mannichfaltigkeit der Gegenſtände aufmerkſam machen, welche dem Leſer in einer im Ganzen zweckmäſsigen, doch oft der Feile bedürfenden Schreibart dargeboten werden.

Das *erſte Heft* enthält nämlich 1) die verſchiedenen Sagen von der Schöpfung, 2) Mythologie und Sagen der Inder, 3) Sagen der Chineſen, 4) Sagen der Baktrer, 5) Sagen der Babylonier und Aſſyrer, 6) Urgeſchichte der Hebräer. Was die dazu gehörigen Abbildungen betrifft, ſo finden wir in dieſem Hefte die Schöpfung, ein trefflicher Stahlſtich von Deuker, nach einem groſsartigen Gemälde einer griechiſchen Kirche zu Pallea Caſtrizza; die Zerſtörung von Ninive, Stahlſtich in *Aqua tinta*, ausgeführt von v. Kreſs, welcher auf einem ſo kleinen Raume gewiſs etwas Ausgezeichnetes geleiſtet hat; die Sündflut, Zeichnung von Hoff d. j., Stahlſtich von Deuker, mit Fleiſs und Nettigkeit ausgeführt; Nimrod, Semiramis, Abraham, Moſes, in Stahl geſtochen von Neubauer, die erſten beiden nach alten Gemmen, die letzten beiden nach vorzüglichen Gemälden.

Das *zweyte Heft* begreift auſser den Sagen der Meder, Syrer und Meſopotamier, der Phönizier, der alten Völker Kleinaſiens und der Scythen, noch Colchis, Iberien, Armenien und Sagen der Araber. Auch für dieſes Heft ſind die abgebildeten Sujects gut gewählt und lobenswerth ausgeführt. Es ſind folgende: der Durchgang durch das rothe Meer; Moſes auf dem Berge Sinai; die Leichenfeier des Mauſolus; ferner Artemiſia, nach einem Gemälde im Capitol, Jarbas nach einer Büſte, die Amazonenkönigin und Seſoſtris, nach röm. Gemmen (ſämmtliche Portraits von Schäfer ſauber in Stahl geſtochen), und endlich noch ein gedruckter Plan des iſraelitiſchen Lagers in der Wüſte.

Das *dritte* und *vierte Heft* begreift die Sagen der Perſer, Aethiopier und Libyer, Egypter, Karthager, Sagen von Numidien, Mauretanien, Gätulien, Nigritien und dem Inneren von Afrika; dann die Sagengeſchichte von Hellas nebſt der Theogonie der Griechen. Unter den Stahlſtichen, welche wir nicht weiter der Reihe nach einzeln aufführen wollen, zeichnen ſich beſonders der Triumphzug des Seſoſtris, der hohe Götterrath auf dem Olymp, der Tartarus mit ſeinen Strafen und die Befreyung der Andromeda aus. Auch die Bildniſſe des Priamus, Hektor, Achilles, Helene u. ſ. w. ſind trefflich gelungen, ſo daſs dieſes Werk, wenn es auch in Beziehung auf den Text manchen Wunſch unbefriedigt läſst, doch in Anſehung der Stahlſtiche, welche wir für die Hauptpartie deſſelben anſehen, und die auch zu den geſchmackvolleſten Zimmerdecorationen angewendet werden können, mit den beſten engliſchen Producten dieſer Art einen Wettkampf mit Ehren beſtehet. Wir wünſchen dem Werke, von dem jetzt bloſs die erſten vier Hefte vor uns liegen, einen ununterbrochenen Fortgang. L. h. d. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lübeck, b. Aschenfeldt: *Predigten von Carl Geibel,* Pastor der evangel. - reformirten Gemeinde zu Braunschweig. 1834. XVI u. 354 S. 8. (1 Thlr.)

Diese 24 Predigten sind in den Jahren 1831—1833 über theils epistolische, theils evangelische Stellen meist in Homilienform gehalten. Der Vf. gab sie heraus in Rücksicht, wie er in der kurzen Vorrede äussert, auf die „besonderen Verhältnisse, unter welchen sie gehalten wurden, um diese Verhältnisse aufzuklären", und weil mehrfache Auffoderungen dazu an ihn ergangen waren.

Wir können jene uns nicht genugsam bekannten Verhältnisse hier nicht erörtern; vielmehr nehmen wir blos die Acten, wie sie vorliegen. Nach dieser Predigtsammlung aber muss Rec. dem Vf. allerdings einen lebendigen Eifer für seinen Beruf, fromme Begeisterung für die Sache Christi und die Befähigung, seine Ideen mit Gewandheit vorzutragen, zuerkennen. Aber eben so sehr muss er bezweifeln, dass Hr. G. in den Geist des Evangeliums, der aber nicht in der äusseren Form, der geschichtlichen Darstellung, am wenigsten in der Auffassung einer dürren Dogmatik besteht und bestehen kann, durchgedrungen sey. Wie wir das meinen, wird aus der eben anzuführenden Stelle S. 40 hervorgehen, wo es heisst: „Darum kann nie oft genug wiederholt werden, dass es die bestimmte Schriftlehre und der Hauptpunct des ganzen Christenthums sey, — dass der Sohn Gottes als Mensch geboren wurde, nicht blos, um uns eine reine Lehre zu bringen, sondern um uns vor Gott gerecht zu machen, dass darum der einige Sohn Gottes geboren ward, um, was keinem Menschen, aus Fleisch und Blut gezeugt, möglich war, die Menschennatur vor Gott in ihrer ganzen Reinheit und Vollendung darzustellen, dass er dazu lebte, litt und starb, um in allen Stücken Gehorsam gegen den Willen seines Vaters zu beweisen, und dass diese unbeschreibliche Liebe des Eingeborenen, diese freywillige Erniedrigung in die menschliche Knechtsgestalt, dieser sein freywilliger und vollkommener Gehorsam bis zum Kreuze *vor Gott alle Sünden aller Menschen aufwiegt.*"

Rec., der mit der Bluttheorie der christlichen Begnadigung so wenig als mit leeren Formeln einer längst untergegangenen Dogmatik sich befreunden kann, enthält sich alles weiteren Urtheils über diese Vorträge, um so mehr, da er sich nach der Aeusserung des Vfs. in der Vorrede, der blos von Männern derselben Partey gerichtet seyn will, für völlig incompetent erachten muss.

IX.

Leipzig, b. Schumann: Dr. *Franz Volkmar Reinhard's ein und dreyssig bisher noch ungedruckte Predigten* (,) *nach einer unruhigen Zeit in den Jahren* 1792 *bis* 1794 *gehalten.* — Supplementband (,) zum Druck befördert von *Johann Ludwig Haas*, Pfarrer an der Landarbeitsanstalt zu Zwickau. 1833. VI u. 378 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wir freuen uns einen neu erschienenen Band von des verewigten *Reinhard's* Predigten anzeigen zu können. Der Herausgeber liefert, wie er selbst in der Vorrede S. IV sagt, in diesem Supplementbande die übrigen in der k. s. evangelischen Hofkirche zu Dresden gehaltenen, und bisher noch ungedruckten Vorträge; er erhielt sie, wie er angiebt, aus der Hand eines verstorbenen Freundes des grossen Mannes.

Auf mehrere Predigten, welche so zeitgemäss sind, dass sie wie für unsere Zeit geschrieben scheinen, wird in der Vorrede S. V aufmerksam gemacht; z. B. auf die am 2ten Busstage 1794 gehaltene: „Das Glück der Völker ist Gottes Werk," die von Cantate 1792: „Wie wichtig es für die Christen sey, Alles von der rechten Seite zu fassen," vom 17 Sonnt. nach Trin. 1794: „Der Unterschied des Ranges im Lichte des Christenthums," vom 18 Sonnt. nach Trint. 1792: „Welches bey der grossen Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen die sicherste Partey sey, die der weise Christ ergreifen könne," und vom 2ten Sonnt. nach Epiph. 1793: „Ueber die Würde der Ehe nach den Belehrungen des Christenthums." Rec. möchte noch die Predigt am 1 Busstage 1793 über 1 Joh. 3, 5—6 (nicht 1 Joh. 4, 5—6) S. 158 dazu rechnen, deren Thema ist: Wozu uns heute die grosse Wahrheit dienen soll, dass es der Endzweck Jesu war, unsere Sünde wegzunehmen. Er hat, heisst es S. 159: 1) den Betrug der Sünde durch seine Lehre, 2) die Strafe der Sünde durch seinen Tod, und 3) die Herrschaft der Sünde durch seinen Geist und durch sein Beyspiel aufgehoben.

Ein Inhaltsverzeichniss wäre übrigens zu wünschen gewesen.

Da der hohe Werth der *Reinhard*'schen Predig-

ten längst allgemein anerkannt ist, so bleibt uns Nichts übrig, als dass wir dem Herausgeber für die Mittheilung dieser ausgezeichneten Vorträge unseren Dank ausdrücken. Die äussere Ausstattung genügt.

δά.

Berlin, in der Enslinschen Buchhandlung: *Beyträge zur Förderung des christlichen Glaubens und Strebens.* Predigten von Dr. *Friedrich Ehrenberg*, königl. preuss. wirkl. Oberconsistorialrath, erstem Hof- und Dom-Prediger, Ritter des rothen Adler-Ordens zweyter Classe. 1834. XXIV u. 347 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Rec. kann sich nur freuen, wieder eine Gabe des würdigen Vfs. anzeigen zu können. Derselbe bietet, wie sich nicht anders von ihm erwarten lässt, eine ihrem Zwecke wahrhaft entsprechende Predigtsammlung. Inniger Glaube an das Evangelium spricht sich in höchst erfreulicher Klarheit auf den Grund der gewählten Texte über mehrere der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens aus, und weckt die Gemüther zum regem Streben nach dem Ewigen. Ungekünstelt, schlicht und einfach tritt der Vf. auf, und die ungeschminkte Rede spricht durch die innere Kraft der Wahrheit an die Herzen. Wollen wir auch nicht leugnen, dass wir den Vorträgen des Vfs. hie und da mehr rednerischen Schwung und höhere Fülle der Begeisterung gewünscht hätten, so können wir doch, wenn wir diese Predigten neben so manche überbilderreiche, hochtrabende und doch Nichts sagende Kanzelproductionen unserer Zeit halten, nicht verhehlen, dass es viel besser seyn würde, wenn alle Geistlichen einer so edlen Popularität sich befleissigten, wie Hn. *E.* eigenthümlich ist. Wie einfältig und doch mächtig ergreifend spricht der Vf. z. B. S. 45: „Das Feuer, welches Jesus anzündete, hob an zu brennen, als Petrus am ersten Pfingstfeste seinen Mund aufthat, der Menge Christum zu verkündigen. Es brannte, wie höllische Glut, in den Reden und Schriften der Apostel, welche alle wider die Sünde gerichtet sind. Wo ihre Zeugnisse hervortraten, da sehet Ihr die schamlose Sünde erröthen, die furchtlose erbleichen, die triumphirende in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen knirschen" u. s. w. Was aber diesen Vorträgen noch einen ganz besonderen Werth giebt, ist, dass sie recht eigentlich in dem Texte wurzeln und aus demselben hervorgehen. Der Vf. ist Meister in der analytischen Methode, die er mit Recht in dem Vorworte emfiehlt.

Der Vorträge sind überhaupt 22. I, II. Die Stadt Gottes. III, IV, V. Das Feuer des Menschen. Sohnes. VI. Nur Gutes kommt von Obenher, von dorther aber Alles Gute. VII. Der Friede des Herrn. VIII, IX. Wie selig wir zu preisen sind um desswillen, was wir im Leben Jesu sehen und aus seinem Munde hören. X. Das Handeln im Namen Jesu. XI. Die Saat unter den Dornen. XII. Meine Augen haben den Heiland gesehen. XIII. Die Tauben macht Er hörend. XIV. Die Sprachlosen macht Er redend. XV. Die Aussätzigen macht Er rein. XVI. Von der Demuth vor Gott. XVII. Von der Demuth gegen die Menschen. XVIII. Der Christ ist nicht ein Fremdling, sondern ein Bürger im Reiche Gottes. XIX. Der Christ ist kein Gast, sondern ein Hausgenosse. XX. Die Botschaft: Ich bin kommen! XXI. Das Leben durch Christum. XXII. Die volle Genüge.

Die XIII, XIV und XV Predigt sind allegorisch, indem sie die Worte: *die Tauben macht Er hörend* u. s. w. moralisch deuten oder vielmehr anwenden. Der Vf. thut diess auf eine sehr zweckmässige Weise, die überhaupt mehr Nachfolge verdiente, da diese Weise zu allegorisiren an sich erlaubt und namentlich für ein gemischtes Publicum eben so lehrreich als erbaulich ist, wie jeder Geistliche erfahren wird, der es versucht. Hiedurch waren mehrere ältere Kanzelredner höchst anziehend, und haben sich unter dem Volke bis auf diesen Tag erhalten. Es versteht sich von selbst, dass man sich vor der Sucht zu allegorisiren und vor Ungeschmack und Uebertreibung hüten müsse. In dieser Beziehung aber eben verdient das Beyspiel des Vfs. zur Beachtung und Nachfolge aufgestellt zu werden.

Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

IX.

Leipzig, b. Wienbrack: *Predigtentwürfe über die Episteln an den Sonn- und Fest-Tagen des ganzen Jahres* von *J. H. L. Fischer*, Pastor zu Schönberg im Fürstenthume Ratzeberg. Zweyter Band. Vom Sonntage Cantate bis 27 n. Trinit. 1834. XIX u. 301 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

[Vergl. J. A. L. Z. 1834. No. 128.]

Das Urtheil, welches Rec. über den ersten Band vorliegender Predigtentwürfe gefällt hat, gilt ganz auch von dem zweyten, der diese Schrift beschliesst. Der Vf. zeigt sich als einen gedankenreichen und sehr praktischen Homileten, der auch wenig fruchtbaren Texten neue und interessante Seiten abzugewinnen weiss, und wohl inneren Beruf hatte, sich dieser dankenswerthen Arbeit zu unterziehen.

Die Einrichtung dieses Bandes ist der des ersten ganz analog. Der Vf. giebt A. grössere Entwürfe, vier an der Zahl; B. kürzere Entwürfe, und C. mehrere blosse Hauptsätze. Beyspielsweise geben wir einen gedrängten Auszug der Bearbeitung der Perikope am Trinit. Feste. Folgende A. grössere Entwürfe finden sich hier: I. Gottes Unbegreiflichkeit darf den Christen nicht peinlich seyn, a) Gott ist allerdings unbegreiflich. Aber b) diese Unbegreiflichkeit hat allerdings etwas Peinliches. Doch wir c) überwinden dasselbe durch unsere Religion, unsere Vernunft. 2) Meistere Gottes Wege nicht! denn das verträgt sich nicht a) mit deiner Kurzsichtigkeit, b) der Ehrfurcht gegen Gott, c) dem Gehorsam, den wir ihm schuldig sind, d) unserem Heil und Frieden. 3) Es giebt keinen Zufall. 4) Der hohe Werth des Glaubens an Gottes Allgegenwart. Er ist 1) eine siegreiche Waffe gegen das Böse, 2) ein Stärkungsmittel zur Pflichterfüllung, 3) eine reiche Quelle des Trostes unter allen Leiden. Hierauf B. kürzere Ent-

würfe, namentlich über: 1) Die fromme Erhebung des Herzens zu Gott. 2) Warnung vor leichtsinniger Beurtheilung der göttlichen Wege. 3) Das rechte Verhalten gegen die göttliche Vorsehung. 4) Die fromme Ehrfurcht gegen die Rathschlüsse Gottes. 5) Der lehrreiche Anblick der Werke Gottes. 6) Der hohe Vorzug religiöser Freuden. 7) Was schwächt den gefährlichen Einfluss dunkler Schicksale auf unser Herz. 8) Der hohe Werth des Glaubens an das ewige Walten der Vorsehung u. s. w. Endlich C. einzelne Hauptsätze, als: die freudige Bewunderung der göttlichen Rathschlüsse — die Geheimnisse der Weltregierung — Lehren, die uns unsere Schwäche predigt. — Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest! — Wir weisen oft unser wahres Heil von uns u. s. w. — Und so werden Geistliche, welche über die epistolischen Perikopen zu predigen haben, kaum ein reicheres Handbuch sich aneignen können, als das vorliegende. IX.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: Dr. *Gustav Friedrich Dinter's Ansichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen.* Allen Verehrern des Verklärten, besonders den Söhnen seines Geistes in Kirchen und Schulen ein theueres Vermächtniss. Gesammelt und geordnet von Dr. *Johann Christian Gotthelf Schincke.* In zwei Bändchen. 1833. Erstes Bändchen. XXXIV u. 592 S. Zweytes Bändchen. XXIII u. 335 S. 12. (2 Thlr.)

Wenn der Vf. hofft, „dass Prediger und Jugendlehrer diese Sammlung als ein wohlgefülltes Ideenmagazin freundlich begrüssen, und daraus Hauptsätze, Beweise, Erläuterungen und Beyspiele schöpfen würden, und jeder Denkende daraus für seine stillen Betrachtungen geeigneten Stoff entnehmen könnte," so hat er nach unserer Ansicht nicht geirrt; denn es kann diese Sammlung wegen ihres grossen Reichthums an ansprechenden Stellen nicht nur als eine für Lehrer und Prediger sehr brauchbare Materialiensammlung betrachtet werden, sondern sie gewährt auch den Verehrern *Dinter's* den Vortheil, dass sie seine Hauptansichten über einzelne Gegenstände nicht mehr in den verschiedenen Schriften desselben aufzusuchen brauchen, sondern hier neben einander aufgestellt finden. Der Vf. hat die einzelnen Stellen unter die Rubriken „*Glaube*" und „*That*" geordnet. Unter „dem *Glauben*" handelt er aber nicht allein die Glaubenslehre, sondern auch die Pflichtkenntniss mit ihren Beweggründen, d. h. den bey Weitem grössten Theil der Sittenlehre ab. Die Rubrik „That" soll dagegen Alles umfassen, „was im christlichen Vaterlande für die Erziehung und Bildung der Unterthanen gethan worden, und was diese selbst in ihrem engeren oder weiteren Wirkungskreise thun sollen, um ächt christliche That (im weitesten Umfange) als Frucht dieses Glaubens zu erzielen." Daher finden sich in derselben Aussprüche über Staat, Haus, Erziehung, Schule und ihre Lehrer, Kirche und ihre Lehrer und überhaupt Vieles, was in das Gebiet der Pädagogik, Didaktik und selbst der Homiletik gehört, z. B. über Turnkunst, Schulmeisterstolz, Werth der Sokratik, Lesenlehren, Schulexamen, Hauslehrerstand, Bibelauszüge, Predigten, Gesangbücher u. s. w. Darauf folgen biblische Charakterzüge, und den Schluss macht *Mannichfaltiges*, z. B. über das Lesen guter Bücher, Träume, Herrnhut, Classification der Schriftsteller, öffentliche Disputationen u. s. w. Wir können diese Eintheilung und Vertheilung des Stoffes nicht billigen, da wir gar keinen haltbaren Grund uns denken können, warum der Vf. so unlogisch verfahren, und den grössten Theil der Sittenlehre unter die Rubrik „*Glauben*" verwiesen, die meisten der Pflichten in besonderen Verhältnissen aber unter der Rubrik „*That*" abgehandelt habe, während es doch weit natürlicher gewesen wäre, das ganze Gebiet der Glaubens- und Sitten-Lehre in die gewöhnlichen Grenzen zu bringen, und Alles, was in diese nicht passte, dem Abschnitt „*Mannichfaltiges*" zuzutheilen. Denn wenn wir auch dem Vf. zugestehen „dass diese Ansichten in streng wissenschaftlicher Ordnung in dieser Sammlung aufzustellen der Zweck derselben nicht nothwendig zu fodern scheine, dass sie vielmehr nur nach ihrem inneren Gehalte an einander gereiht werden durften, um sie leicht überblicken und diejenigen unter ihnen finden zu können, nach welchen der Verstand oder das Herz im Augenblicke sich sehne:" so müssen wir doch auch zu bedenken geben, wie nichts mehr, als eine wissenschaftliche Anordnung, den Ueberblick erleichtere. Aber auch in den einzelnen Theilen des Buches steht nicht Alles am rechten Orte. So finden sich Aussprüche über „Licht und Wärme," „falsche Aufklärung," „allmälich gedeiht das Bessere," bey den Aussprüchen über die Bibel; Ansichten „über die Wunder Jesu" bey der Bibel und bey dem Glauben an Jesus; „Jesus als Tugendmuster" bey dem Glauben an Jesus und bey den allgemeinen Aussprüchen über Pflicht überhaupt. Warum hat der Vf. alles über Einen Gegenstand Aufgenommene nicht zusammengestellt? — Wenn wir nun endlich noch bemerken, dass auch manche Stellen und Aussprüche aufgenommen sind, die füglich hätten wegbleiben können, und die wohl *Dinter*, wenn er noch lebte, selbst wegwünschen würde, zumal da sie so abgerissen und ausser dem Zusammenhange hingestellt, ihren Werth und ihre eigentliche Bedeutung oft verlieren: so bekennen wir doch, dass wir das Buch im Ganzen für ein recht brauchbares und gewiss recht vielen theueres Vermächtniss des Entschlafenen halten. —a—

Essen, b. Bädecker: *Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit;* bestehend aus zwölf bey verschiedenen Gelegenheiten aufgesetzten Stücken und Tractätlein, nebst zwey Zugaben. Vormals einzeln gedruckt, jetzt zusammen herausgegeben von *G. T. St.* Siebente verbesserte Auflage. 1834. XII u. 408 S. 8. (14 gr.)

Unter den älteren pietistisch - mystischen Erbau-

ungsſchriften, an welchen eine gewiſſe hier nicht näher zu beleuchtende religiöſe Richtung der Gegenwart mit beſonderer Vorliebe ſich weidet, und die durch eine merkwürdige Betriebſamkeit unſerer Zeit mehr oder minder moderniſirt, nach langer Vergeſſenheit nun ſogar in den Toilettenzimmern vieler hochgebildeter Frauen nicht fehlen dürfen, ſind nicht die werthloſeſten die Schriften von *Gerhard Terſteegen*, von denen wir hier eine Probe vor uns haben. So wie die religiöſe Denkweiſe, die dieſen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts geſtorbenen holländiſchen Theologen charakteriſirt, aus derſelben Quelle eines tiefen Widerwillens gegen die unfruchtbaren dogmatiſchen Streitigkeiten ſeiner Zeit hervorgegangen iſt, welcher vor ihm einem *Johann Arndt* die eigenthümliche aſcetiſche Richtung gab: ſo iſt auch eine gewiſſe innere Verwandtſchaft in den Schriften dieſer Männer in ſofern nicht zu verkennen, als beide die Religion für Sache des Herzens und Gemüthes erklärend, das äuſsere Wort der Lehre nur gering halten, und vielmehr auf die Darſtellung deſſelben durch ein inneres ſtillbeſchaulich frommes Gemüthsleben dringen. Auf der anderen Seite aber ſpricht ſich in den Schriften von *Terſteegen* eine entſchiedene Hinneigung zum Quietismus, eine ausgeprägtere Myſtik aus, der wir jedoch, in wiefern die Gemeinſchaft mit Gott, welche ſie durch Selbſtverleugnung und Hingebung, durch Abſterben und ſtille Einkehr erſtreben lehren, mit genauer Unterordnung der Einbildungskraft mehr in eine geiſtige Annäherung des Gemüthes an Gott geſetzt, und neben der paſſiven Gebetsſtille zugleich dem frommen Handeln, neben der Hingebung der Autopragie des Geiſtes, neben dem ſtillbeſchaulichen zugleich einem in Liebe wirkſamen Leben das Wort geredet wird, unbedenklich den Namen einer reineren ertheilen. Dieſer Geiſt einer pragmatiſch-fruchtbaren Myſtik bezeichnet durchgängig auch das vorliegende Werkchen, deſſen einzelne Beſtandtheile, urſprünglich in der Form von Vorreden, Sendſchreiben und vertraulichen Briefen veröffentlicht, ſpäter aus dem Holländiſchen überſetzt, und von dem Vf. in die gegenwärtige Verbindung gebracht worden ſind. Dieſes Urtheil zu begründen, heben wir aus dem Berichte: *über die wahre Myſtik*, nur einige Stellen aus. „Ganz für Gott ſeyn," heiſst es S. 244 ff., „iſt das wahre Geheimniſs des inwendigen myſtiſchen Lebens, von dem die Welt ſo fürchterliche Vorſtellungen hat. Ein Leben, wo Chriſtus der Urſprung und die Seele iſt, und welches durch Sterben und Lieben erfahren wird, iſt das wahre Chriſtenleben. Es will keine beſondere Secte. Es bindet ſich an keine Kirche. Wenn Jeder dem Leben und der Lehre Jeſu folgte, ſo würde die ganze Welt voll Myſticorum ſeyn. — — Das Bleiben in Jeſu, das Anhangen in Gott, um ein Geiſt mit ihm zu werden, das Wandeln in ſeiner Gegenwart, das Anbeten im Geiſt und in der Wahrheit, die Reinigung von aller Befleckung, die Ausgieſsung der Liebe Gottes in das Herz, das Anſchauen ſeiner Herrlichkeit mit aufgedecktem Angeſicht, das Leben, da der Menſch nicht mehr lebt, ſondern Chriſtus in ihm, das Wandeln im Himmel, der Friede Gottes, welcher höher iſt als alle Vernunft: wenig reden, vieles thun und leiden, alles verleugnen, ohne Unterlaſs beten, Summa das verborgene Leben mit Gott in Chriſto iſt der Myſtiker ganzes Geheimniſs." Auch in den übrigen Abhandlungen, welche, in wiefern ſie das Weſen und den Zuſammenhang der Wahrheit und der Gottſeligkeit ſchildern, und Mittel, Weg und Richtſchnur, zu derſelben zu gelangen, ins Licht zu ſtellen ſuchen, in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehen, iſt der Geiſt der Demuth und der Liebe, des Glaubens und der frommen Zuverſicht ſo herrlich ausgebreitet, daſs man die Irrthümer und Einſeitigkeiten darin gern überſieht. Wenigſtens darf dieſes Buch, ſo myſtiſch ſeine Farbe iſt, mit jenen myſtiſchen Tractätlein, welche noch immer von einer gewiſſen Seite her in bedrohlicher Ueppigkeit hervorſchieſsen, durchaus nicht in eine Claſſe geworfen werden. Die Sprache der Ueberſetzung iſt ziemlich veraltet, einzelne Ausdrücke ganz ſprachwidrig. K....r.

Nürnberg, b. Riegel u. Wieſsner: *Das Vater-Unſer erläutert in zehn Predigten* von Dr. *Karl Fikenſcher*, Hauptprediger in der Kirche zu St. Sebald in Nürnberg. 1834. IX u. 138 S. 8. (16 gr.)

In einer einfachen und ſchlichten Darſtellungsweiſe ſucht der Vf. in beſonderer Beziehung auf einige in den Kreis dieſer Vorträge fallende Feſte, namentlich das Kirchweihfeſt, das Namensfeſt des Königs und das Erntefeſt, ſeinen Zuhörern den tiefen Sinn des U. V. zu erſchlieſsen, und dieſelben zu einem chriſtlichen Gebete anzuleiten. Herzlichkeit und fromme Begeiſterung ſprechen uns überall entgegen und thun dem Leſer wohl. Nur ſcheint uns Hr. *F.* in dem ſonſt rühmlichen Streben nach Popularität oft zu weit zu gehen, und dadurch zu manchen minder edeln Ausdrücken verleitet zu werden. Statt einen froſtigen Auszug zu geben, hält es Rec. für zweckmäſsiger, ſein Urtheil durch eine ohne Abſicht gewählte Stelle zu begründen. In der 7 Predigt über die Bitte *um Sündenvergebung*, wo der Vf. die Fragen beantwortet: 1) Worauf gründet ſie ſich? 2) Warum iſt ſie nöthig? 3) Unter welcher Bedingung wird ſie erhört? heiſst es im letzten Theile: „Wir wiſſen, ſagt Paulus, daſs der Menſch durch des Geſetzes Werke nicht gerecht wird, ſondern durch den *Glauben* an Jeſum. — Wie aber geſchieht das? Wie zeigen wir den *wahren* Glauben? Der Glaube iſt Bekenntniſs, aber mehr noch als Bekenntniſs, er iſt Leben, Licht, er iſt der Himmel auf Erden. Der Glaube macht das Herz weich, friſch, warm fürs Gute, er ſtählt den Willen, er erleuchtet den Geiſt, er ſchafft groſse Werke, Gotteswerke, er bringt den Sünder in des Herrn Nähe. — Die Liebe iſt des Glaubens Auſsenſeite. Wer liebt, von Herzen, um Gottes Willen liebt, der iſt gläubig, deſs Glaube iſt in der Liebe thätig" u. ſ. w. — Man ſieht hieraus, daſs der Vf. allerdings ein Anhänger des alten kirchlichen Syſtems iſt, ſich jedoch in demſelben mit ächt evangeliſchem Geiſte zu bewegen ſucht und weiſs.

IX.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GESCHICHTE.

Heidelberg, b. Oswald: *Deutsche Staats- und Rechts - Geschichte.* Compendiarisch dargestellt zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen von Dr. *Heinrich Zöpfl.* 1834. 1ste Abtheilung. VIII und 179 S. 8.

Der Vf. hilft durch dieses Werk einem dringenden Bedürfnifs auf eine sehr zweckmäsige Weise ab. Wohl giebt es ganz vorzügliche und gediegene Werke über diesen Gegenstand, wie *Eichhorn's* deutsche Staats- und Rechts-Geschichte, *Jac. Grimm's* deutsche Rechtsalterthümer, *George Phillip's* deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung u. a. m.; aber eigentliche und brauchbare *Vorlesebücher* über deutsche Staats- und Rechts-Geschichte für unsere Hochschulen existiren unseres Wissens nicht. — Und doch wird das Studium der deutschen Staats- und Rechts-Geschichte für den gründlichen Juristen, sowie für Jeden, der überhaupt die Vergangenheit unseres Gesammtvaterlandes gehörig begreifen will — und deren Anzahl ist in unseren Tagen nicht gering — immer mehr zum Bedürfnifs, welches am meisten auf unseren Hochschulen gefühlt wird. Denn dieser Zweig des juridisch-historischen Wissens muss unabweisbar vorgetragen werden. Ferner wird durch das auf vielen Universitäten eingerissene, Zeit und Geist tödtende, und daher die Abneigung der Studirenden erregende Dictiren (Vorr. S. VIund VII) der freye Vortrag nach einem selbstgewählten und zweckmäsig eingerichteten Leitfaden immer nöthiger für Lehrer und Zuhörer.

Solche Leitfaden jedoch müfsten nebst der bequemen Uebersicht des abzuhandelnden Stoffes das Wesentlichste in gedrängter, aber geistvoller Kürze geben, überall auf die Quellen und Hülfsmittel hinzeigend und in allen Theilen die gröfste Gründlichkeit beurkundend, wobey das Ganze gleichwohl noch so einzurichten wäre, dafs bey aller Kürze die Trockenheit vermieden, und der Lehrer beym Vortrage nach einem solchen Leitfaden immer noch Stoff genug zu Erläuterungen übrig behielte. Ein solches gewifs von Vielen längst gewünschtes Buch ist das vorliegende. Das Trefflichste über den grofsen Gegenstand ist in demselben mit Urtheil und dem Zwecke entsprechend benutzt, mit steter Rücksicht auf die neuesten Fortschritte in diesem Zweige des Wissens. An rechter Stelle ist eine reiche Ausstattung an Literatur mitgegeben, denn geschichtliche Behauptungen müssen einmal ihre quellenmäsige Begründung haben; sodann ist für diejenigen, die solche Vorlesebücher zu ihrer Belehrung gebrauchen, die Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen über wichtige Materien, wie sich dieselben im Verlauf der Zeit herausgestellt haben, nichts weniger als gleichgültig, und wer selbst prüfen will, der mufs nach den *Quellen* auch die Literatur des zu prüfenden Grgenstandes kennen und benutzen können. — Der Vf. hat gezeigt, dafs er die Quellen sowohl, als auch die Hülfsmittel, in der That genau kenne, und nicht blofs die einen wie die anderen aus Büchern entnommen habe.

Die Grundlage seines Werkes, dessen erste Abtheilung vor uns liegt, ist — was sicher Niemand tadeln wird — *K. Fr. Eichhorn's* allerwärts als vortrefflich gekannte deutsche Staats- und Rechts-Geschichte. Wo Hr. Z. von seinem Vorbilde abgewichen, ist es gewifs auf gute Gründe gestützt geschehen, die der Vf. theils angiebt, theils für den mündlichen Vortrag verspart hat.

Nach Angabe der Quellen und Literatur für den ersten Zeitraum — von den ältesten Zeiten bis auf Clodwigs Tod 511 n. Chr. — geht Hr. Z. zum Geschichtlichen über, die Hypothesen über der Deutschen Ursprung (§. 8, S. 19—20) und Namen (§. 9, S. 31—23), sowie die Hauptstämme des Volkes und deren Wohnsitze vor der Völkerwanderung (§. 10, S. 23—26), voranstellend, und führt die politische Historie Deutschlands bis auf den Anfang der sogenannten Völkerwanderung 395 n. Chr. (S. 38) fort. Hierauf richtet er seine Blicke auf die älteste Rechtsverfassung, entwickelt die Begriffe deutscher Freyheit und Genossenschaft, die Standesverhältnisse, Familiengenossenschaft in Bezug auf Grundbesitz und Eigenthum (S. 38—45); die Rechtsverhältnisse der Familiengenossen gegen einander, das Erbrecht (S. 45—50), die Gaugenossenschaft (§. 19, S. 50—55) und die Dienstgefolge (S. 55—57). — Sodann erzählt er (S. 57—73) die Begebenheiten von der Völkerwanderung bis zu Clodwigs Tod, womit sich der Iste Zeitraum schliesst.

Dem IIten — von Clodwigs Tode 511 bis zur völligen Trennung Deutschlands von der fränkischen Monarchie 888 — sind wieder, wie oben beym Isten Zeitraume, die einschlägigen Quellen und neueren Werke vorangeschickt. Dann folgt die politische Geschichte bis zur Entsetzung der Merowinger 752 (S. 74—85), an welche sich die Geschichte Pippins

und Carls des Groſsen bis zu des letzten Tode 814 (S. 82—96) anſchlieſst. Der §. 25 ſchildert von S. 96—101 die Begebenheiten bis zur Abſetzung Carl des Dicken, 887.

Jetzt erſt erörtert Hr. *Z.* den Charakter der germaniſchen Eroberungen, insbeſondere das Verhältniſs der Germanen zu den Römern (S. 101—105), die Ausbildung der königlichen Gewalt (106—108), und in einer vorzüglich gelungenen Schilderung die *Leges Barbarorum* (*Lex Salica* 108—112, *Ripuariorum* 112—113, *Alamannorum* 113—114, *Bajuvariorum* 114—117, *Friſionum*, *Anglorum et Warinorum* und die *Lex Saxonum* 117—120, die *Leges Anglo-Saxonum* 120—121, die *Lex Burgundionum* 121—122, *Wiſigothorum* 122—125, *Longobardorum* 125—126, das *Edictum Theodorici* 126—127, die Formeln und Formelnbücher 127—128, die Capitularien 128—129).

Es folgt alsdann das *Rechtsſyſtem:* voran das *öffentliche Recht.* Der König 129—131, Verhältniſs der Freyen zum Könige, Heerbann 131—134, die Dienſtleute (Miniſterialen und Beneficiare 134—139), Organismus der Beamten, Gauverfaſſung 139—142, Mundiburdium des Königs 144—146, Finanzverfaſſung 146—148, Immunität 148—149, Landtage, Markgenoſſenſchaft 150—151. Einwirkung der chriſtlichen Kirchenverfaſſung auf die deutſchen Staats- und Rechts-Verhältniſſe 151—154. — *Privatrecht.* Perſönlichkeit des Rechts, Standesverhältniſſe, Freyheit, Adel 154—158, Hörigkeitsverhältniſſe 158—161, Familienrecht 161—165, Eigenthum 165—167, Erbrecht 168—170, Vertragsrecht 170—172. — *Gerichtsverfahren* 172—176. — *Criminalrecht* 177—179.

Aus dieſer Angabe des Inhalts kann der ſachkundige Leſer die Ueberzeugung gewinnen, daſs Hr. *Z.* ſeinen Stoff ſehr zweckgemäſs behandelt habe. — Wir erlauben uns nun einige Bemerkungen, die Hr. *Z.* als einen Beweis hinnehmen mag, daſs wir ſein ſchätzbares Werk mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen haben, und fügen dieſem die Verſicherung bey, wie ſehr es uns zur Freude gereicht habe, einen ſo talentvollen und gründlichen Schriftſteller auf einer Bahn zu wiſſen, die er ſo ehrenvoll durch ſein vorliegendes Werk betreten hat, auf welcher, wenn er ſie raſtlos verfolgt, er ſicher zu den angenehmſten Hoffnungen berechtigen dürfte.

Die Periodeneintheilung S. 11. — Sehr zu loben iſt, daſs Hr. *Z.*, abweichend von *Eichhorn's* Periodiſirung, (S. 4, 5 der 2ten verbeſſerten Auflage, Göttingen 1818, 8: die 3te Periode iſt dort zu gewaltig ausgedehnt, von 888—1517!) ſeinen IIIten Zeitraum von 888 nur bis 1272 gehen lieſs. Gerade die Zeit nach der Mitte des XIIIten Jahrhunderts iſt für Periodiſirung in der deutſchen Geſchichte überhaupt, und beſonders in der deutſchen Staats- und Rechts-Geſchichte, höchſt geeignet. Auch der Schluſs des IVten Zeitraums (1493) ſcheint uns um Vieles paſſender, als jener von *Eichhorn's* IIIter Periode (1517).

Zu Seite 12, Not. 1 hätten wir, neben den *regenerirten Monumentis boicis* (es ſind die für die geſammte deutſche Geſchichte ſo wichtigen *Kaiſer-Diplome* im XXVIII und XXIX Bande enthalten), das *von Langiſche* Regeſtenwerk aufgeführt gewünſcht. Auch iſt zu S. 13 Not. 3 das groſse Nationalwerk: *Pertz, Monumenta Germaniae hiſtorica* 2 Bände, Fol. anzugeben, welches, wenn es in dieſer Art fortgeſetzt wird, alle älteren Sammlungen zuverläſſig entbehrlich machen dürfte. Hr. *Z.* hat es gleichwohl zu S. 74 unter den Quellenſammlungen für den IIten Zeitraum angeführt.

S. 30, Not. 15. Daſs innerhalb des groſsen *limitis romani* die *agri decumates* von einer aus römiſchen und galliſchen Elementen gemiſchten Bevölkerung bewohnt worden ſeyen, beruht, was die galliſche Population angeht — denn die römiſche verſteht ſich wohl von ſelbſt und iſt aus Lampridius und dem *Codex Theodoſ.* über allen Zweifel hinaus erwieſen — auf des Tacitus (Germ. 29) Ausſage. Wir haben anderwärts gezeigt, wie behutſam man dieſem Schriftſteller in Bezug auf ſeine galliſchen Völker in *Deutſchland* folgen müſſe, und es käme wohl darauf an, ob ihm auch hier mit ſeinem *leviſſimus quisque Gallorum* unbedingt zu trauen wäre. Denn, alle Verhältniſſe genau erwogen, *woher* ſollten in dieſe Striche zwiſchen Donau, Rhein und Mayn um die Zeiten des Tiberius und Druſus *Gallier* kommen? — (Daſs aber die Beſetzung des beſagten Diſtricts in *dieſe* Zeiten fällt, hat *Reichard* in ſeinen Abhandlungen über den *Limes Transdanubianus* und *Transrhenanus* der Römer in den allgem. geogr. Ephemeriden, Band X, IVtes Stück Weimar 1822. S. 361 dargethan). Etwa vom *linken* Rheinufer? Aber da ſaſsen bekanntlich ſchon *vor* Jul. Cäſar germaniſche Stämme. Rec. meint, Tacitus bevölkert die *agri decumates deſshalb* mit Galliern, weil er aus Cäſar erfahren, dieſe ſeyen einſt kriegsmächtiger geweſen, als die Germanen, und, da der Strom (Rhein) kein Hinderniſs bot, nach Deutſchland herübergedrungen. — Es iſt eine Conjectur, die er ſich aus des *divus Julius* Berichten zu machen erlaubt (Vgl. *Tacit. Germ.* 28 *init.*). Der Annahme, zu Tibers und Druſus Zeiten ſeyen aus dem *inneren* Gallien die unruhigſten Celten hieher verpflanzt worden, ſteht das gänzliche Stillſchweigen der Zeitgenoſſen über eine ſolche Verpflanzung entgegen. — Das Vertreiben der Bojer durch die Markomannen (*pulſis olim Bojis, Tac. Germ.* 42) haben ſchon *Welſer* und *Leibnitz* gebührend erklärt.

Seite 34 müſſen die Druckfehler 367 in 376, S. 77: 928 in 628, und S. 78: 447 in 747 verbeſſert werden.

Seite 36 iſt der Name der Sachſen richtig von der dieſem Volke eigenthümlichen Waffe abgeleitet: denn ſchon *Nennius* (bey *Phillips* I. 368, Not. 13) läſst den Hengiſt ſeine Truppen vor dem Eindringen auf den Feind mit folgenden Worten anreden: *En Saxones: Nimed Eure Saxes etc.* Und dieſe nationelle Bewaffnung des Sachſenvolkes glauben wir

noch in viel ſpäteren Zeiten, im Kriege Heinrich IV gegen die rebelliſchen Sachſen, wieder zu erkennen, als nach dem Zeugniſſe Lamberts von Aſchaffenburg in der heiſsen Schlacht bey Hohenburg an der Unſtrutt den 15ten Junius 1075 jeder einzelne Sachſe 2 bis 3 *kurze* Schwerter trug, mit welchen ſie, obgleich überfallen, doch ſo meiſterhaft fochten, daſs die mehrſten Edlen aus Schwaben und Baiern erlagen oder kampfunfähig wurden, bis von dem einen Flügel Hermann der Graf von Glizberg, vom anderen die *Babenbergiſche* Miliz unerwartet in den Feind brachen, und unterſtützt durch böhmiſche und lothringiſche Reiterey den Sieg für König Heinrich entſchieden.

Seite 68, Not. 13. Bajobaren kommen kurz nach Attilas Tod noch nicht vor, und von des Jornandes Stelle Cap. 55 — bekanntlich der *erſten* Erwähnung der Bajuvarier — haben ſchon *Leibnitz* in ſeiner Vorrede zu *Adlzreitter* und *Brunner*, ſowie *Schmeller* in ſeinem vortrefflichen Idiotikon bemerkt, dieſe Schilderung des Jornandes gelte von *ſeiner* Zeit.

S. 84 würden wir den Ausdruck „*berüchtigte* Geſandſchaft an den Papſt Zacharias" in einen milderen „*bekannte*" etwa, umändern. Leſenswerth iſt gleichwohl, was *Ekhart*, *Comment. de rebus Fr. Or. T. I. p.* 511, 512 über dieſelbe beybringt.

S. 88. 89. Gerade der richtige politiſche Scharfblick, welchen Hr. Z. an Thaſſilo II rühmt, ſcheint uns dieſem Herzoge faſt gänzlich gefehlt zu haben. Wir können uns hier, als an rechter Stelle, einer Bemerkung über die Natur der Quellen zur Geſchichte dieſes unglücklichen Agilolfingers nicht entſchlagen. Unſere Nachrichten über ihn entnehmen wir, beym Mangel baieriſcher Berichte, aus den fränkiſchen Annaliſten. Beſäſsen wir einheimiſche, inländiſche Chroniken, ſo erleidet es wohl keinen Zweifel, daſs dieſe, zumal wenn ihre Verfaſſer Anhänger Thaſſilo's geweſen wären, die Sache aus einem anderen Geſichtspuncte betrachtet und dargeſtellt haben würden, als jene fränkiſchen Chroniſten. Bey dieſen letzten hat natürlich der Frankenkönig in Allem und Jedem Recht, das Unrecht iſt auf Seite desjenigen, der gegen den Willen des Frankenherrſchers handelt. Die Bemühungen Thaſſilo's, das verhaſste fränkiſche Joch abzuwerfen, ſind in den Augen der fränkiſchen Geſchichtſchreiber ſtrafbarer Abfall und verdammenswerthe Rebellion von und gegen den rechtmäſsigen Herrn. Auch die Motive werden unter ſo gehäſſigem Geſichtspunct angegeben; nicht Thaſſilo an und für ſich lehnt ſich gegen Carl auf, ſondern die eigentliche Triebfeder iſt ſeine Gemahlin, die gottverhaſste Luitberga (*Deo odibilis, quae Francis ſemper inimiciſſima extitit*). Kurz, die fränkiſchen Annaliſten ſind, wie eine flüchtige Durchſicht derſelben ausweiſt, höchſt parteyiſch für Carl gegen Thaſſilo; und hätten wir nur *inländiſche* Nachrichten mit dieſen parteyiſchen Darſtellungen zu vergleichen, ſo könnte begreiflich die Schilderung von Thaſſilo's ganzem Benehmen getreuer und wahrhaftiger ſeyn, als dieſs jetzt der Fall iſt, ſelbſt wenn wir auf der anderen Seite auch einräumen, daſs die Inländer gleichfalls nicht ermangelt haben würden, Partey für ihren Herzog zu nehmen: alsdann käme nur der alte Spruch in Anwendung: *In medio veritas.* — Was ſollen wir aber beym gänzlichen Mangel baieriſcher Berichte mit jenen der Franken anfangen, die allein und ausſchlieſsend als *Quellen* vor uns liegen? — Haben wir das Recht, nach Vorlage der fränkiſchen Quellen, uns eine Geſchichte zu componiren, wie ſie ein Baier jener Zeit, ein eifriger Anhänger Thaſſilo's, etwa hätte fertigen können? Gewiſs nicht! Sondern offenbar dürfen wir hier nicht weiter gehen als die Quellen: was dieſe bieten, das müſſen wir geben, mit dem Beyſatze jedoch, daſs die fränkiſchen Annaliſten allerdings hier parteyiſch ſeyen. Alles Weitergehen und Selbſtſchaffen iſt, unſerer Anſicht nach, hiſtoriſch ſtreng verpönt. — Die Verhältniſſe Thaſſilo's zum Frankenreich, beſonders zu Carl dem Groſsen, genau erwogen, ſo gewinnen wir die — gewiſs richtige — Anſicht, es habe dieſem letzten agilolfingiſchen Herzog an Charakterfeſtigkeit und an politiſcher Durchdringung ſeiner Lage gemangelt. Man denke an Thaſſilo's Betragen beym Sturze des Deſiderius, an ſeine Lehnseide zu Worms und Augsburg!

S. 114—117. Die Hauptredaction der *Leges Alamannorum* geſchah, wie Hr. Z. S. 113 richtig bemerkt, unter Clotar II und Dagobert I. Aehnliches kommt bey den *Legg. Bajuv.* zu bemerken, obgleich Hr. Z. für eine frühere Redaction dieſer letzten *Leges* ſich aus dem Grunde entſcheidet, weil die Bajuvarier ſchon zeitig in fränkiſche Abhängigkeit gerathen ſeyen. Es iſt wahr, die Anfänge des baieriſchen Volkes ſind in Dunkel gehüllt, und alle Beſtrebungen, dieſes aufzuhellen, blieben bis jetzt ſo ziemlich erfolglos, und tragen den Charakter des Hypothetiſchen an ſich, wie ſehr man ſich auch bemüht, dieſe Hypotheſen für wohlbegründete Geſchichte zu geben. Irrig dagegen iſt es unſerer Anſicht nach, den Garibald ſchon im J. 553 in ſtrenge Abhängigkeit von den Franken zu verſetzen, da derſelbe erſt in Folge ſeines Bündniſſes mit Authari — alſo gegen das Ende der Regierung Garibalds — in dieſe gerathen zu ſeyn ſcheint. *Denique poſt aliquod tempus* (vorher Authari's Brautſchau) *cum propter Francorum adventum perturbatio Garibaldo Regi adveniſſet*, *vid. Paul. Diac.*, und zum J. 595 erfahren wir aus derſelben Quelle, daſs Thaſſilo I von Childebert zum König bey den Bajuvariern verordnet worden ſey. — Ueber die *Wariner*, von welchem Volke Hr. Z. muthmaſst, daſs aus ihnen ſich die Bajuvarier wenigſtens theilweiſe gebildet, würden wir gern einer näheren Erörterung entgegen ſehen. Die Quellenſtellen über dieſs intereſſante Volk ſind wohl: *Tacit. Germ. c.* 40. *Plinius IV*, 28, *Caſſiodor. Var. L. III, ep.* 3, *pag.* 39, *col.* 1 *edit. Venet.* 1729 *fol.* Vielleicht gehören auch aus demſelben Werke hieher *L. V, ep.* 1 *et* 2. Ferner *Procop. bell. Goth. L. II*, 15. *IV*, 20. — *Fredegar. c.* 15. (Vgl. *Zöpfl* S. 81, Not. 18 mit S. 114, Not. 2). —

Von Neueren: *Leo* im Hermes, Band XXXIV, 1 Hft. S. 103. *Kannegiesser* in seiner Uebersetzung des Procop. Band III, Not. 1. S. 233, 235 und *Wachter*, thüringische und obersächsische Geschichte, Thl. II, Leipzig 1826. S. 376, vorzüglich 381 ff., wo eine Geschichte der Warner aus den Quellen zu finden ist.

Wenn die Bajuvarier, wie *Mederer* bereits sehr gründlich erwiesen, *vor* dem J. 534 — dem Todesjahre Theodorichs von Auster, welcher im Prologe als Gesetzgeber der Franken, Alamannen und Bajuvarier angegeben wird — den Franken sich *nicht* unterworfen, sondern erst innerhalb der Jahre 536 – 541 sich ihnen angeschlossen haben: so fällt, was auch der Prolog sagen mag, denn hier entscheiden die Berichte des Procop und seines Fortsetzers Agathias, die erste ursprüngliche Redaction der *Leges* durch Theodorich von Auster dahin.

Ist es nun erwiesen, dass die Bajuvarier erst innerhalb der Jahre 536 – 541 den Franken unter milden Bedingungen sich angeschlossen haben, so lässt sich die erste Redaction erst in Folge dieses Anschlusses annehmen. Ob man aber hierin auch für die *weiteren* Angaben dem Prolog ganz unbedingt vertrauen dürfe, das wagen wir nicht zu entscheiden, da die Chronisten hierüber nichts berichten, und die bekannten Unruhen im Frankenreiche zu Ende des VI und Anfange des VII Jahrhunderts den früher unterworfenen Völkern so ziemlich freye Hand liessen. Derselbe Prolog schon bezeichnet die den Bajuvariern erlassenen Gesetze als *nicht aus einem Gusse*, Theodorich, Childebert, Chlotar und endlich Dagobert werden der Reihe nach als Beginner und Vollender dieser uud anderer Legislationen genannt. Wieviel — mit Ausnahme Theodorichs, welcher der Urheber dieser Gesetze *nicht* seyn kann — jeder davon ausgeführt, bleibt kaum auszumitteln. Dagobert I scheint gleichwohl vollendet und — für die merowingische Periode — abgeschlossen zu haben, was seine Vorfahren begonnen. Dagobert I, Chlotars II Sohn, regierte vom J. 622 in Auster allein, seit 628 bis 638 aber über das ganze Frankenreich: der Hauptsache nach ist das Gesetzbuch der Bajuvarier auf seinen Befehl redigirt worden. Einflussreiche Männer, welche das Ganze leiteten, waren Bischof Arnulf von Metz und der Majordom Pippin, unter Dagobert diejenigen, welche eigentlich regierten. — *Carl Theod. Gemeiner*, in seinem höchst seltenen Werke — es wurden bloss 40 Exemplare für dessen Freunde abgezogen — „Geschichte der altbaierischen Länder, ihrer Regenten" u. s. w. Regensburg 1810. 4, behauptet S. 23, das Gesetzbuch sey wenigstens *sechsmal* redigirt worden, und giebt in der Note 52 folgende Nachweise: „Unter Clotar II und Dagobert I war die fränkische Gewalt am fühlbarsten. Theodorich I († 534), Childebert II, † 596, Clotar II, † 628 und Dagobert I, † 638 — alle vom Prolog aufgeführt — redigirten diese Gesetze. Einmal geschah es ferner von *Carl dem Grossen*, und noch einmal, wo nicht mehrmal, von den Herzogen *Odilo* und *Thassilo II* in den Zeiten ihres Abfalls und ihrer Empörung. Von dieser letzten Redaction, die der Zeitfolge nach die fünfte ist, kann man sich überzeugen, wenn man die Varianten der *Legg. Bajuv.* bey *Baluze*, *Georgisch* und *Mederer*, und die Lesarten der ältesten davon vorhandenen Handschriften kritisch berücksichtigt. Von der *Carolingischen* Redaction soll Carl M. selbst im *Sermo de fundatione Aquisgranensis Basilicae* in *Miraei Codice donationum piarum c.* 11 gesagt haben: *deinde prout cunctis placuit prudentioribus regni nostri, legem Saxonum, Noricorum, Suevorum, Francorum, Ripuariorum, Salicorum, sicut mos et potestas imperatorum est et omnium antecessorum meorum semper fuit, distinxi, distinctam sub auctoritate regia et imperatoria stabilivi etc.* Erscheint auch dieser *Sermo* den Kritikern verdächtig, so ist doch an einer neuen Revision der Gesetze zu der Carolinger Zeiten aus anderen Gründen nicht zu zweifeln."

Dass die *Leges Wisigothorum* den bajuvarischen entlehnt seyen, wie *Savigny* und *Eichhorn* behaupten, widerlegt Hr. Z. S. 116, Not. 6 recht gründlich, wiewohl schon *Aschbach*, Geschichte der Westgothen, S. 275, 276 die Verhältnisse dieser beiden *Leges* zu einander ins rechte Licht gesetzt hat.

S. 154, Not. 16. Ueber den Pseudo-Isidor verweisen wir auf eine von Dr. *Möhler* in der Tübinger theolog. Quartalschrift 1829, 1832 erschienenen Aufsatz, auf welchen Hr. Dr. *Phillips* in der Vorrede zu seinem zweyten Bande S. V mit Recht aufmerksam macht.

Wir schliessen diese unsere Bemerkungen über Hn. Zs. vortreffliches Werk mit dem Wunsche, der Vf. möge doch ja seinem Versprechen gemäss die 2te und 3te Abtheilung rasch folgen lassen, und geben uns der angenehmen Erwartung hin, dass auch diese Abtheilungen, wenn sie, wie es sich wohl nicht anders erwarten lässt, mit derselben Gründlichkeit gearbeitet sind, wie die erste, vom sachverständigen Publicum mit ungetheiltem Beyfall werden aufgenommen werden.

Dr. G. Th. R. in B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Apollonii Sophiſtae Lexicon Homericum ex recenſione Immanuelis Bekkeri.* 1833. IV. u. 198 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Was der berühmte Herausgeber mit dieſem neuen Abdrucke von Apollonius Wörterbuche zum Homer bezweckte, kündigt er ſelbſt iu der kurzen Vorrede mit Folgendem an: „*Apollonii Sophiſtae unum ſupereſſe codicem conſtat, Coislianum illum, de quo dictum eſt Anecdot. noſtr. p.* 1065. *eum codicem deſcripſit Montefalconius, publicavit Villoiſo, viri verſandorum* codidum (ein böſer Druckfehler!) *peritiſſimi. eundem noviſſimus lexici Homerici editor, Hermannus Tollius, et inſpexiſſe ſe narrat et cum apographo Montefalconiano contuliſſe. exhauſtum putes libellum exiguum, nec potuiſſe fieri ut ulla ejus lectio contentam tot oculorum aciem lateret. latuere multae cum aliae tum locorum Homericorum. quas ego codice ab integro excuſſo ita protraxi, ut ubicunque a deceſſoribus meis tacitus diſcedo, auctore diſcedam codice.*“ Auf dieſe Verſicherung hin iſt denn auch bereits öffentlich behauptet worden, daſs für Homeriſche Kritik aus Apollonius ohne Einſicht der *Bekkerſchen* Ausgabe ſich nichts mit Zuverläſſigkeit ſchöpfen laſſe. Rec. wird darauf noch ſpäter zurückkommen, und giebt zuvor die äuſsere Einrichtung des Buches, das er in Ermangelung des theueren und ſeltenen *Villoiſon'ſchen* Abdrucks mit der Ausgabe von *H. Toll* verglich, an. In ihm nun folgt auf das angezogene kurze Vorwort S. 1—171 der griechiſche Text, dem die angeführten Homeriſchen Stellen, die Abweichungen der Handſchrift von den Herausgebern, manche Verbeſſerungen anderer Gelehrten, wie von *Alberti, Küſter, Toup, Tyrwhitt, Villoiſon, Toll, Slothouwer, Ruhnken, Baſt, Lehrs* und die Vorſchläge Hn. *B's.* untergeſetzt ſind, darauf S. 172—195 ein Verzeichniſs, das die behandelten Worte und die von *Apollonius* angezogenen Schriftſteller und Grammatiker mit umfaſst, während dafür in den früheren Ausgaben ein beſonderer Nachweis war.

Um von Hn. *B's.* Index zuerſt zu ſprechen, ſo vermiſſen wir bey den erwähnten Schriftſtellern zuweilen die erfoderliche Genauigkeit. So wird Apollonius, Charis Sohn, wie er zum Unterſchiede von vielen gleichnamigen heiſst, nicht bloſs 171, 17, ſondern auch 162, 14 unter Φήνη erwähnt; ſo fehlt die Berufung auf Heliodorus aus 141, 5. *Herodorus* rieth *Villoiſon* in dem Artikel ἐπιβώτορι μήλων bey Hn. *B.* 72, 20 ff. herzuſtellen. In unſerer Ausgabe aber heiſst es: ἐ. μ. ἤτοι βοσκήτορι, οἷον ἐφιππαστῆρι· οἱ τῶν βασιλέων υἱοὶ πρῶτον ἐπὶ κριῶν εἰώθασιν ἐπιβαίνειν, ὡς καὶ Ἡρόδοτός φησιν· „ἐπιβότωρι μήλων παναπάλῳ, οἷοί τε ἀνάκτων παῖδες ἔασιν. Hr. *B.* begnügt ſich, hier den Homeriſchen Vers Od. 13, 222 nachzuweiſen, ſetzt aber in dem Verzeichniſſe die *Villoiſon'ſche* Muthmaſsung Ἡρόδωρος für Ἡρόδοτος, von der man durch ihn nichts erfährt, und die uns wenigſtens ungewiſſer dünkt, als *Heliodorus*, da dieſer oft, *Herodorus* nie bey Apollonius vorkommt. Auch lernen wir aus Homer und *Villoiſon*, daſs es ἐπιβώτορι heiſsen müſſe, und die ſinnloſe, auf die Verwechſelung von ἐπιβήτωρ und ἐπιβώτωρ ſich gründende Erklärung, wenn ſie auch bey anderen, wie Heſych I, 1345, vgl. *Victor. variar. lection. VIII. c.* 9, ſich vorfindet, ſchon von *Reland* und *Joſeph Scaliger* mit Fug und Recht verworfen ward.

Was nun die Gloſſen ſelbſt anlangt, ſo iſt auch hier Hr. *B.* mit ſeinen Vorgängern in groſsem Zwieſpalte. Dieſs zu bezeugen, geben wir nur die Artikel aus dem Anfange des Buchſtaben *A*, die bey *Toll*, nicht aber im *Bekkerſchen* Regiſter, ſtehen, und umgekehrt. Jene ſind: ἀάσατο, ἀγαπήνορα, ἀγάσσατο, ἀγείνεον, ἅγματα, ἀγνοίησι, ἀελλής, ἀελλόπος, ἀέλποντες, ἀϊδρείησι, ἀΐξαντες, αἰόλλει, αἴσημα, ἀκέοντο, ἀκήδεστοι, ἀκήδησεν, bey *Toll* dagegen vermiſst man: ἀβιῶν, Ἀγαυοὶ (als Eigenname), ἄγειν, ἀγηνορία, ἀγκαλίς, ἀγρεῖτε, ἀδαημοσύνη, ἀεσίφρων, ἀζαλέη, ἄζη, ἅζετο, Ἀΐδης, Ἀϊδωνεύς, αἰετηδόν, Αἴπυτος, αἰχμάζειν. Dieſer groſse Reichthum Hn. *Bs.* erklärt ſich daraus, daſs er auch die unter dem Hauptartikel gelegentlich erläuterten Formen beſonders aufführte, wie Ἀΐδης u. Ἀϊδωνεύς unter Ἀΐδι, *Toll* nur das erſte verzeichnete, bisweilen ſcheint dieſs freylich unnöthig. Der Mangel dagegen entſprang aus der Uebergehung ſolcher Ausdrücke, die auf Conjecturen ſich ſtützen, oder vom H. verbeſſert wurden. Allein Einzelnes durfte nicht übergangen werden, wie ἀάσατο 2, 9, ἀελλόπος 9, 30, wofür freylich Hr. *B.* ἀελλόπιος bietet. Blieb ferner im Texte 6, 8 ἀγείνεον und 16, 13 αἴσημα unangetaſtet, ſo durfte auch im Regiſter nicht erſt ἀγίνεον und αἴσιμα, ſo unbezweifelt beides iſt, gebeſſert werden, und ſollte dieſs ja geſchehen, ſo war auch ἀγνοίησι aus 8, 20 für das verſchriebene ἀγνοίησεν in das Verzeichniſs aufzunehmen. Daraus ergiebt ſich, daſs, um genau zu wiſſen, was in Apollonius Lexikon ſtehe, ſelbſt beide Verzeichniſſe nicht genügen, und man oft genug das Lexikon ſelbſt aufſchlagen und in ihm auch noch

das Wahre vom Falschen sondern müsse. Das dritte recht brauchbare Verzeichniss der älteren Ausgaben, in welchem die von *Apollonius* aus Homer namhaft gemachten Stellen nachgewiesen werden, hat Hr. *B.* ganz übergangen, was um so weniger zu billigen seyn möchte, da es die leichte Uebersicht dessen, was man hier zu suchen habe, gar sehr vermittelt. Zwar erkennt Rec. das Verdienst Hn. *B's.* in der mehrfachen Berichtignng jener Verse aus der Ilias oder Odyssee willig an; denn der Gebrauch der griechischen Uncialbuchstaben für die einzelnen Bücher hatte in den früheren Ausgaben die so leichten Verwechselungen von Α, Δ, Λ und Ξ Ζ nicht selten veranlasst, und auch die Verse waren oft irrig angegeben. Dennoch aber wird schon um dieses Mangels willen der Abdruck Hn. *B's.* weniger brauchbar. Auch hat Hr. *B.* nur da, wo wenigstens zwey Worte aus Homer stehen, den betreffenden Vers angezogen, während doch der Vf. des Lexikons offenbar auch die einzelnen Ausdrücke auf Homer begründete, und *Toll* und *Villoison* diess sonst immer nachweisen. So sollten, um nur Ein Beyspiel zu erwähnen, im Anfange des Buchstaben K zu καγχαλόωσα, καδδέθορε, καδδραθέτην die Homerischen Stellen, weil sämmtliche Ausdrücke nur einmal vorkommen, beygeschrieben seyn.

Jedoch wenden wir uns von diesen, wie es Rec. scheint, nicht zu übersehenden Unvollkommenheiten des Wortverzeichnisses, zu dem Werke selbst, so erkennt man gewiss leicht an ihm manche Vorzüge vor den früheren Abdrücken desselben Buches. Dahin rechnen wir zuerst einzelne, wie der Augenschein lehrt, richtige Umstellungen in der Folge der Artikel. So ist 55, 20 ff. γουνῶ γοργῶ γραπτῦς genauer als γουνῶ γραπτῦς γοργῶ, S. 78, 2 ἐσφήκοντο ἐσχάρα natürlicher als das Umgekehrte. Aehnliches zeigt sich das. 19 ff. 93, 3 ff. 100, 27 ff. 110, 12 ff. 129, 25 ff. 147, 14 ff. und anderwärts. Fragen läst sich dabey freylich, warum 58, 24 διακριδὸν und δι' ἄκριας umgestellt ward, und dem ähnliche Zweifel begegnen uns 87, 25 und 132, 5. Auch das Herausschneiden einiger Glossen, wie S. 75 ἐπιβαλλόμενος nach ἔπλετο, lassen wir uns gern gefallen, da diess schon 72, 19 ganz gleichlautend vorhanden ist.

Ein zweyter Vorzug unseres Abdrucks liegt in den mannichfachen durch ihn gegebenen Berichtigungen. Diese sind: einmal in den Tonbezeichnungen, wie 2, 22 ἀβλήχρ' οὐδενόσωρα für ἀβλῆχρ' οὐδ. 9, 28 ἀελλῶν f. ἀέλλων, 10, 26 ὠνομάσθαι st. ὠνομᾶσθαι, 15, 33 αἰόλοι, 21, 8 Θερσῖτ' ἀκριτόμ., 42, 16 ἀργεστᾶο νότοιο nach Vorschrift der Grammatiker für ἀργέσταο, 52, 24 ῥᾶγας, 56, 14 δεδαμάσθαι, 74, 6 ἐπιδιῶξαι, 77, 18 γῦπες, 99, 17 κύτος, und ebenso ist ὅτε häufig in das Distributivum ὁτὲ mit Recht verwandelt, siehe 23, 26. 25, 2. 30, 23. 76, 24. 77, 27. 82, 33. 83, 1. 2. 137, 33. 134, 32; sodann in den Spirituszeichen. Von dieser Gattung sind: 2, 23 μένος ἁμὸν ἐρύξει vergl. 27, 18 oder 106 bey *Toll.* 4, 18 συναγωγὴ ἢ ἄθροισις für ἡ ἄθροισις. 9, 25 ἀνδρῶν εἰλομένων st. εἱλομ. 43, 8 ἁρπαστῶς f. ἀρπ. 49, 11 ἀφόωντα st. *Villoison's* ἀφ., siehe Il. 6, 322. *Zonar.* 358. *Hes.* I, 648 und Andere. Ob aber Alles der Art Beyfall verdiene, will Rec. nicht entscheiden; doch meint er, dass 78, 21 εὖ schon wegen der zuerst genannten Beyspiele aus Il. 20, 464. 24, 293 irrig sey, indem entweder mit *Villoison* εὖ oder auch ohne Spiritus ευ gesagt werden musste, da zuletzt für das Adverbium Il. 235 erwähnt ist. Bedenken erregen auch 35, 1 aus Od. 2, 300 σιάλους τ' εὕροντας ἐν αὐλῇ, wo die früheren Ausgaben σ. θ' εὕοντας lesen, vergl. Eustath. z. Od. 1446, 20 ff., 84, 24 ἡπύει und ὑπύτα, 133, 20 ἕσσαντο, vergl. *Meinehe* zu Euphor. S. 157. Hier würde wenigstens eine Belehrung über die Schreibart der Handschrift nicht überflüssig gewesen seyn. Dasselbe gilt von mancher anderen Eigenthümlichkeit Hn. *B's.*, wie von dem auch sonst von ihm eingeführten κλῇδες, von dem ρρ ohne Spiritus, dem einfachen ρ oder σ in der Mitte der Wörter, wie 72, 18 ἐπερήσεσκον, 20, 27 ἀκαλαρείτης oder 10, 28, 62, 1 ἀεικίσωσι, 10, 32 δαμάσας, 100, 2 ὀπίσω, 127, 27 ἐφοπλίσειας 159, 12 ὑπεροπλίσαιτο. Wohl glaublich scheint es, dass die Handschrift so gab, da muthmasslich nach ihr auch der entgegengesetzte Fehler angetroffen wird, als 15, 5 αἰδέσσεται im Widerspruch mit Homer und den früheren Ausgaben, 51, 27 βλοσσυροῖσιν, wo der Codex die auch sonst häufige Irrung anerkennt, 106, 3 κώεσσιν. Aber schon dieses Schwanken bewährt, wie gering die aus jener Handschrift für Dinge der Art zu holende Entscheidung sey.

Ferner sind auch manche Worte durch Weglassung oder leichte Aenderung in ihnen glücklich geheilt. Auch davon mögen wenige Belege genügen: 10, 12 wird ἐπὶ mit *Villoison* in ὀπὶ verwandelt, wodurch freylich nicht Alles beseitigt ist, 25, 26 τοῦ σφαττομένου ἱερείου gleichfalls nach *Villois.* für ἱερίου geschrieben, ebenso 42, 16 ἀρειῇ für ἀρῇ. Das Gegentheil ist in 59, 4. 5 δινωτὴν und δινωτῆσιν statt δειν. geschehen, nicht unähnlich sind 55, 14 τοὺς δρακοντώδεις (st. δρακοντώδης) δακτυλίους, was neben *Villoison* 66, 19 verlangt, 97, 20 χωρίσας f. χωρήσας, 128, 31 συνθῆναι f. συνθεῖναι. Wenn aber in diesen nnd ähnlichen Fällen der H. bald auf Anderer Rath, bald nach eigenem Gutdünken von der Handschrift abging, so sehen wir nicht ein, warum er anderwärts offenbare Fehler beybehielt, wie 10, 31 πεπηγώς, 12, 11 βαθείῃ für βαθεῖ' ἦν, 14, 9 κρίοντα, was 103, 35 verwirft, 18, 13 αἰδρίῃσι, 18, 22 ἄκρης πόλεως, wo das Verzeichniss mit *Toll* ἄκροπόλιος hat, 22, 20 ἁλίεες, was weder mit Homer noch mit 60, 30. 159, 11, wo der Index wieder dem Texte entgegentritt, im Einklange ist, 25, 23 ἐξαίχματα, wenn gleich das Homerische durch 80, 22 beglaubigt ist, 68, 29 und 30 ἔνδειος, ἐνδείνων τῶν ἐντοσθειδίων, 90, 11 ἱερεια (*sic!*), 115, 26 νεῶν f. νέον, 121, 11 ὀνειρίῃσι πύλῃσιν, 145, 5 κεκλημένος, was widersinnig ist, 136, 8 εἰλιτόμηνον. Rec. weiss nicht, ob auf Abweichungen solcher Art, die sich in Menge finden, das Vorwort geht; allein dass sie fast

ſämmtlich für Homeriſche Kritik ganz nutzlos ſind, leuchtet von ſelbſt ein. An manchen anderen Orten liegt theils in Homeriſchen, theils auch in den Worten des Lexikographen der Fehler ſo klar zu Tage, daſs wir uns wundern, wie Hr. *B.* mit Stillſchweigen darüber hinwegging. Auch davon nur einige Belege: S. 15, 24 iſt nur durch Wiederholung zweyer Buchſtaben, wie ſchon der Accent lehrt, φάρμακακ' ἀκ. irrig geſchrieben; ein gleiches, wenn auch ſchwerer zu erkennendes Verderbniſs iſt S. 52, 5 βουλυτός ἡ δειλινή, ἡ ὀψία, ὅτε οἱ βόες ἀπολύονται τῶν ἔργων., wo es nach Tilgung des zweyten Artikels heiſsen muſs: β. ἡ δειλινὴ ὀψία, vergl. Etym. m. 208, 28. Zonar. 389. Suid. I. 447. S. 34, 31 ἀνεκήκιεν ἀνεπίδα ſprechen ſchon die Zuſätze ἀνεβάλλετο, ἀνεμόλυνεν für das *Villoiſonſche* ἀνεπήδα; und könnte man auch auf ἀνεπίδυε rathen, ſo wird jenes dennoch durch Euſt. 680, 20. Phavor. 187, 29. Heſych. I, 361 auſser Zweifel geſetzt. S. 70, 4 ἐξαπάφοιτο ἐξαπατήσει iſt das Futurum gewiſs falſch; aber es würde zu unterſuchen ſeyn, ob *Villoiſon's* ἐξαπατήσοι oder ἐξαπατήσαι das Wahre ſey. S. 73, 21 ſind in dem Homeriſchen Verſe aus Il. 16, 392: ἐξ ὀρέων ἐπὶ κάρ' μηνύθει der Apoſtroph und die falſche Form zu tilgen. S. 86, 7 καὶ τὸ κατὰ ψυχὴν δὲ χαίρειν καὶ διαμάχεσθαι ἰαίνεσθαι λέγεται war, wie das Vorhergehende und 89, 23 beweiſen, διαχεῖσθαι ohne alles Bedenken mit *Villoiſon* einzuſetzen. S. 94, 25 muſste aus Od. 18, 182 προςώπατα καλὰ κάθ. hergeſtellt werden, da *Vill.* πρόςωπά τε ſinnlos iſt, und Hn. *B's.* πρόςωπα τὰ dem Wahren ſehr nahe kommt. S. 81, 2 κῦσε δὲ ζείδωρον ἄρουραν unterſagen die falſche Betonung *Villoiſon* und das Maſs in Od. 5, 463: daſſelbe gilt von ῥῖον 139, 6, wenn nicht hier ein Verſehen des Setzers obwaltet, was freylich auch von anderen Stellen ſich denken läſst, leider aber das Vertrauen zu dem richtigen Abdrucke der Handſchrift ſchwächt.

Erfreulicher ſind andere durch ſprachliche Gründe gerechtfertigte Aenderungen, wie das durchgehende ὅταν δὲ λέγῃ, wo die früheren ὅτ' ἂν δὲ λέγει gaben, man ſehe 68, 11. 32. 75, 22. 78, 2. 87, 11. 93, 13. 96, 11. 98, 1. 21. 103, 12, 33. 104, 4. 115, 14. 122, 8. 124, 7 u. ſ. f. und auf gleiche Weiſe 141, 3 ὅταν δὲ φῇ für φησι, nicht minder ἀναθηματικός für ἀναθεματικός z. B. 35, 4. 40, 32. 107, 36. 154, 30, ferner τουτέστι anſtatt τοῦτ' ἔστι 17, 4. 130, 5. 131, 14. 132, 32. 135, 30. 136, 33 und anderwärts, οὕτω anſtatt οὕτως bey nachtretendem Conſonant, ſo 3, 17. 5, 17.

Um aber noch klarer darzuthun, in wie geringem Grade die Behauptung von groſsen, erſt durch Hn. *B.* mitgetheilten Verſchiedenheiten in den Homeriſchen Verſen ſey, hält Rec. es nicht für überflüſſig, ein paar Buchſtaben der Reihe nach durchzugehen, und er wählt dazu Α bis mit Ξ, mit Hinzufügung der Stellen, wo die Gloſſe ſelbſt ſich auf Homer bezieht, und unſer Herausg. dieſe Beziehung nachzuweiſen unterlieſs. Hier nun finden wir unſere Ausgabe mit der von *Toll* und meiſt auch dem *Wolfiſchen* Homer im Einklange 106, 21. 24. 33. 107, 14. 21. 28. 34. 36. 108, 1. 16. 28. 29. 32. 109, 1. 3. 4. 16. 26. 110, 2. 9. 11. 12. 14. 20. 32. 111, 1. 5. 8. 10. 13. 29. 30. 31. 33. 34. 112, 7. 14. 16. 20. 22. 30. 35. 113, 2. 114, 1. 7. (jedoch mit einer übergeſchriebenen Variante) 13. 28. 30. 31. 35. 115, 2. 6. 11. 14. 23. 25. 116, 1. 27. 32. 117, 3. 9. 10. 11. 24. (wo Hr. *B.* mit Unrecht die zweyte aus Il. 7, 5 erwähnte Stelle anzuführen unterläſst). Somit iſt in den bey Weitem meiſten Stellen volle Einſtimmung, die ſich auch in folgenden gemeinſchaftlichen Fehlern offenbart, nämlich auf S. 107, 28. 30. 37. 111, 17. 30. 32 (νεώς), 113, 19. 115, 19. 26. 29. 116, 10. 117, 8. 16. Die Abweichungen nun beruhen auf Folgendem: einmal auf Uebergehung einiger Worte, die *Villoiſon* muthmaſslich aus Homer anfügte, wie 109, 10. 110, 36. 112, 2. 113, 9. 14, weiter auf Hinzufügung einer Silbe 111, 13, auf Weglaſſung dergleichen oder eines Buchſtaben 111, 32. 117, 15 und auf einer Buchſtabenveränderung 115, 10 ἐγγαστρί aus Il. 5, 537. Dazu kommen unſerer Ausgabe eigenthümliche Fehler, wie 107, 24 λέβητ' ἔλε. 108, 3 ὠδύρετο. Z. 4 παρ' αὐτῶν ἔχον, was dem Gewöhnlichen αὐτόν näher liegt, als *Villoiſ.* αὐτῷ ἔχ. Z. 9 λευρῷ ἐνι χώρῳ mit irrthümlicher Betonung, 109, 5 ὑπὲρ λόφον, wo *Villoiſ.* nach der ehemaligen Vulgate ὑπαὶ λόφον einſetzte, 111, 9 οὐδέ τί σε χρὴ für με, 113, 1 ἐπιχθονίων. Z. 11. 12 δὴ ſtatt ἤδη und πεφευγμένον für πεφυγμένον. 114, 4 ἀνθρώπων u. μυιῶν, dieſes auch ſonſt oft ſo geſchrieben, 115, 27 ἡβόωντα. Dagegen ſind etwa nur fünf Stellen durch dieſen Abdruck wirklich berichtigt, nämlich 107, 12 κατέχων κεφ. Z. 32 αἱμασιάς τε λέγων, 108, 31 λὶς ἠϋγένειος, nicht aber λὶν, wofür λῖν bleiben muſste, ſiehe *Lehrs de ſtud. Ariſtarch. Homer.* 266 ff. 115, 15 ἔνθ' εἴη ἢ ἔνθα, wo ſo wenigſtens mehrere Kritiker laſen. 112, 1 μή τι κακ. Hievon hat aber das zweyte und letzte Beyſpiel bereits *Villoiſon* nach Homer verbeſſert, und folglich bleiben nur drey Stellen übrig, die durch Vergleichung der Handſchrift etwas gewonnen haben. Nicht bedeutender dürfte die Ausbeute für Homer anderwärts ſeyn, und aus dieſen Gründen ſcheint uns nicht nur das Urtheil Hn. *B's.* über dieſe Abweichungen einigermaſsen übertrieben, ſondern auch die Meinung derer, welche für Homeriſche Kritik nur erſt vorliegenden Abdruck für brauchbar erklären, irrig. Eine Anſicht, die um ſo ungerechter iſt, je ſorgfältiger *Villoiſon* und auch *Toll* bey dergleichen Varianten die betreffenden Homeriſchen Stellen verglichen, und das in ihnen Verſchiedene nachwieſen. Freylich ſcheint *Villoiſon* zuweilen den Anfang einzelner Verſe, der im Codex nicht war, hinzugethan zu haben; allein das iſt in der Hauptſache gleichgültig; denn in den bey Weitem meiſten Stellen hat er entweder die richtige Lesart der Handſchriften gegeben, oder das Fehlerhafte, das ſie bot, genau bezeichnet; aber daſs der Abſchreiber derſelben nachläſſig und unwiſſend verfahren ſey, wird Niemand in Abrede ſtellen. Dennoch leugnen wir

keineswegs, dafs zuweilen erst durch Hn. *B.* die wahre Lesart uns bekannt geworden sey; nur ist diefs weder fo häufig noch in fo bedeutendem Grade der Fall, als es fcheinen könnte.

Noch müffen wir der Verbefferungen des H's., die theils aufgenommen, theils beygegeben find, kurz gedenken. Sie find zum grofsen Theil, hat es auch Hr. *B.* nicht für nöthig erachtet, die Sache näher zu erweifen, meift fehr annehmlich, und vielen wird von einem künftigen Bearbeiter des Apollonius die Aufnahme nicht zu verfagen feyn. Diefs genauer zu erweifen, führen wir die zum Buchftaben O gehörigen, in foweit fie ausfchliefsendes Eigenthum des H's. find, vollftändig an. S. 119, 6 οἰόθεν οἶος ἐκ μόνου μόνος, ὅπερ ἴσον τῷ μόνος πρὸς μόνον ift der im Codex ausgefallene Artikel mit Recht ergänzt; *Villoifon* wollte weniger im Sinne eines Erklärers des Dichters: ὥπερ ἴσον μ. πρ. μ. Z. 8 τούτῳ δὲ ἰσοδυναμεῖ τὸ οἰκόθι foderte das erfte für das Neutrum τοῦτο die Verbindung — S. 120, 28 ὁμοκλὴ ἀπειλή, καὶ ὁμοκλοτῆρος· σημαίνει δὲ καὶ τὸ ὁμοῦ ἐγκελεύσασθαι für ἐκκελ., vergl. Etymol. m. 625, 14. — S. 121, 3 ἀλλὰ διὰ τοῦ ἔμπης αὐτὴν ἐκφέρει mufste wohl das im Codex befindliche ἀλλ' ἀεὶ διὰ beybehalten werden, fo urtheilen auch *Villoifon* und *Lehrs de ftud. Arift. Homer.* 119, dem zufolge das Nachkommende verftümmelt und verdorben ift. — Z. 9 ἀρσενικῶς δὲ ὄνειρος ἢ παρὰ τοῦτο ἢ παρὰ τὸ τὸ ὂν εἴρειν, τουτέστι τὸ ὕπαρχον λέγειν, halten wir, fo leicht auch der Artikel ausfallen konnte, dennoch diefe Wiederholung gegen die Handfchrift nicht für unumgänglich nöthig, da der fubftantielle Begriff durch den Zufatz hinlänglich bedingt wird. — S. 122, 23 ὀρέξατο ὥρμησεν· οἱ δὲ διέβη εἰς τὸ καταστρέφειν. ift die Vermuthung Hn. *B's.*: *„immo* ὃ εἰς τὸ αὐτὸ καταστρέφει" eben fo unverftändlich als das Hergebrachte, und wir glauben, dafs dadurch der etwaige Fehler nicht befeitigt werde. Z. 28 ὀρέχθεον. τινὲς οὖν εἶπον ἀπὸ τοῦ ὀρούειν συνεσχηματίσθαι, ὅ φασιν εἶναι τὸ μετὰ θορύβου τὴν σφαγὴν ὑπομένειν hat die Muthmafsung des Herausg. ὠρύειν Manches für fich, f. *Vened.* Schol. zu Il. 23, 30. Euft. 1085. 60. Schol. zu Apoll. Rhod. I. 275. Dennoch ift fie problematifch. — S. 123, 8 διὰ τὸ τὴν ὑγρότητα χωρισμὸν ἀπὸ τοῦ γάλακτος λαμβάνειν, ift der Artikel zweckmäfsig eingefchoben. — S. 125, 6 λέγει καὶ οὐροὺς τοὺς τόπους ἐν οἷς ἐνεώλκηνται αἱ νῆες fragt Hr. *B.*: *„quidni* νενεώλκηνται?" Wir wiffen auch den Grund nicht, machen aber darauf aufmerkfam, dafs zu Hefych. II, 857 die nämliche Form als aus Photius handfchriftlichem Lexikon erwähnt wird: dennoch ift es glaublich, dafs Photius und Apollonius Wörterbücher dort verwechfelt find, denn bey Photius finden wir nichts der Art, und *Schleusner* zu Phot. S. 298 bezieht fich nur auf unfere Stelle, ohne irgend einen Anftofs zu nehmen — S. 125, 17 wird mit *Villoif.* τοὺς eingefchoben, ὀχῆας für ὀχῆες gefchrieben, und diefes vor καὶ zu fetzen geboten. Wenn wir auch die beiden erften Vorfchläge für gültig anerkennen, fo fehen wir doch keinen zwingenden Grund zu diefer Umftellung, da die griechifche Sprache, fo gut wie die unfrige, beide Arten der Wortfolge geftattet. Zu dem Erwähnten fügen wir noch kurz einige andere Vorfchläge. S. 6, 28 ἀγελείην λείαν ἄγουσαν, οἷον λάφυρα will Hr. *B.* ὅ ἐστι, *Baft* im Append. zur *epift. critic.* S. 51 billigt das Handfchriftliche, und auch uns fcheint es felbft vorzüglicher, überhaupt ift wohl Hr. *B.* zu freygebig mit diefer Verbefferung. Man fehe 21, 28. 26, 28, 11. 34, 21 und anderwärts. S. 23, 32 ἀλφεσίβοιαι ἀλφαίνουσαι βόας, τουτέστιν ἀναλαμβάνουσαι fragt Hr. *B.*: *„nonne* ἕδνα ἀναλαμβάνουσαι?" was unnöthig fcheint, da ἀναλαμβάνουσαι lediglich das vorhergehende Zeitwort in gewöhnlicher Art erklärt, die Sache felbft aber gleich darauf weitläuftig erörtert wird. S. 22, 5 ἀλόχου ὁμολέχου, γυναικὸς κατὰ νόμους wird ὁμολεχοῦς oder ὁμολόχου empfohlen, wovon diefes den Vorzug verdient; fiehe Etym. m. 70, 30. Zonar. 128; allein die falfche Abart ὁμόλεχος ift in den Grammatikern nicht eben felten, z. B. im Etym. Gud. 39, 2. 5, bey Phavorinus und anderen; jedoch hält fie auch *Paffow* im gr. Wörterb. unter ὁμόλεχος für unächt. S. 45, 7 ἀστεμφὲς ἀσφαλές, ἀμετακίνητον· ὅθεν καὶ τοὺς γερογνώμονας (*Villoif.* ἱερογνώμονας) ἀστεμφεῖς λέγομεν, οἷον ἀστρεμβεῖς, τουτέστιν ἀστρεφεῖς. *Villoifon's* ἰσχυρογνώμονας liegt zu fern; fehr gefällig ift Hn. *B's.* στερεογνώμονας, ob Rec. gleich dafür keine Belege aus Grammatikern weifs; möglich ift es daher, dafs Apollonius urfprünglich ἀσυγγνώμονας las, was Phavorin. 128. c. Vened. Ausg. unter ἀστεμφής beybringt.

Uebrigens zweifeln wir keinen Augenblick, dafs eine genaue Vergleichung des vorliegenden Werks mit anderen, namentlich Homerifchen Grammatikern, noch manche bis jetzt überfehene Wunde enthüllen, und ihr auch Heilung gewähren werde. Da aber der Herausg. darauf nicht einging, fondern nur einen treuen Abdruck der Handfchrift mit gelegentlichen Berichtigungen uns bietet, fo liegt eine tiefere Erörterung jenes Gegenftandes über der Sphäre diefer Ausgabe und der ihres Beurtheilers. Nehmen wir demnach mit aufrichtigem Danke das an, was uns Hr. *B.* aus dem reichen Schatze feiner Gelehrfamkeit und Belefenheit hier mittheilte. Wenn Rec. fich hin und wieder erlaubte, an der Untrüglichkeit desfelben zu zweifeln, fo ift er dennoch von der tadelfüchtigen Bekrittelung derer, die in der Herabfetzung eines um die alte Literatur fo verdienten Mannes, wie Hr. *B.* ift, fich ein Denkmal eigenen Ruhmes zu fetzen glauben, weit entfernt. Allein die Gerechtigkeit fchien ihm zu verlangen, das Verdienft der früheren Herausgeber diefes Wörterbuches nicht fowohl gegen Hn. *B.*, der es überall bereitwillig anerkennt, wohl aber gegen folche, die ungeprüft darüber aburteln zu können glauben, in Schutz zu nehmen.

F. Sr. Sx.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
DECEMBER 1834.

TOPOGRAPHIE.

Bonn, b. Habicht: *Die Stadt und Universität Bonn am Rhein* mit ihren Umgebungen und zwölf Ansichten dargestellt von Dr. *B. Hundeshagen.* 1832. VIII und 256 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Bonn bietet so viel Wichtiges aus alter und neuer Zeit dar, und seine herrliche nächste Umgebung hat so viel Grofsartiges und Merkwürdiges, dafs es wohl der Mühe werth war, ein eigenes Buch der Schilderung dessen zu widmen, was für den Fremden und Einheimischen in und um Bonn besonderes Interesse haben mag. Diese Aufgabe hat der Vf. in der That mit einer grofsen Vollständigkeit und mit recht viel Umsicht gelöst. Man wird nicht leicht etwas, was in irgend einer Beziehung denkwürdig genannt werden könnte, in dem Buche übergangen finden; besonders reich ist es an historischen, oft wenig bekannten und aus seltenen Quellen geschöpften Notizen, und mit ganz vorzüglicher Sachkenntnifs und Vollständigkeit ist alles dasjenige behandelt, was auf Architektur Bezug hat; hier bewegte sich der Vf. frey in seinem eigenen Felde. Anführungswerthe Unrichtigkeiten sind dem Rec. nicht vorgekommen, obgleich er die Stadt und ihre Umgebung sehr genau kennt; nur manche geschichtliche Conjecturen, Wortdeutungen u. s. w. erscheinen etwas sehr gewagt. Es ist dabey zu bedauern, dafs die Schreibart des Buchs durch die vielen langen Sätze und Einschaltungen etwas schwerfällig und überladen erscheint, wodurch die Lectüre weniger anziehend seyn würde, wenn nicht das sehr reiche Material Ersatz dafür böte. Daher kann Rec. allen denjenigen, welche Bonn und seine Nachbarschaft genau kennen lernen wollen, das Buch aus voller Ueberzeugung empfehlen.

Zwölf in Kupfer gestochene, recht treue, aber etwas steife Ansichten, unter welchen sich doch diejenigen, welche vorzüglich architektonische Gegenstände darstellen, besonders auszeichnen, dienen den zwölf Abschnitten des Buchs gewissermafsen als Ueberschriften. Auf diese 12 Bilder ist die Eintheilung des Werks gegründet, und der Inhalt eines jeden Abschnitts ist eine ausgeführte Schilderung des dazu gehörigen Bildes, eine Schilderung, welche freylich weit über dasjenige hinausschweift, was auf dem Bilde geschaut werden kann. Es ist natürlich, dafs hienach eine streng gehaltene Ordnung in dem Buche nicht zu erwarten ist. Wir sind aber weit entfernt anzunehmen, dafs diefs irgend schade, zumal da eine gute Inhalts-Anzeige dem etwanigen Bedürfnisse abhilft; im Gegentheil glauben wir, dafs dadurch die Schilderung an Lebendigkeit und Anschaulichkeit bedeutend gewinnt. Die zwölf Abschnitte sind überschrieben: 1) Ansicht der Stadt Bonn überhaupt und von der Rheinseite insbesondere, 2) die nächsten Umgebungen Bonns mit Ansicht der Stadt von Westen aus, 3) das Innere der Stadt Bonn und der Marktplatz derselben insbesondere, 4) das Münstergebäude von Aufsen nebst Ansicht desselben gegen Südost, 5) das Innere der Münsterkirche und die Merkwürdigkeiten desselben, 6) das Schlofs und Universitäts-Gebäude mit seiner Bestimmung und Einrichtung, 7) das Schlofs zu Poppelsdorf mit dem botanischen Garten, 8) der Kreuzberg mit seinen Merkwürdigkeiten, 9) die Kirche zu Schwarz-Rheindorf und deren Merkwürdigkeiten, 10) das Godesberger Kreuz nebst seinen Umgebungen, 11) Ansicht des Siebengebirges vom Altenzoll zu Bonn aus, 12) Königs winter mit dem Drachenfels nebst dem Wolkenberg und Löwenberg (eigentlich: Wolkenburg und Löwenburg).

Der in Kupfer gestochene Titel führt als Vignette das Bild eines sehr interessanten alten Stadtsiegels von Bonn; die Auslegung desselben enthält das erste Druckblatt.

Papier und Druck sind recht lobenswerth.

K. II.

Mainz, b. Kupferberg: *Mainz, geschichtlich, topographisch und malerisch dargestellt* von *Heinrich Brühl*, öffentlichem Lehrer der Mathematik am dortigen Gymnasium. Mit einem Plane der Stadt und Bundesfestung und einem Titelkupfer des Eichelsteins von der Citadelle. 1829. X u. 372 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Den Anfang dieses durch Bündigkeit des Vortrags und Genauigkeit in den Angaben empfehlungswerthen Buches macht die Geschichte der merkwürdigen Stadt, welche die Römer gründeten, vormals durch den von ihr ausgehenden rheinischen Städtebund und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst glänzend, jetzt aber durch ihre Bundesfestung, Handelslage, Bildung der Einwohner in höherer Wichtigkeit auftretend, obgleich sie ihre Reichsfreyheit und die Residenz des ersten deutschen Prälaten verloren hat. Der Wohlstand und die Bevölkerung nehmen zu.

Die Geschichte derselben reicht, im ersten Abschnitt, bis zu ihrer völligen Zerstörung durch die Hunnen (im J. 491), wobey der Vf. manche neuere geschichtliche Ansichten mittheilt, die man nicht erwartet; im zweyten bis zum Verlust ihrer reichsstädtischen Freyheit am 28 Octbr. 1462. Man findet hier die Beschreibung der oft abweichenden reichsstädtischen und kurfürstlichen Politik und Züge des Sittengemäldes aus dem rheinischen Mittelalter, des kaufmännischen Verkehrs, des Neides gegen die jüdischen Mitbewerber im Handel, des Sinkens der Wissenschaften, der Entstehung des rheinischen Städtebundes im J. 1255. Nicht immer war das Priesterregiment sanft. Wir erfahren, dass der Patricier Gensfleisch zum Gutenberg, der die Buchdruckerey wenn nicht erfand, doch wenigstens verbesserte, ein heftiger Aristokrat war, und doch durch Fügung des Himmels für die Pressfreyheit arbeitete. Der dritte Abschnitt beginnet mit dem Jahre 1462. Die Bürger wollten nach einer richtigen, dem Domkapitul abholden Gesinnung nicht dessen, sondern ihres Kurfürsten Unterthanen seyn. Wesalia (Ruchart), Pfarrer in Mainz, arbeitete Luthern vor; Markgraf Albrecht plünderte Mainz, und am 31 Dec. 1631 hielt Gustav Adolph daselbst seinen Einzug. Mainz litt viel in allen Perioden französischer Herrschaft, welche die Universität nicht aufblühen liess. Den besseren Fürsten wird ein Ehrendenkmal geweiht; es wird bewiesen, dass General Fickemeier 1792, als die Stadt an die Franzosen überging, ein Verräther war, und Adam Lux politisches Märtyrerthum geehrt. Voll Interesse ist die Geschichte der preussischen Belagerung, und des Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal Verdienste und Schwächen werden richtig gewürdigt. Sein Coadjutor von Dalberg wurde gegen des Kurfürsten Willen erwählt, welcher patriotisch die Wahl eines Erzherzogs für weiser hielt, als diejenige eines freylich gelehrten Coadjutors mit einer seltenen Gabe von Weltton; aber wo herrschte im letzten Jahrhundert die Simonie ärger, als in den deutschen Domcapiteln? Bey allem Reichthum des Domcapitels genoss dennoch der Kurfürst 1,700,000 Gulden Einkünfte. Im J. 1797 ging durch den unglücklichen Frieden von Campo Formio Mainz ohne Schwertschlag an Frankreich über, was 1801 der Lüneviller Friede bestätigte. Höchst interessant ist das Gemälde der französischen Verwaltung des sehr gescheiten Präfecten *Jean Bon St. Andrè*, unter dem das Mainzer Land gartenmässiger als jemals bestellt wurde; aber er hatte auch eben so würdige Präfecturräthe. Napoleon nannte den würdigen Beamten *l'ardent advocat de son departement*. Die Noth des Landes im J. 1813 brach ihm das Herz. Mochte auch diesen exprotestantischen Geistlichen Ruhmbegierde beherrschen, sein Leben war wohlthätig. Die Greuel während der letzten Belagerung der magazinlosen Stadt durch die Verbündeten werden mit tacitischer Kürze und eben so gediegen vorgetragen. Es starben während der Belagerung bis zum 4 Mai 1814 am Typhus 4,000 bürgerliche und 15,000 militärische Einwohner. Viele Wohlthätigkeit zeigten die edeln Mainzer.

II. *Topographie von Mainz.* Vom kurfürstlichen Schlosse steht nur noch ein Theil. Der vormalige Schlossgarten ist jetzt ein Exercierplatz. Anekdote Napoleons in Mainz und der von diesem angelegte Freyhafen. Im Ordenshause wohnte Napoleon und jetzt der Grossherzog. Die von Napoleon projectirte Rheinbrücke kam nicht zu Stande. Sie sollte 10 Millionen Franken kosten. Bey den Untersuchungen des Grundes ergab sich, dass der Untergrund eine mit Steinkohlen vermischte Erdart, also ein Schwefelkieslager war, wodurch die vielen heissen und warmen Schwefel- und Mineral-Quellen und der üppige Pflanzenwuchs im herrlichen Rheinthal zwischen dem Taunus und dem verlängerten Hartgebirge (einem Arm der Vogesen) erklärt werden. Die Dampfschiffahrt hat den Rheintransport der Waaren sehr vermehrt.

III. *Das Innere der Stadt* schmücken eine Menge von Palästen und geistlichen vormaligen Gebäuden mit dem hergestellten Dom, welchen der würdige Bischof Colmar rettete, da ihn der Präfect, weil er zu sehr ausgebrannt sey, abbrechen lassen wollte. Alle in der Periode der Erfindung der Buchdruckerkunst zu solcher benutzten Gebäude haben öffentliche Bezeichnungen erhalten, und ein Denkmal soll Guttenberg gesetzt werden. — Der Präsident Rebmann beym *tribunal criminel*, der Präfect Jean Bon St. Andrè, der Maire Maké und der Richter Creve retteten bis zum Frieden, der sie befreyete, eine Anzahl Gefangener vom Korps Lützow, dass sie nicht vorher, wie Napoleon anfangs gewollt hatte, verurtheilt wurden; allein dessen treueste Diener waren diejenigen, die seine ersten jähzornigen Befehle unerfüllt liessen; denn nach der ersten Aufwallung pflegte sein gesunder Verstand für richtigere Darstellungen empfänglicher zu werden, aber nicht immer war er dessen im ersten Augenblicke fähig. — Gustav Adolf behandelte das arme Kloster der Clarissen-Nonnen menschlicher als der kaiserliche General Gallas. — Die Johanniskirche dient jetzt zum Lutherischen Gottesdienst. — Den Schluss machen Wanderungen in der Umgebung der Stadt. — Die nachträglichen örtlichen Bemerkungen melden, dass Mainz 49° 59′ 50″ liegt, gegen 29,000 Einw. ausser der Besatzung hat, dass bey Cassel viel Flössholz vom Main und Oberrhein in grosse Holländerflösse verwandelt wird u. s. w.

X.

PHILOLOGIE.

1) Leipzig, in der Weidmann'schen Buchhandl.: *Ferdinandi Handii Tursellinus seu de particulis Latinis Commentarii.* Vol. I. 1829. XVIII und 588 S. Vol. II. 1831. 758 S. 8. (6 Thl. 12 gr.)

2) Jena, in der Crökerschen Buchhandlung: *Lehrbuch des lateinischen Stils* von *Ferdinand Hand.* 1833. X und 489 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Durch beide Bücher hat Hr. HR. *Hand* sich ein ausgezeichnetes Verdienst um die Freunde einer gründlichen Kenntniss der lateinischen Sprache erworben. Auf eine genaue Kritik derselben können wir in *diesen* Blättern nicht eingehen; es genügt uns Zweck und Inhalt kurz anzugeben, und darauf eine allgemeine Empfehlung derselben zu gründen.

Tursellin's bekanntes Werk *de particulis* hatte nicht bloss durch die neuen Herausgeber, welche es allmälich fand, und selbst durch einen Gegner, dem jener nicht gewachsen war (*Jac. Facciolati*), eine solche Celebrität erlangt, sondern seine Brauchbarkeit für die damaligen Zeiten war auch so erprobt, dass allenfalls schon eine neue, den Zeitbedürfnissen gemässe Ausgabe desselben dankenswerth gewesen wäre. Allein Hr. *H.* entschloss sich zu einem neuen Werke, weil er mit der seitherigen Behandlung der Partikeln nicht zufrieden war. *Nam* (sagt er in der Vorrede S. IX) *qui in hoc studium incubuerunt, non totum particularum usum per omnia tempora et scriptorum genera disponebant, nec universam vocabulorum naturam, et si quae ad rationem pertinerent, satis exigebant: critici autem, qui — subtiliori observationi novam operam dare coeperunt, plurimi aut investigatione non absoluta, aut perversis opinionibus decepti sunt, ut regulas falsas et ex paucis locis, saepe ne intellectis quidem, collectas conficerent, neque animum adverterent, orationem non singulis vocabulis, sed continuo eorum nexu constare, et omnia ea, quae cogitatione concepta essent, etiam perspicua repraesentatione sub oculos subiicienda esse.* Diese Fehler also suchte er in seiner Behandlung der *Partikeln* zu vermeiden, die er in dem ausgedehnteren Sinne nimmt, nach welchem die *adverbia* (insofern sie in Verbindung mit anderen Wörtern eine eigenthümliche und veränderte Bedeutung gewinnen), *praepositiones, conjunctiones* und *interjectiones* darunter verstanden werden. Er geht bey jeder Partikel von ihrer Ableitung und Bedeutung und ihrem Gebrauch aus, nimmt auf die sogenannten Synonyme sowie auf die ihnen entsprechenden griechischen Partikeln Rücksicht, rügt oft den falschen Gebrauch, der sich bey den heutigen Lateinschreibern findet, und belegt Alles mit Stellen der Alten, bey denen er die verschiedenen Zeitalter unterscheidet, und die Bemerkungen alter und neuer Grammatiker benutzt. Dabey wird manche Veranlassung gewonnen, einzelne Stellen entweder durch neue Verbesserungsversuche oder durch andere Erklärungen aufzuhellen, so dass auch der schon geübte Philolog hier Nahrung findet. Ohnehin ist das Buch mehr für Gelehrte als für Anfänger geeignet, denen vielleicht ein zweckmässiger Auszug willkommen seyn dürfte, auch in Bezug auf Umfang und Preis. Denn wir bezweifeln, dass Hr. *H.* das ganze Werk, wie sein Plan war, in drey Bänden umfassen wird, da der zweyte Band erst bis zum Worte *gratuito* geht. — Der Druck ist anständig und deutlich, das Papier gut.

Bey No. 2 dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, dass nach *Beck's* kurzen, vorzüglich an literarischen Notizen sehr reichhaltigen *Praeceptis artis Latine scribendi* (Leipz. 1801. 8), sich besonders Hr. KR. *Matthiä* in Altenburg durch sein bey gedrängter Kürze doch sehr inhaltreiches, mit Umsicht und gründlicher Kenntniss der lateinischen Sprache geschriebenes und das Resultat vieljähriger Beobachtungen und Erfahrungen enthaltendes Lehrbuch, das den Titel führt:

Leipzig, b. Vogel: *Entwurf einer Theorie des lateinischen Stils* von *Aug. Matthiä.* 1826. VIII und 94 S. 8. (10 gr.)

um diesen Theil des Sprachstudiums verdient gemacht hat, und dass wir später in folgendem Buche:

Köln, am Rhein, b. Schmitz: *Theorie des lateinischen Stils, nebst einem lateinischen Antibarbarus.* Von Dr. *C. J. Grysar.* 1831. XIV u. 656 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

mehr eine Menge grammatischer und lexikalischer Anmerkungen, aus vielen Schriften der Philolgogen mit grossem Fleisse gesammelt, und brauchbar zur Wahl und zum richtigen Gebrauch einzelner Worte und Redensarten, als eine gehörig begründete Theorie des lateinischen Stils erhalten haben. Hn. *Matthiä's* Buch war, wie er in der Vorrede sagt, aus den Bemerkungen entstanden, die er bey den ihm obliegenden Correcturen der lateinischen Ausarbeitungen seiner Schüler gemacht hatte. Da, um diese gehörig zu besorgen, Kenntniss und Studium der Grammatik nicht hinreicht, sondern da zunächst erfoderlich ist, sich darüber aufzuklären, welche Eigenschaften des Stils man sowohl überhaupt, als in besonderer Beziehung auf die lateinische Sprache zu fodern, und bey den Lernenden zu bewirken habe: so ordnete der Vf. dasjenige, was er aus dem eigenen Studium der alten Classiker oder aus neueren Schriften gewonnen hatte, vorzüglich nach *Hugo Blair's Lectures on rhetoric and belles-letters* und *Ernesti's Init. rhetor.*, und trug Cicero's Vorschriften aus dessen rhetorischen Schriften und Quintilian's Erörterungen in dieses Schema ein. Schon aus dieser Entstehungsart des Buchs sieht man, dass das Stilistische von dem Rhetorischen nicht geschieden worden, wie es denn unseres Dafürhaltens, nach einem richtigen und würdigen Begriffe von dem, was man *Stil* nennt, nicht geschieden werden kann. Da aber hier nicht eine trockene, auf ein philosophisches Räsonnement gebaute Theorie vorgetragen, sondern die populär vorgetragenen Regeln überall durch Beyspiele erläutert werden, und überhaupt alles unmittelbar auf die Praxis abzweckt: so halten wir dieses Buch Lehrenden und Lernenden für gleich nützlich jenen als Leitfaden beym Unterricht, um auf die

einzelnen Beyspiele zu verweisen, die sonst oft mit vielem Zeitaufwande mündlich gegeben werden müssen, diesen als eine zusammenhängende Anleitung zum Lateinschreiben und zugleich als Propädeutik zum richtigen Verständniss des Cicero und Quintilian.

Dagegen beschränkt Hn. *Grysar's* Werk sich mehr auf das Einzelne, als dass es zur Umfassung des Ganzen einem strengen und geordnetem Plane folgte. Der Vf. selbst legt sein Glaubensbekenntniss dahin ab: „ein massives Regelngebäude führe zur Steifheit im Stile, und befördere die Geschmacklosigkeit, da hingegen eine einzige Periode des Cicero, richtig und kunstgemäss interpretirt, mehr lehre, als ein ganzes mit stilistischen Regeln vollgestopftes Buch."

Aber, entgegnet Hr. *Hand*, und gewiss mit Recht (S. 19), besser ist massiv bauen als grundlos und ohne einen wohldurchdachten Plan. Seine Absicht war daher, ein Lehrbuch für diejenigen zu schreiben, welche die Kunst des lateinischen Stils, entweder unter der Leitung eines Lehrers, oder auch ohne dieselbe durch eigenes Studium, vom Grunde aus lernen wollen. Deshalb konnte auch dasjenige nicht übergangen werden, was zu den Anfängen gehört. Am meisten aber kam es darauf an, deutlich vorgetragene Regeln durch zweckmässig gewählte Beyspiele zu erläutern. Diess hat Hr. *H.* mit grosser Sorgfalt gethan, und dabey, was wir mit voller Beystimmug anerkennen, sich fern gehalten von der philosophischen Spitzfindigkeit und Schwerfälligkeit, in welcher heut zu Tage viele Grammatiker die einfachste Wahrheit der Beobachtung einzuhüllen pflegen.

Die Anordnung des Buches ist einfach, und dadurch das Ganze leicht übersehbar. Nachdem der Vf. in der *Einleitung* über den Werth und Bestand des Lateinschreibens gesprochen, die Aufgabe einer Theorie des lateinischen Stils aufgestellt und eine vollständige Uebersicht der hieher gehörigen Literatur geliefert hat, giebt er im *ersten Buche* Allgemeine und historische Erörterungen von den Gesetzen der Sprachdarstellung, vom Stil und dessen Quellen, dann eine ziemlich ausführliche kritische Geschichte der lateinischen Sprache und einige Bemerkungen über den Charakter derselben. Das *zweyte Buch* enthält die Lehren des lateinischen Stils in Bezug auf Correctheit, das *dritte* in Bezug auf Schönheit, also dasjenige, was man gewöhnlich unter dem *recte et bene scribere* versteht. Obgleich die Vorgänger, wie sich versteht, in dem Buche fleissig benutzt, und viele Beyspiele aus ihnen genommen sind, so findet man doch auch nicht wenig, was dem gelehrten Vf. eigenthümlich ist, wie z. B. in den Bemerkungen über die Wortfügung und Verbindung der Sätze; man findet auch Anderes, was in gewöhnlichen Lesebüchern vom lateinischen Stil nicht behandelt wird, z. B. von der Assimilirung, Attraction u. s. w. Wir können in diesen Blättern nur aufmerksam darauf machen. Das ganze Buch ist in unseren Zeiten, in denen so Viele, was sie nicht können, als unnütz verwerfen, eine sehr erfreuliche Erscheinung.

St.

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. *Wesel*, in Commission b. Klönne: *Der Silhouetteur*. Enthüllung des Geheimnisses, den Schattenriss eines jeden Gesichts auf Glas in Gold oder Silber, mittelst einer hierin (in Gold oder Silber?) abgebildeten Maschine ganz getreu und ähnlich darzustellen. Die Anweisung das richtige Glas zu wählen, es auf eine ganz einfache Art zu versilbern oder zu vergolden, die Maschine zu verfertigen und anzuwenden; den Lack (der sowohl hiezu, als auch zur Schnellölmalerey und Xylographie gebraucht wird), auf eine sehr wohlfeile und leichte Art zu bereiten. Nebst kurzer aber deutlicher Anleitung zur Schnellölmalerey und Xylographie von *O. Lenneke*. 1834. 6 S. 8. und 1 Abb. (In Couvert versiegelt. 18 gr.)

Wer die „ausführliche Abhandlung über die Silhouetten von dem Vf. des physiognomischen Kabinets" kennt, wird sich über dieses Geheimniss wundern, indem nicht einmal die Versilberung von Glas durch Anhauchen und Auflegen von Blattsilber neu ist; noch weniger die unvollständige Beschreibung (nach der nur ein geübter Mechanicus arbeiten kann) eines ganz gewöhnlichen Storchschnabels. Der angegebene Lack mit Mastix (der sich nicht *stossen* lässt, was auch unnöthig), Terpenthin und Terpenthinöl ist leicht, auch ohne Beyhülfe des Apothekers, bereitet, taugt aber zur Schnellölmalerey nicht, wie sich Rec. erst kürzlich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Diese Malerey wird nach des Vfs. Anweisung Niemand lernen können, viel besser ist die Anweisung in *Watin* Lakirkunst, immer aber noch sehr unvollständig, und es gehören durchaus mehr Kenntnisse und Uebung im Malen mit Oelfarben auf gewöhnliche Weise dazu, wenn man etwas leisten will. — Xylographie ist *Holzschneidekunst*! Der Vf. lehrt aber nur die Kunst Steindrucke u. s. w. auf Holz abzuziehen, aber wieder eben so unvollständig als alles Andere, ja er empfiehlt sogar als besten Grund Lindenholz.

Techn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

ÖKONOMIE.

Celle, b. Schulze: *Neue landwirthschaftliche Schriften* von *Christian* Freyherrn *von Hammerstein,* der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle ordentlichem und correspondirendem Mitgliede. Nebst 3 lithographirten Zeichnungen und 1 Tabelle, die Aussaat der Gräser betreffend. 1832. 352 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Diese Schriften sind einzelne Abhandlungen über rein landwirthschaftliche Gegenstände, worunter sich die Abhandlung III: *Ueber die Cultur und Verbesserung der natürlichen und künstlichen Schafweiden,* eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift, mit einem Nachtrage *„über die Aussaat und Gewinnung des Grassamens"* vorzüglich auszeichnet. Die hier vorgetragene Lehre passt nicht allein für Hannover, sondern für ganz Deutschland. Denn kaum ist eine Gegend zu finden, wo etwas Ernstliches für Verbesserung der Schafweiden unternommen würde. Was an manchen einzelnen Orten von grossen Gutsbesitzern zu diesem Behufe einer ausgedehnten veredelten Schafzucht für Verbesserung der künstlichen Schafweiden geschieht, hat auf das Ganze keinen Einfluss. Gleichwohl sollte die Verbesserung der natürlichen Schafweiden für jede deutsche Regierung der wichtigste Gegenstand seyn, weil die Schafzucht unentbehrlich, aber Schafweiden die vorzüglichste Stütze einer sicheren und ergiebigen Schafzucht sind. Die Fütterung der Schafe auf dem Stalle hat seine Grenzen, weil Schafe ein anderes Verhältniss als unser Hornvieh haben, und mehr trokenes Futter erheischen, als saftiges. Allein vieles Land, vorzüglich in gebirgigen Gegenden, selbst bebautes Land auf hohen Ebenen, liefern einen grossen Beytrag des besten Schaffutters, welches ohne Schafhaltung ganz ungenützt bliebe. Hierin liegt der vorzüglichste Gewinn. Daher ist die Aufgabe wichtig, wie solche Weiden sich so verbessern lassen, dass sie einen höheren Ertrag für Schafe liefern. Wenn nun aber auch die künstlichen Weiden leicht zu verbessern sind; wenn auch manche Weide durch Entfernung heterogener Gegenstände verbessert, wenn sumpfige Anger trocken gelegt, mit schädlichen Pflanzen bewachsene Anger von denselben befreyet werden können: so giebt es doch recht viele Plätze, vorzüglich auf hohen Bergrücken, wo solche Verbesserungen deshalb nicht möglich sind, weil nackte Felsen kaum mit einer Grasnarbe überzogen sind, wo weder Wasser noch Gesträuch vorhanden ist. Rec. sind manche solche Gegenden bekannt, wo viele hohe Berge ganz kahle Spitzen haben, welche nur mit einer leichten Grasnarbe überzogen sind. Das Terrain ist bedeutend gross, und liefert vortreffliches Schaffutter. Allein es lässt sich nicht anders, als durch Abweiden mit Schafen gewinnen. Solche Weiden sind schwer zu verbessern. Was aber der Vf. über Verbesserung der künstlichen Weiden sagt, indem verbesserte wilde Weiden kaum dem Schafvieh gegönnt werden: so wäre nur zu wünschen, dass die hier angegebenen sehr zweckmässigen Mittel von Allen baldigst angewendet würden. Unter diesen Mitteln möchte wohl das Ausstreuen des Samens von gewissen Futterpflanzen unter das Getreide am zweckmässigsten scheinen; aber der Getreidebauer wird entgegnen, dass er auch bey dem sichersten Erfolg seinen Acker nicht mit Unkraut, wie er es nennt, erfüllen möchte. Und dann ist uns noch keine Pflanze bekannt, welche sich zur Anpflanzung unter das Getreide schickte, zugleich aber auch den Schafen passend wäre. Der Klee wäre gewiss das ergiebigste Futter; allein als Weide für Schafe passt er durchaus nicht. Spörgel will unter dem Getreide nicht recht fort. Indess verdienen die Vorschläge des Vfs. den Dank und die Anerkennung aller Schafzüchter, und wir können diese Abhandlung als eine der besten, welche über diesen Gegenstand noch erschienen sind, empfehlen.

Was aber die andere Abhandlung *über die zweckmässigste Behandlung der Bienen im Winter* betrifft, so haben wir in derselben gar manche Unrichtigkeit gefunden. Der Vf. geht von der Behauptung aus, dass die Bienen im Winter schlafen. Wir müssen dieser Behauptung widersprechen. Die Bienen zehren den ganzen Winter vom Honig, und liegen daher stets auf den Waben. Wird es sehr kalt, so drängen sich die Bienen nur mehr zusammen, aber sie zehren alle Tage. Wenn sie erstarren, so fallen sie auch sogleich auf das Brett herab, was allemal der Fall ist, wenn sie auf eine Wabe zu liegen kommen, worin kein Honig ist, oder, wenn eine Wabe im Herbste herausgeschnitten worden war. Die beste Behandlung der Bienen im Winter ist, wenn man die Stöcke im Herbste auf dem Stande zurückschiebt, an der vorderen Seite ein dichtes Rouleau am Stande herablässt, hier die Bienen sich selbst überlässt, und sie in keiner Art beunruhiget.

Eben so irrt der Verfasser, wenn er in der VI Abhandlung: *Ueber Anbau oder Erziehung des*

Schiffbauholzes, besonders des Schiffs-Krummholzes S. 241 sagt: „Verschwunden sind unsere herrlichen, zu der edelsten Bestimmung, dem Schiffbau, geeigneten deutschen Eichen bis auf den letzten Baum darf man sagen, indem es schwer hält, noch einige derselben aufzuweisen.“ In Süddeutschland sind noch grosse Eichenwaldungen anzutreffen, wo das Eichenholz in geringerem Werthe, als das Tannenholz stehet. So stark die Ausfuhr des Tannenholzes auf dem Main ist, so ist das Eichenholz gar nicht gesucht.

Die Abhandlungen IV über die Vorzüge des eigentlichen Baggertorfs, nebst einer vollständigen Anweisung zu dessen Verfertigung; VIII. Erfahrung über die Entstehung und noch fortdauernde Erzeugung des dem Land- und Wiesen-Bau nachtheiligen Wiesenerzes, und über die gegen die letzte anzuwendende Vorsicht; IX. Neuere landwirthschaftliche Beobachtung, die Entstehung des Bernsteins betreffend, verdienen alles Lob. Was der Vf. in der V Abhandlung über die Blattlaus und den im Pflanzensafte der Erbse enthaltenen Zuckerstoff sagt, dem können wir nicht beypflichten. Denn die Blattlaus geht nicht in der Regel dem Zuckerstoffe nach, sondern findet sich vorzüglich auf Pflanzen, welche den geringsten Zuckerstoff zu haben scheinen, als auf: Hopfen, Pelargonien, Rosen und sehr vielen Treibhauspflanzen, vorzüglich Melastomen, Ruellien u. s. w. Die meisten findet man auf *Pelargonium odoratissimum*. — Aber mit den hiebey geäusserten Wünschen für Beförderung deutscher Industrie sind wir vollkommen mit dem Verfasser einverstanden. — Druck und Papier sind gut.

R.

Ilmenau, b. Voigt: *Ueber den Mais oder das türkische Korn, dessen Geschichte, Cultur und Benutzung in der Hauswirthschaft und Medicin.* Nach der gekrönten Preisschrift des Dr. *E. A. Duchesne* und mehreren anderen Materialien bearbeitet von Dr. *Christ. Heinr. Schmidt.* Mit 6 Steindrucktafeln. 1833. gr. 8. (1 Thlr.)

„Unter den sämmtlichen Getreidearten (sagt der Vf.), welche der Mensch in Cultur genommen hat, ist das sogenannte türkische Korn oder der Mais diejenige, welche nächst dem Reis dem grössten Theile der Menschen Nahrung giebt und zugleich auch, wenn man nicht etwa den Weizen ausnehmen will, dem Landwirthe den höchsten Nutzen bringt, und muss als das werthvolleste Geschenk betrachtet werden, welches die neue Welt der alten gemacht hat!“ Wo bleiben denn die Kartoffeln? Und weil nach der Angabe des Vfs. Washington bloss Brod aus Mais genoss, obschon er jährlich 15,000 Scheffel Getreide erntete, so soll nun auch Alles nur Maisbrod essen. Bey uns ist der Mais das beste Gänsefutter; sonst verbraucht man ihn zu nichts. Wir kennen ihn als die geringste Getreideart, und bauen weit lieber Gerste und Hafer. Denn der Mais verlangt den meisten Dünger, und giebt dem Boden wenig zurück. Der Vf. sagt ja selbst S. 32: Der Mais saugt in der Regel den Boden aus; er gedeiht sehr gut nach Kartoffeln, wenn man stark dazu dünget. Aber wo 20 Fuhren hernehmen zu Kartoffeln und zum darauf folgenden Mais noch 30 Fuhren? Um Gänsefutter zu bauen, wendet man soviel nicht auf. Und doch läfst man in den Ebenen von Toulouse die Ländereyen, nachdem sie Mais getragen haben, ein Jahr brach liegen! — Bey uns würde man den Landwirth für toll achten, der diese Wirthschaft nachahmte. Ausserdem verlangt der Mais einen lockeren und sehr tief bearbeiteten Boden, indem seine Wurzeln 8—12 Zoll tief in die Erde niedergehen (S. 37). Weiss denn aber der Vf. wohl, was diese tiefe Bearbeitung des Bodens kostet? Für so viele Arbeit und für 30 Fuhren Dünger erhält man 4 bis 12 Scheffel oder das 10te bis 36ste Korn. Der Scheffel wiegt 220 Pfd. bis 246 Pfd. Diese Ernte hat Rec. mehrmals gemacht. Aber was ist dabey gewonnen? — Abermals nur Gänsefutter. Denn die Lobpreisungen, in welche der Vf. sich erschöpft, mag nur der glauben, welcher noch keinen deutschen Weizen und Dinkel gesehen hat! Man vernehme aber die Wunder, welche der Mais hervorbringt. Er wird empfohlen als Medicin gegen Nierenkrankheiten, Blasenschmerzen, Harngries und Harnverhaltung, als Nahrung des Menschen, junger (giebt es auch alte?) Kinder und säugender Frauen, zu Syrup und Zucker, in Zucker eingemacht; der Vf. führt weiter auf: unreife Maiskolben, als gebackener Mais, gerösteter Mais, kaltes Maismehl, Mais in Essig eingemacht, weiche Maiskörner, gesottener Mais, Orgeade aus Mais als berauschendes Getränk, Chicha, als Halbbier, Posole, ein indianischer Trank aus Mais, Atextili, ein amerikanisches Getränk aus Mais, Maiscaffee, Bier aus Mais, Branntwein und Essig aus Mais, gebratener Mais, Mehl des Maiskolbens, amerikanisches Getränk aus Maismehl, Zuckerplätzchen aus Mais, Schiffszwieback aus Mais, Klöse aus Mais, Maischocolade, eine Speise aus Maisgrütze, Plätzchen, Kuchen und feines Backwerk, Maisbrey, einfacher Maisbrey, Kürbisbrey mit Maismehl, Kartoffelmaisbrey, Waffeln, Gries, Macaroni, geschälter Mais, Mique ein französisches Maisgericht, Maisbrod, Maisbrod ohne Beymischung, Brod aus vermischtem Maismehl, Brod aus Mais und Weizenmehl, Pfeffer- oder Leb-Kuchen aus Mais, Polenta, Sparsuppen, Samp, Pudding, Saucen, Nudeln u. s. w. Kurz zu Allem taugt der Mais, aber nur nicht auf deutsche Felder. Rec. wohnt in einer Gegend, wo viel Mais gebaut wird, und kennt daher dessen Verhältnisse besser, als Hr. *Schmidt*. Der Mais wird nur als eine Nebenfrucht einzig und allein als Viehfutter gebaut. Da wir Dinkel und Weizen in Menge bauen, so denkt natürlich kein Mensch daran, Brod aus Mais zu backen. Anders freylich in Amerika.

Die Zeichnungen zu diesem sehr fleissig zusammengetragenen Werke, so wie Druck und Papier, sind gut.

R.

Königsberg u. Leipzig, b. Gebr. Bornträger: *Hülfsbuch für den kleineren Gutsbesitzer und Landmann zum naturgemäßsen Betriebe des Feldbaues und der ganzen Viehzucht*, so wie zur Heilung der Krankheiten der Hausthiere, zum Obstbau und zur vortheilhaften Bewirthschaftung kleinerer Güter. Von *W. A. Kreyssig*, ostpreussischem Landwirthe. 1833. gr. 8. (2 Thlr.)

Dieses Werk hat nach der Vorrede seine Entstehung einer von der königl. preuss. märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ausgesetzten Preisaufgabe, welche der Titel ausspricht, zu danken. Der Vf. hat dieser Aufgabe durch sein Werk vollständig genügt. Nur ist zu bedauern, dass er seinen Vortrag auf wenige Bogen beschränken musste. Mancher Gegenstand ist daher zu kurz abgefertigt, dagegen wieder manche Lehre im Verhältniss zum Ganzen zu weitläuftig abgehandelt. Der erste Theil handelt von der richtigen Behandlung des Ackers, der Wiesen und der anzubauenden Gewächse. Ueber die Kenntniss des Bodens, welche die Basis einer guten Feldwirthschaft ist, hätte mehr gesagt werden sollen. Fruchtbau und Viehzucht ist leichter, als der Boden zu erkennen, und wirklich haben wir noch keine umfassende deutliche Belehrung über den Boden, welche für den Landmann passend ist. Hier ist diese so wichtige Lehre auf kaum 4 Seiten abgefertiget, während doch den Bienen 15 Seiten gewidmet sind. Dagegen ist die Lehre über die Düngung zwar auch kurz, aber doch genügend abgehandelt; nur fehlt eine Angabe der Wirkungen der Düngarten auf Boden und Pflanzen. Was über den Anbau des Halm- und Blatt-Getreides (Erbsen, Bohnen u. s. w.), so wie der Erdfrüchte (behackte Früchte) gesagt ist, genügt. Bey dem Vortrage über den Anbau der Oelgewächse und dann der Handelsgewächse ist deren Verhältniss zum Ganzen der Wirthschaft nicht angegeben. Ueber den Anbau des Hopfens, des Tabacks hatten wir mehr und Gründlicheres erwartet. Warum sind die Arten des Hopfens nicht erwähnt? Auf der Auswahl der für jede Gegend passenden Art beruhet die Sicherheit einer Ernte, und nur einer unpassenden Art ist das Missrathen zuzurechnen. Was aber von männlichen und weiblichen Pflanzen gesagt wird, ist so wenig als die Lehre von der Cultur des Safrans, Süssholzes u. s. w. für den Landmann geeignet. Lehrreich ist, was über den künstlichen Futterbau und vom Wechseln der Feldgewächse und der Fruchtfolge vorgetragen ist: etwas Neues darf man nicht erwarten.

Der zweyte Theil, von der Zucht der Pferde, ist ganz praktisch und genügend. Vorzüglich billigen wir die Lehre über die Krankheiten und Mängel der Pferde. Sehr richtig sind die Kennzeichen jeder Krankheit, dann deren Heilung angegeben. Eben so bey der Rindviehzucht und den Schafen. Bey der Viehzucht hätten über die Verbesserung und Erhaltung eines guten Viehstammes Lehren ertheilt werden sollen. Vorzüglich wären die Mängel der einzelnen Viehraçen aufzuführen gewesen, um den Landmann auf die ihm so nöthige und doch so nahe liegende Veredlung aller landwirthschaftlichen Nutzthiere aufmerksam zu machen, und das sichere Gelingen nachzuweisen. Ueber Bienen hätten wir mehr erwartet; vor Allem hätte das Verhältniss der verschiedenen Bienenhaltung in Magazinstöcken und in Körben dargestellt werden sollen. Hier erhält man nicht einmal einen richtigen Begriff von einem Bienenhaufen, vielweniger von der gesammten Bienenhaltung. Der siebente Theil handelt von der Einrichtung und dem vortheilhaften Betriebe einer kleinen Gutswirthschaft. Also 1) von der Eintheilung der Felder, 2) von den Gebäuden, Zäunen und Gräben, 3) von den Ackergeräthen; dann vom Garten- und Obst-Bau und endlich eine Uebersicht der monatlichen Geschäfte bey der Bewirthschaftung eines solchen Gutes. Hier hätte noch viel Lehrreiches über das beste Wirthschaftssystem, als die Hauptsache in jeder Wirthschaft, und über die Verhältnisse der verschiedenen Kräfte einer Wirthschaft gesagt werden können. Uebrigens können wir diese Schrift allen Landwirthen als eine sehr nützliche empfehlen. Auch Druck und Papier sind sehr gut.

R.

Ulm, in der Ebnerischen Buchhandlung: *Praktische Anleitung zur Maulbeerbaum- und Seidenraupen-Zucht nach den vortheilhaftesten Methoden.* Aus dem Italiänischen des Grafen *Verri* und Französischen des Dr. *Ph. Fontainelles* übersetzt, und mit Erfahrungen deutscher Maulbeerbaum- und Seiden-Züchter vermehrt. 1830. 140 S. 8. (12 gr.)

Bey der Seidenraupenzucht kommt Alles darauf an, dass man zu der Zeit Futter habe, wenn die Seidenraupen auskriechen. Es ist also bey der Cultur des Maulbeerbaumes nicht genug, dass man nur Maulbeerblätter sich durch eigene Anzucht verschafft, sondern man muss auch zur rechten Zeit die erfoderliche Menge dieser Blätter anziehen können. Deshalb schlägt der Vf. S. 57 vor, in rauhen Gegenden Maulbeerbäume aus Samen in eigens dazu angelegten Treibbeeten sicherer zu erziehen, als auf Gartenbeeten. Allein man muss nur hiebey die Kosten dieser Treibbeete mit in Anschlag bringen, und bey dieser Berechnung wird man wohl finden, dass diese frühe Gewinnung der Blätter mehr kostet, als die zu gewinnende Seide Gewinn bringt. Besser würde es daher seyn, in Kübeln Maulbeerbäume zu unterhalten. Diese lassen sich selbst im frostfreyen Zimmer früher zum Keimen bringen. Wem dann ein Treibhaus oder Treibkasten zu Gebot stehet, kann noch früher Blätter erhalten. Die Anlegung von Hecken der Maulbeerbäume ist nur dann räthlich, wenn solche in einer geschützten Lage angelegt sind. Wozu das Veredeln der Maulbeerbäume dienen soll, lässt sich nicht einsehen. Die Surrogate der Maulbeerblätter, *Scorzonera hispanica*, *Leontodon taraxacum*, *Latuca sativa*, *Myagrum sativum* und

Lonicera xylosteum bedeuten nichts. Uebrigens ist die Cultur der Maulbeerbäume und die Seidenraupenzucht richtig dargestellt, und dabey die neuesten Erfahrungen kund gegeben. Interessant ist auch, was von dem Blätterertrage der Maulbeerbäume und der Grösse ihres Verbrauchs für den Seidenbau gesagt ist. Die Maulbeerzucht in China und Nordafrica enthält Vieles, was für unsere Seidenzucht anwendbar seyn dürfte. Allein sehr zu bezweifeln ist, dass bey uns die Seidenraupenzucht mehr werden wird, als eine Spielerey für müssige Leute. Wir können das Werk als gemeinnützig und den Gegenstand umfassend empfehlen. Druck und Papier sind gut.

R.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Heidelberg, b. Reichard: *Jesus, unser Vorbild im Leiden.* Sieben Fastenreden von *Eduard Johann Joseph Mühling*, Pfarrer in Handschuhsheim. Mit Gutheissung der geistlichen Oberbehörde. 1834. 113 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. reiht seinen früheren drey Lieferungen von Fastenpredigten, die übrigens Rec. nicht zu Gesicht gekommen sind, hier eine dritte Lieferung an, deren Hauptthema, wie der Titel besagt, das Vorbild, welches Jesus an sich für Leidende aufstellte, dergestalt bildet, dass alle Predigten dasselbe in besonderer Beziehung auf die verschiedenen Leiden Jesu abhandeln.

Von diesem Standpuncte aus und zu diesem Zwecke betrachtet der Vf. den Heiland I. am Oelberge, II. bey seiner Gefangennehmung, III. vor dem hohen Priester, IV. vor Pilatus und Herodes, V. bey seiner Hinausführung zur Kreuzesstatt, VI. am Kreuze, VII. im Tode.

Obgleich der Vf. in der Einleitung zur ersten Predigt (der Haupteinleitung zu allen 7 Predigten) nur durch einen Sprung S. 2: „Wie der Wanderer u. s. w.“ — „Und wo ist diese Quelle des Trostes“ u. s. w. zu seinem Thema gelangt, so entkräftet er durch die Ausführung desselben doch das durch jenen Missverstand erzeugte Präjudiz dergestalt, dass Rec. seinen Vorträgen, wenn dieselben auch in keiner Hinsicht etwas Ausgezeichnetes bieten, doch das Zeugniss christlicher Erbaulichkeit nicht vorenthalten kann. Der Vf., der sich als einen für die heiligen Zwecke seines Amtes begeisterten Mann zu erkennen giebt, behandelt seinen Gegenstand mit frommer Wärme und einer edel populären Sprache, in der nur selten Verstösse, wie S. 8 „*entgegengrinzen*,“ vorkommen, in einer natürlichen Gedankenfolge, und enthüllt eine beyfallswürdige Welt- und Menschenkenntniss, so wie einen erfreulichen Ideenreichthum. Z. B. die II Predigt: *Jesus als Vorbild im Leiden bey seiner Gefangennehmung*, 1) in seinem edelsinnigen Verhalten gegen Judas, 2) in seiner Sorge für die Rettung seiner Freunde, 3) in seiner thätigen Liebe gegen seine Feinde, 4) in seiner bereitwilligen Ergebung. In der III Predigt jedoch scheint der Vf. sein Hauptthema aus den Augen verloren zu haben, indem er a) in dem Benehmen der Hohenpriester ein warnendes Beyspiel schändlicher Heucheley aufstellt. In der IV Predigt, Jesus vor Pilatus, zeigt der Vf. hin auf 1) den würdevollen Ernst, womit Jesus vor seinen Richter trat, 2) die Gelassenheit bey den widerfahrenden Misshandlungen, 3) die Ruhe, womit er sein Todesurtheil vernimmt. Wie würdig der Vf. von Christo dem Gekreuzigten zu sprechen wisse, davon nur eine, die uns eben vorliegende Probe aus der letzten Predigt S. 101: „Wie musste Jesu der Hinblick auf das Gebiet der Vergangenheit die furchtbaren Abendstunden seines so schauervoll sich endenden Lebens erhellen! Das Reich der Finsterniss war in seinem Innern mächtig erschüttert, der Wahrheit des Himmels weite Bahn gemacht; Kräfte eines neuen Lebens der bisher geistestodten Menschheit waren geweckt; der Opferdienst war zerstört und der Grund zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit gelegt“ u. s. w.

Der Vf. macht Hoffnung, seine Behandlung der Leidensgeschichte fortzusetzen.

IX.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Darmstadt*, b. Heyer: *Ueber die Unentbehrlichkeit des Düngers und seiner, sowie der Düngmittel Nutzen bey der Landwirthschaft.* 1832. 58 S. 8. (4 gr.)

Eine gute Abhandlung, welche ihren Gegenstand von allen Seiten gut auffasst, und auf eine sehr fassliche Weise darstellt. Alle aufgestellten Behauptungen sind auch sogleich als richtig aus der Erfahrung nachgewiesen. Uebrigens enthält die Schrift mehr, als auf dem Titel angegeben ist. Denn nicht allein der Nutzen und die Unentbehrlichkeit des Düngers ist nachgewiesen, sondern auch die Düngmittel und deren Anwendung sind genügend vorgetragen. Nur hätten von den Wirkungen der einzelnen Düngarten Nachweisungen geliefert werden sollen. Die von Anderen aufgestellten Grundsätze über Düngmittel und Düngung sind richtig gewürdiget. Ueberhaupt aber zeichnet sich die Schrift als genügend und belehrend aus, und ihr Gebrauch wird gewiss allgemeinen Nutzen für die Landwirthschaft und den Gartenbau haben. Druck und Papier sind gut.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Wigand: *Das junge Europa.* Novelle von *Heinrich Laube.* 1833. Zwey Bändchen. 8.

Nur wer aus seiner Zeit heraus schreitet, wird sie beherrschen. Wie ein geborener König der Welt herrscht über die Zeit, wer im Kampfe der Elemente so viel Besonnenheit sich erhält, Phantasie und Verstand parallel neben einander wirken zu lassen, ohne dass sie sich störend berühren. Rec. will nicht behaupten, dass der Verfasser des vorliegenden, wohl zu bemerken, nicht eigentlich vollendeten Büchleins das immer vermocht habe. Aber gewollt hat er es fast immer, und was er hier geleistet, ist das Document einer eigenthümlichen, auf den ersten Augenblick fast gefährlich scheinenden Gesinnung, die, wo sie nicht den Verstand zu überzeugen vermag, die Sinne zu berauschen strebt, und der es nicht ganz auf das Mittel ankommt, sobald sie nur ihren Zweck erreicht. Dieser Zweck ist Aufklärung der Lebenden über die wichtigsten Interessen des Lebens, gerade jetzt, da der Kampf der Meinungen eher langsam als rasch, aber um desto hartnäckiger geführt wird; ein Kampf, dessen Ende wir nicht sehen, und noch gewisser nicht erleben.

Man wird sich wundern, dass Rec. die Anzeige einer dem Umfange nach unbedeutenden Novelle mit so gewichtigen Reden beginnt, und könnte glauben, es sey ihm darum zu thun, in diesen Blättern mit Worten, die sich geharnischt spreizen, aufzutreten, um gänzlich von der Art und Weise der übrigen Mitarbeiter abzuweichen. Dergleichen liegt aber seinem Sinne durchaus fern. Unsere Zeit ist weit weniger poetisch als jede frühere, und gerade desshalb flüchtet sich jetzt Alles in die Poesie, was eigentlich gar nicht hineingehört. Die Novelle, das launige, schalkhafte Kind des Südens, ist bey uns jetzt ein Vehikel geworden, alle möglichen Theorieen und Ansichten (leider!) an das Licht zu fördern; es giebt gar keine unbefangenen Poeten mehr, und wenn man sich, selbst nur über eine Novelle, kritisch verständigen will, so muss man sich erst irgend einen theoretischen Standpunct suchen, um doch irgendwo den zur Beurtheilung nöthigen festen Fuss auf die möglichst beste Weise fassen zu können. Zu dem Aesthetischen hat sich das Teleologische gesellt. Fast jeder Dichter hat jetzt einen ethischen Zweck, oder bildet sich wenigstens ein, einen solchen zu haben, und der Kritiker, der ihn nicht zu finden weiss, gilt für blind. Dass das ganze Treiben nicht viel tauge, für die Poesie höchst schädlich sey, und von vorn herein jedem jungen Dichter boshaft ein Bein stelle, läst sich leicht begreifen; aber es ist nun einmal so; ist überall so, nicht bloss bey uns speculativen Deutschen; die Engländer, an ihrer Spitze die Amazone Harriet Martineau, handeln Streitpuncte der Nationalökonomie in Novellen ab, die Franzosen, mit ihren Bannerführern Sand, Drouineau u. s. w., speculative Untersuchungen über Idealismus und Materialismus, Ehebruch und Selbstmord: — noch einmal, es ist überall so, und da muss man denn redlich streben, damit fertig und darüber klar zu werden, so gut man kann.

Ein tiefer, ethischer Zweck liegt bey *Laube's jungem Europa* zu Grunde; aber sein Buch wird erst in dreyssig Jahren recht verstanden werden. Er ist der Meinung, die meisten, fast alle unsere socialen Verhältnisse seyen in ihren Bestandtheilen so morsch, dass sie schon längst zusammengebrochen sind, und nur noch dem Namen nach, in der Lüge, nicht aber in der Wahrheit, als das, was sie seyn sollten, was sie ursprünglich waren, bestehen. Unsere Ehe ist keine Ehe, sie thut gewissermassen nur so; es fällt Niemanden ein, sie in wahrer Frömmigkeit heilig und unverletzlich zu erhalten; Jeder sündigt ohne Scheu nebenbey, oder vielmehr, er sündigt nicht, weil er keine Ueberzeugung von Sünde hat; die Welt weiss das recht gut, aber sie sagt es sich nicht, und darin steckt eben die Lüge; denn die Ehe, die ihre Heiligkeit verloren hat, ist eine Lüge, und darum muss sie fort, und ein anderes, besseres Institut an ihre Stelle. Eben so ist es mit der Religion, die christliche taugt nichts mehr, denn die Mehrzahl glaubt nicht mehr an die Göttlichkeit Christi, eine Religion aber, die ihre Göttlichkeit, von der der Glaube ausfliesst, verloren hat, taugt gleichfalls nichts mehr, und muss fort, und eine andere, bessere an ihre Stelle; so mit den Verhältnissen der Frauen, den Staaten, den Familien, kurz mit unserem ganzen socialen Wesen.

Wenn man das so nackt und baar hinstellt, so klingt es fast scurril, aber der Vf. bemüht sich, in der Ausführung zu zeigen, dass eine böse, bitterherbe, unausweichliche Wahrheit darin liege. Der Einzelne denkt im Allgemeinen besser von sich, und schreibt das Uebrige auf Rechnung seiner schwachen Stunden, und so sieht er die Pestbeulen am Körper des Gesammtwesens nicht; die Menge dage-

gen hat ſich an die Lüge ſo gewöhnt, daſs ſie gar nicht ahnt, an welchem Abgrunde ſie eigentlich ſteht, und ſo viel wir auch predigen und prophezeyhen vom Beſſerwerden und Beſſerwerdenmüſſen, es wird noch lange dauern, ehe es dahin kommen kann, es fehlt im Volke an Geſundheit, und wir ſind, wie *Goethe* einmal ſagte, Alle krank an der Zeit.

Der Vf. des *jungen Europa* gehört unbeſtritten zu denjenigen, die im edeln Selbſtgefühle glauben, zu Aerzten der Zeit berufen zu ſeyn; unſerer Ueberzeugung nach fehlt ihm jedoch bis jetzt das, was Plato vorzüglich von einem rechten Arzte verlangt. Er exſtirpirt allerdings das Falſche, Böſe, aber er weiſs nicht zu heilen, und es weiſs es auch keine von allen Geſtalten, die ſich, jede auf ihre Weiſe, kräftig und gewandt in ſeinem Buche bewegen, und von denen jede in ihrer Art irgend ein Repräſentant der mit einander kämpfenden Elemente unſerer chaotiſchen Zeit iſt. So zeigt er deutlich an den einzelnen Figuren, wohin ungezügelte Kraft in ihrer ganzen Schönheit, wohin überſprudelndes Leben, Freyheitsdrang weiblicher Gemüther, Klarheit und Beſonnenheit ohne eigentliches Handeln zuletzt in dieſem Conflicte führen müſſen — und da er es ſo weit gebracht hat, iſt ſein Buch aus, aber keinesweges zu Ende; — er könnte es noch durch ſechs Bände führen, und thut es vielleicht auch.

Läſst man ſich durch dieſs Alles nicht irre führen, und lieſt dieſe Novelle wie jede andere der jetzt geltenden Claſſe von Novellen, ſo hat man eine gar anmuthige, geiſt- und phantaſiereiche Unterhaltung in Briefen vor ſich. — Rec. ſetzte gern den Inhalt her, aber er wüſste das nicht anzufangen, ohne das ganze Buch abzuſchreiben; mehrere höchſt begabte, ausgezeichnete junge Männer und Frauen kommen in vielfache, oft wunderliche Berührung mit einander, leben und lieben, verlangen und verſagen, genieſsen und entbehren, und geben ſich in glänzend ſchön geſchriebenen Briefen Rechenſchaft davon — bis ſie ſich zuletzt ſelbſt aus einander ſprengen, womit das Buch, aber die Novelle nicht, aus iſt. Glühende Farbenmiſchung, ſchlagender Witz, Schärfe und Tiefe des Geiſtes, edle Geſinnung, glänzende Lüge und furchtbares Irren — Alles das begegnet ſich in dieſem Buche, und geſtaltet ausgezeichnete Momente. — Zu tadeln wäre allenfalls, auſser jener ſtrengen, vom alten Plato entlehnten Rüge, Bilder-Plethora und ungezügelte Kraft der Sinnlichkeit, der aber nie die Grazie fehlt, und natürlich noch weniger die Decenz. Es iſt ein aufregendes und darum gefährliches Buch für Menſchen, Männer, wie Frauen, die noch in der Blüthe des Lebens ſich ſonnen; wer reif iſt, dem wird es nicht ſchaden. Es iſt reich an Genuſs jeder Art. Wie Jener eine Fenſterſcheibe als Probe von ſeinem Hauſe, will Rec. hier einige Bruchſtücke davon mittheilen; möge dann Jeder ſelbſt entſcheiden, ob es Luſt in ihm erwecke, das Ganze kennen zu lernen.

S. 17. „Nur hat Roſa nicht die unangenehme Manier ſo vieler leicht und raſch gewachſenen Mädchen, daſs ſie in ihrem Gange tänzelte und hüpfte, eine Manier, die ſo unſchön iſt, wie das Zappeln mit den Fingern; nein, ſie geht, aber ſchön und leicht, wie ein anmuthiger Gedanke. Wie wenig unſerer eleganten Damen wiſſen zu gehen! Es muſs eine Selbſtſtändigkeit, eine Unabhängigkeit im Gange ſeyn, die ein wohlthätiges Gefühl von ſicherer Freyheit erweckt. Der Gang muſs das Zeichen des *Sieges* über die träge Erde ſeyn — bey den meiſten Weibern iſt er das Zeichen des *Kampfes*. Die Straffheit der Muskeln ſpielt mit dem ſchwerfälligen Boden, wenn die Dame ſchön geht, ſie ringt mit ihm, wenn unſchön. Daher iſt es ſo greulich, wenn plump Gewachſene einen ſogenannten Anlauf nehmen — es wird mir ſo unbehaglich dabey, als wenn ich ſchwere Gänſe zum Fliegen anſetzen ſehe. Es iſt dann ein Rücken, Ziehen und Heben der Schultern und Hüften, ein Lenken und Renken mit den Armen — das ſchönſte Mädchen könnte durch ſolchen Gang meine Illuſion zerſtören. Roſa's Leichtigkeit hält mein Wünſchen in ſtetem Schweben, ſie erzeugt eine äſthetiſche Behaglichkeit, wie ich ſie über Alles liebe. Auch ihr Kopf, Hals, Nacken, ihre Schultern — alles athmet in einer raſch gebogenen Wellenlinie ſo viel Leichtigkeit, daſs mein Auge auf dieſen geſlügelten Formen mit einer Wonne herumhüpft, wie die heiterſte Sehnſucht nach Luſt in warmer Sommernacht auf den ſpielenden, lauen Lüftchen. Nichts an allen dieſen Formen iſt ſtarrer Stillſtand, wie plätſchernde Wellen nickt und wiegt Alles. Ein reiches, nuſsbraunes Haar trägt ſie auf griechiſche Weiſe leicht hinter den Scheitel zuſammengeneſtelt; wie herausfodernde loſe Schalke fliegen die kleinen zierlichen Löckchen vom Hinterkopfe herunter, als wollten ſie erinnern, man müſste die vorüberfliegende Schönheit der Nymphe faſſen. Glatt liegt vorn das Haar an der weiſsen runden Stirn, und nichts von dem vielfachen Unrathe des Kopfputzes unſerer Modedamen ſtört das lachende Oval des ganzen Köpfchens. Zierlich ſchwingen ſich die ſchmalen dunkeln Augenbraunen über das weite lachende Auge hin, eine leicht gebogene Naſe deutet auf fröhlichen Unternehmungsgeiſt, ein kleiner Mund mit ſchmalen Lippen auf verſchwiegene Luſt, das ganze zurückgeworfene Köpfchen, was ſich auf einem länglichen ſchneeweiſsen Halſe wiegt, auf Uebermuth; die blendenden Schultern ſind, harmoniſch mit dem Bau der Hüfte, ſo überraſchend ſchön nach dem Arme geſchweift, daſs der Blick in unbeſchreiblicher Luſt heruntergleitet zu dem vollen Händchen der roſenfingrigen Eos."

S. 68. „Und doch that es mir unendlich wohl, Weiber um mich zu haben — das Weib empfindet Liebesleid um ſo viel beſſer, als der Mann, wie der Mann die Kriegsgeſchichten beſſer lieſt, als das Weib. Die Liebe iſt der Frauen Brotwiſſenſchaft, und ſie haben den Vorzug vor den Studenten voraus, daſs ſie ſelbige immer mit Leidenſchaft treiben. Liebe und Liebestroſt iſt das Amt der Frauen, in

ihrer Nähe fühlt ſich der unglücklichſte Liebhaber in weicherer Luft.“

S. 32 des 2 Bds. „Die eigentlichen feinen Manieren ſind ein Ergebniſs der höchſten Cultur, und die meiſten feinen Leute kennen ſie nicht, weil ſie eben nicht cultivirt genug ſind. Es handelt ſich dabey natürlich nicht um ein Compliment, oder dieſe und jene Floskel, das iſt nichts als Tournüre, die durch einige Uebung, wie das Tanzen, von Jedem erlernt werden kann, und erlernt werden ſoll, denn ſie iſt die Bedingung des Erſcheinens, und das Erſcheinen ſoll ſchön ſeyn. Es handelt ſich aber um das höchſte geiſtige Verſtändniſs und um die ſchönſte und gewandteſte und geeignetſte Erſcheinung des Geiſtigen, es handelt ſich darum, wie die wiſſenſchaftliche Bildung ſchön und ſauber gekleidet in Geſellſchaft geht, und in paſſendem, harmoniſchem Coſtüm und Ton auftritt — das iſt die Blüthe der Cultur, das iſt die feinſte Manier. Es iſt Sache des Kunſtſinnes und einer durchaus nicht verwerflichen Aeſthetik, der auch ich huldige, daſs auch die äuſsere Erſcheinung angenehm gerundet u. ſ. w. ſey; der Tölpel verletzt mein äſthetiſches Gefühl, der gewandte Weltmann erfriſcht es, ſchon darum, weil jede Sicherheit im Zuſchauenden oder Mitbetheiligten Sicherheit erzeugt. Aber Alles das iſt ja nur Blatt und Blüthe der Cultur, die Frucht, der Kern bleibt ewig die Hauptſache, und des Tölpels ſchönes, gediegenes Wort wird mich immer erquicken, des Weltmannes fades Geſchwätz wird mich anekeln, weil der gebildete Menſch eben nicht, wie die Ziege, von Blättern leben kann, ſondern Früchte braucht. Es ſtellt ſich alſo dar, wie die Anbeter der feinen Manieren oben auf dem Schaum des Fleiſchtopfes ſchwimmen, den man abhebt und zur Erde wirft, nachdem er den Koch einige Secunden durch die Gewiſsheit erfreut hat, das Fleiſch beginne gar zu werden. Sie künden Cultur an, ſind aber keine. Dieſs Scheinen und Seyn, Aeuſsere und Innere iſt der durchlaufende, unterſcheidende Typus des ſogenannten Vornehmen und Gebildeten. Es kommt dem ſogenannten feinen Menſchen nicht im Geringſten darauf an, die geiſtigen Intereſſen einer Geſellſchaft vor den Kopf zu ſtoſsen, wenn er das nur mit einem zierlichen Complimente thut — man ſpreche das Wichtigſte, erzähle, leſe das Intereſſanteſte: ein geſellſchaftliches Unding, was ſich eben ereignet, bricht es ab, ſtört, und kein Menſch mit feinen Manieren fragt, welcher Gedanke, welche Folgerung unterbrochen worden ſey — darum weil dieſe Manieren ihnen nur der Form, nicht der Gedanken halber da ſind; der Gedanke erzeugt bey ihnen nicht die Form, ſondern die Form den Gedanken. Darum iſt ihr Gipfel die Förmlichkeit, und nur die Auserwählten werden das, was die Römer *formoſi* nannten, äuſserlich ſchön, mehr aber nicht. Jedermann aber weiſs, daſs Roms gröſste Männer nicht die *formoſi* geweſen ſind.“

S. 74. „Ich höre jetzt viel Muſik. Das Werdende, ſich Bewegende, iſt das Muſikaliſche in uns, weil man es in ſeinem Zuſammenhange nicht überblicken kann; darum, Freund, ſind Revolutionen etwas ſo ſehr Gewagtes, dem man ſich nur in äuſserſter Nothwendigkeit hingeben darf; das Gewordene, Abgemachte, Plaſtiſche iſt als ein auſser uns Liegendes immer in der Vergangenheit. Man überſieht es, und kann leichter der Sache Herr werden. Das iſt der Vorzug der Stabilität und der vorſichtigen Reformen. Jene iſt das Plaſtiſche der Weltgeſchichte, die Muſik iſt ihre Revolution. Daher der Zwieſpalt in unſerem Inneren, der uns abwechſelnd zu dem Muſikaliſchen und Plaſtiſchen hinzieht, wo wir dann bey dem einen Bewegung, bey dem anderen Ruhe gleich unangenehm vermiſſen. Das Vermittelnde iſt die Liebe und die Poeſie. Ich will dichten und lieben; die Muſik betäubt mich, macht mich wirr. In Liebe und Poeſie iſt gerade das Geiſtige, die Idee, zugleich das Plaſtiſche, was wir uns in jedem Augenblicke deutlich vorhalten können, während das mehr Materielle, die Form, in der beide ſich äuſsern, das Muſikaliſche iſt, ſo daſs wir zugleich Ruhe und Bewegung genieſsen.“

S. 95. „All' ſolche Kriſen und Reactionen kommen von einer mangelhaften Geſchichtsauffaſſung, von der Minuten- und Tages-Geſchichte — jene Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften zählt aber nach Jahrhunderten. Jeder groſse Mann bringt Tauſenden Tod, um Millionen Leben zu bereiten; der Haufen Todter, den der Kampf einer neuen Zeit um Euch aufhäuft, verengt Euch die Ausſicht, Ihr ſeht nur den blutigen Tag, nicht das goldene Jahrhundert. In einem Worte ruht die Erſcheinung ſo vieler Reactionen aus gutem Willen. Dieſs Wort heiſst: „Vergeſſen, daſs wir in einer kritiſchen Zeit leben.“ Die Jugend, die keiner Ruhe bedarf, weil ſie Leben genug beſitzt, fragt wenig danach, was Dieſs oder Jenes koſtet, ſie iſt für Revolution, weil ſie für Abwechſelung, für groſse Lebensentwickelung iſt. Wenn uns die Jugend verläſst, ſo meinen wir, die Zeit müſſe ebenfalls vollendet ſeyn; wir verlangen, daſs die Zeit in eben ſo kurzen Schritten gehe, als ein Menſch, eben ſo ſchnell mit ihrem Leben zu Ende ſey, als wir. Der iſt der groſse Hiſtoriker, der nicht nach dem Schlage des eigenen Herzens urtheilt, denn wie zeitig ſchlägt ein menſchliches Herz matt, ſondern nach dem Herzſchlage der geſchichtlichen Epoche. Das Jahrhundert kommt wie ein Wandersmann mit zerriſſenen, abgetragenen, ſchmutzigen Kleidern an dem Orte an, wo es ſich neu kleiden, reinigen, ſäubern, umgeſtalten ſoll — ein Kleidungsſtück nach dem anderen wird abgeworfen, der unkundige Menſch geht vorüber, er hat es lebhaft gewünſcht, daſs jener Wanderer ſich neu geſtalten ſoll; aber er ſieht die halb entkleidete ſchmutzige Figur, er entſetzt ſich davor, nennt ſeinen Wunſch Frevel, verhüllt ſein Geſicht und läuft heulend von dannen. Die Metamorphoſe geht unterdeſs weiter, das Bad — freylich oft mit Blut gefärbt, ſo lange die Civiliſation noch eine halbkriegeriſche, ſomit halbbarbariſche iſt — wäſcht die letzten Flecken ab, die neuen

Gedanken flattern als neue Kleider umher, die neue Zeit ist vollendet, und erscheint auf den Märkten; aber jener Mensch, der vorüberging, glaubt immer noch den Schmutz unter den neuen Gewändern versteckt, den er damals gesehen; sein Herz ist alt geworden, er hat das Hoffen verlernt, er erkennt nicht mehr, was schön ist, denn sein Blick ist befangen — jener Mensch ist der Reactionär aus gutem Willen."

S. 156. „Treue ist ein Schutzmittel für schwache, nicht ausreichende Kräfte; die Kräfte sollen aber am Ende stark werden. So lange man diese Krücken der Liebe nicht fortwirft, lernt man nicht selbstständig lieben. Auch die Liebe verläfst sich in jener sogenannten Tugend auf das Herkommen, und ruht aus auf einem hergebrachten Privilegium, statt auf eigener unversiegbarer Kraft zu bestehen. Es ist ein Traditionsgut, wie jedes andere auch, die Länge der Zeit ist das Verdienst, nicht die Gröfse oder Schönheit der Sache. Alle die tausend gebrochenen Herzen, alle die langweiligen verdrossenen Ehen sind die Kinder der Treue. Jedes schwindsüchtige Mädchen, jeder jämmerliche Jüngling verläfst sich auf ihren Schutz, wenn es ihr oder ihm gelungen, in einer schwachen Stunde eine Eroberung zu machen. Die Treue ist das grofse Gängelband der menschlichen Faulheit und Schwäche, sie ist auch die Poesie der Kraftlosigkeit und ein „getreuer Eckard" unserer Tage, wie du ihn einst vorhattest, ist eine Sünde wider den Geist der Zeit, und der Geist der Zeit ist der Zeit heiliger Geist. Wenn der König von Gottes Gnaden sich auf Herkommen und angestammte Treue beruft, und darin, statt in der Vortrefflichkeit seiner Regierung, die Nothwendigkeit derselben finden läfst, so ist diefs die steife Lehre von der Treue. Nur was Blut hat, soll leben, nicht was nach Leben aussieht; ist deines Lebens Blut in deiner alten Liebe zu finden, dann sey treu, dann ist deine Liebe jung. Diefs ist die schöne Lehre von der Beständigkeit, die dann eine Tugend ist, wenn die äufseren Verhältnisse mit den inneren harmoniren. So ist die Ehe nur ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; wifst Ihr auf freyere Weise den Strom zu leiten, so braucht ihr keine Dämme. Wenn erst Tausende nichts mehr dem Herkommen zu Liebe thun, so ist das Lebenselement des Herkommens, seine Unzweifelhaftigkeit, vernichtet, und eine neue Welt nähert sich im Sturmschritt. Es geht Alles Hand in Hand, die Gesetze sind eine grofse Kette; trennt ein Glied, und die anderen klirren ebenfalls aus einander. Es hat keine Zeit gegeben, wo mehr und mehr die Jugend ihrer eigenen Kraft vertrauend die Ruhebänke des Staats, die Aemter der stillen Gewässer, wo keine Welle steigt und fällt, so mit dem Rücken ansieht, und diese Faulplätze dem jungen Alter überläfst, was keine eigene Kraft in sich spürt, und in dem Schoofse der hergebrachten Ordnungskraft Schutz sucht. Die neuen Staaten machen nach eben diesen Grundsätzen die Aemter beweglich, nur die Kraft behält sie, dem Herkommen zahlt man keinen Deut — Alles gilt nur durch das, was es ist, nicht was es war oder heifst. Soll es mit den Aemtern der Liebe nicht eben so werden? Dasselbe Geschrey, das sich gegen Aufhebung von Ehe und Treue jetzt erheben wird, erhob sich gegen den wechselnden Staatsdienst in den neu constituirten Staaten. — Fülle vom Leben bringt allerdings oft auch schnellen Tod; man wird neue Gesetze für jenes gesellschaftliche Verhältnifs erfinden, wie man sie für diese gefunden, denn auch die Freyheit hat ihre Gesetze. Aber sie müssen sich in allen Theilen erweitern, darin ruht das unbehagliche Drängen des jungen Geschlechts. Der Furchtsame mag davor erschrecken, dem Muthigen gehört die Welt. Was man nicht erwerben kann, fürchtet man am meisten zu verlieren; wer die Kraft in sich fühlt, bangt vor keinem Verluste, und nur die Kraft soll herrschen, nicht das Herkommen."

Genug der Auszüge; sie werden dem Leser verdeutlicht haben, dafs *das junge Europa* jedenfalls ein höchst merkwürdiges Buch sey, dessen Verfasser unserer Zeit eben so viel verdankt, als er ihr darbringt.

O. L. B. Wolff.

Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung: *Desengaño.* Novelle von *Franz* Freyherrn *Gaudy.* 1834. XII u. 226 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Naturschilderungen ermüden leichtlich: denn selten sind sie frey von anempfindender Affectation und Begeisterung, auch überschreiten sie meistens die Grenzen, die dem Dichter gezogen sind, und verfliegen sich in die des Malers; für welche Bemühung sie schlechten Lohn haben, und das Urtheil erfahren müssen, sie seyen geziert, schwülstig und weitschweifig. Aber es giebt Ausnahmen, das poetisch Angeschaute kann als ein Bild vor die Augen gebracht werden, das die Seele anzieht, wie hier uns gleich ein Beyspiel aufgestellt ist. Wirklich sind in dieser Novelle, die als Begebenheit und Handlung wenig, desto mehr als humoristisch sentimentale Rhapsodie ist, das Leben und Weben in der Natur, der Wechsel der Tages- und Jahres-Zeiten, der Landschaft, rein und innig empfunden, und eben so dargestellt. Auch im Ausdruck der Liebe zeigt der sich als Meister, der den Begriff davon in den schönsten und anmuthigsten Bedeutungen erfafste, und bey aller Einfachheit und Zartheit dennoch klar zu gestalten wufste. Liebe und Naturanschauung bilden den Stoff der *Jornadas*, die *Entremeses*, die mit jenen zusammen den Roman ausmachen, sind mehr für Humor, Ironie und Spottwitz bestimmt. Auch dabey ist der Scharfsinn und Geschmack des Vfs. nur zu rühmen; aber man merkt Absicht, man ahnet, dafs der Strom des Humors erst angespannt werden mufste, statt dafs das Gefühl, als freye Gabe der Natur, von selbst sich reichlich ergiefst, und daher das, was ihm entspringt, vielen Lesern der willkommenere Theil des Buches seyn dürfte.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, in Commission b. Gräfe: *Johannes Wit*, genannt *von Dörring*. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Erster Band. 1830. XXXII u. 448 S. 8.

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Johannes Wit, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.* Aufenthalt in den Gefängnissen in Chambery, Turin und Mailand. 1827. VIII u. 490 S. 8.

3) Leipzig, in Commission b. Gräfe: *Fragmente aus meinem Leben.* 3ter Theil. 1830. VIII u. 440 S. 8. (Zusammen 6 Thlr.)

4) Leipzig, in der Wigand'schen Verlags-Expedition: *Wit von Dörring. Mein Jugendleben und meine Reisen.* Ergänzung der Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. 1833. 8. (2 Thlr.)

Wir statten über diese Schriften erst jetzt einen kurzen Bericht ab, nachdem die Zeit manche frühere Bewegung gestillt, auch Vieles aufgeklärt hat, und der Vf. nun in No. 4 von Neuem vor dem Publicum aufgetreten ist.

Ein unbedeutender Umstand hat die Aufmerksamkeit des Rec. auf Hn. *Wit*, welcher sich *von Dörring* nennt, schon seit Jahren erregt, so dass er ihn von dieser Zeit an zu einem Gegenstande seiner Beobachtung gemacht hat. Im Jahr 1818 begegnete er ihm nämlich auf einer Reise nach Fulda in einem höchst auffallenden und zu bedenklichen Vermuthungen führenden Costüme. Er trug einen vollständigen Turneranzug, war mit einem breiten Gürtel umgürtet, in welchem einige Pistolen stacken, und hatte an der Seite einen mächtigen Hieber hängen, womit ein Weiberstrohhut auf dem Kopfe einen sehr wunderbaren Gegensatz bildete. Kurz darauf gab Hr. *Wit* eine Schmähschrift gegen die Fuldaischen Officiere in den Druck, weil sie bey dem Anblicke der lächerlichen Gestalt sich des Lachens nicht hatten enthalten können, und auf die an sie ergangene Herausfoderung sich zwar gestellt, aber statt des Degens den Stock gegen ihn gebraucht hatten. Als er im Jahre 1819 nach England geflüchtet, und gezwungen war, sich von politischer Schriftstellerey zu nähren, liess er unter anderen Unwahrheiten in den *Morning Chronicle* auch diese setzen, dass die Lehrer des Gymnasiums in Eisenach unfähig gewesen wären, ihre Schüler zu bändigen, bis sie auf den Gedanken gekommen wären, dieselben an ihren Conferenzen Theil nehmen zu lassen, und so ein Sittengericht aus Schülern zu bilden, wodurch auf einmal die Ordnung hergestellt worden sey. Weil dieser Aufsatz die Aufmerksamkeit der Commission in Mainz auf sich gezogen hatte, so wurde auf ihre Requisition die strengste Untersuchung über das Gymnasium verhängt, welche Hn. *Wit* als Lügner darstellte. Nach solchen Vorgängen darf es wohl nicht befremden, wenn Rec. gegen so manche Angaben in den vorliegenden Fragmenten bescheidene Zweifel hegt. Uebrigens weiss er sich frey von der Schuld, Hn. *Wit's* Casse, wie der Major von Lindenfells, in Anspruch genommen zu haben; nie hat er den Spion gemacht, so dass er, wie vorgeblich Lindner, dessen Entdeckung zu fürchten hätte; nie hat er, wie der Freyherr von Zedlitz, dessen Tadel als Dichter erfahren. Doch vielleicht schämt sich jetzt Hr. *W.* selbst des verbrauchten und entehrenden Kunstgriffs, den durch Gründe belegten Tadel seiner Gegner nicht durch Gegengründe, sondern dadurch entkräften zu wollen, dass er sie böser, verwerflicher Absichten beschuldigt. Und wenn er einen seiner Gegner wegen seines schwerfälligen, geschraubten und gedehnten Witzes tadelt, so fällt dieser Tadel auf ihn selbst zurück. Denn was kann fader seyn, als die Andeutungen über die Identität der Jesuiten und Homöopathen (B. 3. Abth. 2. Buch 2. Cap. 4), und das Abenteuer in einem schlesischen Marktflecken (ebendaselbst Cap. 1)?

Goethe soll sich einmal über Hn. *Wit* also geäussert haben: „Mir wird ordentlich bange, wenn ich den Menschen frey umherlaufen sehe; denn er hat es im Gefängnissitzen zu einer solchen Virtuosität gebracht, dass man glauben sollte, es sey seine eigentliche Bestimmung.“ Liest man diese Fragmente, so scheinen sie ein Commentar über diesen Ausspruch zu seyn; denn sie sind beynahe eine zusammenhängende Kette von Einsperrungen, von Flucht und von Landesverweisungen, so dass es schwer wird, an die Unschuld oder an die Bekehrung des Vfs. zu glauben, wesswegen bis jetzt auch noch Niemand daran geglaubt hat. Seine übrigen Fehler, seine Keckheit, sein Wichtigthun, seine Zudringlichkeit u. a. findet man sämmtlich in diesen Fragmenten in reichlichstem Masse. Die Glaubhaftigkeit vieler Erzählungen wird auch dadurch bedeutend geschwächt, dass Abwesenden, wie Follenius, oder Verstorbenen, wie dem Grafen Bubna, de Serre und vielen a. die Hauptrolle übertragen ist, oder dass die Scene in England, Frankreich und Ita-

lien spielt, woher genaue Nachrichten zu erhalten schwer fällt; die erhaltenen Nachrichten aber zeigen, dass die Wahrheit stark mit Dichtung versetzt ist. Auf der anderen Seite kann nicht geleugnet werden, dass diese Fragmente viele wichtige Notizen über manche wichtige Zeitereignisse enthalten, welche der Vf. auf seinen Reisen und durch seine Verbindungen sammelte. Dahin rechnen wir die projectirte Ermordung des Kaisers Alexander im Weimarischen Theater, welche durch *Wieland* verhindert wurde; die Notizen über die Verbindungen deutscher Demagogen mit französischen; über das Manuscript aus Süddeutschland, dessen Entstehung und Zweck; über die Revolution im Piemontesischen; über die Bildung und Aufhebung des Bundes für deutsche Freyheit unter dem Schutze des Staatscanzlers von Hardenberg; über die französischen revolutionären Gesellschaften; über die Königin Katharina von Würtemberg und den Minister von Wangenheim u. dgl.

Um aus dem Buche Einzelnes auszuheben, so erzählt der Vf. S. 4, dass der tolerante *Gurlitt* desswegen die Bekanntmachung seiner Abschiedsrede nicht zugelassen habe, weil er folgende Stelle für eine Verspottung des Rationalismus gehalten habe: „In einer Winternacht schwärmte eine Mücke um einer Lampe behaglichen Schimmer. Bald aber nicht mehr sich genügend an der belebenden Wärme und Helle, sprach der Mückenphilosoph: ich muss die *causa efficiens* untersuchen. Sie flog in die Flamme und fiel mit verbrannten Flügeln und sterbend zurück." In dieses Geschichtchen ist der Vf. so verliebt, dass er es noch einmal, in den Nachträgen zu seinem Leben, erzählt. Wer den humanen, milden und duldsamen Charakter des trefflichen *Gurlitt* kennen gelernt hat, wird dieses für nichts als eine Verleumdung des Verewigten erklären, und der Meinung des Gegners beystimmen, dass *Gurlitt* die Rede der Bekanntmachung unwürdig gehalten habe. Vielleicht wollte der Vf. dadurch seinen zeitgemäsen religiösen Glauben kund thun, so wie durch die Klage, dass die Studenten in der demagogischen Zeit in Jesu nicht den göttlichen Mittler, sondern den Verächter aller Menschensatzungen verehrt hätten, woraus er ihren Hochmuth, die Ueberschätzung ihres eigenen Werthes und ihre Intoleranz abzuleiten geneigt ist. Vor 40 Jahren war die religiöse Freygeisterey herrschender als jetzt, und die französische Revolution war im vollen Gange, ohne dass dadurch die Freyheitsideen so frech hervorgetreten wären. Ueber Mangel an religiösem Geiste konnte man gewiss bey dem demagogischen Theile unter den Studenten nicht klagen; vielmehr war bey einem grossen Theile die Bibel das am meisten gelesene Buch, und selbst der berüchtigte Sand machte sie fast zu seiner einzigen Lectüre, ohne dass er seine schaudervolle That bereut hätte. Eben so wurde bey dem Wartburgfeste nicht allein ein feierlicher Gottesdienst, sondern auch eine gemeinschaftliche Abendmahlsfeier gehalten! — Dass die Jugend von dem Siegeseinzuge in Paris etwas berauscht zurückkam; dass sie sich einbildete, Deutschlands Freyheit gerettet und dessen Fürsten auf ihren Thronen befestigt zu haben, wer hätte darüber zürnen mögen? Dass sie in den allgemeinen Ruf nach Volksthum und Constitutionen einstimmte, war schon desswegen verzeihlich, weil selbst alte besonnene und erfahrene Männer von dem Vorurtheile befangen waren, dass allein daraus dauerhafte Wohlfahrt den Völkern aufblühen werde, und diese um so weniger an der Rechtmässigkeit ihres Wunsches zweifelten, da auf dem Wiener Congresse allen Staaten Deutschlands Constitutionen zugesagt worden waren. — Schon vor dem Befreyungskriege war *Jahn* als Turner aufgetreten; und obgleich er nur eine unbedeutende Schaar Turner dem Könige nach Breslau zugeführt, und Scharnhorst nur bedingt der Turnerey für das Kriegswesen einigen Nutzen zugestanden hatte, so machte sich doch *Jahn* mit seinem Turnwesen nach dem Kriege sehr breit, und er erhielt von der Regierung alle mögliche Unterstützung; obgleich er der Verkünder des deutschen Volksthums war, durch sein demokratisch organisirtes Turnwesen einen Staat in dem Staate bildete, welcher immer fröhlicher gedieh, und durch seine Turngesellschaften sich über ganz Deutschland verbreitete, die durch Turnfahrten, Turnreisen, Turnboten in der engsten Verbindung standen. Jedes Turners Pflicht war es, alle nachtheiligen Aeusserungen über das Turnwesen, sie mochten von Aeltern, Freunden oder Lehrern ausgehen, dem Turnwart anzuzeigen, wodurch eine Spionirie eingeleitet wurde, welche selbst in das Heiligthum der Familien eindrang, und bey der Zurechtweisung der Tadler wurde weit mehr Schimpf als Glimpf geübt. Bisweilen soll es, die bekannte Verbrennungsgeschichte auf dem Wadberge bey Eisenach, welche auf dem Turnplatze in Berlin, der Sage nach, vorbereitet wurde, nicht zu gedenken, vorgekommen seyn, dass die Büsten der Lehrer, welche ihre Schüler ermahnt hatten, über dem Turnen nicht das Nöthige zu versäumen, als Ziel für das Gerenwerfen aufgestellt wurden. Ungestraft liess man solche Frevel hingehen, bis endlich Sands Mordthat allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Denn das Turnwesen galt für das Höchste, dem alle anderen Pflichten untergeordnet waren; Turnen wurde für Leben, und Leben für Turnen erklärt. *Jahn's* vertrautere Schüler machten dessen Volksthum zu ihrer Bibel und ihrem Katechismus, und führten dessen Sprüche beständig im Munde, und die Lehre fand um so leichter Eingang, je geneigter man war, Deutschlands Erniedrigung und Knechtschaft in seiner Zerstückelung, und seine Befreyung in dem deutschen Gemeinsinne zu finden; je glänzender der Wohlstand ausgemalt wurde, zu welchem es durch die Industrie seiner Bewohner, seine Producte, seine schiffbaren Flüsse, seine Verbindung mit drey Meeren gelangen könnte, wenn der Handel nicht von allen Seiten durch Zolllinien und Douanen gesperrt wäre. Wenn man daher das Verzeichniss der Theilnehmer an den demagogischen Umtrieben liest, so findet man, dass sie fast ohne

Ausnahme leidenschaftliche Turner waren. Psychologischen Aerzten sey die Untersuchung überlassen, ob nicht manche Turnübungen nachtheilig auf die höheren Seelenkräfte wirken. Rec. wenigstens möchte behaupten, dass, wenn ein Knabe sich mit den Füssen an den Barren aufhängt, durch die unnatürliche Lage das Blut nach dem Kopfe steigt, die Blutgefässe erweitert, und durch den verstärkten Druck auf das Gehirn die Seele verdüstert werde. Man wende nicht ein, dass bey den Griechen die Turnkunst in hohen Ehren gestanden, und zu einer edlen Erziehung gehört habe. Denn die Turnübungen, welche die Griechen dem Schönen unterordneten, waren ganz andere, als die unsrigen, welche von Seiltänzern, Seilschwingern, Aequilibristen u. s. entlehnt, und hauptsächlich auf Ausbildung der Muskelkraft berechnet sind. — Einen zweyten Grund des Hanges zur Schwärmerey und zum Mysticismus bey unserer studirenden Jugend findet Rec. in unseren Schulplänen und in unseren überspannten Foderungen an die Abiturienten. Man lese so manche hochgepriesene Verordnungen über die Abiturienten, und frage unsere ausgezeichnetsten Gelehrten, ob sie, wenn es mit diesen Foderungen ernstlich genommen würde, sich dieser Prüfung zu unterwerfen getrauten, und die meisten Antworten werden verneinend ausfallen. Selbst *Wolf* gestand, dass er viele dieser Foderungen nicht erfüllen könne. Wer zu viel heben soll, hebt nichts; wer seine Aufmerksamkeit auf zu viele Gegenstände richtet, wird zerstreut; wer für Alles Interesse haben soll, bleibt gegen Alles gleichgültig; jede Kraft erschlafft, wenn sie überspannt wird; und wer in Allem etwas Ausgezeichnetes leisten soll, bringt es in keinem Stücke über die Mittelmässigkeit. Um jenen überspannten Foderungen nur einigermassen zu genügen, muss der arme Knabe seinen Geist in beständiger Spannung erhalten, und die Pflege des Körpers ganz bey Seite setzen. Desswegen kann sich die Körperkraft nicht entwickeln, und daher die vielen abgelebten Knaben und Jünglinge auf unseren gelehrten Bildungsanstalten. (Ueber die nachtheiligen Wirkungen der übermässigen Anstrengungen des Geistes siehe *Heusinger's* Grundriss der Anthropologie S. 243.) Leib und Seele stehen in Wechselwirkung, und der durch geistige Anstrengungen geschwächte Körper wirkt wieder nachtheilig auf den Geist und das Gemüth. Daher finden wir zwar die Receptivität des Geistes thätig, und oft einen grossen Vorrath von Gedächtnisskram; aber die Spontaneität ist flügellahm, und es fehlt an der Kraft zum eigenen Denken. Weil solche an Körper und Geist verkrüppelte Menschen die Gebilde ihrer Phantasie nicht zur Klarheit bringen können, so ergeben sie sich der politischen und religiösen Schwärmerey. Wie nahe beide mit einander verwandt sind, hat die Geschichte unserer Tage gezeigt. Denn nachdem die politische Schwärmerey verpönt war, haben sich viele von ihr zu den Frömmlern und Mystikern gewandt. — Auch die Methode, wie jetzt das Studium der alten Sprachen auf Schulen betrieben wird, scheint auf die Verschrobenheit des jetzigen Zeitalters Einfluss zu haben. Statt in den Geist des Alterthums zu dringen, und durch das Studium der alten Schriftsteller die Jünglinge zum Guten, Wahren und Schönen zu erheben, macht man sie zu Exempelbüchern für Sprachbemerkungen; man trägt eine Menge von Parallelstellen zusammen, wo Eine genügt hätte, oder keine nöthig gewesen wäre; man verdirbt die Zeit mit grammatischen Spitzfindigkeiten, und erträumt Unterschiede, an welche die Alten nicht gedacht haben; man vertieft sich in das Partikelwesen, und demonstrirt Stunden lang den Unterschied zwischen καὶ und τε und καὶ τε καὶ; oder αἴ und κε; ja man ist wohl thöricht genug, mit Secundanern Forschungen über die Entstehung der lateinischen und griechischen Sprache anzustellen, und sie aus der lithauischen oder der Sanskrit-Sprache abzuleiten. Wer immer nur mikroskopische Gegenstände betrachtet, und seinen Blick nicht in die Ferne trägt, wird zum Myops; und wer seinen Geist ausschliessend mit kleinlichen Spitzfindigkeiten beschäftigt, wird unfähig, sich zu grossen und erhabenen Ideen empor zu schwingen. Endlich hat auch das Studium der Philosophie, wie es jetzt auf manchen Universitäten getrieben wird, auf den Geist auf Universitäten grossen Einfluss. Doch es ist Zeit, in die verlassene Bahn zurückzukehren.

Was von dem Vf. über das Entstehen der liberalen Ideen gesagt ist, ist beyfallswerth. Man regte sie auf und pflegte sie, so lange sie für höhere Zwecke nützlich schienen; nachher aber folgte eine unerwartet schnelle Unterdrückung der aufgeregten Begeisterung.

Wenn S. 17 gesagt wird, dass Professoren aus Jena den eifrigsten Antheil an dem Wartburgfeste genommen hätten, so hat Rec., welcher damals in Eisenach anwesend war, von diesem Eifer nichts bemerkt. Sie waren als blosse Zuschauer da, welche nicht einmal den Wadberg, wo die Masmannische Verbrennung aufgeführt wurde, bestiegen hatten, und sie schienen keinen anderen Zweck zu haben, als die Studenten, wenn sie excentrisch würden, wieder in das richtige Gleichgewicht zu bringen.

Was das demagogische Streben der Burschenschaft betrifft, so weiss Rec. mit Gewissheit, dass seit dem Jahre 1820 in der Jenaischem Burschenschaft bey Weitem der grössere Theil sich gegen jede Einmischung in politische Angelegenheiten erklärte, und dass die Demagogen, welche der Turnplatz gebildet hatte, mit ihren Anträgen jederzeit zurückgewiesen wurden. Als Sprewitz 1821 vorgeblich zu einem Burschenschaftsconvent gereist war, log er bey seiner Rückkehr der Burschenschaft vor, dass auf demselben wäre beschlossen worden, keinen Juden und keinen Ausländer zur Burschenschaft zuzulassen. Auf dem Convente in Würzburg 1822 erschien aus Jena Niemand, weil Sprewitz eingesehen hatte, dass die Burschenschaft nicht in seine Pläne eingehen würde. (S. Erkenntniss des Oberlandesgerichts zu Breslau, S. 23.) Wenn Hr. *W.* die revolutionäre

Gährung in Frankreich vorzüglich aus einem verbildeten Verstande ableitet, so muss er schlechter Beobachter und ein noch schlechterer Kenner der Geschichte seyn. Eben so urtheilt er auch über die englische Parlamentsreform wie der Blinde von der Farbe; er scheint kaum den Controverspunct zu kennen, und da, wo er über Castlereagh's Tod spricht, gleicht er Einem, der Berufshalber glaubt, Etwas sagen zu müssen, und doch nicht weiss, was er sagen soll. Hätte er das Urtheil des Lords *Byron* über ihn gelesen, so würde er Gründlicheres gesagt haben. — Die Anekdote, dass ein Zechbruder dem verstorbenen König zu klingeln befohlen habe, wird auch in den Briefen eines Verstorbenen, aber mit dem Unterschiede erzählt, dass an die Stelle des Obristen Brummel ein unverschämter Schneider gesetzt wird, welcher durch seine Bereitung der Vatermörder zu grossem Ansehen gekommen war. Zuverlässig waren dem Fürsten *Pückler* die Salons zugänglicher, als dem Exstudiosus *Wit*, so sehr sich dieser auch seiner Bekanntschaft mit Brougham, Grey, Bentham und anderen bedeutenden Männern rühmt. — Gegen das Ende seines Aufenthaltes in England wurden seine heiligsten Gefühle durch den Atheismus der meisten Radicalen verletzt, und dieses, nicht etwa die Aussicht auf den reichlicheren Verdienst, veranlasste ihn, im ministeriellen Courier gegen seine eigenen revolutionären Aufsätze in dem *Morning Chronicle* zu Felde zu ziehen.

Auf dringendes Verlangen des Grafen de Serre (Deserre) veranlasste der Baron Eckstein Hn. *Wit*, England gegen Frankreich zu vertauschen, und er ging um so williger in diesen Vorschlag ein, je mehr er fürchtete, dass sein Verstand durch die grossen Auszeichnungen Schaden leiden könnte!! Trotz dieser Auszeichnungen scheint man aber doch über seine Entfernung froh gewesen zu seyn. Denn bey seiner Abreise erging in alle Häfen der Befehl, ihn nicht wieder einzulassen. Kaum in Paris angekommen, trat er mit Benjamin Constant, Lafayette, Argenson und Gregoire in nähere Verbindung. Die beste Empfehlung war nach seinem aufrichtigen Geständnisse *sein Name*, denn der Verfasser der Aufsätze in dem *Morning Chronicle* war nur zu bekannt. Man findet durch dieses Geständniss die alte Wahrheit aufs Neue bestätigt, dass das grösste Verdienst zugleich das bescheidenste ist. Sehr zu bedauern ist es, dass nur wenige Deutsche wegen der Seltenheit des *Morning Chronicle* diese Aufsätze des Hn. *W.* lesen und bewundern können; denn wenn man seine deutschen Schriften liest, so muss man sich wirklich wundern, wie er in einer fremden Sprache so ungemein schreiben konnte, zumal da er bey seinem Auftritte in England der englischen Sprache nichts weniger als mächtig war. Dass in diesen Aufsätzen Erdichtungen mit unterliefen, ist oben an Einem Beyspiele gezeigt.

Wenn S. 140 gesagt wird, dass sich die geheime Polizey in Paris bloss auf öffentliche Orte beschränke, so ist dieses nur mit Einschränkung wahr. Denn im Dienste derselben stehen fast alle Lohnbediente, Marqueure, Aufwärter, Freudenmädchen u. A., mit denen Fremde am ersten zu verkehren pflegen.

S. 152 schreibt der Vf., nach der Ermordung des Herzogs von Berry habe er einen Versuch machen wollen, wie man auf besserem Wege zum Ziele gelangen könne; denn das Ziel, der freye Staat, habe ihm noch eben so lebhaft vor Augen gestanden; nur das *Mittel*, der blutige Umsturz, sey ihm ein Abscheu geworden. Er habe vor den Liberalen wegen ihres Jubels über den Mord geschaudert, aber er habe nicht von ihnen ablassen können, weil er nur durch sie etwas gewesen sey, und nur mit ihnen vereint etwas vermocht habe. Er habe sich fest vorgenommen gehabt, die entgegengesetzte Partey, ihre Kräfte und Absichten näher kennen zu lernen, um zu sehen, ob keine Ausgleichung gedenkbar oder wahrscheinlich sey. — Es hat sich hier Hr. *W.* in einen Schafpelz gekleidet; aber der Fuchs guckt von allen Seiten durch.

Vergeblich hatte der Graf von der Goltz bey Decazes Insinuationen gegen ihn gemacht (denn bey einem Manne von seiner Bedeutung müssen immer Männer von hohem Range im Spiele seyn), weil ihm seine Befreundung mit de Serre bekannt war; nun aber durfte er ihn nicht länger zu schützen wagen, weil man es ihm leicht zum Verbrechen anrechnen konnte, und weil er selbst unruhig über seine Verbindung mit der linken Seite war. Um dem Verhaftungsbefehle zuvorzukommen, floh er nach Nizza zu seinem guten Freunde de Serre, um in seinem Schutze zurückzukehren. Von den kleinen Abenteuern, mit welchen Hr. *W.* die Geschichte seiner Flucht zu würzen gesucht, schweigen wir; aber zu seiner Ehre dürfen wir nicht verschweigen, dass Decazes sich durch dessen Flucht bewogen fand, auf der Stelle einen Eilboten an de Serre abzusenden, damit ihn *Wit* nicht etwa bewegen möchte, seine Dimission einzugeben. So einen grossen Einfluss traute Decazes einem umherschweifenden Libellisten auf einen der ersten Staatsmänner in Frankreich zu!! Ja, was noch mehr sagen will, das Verhältniss *Wits* zu ihm war in Paris so allgemein bekannt, dass es ihm von der liberalen Partey nicht an den mannichfaltigsten Insinuationen fehlte, ihr den Grafen wieder zuzuwenden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1834.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, in Commiss. b. Gräfe: *Johannes Wit, genannt von Dörring.* Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Erster Band u. s. w.

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Johannes Wit, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.* Aufenthalt in den Gefängnissen in Chambery, Turin und Mailand u. s. w.

3) Leipzig, in Commiss. b. Gräfe: *Fragmente aus meinem Leben.* 3ter Theil u. s. w.

4) Leipzig, in der Wigand'schen Verlags-Expedition: *Wit von Dörring. Mein Jugendleben und meine Reisen.* Ergänzung der Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das fünfte Capitel beginnt mit einer sehr dürftigen Charakteristik des Grafen de Serre, welche sich jeder aus der Biographie in den Zeitgenossen besser entwerfen kann, und welche selbst durch die kurzen Notizen in dem Conversationswörterbuche entbehrlich wird.

S. 181 — 186 ist ein weitläuftiges Geschwätz aus dem zweyten Hefte der Lucubrationen über die Doctrinärs abgedruckt, in welchen sie als beschränkte, unpraktische, in ihre Doctrin verliebte Stubengelehrte, als Männer ohne Beredsamkeit und Begeisterung dargestellt werden, ohne dass man erfährt, was der Inhalt ihrer Doctrin sey, und welche Bewandtniss es mit ihr habe. Die Darstellung der französischen Deputirtenkammer und der Salons übergehen wir, weil sie reich an Worten, aber arm an Gehalt ist, und wenden uns zu des Vfs. Zusammenkunft mit Karl Follenius und seiner Bekanntschaft mit den französischen Revolutionärs. Weil Follenius eine Verbindung zwischen den französischen und deutschen Revolutionären zu bewirken suchte, so war ihm diese Zusammenkunft unangenehm; doch wollte er ihm den Kauf nicht aufsagen, „weil Einigung Deutschlands in freyer Verfassung ihm noch immer das *summum bonum* blieb, und weil er die Fortdauer des damaligen Zustandes in Deutschland und Frankreich für durchaus unmöglich hielt.“ Es zu hintertreiben hielt er für unstatthaft; aber er hoffte, indem er zwischen beiden Parteyen inne stände, manches Unheil zu verhüten. Deswegen führte er Follenius zu den entschiedensten französischen Revolutionären; ein Beweis, dass er mit ihnen auf einem vertrauten Fusse stand, obgleich dem religiösen Jünglinge vorgeblich die Irreligiosität und Unmoralität der meisten französischen Liberalen verhasst war. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, Kunde von allen revolutionären Verbindungen und ihren Verzweigungen zu bekommen, und als er die Existenz Eines grossen Bundes, dem die bedeutendsten Männer aller Stände angehörten, erkannt hatte, ging er nach einem nächtlichen Kampfe mit sich selbst am folgenden Morgen in aller Frühe zu de Serre, und theilte ihm *sub rosa* das Geheimniss mit, wodurch de Serre aus Dankbarkeit sich verpflichtet hielt, seinen nützlichen Kundschafter gegen die Verfolgung der Mainzer Commission in Schutz zu nehmen.

S. 215 wird erzählt, dass Follenius in einem Briefe an den Marquis d'Argenson sich anheischig gemacht, die königl. Familie zu ermorden, und dass er Hn. *Wit* gebeten, den Brief dem Marquis zu übergeben, dass er ihn aber dem Grafen de Serre mitgetheilt habe. Billig fragen wir, warum F. diesen weitläuftigen und gefährlichen Briefwechsel der Unterredung mit dem Marquis vorgezogen und den etwas verdächtigen *Wit* zum Briefträger gemacht habe, da er mit dem Marquis in eben so enger Verbindung stand; wie de Serre durch ein paar sehr untristige Gründe sich von einer strengen Untersuchung oder wenigstens der Entfernung des Follenius konnte abbringen lassen, da er sich der Beschuldigung des Hochverraths dadurch aussetzte; wie ihm Hn. *Wit's* Anzeige dadurch, dass er die Untersuchung abzuwehren suchte, nicht verdächtig wurde. „In meiner Hand stand es, — schreibt er — mich aus dem von allen Regierungen gehetzten Flüchtlinge in einen von denselben Geehrten zu verwandeln; aber ich hasste das Treiben der Regierungen wo möglich noch mehr als das blutige Streben der Jacobiner, und hätte mich durch jede Gunstbezeugung derselben für entehrt gehalten.“

Den französischen Ministern wurde er endlich so verdächtig, dass ihn sein guter Freund de Serre nicht länger schützen konnte. Er sollte nun Decazes auf dessen Ambassade nach London begleiten, aber der Fürst Metternich — so sagte wenigstens der Herzog zu seiner Entschuldigung — warnte diesen so nachdrücklich, dass er diese Warnung als Befehl ansehen musste. Weil er nun nicht nach England schiffen konnte, so beschloss er als treuer Freund seinen Follenius nach der Schweiz zu begleiten.

Nach der Erscheinung des Manuscripts von Süd-

deutſchland reiſte er nach Stuttgart, und man glaubte allgemein, daſs dieſe Reiſe keinen geringeren Zweck habe, als den Grafen von Benzel-Sternau dort — wer glaubt dieſes wohl? — zum Miniſter zu machen! Doch nachdem er das Glück gehabt hatte, das neue Jahr in Geſellſchaft des Königs anbrechen zu ſehen, eröffnete ihm der Polizeydirector den königlichen Befehl, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlaſſen, worauf er ſich aufs Neue wieder nach Paris begab. Hier beobachtete er die gegenſeitigen Machinationen der Ultras und der Liberalen, was im achten Capitel ſo treffend beſchrieben wird, daſs dieſe Beſchreibung dem Buche einigen geſchichtlichen Werth giebt, und die Leſer etwas für die Leerheit der vorhergegangenen Capitel ſchadlos hält. Sehr anſchaulich wird das Intriguenſpiel der Emigranten geſchildert, welche gern den Zuſtand vor der Revolution eingeführt hätten, und welche frech ſich in das gefährlichſte Wagſpiel einlieſsen, ohne das Spiel und die Karten zu kennen. Dadurch iſt ein Zuſtand der Dinge eingeleitet worden, wodurch man das Glück von Europa auf die Spitze geſtellt glaubte. Leider trug auch die Zügelloſigkeit der Preſſe auf der anderen Seite dazu mit bey, die Regierung zu forçirten Maſsregeln zu bewegen; denn ſie hat jedesmal aus allen Kräften mitgewirkt, das beſtehende Miniſterium durch ſeinen Tadel zu ſtürzen; und auch das gerechteſte und weiſeſte wird ſeine Tadler um ſo gewiſſer finden, als es bey den verwickelten Verhältniſſen Frankreichs unmöglich Aller Wünſche befriedigen kann. Durch dieſen Tadel wird der Samen zum Miſstrauen und zur Unzufriedenheit zwiſchen Volk und Fürſten ausgeſtreut, und auf der einen Seite die Revolutionsſucht, auf der anderen die Neigung zu Gewaltſchritten aufgeregt. — Uebrigens iſt auch dieſes Capitel von Ruhmredigkeit nicht frey. So ſchreibt z. B. der Vf.: „Der Graf Alexander ſagte mir einmal: Sie haben einen Januskopf; denn bald ſehe ich Sie das Wohl der Staaten mit gebührender Grandezze abhandeln, bald mit Kindern ſich kollern. Man betrachtete (fügt Hr. *Wit* hinzu) mein Wohlgefallen an dergleichen Kindereyen als eine Maske, hinter welcher ich meine *Bedeutenheit* verbergen wollte.“

Der zweyte Theil des Werks, eine glückliche Nachahmung des Trenkiſchen, ſchildert den Aufenthalt des Vfs. in mehreren Gefängniſſen Italiens, welche auf dem Titel verzeichnet ſind. Derſelbe kann nur für Hn. *Wit's* Bekannte beſonderes Intereſſe haben; von dem dritten Theile haben wir bereits geſprochen, und glauben auf ſolche Art unſer Urtheil über das vierte Buch des Hn. *W.* hinlänglich vorbereitet zu haben

F. D.

(*Der Beſchluſs wird nächſtens folgen.*)

Heilbronn, in der Claſsiſchen Buchhandlung: *Geſchichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebietes.* Ein Beytrag zur Geſchichte des ſchwäbiſchen Städtewesens. Nach handſchriftlichen Quellen bearbeitet von *Carl Jäger*, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn. 1828. Erſter Band. Erſte Abtheilung bis 1378. Zweyte Abtheilung bis 1519. 305 S. Zweyter Band, erſte Abtheilung bis 1556. Zweyte Abtheilung bis 1803. 274 S. 8. (2 Thlr. 4 gr.)

Da dieſer Geſchichte Heilbronns vom Jahre 1828 unſere Anzeige der ſpäteren, aber natürlich viel bedeutenderen Geſchichte von Ulm, oder vielmehr: Ulms Leben im Mittelalter, 1831, zuvorgekommen iſt: ſo wird uns dadurch eine gröſsere Kürze hier geboten. Dem Vf. iſt durch Oeffnung der vorzüglichſten Quellen und die Unterſtützung emſiger Freunde alle mögliche Gunſt widerfahren, die er auch freundlich verdankt. Die Geſchichtsdenkmale von Heilbronn, oder doch wenigſtens dieſer Gegend, gehen zurück bis auf die Römerzeit, ein Votivſtein, der *Fortuna reſpiciens* geweiht, dem *Deo Iaranucno*, den man für einen Donnergott halten will, ein Mithrasſtein u. ſ. w., überhaupt 8 an der Zahl; die Gegend gehörte zum römiſchen Zehntland. Am erſten erſcheint die Stadt ſelbſt unter dem Namen *Hailicbruno Palatio Regio*, in einer Urkunde von 841, *Monum. Boica* XI, 107, aber nicht, wie der Vf. ſagt, von Ludwig dem Frommen, der den 20 Jun. 840 ſchon geſtorben war, ſondern von Ludwig dem Deutſchen, welche übrigens Hr. *Böhmer* in ſeinen *Regeſtis Carolorum* überſehen hat. — Auffallend iſt es übrigens, daſs Heilbronn auſserdem in keiner einzigen Urkunde als *Palatium Regium* weiter vorkommt. Die Kirche daſelbſt, zum heil. Michael, was mit auf eine ſlaviſche Gemeinde deutet, wurde 741 dem Biſthum Würzburg mit ſonſt noch mehreren anderen Nutzungsrechten zugetheilt; die alten Palatialgüter, wie es ſcheint, fielen an mancherley mächtige Geſchlechter der Nachbarſchaft, Klöſter und einzelne Kirchen. Im Jahr 1225 finden wir Heilbronn ein *Oppidum* benannt, das iſt, einen befeſtigten Platz; Kaiſer Rudolph gab ihr, in welchem Jahre iſt nicht geſagt, die Rechte der Stadt Speyer. Sie wurde nun regiert unter einem kaiſerlichen Vogt von einem Schultheiſs und 12 Conſuln oder Rathmannen, *ex melioribus* (den adelichen Geſchlechtern) *et utilioribus* (aus der Gemeinde). Wie überall, ſo wurde auch hier das Zunftregiment vorherrſchend, 1372 aber von Karl IV abgeſchafft. Das Gebiet der Stadt beſtand nur aus 4 Dörfern: Neckargaſtach, erkauft 1341; Frankenbach, anfänglich Filial davon; das Reichsdorf Böckingen, erkauft 1373, und Flein, erkauft 1385. Neben einem deutſchen Haus befand ſich ſonſt noch in der Stadt ein Clara-Nonnen- und ein Franziskaner-Mönchs-Kloſter, vor der Stadt ein Karmeliterkloſter. Die Hauptgewerbe begründeten ſich Anfangs auf Webereyen, Färbereyen, Floſswesen auf dem Neckar, im 15 Jahrhundert aber vorzüglich auf Weinerzeugung und Weinhandel, daher wohl auch der Spottname: „der Heilbronner Faſsbinder.“ Die Nachrichten S. 88 von den Handelsverbindungen der Nürnberger ſchon

1112 mit Worms, aus *Roth* und *Wölcker,* ſind apokryphiſch, und ſomit auch die daraus gezogenen Folgerungen auf Heilbronn. Sehr ausführlich und bedeutend ſtellen ſich die Nachrichten über den Bauernkrieg dar. Der Gang der Erzählung nach der jedesmaligen Regierungszeit der Kaiſer muſs freylich die Ueberſicht der Verhältniſſe im Ganzen ſehr zerreiſsen. Wir meinen, in der Ulmer Geſchichte iſt eine glücklichere Haltung behauptet worden, und würden vorgezogen haben, zwar eine politiſche Geſchichte nach den Kaiſern vorausgehen zu laſſen, dann aber Verfaſſung und Regierung der Stadt, die Stadtrechte, Stadtordnungen, Handel und Gewerbe im Zuſammenhange zu entwickeln. Es möchte überhaupt ſcheinen, daſs man alle Stadtgeſchichte lediglich im Rahmen der Chronik behandeln ſollte, wovon uns *Gemeiner* für Regensburg, der Stadtſchreiber *Müllner* für Nürnberg ſo genügende Muſter hinterlaſſen, und wovon wir auch ſo anziehende Ueberbleibſel bey *Muratori* finden.

D. d. u. n.

JURISPRUDENZ.

DRESDEN, in d. Hilſcherſchen Buchh.: *Praktiſche Anleitung zur Kenntniſs der geſetzlichen Erbfolge und zur Selbſterrichtung rechtsgiltiger Teſtamente nach ſächſiſchen und preuſſiſchen Rechten und mit beſonderer Rückſicht auf das kön. ſächſ. Mandat vom* 31 *Januar* 1829, von Dr. *Carl Auguſt Albrecht.* 1829. XII u. 250 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſer gleich unter einem nicht richtig gefaſsten Titel — denn eine praktiſche Anleitung zur *Kenntniſs* der geſetzlichen Erbfolge iſt ein Unding — erſchienenen Schrift ſagt zwar in ſeiner Vorrede, er wünſche das Urtheil über ſeine Arbeit nur von *Nichtjuriſten,* und erwarte gar nicht den Beyfall der Rechtsgelehrten. Allein damit hat er, wahrſcheinlich bewogen durch ein inneres heimliches Gefühl vom Nichtgelungenſeyn derſelben, einen ſonderbaren Wunſch ausgeſprochen: denn wie kann denn ein *Nichtjuriſt* den eigentlichen Werth eines *juriſtiſchen* Buches, die juriſtiſchen Lehrſätze mögen darin auch noch ſo populär abgehandelt ſeyn, richtig beurtheilen? Seine ganze Kritik würde ſich bloſs über die Diction und die logiſche Form verbreiten können. Wäre denn damit alles erſchöpft? — Offenbar nicht. — In der Sache ſelbſt muſs ſich Hr. Dr. *Albrecht* begreiflicherweiſe alſo nur dem Urtheile Rechtsverſtändiger unterwerfen. Ein Schriftſteller, wenn er gleich ſeine literariſche Arbeit bloſs den Laien gewidmet hat, findet deſſenungeachtet hierin noch keine Entſchuldigung für Verſtöſse gegen die Wiſſenſchaft, wie Hr. *A.* zu glauben ſcheint. Die Arbeit ſelbſt, ſoll ſie von einigem Werthe ſeyn, muſs immer eine wiſſenſchaftliche Baſis haben, und die Laien mit der Wiſſenſchaft und deren Principien in einer faſslichen Darſtellung bekannt machen, ohne jedoch auf feinere gelehrte Erörterungen einzugehen. Sie hat ſich zwar nur mit den in der Wiſſenſchaft gewonnenen Reſultaten zu befaſſen; dieſe dürfen aber des populären Vortrages ungeachtet nichts an ihrer von den Gelehrten anerkannten Richtigkeit verlieren. Leider kann nur Rec. von dieſem Geſichtspuncte ausgehend nicht anders als bekennen, daſs das *Albrecht*'ſche Werk, man mag den beſchränkten Zweck, den der Vf. ſich ſelbſt vorgeſteckt hat, noch ſo ſehr in Anſchlag bringen, nicht einmal mittelmäſsig zu nennen, und voll der gröbſten Irrthümer ſey. Die Beweisführung dieſer Behauptung fällt dem Rec. mehr denn zu leicht, indem er nur die im erſten Abſchnitte des erſten Theiles enthaltenen Fehler und Unvollkommenheiten anzugeben nöthig hat, um den Leſer mit dem darin herrſchenden Geiſte bekannt zu machen.

Geſetzliche oder Inteſtat-Erbfolge iſt nach des Vfs. Definition §. 1: „Die Geſammtheit der Grundſätze, nach welchen in Ermangelung eines Teſtamentes der Nachlaſs eines Menſchen auf die vom Geſetze ſelbſt im Voraus beſtimmten Perſonen nach einer gewiſſen Ordnung übergeht.“ Allein nach dem römiſchen Rechte, welches in dieſer Beziehung noch heut zu Tage gilt, wird ausdrücklich geſagt, daſs die Inteſtaterbfolge nicht allein dann eintrete, wenn kein Teſtament vorhanden iſt, ſondern auch dann, wenn das vorhandene Teſtament aus irgend einem Grunde wegfällt. Hieher gehört *pr. F. de hereditate, quae ab int. def. inteſtatus decedit, qui aut omnino teſtamentum non fecit, aut jure non fecit, aut id, quod fecerat ruptum irritumque factum eſt; aut ſi ex eo nemo heres exſtitit.* Nothwendig muſs hienach auch die Definition der Inteſtaterbfolge gefaſst werden. Dieſe Bemerkung enthält übrigens nicht etwa einen Wortſtreit, der auf die Erbfolge ſelbſt ohne Einfluſs iſt, und läſst ſich durch die Entgegnung, als ſey es einerley, ob kein Teſtament vorliegt, oder ob das vorhandene ungültig iſt, nicht entfernen; denn je nachdem entweder kein Teſtament vorhanden iſt, oder das vorhandene aus irgend einem Grunde nicht beſtehen kann, je nachdem iſt der Zeitpunct des Anfalles der Inteſtaterbſchaft verſchieden zu beſtimmen. Es würde eine leichte Mühe ſeyn, aus dieſem Grundſatze wichtige praktiſche Folgen zu ziehen; allein da der Grundſatz ſelbſt feſtſteht, und deſſen Anwendbarkeit ebenfalls nicht zweifelhaft iſt, ſo hält Rec. mehrere Bemerkungen in dieſer Beziehung für überflüſſig. So wäre denn die Definition, welche Hr. *A.* über die geſetzliche Erbfolge giebt, ſchon nach römiſchem Rechte nicht richtig; ſie iſt es aber noch weniger nach heutigem Rechte, wo auch die nach römiſchem Rechte ungültigen Erbverträge Kraft und vor dem Teſtamente den Vorzug haben. Von dieſen Erbverträgen erfahren die Schüler des Hn. *A.* nicht ein Wort. Und in der That hätte der Vf. ſich erſt ſelbſt über den Begriff der Inteſtaterbfolge unterrichten, oder doch wenigſtens das Mandat vom 31 Jan. 1829 darüber nachſehen ſollen.

Sonderbar genug beſchreibt der Vf. §. 9 S. 20 mehrfache Verwandtſchaft als das Verhältniſs einer Perſon, vermöge deſſen ihr an dem Nachlaſſe eines und deſſelben Verſtorbenen aus mehr als einem Grunde, und zwar aus ſolchen Gründen ein geſetzliches Erbrecht zuſteht, von denen der eine den anderen nicht aufhebt. Kann wohl eine ſchiefere Definition der mehrfachen Verwandtſchaft gedacht werden, als dieſe? Seitdem der

um die Lehre über die gesetzliche Erbfolge so verdienstvolle Canzler *Koch* (*diss. de cognatis duplicibus, adj. tr. de succes. ab int. Auct. III*) den Begriff der mehrfachen Verwandtschaft und deren Einfluss auf die Erbfolge — denn nicht jede mehrfache Verwandtschaft giebt einen Anspruch auf eine mehrfache Erbportion — ins Reine gebracht hat, sind die Schriftsteller in dieser Beziehung so ziemlich mit einander einverstanden gewesen. Nur der Vf. dieser Schrift kümmerte sich um die Ansichten seiner Vorgänger nicht, und schuf eine Definition der mehrfachen Verwandtschaft, die noch nicht dagewesen war, und hoffentlich von Niemanden anders nachgesprochen werden wird.

Der Vf. spricht §. 11 f. S. 22 noch getrost von einem Repräsentationsrechte. Es ist dieses Recht eine reine Erfindung einiger älteren Rechtslehrer. Wahrscheinlich waren ihm aber die Ansichten der neueren Schriftsteller über diesen Gegenstand ganz unbekannt; denn sonst hätte er die *Nichtjuristen* nicht mit dem schwankenden und überflüssigen Begriffe eines Repräsentationsrechtes belästigt.

Vollbürtige Geschwister sind nach dem Vf. §. 17. S. 26 solche Geschwister, welche beide Aeltern, Vater und Mutter, gemeinschaftlich haben, halbbürtige dagegen, welche nur von einer Seite ihrer Aeltern (von Vater oder Mutter) in Blutsfreundschaft getreten sind. In neuerer Zeit ist der von Hn. *A.* so wenig erkannte Begriff vollbürtiger und halbbürtiger Seitenverwandtschaft von *Glück* in dessen Hermeneutisch-systematischer Erörterung der Lehre von der Intestaterbfolge §. 17 vortrefflich erörtert worden. Dieses für die Lehre von der Intestaterbfolge sehr wichtige Werk muss unserem Vf. ganz unbekannt gewesen seyn, und zu seiner eigenen Belehrung über die Intestaterbfolge werde er daher auf dasselbe hingewiesen.

Das über Schwägerschaft und Stiefverwandtschaft §. 19 u. 20 S. 27 f. Gesagte kann nicht als richtig gelten; denn es fehlt an der Andeutung, dass Schwägerschaft im engeren Sinne und Stiefverwandtschaft Unterarten der Schwägerschaft im weiteren Sinne (*adfinitas*) im Gegensatze zu *cognatio* seyen.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, um über dieses Buch einigen Aufschluss zu geben. Das ganze Buch steht mit dem ersten Abschnitte des ersten Theiles in der grössten Harmonie, oder kurz, das ganze Buch ist eben so wenig werth, als der berührte erste Abschnitt. Es ist möglich, und Rec. will es glauben, dass Hr. *A.* wenig Zeit auf die Ausarbeitung seines Werkes verwendet hat. Diess kann aber höchstens den Verdacht entfernen, dass er als praktischer Jurist eine eben so unansehnliche Rolle spiele, als sein Buch in der gelehrten Welt; das letzte erhält dadurch immer noch keinen Werth, sondern bleibt eine ganz unzeitige Frucht.

Cornelius.

KURZE ANZEIGEN.

Staatswissenschaften. *Rostock* und *Güstrow*, b. Oeberg und Comp.: *Staatswissenschaftliche kurze Andeutungen, grösstentheils Mecklenburg berührend.* Von *F. Müller.* 1832. XII u. 140 S. 8. (18 gr.)

Wir begegnen hier einem Verfasser, der, wenn auch seine Schrift sich zunächst nur auf ein kleines Ländchen beschränkt, eine tiefe Einsicht in das Staatenleben überhaupt entfaltet, und zugleich einen Reichthum an anderweitigen Kenntnissen an den Tag legt, wie man sie bey gewöhnlichen Cameralisten selten findet. Es werden hier manche Wahrheiten vorgetragen, die auch ausserhalb Mecklenburg beherzigt zu werden verdienen, und manche Mängel und Gebrechen gerügt, die überall vorhanden sind, und deren Abstellung überall wünschenwerth wäre. — Was namentlich unter No. III. *Ueber die Unsicherheit des Kornbausystems nach Montesquieu und Galiani*, gesagt wird, muss Jedem einleuchten, der nur Augen hat, zu sehen, wenn man es auch bezweifeln möchte, dass in einem Lande, das sich auf Ackerbau beschränkt, der Aberglaube vorzüglich begünstigt werde, da ja bey Handel treibenden Völkern Alles noch weit mehr von zufälligen Umständen abzuhängen scheint. Auch die Bemerkungen in den *Briefen über öffentliche Angelegenheiten* No. VII. 4. *Steuerbegünstigung der nicht handelnden Consumenten und der Ausländer vor dem Inländer* berühren einen faulen Fleck, der entfernt werden sollte, wenn gleich gegen dessen Entfernung viele Stimmen, die dabey interessirt sind, sich erheben werden. Auch No. XIV. *Ueber die Verbesserung der Armenpflege in den Städten*, möchte nicht allein in Mecklenburg Beachtung verdienen. Wenn hier zu den Hauptquellen der Verarmung der Gesinde-Luxus gerechnet wird, so ist diese Klage allerdings sehr gegründet; aber schwerlich möchte diese Quelle durch eine blosse Kleiderordnung verstopft werden, wenn nicht das Beyspiel von oben hinzukommt. — Dass Erschwerung der Ehen, die hier und schon früher unter den *Staatswissenschaftlichen Andeutungen* S. 18 empfohlen wird, der Verarmung vorbeugen werde, davon kann Rec. sich nicht überzeugen, dem die Erfahrung dafür zu sprechen scheint, dass je mehr die Ehen erschwert werden, um desto mehr wilde Ehen überhand nehmen, die für die Staatswohlfahrt der gefährlichste Krebs sind. — Der von dem Vf. an mehreren Stellen ausgesprochene Grundsatz, dass nur in der Gerechtigkeit das Heil eines Landes zu suchen sey, gereicht ihm um so mehr zur Ehre, je herrschender bey den Männern seines Faches die Maxime geworden zu seyn scheint, dass in der Politik die Moral keine, oder doch nur eine untergeordnete Stimme habe. — Druck und Papier sind sehr gut.

R. i. S.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1834.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige für Juristen.

In meinem Verlage erschien so eben als gehaltvolle Fortsetzung:

Zeitschrift für Civilrecht und Process. Herausgegeben von *Linde*, *Marezoll*, *von Schröter*. 8ten Bandes erstes Heft. gr. 8. brochirt. Preis des Bandes von 3 Heften 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Inhalt dieses Hefts.

I. Ueber die Verjährung einer auf Kündigung stehenden Foderung. Von dem Regierungsrath *G. Thon* in Weimar. — II. Revision der Lehre von den s. g. Adventitien. Von *Marezoll*. — III. Erörterung der Frage: Kann Jemand, der, in dem Glauben, seine eigenen Geschäfte zu treiben, die eines andern gerirt, gegen diesen Andern die *Negotiorum gestorum actio utilis* anstellen? Nebst einem Nachtrage über die *de in rem verso actis*. Von dem Prof. Dr. *F. Kämmerer* in Rostock. — IV. Nachtrag zu Band VII. Abhandlung IX. Von *von Schröter*.

Fortwährend sind auch vollständige Exemplare der ersten 7 Bände zu dem Ladenpreis von 14 Thlr. oder 25 fl. 12 kr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Giessen, im Nov. 1834.

B. C. Ferber.

Zur Nachricht.

Die „*Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im Jahre 1835 in der bisherigen Art fortgesetzt werden. Jährlich werden, ausschliesslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst schnelle Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthen neuen literarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den literarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preussischen Monarchie zu liefern, und durch bibliographische Berichte auch von der ausländischen wissenschaftlichen Literatur eine Uebersicht zu geben. — Der Preis des Jahrganges bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker u. *Humblot* in Berlin.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Eine neue Operation,
um Blutungen aus grösseren Blutgefässen zu stillen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die
Gefässdurchschlingung.
Mit Abbildungen.
Von Dr. *B. Stilling*, Arzt in Cassel.
10 Bogen gr. 8. br. Preis: 18 gr. — 1 fl. 20 kr.

Der Gegenstand dieser Schrift ist eine Erfindung des Verfassers *zur sichern Stillung einer Blutung aus grösseren Gefässen*, ohne Ligatur und ohne Torsion; eine Erfindung also in dem Capitel, welches unstreitig eins der wichtigsten in der ganzen Chirurgie ist. — Der Verfasser, welcher in den für diese Operation geeigneten Fällen, die genau festgestellt werden — indem die Nichtanwendbarkeit in anderen keineswegs übergangen wird — die Vortheile der Unterbindung, ohne deren Nachtheile befürchten zu dürfen — durch seine Er-

findung zu erreichen versichert — hat seiner Behauptung durch eine sehr grosse Anzahl öffentlich in Gegenwart von Sachkundigen angestellter Versuche die triftigsten Stützen verliehen, — da derselbe nach Anwendung seiner Methode nie eine Nachblutung oder andere, durch jene bedingte, ungünstige Folge eintreten sah.

Indem wir uns erlauben, auf die bereits erschienenen öffentlichen Beurtheilungen (z. B. Berliner medicinische Central Zeitung 26 Sept. 1834.), in welchen diese Operation *als eine in der Chirurgie Epoche machende* bezeichnet wird, zu verweisen, empfehlen wir diese gewiss sehr wichtige Schrift *allen Hnn. Wundärzten* bestens.

N. G. Elwert in Marburg.

Bey *Fleischmann* in München ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

M. Römer's
Handbuch der allgemeinen Botanik
zum
Selbststudium
auf
der Grundlage des natürlichen Systems bearbeitet.
Erste Abtheilung.
gr. 8. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Eine recht erfreuliche Erscheinung darf dieses neue botanische Handbuch genannt, und um so mehr den zahlreichen Freunden der Pflanzenkunde empfohlen werden, als der Hr. Verfasser dasselbe mit Sorgfalt und nicht ohne grosse Mühe zusammengestellt, und darin Alles aufgenommen hat, was der Anfänger, wie der unterrichtete Verehrer der Wissenschaft, nur immer zu erwarten berechtiget ist. Die 2te Abtheilung erscheint zu Ostern und die dritte und letzte zu Michaelis 1835.

So eben ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Junker, P. J., Leitfaden bey Vorträgen der Geschichte in den obersten Classen der Gymnasien. 3ter Theil. *Geschichte der Neuzeit.* gr. 8. Leipzig, bey *A. Wienbrack.* 18 gr.

Es gereicht dem Verleger zum Vergnügen, diesen 3ten Theil, wodurch der Leitfaden nun vollständig wird, endlich ankündigen zu können. Das spätere Erscheinen war allerdings ein misslicher Umstand für Lehranstalten, wo der erste und zweyte Theil bereits eingeführt sind; indess war dem Uebel wegen dringender Berufsarbeiten des Hn. Verfassers nicht früher abzuhelfen. Uebrigens hat das Buch durch diese Verzögerung nur an Reichhaltigkeit gewonnen, da es bis auf die *neuesten* wichtigen Zeitereignisse fortgeführt ist.

Der 1ste Theil: *Geschichte des Alterthums,* kostet 12 gr.
Der 2te Theil: *Geschichte des Mittelalters,* 18 gr., also alle 3 Theile 2 Thlr.

Noch ist zu empfehlen:

Junker, Hauptbegebenheiten der Geschichte, in 6 *Tabellen.* gr. Quer-Folio, für mittlere Classen. Pr. 8 gr.

Im Verlage von *C. A. Hartleben* in Pesth
erscheint
die zweyte verbesserte Ausgabe
von:
Joseph von Hammer
Geschichte
des
osmanischen Reiches,
grossen Theils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven.
Vier Bände in gr. 8. auf Velindruckpapier, mit 8 Charten und einem grossen Plan von Constantinopel.

Der Verfasser bereicherte durch seine „Geschichte des osmanischen Reiches" in zehn Bänden die geschichtliche Literatur mit einem Meisterwerke, dem wenige andere an Umfang, Gründlichkeit, Neuheit des Stoffes und Würde der stilistischen Form, an die Seite gesetzt werden können. Welche Anerkennung sein Werk im Publicum fand, bezeugt die nöthig gewordene neue Ausgabe, bevor noch die erste beendigt werden konnte.

Diese neue Ausgabe durch einen höchst billigen Preis zum Gemeingut deutscher Nation zu machen, vereinigten sich der Hr. Verfasser und Verleger dahin, dass *dem wesentlichen Inhalte des Werkes kein Abbruch geschehen,* der *Text selbst* und zwar hie und da verbessert, *aber ganz vollständig* beybehalten, und alle Quellencitate als Authentik des Werkes so wie die wichtigen Geschlechtstafeln nebst den schönen Charten beygegeben werden, der Umfang des Werkes durch ökonomischen Druck, durch Weglassung der historischen Excurse, Beylagen, Wörterlisten und dergl. beschränkt werden sollte.

So ward es möglich, das Werk in 4 starken Bänden auf beyläufig 200 Bogen zu liefern, welche in monatlichen Heften von 10 Bogen zu 12 gr. ausgegeben werden. Dieser äusserst geringe Preis soll bis zur Vollendung des Werkes fortbestehen, damit dem Publicum die Wahl zwischen dem vollständigen Original-

texte und jenem schamloser Abschreiber nicht schwer werde.

12 *Lieferungen sind ausgegeben*
und das Ganze wird binnen acht Monaten vollständig.

Ferner sind erschienen:

Samachscharis goldene Halsbänder.
Als Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch herausgegeben von *Joseph von Hammer*. In elegantem Umschlag 18 gr.

Die Besitzer der persischen Uebersetzung der *Comentare Marc Aurels* von Hn. *von Hammer* belieben das von demselben als Vorrede nachgetragene Begleitungsschreiben an den Schah als freye Zugabe von der obengenannten Handlung in Empfang nehmen zu lassen. Dieselbe ist auch den noch wenigen vorhandenen Exemplaren der Ausgabe in Octav zu 3 Thlr. 6 gr., und den Prachtexemplaren in Quart zu 6 Thlr. 12 gr., in ihrem Formate beygefügt.

Bey *Georg Joachim Göschen* in Leipzig sind erschienen, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik,
von
Prof. Dr. *Fr. H. Chr. Schwarz*,
Geh. Kirchenrath, Ritter u. s. w.
Zweyter Band.
gr. 8. auf weissem Druckpapier 2 Thlr.
auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste Band dieses Werks fand die günstigste Aufnahme, und der nun erschienene zweyte Band wird durch seinen *reichen gediegenen* Inhalt nicht minder willkommen seyn. Der Name des gefeierten Verfassers ist *rühmlichst* bekannt, und das vorliegende Werk bedarf deshalb keiner weiteren Empfehlung.

So eben ist in der *Schlesinger'schen* Buch- und Musik-Handlung in Berlin erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Caroli Ludovici Michelet Commentaria in Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libros X.

Auch unter dem Titel:

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum Libri X etc. edidit *Michelet*. Tomus II, Commentaria condinens. gr. 8. 1835. 2½ Thlr.

Dieser *Commentar* ist nicht allein zu der vom Prof. *Michelet* veranstalteten Ausgabe der *Ethik des Aristoteles*, sondern zu *jeder* anderen Ausgabe dieses Werkes zu benutzen.

Handbuch der Geschichte der Feuerwaffentechnik, von Dr. *M. Meyer*, kön. preuss. Hauptmann. gr. 8. 1⅔ Thlr.

Grundzüge der Militär-Chemie, entworfen von Dr. *M. Meyer*. 8. 1½ Thlr.

Répertoire du théâtre françois à Berlin.
No. 136. Le Retour. Coméd. Vaudev. p. *Scribe*. 4 gr.
No. 137. Les Charmettes ou la jeunesses de *J. J. Rousseau*. Comédie *Vaudeville*. p. *Bayard*. 4 gr.

Das Verzeichniss des Répertoire, gratis.

Subscriptions-Anzeige.

In meinem Verlage erscheint in Lieferungen à 8 gr. preuss. Courant:

Allgemeine, vollständige Handlungs-Encyklopädie, oder Conversations-Lexikon aller kaufmännischen Wissenschaften u. s. w.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben. Ende Januar 1835 soll das 1ste Heft erscheinen, und aller zwey Monate wird ein Heft nachfolgen. Das Ganze ist auf 16 Hefte berechnet.

Ronneburg, im Dec. 1834.

Friedrich Weber.

Verlag der *Creutz'schen* Buchhandlung in Magdeburg.

Taschenbuch der Geographie, mit 21 dem Texte angefügten fein gestochenen und colorirten Landchärtchen, 1½ Thlr.

Nicht nur wegen seiner gedrängten Uebersichtlichkeit der ganzen neueren Erdbeschreibung, sondern auch wegen der eleganten äusseren Ausstattung eignet sich diess Büchlein ganz besonders zu Geschenken an junge Leute.

So eben ist erschienen:

Gutbier, v., Geognostische Beschreibung des Zwickauer Schwarzkohlengebirges und seiner Umgebungen nebst Charten, Abbildungen und Tabellen. brochirt. 2 Thlr. 16 gr.

Richtersche Buchhandlung in Zwickau.

III. Vermischte Anzeigen.

Erklärung mit einer Nachschrift.

In der kleinen *) Schrift „*Aufschluss über den Ultrakatholicism. Auch unter Protestanten! Ein Aufruf zur Menschlichkeit*" findet sich Geschichtliches, vornehmlich mit Psychologischem und Ethischem verbunden. So ist hier angewandte Philosophie. Die wissenschaftliche Grundansicht des Verf. kommt da nur so weit vor, als dieselbe dem Hyperdogmatismus in jeder Gestalt widerstrebt; wo es nun, betreffend die jüngst unter Katholiken und Protestanten wiedergekommene Frage „Wer wird selig?" darauf ankommt, dass man einsehe, wie der Mensch (irgend Einer) zum Besitze *des* Wahren gelangt, von welchem die Sittlichkeit und deren Folge, die Seligkeit, unzertrennlich sind, vorausgesetzt die Religion, wie solche von der Moralität nach der tiefsten Ansicht nicht trennbar ist. Ein Positives, welches *bloss* von Aussen (sage man auch von Oben) gegeben wird oder abhängt, kann folglich hier keineswegs in Betrachtung kommen. Sonst bleibet hier jedes Positive, welches nicht dem Negativen, sondern dem Reinen oder Alldem Negativen, sondern dem Reinen oder Allgemeinen als Correlat entgegen steht, seinem Orte überlassen. — Uebrigens ward diese Schrift dem grössten Theile nach schon vor neun Jahren verfasst. Besondere, äussere Verhältnisse missriethen die Erscheinung derselben. Und ehe sie dann erschien, wurde Einiges, was der wissenschaftlichen Philosophie mehr angehörte, weggelassen, und dafür Anderes, Geschichtliches und Praktisches, nach einem Bedürfnisse der neuesten Zeit aufgenommen. So wünschte der Verf. vornehmlich durch diese Schrift zu wirken im *weiteren Kreise*, auch im *protestantischen Deutschlande* laut der angeführten Thatsachen. Und wie viele hätten noch angeführt werden können! — Betreffend nun den Inhalt, so ist, was einen Theilnehmenden besonders anziehen möchte, 1) die *historisch-psychologische Bemerkung und Erörterung*, wie im besten Falle, d. i. bloss von Aussen, die hyperdogmatische Ansicht entstehen und sich festsetzen könne: S. 8 bis 15; 2) die *geschichtliche Nachweisung*, wie schon früherhin und dann selbst aus dem Dunkel scholastischer Distinctionen die tiefere Wahrheit hervorging, die reine, ursprüngliche Katholicität erschien, indem vermittelst dieser Scholastik die Humanität sich eine Neben- oder Hinter-Thüre gegen das ultrakatholische Princip eröffnete, ja wie späterhin selbst im Volkskreise das humane Princip praktisch und naiv, im Gegensatze mit Anderem und trotz jedem Angebilde von Aussen, sich geltend machte: S. 19 u. s. w., und 3) *die ethische Entwickelung* hinsichtlich Dessen, was rein-christlich ist und so zuerst wahrhaft christlich heissen muss: S. 32 bis 34, mit Rücksicht auf die rationale und historische Grundlage S. 15 bis 31. — Auch diese und jene ganz neue Wendung des alten *Intolerantismus* kommt weiterhin besonders zur Sprache; und die Beylagen geben noch Einiges, was nicht unwichtig schien und wohl auch interessant heissen dürfte, zumal ein ganz Neues und gewiss, so lange es eine katholische oder protestantische Theologie gab, Unerhörtes aus Baiern: S. 85. (So viel zur Anzeige in Num. 71.)

Nachschrift. Zur Ostermesse 1834 ist bey *Ch. W. Löflund* in Stuttgart erschienen: „*Die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie als Wissenschaft, und wie dieser Zustand dem neu-aufstrebenden Geiste der Verfinsterung zu Statten gekommen. Jedem wahren und selbstdenkenden Freunde des Bessern in Deutschland!*" (16 Bogen in gr. 8); und zur Ostermesse 1835 wird, in demselben Verlage, erscheinen: „*Beytrag zur Emancipation der Philosophie; veranlasst durch ein vielgelesenes Literatur-Blatt für Gebildete. Allen wahrhaft Gebildeten, d. i. Würdigen und Denkenden, gewidmet;*" ein Seitenstück zu jener Schrift, obwohl etwas grösser. — Ueber das bekanntlich tief gesunkene Ansehen der Philosophie (als Wissenschaft) ergeht theils Klage, theils Spott. Wer kennt nicht diese Zeitstimmung? Nun ist die Frage, ob der Philosophie nicht wieder grösseres Ansehen, Theilnahme und Einfluss verschafft werden könnte, wenn es gelänge, dieselbe so vorzustellen, dass sie 1) als unsere erste Sachwissenschaft, folglich wie in einer innern, *realen* Beziehung auf die positiven Wissenschaften, so auch in diesem Verhältnisse zu den höchsten Bildungsanstalten der Menschheit, und 2) als die Sache, das Eigenthum und die weitere Aufgabe, aller wahrhaft Gebildeten hervorginge? Was der Einzelne im glücklichen Falle zu geben oder zu leisten vermag, ist nur ein Beytrag, wie ein Versuch.

Landshut, im Dec. 1834.

Dr. *J. Salat.*

---

*) Es fehlte nicht an Stoff und Vorarbeiten zu einer grösseren, ja zu einem Werke; aber — zugleich bestrebt, das Wichtigste und Interessanteste aufzunehmen — beschränkte man sich auf 6 Bogen (in gr. 8), damit die Schrift um so mehr in Umlauf kommen möchte; übrigens geheftet und mit einem Verzeichnisse der sämmtlichen Schriften des Verf. (nach dem Wunsche des Verlegers.)

INTELLIGENZBLATT DER JENAISCHEN ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Oeffentliche Lehranstalten.

Landesschule Pforta.

Das Programm der k. Landesschule *Pforta* erschien, wie immer seit dem J. 1821, zum 1 Nov. 1834. Dasselbe hat der Rector Dr. theol. *Kirchner* mit einer Abhandlung: *Quaestiones Horatianae* auf 60 S. in 4. begleitet. Dasselbe ist in vier Hauptabschnitte vertheilt. I) *De Bentlejana temporum, quibus Horatius poematum suorum libros scripserit, constitutione.* Hier wird gezeigt: dass *Bentley* fälschlich angenommen habe, Horatius habe sich zu *gewissen* Zeiten nur mit *gewissen* Dichtungsarten beschäftigt, ferner dass die einzelnen Gedichte gleich in ganzen Büchern und diese wieder einzeln, d. h. ein jedes für sich, erschienen wären und dass endlich die von ihm festgestellte chronologische Annahme durchaus irrig wäre. Der Widerlegung dieses Grundes ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet, wobey sich wichtige kritische und exegetische Bemerkungen über einzelne Stellen, wie Epst. I. 1., II. 2. 47, Carm. IV. 4, 17. u. a., so wie eine schätzbare Erörterung (S. 20) über die *tituli s. inscriptiones Eclogarum* und S. 28 über die *amores Horatii*, die mit Recht gegen *Buttmann's* Hypothesen gerichtet ist, vorfinden. Am Schlusse findet sich folgende chronologische Bestimmung des Hn. *Kirchner*, die durch eine beygefügte Tabelle noch mehr veranschaulicht worden ist. Die Ordnung, in welcher die Horazischen Gedichte erschienen sind, ist hiernach folgende: a) *Satir. lib. I et II.*, in den Jahren 713 — 726, als Horatius zwischen dem 34 und 37 Jahr alt war; b) die *Epoden*, in den Jahren 713 — 724, zwischen dem 24 und 35 Lebensjahre; c) die *drey ersten Bücher der Oden*, zwischen 715 — 736, zwischen dem 26 und 47 Lebensjahre des Dichters; d) das *erste Buch der Briefe*, zwischen den Jahren 727 und 739, als H. 38 — 50 Jahr alt war; e) das *vierte Buch der Oden*, zwischen den Jahren 736 — 744, als H. zwischen seinem 47 und 55 Lebensjahre stand; f) das *zweyte Buch der Briefe* mit der *ars poetica*, zwischen den Jahren 743 — 746, oder zwischen das 54 u. 57 Lebensjahr des Dichters. II) *De utroque Tigellio.* III) *De Satirae libri primi secundae et tertiae temporibus.* IV) *De itinere Brundisino.* Eine fünfte Abhandlung *de libri I. Satira quarta* musste aus Mangel an Raum für jetzt zurückgelassen werden. Hoffentlich wird sie und dann auch der zweyte Theil der Ausgabe der Satiren, für die Hr. *Kirchner's* Versetzung von Stralsund nach Pforta eine bereits mehrjäh ·ge Verzögerung geworden ist, den Freunden der Horazischen Literatur nicht zu lange mehr vorenthalten werden.

Die Schulnachrichten (19 S) bieten nach den im Intelligenzblatt vom J. 1832. No. 43 mitgetheilten Nachrichten gerade keine besonders hervorstechenden Veränderungen dar. In das Lehr-Collegium, dessen Mitglieder nach dem vorigen Programm waren: Rector Dr. *Kirchner*, Professor Dr. *Wolff*, Prof. *Jacobi*, Geistl. Insp. und Prof. *Schmieder*, Prof. *Koberstein*, Prof. Dr. *Jacob*, Prof. Dr. *Steinhart* und Adjunct *Grubitz*, traten der bisherige erste Adjunct Dr. *Jacobi* als Professor, dann die Adjuncten *Fickert* und *Haase*, statt der abgegangenen Hnn. *Büchner* und *Lorentz*. Der Ernennung eines *vierten* Adjuncts, der von jetzt an zugleich dem geistlichen Inspector einen Theil seiner Amtsverrichtungen abnehmen wird, sieht das Collegium noch immer mit Sehnsucht entgegen. Die Lehrverfassung bleibt unverändert. Die Schülerzahl betrug zu Ostern 1834 an Alumnen und Extranern 192, von ihnen gingen bis Michaelis 1834 ab: 21. Nach dem Abgange von 6 Schülern zur Universität blieb die Zahl von 171 Alumnen und Extranern.

Unter den 15 Abiturienten waren 4 mit No. I., 5 mit No. II., 6 erhielten nach der

neueſt n Vorſchrift das Prädicat *Reif*. Wenn Ref. durch die ihm anderweitig zugekommenen Mittheilungen recht berichtet iſt, ſo könnte die Zahl des ganzen Coetus wohl noch gröſser ſeyn: namentlich ſcheint ſich die Zahl der Extraner gegen frühere Zeiten zu vermindern, deren im Schülerverzeichniſſe nur 11 aufgeführt ſind, da doch deren Zahl bis auf 20 geſetzlich ſteigen darf. Die Schulbibliotkek iſt fortwährend vermehrt worden, ſo daſs, wie man anderwärts hört, der Raum nicht mehr hinreicht, um alle dieſe Vermehrungen, die theils in Geſchenken der Behörden oder ehemaliger Schüler, theils in Anſchaffungen durch die Vorſteher der Anſtalt beſtehen, aufzunehmen. Daher ſoll ſchon ſeit längerer Zeit die Anſchaffung eines neuen, geräumigen und trockenen Locals in Ausſicht genommen worden ſeyn. Die anderen, beſonderen Einrichtungen der Pforte, die Frühling- und Herbſt-Feſte, ſo wie die ergreifende Todtenfeier für ehemalige Zöglinge oder Lehrer (ſo zuletzt für den würdigen Dr. *Ilgen*), erhalten ſich fortwährend in ihrer Eigenthümlichkeit.

II. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Hofrath *Johann von Pilgram* in Wien iſt vom Kaiſer zum Staats- und Conferenz-Rathe ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Klauprecht* in Gieſsen, Vorſteher der mit dortiger Univerſität in Verbindung ſtehenden Forſtſchule, wird einem Rufe nach Karlsruhe folgen.

Hr. Hofrath und Prof. der Jurisprudenz, Dr. *Puchta* in München, hat einen Ruf an die Univerſität Marburg mit 2000 Thlr. Gehalt erhalten, denſelben aber abgelehnt. Deſsgleichen hatte Hr. Obermedicinalrath *Breslau* einen ehrenvollen Ruf als Leibarzt des Königs der Belgier erhalten, wurde aber zum Bleiben in München dadurch veranlaſst, daſs ihn der König von Baiern zum Leibarzt ſeines Gemahlin ernannte.

Hr. Schulinſpector Dr. *J. A. Fiſcher* in München, in der literäriſchen Welt als Herausgeber der Nachrichten über deutſches Schul- und Erziehungs-Weſen, der Palmblätter u. ſ. w. bekannt, hat einen Ruf als Profeſſor der Theologie an die katholiſche Lehranſtalt zu Luzern, mit einem Gehalte von 1200 fl. und dem Anſpruche auf ein dortiges Kanonikat, erhalten.

Der König von Preuſſen hat Hn. Geh. Oberjuſtizrath *Müller* in Berlin zum Geheimen Cabinetsrath ernannt.

Hr. Dr. *Carl Wilhelm Müller* aus Apolda, im Groſsherzogthum Weimar, ſeitheriger Lehrer am Gymnaſium zu Bern, iſt in einer Verſammlung von 28 Profeſſoren zum Director dieſes Gymnaſiums ernannt worden.

Der bisherige Schulamtscandidat, Hr. *Carl Adolph Meſenberger* aus Guben, iſt als Lehrer am Gymnaſium zu Guben ernannt worden.

Der bey dem Gymnaſium in Duisburg bisher proviſoriſch angeſtellte Lehrer, Hr. *Friedr. Nees von Eſenbeck*, iſt nunmehr als ordentl. Lehrer bey gedachter Anſtalt ernannt worden.

Die beiden Lehrer am Gymnaſium in Gumbinnen, Hr. *Rudolph Skrzeczka* und Hr. Dr. *Janſon*, haben das Prädicat als Oberlehrer erhalten.

Hr. Geh. Juſtizrath *Jordan* iſt zum Nachfolger des verſtorbenen wirkl. Geh. Oberfinanzrathes *Villaume* in dem Amte eines Inſpectors des franzöſ. Gymnaſiums in Berlin ernannt worden.

Hr. Prof. *Arnold* und Hr. Dr. *Mittler*, beide in Heidelberg, haben die an ſie ergangenen Rufe an die Univerſität zu Zürich, der erſte als Profeſſor der Anatomie, der zweyte als Prof. der Geſchichte, angenommen.

Der auſserordentliche Prof. der Theologie zu Göttingen, Hr. Dr. *Julius Müller*, ein Anhänger *Schleiermachers*, hat einen Ruf als ordentlicher Prof. der Theologie nach Marburg erhalten und angenommen.

Der König vou Preuſſen hat dem Cenſor der allgemeinen preuſſ. Staatszeitung, Geh. expedirenden Secretär im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, Hn. *Moritz Jordan*, den Titel eines Legationsrathes ertheilt.

Der Profeſſor zu München, Hr. Dr. *von Schelling*, hat den an ihn ergangenen auswärtigen Ruf abgelehnt.

III. Nekrolog.

Am 24 Jan. ſtarb zu Nantes der Swedenborgianer *Eduard Richer*, 41 J. alt.

Am 20 März zu Doblen in Kurland Dr. *Lebrecht Friedr. Richter*, 31 J. alt.

Am 1 April zu Genf *Vernes de Luze*, der Verf. der *Voyage sentimental a Yverdun*, 69 Jahr alt.

Am 22 April zu Paris der Canonicus Abbé *L. Ecuy*, 85 J. alt.

Am 8 Mai daſelbſt der Schriftſteller *Thomas Martin*.

Am 19 Aug. zu Brüſſel der Dichter *Bousmar*, 80 J. alt.

Am 31 Aug. zu Caſſel der Prediger *Holzapfel*.

Am 2 Sept. zu London der berühmte Baumeiſter und Mechaniker *Telfort*.

Am 14 Sept. zu Frankfurt a. M. der Oberaufſeher der Archive *Sir J. Leach*.

Im Sept. in einem Landhauſe in der Nähe des Havre der beſtändige Secretär der franzöſ. Akademie *A. V. Arnault*, 68 J. alt.

Am 21 Sept. zu Valencia *Jos. Em. Marc-Aurel*, Buchdrucker und Buchhändler daselbst, welcher die französ. Expedition 1798 nach Egypten begleitete und dort die Buchdruckerkunst einführte.

Am 20 Oct. zu Palermo *Placido Zurla*, Cardinal und Präsident der Studiencongregation, durch seine Abhandlung über *Marco Polos* Reisen und mehrere andere historische und ästhetische Arbeiten rühmlichst bekannt, 65 J. alt.

Am 30 Oct. zu Prag Rabbi *Samuel Landau*, Oberrabbiner von Böhmen und erster Oberjurist der Israelitischen Gemeinden, auch als talmudischer Schriftsteller bekannt, 82 J. alt.

Ende Oct. zu Neapel Graf *Giovanni Giraud*, einer der bessern jetzt lebenden dramatischen Dichter Italiens.

Anfang Nov. zu Lyon *Jean Bapt. Phil. Marcoz*, Dr. der med., ehemaliges Mitglied des Nationalconventes, als Astronom bekannt.

Anf. Nov. zu London *Harvey*, als Mathematiker berühmt, durch Selbstmord.

Am 2 Nov. zu Berlin *Wilh. Jac. Wippel*, Prof. am königl. Kadettencorps, 74 J. alt.

Am 6 Nov. zu Bologna *Giambattista Lapi*, Prof. der Mathematik daselbst.

Am 8 Nov. *Gaudenz von Planta*, Altbundspräsidenten, Veteran der bündnerischen Staatsmänner.

Am 14 Nov. zu Eisleben *M. C. Wilh. Siebdraht*, Prof. und Rector des das. königl. Gymnasium, 64 J. alt.

In der Mitte Nov. zu Berlin Dr. med. *Schweizer*, Begründer der ersten Armenversorsorgungsanstalt daselbst.

Am 22 Nov. fiel auf einer Vergnügungsreise nach Potsdam der durch seine Wetterprophezeihungen sehr bekannt gewordene Professor *Dittmar* todt darnieder.

Am 5 Dec. Dr. *Franz Christian Hogel*, ausserord. Prof. der Philos. in Jena und Gross, herzogl. Weimar. Rath, 59 Jahr alt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Für Staatsmänner, Volksvertreter, Beamte, Rechtsgelehrte und *Lesezirkel*.

So eben ist versandt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften. Im Verein mit mehreren Gelehrten herausgegeben vom Geh. Rathe u. s. w. *Pölitz*. gr. 8. 1r Jahrgang. 1835. 12 Hefte. 5 Thlr.

1s Heft mit Beurtheilungen von *Bülau, Emmermann, Günther, Krug, Lotz, Pölitz* u. A.

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Herausgegeben vom Geh. Rathe *Pölitz*. 8r Jahrgang. 1835. 12 Hefte. 6 Thlr.

1s Heft mit Beyträgen, von *Pölitz, von Weber, Zirkler* und 5 Recensionen.

Leipzig, den 14 Dec. 1834.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Anzeige für Naturforscher.

Bey mir ist in Commission zu erhalten:

Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde, von *Wilbrand* und *Ritgen*.

Dieses die geographische Verbreitung der Pflanzen und der Thiere, nebst 41 der höchsten Puncte der Erde, synoptisch darstellende Naturgemälde ist fortwährend

prächtig illuminirt zu 8 Thlr. od. 14 fl. 24 kr. schwarz zu 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. der Text *appart* zu 12 gr. 54 kr.

durch mich wie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Es sollte dieses wahre Prachtgemälde namentlich in keiner öffentlichen Bibliothek vermisst werden, und bildet dasselbe die schönste Zimmerverzierung.

Giessen, im Dec. 1834.

B. C. Ferber.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig wird im Laufe 1835 erscheinen:

Luciani Samosatensis Opera, recensuit et adnotatione instruxit Dr. *Carolus Jacobitz*. II Vol. gr. 8.

Da bis jetzt eine genaue auf Handschriften gestützte Textesrecension dieses Schriftstellers gänzlich fehlt: so glauben wir das Publicum darauf aufmerksam machen zu müssen, dass durch diese Ausgabe diesem Uebelstande abgeholfen werden wird. — Der Herausgeber, welcher sich schon seit mehreren Jahren mit diesem Schriftsteller beschäftigt, wird sich eifrigst bestreben, den Ansprüchen, die man an

eine ſolche Ausgabe mit Recht macht, zu entſprechen und glaubt dieſes um ſo mehr zu erreichen, da nicht nur Görlitzer, Wiener und Pariſer Handſchriften nebſt anderen von neuem genau, ſondern auch bisher völlig unbenutzte Handſchriften, verglichen worden ſind. Die Scholien werden ebenfalls, ſo weit es möglich iſt, verbeſſert erſcheinen. — Auch iſt der Herausgeber geneigt, wenn es verlangt werden ſollte, nach Beendigung des Textes ein *Lexicon Lucianeum* zu geben.

In meinem Verlage ſind als Fortſetzung der Stereotypenausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker erſchienen:

Athenaei Deipnoſophiſtae Libri XV
cum rerum et ſcriptorum indicibus. Editio ſtereotypa. 4 vol. 16. 1 Thlr. 20 gr.

M. Ann. Lucani pharſalia
cum indice rerum. Editio ſtereotypa. 16. 8 gr.

Caji Silii Italici Punicorum Libri XVII.
Editio ſtereotypa. 16. 12 gr.

Leipzig, den 15 Dec. 1834.

Karl Tauchnitz.

In *C. A. Hartleben's* Verlag in Peſth iſt nun vollſtändig erſchienen:

Francisci Bene,
Med. Doct. Conſiliarii Regii, Profeſſoris P. O. Therapiae ſpecialis ac Praxis medicae et Senioris Facultatis Medicae in Regia Scientiarum Univerſitate Hungarica

Elementa
Medicinae practicae
e praelectionibus illius publicis edita,
per
Franciscum Bene jun.,
Med. Doct.

Tom. I. Prolegomena Inſtitutionum Medicinae practicae, Doctrinam de Febribus, et de Inflammatione generatim.
Tom. II. Doctr. de Inflammationibus et de Efflorescentiis cutaneis.
Tom. III. Doctr. de Excretionibus morboſis.
Tom. IV. Doctr. de Cachexiis.
Tom. V. Doctr. de Nevroſibus.
5 Vol. 8 maj. Peſtini 1833 — 1834. 10 Thlr.

Die Erſcheinung dieſes auf unermüdliches Studium und vieljährige *praktiſche* Erfahrungen eines der berühmteſten kliniſchen Lehrer gegründeten Werkes, erfüllt nicht nur den Wunſch der vielen Schüler des hochgeehrten Hn. Verfaſſers, ſondern ſie dient auch zur wahren Bereicherung der mediciniſchen *Literatur*, indem dieſes das einzige vollſtändige Werk iſt, worin die *Grundſätze* der praktiſchen Medicin nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Wiſſenſchaft mit Berückſichtigung aller Entdeckungen bis auf die neueſte Zeit entwickelt ſind.

Neueſte Romane von Bohemus.

Bey *Julius Weiſe* in Stuttgart iſt erſchienen, und in allen ſoliden Buchhandlungen vorräthig:

Frauengröſse
oder
der Blödſinnige.
Roman
von
Bohemus.
2 Bände 8. Velinpap. Elegant broſchirt.
Preis 2 Thlr. — 3 fl. 36 kr.

Der Irrwiſch.
Novelle
von
Bohemus.
1 Band. 8. Velinpap. Elegant broſchirt.
Preis 21 gr. — 1 fl. 30 kr.

Verlag der *Creutz'ſchen* Buchhandlung in Magdeburg.

Nicolai, C. A., *deutſche Wandvorſchriften für Volksſchulen.* Dritte verbeſſerte Auflage. 1 Thlr.
Sickel's, Dr. G. A. F., *kleine Schulreden bey verſchiedenen Veranlaſſungen.* ⅜ Thlr.

III. Bücher-Auctionen.

Bücherauction in Leipzig. Das Verzeichniſs einer ausgezeichneten Bücherſammlung aus allen Fächern der Wiſſenſchaften, wobey ſich eine Anzahl Drucke aus der früheren Zeit der Buchdruckerkunſt befindet, welche den 26 Jan. 1835 verſteigert werden wird, iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

J. A. G. Weigel.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

December 1834.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Oberbergrath Dr. *v. Dechen* zu Berlin ist zum ausserordentlichen Professor der Bergbaukunde in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Den kais. königl. österr. Hofbibliotheks-präfecten, Hn. Grafen *Moritz v. Dietrichstein*, hat die kön. Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Hr. Hof- und Justiz Rath, *J. P. v. Falkenstein* zu Dresden, früher Docent der Rechte in Leipzig, ist zum Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Heffter* in Berlin, jetzt bey dem Ministerium der Justiz beschäftigt, hat den Charakter eines Geh. Justizrathes erhalten.

Der königl. hannöv. Hofcapellmeister, Hr. *Her. Aug. Marschner*, hat von der philos. Facultät zu Leipzig das Ehrendiplom eines Doctor der Philosophie erhalten, desgleichen der Privatdocent der Rechte zu Leipzig, Hr. Adv. *Aemil. Ludw. Richter*, das eines Doctors der Rechte von der juristischen Facultät in Göttingen.

Der ausserord. Prof. Hr. Dr. *Ritschl* in Breslau ist ordentl. Professor der Philosophie daselbst geworden.

Hr. Oberstudienrath und Oberschulrath, Dr. *Schacht* in Darmstadt, ist mit Beybehaltung der von ihm bekleideten Aemter zum Director der dasigen Realschule ernannt worden.

Hr. Dir. Dr. *Seebode* ist von Hildesheim als Director des Herzogl. Gymnasii nach Coburg abgegangen.

Hr. Architekt *Gottfr. Semper* aus Altona ist zum ordentl. Prof. an der Kunstakademie und Vorstand und ersten Lehrer an der Bauschule zu Dresden ernannt worden.

Der Compositeur, Hr. *Meyerbeer* in Paris, ist zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste erwählt worden.

Hr. Obermedicinalrath *Köstlin* in Stuttgart hat den an ihn ergangenen Ruf als Leibarzt des Königs der Belgier ausgeschlagen.

Hr. *von Lamartine* in Paris ist zum Director der französ. Akademie, und Hr. *von Jouy* zum Kanzler derselben ernannt worden.

II. Nekrolog.

In Ostindien starb am 9 Juni Dr. *William Carey*, Uebersetzer des *Ramajanah* und anderer Werke aus dem Sanskrit. Er war ursprünglich Schuhmachergeselle, wurde dann baptistischer Missionär, und kam als solcher 1793 nach Bengalen.

Am 6 Aug. zu Berlin der Generallieutenant *Georg Wilhelm* Freyherr *von Valentini*, Generalinspector des Militär Unterrichts- und Bildungs-Wesens der preussischen Armee, Ritter des grossen rothen Adlerordens und mehrerer anderer hoher Orden im 59 Jahre, einer der berühmtesten taktischen Schriftsteller. Er wurde den 21 Aug. 1775 zu Berlin geboren und, dem Kriegsdienste bestimmt, in das Berliner Kadetten Corps aufgenommen, welches er im 15 Jahre als einer der vorzüglichsten Zöglinge verliess, um seine praktische Laufbahn zu beginnen, auf welcher er sich in verschiedenen Feldzügen auszeichnete und endlich bis zum Generallieutenant avancirte. Seine bekanntesten Schriften sind seine Bearbeitung des „kleinen Krieges," welche nach und nach *fünf* Auflagen erlebte, „über die Schlacht bey Saalfeld 1806" — „Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1819" — seine Bearbeitung „des Kriegs im Grossen" — „Erinnerungen eines alten preussischen Officiers aus den Jahren 1792—94." Ausserdem hatte er mehrere andere Schriften theils ausgearbeitet, theils zu bearbeiten angefangen, die aber leider ungedruckt blieben.

Am 2 Oct. zu Aschaffenburg der Domdechant zu Eichstädt *D. L. C. Kopp*.

Am 10 Nov. zu Agram, *Ladislaus von Susich*, Prof. der Geschichte und Bibliothe-

kar der königl. Agramer Akademie der Wissenschaften.

Am 25 Nov. zu Berlin *C. Fr. Otto Westphal*, wirkl. Geh. Kriegsrath und Ritter des rothen Adlerordens 3 Cl., 72 J. alt.

An dems. Tage zu St. Georges der Patriarch der Normandie, *von Ornays*, 105 Jahr alt, geb. am 23 Aug. 1729.

An dems. Tage zu Wiesenau im oberen Lavanthal in Kärnthender berühmte Astronom *J. T. Bürg*. Er war am 24 Dec. 1766 in Wien (nicht in Trier, wie das Brockhausische Conversations-Lexikon angiebt) geboren. Bekannt ist, dass er von der Pariser Akademie zwey Drittheile des Preises für die genaue Bestimmung der mittleren Erdferne des Mondes und des aufsteigenden Knotens der Mondbahn erhielt, und dass der damalige Consul *Buonaparte* den Preis verdoppelte, so dass *B.* 260 Ducaten erhielt.

Am 30 Nov. *Dugas-Montbel*, Deputirter des Rhonedepartements und Mitglied der kön. Akademie der Inschriften.

Am 4 Dec. zu St. Petersburg der durch mehrere taktische Schriften, auch durch eine russische Uebersetzung von *Valentinis* Werk „über den kleinen Krieg" bekannte General der Artillerie, *Gogel*.

Den 22 December in Korb in Würtemberg, wo er sich seit einem Vierteljahr aufhielt, nach körperlichen und geistigen Leiden an einem Hirnschlag, der bekannte Schriftsteller und Prof. *Friedr. Saalfeld*, 1785 zu Hannover geboren, 1833 von seiner Professur in Göttingen mit Fortgenuss seines Gehaltes entlassen.

Am 30 Dec. zu Darmstadt der berühmte Prälat, grossherogl. hess. Hofprediger und Superintendent der Provinz Starkenburg, Dr. *Joh. Friedr. Heinr. Schwabe*, an den Folgen eines Halsübels, an welchem er seit längerer Zeit litt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

Ankündigung.

Handbuch der christlichen Archäologie. Ein neugeordneter und vielfach berichtigter Auszug aus den Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, von Dr. *Johann Christian Wilhelm Augusti.* In drey Bänden.

Unter diesem Titel wird von nächster Ostermesse an ein Werk erscheinen, dessen Zweck und Bestimmung dem *Blackmorn'schen* Auszuge aus Bingham ähnlich seyn wird. Der Hr. Verf. wird, dem vielfach geäusserten Wunsche gemäss, zum Besten derjenigen, für welche die 12 Bände der Denkwürdigkeiten *) nicht recht brauchbar oder zu kostbar sind, eine neue, summarische Darstellung der ganzen christlichen Alterthumskunde liefern, welche wahrscheinlich auch manchen Besitzern des grösseren Werks, welches dadurch keineswegs überflüssig gemacht wird, willkommen seyn dürfte. Die Verlags-Handlung sieht sich veranlasst, diess schon jetzt bekannt zu machen, da sie in Erfahrung gebracht, dass ein Unberufener, ohne Zustimmung des Verfassers und Verlegers, einen Auszug aus den Denkwürdigkeiten herauszugeben beabsichtige, welchen das Publicum gewiss am liebsten aus der Hand derer zu erhalten wünscht, die ein bestimmtes Recht dazu haben, und sie hat nichts weiter hinzuzusetzen, als dass sie für die zweckmässige und anständige Ausstattung dieses Handbuchs die gehörige Sorge tragen wird.

*) Sie erschienen 1817—1831, und ist der Ladenpreis von 22 Thlr. 12 gr. für 353 Bogen gewiss immer noch als sehr billig zu nennen; auch werden die Bände einzeln verkauft.

Zugleich wird angezeigt, dass die vierte, vermehrte und verbesserte Ausgabe von des Hn. Verf. „*Lehrbuche der christlichen Dogmengeschichte*" nächstens die Presse verlassen wird.

Leipzig, am 6 Dec. 1834.

Die *Dyk'sche* Buchhandlung.

Für Aerzte, Apotheker, Chemiker und Physiker.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Von Dr. *G. Landgrebe*. gr. 8. 38¼ Bogen. 3 Thlr. — 5 fl. 24 kr.

Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung dieses Werkes handelt von allen bekannt gewordenen anorganischen Stoffen, die durch das Licht verändert werden. Der zweyte Abschnitt giebt die erschöpfende Darstellung des Photomagnetismus. Die beiden Abschnitte der zweyten Abtheilung, an Umfang die bedeutendsten, behandeln die Einwirkung des Lichts

auf Pflanzen und Thiere in ihren verschiedenartigsten Verhältnissen. Es ist dieses Werk eine Zusammenstellung aller bisherigen Beobachtungen und Meinungen über diesen Gegenstand, ein wahres Repertorium für diesen Zweck. — Statt eigener Empfehlung geben wir hier eine öffentliche Beurtheilung dieses Werkes im Auszug. „Aeusserste Vollständigkeit, historische Anwendung der einzelnen Artikel, lebendige und unverfälschte Darstellungen der Meinungen Anderer, wohlüberdachte Beyfügung des Eigenen und bey diesem allen eine so angenehme und ansprechende Form, zeichnen diese Schrift sehr vortheilhaft aus. Die gewandte Behandlung des Gegenstandes macht das an interessanten Beobachtungen und Zusammenstellungen überaus reiche Werk so angenehm und unterhaltend, dass Niemand das Buch ohne wahres Vergnügen lesen wird."

Nosologisch-therapeutische Aufschlüsse über mehrere der schlimmsten Krankheiten der Menschen, von Dr. *Ferd. Robert.* gr. 8. br. 5 Bog. (Commission) 8 gr. — 36 kr.

Schraub, Dr. *G.*, de vita psychica. 8½ Bogen gr. 8. br. (Commission) 12 gr. — 54 kr.

Die künstliche Pupillenbildung in der Sclerotica. Nebst einem Anhange über die Verpflanzung der Hornhaut, Keratoplastik, von Dr. *B. Stilling*, prakt. Arzt in Cassel. Mit Abbildungen. 10 Bogen. gr. 8. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Die Lehre von den Wöchnerinnenfiebern. Von Dr. *C. C. Hüter*, Prof. in Marburg. 1832. 20 Bogen gr. 4. 1 Thlr. 6 gr. — 2 fl.

N. G. Elwert in Marburg.

Für wissenschaftlich gebildete Aerzte.

In der *P. Balz'schen* Buchhandlung zu Stuttgart ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und den angrenzenden Ländern zu haben:

Vergleichende
Ideal-Pathologie.
Ein Versuch
die Krankheiten als Rückfälle der
Idee des Lebens
auf
tiefere normale Lebensstufen darzustellen.
Von
Dr. *Karl Richard Hoffmann*,
königl. baierischem Kreismedicinalrathe.
gr. 8. Velindruckpapier. 3 Thlr. 8 gr. sächs. oder 6 fl. rhein.

Das ärztliche Publicum erhält hier ein Werk, welches geeignet seyn möchte,

einen eigenen Wendepunct in der Entwickelung der Arzneywissenschaft

zu bezeichnen, indem es den ersten Versuch einer *vergleichenden* und *Ideal-Pathologie* enthält.

Die vorliegende Krankheitslehre ist eine *vergleichende*, in so ferne die vorzüglichsten Krankheiten des Menschen mit gewissen Lebensvorgängen niederer organischer Wesen verglichen werden.

Es ist zwar schon von Anderen die Ansicht ausgesprochen worden, dass die Krankheiten des Menschen Wiederholungen von Lebensprocessen niederer Organismen seyen; allein es ist noch nicht der Versuch gemacht worden, diess für einzelne Krankheiten speciell und ausführlich nachzuweisen.

Hier werden die Skropheln, Rhachitis, Bleichsucht, die Lungenschwindsucht, Gicht, Hämorrhoiden und Steinbildung, die Wassersucht, der Krebs, Skorbut, die Entzündung, das Fieber, der Katarrh, Rheumatismus, das Rothlauf u. s. w., und selbst die Cholera als Wiederholungen bestimmter thierischer und pflanzlicher Lebensprocesse dargestellt. Es wird gezeigt, wie diese Krankheiten der periodischen Schalenbildung, Häutung, Geweihbildung, dem Larven- und Puppen-Zustande, der Gliedansetzung der Myriapoden, der Bildung von Keimkörnern und inneren Sprossen, von Zwiebeln, Bulbillen und Knollen, der Knospung, dem Winter- und Sommer-Schlafe, dem Lebenszustande der Stammpolypen, den Bewegungen der Oscillatorien u. s. w. entsprechen.

Die letztgenannten Vorgänge bezeichnen tiefere Entwickelungsstufen des Lebens, die in ihrer Sphäre normal sind, die aber als Krankheiten, wenn das höher entwickelte menschliche Leben, das sie längst überwunden hat, auf dieselben wieder zurückfällt.

Diese Krankheitslehre ist aber zugleich auch *Ideal-Pathologie*, denn nach ihr sind die Krankheien nicht blosse Affectionen des Organismus, blosse Abweichungen nach Quantität und Qualität, sie sind nicht blos in Fehlern der Säfte begründet oder des thierischen Mechanismus, oder in abnormer Erregung, oder in Abweichungen der organischen Grundkräfte, der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität; sondern sie gründen in der *Idee des Lebens* selbst, indem diese in den Krankheiten auf bestimmt tiefere Stufen ihrer Entwickelung zurücksinkt, wie sie in pflanzlichen und thierischen Lebenszuständen und Vorgängen gegeben sind.

Die Ideal-Pathologie ist die höchste Entwickelungsstufe der Krankheitslehre, welche alle übrigen, die Humoral- und Solidar-Pathologie, die Erregungstheorie, die chemische und mechanische, so wie die auf die orga

nischen Grundkräfte gebaute Krankheitslehre, eben so in sich aufnimmt, wie die Idee des Lebens das Höchste im Organismus ist, und alles Uebrige, was bey diesem noch in Betracht kommt, Form und Mischung, Festes und Flüssiges, organische Kräfte und Functionen, bloss die Offenbarung dieser Idee nach verschiedenen Seiten hin darstellt.

Die Erscheinung dieses Werkes ist nicht als ein zufälliges Ereigniss zu betrachten: vielmehr wird die Idealpathologie von dem Gange der Wissenschaft gerade jezt unabweislich gefodert, wo die Pathologie bereits alle niederen Sphären durchlaufen ist, und in der Verzweiflung, den wahren Standpunct gewinnen zu können, theils in der Homöopathie sich selbst gänzlich aufgegeben hat, theils wieder zu ihrem Ausgangspuncte, der Humoralpathologie zurückgekehrt ist und so den alten Kreislauf zu wiederholen droht.

Subscriptions-Anzeige.

In meinem Verlage erscheint in Lieferungen à 8 gr. preuss. Courant:

Allgemeine, vollständige Handlungs-Encyklopädie, oder Conversations-Lexikon aller kaufmännischen Wissenschaften u. s. w.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben. Ende Januar 1835 soll das 1ste Heft erscheinen, und alle zwey Monate wird ein Heft nachfolgen. Das Ganze ist auf 16 Hefte berechnet.

Ronneburg, im Dec. 1834.

Friedrich Weber.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im December-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 88 — 95 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter).

Allg. Niederl. Buchh. 222.
Arnold in Dresden 226.
Aschenfeldt in Lübeck 231.
Bädecker in Essen 231.
Barth in Leipzig 225 (2).
Bauer in Wurzburg E. B. 93.
Bornträger in Königsberg 235.
Brockhaus in Leipzig 226.
Class in Heilbronn 238.
Cröcker in Jena 222 (2). 234. E. B. 89. 92.
Dietrich in Göttingen 223.
Duncker u. Humblot in Berlin 221. 228.
Dyck in Leipzig E. B. 90. 92.
Ebner in Ulm 225. 235. E. B. 89. 93 (3).
Enslin in Berlin 225. 231.
Fleischer in Leipzig 219. E. B. 90 (2). 91.
Frommann in Jena 222.
Gebauer in Halle E. B. 92.
Gerold in Wien 225.
Göschen in Leipzig 222.
Gräfe in Leipzig 237. 238 (2).
Habicht in Bonn 228. 229. 234.
Hahn in Leipzig 224.
Hanewald in Quedlinburg 220.
Hartleben in Pesth 220.
Hartmann in Leipzig E. B. 90 (13). 91 (3).
Hausschild in Stralsund 219.
Helwing in Hannover E. B. 92.
Heyer in Darmstadt 235.
Hilscher in Dresden 238.
Hölscher in Coblenz E. B. 91.
Hoffmann u. Campe in Hamburg 226.
Huber u. Com. in St. Gallen 228.
Klöne in Wesel 234.
Köhler in Leipzig E. B. 92.
Kollmann in Leipzig E. B. 92.
Kühne in Leipzig E. B. 91.
Kupferberg in Mainz 234.
Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 229.
Landgraf in Nordhausen E. B. 92.
Lange in Darmstadt 226.
Lehnhold in Leipzig E. B. 91. 92.
Leske in Darmstadt E. B. 93.
Löfflund in Stuttgart 230.
Meyer in Braunschweig E. B. 92.
Mercklein in Paris E. B. 91.
Mittler in Berlin E. B. 94. 95.
Oeberg in Rostock 238.
Osiander in Tübingen E. B. 95.
Oswald in Heidelberg 232.
Perthes in Gotha 223.
Reimer in Berlin 233.
Reinhard in Heidelberg 235.
Riegel u. Wiesner in Nürnberg 231.
Ritzefeld in Köln 223.
Rötler in Nürnberg E. B. 93.
Rücker in Berlin E. B. 89.
Sauerländer in Frankfurt a. M. 226.
Schlesinger in Berlin 230.
Schmitz in Köln 234.
Schönbrod in Ellwangen 225.
Schröder in Berlin 229.
Schulze in Celle 235.
Schumann in Leipzig 231.
Sühring in Leipzig 92.
Tauchnitz in Leipzig 219.
Tendler in Wien 227. 228.
Treuttel u. Würz in London E. B. 91.
Verlags-Magazin f. Lit. u. Kunst in Frankfurt a. M. 230.
Vieweg in Braunschweig 237. 238.
Vogel in Leipzig 234.
Voigt in Ilmenau 235.
Wagner in Neustadt a. d. O. 231.
Wagner in Dresden E. B. 91.
Waisenhausbuchhandlung in Halle E. B. 92.
Weber in Bonn 219. E. B. 89.
Weidmann in Leipzig 234.
Weygand in Leipzig 223.
Wienbrack in Leipzig 231.
Wigand in Leipzig 236. 237. 238.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

MEDICIN.

JENA, in d. Crökerschen Buchhandlung: *Anleitung zum chirurgischen Verbande,* von Dr. *Johann Christian Stark* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Dritter Abschnitt. Von den Verbänden der Extremitäten. Kap. 1. *Von den Binden und Maschinen der oberen Extremitäten.* Der Verband nach dem so häufig vorkommenden Bruche des Schlüsselbeins ist sehr vollständig abgehandelt, und mit einer sehr wichtigen Kritik begleitet. Der den verschiedenen Bruchstellen des Oberarms angepasste Verband ist genau angegeben; wenn aber empfohlen wird, den Arm nach allen Richtungen zu bewegen, sobald die Consolidation erfolgt ist, um der so leicht auf den Bruch der unteren Extremität des Oberarmes folgenden Steifigkeit zuvorzukommen: so erlauben wir uns, zu bemerken, dass diese gewöhnlich gegebene Regel theils an sich dem Zwecke nicht entspricht, theils zu spät in Ausübung gebracht wird. Die Steifigkeit wird nämlich durch die in der ersten Zeit in den Gelenkbändern Statt habende entzündliche Affection verursacht. Dagegen ist nun das einzige, immer ausreichende Mittel, die Behandlung mit kalten Umschlägen in den ersten Tagen nach der Verletzung. — Mit Recht bemerkt der Vf., dass überall, wo Extension und Contraextension nothwendig ist, letztere immer durch Befestigung der Theile an einen festen Stützpunct, eine Wandpfoste u. s. w., nie durch Menschenhände, geschehen müsse. Es ist diess sehr wichtig, erspart die Hälfte der Kraft, ja macht oft einzig die Reposition möglich. Nach Verrenkungen des Ellenbogengelenkes muss der Arm wenigstens 3 Monate unverrückt in einer Tragbinde getragen werden, wenn er radical geheilt werden soll; diess gilt auch von den Verrenkungen der unteren Extremität des Radius und der Ulna. Immer müssen in den ersten Tagen die kalten Umschläge sorgfältig gemacht werden, um der durch Entzündung bedingten Steifigkeit zuvorzukommen. — Der §. 437 beschriebene künstliche Arm empfiehlt sich eben so sehr durch seine zweckmässige Construction als durch Wohlfeilheit. — Kap. 7. *Von den Verbandstücken und Maschinen der unteren Extremitäten.* Auch bey der Einrichtung der luxirten unteren Extremitäten lasse man die Contraextension nie durch Menschenhände machen. Die Kritik der Seitenlage nach Fracturen der unteren Extremitäten ist sehr gründlich. — Rec. lässt vor der Anlegung seines Verbandes für den Schenkelhals- und schiefen Schenkelknochen-Bruch nie eine Extension machen; die Maschine, sanft angelegt, bewirkt sie in einigen Tagen von selbst. Auch bey dem Verband des Querbruchs der Kniescheibe vergesse man ja anfangs die kalten Umschläge nicht; nur dadurch wird Steifigkeit verhindert. Wir vermissen den Verband der Luxation des Wadenbeines, welche dem Rec. dreymal vorgekommen ist, und unter die schwierigsten und unangenehmsten in Hinsicht auf die Folgen derselben gehört. Denn wenn nicht eine mehrere Monate lange Ruhe und sorgfältige Vermeidung jeder Bewegung des Kniegelenks beobachtet wird, bleibt lebenslänglich eine Beweglichkeit des Wadenbeins am Kniegelenke zurück, der Gang ist schmerzhaft und unsicher und nur ein charnierartiger, unausgesetzt zu tragender Verband kann den Gebrauch des Beines herstellen, aber nie die organische Verbindung des luxirten Knochens. — Beym Transport der an Fracturen leidenden ist hauptsächlich dahin zu sehen, dass das Glied in so eine Lage gebracht werde, dass die Bruchenden sich von einander zu entfernen, nicht auf und gegen einander zu stossen streben. — Von dem S. 739 ff. beschriebenen künstlichen Fusse des Vfs. gilt dasselbe, was wir oben von der künstlichen Hand gesagt haben. — Zur Heilung des Klump-, Platt- und Spitz-Fusses hat Rec., ausser den zweckmässigen Einrichtungen, eine T förmige hölzerne Fussstütze mit dem besten Erfolge angewendet. Sie wird im Aesculap beschrieben werden.

Nachdem wir dem würdigen Vf. vom Anfang bis zu Ende gebührend gefolgt sind, so müssen wir, unserer besten Ueberzeugung gemäss, das Urtheil aussprechen: dass diese Verbandlehre nicht allein in Hinsicht auf Vollständigkeit und Gründlichkeit, sondern auch in Hinsicht auf deutlichen und lichtvollen Vortrag alle anderen Verbandlehren des In- und Auslandes übertrifft; und dass sie insonderheit auch in Rücksicht der grossen Menge gut ausgeführter Abbildungen nichts zu wünschen übrig lässt. Denn nicht allein zur Repetition nach gehörten Vorträgen, sondern auch zum Selbstunterricht ist sie auf das zweckmässigste eingerichtet. Selbst für den, welcher auf

das Historische sein Augenmerk richtet, ist durch Aufzählung, Beschreibung und Abbildung einer Menge von Verbänden und Maschinen verschiedener Künstler das Erwünschteste geleistet, so dass der Vf. sich durch diese Bearbeitung der Verbandlehre nicht allein um die Kunst selbst, sondern auch um die Kunstjünger, ein bleibendes Verdienst und die gegründetesten Ansprüche auf unseren Dank erworben hat.

Dz.

Bonn, b. Weber: *Die Lehre von den chemischen Heilmitteln* oder *Handbuch der Arzneymittellehre*, als Grundlage für Vorlesungen und zum Gebrauche praktischer Aerzte und Wundärzte bearbeitet von Dr. *Christoph Heinrich Ernst Bischoff*, Ritter des Russisch-Kaiserl. St. Annen-Ordens zweyter Classe, ord. Lehrer der Heilmittellehre und Staats- auch Kriegs-Arzneywissenschaft an der Königl. Preussischen Rhein-Universität zu Bonn. *Erster Band*, enthaltend Einleitung, die allgemeine Arzneymittellehre, und von der besonderen die erste Classe der Arzneymittel oder die basischen Arzneykörper. 1825. LI u. 580 S. *Zweyter Band*, enthaltend die zweyte Classe der Arzneymittel oder die neutralen Arzneykörper. 1826. XXX u. 760 S. 8. (5 Rthlr.)

Aus dem Titel des Buches lässt sich nicht wohl entnehmen, welche Aufgabe der Vf. sich gestellt hat. Verstehen wir nämlich unter Arzneymittel alles, was dynamisch, chemisch oder mechanisch auf den Organismus vortheilhaft einwirkt, dann ist die *chemische* Heilmittellehre eine Unterabtheilung der Arzneymittellehre, und das „*oder*" ist an unpassendem Orte; verstehen wir aber unter einem chemischen Heilmittel nicht mehr einen einfachen Arzneykörper, sondern ein chemisches Präparat, dann wäre des Vfs. Aufgabe etwa, die Pharmakologie nur in soweit vorzutragen, als sie auch in den Bereich der Pharmacie fällt, und die Arzneymittellehre wäre auf die engen Grenzen der chemisch zusammengesetzten Arzneykörper reducirt. Der Vf. will aber keines von beiden damit gesagt haben, sondern nur sein Classificationsprincip, welches er der Chemie abborgt, hiedurch andeuten.

Wohl sind die Fortschritte der Chemie seit *Berzelius*, *Thenard*, *Dumas* u. A., so wie auch der darauf bezüglichen Zweige der Naturwissenschaft als riesenhafte anzustaunen; aber wir können gerade desshalb nicht sagen, dass sie einen Ruhepunct gewonnen hätte, von dem aus, wie von einem trigonometrischen Signale, ihr cultivirtes Gebiet mit den dazwischen liegenden Einöden und Steppen zu bemessen wäre, geschweige denn, dass dieses schon gleichsam geodätisch bestimmt werden könnte. Das lehrt uns ihre Geschichte, und der Vf. selbst verräth es, indem er während des Abdruckes seines Manuscriptes, an das er doch gewiss in einem Zeitraume von 6 Jahren, die er darauf verwandte, die Feile oft genug angelegt haben wird, schon Zusätze, Nachträge und Berichtigungen zu liefern genöthigt war. Wenn nun die immer noch rasch im Fortschreiten begriffene Chemie noch nicht zu solcher Höhe gediehen ist, dass wir ohne viele Mühe und naturphilosophische Speculation, — welche doch meist mehr verdunkelt, als aufhellt, aber gerade in ihrem grössten Dunkel oft am hellsten zu scheinen sich dünkt, — jenen Ruhepunct gefunden hätten, von dem aus wir sie übersehen könnten: so kann sie, selbst noch ohne eine feste Basis, unmöglich auch eine sichere Basis für die Arzneymittellehre abgeben, und der Vf. ist, ungeachtet der 6 Jahre, die er dieser Arbeit gewidmet, und seiner 24jährigen Praxis, im Irrthume befangen, wenn er glaubt, *jenen* Stein der Weisen gefunden zu haben. Die Richtigkeit unserer Behauptung ergiebt sich, wenn wir nur kurz betrachten, was ihm die Chemie zu seinem Zwecke geleistet hat.

Seine Aufgabe ist die Nachweisung der Einheit der chemischen Bildung der Arzneykörper und ihres Wirkungscharakters, wie sie je nach drey Grundelementen (basisch, neutral, sauer) sich gestalten: daher er consequent auch drey Classen der Arzneykörper aufstellt, die basischen, neutralen und sauren. Er nimmt als ausgemacht an, dass ihnen auch die drey Grundthätigkeiten des Organismus, Sensibilität, Vegetation und Irritabilität, entsprechen. Aber ist diess etwas anderes als Hypothese? Da nun jede Hypothese mehr oder weniger willkürlich ist, und durch eine andere verdrängt werden kann, so ist sie uns keine *feste* Basis für die Arzneymittellehre. Der Vf. behauptet, dass seine drey Classen von Arzneykörpern auch den drey Grundthätigkeiten entsprechen. Demnach wäre für die praktische Medicin allerdings viel, recht viel gewonnen, wenn wir nur immer gleich gewiss sind, welche organische Grundthätigkeit in jedem gegebenen Krankheitsfalle gekränkt ist. Der Sensibilität entsprechen die basischen, der Vegetation die neutralen, der Irritabilität die sauren Arzneykörper; und dürften wir auf diesem Wege mit Sicherheit fortschreiten, so müssten wir noch so weit kommen, als jener französische Iatromathematiker, der für jeden gegebenen Krankheitsfall das geeignete Arzneymittel durch mathematischen Ansatz finden zu können vermeinte. Wollten wir aber auch zugeben, dass alle in einer Classe (doch immer nur noch willkürlich) zusammen gestellten Arzneykörper wirklich ihrem Grundelemente nach gleich seyen, was eben so problematisch ist, als das Classificationsprincip selbst: so ist doch gewiss der Schluss falsch, dass sie sich alle darum auch gleich dynamisch verhalten müssten. Auch sind wir noch gar nicht so weit, dass wir die Wirkungsweise aller dieser Arzneykörper schon so bestimmt ausgemittelt hätten, um solche Behauptungen als physiologische Wahrheiten aufstellen zu können. Dann kennen wir die natürlichen Verbindungen u. s. w. der Arzneykörper, ihre mannichfachen Nuancen und Differenzen, besonders bey den sogenannten einfachen, z. B. aus den Vegetabilien, noch viel zu wenig, als dass uns solche Zusammenstellungen auf fester Basis möglich wären. Welche andere Stellung haben in der neuesten Zeit die Mineralquellen gewonnen,

und welche noch andere können sie später einnehmen!

Betrachten wir auch noch die Entwickelungsgeschichte der *Materia medica*, (der Vf. selbst mahnt dringend, sich an die Geschichte zu halten), so war für die zu wählenden Stellungen der Arzneykörper in gewissen Ordnungen ein Aggregat von Beobachtungen und Erfahrungen über deren Wirkungen in Krankheiten bestimmend. Sie wurden, so zu sagen, dem kranken Organismus nach gewissen Rücksichten angepasst, nicht der Organismus ihnen, was bey dem aprioristischen chemischen Principe als Eintheilungsgrund genau genommen der Fall seyn müsste. Der Vf. hat demnach auch die Rechtfertigung seines Werkes übel angebracht, wenn er in der Vorrede sagt, „es soll *geworden* seyn durch innere Nothwendigkeit, nicht *gemacht* nach eitel äusserem Antriebe.“ Denn unsere Medicin, wie sie ins Leben eingreifen soll, ist Erfahrungswissenschaft; jene durch innere Nothwendigkeit, d. h. durch den Drang der Speculation gewordene Medicin hört aber auf, Erfahrungswissenschaft zu seyn, und nähert sich mehr einem medicinischen Roman.

Wir haben unumwunden unser Urtheil über des Vfs. Werk in Ansehung seiner Form ausgesprochen, ohne seinen drohenden Ton in der Vorrede zu scheuen. Was aber den Inhalt selbst betrifft, so erkennen wir gern seinen Werth an, und finden das Detail für praktische Aerzte und Wundärzte sehr brauchbar, so ferne sie blos das berücksichtigen, was über die einzelnen Arzneykörper gesagt ist. Hier zeigt sich die Erfahrung wieder reiner, und die Speculation ist grossentheils verschwunden. Zwischen dem besonderen und allgemeinen Theile finden wir kaum eine Sprachverwandtschaft; was bey solchen Werken, die von der Speculation zur Praxis, von dem, was im Gehirn ausgesponnen, zu dem, was in der Wirklichkeit existirt, übergehen, gewöhnlich der Fall ist. Daher ist auch der allgemeine Theil weniger praktisch, weil er zu viel nach dem Herausspeculirten modelt, statt sich dem richtigen Erfahrungs-Resultate zu bequemen.

Wie die Classen noch abgetheilt sind, welche Arzneykörper sie begreifen, diess auch nur nach ihren einzelnen Repräsentanten auszuheben, würde uns zu weit führen. Die neuesten Erfahrungen über Wirkung und Anwendung sind jederzeit angegeben. Dasselbe gilt auch von dem chemisch-pharmaceutischen Inhalte und von der Droguerie.

B.

Berlin, b. Rücker: *Lehrbuch der pathologischen Anatomie des Menschen und der Thiere.* Von Dr. *Adolph Wilhelm Otto*, königl. Medicinalrathe im Medicinal-Collegium für Schlesien, ord. Professor der Medicin an der Universität und der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Breslau u. s. w. *Erster Band.* 1830. XXII u. 472 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. hatte schon im Jahre 1814 ein Handbuch der pathologischen Anatomie herausgegeben; die seitherigen grossen Fortschritte in dieser Wissenschaft und eingetretene Aenderungen der Ansichten bestimmten ihn aber, sein Werk in einer neuen Gestalt hervorgehen zu lassen.

In der Einleitung deutet er an, welche Stellung die pathologische Anatomie zwischen der physiologischen Anatomie, Pathologie, Semiotik und Chirurgie einnimmt, und wie sie an Vollkommenheit gewinnt, wenn sie ihre Untersuchungen auch auf den krankhaften Bau der übrigen organischen Körper, besonders der Thiere, ausdehnt, und Vergleichungen anstellt, aus denen die sichersten Resultate sich ergeben müssen. Diese Methode, die pathologische Anatomie zu bearbeiten, so erfolgreich sie einst seyn wird, ist doch noch als in der Wiege befindlich zu betrachten. Hierauf folgt die kurze Geschichte und die hieher gehörige Literatur. Den Gegenstand selbst theilt der Vf. in zwey Theile, einen allgemeinen und einen besonderen. Der allgemeine betrachtet die Abnormitäten der thierischen Organisation überhaupt, wie sie in Ansehung der Zahl, Grösse, Gestalt, Lage, Verbindung, Farbe, Consistenz, Continuität, Textur, und in Ansehung des Inhalts beobachtet werden können. Was hier der Vf. über die Färbung sagt, scheint uns nicht richtig. Er stellt zwar mit Recht *Icterus* und *Melanosis* zusammen, nennt aber die gelbe Färbung bei *Icterus* nur eine Begleiterin der Leberkrankheiten und asthenischen Fieber (versteht sich, wenn sie mit Leber-Affectionen vergesellschaftet, gewissermassen also auch Leberkrankheiten sind), während sie doch in gewissen Graden von Leber-Affectionen eine wesentliche Erscheinung ist, weil die Gallenpigment-Bildung zur Function der Leber gehört, und in dem Grade, als diese krankhaft gesteigert ist, auch vermehrt seyn muss, so dass sich das Pigment im Uebermasse erzeugt, nicht excessiv im Organismus ausbreitet, oder in dem Grade, als sie unterdrückt ist, von anderen Organen, der Haut z. B., übernommen wird. Gerade so verhält sich's mit der *Melanose.* Wir glauben sie jederzeit als mit Milzaffection verbunden annehmen zu dürfen; daher des Vfs. Vermuthung, dass bey *Melaena* die *Excreta* pigmentirt seyn möchten, als ausgemachte Wahrheit zu betrachten ist. Die Physiologie der Pigmentbildung muss uns das ganz genau noch darthun. Hat die Gallenpigmentbildung ihr repräsentirendes Organ, warum nicht auch die Kohlenpigmentbildung? diese in der Milz, jene in der Leber. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, gewinnen wir über manche pathologische Erscheinung, die noch im Dunkel ist, aufhellendes Licht. Manche Kohlenpigmentablagerung im Gehirn z. B. hat man als Blutcoagulum betrachtet, und gleichwohl seine Quelle nicht finden können, ein Milzleiden aber doch dabey gefunden. Die organische Chemie muss uns zur sicheren Diagnose in solchen Fällen noch verhelfen, damit

wir pigmentirtes Excretum nicht ferner mit venoſem Blute verwechſeln. Daſs bey Brand, wie der Vf. meint, *dieſelbe* Pigmentation ſtatt habe, ſcheint uns irrig. Ferner glauben wir als hieher gehörig rechnen zu können, was die Färbung der Organe durch Congeſtion, Irritation, Phlogoſe betrifft. *Billard*, *Gendrin*, *Brouſſais* hätten in dieſer Beziehung eine Muſterung beſtehen ſollen.

Was die Conſiſtenz anlangt, ſo läſst der Vf. bey den Erweichungen vorzüglich die Entzündung ihre Rolle ſpielen. Wir ſtellen ſie in die Mitte zwiſchen Evolution und Involution der Organe, worunter wir aber nicht bloſs die normale Evolution und Involution, ſondern die *praemature*, durch allerley ätiologiſche Momente, die wir hier nicht aufzuzählen haben, verſtehen. Demnach kommt der Entzündung die geringſte Schuld zu; wir dürfen ſie nur nicht überall ſehen wollen und nur dann ſehen, wenn ſie wirklich vorhanden iſt. Wir haben dieſs in dieſer A. L. Z. 1828. No. 142 weiter aus einander geſetzt.

Irrig betrachtet der Vf. bey der Textur die Entzündungsröthe. Wir müſſen jede Erſcheinung im thieriſchen Körper zuerſt für ſich auffaſſen; denn gerade dadurch, daſs wir ſie gleich im Zuſammenhang mit den übrigen bringen wollen, gewinnt das Vorurtheil die Oberhand, ſo daſs wir nichts als Entzündung ſehen. Die Betrachtung der Entzündungsröthe muſs in Vergleichung mit der Congeſtions- und einfachen Reizungs-Röthe zuſammengeſtellt werden, daher ſie an der oben bezeichneten Stelle hätte zur Sprache kommen ſollen. Auch können wir nicht mit dem Vf. die Entzündung als die häufigſte Urſache der Texturfehler betrachten. Wir halten dieſer ſeiner Behauptung nur die ſogenannten dyskraſiſchen Krankheitsproceſſe im ganzen Umfange ihrer Naturgeſchichte entgegen, wohin auch gerechnet werden muſs, was unter verborgener Entzündung gewöhnlich verſtanden wird. Wir müſſen immer eine in der Entwickelung begriffene Krankheit einem in der Entwickelung begriffenen Organe vergleichen, und die Annahme der überall vorhandenen Entzündung ſchwindet. Iſt die Entwickelung eines Organs nicht exceſſiv, ſo bietet es wohl Erſcheinungen von erhöhter plaſtiſcher Thätigkeit dar, ohne aber darum ſchon entzündet zu ſeyn. Nicht anders verhält es ſich mit den Krankheiten.

Von dem beſonderen Theile enthält dieſer Band das erſte Buch: Von den einfachen Organen oder organiſchen Syſtemen. Der Reihe nach werden abgehandelt: das Zell- oder Schleim-Gewebe, die Zellſtoffhäute, das Horngewebe, das Knochenſyſtem, Knorpel-, Faſerſyſtem im Allgemeinen und die Gelenke im Beſonderen, das Muſkel-, Gefäſs- und Nerven-Syſtem. Ohne uns auf eine nähere Betrachtung dieſer einzelnen Abſchnitte hier einzulaſſen, bemerken wir, daſs unſere allgemeinen Erinnerungen ſich öfter wiederholen laſſen; daſs übrigens der Gang des Vfs., wie wir ihn angedeutet, der Anatomie analog, als der richtigſte erkannt werden muſs; daſs die gedrängte Kürze deſſelben hinlängliche Erläuterung aus den Anmerkungen und der Angabe einer reichhaltigen Literatur für jeden einzelnen Gegenſtand erhält, wodurch das Lehrbuch zugleich auch Handbuch wird, und daſs mit den allgemein angedeuteten Ausnahmen, wir immer auf Anſichten in dieſem Werke kommen, wie ſie die neueſten Forſchungen hervorgebracht haben.

Wir ſehen der baldigen Erſcheinung des zweyten Bandes mit Verlangen entgegen.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

THIERARZNEYKUNDE. *Ulm*, b. Ebner: *Unentbehrliches Schatzkäſtlein für Liebhaber der Pferde und deren Beſitzer.* Oder Unterricht über die Krankheiten der Pferde und Mittel dagegen, ſo wie Anweiſung, das Alter, wie auch die Fehler und Mängel bey Pferden zu entdecken, und ihnen allerley Untugenden abzugewöhnen, nebſt einigen Regeln, welche beym Einkauf und Tauſch derſelben zu beobachten ſind, auch Anleitung in einer Stunde das Reiten zu erlernen. 1826. 132 S. 8. (10 gr.)

In dieſer Schrift ſind alle Krankheiten der Pferde und deren Heilmittel ſehr umſtändlich und verſtändlich angegeben; die Kennzeichen der Krankheiten ſind zweckgemäſs ſo beſchrieben, daſs es nicht ſchwer wird, ſie richtig in ihren Symptomen zu erkennen. Ein ſolches Werk that den Pferdezüchtern Noth. Denn die wenigſten Werke ſind für den gemeinen Landwirth verſtändlich genug. Aber hierin zeichnet ſich das vorliegende vor vielen aus. Aber auch die vorgeſchlagenen Heilmittel ſind zweckmäſsig, und die meiſten von der Art, daſs jeder Pferdezüchter ſie ſelbſt anwenden kann. Wir wünſchten nur, daſs noch allgemeine Lehren über die Pferdezucht ſelbſt, geſtützt auf die Natur des Pferdes, gegeben worden wären. Mit Intereſſe lieſt man, was über Betrügereyen und Verſuche, Fehler unſichtbar zu machen, über Mittel den Pferden ihre Untugenden abzugewöhnen, geſagt iſt, ſowie die allgemeinen Regeln in Rückſicht auf Handelsvortheile und des Ein- und Verkaufs der Pferde. Und ſo empfehlen wir dieſe Schrift allen Pferdezüchtern.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1834.

ALTE LITERATUR.

Wiederdrücke philologischer Bücher.

Bekanntlich sind seit einigen Jahren mehrere Werke ausländischer Philologen, ältere und neuere, durch den Wiederdruck in deutschen Officinen von Neuem ans Licht getreten. Mit welchem Rechte deutsche Gelehrte und Buchhändler solche Wiederdrücke veranstaltet haben, und zu veranstalten fortfahren, wollen wir den Rechtskundigen zur Entscheidung anheim geben, welche dabey nicht vergessen werden zu erwägen, dass in unseren Nachbarländern, namentlich in England und Frankreich, schon seit mehreren Jahren die Werke deutscher Philologen, ohne Rücksprache mit den rechtmässigen Verlegern, nachgedruckt und in Nachdrücken dort weiter verbreitet worden sind. Dass ausländische Schriftsteller mit diesen Repressalien nicht zufrieden sind, wissen wir gar wohl, und erinnern uns namentlich des sehr lebhaften Unwillens, mit welchem sich der verdienstvolle *Wyttenbach* über den in Leipzig angefangenen Nachdruck seines Plutarchs nicht allein, sondern auch über den Wiederabdruck von *Cupers* in Holland noch gar nicht vergriffenem Buche über den Besitz in seinen Briefen an Rec. aussprach. Uns genügt es mit theilnehmender Freude des Nutzens zu gedenken, den diese, zum Theil selten gewordenen, zum Theil sehr kostspieligen Werke des Auslandes deutschen Philologen, besonders unbemittelten Schullehrern, gewähren, und wollen hier die uns zugekommenen, in diesen Blättern noch nicht angezeigten Wiederabdrücke kürzlich zusammen stellen.

Leipzig: b. Hartmann: *Homeri Hymnus in Cererem*, nunc primum editus a *Davide Ruhnkenio*. Accedunt duae *Epistolae criticae*, ex editione altera, multis partibus locupletiores. 1827. VIII u. 328 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieser sorgfältig gemachte Wiederabdruck übertrifft in sofern die jetzt im Buchhandel käufliche (dritte) Originalausgabe, als er nach der *zweyten* Leidner Ausgabe v. J. 1782 veranstaltet ist, von welcher auch die Seitenzahlen am Rande beygesetzt sind, um die Citate nach derselben leicht auffinden zu können. Bekanntlich ist die dritte in Leiden erschienene Ausgabe vom J. 1808 durch viele Druckfehler verunstaltet.

Leipzig, b. Hartmann: *Sophoclis Tragoediae septem*, ad optimorum exemplarium fidem ac praecipue codicis vetustissimi Florentini a *Petro Elmsleio* collati emendatae, cum annotatione tantum non integra *Brunckii* et *Schaeferi* et aliorum selecta. Accedunt deperditarum Tragoediarum fragmenta. Vol. I. *Aiax.* XXIV u. 131 S. Vol. II. *Antigona.* 104 S. Vol. III. *Trachiniae.* 92 S. Vol. IV. *Philoctetes.* 119 S. Vol. V. *Electra.* 124 S. Vol. VI. *Oedipus Tyrannus.* 139 S. Vol. VII. *Oedipus Coloneus.* 158 S. Vol. VIII. *Fragmenta. Lexicon Sophocleum. Index.* 214 S. 1827. gr. 8. (3 Rthlr.)

Ein ebenfalls mit Sorgfalt gemachter Abdruck der unter gleichem Titel in Oxford ein Jahr früher von einem Ungenannten besorgten Ausgabe, bey welcher zwar kein Plan und Zweck ersichtlich, und die Compilation der Noten sehr willkürlich ist, die aber dennoch, zumal in dem Wiederabdrucke, zum Studium des Sophokles um so mehr beytragen kann, als die einzelnen Tragödien von denen, welche sie etwa in Schulen oder sonst brauchen, auch besonders für billige Preise verkäuflich sind. Das Hauptaugenmerk des Englischen Herausgebers scheint auf eine Wiederholung der *Brunck*'schen Editionen, der Quart- sowohl als der sogenannten Cabinets-Ausgabe (deren kurze Vorrede ebenfalls wiederholt worden) gerichtet gewesen zu seyn; aus denselben ist auch die Fragmentensammlung, mit einigen Zusätzen, das *Lexicon Sophocleum* und der *Index in Sophoclem* abgedruckt. Dabey sind die Noten durch Auszüge aus neueren Ausgaben vermehrt worden, leider aber nicht mit grosser Sorgfalt. Manche dürftige Note hätten wir dem Sammler gern geschenkt, und dafür die Aufnahme anderer und besserer gewünscht. Am wenigsten hätte *Elmsley's* Vorrede zum *Oedipus Coloneus* wegbleiben sollen, auf welche sich der Herausgeber selbst in dem kurzen Vorworte beruft. Doch wir wollen dieses Vorwort hier mittheilen, um dasjenige, was man in

dieser Ausgabe findet, genauer zu bezeichnen: *Subsidia huius editionis: La. Codex vetustissimus Florentinus bibliothecae Laurentianae Plut. XXXII. cod. 9. — Lb. Lc. Duo alii codices eiusdem bibliothecae. R. Florentinus bibliothecae Riccardianae Farn. Neapolitanus bibliothecae olim Farnesianae nunc autem Regiae. V. Palatinus, bibliothecae Vaticanae n. 287. — De his codicibus accurate disputavit Petrus Elmsleius cum alibi tum in praefatione ad Oedipodem Coloneum. Nihil igitur restat nisi ut moneatur lector diversitatem scripturae reliquarum fabularum e schedis Elmsleianis in tabulario preli Clarendoniani custoditis depromptam esse, usum earum benigne concedentibus eiusdem preli Delegatis. Excerpta ex Suidae glossario non ad editionis Kusterianae normam, sed in haud paucis melius exhibentur secundum exemplar Mediolanense, et MSS. Parisiensis aliarumqe bibliothecarum. Eustathii observata ex editione Romana descripta sunt. A praecipuis post Brunckium editoribus, veluti Erfurdtio, Schaefero, et Hermanno, ea non gravati sumus mutuari, quae studiosae praesertim juventuti profutura videbantur.*

1) Leipzig, b. Hartmann: ΣΟΦΟΚΛΕΟΥΣ ΟΙΔΙΠΟΥΣ ΤΥΡΑΝΝΟΣ. *Sophoclis Oedipus Tyrannus:* ex recensione *Petri Elmsley*, A. M. qui et annotationes suas adiecit. Editio auctior indicibusque instructa. 1821. XXXII u. 206 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: ΣΟΦΟΚΛΕΟΥΣ ΟΙΔΙΠΟΥΣ ΕΠΙ ΚΟΛΩΝΩι. *Sophoclis Oedipus Coloneus:* e recensione *Petri Elmsley*, A. M. Accedit Brunckii et aliorum annotatio selecta, cui et suam addidit editor. 1824. VIII u. 392 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

3) Ebendaselbst: *Scholia in Sophoclis Tragoedias:* e Codice MS. Laurentiano descripsit *Petrus Elmsley*, T. P. Aulae S. Albani nuper principalis nec non historiarum praelector Camdenianus. 1826. IV u. 384 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

4) Ebendaselbst: *Scholia antiqua in Sophoclis Oedipum Tyrannum:* ex Codice Laurentiano Plut. XXXII, 9 denuo descripsit et edidit *Petrus Elmsley*, S. T. P. Aulae Albanensis apud Oxonienses principalis, nec non historiarum praelector Camdenianus. Accessit *Elmsleii praefatio ad editionem tertiam Oedipi Tyranni.* 1826. XXX u. 43 S. 8. (8 gr.)

Die erste, zu Oxford 1811 erschienene Originalausgabe von No. 1 ist in diesen Blättern (1818. No. 147—149) weitläuftig beurtheilt, auch der erste Wiederabdruck in Leipzig (1825. No. 91) angezeigt worden. Eben so hat die Ausgabe des *Oedipus Coloneus* (No. 2) bereits 1825. No. 90—93 ihren Beurtheiler gefunden, welcher sie mit der *Reisig*'schen Bearbeitung derselben Tragödie zusammen stellte. Es bleibt uns daher nur die Versicherung übrig, dass von dem Wiederdrucke der zweyten Ausgabe von No. 1 dasselbe gilt, was dort von dem Abdrucke der zweyten Tragödie (No. 2) gesagt worden ist. Die Erneuerung beider Ausgaben haben wir dem Hn. Prof. *Dindorf* in Leipzig zu danken.

Was aber die unter No. 3 und 4 aufgeführten *Scholien* anlangt, so hatte *Elmsley* dieselben zu Anfang des J. 1820, während er in Florenz verweilte, aus der Florenzer Handschrift mit grösserer Genauigkeit abgeschrieben, als sie vorher in der Römischen Ausgabe, von welcher sie *Scholia Romana* benannt zu werden pflegen, gedruckt worden waren. Er veranstaltete eine Ausgabe seiner Abschrift, die er aber nur bis zur Seite 64 vollenden konnte; wenige Wochen vor seinem Tode übergab er die Abschrift, welche er nach vollendeter Ausgabe der Bodlejanischen Bibliothek bestimmt hatte, dem Hn. Prof. *Gaisford*, welcher sich in der vorgesetzten Vorrede folgendermassen darüber erklärt: *Consilium Elmsleii erat, verba optimi vetustissimique, atque, ut videtur, unici codicis, summa cum religione repraesentare; ita ut ne manifesta quidem scripturae vitia praeteriret, saltem in annotationibus ad calcem uniuscuiusque paginae subiectis commemoraret. Annotationes istas brevissimas esse voluit: nec quicquam amplius meditatus videtur, quam ut discrepantias libri archetypi, editionum Romanae et Brunckianae, nonnunquam etiam recensionis Triclinianae, proponeret. Summopere autem enixus, ut lemmata ubique exactissime exhiberentur, qua in parte molestie ferebat Romani editoris negligentiam, qui multa secus atque in codice MS. repererat, imprimenda curavisset. — Atque ista lemmata duobus punctis (hodierni typographi* c o l o n *vocant) ab interpretatione Grammatica segregata sunt; reliqua omnia, quibus adhibentur uncini formae quadratae, minime exstant in codice MS., sed ad commodiorem legentium usum suppleta sunt ab editore. Posteriora haec saepenumero parum conveniunt cum iis, quae apud Romanam editionem et Brunckianam leguntur: attamen in talibus, quibus nulla inest auctoritas, diversitatem enotare supervacaneum putavi.* — Da also diese Scholien und Glosseme durch *Elmsley's* Sorgfalt nun vollständiger, als in der Römischen Ausgabe, bekannt gemacht, auch Manches, was in dieser fehlt, mitgetheilt worden: so kann ein wohlfeilerer Abdruck des Englischen Originals den deutschen Philologen nicht anders als willkommen seyn. Etwas Neues ist nicht hinzugekommen. Die Scholien zum Oedipus Tyrannus sind nebst *Elmsley's* lehrreicher, zum Theil gegen *Hermann* gerichteter Vorrede in No. 4 einzeln gedruckt, wahrscheinlich eines akademischen Bedürfnisses halber, und desshalb in No. 3 nicht wiederholt.

Derselben Verlagshandlung, in welcher die eben angezeigten Werke erschienen sind, verdanken wir auch den Wiederabdruck anderer vorzüglicher, zwar bekannter und oft empfohlener, aber bey uns seltener Ausgaben von griechischen Tragödien, von denen wir

diejenigen, welche uns zur Zeit zugekommen sind, hier kürzlich aufführen wollen:

1) Leipzig, b. Hartmann: Εὐριπίδου Ἡρακλεῖδαι. *Euripidis Heraclidae*, ex recensione *Petri Elmsley*, A. M. qui annotationes suas et aliorum selectas adiecit. Editio auctior indicibusque instructa. 1821. VI u. 162 S. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst: Εὐριπίδου Βάκχαι. *Euripidis Bacchae*. In usum studiosae iuventutis recensuit et illustravit *Petrus Elmsley*, A. M. 1822. XII u. 186 S. 8. (21 gr.)

3) Ebendaselbst: Εὐριπίδου Ἱππόλυτος στεφανηφόρος. *Euripidis Hippolytus coronifer*: ad fidem manuscriptorum ac veterum editionum emendavit et annotationibus instruxit *Jacobus Henricus Monk*, S. T. B. Collegii SS. Trinitatis socius et Graecarum literarum apud Cantabrigienses Professor regius. 1823. VIII u. 181 S. 8. (21 gr.)

4) Ebendaselbst: Αἰσχύλου Χοηφόροι. *Aeschyli Choephorae*: ad fidem manuscriptorum emendavit, notas et glossarium adiecit *Carolus Jacobus Blomfield*, S. T. P. Collegii SS. Trinitatis apud Cantabrigienses olim socius. 1824. 204 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Ausgaben empfehlen sich sämmtlich durch Correctheit, sowie durch die zur Bequemlichkeit des Gebrauchs angewandte Sorgfalt, und bringen auch einiges Neue mit. Denn in der ersten sind hie und da kurze Noten eingeschaltet, welche die Kritiken oder Erklärungen neuerer Herausgeber andeuten; bey No. 3 befindet sich ein Blatt solcher *Addenda*, und in No. 4 ist ein *Index Graecus et Latinus* hinzugekommen.

1) Leipzig, b. Hartmann: ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΦΟΙΝΙΣΣΑΙ. *Euripidis Tragoedia Phoenissae*. Interpretationem addidit H. Grotii, Graeca castigavit e MStis atque adnotationibus instruxit, scholia subiecit *Ludovicus Casp. Valckenaer*. Vol. I. XVIII u. 489 S. Vol. II. 370 S. 1824. gr. 8. (4 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΙΠΠΟΛΥΤΟΣ. *Euripidis Tragoedia Hippolytus*: quam Latino carmine conversam a *Georgio Ratallero* adnotationibus instruxit *Ludov. Casp. Valckenaer*. 1823. XXXII u. 415 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Ludov. Casp. Valckenari Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias*. 1824. VIII u. 328 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Saubere, auch durch gutes Papier empfehlungswürdige Abdrücke von drey Werken, welche noch heut zu Tage jedem tiefer eingehenden Philologen unentbehrlich sind, und deren neue Ausgaben in Holland für weit höhere Preise verkauft werden. Die Seitenzahlen der Original-Ausgaben sind am Rande beygefügt. Neues haben wir nicht gefunden, ausser den der Ausgabe des Hippolytus auf 5 Blättern angehängten *Tho. Tyrwhitti Coniecturis in Euripidem*, welche *Elmsley* Oxford 1822 herausgegeben hatte.

Leipzig, b. Fleischer d. jüng.: Ἀριστοφάνους Πλοῦτος. *Aristophanis Comoedia Plutus*. Adiecta sunt Scholia vetusta. Recognovit ad veteres membranas, variis lectionibus ac notis instruxit, et scholiastas locupletavit *Tiberius Hemsterhuys*. Editio nova appendice aucta. 1811. L u. 607 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Noch immer gilt *Hemsterhuys* Ausgabe mit Recht für eine classische, vorzüglich in kritischer Hinsicht, obgleich der bescheidene Mann sie nur mit einem *recognovit* in die gelehrte Welt eingeführt hat. Dieser von Hn. Prof. *Schäfer* besorgte, und von den Druckfehlern der Original-Ausgabe gereinigte Wiederabdruck entspricht jener genau Seite für Seite, wesshalb auch die *Addenda* nicht gehörigen Ortes eingeschoben worden. Dadurch ersparte Hr. *S.* sich die Mühe, das Register umzuändern. Was aber in dieser neuen Ausgabe, ausser einer kurzen Vorrede, neu hinzugekommen ist, bestehet in Folgendem: I. Vier *Epimetra*, durch Mittheilungen des sel. *Bast* veranlasst, welche zwar weder mit Aristophanes, noch mit Hemsterhuys etwas zu thun haben, aber als nützliche Nachträge zu den Büchern, zu denen sie eigentlich gehören, zu betrachten sind. Das erste enthält Zusätze zu *Bast's Epistola critica*, in denen auch mehrere Berichtigungen des griechischen Lexikon von *Schneider* vorkommen; das zweyte Zusätze zu der *Appendix Epistolae criticae*; das dritte Zusätze zu der neuen Ausgabe des *Gregorius Corinthius*; das vierte Varianten aus zwey vorzüglichen *Codd.* des Hermogenes aus der Königlichen Bibliothek in Paris zu *Dionys. Hal. de composit. verbor.* c. 14. Allen diesen Mittheilungen hat Hr. *S.* mehrere Noten beygefügt, vorzüglich eine sehr lange (S. XXXVIII) über die Construction der Partikel κἂν (*etsi*, *etiamsi*) mit dem Indicativ. — II. *Excerpta codicis Parisini No.* 2827, den Plutus betreffend, von *Bast* mitgetheilt, mit einigen kritischeu und lexikographischen Bemerkungen von Hn. *Schäfer*. — *Excerpta e Ricardi Porsoni* (*quem Principem criticorum dixisse me nondum poenituit*, sagt Hr. *S.* in der Vorrede) *censura editionis Brunckianae Aristophanis*. Die Recension, Englisch geschrieben, hier ins Lateinische übersetzt, erschien in *New Review, Jul.* 1783, und enthält manche scharfsinnige Bemerkung. — Endlich hat auch Hr. *S.* das Register der Original-Ausgabe mit den von der *Appendix* und den *Epimetris* dargebotenen Artikeln bereichert.

Der Druck ist gut und fehlerfrey.

Leipzig, b. Fleischer d. jüng.: *Apollonii Rhodii Argonautica*, ex recensione et cum notis *Rich. Fr. Phil. Brunckii*. Editio nova auctior et correctior. Accedunt *scholia Graeca*, ex codice

biblioth. imperial. Paris. nunc primum evulgata. Tomus I. 1810. XII u. 410 S. Tomus II. 1813. XVI u. 709 S. 8. (6 Rthlr. 15 gr.)

Diese Ausgabe, welche ebenfalls Hr. Prof. *Schäfer* in Leipzig besorgt hat, enthält im ersten Theile einen correcten Abdruck der Brunckischen (Strasburg 1780. 8), in welchem die in der *Appendix* nachgetragenen Noten gehörigen Ortes eingeschaltet sind, im zweyten Theile eine schätzbare Zugabe, deren die Strasburger Ausgabe ermangelt. Hr. *Schäfer* hatte nämlich von dem sel. *Heyne*, der ehemals selbst eine neue und vollständige Ausgabe des Apollonius beabsichtigte, einen reichen Apparat zu diesem Dichter erhalten, von welchem er bloss (was allerdings zu bedauern ist) eine für *Ruhnkenius* von einem Unbekannten gefertigte Abschrift der noch ungedruckten Scholien in dem *Codex Parisinus* 2727 benutzt, und mit den, ebenfalls von *Heyne* ihm mitgetheilten Varianten, welche *Ruhnkenius* den ersten 29 Blättern der Stephanischen Ausgabe beygeschrieben hatte, verglichen hat. Diese *Scholia ex cod. Parisino*, begleitet von einigen grammatischen und kritischen Bemerkungen des Hn. *Schäfer*, eröffnen den 2ten Band der neuen Ausgabe; dann folgen die *Scholia edita*, welche auch in der (von Hn. *Schäfer* nicht erwähnten) *Beckischen* Ausgabe wieder abgedruckt sind, und den Schluss machen vier nützliche *Indices:* 1) *in scholia notasque Brunckii ad poetam et Schaeferi ad Scholiastas;* 2) *Graecus in notas* (wo besonders auch die in den griechischen Wörterbüchern damals noch fehlenden Wörter ausgezeichnet, und, nach Art des Herausgebers, manche gelegentliche Bemerkungen, auch über andere Schriftsteller, eingeschaltet worden); 3) *Reiskii index geographicus in scholia;* 4) *Reiskii index glossematicus in scholia.* So ist denn zu einer, den Zeitbedürfnissen entsprechenderen Ausgabe wiederum ein bedeutender und dankenswerther Vorschub geschehen. Auch empfiehlt sich diese neue Ausgabe durch ein anständiges Aeussere, so dass wenigstens der Erste Theil mit dem netten Strasburger Drucke wetteifern kann.

Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung: *Antonini Liberalis Transformationum congeries.* Graeca e codice Parisino auctiora atque emendatiora edidit, Latinam Guil. Xylandri interpretationem, annotationes integras eiusdem Xylandri, Abrah. Berkelii, Th. Galii, Th. Munckeri, Henr. Verheykii, selectas Fr. Bastii et suas adiecit *Georg Aenotheus Koch*, Phil. D. Seminar. philol. Lips. sod. honor. scholae Thomanae Collega. Accedunt Verheykii Excursus in dialectos Antoninianas et Indices copiosissimi. 1832. LXIV u. 376 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir stellen diese Ausgabe in die Reihe der Wiederdrücke alter Ausgaben, weil bey weitem das Meiste, was sie enthält, von den früheren, auf dem Titel genannten Editoren wörtlich entlehnt ist, auch da, wo Viele eine Abkürzung der alten Noten wünschen werden. Wir freuen uns, dass nunmehr jene früheren Ausgaben durch diese neue entbehrlich gemacht worden sind, fügen aber gern hinzu, dass der Herausgeber von dem Seinigen so viel hinzugethan hat, dass seine Ausgabe bedeutende Vorzüge vor allen vorher erschienenen behauptet. Zuvörderst hat er den griechischen Text mittelst des aus der Vaticana nach Paris gekommenen Codex, den *Xylander* zu flüchtig, *Bast* genauer verglichen hatte, und dessen neue Collation Hr. *Koch* einem Freunde verdankt, an mehreren Stellen verbessert, und aus demselben, nach *Bast's* Vorgange, eine bedeutende Textes-Lücke ausgefüllt; sodann hat er die Schriften neuerer Gelehrten, welche Stellen aus dem Antonin behandelt hatten, zu Nachträgen der älteren Noten benutzt, und selbst manche beyfallswerthe Bemerkungen, auch ein Paar Conjecturen zur Verbesserung des Textes, beygesteuert; und endlich hat er das Werk mit einer sehr ausführlichen und lehrreichen Vorrede ausgestattet. In derselben beurtheilt er sämmtliche Ausgaben dieses Schriftstellers, spricht von dem Gebrauche, den er für seine Ausgabe von denselben gemacht, geht dann zu dem Autor selbst über, dessen Zeitalter er mit Saxius in die Regierung des Kaisers Antoninus Pius setzt (n. Chr. 147), handelt hierauf von dem Ursprunge der Verwandelungs-Fabeln (vorzüglich nach *Mellmann*), und von den Quellen, aus denen Antonin schöpfte; zuletzt giebt er noch einen Nachtrag zu seinen kritischen Anmerkungen.

Wir können daher diese Ausgabe, wiewohl sich bey dem Vf. noch einige Jugendlichkeit in der etwas weitschichtigen Schreibart und im ganzen Tone verräth, doch als eine sehr vorzügliche und wegen der Vollständigkeit vor allen übrigen brauchbare Ausgabe des Antoninus mit Recht empfehlen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

ALTE LITERATUR.

Wiederdrücke philologischer Bücher.

Fortsetzung.

LEIPZIG, b. Hartmann: Ἐκλογαὶ ἱστορικαί. *Selecta principum Historicorum. Herodoti, Thucydidis, Xenophontis, Polybii illustres loci: Plutarchi Vitae Demosthenis et Ciceronis.* Delectu, praefatione, annotatione discipulorum institutioni accommodavit *Daniel Wyttenbach.* Editio passim aucta et emendata. Accesserunt *Bartonis* Commentarii in Plutarchi Vitam Demosthenis et Ciceronis. 1827. XXXII u. 456 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diese Ausgabe hat einige Vorzüge vor der Original-Edition, deren dritte Auflage zu Amsterdam im J. 1820 erschien. Der deutsche Herausgeber hat nicht bloss den griechischen Text hier und da verbessert (eine durchgängig neue Recension desselben lag bey einem fremden Werke nicht in seinem Plane), sondern auch den Commentar des Holländischen Philologen mit manchen Zusätzen, bald zur Erläuterung, bald auch zur Berichtigung, bereichert, und die *Addenda* an den gehörigen Stellen eingeschaltet. Und da *Wyttenbach* den beiden Plutarchischen Lebensbeschreibungen fast nur kritische Anmerkungen beygegeben hatte, so ist nun hier sehr zweckmäsig *Bartons* gehaltvoller, aber seltener, erklärender Commentar zu denselben abgedruckt worden, und auch dieser nicht ohne manche neue Zusätze. Beide *Vitae* sind auch in einem besonderen Abdrucke zum Gebrauche in Schulen verkäuflich. Auch das Register über die Anmerkungen erscheint hier vollständiger. Das Aeussere des correct gedruckten Buches ist sehr anständig. Und so dürfen wir hoffen, dass das Studium dieses für Grammatik und Methodik höchst nützlichen, obgleich zuweilen etwas breit auslaufenden, Commentars, dem eine sehr lehrreiche Vorrede an der Spitze steht, durch diese neue Ausgabe befördert worden, und neuen Anreiz gewonnen hat: wenn wir es auch nicht wagen dürfen, das Buch zu einem gewöhnlichen Schulbuche oder zu akademischen Vorlesungen zu empfehlen. Den Beflissenen in Holland konnte man von jeher mehr anmuthen. Hatte doch *Valckenaer* seine Ausgaben der Phönissen und des Hippolytus zunächst für seine Vorlesungen bestimmt, und er konnte gar bald von *divenditis exemplaribus* sprechen!

LEIPZIG, in der Kühneschen Buchhandlung: *Danielis Wyttenbachii Animadversiones in Plutarchi opera moralia,* ad editionem Oxoniensem emendatius expressae. Tomus I. 1820. 532 S. Tomus II. Accedunt *Animadversiones in librum de sera numinis vindicta et indices.* 1831. 640 S. gr. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Wenn auch dieser, in der Teubnerschen Officin zu Leipzig veranstaltete Abdruck, welcher zu der im J. 1796 zu Leipzig nachgedruckten Wyttenbachischen Ausgabe von *Plutarchi Moralibus* gehört, sich seiner Aussenseite nach nicht sonderlich empfiehlt: so kommt er doch, bey dem höheren Preise der Oxforder Originalausgabe, den Wünschen und Bedürfnissen deutscher Philologen zu Statten, und enthält noch einige dankenswerthe Zugaben, welche sich in jener Ausgabe nicht befinden. Es sind nämlich die Anmerkungen aus W. Ausgabe *de sera num. vindicta* und vier mit Fleiss gefertigte *Indices* beygefügt: I. *Index auctorum, qui in praefatione ad Tom. I Moralium et in Animadversionibus ad Moralia illustrantur et emendantur* (von Hn. *W. Dindorf*); II. *Index verborum, quae in Animadversionibus ad Moralia explicantur* (von Hn. *F. T. Friedemann*); III. *Index auctorum, qui in Animadversionibus ad librum de sera numinis vindicta illustrantur et emendantur.* IV. *Index rerum et verborum, quae in Animadversionibus ad librum de sera numinis vindicta explicantur.* Die letzten beiden Register sind aus der Leidner Ausgabe (1772) hier wiederholt. Da übrigens die Seitenzahlen der Originalausgaben überall am Rande dieses neuen Abdruckes beygefügt sind, so gewähren diese *Indices* auch denen, welche sich jener Ausgaben zu bedienen pflegen, Nutzen, und das Nachschlagen der nach den Originalausgaben citirten Stellen macht keine Schwierigkeit. — Durch Zufall, wie es scheint, ist auch das der Ausgabe *de sera num. vindicta* angehängte *Fragmentum Plutarchi ex Stobaeo Serm. CXIX* wieder abgedruckt wor-

den, das nicht eigentlich hieher gehörte, weil sonst auch der griechische Text der Hauptschrift hätte wiederholt werden müssen. Dagegen aber haben wir Eines ungern vermisst, nämlich die sehr lehrreiche, 3 Bogen starke Vorrede, welche W. seinen *Animadverss. in Plutarchi Moralia* vorgesetzt hat, und in welcher er sich theils über die Interpretation der alten Schriftsteller überhaupt, theils über die seinige zum Plutrach weitläuftig erklärt. In dieser Vorrede kommen freylich die λῃστῆρες in Tübingen und Leipzig, *qui aliena, id est, furto surrepta vendunt, non illi quidem* ψυχὴν παρθέμενοι, *vitam periclitantes, sed bonam existimationem abiicientes* (S. 19 ff.) schlimm weg; aber die Veranstalter dieses neuen Abdrucks hätten in dieser Hinsicht *Reiske's* von *Ruhnkenius* gelobte *fortitudo* nachahmen sollen (*Ruhnkenii Vita auctore Wyttenbach* S. 103).

Leipzig, b. Hartmann: Μοίριδος Ἀττικιστοῦ λέξεις Ἀττικῶν καὶ Ἑλλήνων κατὰ στοιχεῖον. *Moeridis Atticistae lexicon Atticum*, cum *Jo. Hudsoni, Steph. Bergleri, Claud. Sallierii* aliorumque notis: secundum ordinem MSStorum restituit, emendavit, animadversionibus illustravit *Joannes Piersonus.* Accedit Αἰλίου Ἡρωδιανοῦ Φιλέταιρος. Aelii Herodiani Philetaerus, e MS. nunc primum editus: item eiusdem fragmentum e MSS. emendatius atque auctius. Editio nova, auctior, cui addita sunt *Piersoni Verisimilia.* 1831. LII u. 386 S. und die *Verisimilia* 162 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Beide Bücher verdienten ihres Gehaltes wegen allerdings eine neue Ausgabe. Wer die vorliegende besorgt hat, ist uns unbekannt; jedenfalls ein belesener Philolog, welcher hin und wieder durch kurze Citate oder andere Fingerzeige diesem auch sonst sehr correcten und anständigen Abdrucke einen Werth vor der Originalausge verliehen hat. In einem *Addendo*, am Schlusse des *Moeris*, wird noch in einer Stelle des Platon (*Gorg. p.* 487. *E. Steph.*) das Wort παρουσία gegen *Bekker, Stallbaum* und *Heindorf*, welche περιουσία lesen, in Schutz genommen. Mithin darf auch, wie wir glauben, im Suidas s. v. παρουσία ἐν Πλάτωνος Φαίδωνι nicht in Φάωνι verändert, und auf den Komiker Platon bezogen werden, da es wahrscheinlicher ist, dass Suidas bey Anführung des Dialogen einen Gedächtnissfehler beging.

Leipzig, b. Hartmann: Φωτίου τοῦ Πατριάρχου Λέξεων συναγωγή. *Photii Lexicon*, e codice Galeano descripsit *Ricardus Porsonus.* Pars prior et posterior. 1823. 750 S. 8. (5 Rthlr.)

Ein, so weit wir verglichen haben, correcter Abdruck der im J. 1822 zu Cambridge erschienenen Ausgabe.

Coblenz, b. Hölscher: *Dionysii Lambini*, Monstroliensis regii Professoris, *in Q. Horatium Flaccum*, ex fide atque auctoritate complurium librorum manu scriptorum a se emendatum et aliquoties recognitum et cum diversis exemplaribus antiquis comparatum multisque locis purgatum *Commentarii copiosissimi et ab auctore plus tertia parte amplificati.* 1829. Editio nova. Pars I. Pars II. 641 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Obgleich etliche zwanzig Ausgaben von *Lambins* Horaz erschienen sind, so sind sie doch sämmtlich heut zu Tage so selten geworden, und gleichwohl ist der Werth des von jenem gründlichen Philologen mit der grössten Sorgfalt ausgearbeiteten Commentars so allgemein anerkannt, dass eine Wiederholung desselben mittelst einer neuen Ausgabe nur wünschenswerth erscheinen kann. Zumal eine solche, wie der uns unbekannte Herausgeber in Coblenz geliefert hat. Derselbe hat nämlich die von *Lamb.* selbst zuletzt besorgte Ausgabe (Paris 1567. f. wiederholt Frankf. a. M. 1577 f.) sorgfältig wieder abdrucken lassen, und die Zusätze der dritten Ausgabe, mit Ausschluss dessen, was von *Henr. Stephanus* eingeschaltet war, durch Klammern bemerklich gemacht. Um das Buch nicht zu vertheuern, ist der Text des Dichters weggelassen worden; grösstentheils sind *Lambin's* Lesarten aus seinen Anmerkungen zu ersehen; wo ihn keine Anmerkung verräth, und er gleichwohl von *Fea's* Ausgabe abweicht, sind diese Abweichungen am äussersten Rande jeder Seite mit Genauigkeit bemerkt. Das Aeussere ist anständig und würdig.

Leipzig, b. Lehnhold, und Paris, b. Mercklein: *Auli Persii Flacci Satirarum liber*, cum eius vita, vetere scholiaste et *Isaaci Casauboni* notis, qui eum recensuit et commentario libro illustravit, una cum eiusdem Persiana Horatii imitatione. Editio novissima, auctior et emendatior ex ipsius auctoris codice, cura et opera *Merici Casauboni*, Is. F. Typis repetendum curavit et recentiorum interpretum observationibus selectis auxit *Fridericus Duebner*, Ph. Dr. Saxo Gothanus. 1833. LIV u. 390 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Verdiente irgend ein Commentar eines alten, berühmten Philologen durch Wiederabdruck zugänglicher gemacht, und dem erneuerten Studium empfohlen zu werden: so war es ohne Zweifel der Casaubon'sche über Persius Satiren: nicht als ob nicht auch in diesem gar manches Unrichtige, aus Irrthümern früherer Jahrhunderte Aufgenommene vorkäme, sondern weil die reiche Belesenheit und die seltene Gründlichkeit seines Verfassers, sowie der ruhige, wohlüberlegte und immer geebnete Untersuchungsgang, welchen er nimmt, nebst den Vorzügen einer klaren, der Römersprache angemessenen Darstellung, ein nachahmungswürdiges Muster auch für unsere Zeit bleibt. Dass diese Nachahmung nicht auch auf die Mängel jener Zeit erstreckt werden müsse, zu denen die allzu freygebige Nachweisung ähnlicher Gedanken bey den verschiedenar-

tigsten Schriftstellern, eine fast pedantische Neigung zu Sentenzen, und selbst eine gewisse Breite des mit vielen griechischen Worten und Redensarten durchwebten Vortrags mit Recht gerechnet wird, dürfen wir wohl nicht erst erinnern. Aber das Gute und Vortreffliche, das dieser Commentar enthält, ist überwiegend. Es war daher ein guter Gedanke des thätigen Verlegers, dass er Hn. *Dübner* in Gotha, wie dieser in der Vorrede selbst bekennt, zu einer neuen Herausgabe dieses Commentars veranlasste; möchte nur derselbe dieser Aufforderung mit grösserer Sorgfalt entsprochen haben, so dass nun eine Reihe von Jahren hindurch diese Arbeit als eine abgeschlossene betrachtet werden könnte! Allein Hr. *D.* zählt in der von Paris datirten Vorrede selbst auf, nicht was er als Herausgeber gethan hat, sondern was er hätte thun sollen, und gethan haben würde, wenn ihn nicht andere Arbeiten, namentlich die aus mehr als zwanzig Handschriften herauszugebenden lateinischen Glossaria, allzusehr beschäftigt hätten. Warum nun aber auch jene Arbeit übernehmen, wenn die letzte alle Zeit in Anspruch nahm? Er führt an, was *Passow* in Bezug auf eine vollständige und ausreichende Materialiensammlung zur Erklärung dieses Dichters verlangt habe; allein so unschwer auch diess bey gehörigem Fleisse und Ausdauer zu leisten war, so beschränkte doch Hr. *D.*, *dum inveniatur qui tale opus ex intelligentissimi viri sententia concinnet*, für jetzt sich bloss auf den Abdruck der vollständigsten Casaubonischen Ausgabe vom J. 1695, so dass sich hier, nächst der Vorrede von Vater und Sohn, der Text mit untergesetzter *Varietas lectionis Casaubon.*, die *Glossae vet. in Persium, C's. liber Commentarius*, und desselben *Persiana Horatii imitatio* vorfindet. Nun soll aber der arme Philolog, nachdem er kaum dieses Werk angeschafft hat, wieder ein neues, brauchbareres und vollständigeres erwarten, das jenes entbehrlich macht! Und wenn ein solches wirklich bezweckt wird, dürfte denn nicht diese Ausgabe dem Vertriebe hindernd entgegentreten? Ist diess nicht eine der Literatur selbst höchst nachtheilige Buchmacherey? Wir erkennen es mit Dank an, dass Hr. *D.* die Citate in Casaub. Commentar (mit Ausschluss der aus den Kirchenvätern und Chronographen genommenen) nach Buch und Kapitelzahl vervollständigt, dass er demselben manche Excerpte aus *Passow's*, *Lachaintres*, *Orelli's*, *Weber's*, *Plume's* Noten, so wie aus den Dissertationen von *Meister* und *Schindler* (eigentlich *Hübner*, damals in Leipzig), eingewebt, dass er handschriftliche (wenig bedeutende) Anmerkungen von *Huetius*, *Guyet* und *Scaliger* aus den Schätzen der Pariser Bibliothek, und hie und da seine eigenen, mitgetheilt, auch den Text des Dichters an manchen Stellen verbessert (z. B. I, 13) hat; aber einmal vermissen wir Consequenz und nöthige Vollständigkeit (vgl. I, 4. S. 38. I, 18. S. 49), indem Alles nur im Flug aufgerafft und flüchtig eingeschaltet scheint; sodann wäre es ohne Zweifel zweckmässiger gewesen, diese Noten-Excerpte dem Casaub. Commentar unterzusetzen, als sie demselben unmittelbar einzuverleiben: wodurch der folgerechte Ideengang des grossen Mannes nicht selten auf eine unangenehme Art unterbrochen, der dialektische Zusammenhang zerstört, ja der Leser zuweilen in Ungewissheit gesetzt wird, ob er noch Casaubonus oder des neuen Excerptenmachers Worte liest; und endlich wird Hr. *D.* wohl selbst sich bescheiden, dass, wenn Er fremden Meinungen und Erklärungen ein *recte, ita iudico*, ohne alle Gründe, beysetzt (z. B. I, 14. S. 48. I, 16. S. 49 u. a. O.), damit die Sache nicht abgemacht ist. Der Kenner bedarf einer solchen stimmgebenden Autorität nicht, und der Anfänger wird dadurch nicht gefördert. — Sollen wir den Geist dieser Arbeit noch näher charakterisiren: so dürfen wir nur einige Stellen aus der Vorrede hinzufügen. *Eadem de caussa* (heisst es unter Anderem), nämlich, weil den Herausgeber *magna illa Glossaria Latina* beschäftigten, *in plagulis a redemptore missis nihil fere retractavi* (schlimm, wenn er gleichwohl *retractatione digna* in dem Correcturbogen fand!), *in Praefatione corrigere volebam aliquot Casauboni errores, qui in prolegomenis habentur* (?); *defendere Persium ab iniusta censura — Bernhardii, quaedam additurus de dissertatione Cherbuliesii* (*Cherbuliez*), *qui de satirae apud Romanos historia, de Horatio et Iuvenali ita loquitur, ut Schlegelios nostros audire tibi videare, de Persio vero inique sentiens: sed haec in aliud tempus differre cogor, neque nimis invitus, cum Passovius Persium ab obtrectatorum conviciis iam ita vindicarit, ut nihil possit supra.* Dennoch wollte Hr. *D.* darüber in der Vorrede etwas sagen, und verspricht es nunmehr für die Zukunft, was also über jenem *nihil supra* doch noch *hinaus* seyn muss! Aber solche Unklarheit in Darstellung und Sprache findet sich in dem Wenigen, was Hr. *D.* diesem Werke von sich beygefügt hat, überall; z. B. in derselben Vorrede, von Paris: *quum in hac urbe critica multa meliora dandi insignis mihi esset opportunitas.* Fast hätten wir geglaubt, Hr. *D.* wolle Paris als eine *kritische Stadt* schildern, da uns der Sinn der Worte *critica multa meliora*, welche wohl zusammen gehören, ohne Verdeutschung nicht recht deutlich werden wollte. *Huetii notis — aliquid operae et pauxillum in hac editione loci concedere malui, quam oblivione eas obrui sinerem* (welche Verbindung!) *non ob pretium insolitum* (wie vag und ungehörig!), *sed quia negligi aliquid, quod cogitandi* (wiederum wie unbestimmt und unklar!) *ansam praebere posset, in hoc poeta* (warum nur bey *diesem*?) *religioni ducebam. — Guyeti quidem notae iam legebantur in Mich. Marollii versione francogallica; sed is quasi consulto pauca meliora omisit, parum utilia descripsit.* Wahrscheinlich wollte Hr. *D.* schreiben: *pauca illa, quae meliora essent, omisit;* was er geschrieben, ist wenigstens höchst undeutlich.

Hr. *Duebner* scheint noch ein junger Mann zu seyn, mit guten Anlagen begabt, und bestrebt, sich ei-

nen Ruf in der Gelehrtenwelt zu erwerben; aber Sorgfalt, Ueberlegung, Ausdauer müssen wir ihm zur Erreichung seines Zweckes wohlmeinend empfehlen.

DRESDEN, b. Wagner, LONDON, b. Treuttel und Würz: *P. Papinii Statii Libri quinque Sylvarum.* Ex vetustis exemplaribus recensuit et notas atque emendationes adiecit *Jer. Marklandus*, Coll. Sti Petri Cantabrigiensis socius. Editio auctior indicibusque instructa. 1827. XXXIII und 423 S. 4. (Engl. Druckp. 4 Rthlr. 18 gr. Velin 6 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Abdruck, ausgezeichnet durch schönes Papier und scharfen, schwarzen Druck, welchen Hr. D. *Julius Sillig* in Dresden mit Sorgfalt besorgt hat, wird sich auch dem Auslande empfehlen, um so mehr, da die Originalausgabe (London 1728), welche noch immer mit Recht zu den classischen Ausgaben gezählt wird, schon längst im Buchhandel vergriffen ist. In der That hat auch diese neue Ausgabe Vorzüge vor der Englischen. Hr. *S.* hat nicht bloss, wie sich versteht, die Druckfehler derselben berichtigt, die *Addenda* an den gehörigen Stellen eingetragen, und den Lesarten, welche *M.* später in seiner der Vorrede beygefügten *Farrago lectionum* als die richtigeren erkannte, nunmehr die verdiente Stelle im Text eingeräumt, sondern auch eine neue, sehr genaue Vergleichung der vortrefflichen Rhedigerschen Handschrift in Breslau, mit eingestreueten Bemerkungen, geliefert (*Epimetr. Praef. p. XIX—XXXIII*), und dem *Index Auctorum*, auf den sich *M.* beschränkt hatte, auch einen sehr nöthigen und nützlichen *Index rerum et verborum* (*ad M. notas*) beygefügt.

Wir verbinden mit diesem Buche ein anderes gleich treffliches Hülfsmittel zum Verständniss des Statius und zur genaueren Kenntniss der lateinischen Sprache, das ebenfalls von einem gelehrten Herausgeber auf deutschen Boden verpflanzt worden:

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. jüng.: *Johannis Frederici Gronovii in Q. Papinii Statii Silvarum libros V Diatribe.* Editio nova ab ipso auctore correcta, interpolata, aucta. Accedunt *Emerici Crucei Antidiatribe, Gronovii Elenchus Anti-Diatribes et Crucei Muscarium.* Edidit et annotationes adiecit *Ferdinandus Handius.* 1812. Tom. I. XIV u. 602 S. Tom. II. VI u. 581 S. 8. (5 Rthlr.)

Wir stimmen ganz mit Hn. *Hand* überein, wenn er in der Vorrede (S. XII) von den beiden Männern, deren neu abgedruckte Arbeiten über Statius wir hier anzeigen, Folgendes sagt: *Duo viros semper Latinarum literarum principes admiratus sum, alterum Jo. Frid. Gronovium ob profundam Latinitatis cognitionem et iudicii subtilitatem, alterum Marklandum ob ingenii acumen et emendandi facilitatem.* Demnach kann der Wiederabdruck dieser *Diatribe*, welche *Gronov* in seinem 26sten Jahre geschrieben hatte, jedem Freunde der Gründlichkeit nur angenehm seyn, um so angenehmer, da dieselbe hier durch Noten und Zusätze, welche jener seinem Hand-Exemplar beygeschrieben hatte, vielfach vermehrt und berichtigt erscheint, und eigentlich jetzt erst des grossen Mannes vollkommen würdig ist. Erfreulich ist es auch, hier einen neuen Abdruck der seltenen *Antidiatribe* zu erhalten, welche *Gr.* gegen einen ihm sehr ungleichen Gegner zu verfassen versucht wurde, obgleich nun freylich auch, des besseren Verständnisses halber, dem Pariser Mönch die unverdiente Ehre widerfahren ist, dass seine Streitschriften in so ansehnlicher Gesellschaft wieder auftreten. Hr. *Hand*, der dieses Buch zugleich als Vorläufer seines Statius betrachtet wissen will, hat überall schätzbare Noten untergesetzt, welche nicht bloss den Statius, sondern auch andere Schriftsteller betreffen. Sie enthalten manchen, doch immer mit Bescheidenheit vorgetragenen Einwand gegen *Gronov's* Bemerkungen, manche scharfsinnige Verbesserung, gelehrte grammatische Erörterung: die angehängten Register weisen die einzelnen Worte und Stellen nach. Dass man auch hier wieder diess und jenes einwenden und anzweifeln könnte, wer wollte das bezweifeln, oder wie könnte es dem Vf. zum Vorwurfe gereichen? Zuweilen ist auch wohl die Dunkelheit der Noten Schuld, dass man ihn nicht versteht (wie z. B. S. 411 vgl. mit *Schmids* Commentar zu Horazens Br. I, 1. 25). Nur selten sind wir auf sinnstörende Druckfehler gestossen, wie in der Vorrede p. XI, wo für *fortunata illa editione* wahrscheinlich *festinata*, S. 433 in einer Anmerkung des Herausgebers, wo für *Conviciis confectaverat* wahrscheinlich *confecerat* oder etwas Aehnliches gelesen werden muss, und so noch an einigen anderen Stellen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

ALTE LITERATUR.

Wiederdrücke philologischer Bücher.

Beschluss.

Leipzig, b. Köhler: *L. Annaei Flori Epitome rerum Romanarum:* cum integris *Salmasii, Freinshemii, Graevii* et selectis aliorum animadversionibus. Recensuit suasque adnotationes addidit *Carolus Andreas Dukerus.* Editio altera auctior et emendatior. Tomus I. LIII u. 442 S. Tomus II. mit fortlaufenden Seitenzahlen 1004 S. und der angehängte *Lucius Ampelius* ex bibliotheca *Cl. Salmasii.* 43 S. 1832. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Abdruck der noch immer sehr schätzbaren und immer seltener werdenden *Dukerschen* Ausgabe des Florus empfiehlt sich durch Schärfe und Genauigkeit des Druckes. Veranstaltet wurde er durch Hrn. *Heinrich Gustav Huebner,* denselben Gelehrten, welcher sich um Diogenes Laertius durch eine in derselben Verlagshandlung erschienene neue Ausgabe verdient gemacht hat. Aber keine von beiden Ausgaben konnte der junge Mann zur Vollendung bringen, weil ihn der Tod in der Blüte seiner Jahre dahin raffte. Neues ist bey diesem Wiederdruck nicht hinzugekommen, ausser dass die angehängten Register vervollständigt worden sind. Wollte der Verleger sich entschliessen, diesen zwey Bänden noch einen kleinen Supplementband beyzugeben, welcher Alles, was seit *Duker* über Florus geschrieben, in gedrängtem Auszuge enthielte: so würde dann diese *Editio instar omnium* die übrigen ganz entbehrlich machen, und Hr. *Köhler* würde sich ein neues Verdienst um die Beförderung der classischen Studien erwerben.

Halle, b. Gebauer: *Friderici Ludovici Abreschii Animadversionum ad Aeschylum libri tres.* 1832. XXVIII u. 410 S. 8.

Diess ist der zweyte Band des in derselben Buchhandlung in demselben Jahre herausgekommenen *Apparatus criticus et exegeticus in Aeschyli tragoedias,* von denen der erste *Thomae Stanleii Commentar. in Aeschyli tragoedias ex schedis auctoris MSS. multo auctior ab Sam. Butlero editus,* nebst einer Beygabe von *Car. Reisigii Emendatt. in Prometheum* enthält, die sich zwar nur auf Eine Tragödie beschränken, aber deutlich zeigen, was der treffliche Mann auch für Aeschylus geleistet haben würde, wenn ihn nicht der Tod fast in denselben Lebensjahren, in denen *Stanley* stand, dahin gerafft hätte. Da dieser erste Band bereits von einem anderen Rec. in dieser A. L. Z. (1833. No. 7) beurtheilt worden, so beschränken wir uns hier nur auf den zweyten, welcher die *Animadverss.* von *Abresch* enthält. Die ersten beiden Bücher dieser *Animadvv.* waren im J. 1743, das dritte im J. 1763 erschienen. Hier sind beide Theile in Einen correcten Abdruck vereinigt, denen die Seitenzahlen des Originals am Rande beygefügt, ausserdem die Citate vervollständigt, die *Addenda* gleich an gehörigem Orte dem Texte untergesetzt, und nach denselben auch die *Indices* eingerichtet worden sind. Eigene Zusätze des jetzigen Herausgebers haben wir nicht gefunden.

Leipzig, b. Lehnhold: *Johannis Friderici Gronovii Observationum libri quatuor.* Post *Fridericum Platnerum* denuo edidit, vitam Gronovii praemisit, eiusdem *Observatorum in scriptoribus ecclesiasticis monobiblon* brevesque adnotationes suas adiecit *Carolus Henricus Frotscher,* Prof. Lips. Accedunt indices locupletissimi. 1831. XLII u. 763 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ein ungemein sauberer, correcter, durch gute Schwärze bey kleinen Lettern und durch sehr vorzügliches Papier sich empfehlender Abdruck der vortrefflichen *Observationen* des *Principis literarum Latinarum* (wie *Ruhnkenius* den Vf. zu nennen pflegte), welche bereits im Jahre 1755 der für die Rechtsgelehrsamkeit zu früh gestorbene D. *Friedrich Platner* in Leipzig, wegen ihres hohen Werthes für ein gründliches Sprachstudium, wieder hatte abdrucken lassen. Vorliegender Abdruck begreift sowohl *Gronov's Observationum libros tres,* welche zu Leiden im J. 1662 in 8 herausgekommen sind, als den *Observatt. Liber novus* (*Daventr.* 1652. 12), und *Observatorum in scriptoribus ecclesiasticis Monobiblon* (*Daventr.* 1651. 12) nebst den in Einen zusammen geschmolzenen *Indicibus.* Hr. *Frotscher* hat wohlgethan, dass er auch die zierlich und genial geschriebene Dedication *Platner's,* sowie dessen *Praefatio super utilitate aucto-*

rum classicorum in iure civili ad iuris civilis studiosos — möchte sie nur keine Stimme in der Wüste seyn! — wiederholt hat. Auch die von ihm vorgesetzte *Vita Jo. Frider. Gronovii* (wahrscheinlich von *Westerhof* verfasst, und aus *Io. Fr. Gronovii Lectt. Plautinis*, Amsterd. 1740. 8, welche Hr. *Fr.* auch wieder abdrucken lassen will, hierher verpflanzt,) ist eine angenehme Zugabe. Sonst hat Hr. *Fr.* (obwohl sich manche Gelegenheit darbot, *Gronov's* Bemerkungen zu vervollständigen oder nach den Fortschritten des latein. Sprachstudiums zu berichtigen) nichts bey diesem neuen Abdrucke gethan; die auf dem Titel erwähnten *breves adnotationes* sind in der That *brevissimae;* sie bestehen aus einigen, spärlich angebrachten Citaten, und sind im Ganzen sehr unbedeutend. Desto grösseren Dank verdient der Verleger für die schöne Ausstattung des Buches.

Leipzig, b. Kollmann: *Io. Frederici Gronovii Notae in Terentium:* in usum scholarum accurate edidit *Carolus Henr. Frotscher*, Prof. Lips. Accedunt indices copiosissimi. 1833. VI u. 144 S. 8. (12 gr.)

Diese Noten sind aus einer Handschrift *Eduard Bernard's*, welche in der Bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wurde, zuerst Oxford 1750 ans Licht getreten. Wahrscheinlich sind es Collegien-Dictate, nach Art der Holländer, aber gewiss nicht von dem grossen Manne selbst für das Publicum bestimmt, am wenigsten *in usum scholarum.* Doch scheint der jetzige Herausgeber durch diesen Zusatz selbst andeuten zu wollen, welchen Gehalt diese Anmerkungen haben. Sie enthalten bloss Worterklärungen mit beygefügten Beyspielen aus den Alten, deren Citate Hr. *Fr.* genauer, als der Englische Herausgeber, vervollständiget hat. Dass die Erklärungen richtig, dass die Beyspiele gut gewählt und treffend sind, versteht sich bey einem Lehrer, wie *Gronov* war, von selbst. Merkwürdig ist die grosse Aehnlichkeit, welche diese Anmerkungen mit *Ruhnkenii Dictatis in Terentium* haben (vgl. Jen. A. L. Z. 1825. No. 5). Es leidet keinen Zweifel, dass der letzte sie vor Augen gehabt und benutzt hat. Würde nun das Beste davon in einen Commentar zum Terenz eingeschaltet, so würden wir nichts dagegen haben; aber zu welchem Zwecke diese besondere, vollständige Ausgabe noch in unserer Zeit dienen solle, da wir so viele andere und bessere Hülfsmittel für den Komiker haben, bekennen wir nicht recht zu begreifen. Auch fügen wir, selbst auf die Gefahr, dass Hr. *Fr.* uns zu den *inertibus et malevolis censoribus* zählen sollte, von denen er in der Vorrede sagt: *rumpantur omnes per me facile licebit*, das Bekenntniss bey, dass die kleinen Zusätze, welche er, vorzüglich dem von einem jungen Studirenden *Jenike* aus Leipzig gerfertigten, *Index* beygegeben, uns noch weit unbedeutender scheinen. Wir wollen von Beiden ohne ängstliche Auswahl ein paar Proben mittheilen, wie sie uns zuerst auf S. 8 ins Auge fallen, damit der Leser selbst urtheile, ob und wiefern ihm das Büchlein nützen könne. Zu *Andr. Act. II. sc.* 6 bemerkt *Gronov: Vs.* 22. *Aequales dicuntur eiusdem aetatis aut temporis homines* (*quos nostri Cicerones*, fügt Hr. *Fr.* hinzu, *coaequales, coaetaneos vel coaevos vocant*). *Sic Eunuch. II, 3, 35. Heaut. III, 1, 8. Adelph. III, 4, 20. Sic Cicero lib. I, 20 de divinatione. Idem de finibus II, 22.* (Die Stellen sind jedesmal wörtlich abgedruckt, die wir hier wegen Raumersparniss nur anführen.) *Vs.* 27. *Esse alicui rei caput, praecipuum auctorem, inventorem. Sic Adelph. IV, 2, 29. Plaut. Asinar. III, 3, 138. Act. III. Sc. 1. Vs. 15. Iuno Lucina fert opem. Vox parturientium et invocantium opem Dianae, quam sub Iunonis nomine Lucinae sive Ilithyiae putabant praesidere partui. Vox ipsa exstat infra et in Adelph. III, 4, 40. Plaut. Aul. IV, 7, 11. Trucul. II, 5, 23. Horat. Carm. saec. 13. Sic aqud Statium in Lacrimis Hetruscorum bis intrasse Lucina larem dicitur, hoc est, bis matronam peperisse.* Sind solche Anmerkungen noch heut zu Tage der Wiederholung im Druck würdig? Oder sind folgende Erläuterungen im *Index* werthvoller und lehrreicher? (Sie sind wiederum sämmtlich von Einer Seite, nämlich 140, genommen.) *Sales, argute dicta. Cort. ad Cic. ep. fam. IX, 15, 4. Scopulus, impedimentum, interitus* (?). *Cic. p. Rosc. Am. XXIX, §. 79. Sic Cicero in Pis. cap. 18 init. Pisonem et Gabinium vocat scopulos reipublicae. Flor. IV, 9, 1. Sordes de luctu. Cic. ad fam. XIV, 2. Quint. VI, 2. — Sors, pecunia sub usuris tradita. Mart. V, 42.* Warum nicht dafür den Gebrauch eines guten Wörterbuchs empfehlen?

Leipzig, b. Sühring: *Petri Wesselingii Observationum variarum libri duo.* Accurate edidit, elogium Wesselingii praemisit, suasque adnotationes atque indices locupletissimos adiecit *Carolus Henricus Frotscher*, Phil. Dr. et Professor E. D. in Univers. litt. Lipsiensi, Scholae Nicol. Conrector et Bibl. senat. Praefectus II. 1832. XVI u. 231 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Warum nicht auch *Wesseling's* vier Jahre später herausgegebenen *Probabilia*, die bey sparsamem Druck mit jenen leicht in Einen Band verbunden werden konnten? Warum nicht, was vielleicht am verdienstlichsten gewesen wäre, *Wesseling's* kleinere Abhandlungen und Reden, welche wohl am seltensten sind, und von Hn. *Frotscher* selbst in Noten zu dem vorgesetzten aus *Klotz. Act. litter. II, 2. p.* 239 wiederholten *Elogio* angeführt werden? — So möchte vielleicht ein Leser fragen, der dieses auch durch die Aussenseite ausgezeichnete Buch in die Hand nimmt. Wir wollen indess dankbar annehmen, was Hr. *Fr.* uns jetzt gegeben hat. Er hat überdiess das Buch mit einer kurzen und fliessenden Dedications-Elegie an seinen Collegen, Rector *Nobbe* (welche jedoch der darauf folgenden Elegie *Wesseling's ad Principem Guil. Carol. Henricum Frisonem* in Bezug auf Originalität, Gewandheit und Leichtigkeit sehr nachsteht), mit einigen, *Wesseling's* Anmerkungen aus neueren Schriften berichtigenden Noten, mit einem Anhange aus *Jac. Elsneri Schediasma criticum* (Berl. 1744. 4), welche sich ebenfalls über einige vermeintliche Irrthümer *W*'

in diesen *Observatt.* verbreitet, und mit einem brauchbaren *Index rerum et hominum memorabilium* ausgestattet, und hoffentlich auch dadurch dem trefflichen Werke eine neue, wohlverdiente Aufnahme unter den jungen Philologen vorbereitet.

Jena, b. Walz: *Thomae Wopkens Lectionum Tullianarum, sive in opera quaedam Ciceronis philosophica Animadversionum criticarum libri tres.* Iterum cum annotationibus edidit *Ferdinandus Handius.* 1829. VIII u. 423 S. 8. (1 Thl. 18 gr.)

Der Herausgeber verdient unseren Dank, dass er ein vor länger als 100 Jahren gedrucktes, aber noch immer schätzbares und nützliches Werk wieder ins Andenken der Zeitgenossen brachte, welche über dem vielen Neuen nur zu häufig das bessere Alte vergessen. Ueber den Vf. desselben fällt er (*Praefat. p. VI*) folgendes sehr richtige Urtheil: *Non ingenio ille excelluit, sed studio, quo id praesertim consequutus est, ut comparatis similibus locis consuetudinem Ciceronis multis in rebus bene perspiceret, et quae ab aliis in suspicionem vocata erant, non tam ratione quam exemplis vindicaret.* Wenn Hr. *H.*, der dieses Buch auf gleiche Art, wie *Gronov's* oben erwähnte *Diatribe*, mit eigenen Anmerkungen ausgestattet hat, durch besonnene Vertheidigung angefochtener oder veränderter Lesarten in die Fusstapfen seines Vorgängers getreten ist: so hat er doch weit öfter als dieser die sog. rationelle Seite der Worterklärung berücksichtigt; ja man möchte fast behaupten, er habe sich hie und da den grammatischen Subtilitäten zu sehr hingegeben. Jedenfalls aber kann der angehende Philolog aus Text und Noten dieses Buches recht viel lernen. Uebrigens sollte dasselbe die Reihe ähnlicher, theils neuer, theils aus der Vergessenheit durch neuen Druck ans Licht zu ziehender philologischer Schriften eröffnen, und ist daher auch noch mit einem zweyten Titel versehen: *Corpus scriptionum criticarum vel rariorum vel non ante editarum: editionem curavit atque annotationes adiecit F. H.* Vergebens aber haben wir seither einem neuen Bande entgegen gesehen. Wir würden um so mehr bedauern, wenn auch diese Unternehmung das Schicksal ähnlicher, zuletzt noch der *Schäfer*'schen, haben, und ohne Fortsetzung bleiben sollte, je mehr wir mit den Grundsätzen übereinstimmen, welche Hr. *H.* sowohl über die Wahl als über die Behandlung solcher Schriften in der Vorrede zu diesem Buche aufgestellt hat.

Der Druck ist correct und gut.

Halle, im Verlage der Waisenhaus-Buchhandlung: *Variae lectiones ex M. T. Ciceronis editionibus Oxoniensi et Neapolitana descriptae.* Editionis Ernestianae minoris supplementum. Partis posterioris Volumen I. 1827. Volumen II et III. 1830. Mit fortlaufender Seitenzahl. 3472—3831 S. 8. (7 gr.)

Dasselbe Lob der Genauigkeit, das wir dem ersten Bande dieses Werkes in unserer A. L. Z. (1827 No. 80) ertheilt haben, gebührt auch den übrigen, welche erst den Schluss der Anmerkungen aus der Oxforder Ausgabe, dann sämmtliche Noten aus *Garatoni's* Ausgabe, enthalten. Man erkennt überall einen vorsichtigen und bedachtsamen Herausgeber, vorzüglich auch darin, dass *Garatoni's* Noten, welche, mit Ausschluss der in Deutschland bereits wiedergedruckten zu der *Orat. p. Milon.* und zu den *Philipp.*, vollständig geliefert werden, immer so viel aus den Anmerkungen der Vorgänger vorausgeschickt wird, als zum Verständniss jener nöthig war. Auch Druckfehler, nicht gemeiner Art, sind verbessert, wie z. B. p. 1585 *suos* (die Nota alter Handschriften statt *servos*); wo in *Garatoni's* Ausgabe *suos* steht. Und wo wir diesen Band mit der Neapolitanischen Ausgabe verglichen haben, finden wir nichts weggelassen oder verstümmelt: was bey solchen Excerpten nur zu häufig zu geschehen pflegt, und bey einer ermüdenden Arbeit von solchem Umfange, wie z. B. in dem Excerptenbande des Leipziger Euripides, auch wohl Nachsicht und Entschuldigung verdient. Ein kleiner Uebelstand ist daraus entstanden, dass der Herausgeber durch eine voreilige Ankündigung einiger Kopenhagner Jünglinge sich hatte verleiten lassen, bloss die kritischen Noten aus *Garatoni's* Ausgabe zu liefern. Da aber jenes angekündigte Werk nicht zu Stande kam, so hat er von der *Verrina III* an sämmtliche Noten des italiänischen Herausgebers abdrucken lassen, und die vorher ausgeschlossenen in einer Appendix nachgeholt, so dass wir nunmehr den *vollständigen* Commentar erhalten haben, wiewohl der Titel des Werkes weniger verspricht, und daher jetzt nicht mehr ganz passend ist. Die erwähnte Appendix enthält auch noch eine sehr genaue Vergleichung der Textesrecension von *Olivetus* mit der *Ernesti'schen*, welche deshalb nöthig war, weil die Oxforder Codd. nach jener Recension, die von der zuletzt genannten nicht selten abweicht, verglichen worden waren. Es ist demnach auch in dieser Hinsicht für den, welcher sich des deutschen Werkes bedienen will, vollkommen gesorgt worden. Nur auf Eine Klage kommen wir zurück, die wir schon in der Anzeige des ersten Bandes ausgesprochen haben: dass diese so nützlichen und für so viele deutsche Philologen unentbehrlichen Excerpte ohne grosse Mühe und Zeitaufwand nur von denjenigen gebraucht werden können, welche die kleine *Ernesti'sche* Ausgabe des Cicero zur Hand haben, weil überall nach den Seitenzahlen derselben die Noten geordnet sind. Durch Anführung der Kapitel und Paragraphen, wie sich solche in den meisten Ausgaben finden, konnte diesen Notenbänden eine weit grössere Anzahl dankbarer Leser gewonnen werden. Leicht könnte diesem Mangel noch jetzt abgeholfen werden, wenn die wackere Verlagshandlung sich entschlösse, in einem kleinen Ergänzungsbande eine genaue Tabelle zu liefern, worin die Seitenzahlen der *Ernesti'schen* Edition auf die Kapitel- und Seiten-Zahlen anderer Ausgaben zurückgeführt würden.

Die bis hierher angezeigten Wiederdrücke betrafen solche Werke, welche sich unmittelbar auf die alten Autoren, ihre Kritik und Erklärung beziehen; wir fügen noch einige andere bey, welche vorzüglich zur

Beförderung der Correctheit und Eleganz im Lateinischschreiben veranstaltet worden. Dass *Muret* und *Ruhnkenius* zu den hervorragenden Meistern des lateinischen Stils gezählt werden, und dass die Lectüre des Ersten durch den Letzten von Neuem mit Erfolg empfohlen und mittelst der vollständigen Ausgabe seiner Schriften erleichtert worden, ist bekannt; dass *Wyttenbach*, obwohl jenen nahekommend, doch an Correctheit im Einzelnen, und besonders an Kraft und Gedrungenheit ihnen nachstehe, wird hoffentlich auch von seinen Schülern allmälich zugegeben werden. Aus den Schriften dieser Männer sind nun die Auszüge entlehnt, deren kurze Anzeige wir hier nachholen wollen.

Braunschweig, b. Meyer: *Dan. Wyttenbachii Opuscula selecta.* Edidit atque appendicis loco *G. L. Mahnii Critonem*, sive dialogum de studio litterarum Latinarum recte colendo, et excerpta ex Eiusdem *Epistolis sodalium Socraticorum philomathiae* adiecit *Frid. Traug. Friedemann.* Vol. I. 1825. VIII u. 374 S. Vol. II. 1828. IV u. 363 S. 8. (2 Rthlr.)

Der verdienstvolle Herausgeber, der schon durch mehrere Schriften für Aufrechthaltung und Ausbildung des Lateinschreibens rühmlich gesorgt, hat aus gleicher Absicht grossentheils aus *Wyttenbachs* im J. 1821 zu Leiden erschienenen, aber (wie auch aus diesem Wiederdrucke erhellt) keineswegs vollständigen *Opusculis* theils Reden, theils Briefe, theils die kleinen Nekrologe berühmter Gelehrten gewählt, welche zuerst in der *Bibl. critica* ans Licht traten. Mit Umsicht wählte er solche Stücke, deren Inhalt zugleich lehrreich für junge Leser ist, obgleich die Form und Schreibart das Hauptaugenmerk war. Zu *Mahne's Crito* fügte er *Catharsii a Wyttenbachio scripti fragmentum* (das sich in der Leidner Ausgabe der *Opuscul.* nicht befindet), nebst *Mahne's Annotatt.* aus dessen *Epistolis sodal. Socrat. philom.* und *Catharsii supplementum*, eben daher entlehnt. Wenn auch der Inhalt dieser polemischen Schriften im Ganzen weniger interessant ist: so enthalten sie doch Vieles, was die Kenntniss und Beurtheilung der ächten Latinität fördert. Denn auf Richtigkeit des Ausdrucks wird bey *Wyttenbachs* und seiner Freunde Polemik vorzüglich gedrungen, und die Verstösse gegen dieselbe werden scharf gerügt.

1) Hannover, in der Helwingischen Buchhandlung: *Marci Antonii Mureti*, Presbyteri, Icti et Civis Romani, *Orationes et Epistolae*, cura *Jo. Erhardi Kappii.* Emendatae brevique annotatione *Davidis Ruhnkenii* aliorumque auctae a *Frid. Christiano Kirchhof*, Ph. D. B. A. M. Lycei Hanoverani Rectore. Pars I. *Orationes.* 1825. XVI u. 527 S. Pars II. *Epistolae.* 1826. 390 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

2) Nordhausen, b. Landgraf: *Selectae M. Antonii Mureti Epistolae, Praefationes et Orationes*, quibus additum est *Tiberii Hemsterhusii Elogium* auctore *Dav. Ruhnkenio*, ad emendatissima exempla exactae et annotatione instructae a *Friderico Carolo Kraft*, Gymnasii Nordhusani Directore et Societ. Latinae Jenensis Sodali honorario. 1826. XVIII u. 344 S. 8. (18 gr.)

3) Leipzig, in der Dyck'schen Buchhandlung: *M. Antonii Mureti Variae Lectiones selectae.* Annotatione instruxit *Frid. Carolus Kraft*, Theol. et Philos. D. Joannei Hamburgensis Director et Professor. 1830. X u. 378 S. 8. (1 Rthlr.)

No. 1 ist eine mit Sorgfalt veranstaltete neue Auflage der im J. 1784 erschienenen *Kappischen* Ausgabe von *Mureti Oratt. et Epistol.*, welche letzte zugleich die *Poemata*, die *Nuptias Parisinas* und einige andere, damals in Deutschland noch nicht gedruckte Schriften desselben, enthielt. Hr. *Kirchhof* hat sich aber bloss auf die Reden und Briefe beschränkt, weil seit jener Zeit die vollständige Ausgabe sämmtlicher *Muret*ischer Werke von *Ruhnkenius* erschienen ist. Ohnehin behaupten die Reden und Briefe den ersten Rang. Dafür aber hat Hr. *K.* diese Sammlung nicht bloss nach *Ruhnkenius* verbessertem Texte veranstaltet, sondern auch die Noten desselben, sowie *Matthiä's* in *Eloqu. Lat. exemplis* (s. Jen. A. L. Z. 1832. No. 157) und *Friedemann's* aus den *Miscellan. philol.*, welche sich grösstentheils auf Beurtheilung und Verbesserung der Latinität beziehen, zum Nutzen junger Leser wieder abdrucken lassen. Auch hat er selbst in der Vorrede einige schätzbare Nachträge geliefert, bezüglich auf Stellen, in welchen dem *Muretus* entweder grammatische Fehler (vorzüglich im Gebrauch des Indicativus bey abhängigen Zwischensätzen) entschlüpft waren, oder wo er doch wenigstens den ächtlateinischen Ausdruck verfehlt hatte.

Weit reichhaltiger aber in dieser Rücksicht und vielfach belehrend für den Lateinschreibenden sind die Zugaben, welche Hr. D. *Kraft* seinen sehr planmässig gewählten Auszügen aus *Muret's* Schriften (No. 2 u. 3), sowie dem *Elogio Hemsterhusii*, beygefügt hat. Denn die meisten Anmerkungen betreffen die Latinität, und sind theils aus den früheren Ausgaben dieser Schriften gezogen, theils aus Hn. *Kraft's* eigenem Studium hervorgegangen. Man erkennt in denselben überall den besonnenen und weiter forschenden Lexikographen. Andere Noten sind literarhistorischen Inhaltes, und geben kurze biographische Notizen von den Männern, welche *Muret* und *Ruhnkenius* genannt hatten. Man kann vielleicht dem Herausgeber hie und da vorwerfen, dass er mehr gegeben habe, als nöthig war zum Verständniss der Schriften; aber bey solchen Schriften, welche für die studirende Jugend bestimmt sind, muss man billiger Weise dem Lehrer, der die Bedürfnisse kennt, ein Urtheil zugestehen: genug, dass diese auch mit zweckmässigen Registern versehene Bücher, fleissig gebraucht, der Jugend zur Anregung durch den Inhalt, zur Belehrung durch die beygesetzten Noten und, was wir vorzüglich wünschen, zur Nachbildung einer correcten und gefälligen Schreibart sehr nützlich seyn werden.

Bdf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

TECHNOLOGIE.

1) Nürnberg: *Mit ausschliessend königlich allerhöchstem Privilegium verfertigt Unterzeichneter* (nicht Rec.!) *Luftheizer oder Oefen* (?), *welche Zimmer mit combinirt erhitzter* (combinirter, erhitzter) *Stuben- oder* (und) *atmosphärischer Luft heizen, die verdorbene Stubenluft verzehren, Feuchtigkeit aus dem Zimmer vertreiben, gesunde, reine, trockene Luft verbreiten, ein bedeutendes Ersparniss an Brennmaterial ergeben, durch Beseitigung der grossen Kachel- u. s. w. Oefen vielen Raum im Zimmer gewinnen lassen, sehr leicht, schnell und bequem heizbar sind, und durch die Doppelheizung eine Wärme verbreiten, die nach Belieben verstärkt, vermindert und sogar rauchlos abgesperrt werden kann;* zum Wärmen, Trocknen, Sieden, Kochen, Backen u. s. w. eingerichtet und billigsten Preises nach jeder erfoderlichen Grösse und Stoff zu haben bey dem Erfinder *L. A. Leinberger*, Mechanikus in Nürnberg. 1831. 32 S. kl. 8. 1 lithogr. Tafel kl. Queerfol. (8 gr.)

2) *Potentisirter Luftheizer als Kochmaschine,* oder *tragbare Ofen* (Oefen) *zum Kochen, Braten, Backen u. s. w. u. s. w. für grose Hof-, Gast-, Casernen-, Spital- und Privat-Küchen, welche zugleich auch alle Eigenschaften der Luftheizer verbinden und in Zimmer oder Küchen beliebig hingestellt werden können*, mit Plan und Zeichnung, erfunden und verfertigt von *L. A. Leinberger* in Nürnberg. II Werkchen. 1831. 16 S. 8. mit lith. Tafel. (14 gr.)

3) Nürnberg, b. Rötler: *Beschreibung des schwedischen Ofens* (,) *sowohl in seiner Urform, als auch in mehreren Umänderungen und Verbesserungen*, von *J. J. Schnerr*. Für Freunde zweckmäsiger Heizeinrichtung. Mit einem versinnlichenden Modell und einer Tafel. 16 S. 8. Modell und eine Tafel 4. (9 gr.)

So gern wir die lobenswerthen Bemühungen des Vfs. anerkennen, so dürfen wir doch nicht verhehlen, dass die Erfindung, welche er hier beschreibt, nicht neu ist. Es scheint ihm aber *Meisners* Werk über Heizung mit erwärmter Luft unbekannt zu seyn, in welchem Werke die Heizung ganzer Stockwerke mittelst eines einzigen Kamins genügend gelehrt wird, sowie denn überhaupt die Luftheizung mittelst einer durch den Ofen gehenden Verticalröhre eine längst bekannte Sache ist. Zu loben ist es, dass Hr. *L.* auf diese Weise den Gegenstand wieder in Anregung bringt; aber es wird noch lange dauern, ehe sich unsere Töpfer entschliessen, Oefen mit Luftheizung zu bauen; sie legen lieber die Luftröhre oben zu (!) — um zu beweisen, dass ein solcher Ofen nicht besser heize als ein anderer. Uebrigens dürfte, nach physischen Gesetzen, ein solcher Ofen noch mehr Wirkung haben, wenn die untere Oeffnung des Luftcanals dicht am Boden mündete, auch die Röhre unten verengert würde. — Wiewohl der Text eine eigentliche Beschreibung nicht enthält, so wird doch kein Sachverständiger in Verlegenheit kommen, wenn er beym Bau eines solchen Ofens die Tafel zu Rathe zieht. — Papier und Druck sind splendid.

No. 2 hat auf dem Titel einen musikalischen Anklang „*II Werkchen*", und in der That ist es nur eine kleine Variation von No. I. Namentlich erfahren wir hier, dass ein solcher Apparat mindestens 15 fl. kostet, was wir eben nicht wohlfeil finden. — Ein paar Fehler werden sich bey weiterer Prüfung dem Erfinder bald bemerklich machen. Erstlich hat der Ofen zu viele Canäle — die Folge davon ist baldige Verstopfung durch Russ und schwierige Reinigung; ein anderer Fehler ist die allzugrose Weite des Luftcanals. Wir können diese Fehler nur andeuten, da hier der Platz zur Erklärung nicht ist, auch der Vf. selbst seine Ideen nur angedeutet hat. — Das Aeussere des Werkchens wie bey No. 1.

No. 3 wird, wie wir aus Hinrichs Katalog ersehen, *versiegelt* verkauft. Wir wüssten aber in der That nicht, was an diesem Ofen *als grosse Neuigkeit* zu versiegeln wäre. Allenfalls das Modell, das freylich in ungeschickten Händen Schaden leiden kann. Die Sache selbst ist gar nicht neu. Es gehört zu den ersten Grundsätzen der Heizkunde, der Flamme eine möglichst kräftige Entwickelung nach oben zu gestatten — also ein hoher Ofen, wie der schwedische — nicht zu viele Züge anzubringen — wie auch hier, und — den Ofen selbst aus einem schlechten Wärmeleiter — Backsteinen, die wenigstens ein paar Zoll Stärke haben müssen — zu erbauen, und nach Erlöschen des Brennmaterials den Wärmeabzug zu hindern.

Diesen Foderungen ist denn hier zweckmäſsig entsprochen. Wir sagen *zweck*mäſsig, in Bezug aufs Erwärmen, ob wir gleich die Verschliesſung der Rauchröhre nicht billigen können. Es zieht immer mit der Wärme noch Kohlenstoff ab, der bey nicht ganz genauer Aufmerksamkeit ins Zimmer zurücktritt, und dann wie bekannt, nicht bloſs die Luft verdirbt, sondern auch Erstickungszufälle veranlaſst. — Daſs der schwedische Ofen, gut theoretisch construirt, sich auch praktisch bewährt hat, ist wohl nicht zu bezweifeln; aber der Vf. scheint die Mainzer Oefen nicht zu kennen, die wohl *seine* Verbesserungen des schwedischen übertreffen.

Tnl.

Ulm, in der Ebnerschen Buchhandlung: *Künstliche Blumen, Früchte und Schmuckfedern nach der Natur und aus mannichfaltigen Stoffen auf die geschmackvollste und wohlfeilste Art zu verfertigen.* (Auch unter dem Titel: *Vollständiger Unterricht, künstliche Blumen und Früchte aus Papier, Battist, Mousselin, Gaze, Taffet, Sammt, Gold, Silber, Federn, Stroh, Wachs u. s. w. zu verfertigen.* Nebst gründlicher Anweisung, Schmuckfedern auf die leichteste und wohlfeilste Art vorzüglich und schön zu machen.) Aus dem Französischen der Madame *Celnart.* Mit vielen Abbildungen. 1833. 304 S. 8. (16 gr.)

Die Kunst, Blumen und Federn künstlich aus allerley Stoffen nachzubilden, stammt aus Italien, und wurde zuletzt in Frankreich vervollkommt. Die Deutschen ahmten sie nach, nnd der vorliegende Unterricht übertrifft an Umfang und Deutlichkeit die gewöhnlichen Anweisungen. Er zerfällt in drey Theile. Der erste handelt von der Werkstätte und deren Einrichtung, von den Werkzeugen, von den Materialien, von den Farben. Wir würden aber diese Gegenstände nicht unter der allgemeinen Rubrik: Werkstätte, sondern unter der Rubrik: Erfodernisse aufgeführt haben. Besser paſst das 4 Capitel, von der Ordnung in der Werkstätte. Der II Theil handelt von den Arbeiten. Man sieht aus demselben, daſs die Kunst sehr hoch steht, und die Natur treu nachzubilden sucht. Der Vortrag geht auch auf das Kleinste ein, z. B. Narben, Fruchtknoten u. s. w. nachzubilden. Bey Verfertigung der Blumenkronen ist die Hauptsache das Modeln der Blumenblätter, um solche der Natur anzupassen, wozu die geeigneten natürlichen Blumen zum Muster genommen werden müssen. Auch das, was von der Verfertigung der Blumenkelche und der Knospen, der Aehren und Blumenscheiden u. s. w. gesagt ist, zeigt, daſs man die Natur der Blumen sehr gut aufgefaſst hat. Selbst die verschiedenen Arten Knospen sind berührt, welche in ihrer Mannichfaltigkeit zur Täuschung sehr viel beytragen. Der zweyte und dritte Theil enthält die Praxis im Einzelnen. Z. B. von der Verfertigung der Rose, der canadischen Myrthe, der Sonnenwende von Peru, der spanischen Wicken, der Ranunkel, der Syringe, der Camelia u. s. w. Diese Blumen sind beyspielsweise ausgeführt, damit der Künstler in den Stand gesetzt werde, alle anderen möglichen Blumen gehörig nachzubilden.

R.

Ulm, in der Ebner'schen Buchhandlung: '*Louis Nosban*, Tischler und Ebenist in Paris, *vollkommenes Handbuch für Meubel- und Gebäude-Schreiner, zum Gebrauche für Tischler, Lakirer, Zimmerleute, Ebenisten und Liebhaber der Tischlerkunst.* Enthaltend Beschreibung aller Holzgattungen, sie zu bearbeiten, zu drehen u. s. w. Und Anweisung zur Bearbeitung der elegantesten Meublen, Treppen und sonstigen Geräthschaften, nebst Belehrungen zum Poliren, zum Firnissen und die Meubles auf die schönste Art einzulegen. Mit vielen Abbildungen. 1829. 632 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wir finden in dieser Schrift nicht allein viele Erfahrung, sondern auch sehr viele neue Entdeckungen, die dem aufmerksamen Schreiner sehr wohl zu Statten kommen werden. Bekanntlich ist der Luxus in Meublen hoch gestiegen, einzig durch die Franzosen. Denn alle unsere Meublen sind Nachbildungen französischer Moden. Deſshalb ist diese Anweisung eines ausgezeichneten französischen Künstlers für die Beförderung der Kunst sehr wichtig. Freylich gehören zu einem solchen Unterricht Vorkenntnisse, welche nicht aus dem Gewerblichen hervorgehen, namentlich einige Kenntniſs der Mathematik, Chemie, Naturgeschichte, vorzüglich Waarenkunde. Nur bey solchen Vorkenntnissen kann der Gewerbsmann erst Künstler werden. Mechanische Fertigkeiten bewirken das nie allein. Und darauf ist nun auch dieser Lehrunterricht gegründet, und läſst den gebildeten und denkenden Künstler erkennen. Der erste Theil in der ersten Abtheilung handelt von den Materialien des Tischlers, von den Holzgattungen, der Structur, Beschaffenheit und Zubereitung derselben, und endlich von den verschiedenen in- und ausländischen Holzgattungen. Wir hätten gewünscht, daſs der Vf. über manchen Gegenstand sich weiter verbreitet, manchen nicht ausgeschlossen hätte. Hieher hätte z. B. auch das Material für Bereitung des Firnisses gehört, von dem die Tischler soviel brauchen, und wozu Sandarach verwendet wird. Allein ächter Sandarach wird selten dem Tischler zu Theil, und mancher Kaufmann fabricirt aus Pech 3—4 Arten Sandarach, und hat 100 Proc. Gewinn, welchen der Tischler sich auch verschaffen könnte, ohne schlechten Firniſs davon zu erhalten. Die zweyte Abtheilung enthält die mit Sorgfalt bearbeitete Beschreibung der Werkzeuge, welche in mehrere Classen getheilt sind. — Der zweyte Theil bringt die Arbeiten des Tischlers zur Kenntniſs. Die erste Abtheilung enthält weitläuftige Beschreibungen seiner Kunst, d. h. es werden darin die hauptsächlichsten Arbeiten abgehandelt. Die beiden anderen Abtheilungen enthalten eine Beschreibung 1) aller Tischlerarbeiten an Gebäuden, sowohl der beweg-

lichen, als auch der unbeweglichen, und 2) aller bisher bekannten Meublen. Dann folgt die Kunstschreinerey, welche lehrt, wie man jede Art Holz zu bearbeiten und herzurichten hat, wie man es fournirt, eingelegte Arbeiten davon macht, wie man es polirt und mit Firniss überzieht u. s. w. Zuletzt noch eine Sammlung von Recepten zum Holzfärben und Bemalen. Bey diesem reichen Gehalte des Werkes halten wir uns verpflichtet, diejenigen, welche in diesem Fache mit Kunstsinn arbeiten, auf dasselbe aufmerksam zu machen. Druck und Papier sind gut.

R.

ÖKONOMIE.

Darmstadt, b. Leske: *Lehrbuch der Landwirthschaft.* (Auch unter dem besonderen Titel: *Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues.*) Von *A. W. Pabst*, Grossherzogl. Hess. Oekonomierath, best. Secretär der landwirthschaftl. Vereine im Grossherzogthum Hessen u. s. w. Erster Band. Pflanzenproductions-Lehre. 1832. 270 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die vorzüglichsten Ansprüche, die man an ein Lehrbuch in unserer Zeit machen kann, sind System und Kürze. Für die letzte hat der Vf. nicht so, wie wir wünschten, gesorgt. Denn da wir jetzt bloss die allgemeine Pflanzenproductions-Lehre erhalten, welche den ersten Band füllt, so haben wir noch die specielle Pflanzenproductions-Lehre, die Thierproductions-Lehre, und endlich die Betriebsproductions-Lehre zu erwarten. Somit dürfen wir uns auf 70 bis 80 Bogen gefasst machen: was uns für ein Lehrbuch, das wirklich gebraucht werden soll, viel zu umfangreich scheint. Was aber übrigens das System des Verfassers betrifft, so weicht es von den bisherigen Systemen der Landwirthschafts-Lehrer im Wesentlichen nicht ab. Die bisherigen Lehrer theilten den Vortrag in die vorbereitende und angewandte Lehre, unser Vf. in Productions- und Betriebs-Lehre. Darin liegt der ganze Unterschied seines Systems. *A.* Productionslehre. I. Pflanzenproductions-Lehre. 1) Allgemeine Pflanzenproductions-Lehre. *a*) Allgemeine Kenntniss der Natur der Gewächse und der Bedingungen ihrer Vegetation. *b*) Lehre vom Klima. *c*) Bodenkunde. *d*) Urbarmachung. *e*) Bearbeitung des Bodens. *f*) Lehre von der Düngung. *g*) Lehre von der Saat. *h*) Pflege der Gewächse. *i*) Von der Ernte. Soweit geht der erste Band. Somit ist das Papier nicht gespart worden. 2) Specielle Pflanzenproductions-Lehre. Der Anbau der Getreide-Arten, der Futtergewächse, der Handelsgewächse. Warum der Vf. den Garten-, Wein- und Obst-Bau ausgeschlossen hat, ist nicht abzusehen. Es giebt doch so viele Gegenden, auch da wo der Vf. sein Werk geschrieben hat, wo Garten- und Obst-Bau sogar Zweck der Landwirthschaft ist. Auch lässt sich erweisen, dass die Landwirthschaft nur da auf der höchsten Stufe steht, wo der Garten- und Obst-Bau vollkommen betrieben wird. Ferner hat die älteste Erfahrung bis auf unsere Zeiten gezeigt, dass alle Verbesserungen der sogenannten Landwirthschaft, Feldbau und Viehzucht, vom Garten aus hervorgegangen sind. Nur aus dem Gartenbau lernt man die Veredlung und Vervollkommnung aller landwirthschaftlichen Pflanzen. Wir halten einen Lehrvortrag über Garten- und Obst-Bau in der Landwirthschaftslehre für sehr nützlich und zweckmässig. II. Thierproductions-Lehre (Viehzucht). Warum nicht Viehhaltung und Viehzucht? Eins sind beide nicht. 1) Allgemeine Viehzucht. 2) Specielle Viehzucht. Dahin gehört: Rindvieh, Schafe, Pferde, Schweine, Federvieh, im weiteren Sinne auch Bienen, Seidenraupen und Fische. B. Betriebslehre. I. Allgemeine Erfodernisse zum Betrieb. 1. Sachkenntniss und Betriebsamkeit des Unternehmers oder seines Stellvertreters. 2. Das Landgut. 3. Das Inventarium. 4. Das Betriebscapital. 5. Arbeit. 6. Absatz. II. Einrichtung (Organisation) der Wirthschaft. 1. Kenntniss der Gegenstände, welche auf die Wahl der Betriebsweise von Einfluss sind, als: a. Lage, Klima, Boden. b. Grösse, specielle Lage und Zusammensetzung des Guts, Gerechtsame, Servituten, Pachtbedingnisse u. s. w., c. Statistische Verhältnisse, als Gelegenheit zum Absatz, Bevölkerung, Gesetze des Landes, Abgaben u. s. w. d. Eigenschaften der Gewächse hinsichtlich des Bodens, der Düngung und Zubereitung des Feldes, der Kraftaussaugung und Zurücklassung und der Düngermaterialsrückgabe. 2. Richtige Bestimmung des Verhältnisses des Strohs zum Futtererzeugniss, und dieser beiden zum Handelsgewächsbau. 3. Berechnung der Düngerproduction und des Bedarfs. 4. Wahl und Ausdehnung des Anbaus der Cultur-Gegenstände und Folge derselben (Fruchtfolge, Wirthschaftssystem). 5. Wahl und Zusammensetzung des Viehstandes. 6. Wahl der Arbeitskräfte und deren Unterhaltungs- und Ablohnungsweise. III. Führung (Direction) der Wirthschaft. 1. Personale der Wirthschaftsführung. 2. Hauptgegenstände der Wirthschaftsführung: a. Erhaltung des Guts innerhalb seiner Grenzen, der Gebäude und des Inventars. b. Anordnung der Geschäfte. c. Aufsichtsführung über alle Geschäfte. d. Behandlung des Arbeitspersonals. e. Anschaffung der Bedürfnisse. f. Verwerthung der Vorräthe. g. Rechnungsführung.

Wenn nun auch alle diese Gegenstände in den älteren Lehrbüchern der Oekonomie ebenfalls behandelt werden, so muss man doch zum Lobe des Verfassers sagen, dass er Alles sehr gut und deutlich vorgetragen hat. Ueberhaupt hat er seinen Gegenstand richtig aufgegriffen, und man bemerkt überall, dass er sich desselben bemächtiget hat. So wird dieses sehr vollständige und umfassende Buch sich mehr zu einem Hülfs- und Hand-Buch als zu einem Lehrbuch eignen. Druck und Papier sind tadellos.

R.

Ulm, in der Ebner'schen Buchhandlung: *Der vorsichtige Güterkäufer.* Eine Auseinandersetzung der vorzüglichsten Puncte, worauf es bey dem Kauf, Tausch oder Pacht eines Landguts ankommt, um nicht in Verlust und Processe zu ge-

rathen. Nebst gerichtlichen Verhandlungen und Entscheidungen merkwürdiger Fälle dieser Art. Zweyte vermehrte Auflage. 1832. 238 S. 8. (22 gr.)

In wie weit der Inhalt des Buches seinem Zwecke entspricht, läst sich schon aus den abgehandelten Materien abnehmen. Cap. 1. Besichtigung der Landgüter vor dem Kauf. 2. Prüfung der Ertragsanschläge. 3. Abschliessung der Contracte. 4. Uebernahme eines Gutes. 5. Gewährleistung und Eviction. 6) Kauf und Tausch in Bausch und Bogen. 7. Allgemeine polizeyliche Notizen, und namentlich über feld- und landwirthschaftliche Polizey. 8. Schlussbemerkungen in Beziehung beabsichtigter Verbesserungen der Landgüter, und über geeignete Rechnungsführung.

Bey Besichtigung der Landgüter, welche man zu kaufen gesonnen, ist das Vorzüglichste, was man zu berücksichtigen hat, die Lage der Grundstücke, ob nämlich solche nahe oder entfernt von der Wohnung liegen, ob sie gegen Norden oder Süden, in der Ebene oder auf Anhöhen, ob sie dem Wasser oder der Ueberschwemmung ausgesetzt sind. Das Nächste mag dann seyn, zu fragen, ob die Grundstücke neben einander, oder mit anderen vermischt liegen, und wie der Untergrund derselben beschaffen ist. Darauf aber darf man so viel Rücksicht nicht nehmen, dass Grundstücke einer nutzbringenden Veränderung unterworfen werden können, weil solches noch von zu vielen anderen Verhältnissen abhängt, welche sich nicht einmal überblicken lassen. Sehr richtig ist, was der Vf. über die Rücksichten sagt, die man auf den sittlichen Zustand der Einwohner einer Gegend zu nehmen hat. Besonders nützlich ist auch die Aufführung vieler Rechtsfälle, welche dazu dienen, sich gegen Schaden leichter zu hüten. Was von Abschliessung der Contracte, von der Gewährleistung und Eviction, dann vom Kaufe und Tausche selbst gesagt wird, ist auf die Grundsätze des allgemeinen preussischen Landrechts gebaut, und daher nicht allgemein anwendbar. Die beste Gewährleistung ist immer eine umfassende Beschreibung aller Theile des zu erkaufenden Gutes, und eine danach in Gegenwart von Zeugen oder gerichtlich zu bewirkende Einweisung und Uebernahme. Am sorgfältigsten muss der Käufer wachen, dass er alle auf dem zu erkaufenden Gute haftenden Lasten und Abgaben kennen lernt, weil diess die meisten Processe veranlasst. Uebrigens lassen sich unmöglich allgemeine Regeln für Erwerbung aller Arten von Gütern aufstellen; denn bey der Erwerbung grosser Landgüter sind ganz andere Verhältnisse zu berücksichtigen, als bey kleinen. Die Unterhaltung eines grösseren Personals macht bey den Erträgnissen eines Landgutes einen gewaltigen Unterschied, obschon nicht zu verkennen ist, dass sich auf der anderen Seite, bey einer zweckmäsigen Einrichtung, wieder viel ersparen lässt. — Vorzüglich bey grossen Gütern kommt Viel auf die Landesverfassung an, aus welcher eben so grosse Vortheile hervorgehen, als Hemmungen jeder Speculation erfolgen können. Es verdienen daher die Cautelen, welche der Vf. berührt, vor Allem die Aufmerksamkeit der Käufer. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient der Inhalt des 7ten Capitels, worin von den polizeylichen Masregeln für Sicherheit der Feldfrüchte, der Ernten und überhaupt des Eigenthums, gehandelt wird. Assecuranzen gegen Feuerschaden sind dermalen ziemlich allgemein; aber tüchtige Assecuranzen gegen den Verlust von Mobilien, gegen Viehseuchen, sowie gegen Flurfrevel und Hagelschaden, gehören in vielen Ländern noch immer zu den frommen Wünschen. Es ist daher löblich, dass der Vf. auf die Unentbehrlichkeit solcher wohlthätiger Anstalten aufmerksam macht, so wie überhaupt sein Buch wegen der Reichhaltigkeit der Belehrungen, und weil aus vielen anderen das Beste zweckmäsig zusammengestellt ist, allen denen, die Landgüter kaufen wollen, als ein verständiger Rathgeber zu empfehlen ist.

R.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Würzburg*, b. Bauer: *Kissingen und seine Heilquellen.* Von Dr. *J. A. Maas*, königl. baier. Landgerichts-, Brunnen- und Salinen-Arzt, der philosophisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg Mitglied. *Zweyte vermehrte Auflage.* Mit einer lithographirten Abbildung der Ragozi und Pandur im Mineralbade Kissingen. 1830. VIII u. 190 S. 8. (14 gr.)

Die erste Auflage erschien 1820 bey Stahel in Würzburg, und zwar für Laien, weniger aber für Aerzte genügend; so dass die Aufgabe einer Brunnenschrift, welche beide Zwecke erfüllte, ganz verfehlt war. Diese zweyte Auflage dagegen zeichnet sich vortheilhaft, sogar vor vielen anderen Schriften dieser Art, aus, und liefert den Beweis durch die vielen Verbesserungen, deren das Bad sich jetzt erfreut, wie unermüdet Hr. *Maas* sich denselben widmete, obgleich Kissingen sich keiner so grossen königlichen Gunst rühmen kann, als sein Nachbar Brückenau. Ueber die wahre Bedeutung dieser Heilquellen, welche sie für die leidende Menschheit gewonnen haben, brauchen wir hier nicht zu sprechen. Ihr Werth ist anerkannt und ausgebreitet im Norden, wie im Süden, im Osten, wie im Westen, was alljährlich die immer zunehmenden Badelisten bezeugen. Von welchem Einflusse die neueste Chemie auf die Entdeckung ihrer Bestandtheile ist, ersehen wir aus den angeführten neuesten Untersuchungen des berühmten *Kastner* in Erlangen, so dass wir jetzt allmälich mehr in den Stand gesetzt sind, auf rationeller Basis die Heilindicationen festzusetzen, welche die dortigen Mineralquellen, namentlich die so wirksamen, Ragozi und Pandur genannt, da der Säuerling (Maximiliansbrunnen) eigentlich nicht viel bedeutet, zulassen.

Der richtige Gebrauch des Mineralwassers nebst sonstigem diätetischem Verhalten ist hier genau für die Curgäste vorgeschrieben, so dass die Vorschriften nur treu befolgt werden dürfen, um des erwarteten Erfolgs gewiss zu seyn.

Bfs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 4.

STAATENKUNDE.

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Ueber Posten und Post-Regale*, mit Hinsicht auf Volksgeschichte, Statistik, Archäologie und Erdkunde, von *Wilhelm Heinrich Matthias*, Hofrath, Geh. Archivar beym königl. Post-Departement und Ritter des rothen Adler-Ordens 4ter Classe. 1832. *Erster Band.* Im Selbstverlage. VIII u. 368 S. *Zweyter Band.* VIII u. 326 S. 8. (3 Rthlr.)

[*Von zwey Recensenten.*]

Der Vf. dieses Werkes, dem wir bereits eine Darstellung des Postwesens in den preussischen Staaten (III Theile, 1817 — 1820. 8.) verdanken, hat dasselbe, wie er in der Vorrede sagt, „als ein Vermächtniss besonders seinen Mitbeamten im Postfache gewidmet, die bey der Erfüllung ihres mühseligen Berufes weder Zeit noch Gelegenheit haben, sich über das Geschichtliche und Merkwürdige dieser wichtigen Staatsanstalt zu belehren, und die Schriften, welche davon handeln, sich anzuschaffen und zu benutzen." Er versichert, alle darauf bezüglichen Schriften gelesen zu haben, wenn sie auch nur gelegentlich über Schriftsprache und Briefsenden Kunde gaben, und klagt, dass bis jetzt noch kein Werk vorhanden sey, welches die Gesammt-Geschichte des Postwesens und was sogenannt und demselben beygesellt werde, umfasse. Denn das äusserst selten gewordene Werk von *Le Quien de Neufville* (*Origine des Postes chez les Anciens et les Modernes, Paris* 1708) enthalte bey aller Trefflichkeit doch nur im Allgemeinen eine Uebersicht der sogenannten Postanstalten bey den Persern, Griechen, Römern und einigen neuen Völkern, und schliesse mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Beschränkter in der Ausführung und befangener sey das Werk von *Charles Bernède* (*Des Postes en général et particulièrement en France, Paris* 1826), aber doch brauchbarer, weil es die Postverfassung in Frankreich umständlich und bis in die neueste Zeit vortrage. *Amelang* endlich habe zwar seinem mit Irrthümern überfüllten Werke über das Persische Postwesen (Leipzig 1774) den Plan zu einer pragmatischen Geschichte des Postwesens alter und neuer Zeit beygefügt, sey aber durch die nach seinem eigenen Geständnisse unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich ihm schon bey dem Entwerfen entgegen stellten, von der Ausführung seines Unternehmens abgeschreckt worden.

Unter solchen Umständen war es gewiss sehr verdienstlich, dass ein Mann, der über funfzig Jahre als Postbeamter im Preussischen Staat gedient, und alle seine Mussestunden auf nähere Erforschung des Geschichtlichen im Postwesen verwendet hat, die gesammelten Notizen, Beobachtungen und Erfahrungen dem Publicum mittheilt. Und wenn man auch in seinem Werke noch nicht eine pragmatische Geschichte des Postwesens anerkennen, wenn auch so Manches noch aus den Schriften von *Heidemann*, *Imhoff-Spielberg*, *Reinbold*, *von Jakob* und Anderen nachgetragen und ergänzt werden kann; wenn endlich nur zu oft eine Parteylichkeit für die Preussischen Postanstalten hervorleuchtet; so wird doch Jeder, der dieses Buch lieset, dem Vf. Dank wissen, dass er durch eine so umfassende und ergiebige Materialiensammlung, wie wir sie seither noch nicht besassen, einer pragmatischen Geschichte des Postwesens mit unermüdlichem Fleisse vorgearbeitet hat; man wird manche Unbequemlichkeit in der Anordnung und manche daraus hervorgegangene lästige Wiederholung dem grossen Reichthume des Stoffes, der nur mühvoll zusammen gebracht werden konnte, und bey dieser Mühe sich nicht so leicht beherrschen liess, zu Gute halten; man wird selbst die gerügte Parteylichkeit einem Veteran nicht zu hoch anrechnen, der seine lange Lebensperiode diesem Staate gewidmet, und von demselben mannichfaltige Anerkennung und Belohnung seiner Verdienste davon getragen hatte.

Das Werk zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste, ziemlich weit ausholend, handelt zuvörderst vom Briefsenden vor Errichtung der Posten; wo denn auch die Schriftsprache, das Briefschreiben, das Briefsenden nicht unerörtert bleiben, sodann von den Briefsendungen vor Errichtung der gegenwärtigen Posten, wo die auf Briefsendung abzweckenden Anstalten in Indien, Assyrien und Babylonien, China, Japan, Aegypten, bey den Hebräern, Persern und Griechen geschildert, am ausführlichsten aber die in Rom

und überhaupt in Italien eingeführten Postanstalten beschrieben werden. Auch die philologischen Alterthumsforscher werden hier manches Neue lernen, z. B. dass der *Cursus publicus* der Römer keinesweges unseren Postanstalten gleich oder doch ähnlich gewesen, dass die römische Einrichtung (auch *vereda publica, res veredaria* genannt, und unter Augustus Regierung in Gang gebracht) nur für den Kaiser vorhanden war, und blos von ihm unterhalten wurde u. s. w.; dagegen aber werden sie auch bedauern, dass der Vf. hie und da durch Unkunde ihrer Wissenschaft sich zu voreiligen und irrigen Urtheilen verleiten liess, z. B. S. 67, wo Livius *desshalb* ein Lügner gescholten wird, weil er seinen Feldherren so lange Reden in den Mund legt, dass sie von den drey Treffen des Heeres — oft über eine Meile ausgedehnt — gar nicht hätten vernommen werden können.

Alle Meinungsverschiedenheiten über das Erfinden oder Entstehen der Posten beruhen überhaupt auf dem Umstande, dass Niemand deutlich erklärte, was er eigentlich unter *Post* verstehe. Die bedeutendsten Schriftsteller seit dem sechzehnten Jahrhunderte rechnen den Ursprung *unserer Posten* von der Einführung der Taxis'schen Reichsposten an. Andere nennen Ludwig XI von Frankreich wegen der von ihm eingeführten Couriersendungen; noch Andere den Imperator Augustus wegen der oben erwähnten Einrichtung des *Cursus publicus*. Dagegen weist nun aber unser Vf. aus bisher unbenutzten, im Archive zu Königsberg in Preussen aufbewahrten Urkunden nach, dass die Posten, im eigentlichen Sinne des Wortes, und nach ihrem Kriterium als Sendungsanstalten für Jedermann, ja, schon den jetzigen Formen ähnlich, im Jahre 1276 von den Marianen- oder deutschen Ordensrittern zu Marienburg in Westpreussen erfunden und eingeführt worden sind. Da diese Behauptung neu und eigenthümlich und für die Begründung der Postgeschichte entscheidend ist: so gehen wir sogleich zu deren Beweisen über.

Der grosse Umfang des deutschen Ordensgebietes im dreyzehnten Jahrhunderte, die Briefsendungen zwischen dem Ordensconvent, seinem Heermeister in Venedig und den auswärtigen Fürsten, die Entlegenheit vieler Comthureyen vom Haupt-Ordenshause u. s. w. machten eine sichere, feste Anstalt zur Beförderung der nothwendigen Correspondenz unumgänglich nöthig; und so geschah es denn, dass im J. 1276, gleich nach Einweihung der Ordensmeister-Burg zu Marienburg, eine solche Anstalt für die genannten Zwecke ins Leben trat. Die Einrichtung bestand wesentlich in Folgendem: In der Vorburg eines jeden Ordenshauses wohnte ein *Wything* (Ordensstall- oder Post-Meister), welcher ein eigenes Zimmer (*Bryffstall*) zur Annahme und Besorgung der aus seinem Bezirke eingehenden Correspondenz unterhielt. Die Briefe wurden in ein Buch (jetzt Manual) eingeschrieben; jeder mit einer Nummer nach seiner Reihenfolge bezeichnet, und, neben der Aufschrift, noch mit einer Bemerkung, betreffend die Zeit der Auflieferung und des Abganges, versehen. Der Wything band sie darauf in Bunde zusammen, und that diese in einen leinenen Tragbeutel (*Bryffsack*), welcher einem *Bryffganger* (Postillon) übergeben wurde, der damit bis zum nächsten Ordenshause reiten, und dagegen den dortigen „*Bryffsack*" mit zurückbringen musste. Zu diesem Dienste wurden eigene Pferde (*Bryffswoyken*, Swoyka heisst Pferd) unterhalten. Auf jedem Ordenshause ward dasselbe Geschäft des Einschreibens und Abfertigens beobachtet. Eine Menge so bezeichneter, in dem genannten Archive zu Königsberg in Preussen noch aufbewahrter Briefe, sowie mitgegebener Briefkarten und Stundenzettel, überzeugt ganz unwiderleglich von diesem Verfahren. Die „*Bryffganger*" aber hatten sogar schon eine Dienstkleidung von blauem Tuche, wie noch jetzt die Preussischen Postillons; — und die Aehnlichkeit der ganzen damaligen und jetzigen postlichen Manipulation ist also unverkennbar.

Nach dieser Begründung seiner neuen Meinung geht der Vf. in der Darstellung der allmälichen Ausbildung zunächst des *preussischen Postwesens* fort, und schildert mit besonderer Liebe den jetzigen Zustand desselben in demjenigen Glanze, den die kraftvolle Leitung eines eben so edlen als bescheidenen Chefs darüber zu verbreiten verstanden hat. Wir können ihm in dieses Detail nicht folgen; führen aber, zum Schlusse der preussischen Postgeschichte, an, dass zum Betriebe des Postwesens in der preussischen Monarchie am 1 July 1832 überhaupt 2042 Postanstalten auf kaum 5000 Quadratmeilen vorhanden waren, welches wohl allein schon einen sprechenden Beweis für die Höhe abgiebt, auf welche sich dieses Institut im Preussischen jetzt emporgehoben hat.

„Früher gebildet in seinen Staatseinrichtungen, als die Nachbaren im Osten, war das Sachsenland durch die Erwerbung Thüringens (1247) von bedeutendem Interesse geworden. Seinen Werth erhöhten seine Lage fast im Mittelpuncte des östlichen Deutschlandes, und das Hauptstück des Landes, das Markgrafthum Meissen, mit seinem Wittenberg und Lepsk (Leipzig), welches schon zu den Zeiten der Kreuzzüge in grossem Rufe stand, und durch einen bedeutenden Verkehr belebt wurde." Bereits im dreyzehnten Jahrhunderte sandte das kaufmännische Leipzig seine *Briefboten zu Fuss und zu Ross* nach den bedeutendsten übrigen Handelsplätzen Deutschlands, und erhielt dergleichen von dort zurück; und noch bedeutender wurde dieser briefliche Verkehr, als, Anfangs des funfzehnten Jahrhunderts, Leipzig auch zu einer Universität erhoben wurde. Indess scheint die erste Organisation eines geregelten sächsischen Postwesens in die Regierung des Kurfürsten August (1553—1586) zu fallen, und als ein erster „landesherrlicher Postreiter" findet sich *Salomon Felgenhauer* im J. 1572 aufgeführt. Zwey Jahre nachher ernannte ihn Kurfürst August zum *Postmeister* in Leipzig, liess ihm eine Bestallung ausfertigen, und ihm darin 200 Gulden Gehalt zusichern. Gleich-

zeitig finden wir auch schon einen Postverwalter zu Dresden.

Diess ist der Anfang des sächsischen Postwesens, dessen fernere Schicksale der Vf. auf eine gleich interessante Weise zu schildern fortfährt. Den jetzigen Aufschwung verdankt dieses Institut in Sachsen besonders den verdienstlichen Bemühungen des zeitigen Ober-Postdirectors *v. Hüttner*; — und es gehört zur Poststatistik, schliesslich anzuführen, dass das kleine Ländchen gegenwärtig 162, sämmtlich dem Ober-Postamte zu Leipzig untergeordnete, Postanstalten zählt.

In ähnlicher Art trägt der Vf. nun die Posthistorie der bedeutendsten übrigen Staaten Deutschlands vor, und beweist dabey überall dasselbe gründliche Quellenstudium. Wir gehen indess darüber weg, um Raum für Darstellung des Postwesens in Frankreich, England, Spanien und Nordamerika zu behalten, wo sich dasselbe zum Theil unter anderen Formen ausgeprägt hat.

Was zunächst das *französische Postwesen* betrifft: so enthalten fast alle Schriften, in welchen der Posten Erwähnung geschieht, die Anführung, als wenn Ludwig XI der Erfinder desselben gewesen sey. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung weist der Vf. nun hier aus den Quellen nach. Ludwig nämlich sann schon seit geraumer Zeit auf Mittel, eine schnelle und leichte Verbindung mit seinen Geschäftsträgern und Spionen zu sichern. Denn bestürmt von seiner natürlichen Unruhe, aufgeregt durch den mindesten Verzug, hatte er zu gleicher Zeit auf verschiedenen Puncten selbst wichtige Angelegenheiten zu leiten, bey den auswärtigen Höfen geheime Einverständnisse zu unterhalten, und Befehle und Anweisungen aller Art zu ertheilen. Zu diesem Zwecke entschloss er sich, ehe er die Picardie verliess (1464), auf den Hauptstrassen Frankreichs Pferdewechsel einrichten zu lassen. Seine, für die Postgeschichte höchst merkwürdige, diessfallsige Verordnung lautet in der Ueberschrift: *„Edit pour l'établissement des Postes, en date à Luxies* (eine kleine Veste) *près Doulens* (Städtchen im Departement der Somme) *le* 19 *Juin* 1464. *Institution et l'établissement que le Roi, notre Sire, veut et ordonne être fait des certains Coureurs et Porteurs de Ses Depêches en tous les lieux de Son royaume, pays et terres de Son obéissance, pour la commodité de Ses affaires, et diligence de Son service et de Ses dites affaires.“* Es folgen hierauf die näheren Bestimmungen, und namentlich wird §. 9 bey *Todesstrafe* verboten, die Pferde dieser Anstalt zu einem anderen, als dem oben bezeichneten königlichen Dienste, anzuwenden, woraus, wenn, wie wir oben festgestellt haben, *Benutzung durch Jedermann* das Kennzeichen einer wahren Postanstalt ist, offenbar folgt, dass Ludwig XI zwar den Namen, aber nicht das Wesen der Posten eingeführt hat, und also nicht Erfinder des Postwesens genannt werden darf. Ein solches, zur Benutzung für Jedermann bestimmtes, und schon bis auf einen gewissen Grad ausgebildetes französisches Postwesen erblicken wir vielmehr erst unter Heinrich IV; und dieser edle, für das Wohl seiner Unterthanen stets besorgte, und von der Wichtigkeit des Post-Instituts vollkommen überzeugte Monarch suchte demselben durch Ernennung eines *„Général des Postes“* ein noch höheres Ansehn zu verschaffen, und übertrug diese Würde seinem wackeren *Sully*. Um dieselbe Zeit wurde auch die Benennung *„Maître des Postes“* bereits allgemeiner.

Nach Heinrichs Ermordung und Sully's Entlassung traten auch beym Postwesen grosse Veränderungen ein, und besonders traf Richelieu's argwöhnische und arglistige Politik Massregeln, um das Briefgeheimniss so genau als möglich zu controliren. — Die Post-Einnahmen wurden noch nicht für Rechnung des Staates, sondern der Entreprenneurs, erhoben, und alle postlichen Massregeln hatten einen höchst unsicheren und schwankenden Charakter. Diess Unwesen dauerte auch so fort, bis *Louvois* Postchef wurde (1668). Er verpachtete das Postwesen zuerst für Rechnung des Staates um 1,200,000 Livres an Lazore Patin. Diese Pachtsumme stieg 1683 auf 1,800,000 Livres, und 1738 bereits auf fast 4,000,000, indem damals mit dem Postwesen das ausschliessende Privilegium verbunden wurde, alle Sänften in Frankreich zu liefern.

Eine besonders glänzende Epoche für das französische Postwesen trat aber im J. 1777 ein, wo der tugendhafte Turgot die Oberleitung desselben übernahm. Er begann sein Werk durch Vereinigung der Briefposten mit den Fahrposten; und der Aufschwung, welchen er dem Institute gab, bewirkte, dass die Pachtsumme in den J. 1786 und 1788 auf 11,000,000 Livres (gegen 3,000,000 preussische Thaler, also fast das Dreyfache des jetzigen Netto-Ertrags des Preussischen Postwesens) getrieben werden konnte.

Jetzt aber traten die Gräuel der Revolution in Frankreich ein, welche sich auch auf das Postwesen erstreckte, und demselben fast den Untergang drohte. Napoleons starke Hand zog es aus diesem Chaos, und der Kaiser war so glücklich, in dem bekannten Grafen *Lavalette* einen tüchtigen General-Postdirector zu finden.

Endlich wurde, nach der zweyten Restauration (8 July 1815), das gesammte Postwesen Frankreichs für eine königliche Anstalt erklärt, welche unter dem besonderen Schutze des Monarchen stehe. Es erhielt eine, in manchem Bezuge noch verbesserte, Organisation, und der Vf. schildert diesen „heutigen Zustand des Postwesens in Frankreich“ eben so genau, als ausführlich. Wir müssen uns aber hier mit der Bemerkung begnügen, dass die Seele des technischen Betriebes in der Wirksamkeit von 30 Post-Inspectoren besteht, von denen jeder seinen eigenen Bezirk hat, und in demselben nach einer Instruction verfährt, welche eine fast *wörtliche* Nachahmung der schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (5 August 1766) ema-

nirten Instruction für die damals im *Preussischen* angestellten Post-Inspectoren ist.

Die nun folgende *Geschichte und Darstellung des englischen Postwesens* hat, neben ihrem historischen und technischen Interesse, noch das besondere Verdienst, von Ueberschätzung fremden Verdienstes zurück zu führen, indem uns Deutschen, welche wir vom englischen Postwesen meistens nur mit Enthusiasmus sprechen, hier die ganze comparative Mangelhaftigkeit desselben, gegen das unsrige genommen, recht vor Augen gerückt wird.

Um indess zuerst auf das Historische zurück zu gehen, so bemerkt der Vf., dass sich eine gewisse Regelmässigkeit im englischen Postwesen erst von Karl I herschreibt, der dasselbe für ein Regale erklärte und den Ertrag für 7,000 Pfund verpachtete, welche Pachtsumme einige Jahre nachher auf 10,000 Pfund stieg.

Allein die Königin Anna (1702—1714) liess durch die neunte Acte ihrer Regierung das ganze Postwesen neu organisiren, wie dasselbe grossentheils noch jetzt besteht. Jedes der drey Königreiche, England, Schottland und Irrland, besitzt seine eigene General-Postdirection, die in der Hauptstadt des Landes ihren Sitz hat; in dem Hauptorte jeder Grafschaft (Shire) ist eine Postdirection. Das Staats-Postwesen hat nur mit dem Transport der Briefe zu thun; der Paquet- und Personen-Transport aller Art ist dagegen Privatsache, und bleibt Fuhrherren und Schiffern überlassen. Jeder englische Unterthan nämlich kann, gegen Entrichtung einer gewissen Summe an die Staatscasse, die Erlaubniss erhalten, dergleichen Paquet- und Personen-Transport, wann und wohin er will, zu besorgen. Dadurch hat selbst jedes englische Oertchen wenigstens Einen Fuhrherrn (*Coach-Master*). Welcher von diesen Fuhrherren am schnellsten fahren, und das Brief-Felleisen auf die folgenden Stationen mitnehmen will, dem wird dafür, statt alles weiteren Postfuhr-Gehaltes, die Befreyung vom Wegezoll bewilligt. Er muss aber Caution stellen, und in der Stunde wenigstens acht englische Meilen zurücklegen. Diese eigenthümliche Einrichtung des englischen Postwesens rührt von einem gewissen *Palmer* her, der sie 1787 vorschlug und zur Ausführung zu bringen wusste. Indess bestand unter Turgot in Frankreich etwas Aehnliches. Eben so müssen alle Schiffe die Brief-Felleisen über Meer umsonst mitnehmen, und die britischen Postbehörden ziehen alles See-Porto, welches als Franco erhoben wird. Aus diesem doppelten Grunde steigt der Netto-Ertrag des britischen Postwesens ausserordentlich hoch, und kann sich jetzt wahrscheinlich auf mehr als 20,000,000 preussischer Thaler jährlich belaufen.

Um aber einen weiteren Begriff von dem jetzigen Umfange des englischen Postbetriebes zu machen, führen wir noch an, dass in dem General-Post-Office zu London, welches zugleich das Postamt für die Stadt abgiebt, nach glaubhaften, amtlichen Berichten sachkundiger Männer, welche in der neuesten Zeit England besucht haben, gegen 500 Beamte (Vorsteher, Secretäre, Sortirer, Schreiber und Briefträger), und gegen 300 Postbegleiter (Conducteure und Schirrmeister) angestellt sind, und dass man täglich, im Durchschnitte, an 30,000 durch die Hände jener Expedienten laufende Briefe rechnet.

Die Schattenseite des englischen Postwesens, welche uns Deutschen am unangenehmsten auffallen würde, ist die ausserordentliche Höhe des Briefporto's, bey dessen Bestimmung überdiess die allersonderbarsten Grundsätze herrschen. So wird ein Brief nur für einfach gerechnet, wenn er aus einem einzigen Blatte besteht, letztes mag übrigens so gross seyn, wie es will; aber jedes beyliegende Blättchen, wär' es auch nur Daumens lang, wird als ein besonderer Brief gerechnet. So brachte z. B. vor einiger Zeit ein Paquetboot aus dem Mittelmeere ein kleines Briefbund, welchem einige Zeitungsblätter aus Missolunghi beylagen, und wofür der Empfänger, dem obigen ganz unsinnigen Taxprincipe gemäss, die fast unglaubliche Summe von 77 Pfund Sterling (539 Thaler) Porto zahlen musste. Aehnliche Fälle kommen natürlich täglich vor; und, wahrlich! man muss in dem gepriesenen England geboren seyn, um diess nicht unerträglich zu finden.

Eine andere Inconvenienz entsteht aus der reissenden Eil der Personenbeförderung in Folge der oben erwähnten Verbindung der *Mail-coach* mit den Briefposten. Diess Dahinfliegen *muss* geschehen, wenn die Wagenführer Versäumnissstrafen vermeiden, und die Briefbeutel zur festgesetzten Minute auf den Stationen abgeben wollen; aber in keinem Lande der Welt ist der Postreisende der Gefahr umgeworfen zu werden, und Arm und Bein, wo nicht den Hals zu brechen, auch so sehr ausgesetzt, als in England. Ein Stadt-Wundarzt auf der Poststrasse von London nach Birmingham bewies aus seinen Krankenlisten, dass im Verlaufe eines einzigen Jahres blos in seinem Amtsbezirke 117 Postreisende mit zerquetschten, verrenkten oder zerbrochenen Gliedern, und darunter 9 tödtlich Verwundete, zur Cur gebracht worden seyen, ein Verhältniss, worüber, wenn es bey Deutschen Posten vorkäme, des Redens kein Ende werden würde.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke*).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1834.

STAATENKUNDE.

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Ueber Posten und Post-Regale* u. s. w. Von *Wilhelm Heinrich Matthias* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit diesen reizenden Bildern verlassen wir das, auf Unkosten der deutschen Einrichtungen, so oft und so hoch erhobene englische Postwesen, um uns nach dem schönen *Spanien*, dem Vaterlande der Maulesel und Posträuber, zu wenden. — Die ersten regelmäsigen Posteinrichtungen in Spanien sollen ihre Organisation Philipp I (1504—1506) verdanken. Sein Nachfolger Karl I (Karl V als deutscher Kaiser) ernannte den Niederländischen Postmeister *Johann Baptista von Tassis* zum königlich spanischen General-Postmeister. Allein von seiner postlichen Wirksamkeit findet sich nirgend Kunde; man weiss nur, dass ein Urenkel von ihm durch Karl II, im Jahre 1681, in den spanischen Fürstenstand erhoben wurde. Als aber das Haus Bourbon auf den spanischen Thron kam, entzog man den Taxis die Leitung des spanischen Postwesens, und übertrug es dem Grafen *d'Onnata*, der dasselbe dem Marquis *de Monte Sacro* als eine Pachtung überliess. Gegenwärtig besteht ein General-Postamt (*La réal y suprema junta de apelacianes des los juzgado de carreos y postos*) zu Madrid, in jeder Provinz eine untergeordnete Postdirection, und in jedem nur etwas beträchtlichen Orte ein Postamt. Die *Brief*posten (Reitposten, *Carreos*) werden in einem, mit 4 Mauleseln bespannten Cabriolet fortgeschafft; die Briefpaquete sind in einem grosen Felleisen, und, wenn es die Menge der Correspondenz erfodert, so wird ein zweytes Felleisen beygegeben, welcher Umstand allein schon für den wachsenden Postverkehr des unglücklichen, aus einem langjährigen Schlummer endlich erwachenden Landes zu zeugen scheint. Post-*Personen*kutschen hingegen wurden zuerst unter dem Ministerium des so hoch verdienten Grafen von Florida-Blanca eingeführt; allein weder diese, noch andere ähnliche Unternehmungen hatten einen besonderen Fortgang, und die Postkutschen gingen bald wieder ein. Erst in diesem Jahrhunderte hat man neuerdings und mit grösserem Glücke Fahrposten in Spanien angelegt, welche gegenwärtig auf den Hauptstrasen wirklich coursiren, der beständigen Unsicherheit wegen aber meistens von militärischer Escorte begleitet werden müssen. Gewöhnlich legen diese Wagen aber täglich nur 6 bis 8 deutsche Meilen zurück; Nachts wird in bestimmten Posada's (Gasthöfen) oder Venta's (Schenken) geruhet.

Man sieht aus diesem flüchtigen Gemälde, dass Spanien kein Paradies für die Posten ist, und wir eilen daher auch schnell über das atlantische Meer, um schliesslich die Posteinrichtungen des jugendlichen *Amerika* mit dem alternden Europa zu vergleichen.

Im Jahre 1790 waren nur erst 75 Postverwaltungen in dem ganzen unermesslichen Nordamerika, und die Poststrasen dehnten sich auf keine 700 (deutsche) Meilen aus; nach nun 36 Jahren aber war die Zahl der nordamerikanischen Postcomtoire schon auf 6500 gestiegen, und die Posten durchliefen in allen Richtungen über 300,000 (deutsche) Meilen. Nach einem vom nordamerikanischen General-Postmeister dem Congress vorgelegten Berichte kostete die Unterhaltung der Briefposten in dem angegebenen Jahre 1790 nur etwann 50,000 Thaler, und der Fahrposten 30,000 Thaler, während jene beiden Beträge im Vergleichsjahre 1826, auf *resp.* 800,000 und mehr als 1,000,000 Thaler gestiegen waren. Der Ueberschuss der Post-Einnahme über die hier angegebenen Ausgaben stieg ebenfalls auf mehr als 1,000,000, und wurde ganz und ausschliesslich zur Verbesserung des Postwesens in den Vereinigten Staaten verwendet. Jetzt ist im Werke, eine grose Post- und Handels-Strase von Washington nach Mexiko (über 700 deutsche Meilen) anzulegen; — und wer möchte die Grenze des Vorsprunges angeben, welchen das rivalisirende Amerika dem alten Europa, auch in postlicher Rücksicht, abgewinnt!

Eine letzte Abtheilung unseres Werkes beschäftiget sich lediglich mit historischen Forschungen über das Postregale, und wird besonders dem Publicisten willkommen seyn.

Wenn man nun die Posteinrichtungen in den fremden Ländern überschauet, so wendet sich der Blick gern wieder zu unserem deutschen Vaterlande, und man muss dankbar erkennen, dass besonders in Preussen seit dem J. 1821 unter der Leitung des Generalpostmeisters von Nagler für körperliche Bequemlichkeit auf den preussischen Posten durch Eilwagen oder Schnellposten, und sonst durch anständigere Postwagen,

aufs rühmlichſte geſorgt worden iſt. Dabey aber darf man nicht verhehlen, daſs auf dieſen, ſowie auf den Thurn- und Taxiſchen Poſten, dasjenige, was zur Beförderung des geiſtigen Verkehrs dient, vielfache Erſchwerung und Hemmung erlitten hat. Wir müſſen den, auch in anderen öffentlichen Blättern (vgl. *Allg. Anzeiger der Deutſchen* 1833. No. 279) bereits laut gewordenen Klagen leider beyſtimmen, daſs die preuſsiſche Brieftaxe, nach der engliſchen, die theuerſte iſt, daſs die oft exorbitante Portoerhöhung, ohne alle Rückſicht auf den längeren oder kürzeren Lauf, den ein Brief zu machen hat, einzig und allein nach dem Gewichte beſtimmt wird, daſs der Francaturzwang der Briefe (z. B. nach Frankreich und Ruſsland) das Abſenden derſelben noch koſtſpieliger und unbequemer macht, daſs das ſonſt unerhörte, jetzt ganz gewöhnliche Nachnehmen des Porto's von Briefen, die der Abſender ganz frankirt hatte, der Willkühr der Poſtbeamten Thüre und Thor öffnet, welche nicht bloſs bey gröſserer Ortsentfernung ſehr bedeutendes Nachporto verlangen, ſondern ſich ſogar nicht ſcheuen, für einen aus der nächſten Nähe eingelaufenen Brief noch drey und vier Pfennige nachzufodern, daſs ein feſter Tarif überhaupt nicht beobachtet wird, indem ſie für einen Brief von demſelben Gewicht, das wie auf der Goldwage geprüft wird, und an demſelben Ort bald mehr, bald weniger verlangen, und eben ſo beym Abſenden der Briefe *bis* zur Grenze und beym Ankommen *von* der Grenze ganz verſchiedene Preiſe ſtellen u. ſ. w.

Endlich kann auch der Wunſch nicht oft genug wiederholt werden, daſs doch zu Poſtbeamten nur ehrliche, zuverläſſige, discrete, thätige und geſunde Leute, nicht aber ſolche gewählt werden möchten, welche durch die Folgen ihrer Ausſchweifungen, die ſie gewöhnlich ihren angeblichen Feldzügen zuſchreiben, zum Staatsdienſte untauglich ſind, und daſs am allerwenigſten unſittliche, dem Trunke ergebene Schwelger, ſowohl zum Nachtheil des Staats, als zum Aergerniſs des Publicums, zu Poſtmeiſtern gemacht, und ihnen wohl gar noch, zur Erhöhung des Einkommens aus ihren Pfründen, die örtliche Poſthalterey überlaſſen werden möchte.

Wenn eine Prüfung des angezeigten Buches und der glänzenden Stellen, die es zum Lobe der deutſchen Poſteinrichtungen enthält, auf eine ſolche Betrachtung der Wirklichkeit führt, und wenn dadurch (wie von den wohlgeſinnten deutſchen Regierungen mit Grund zu hoffen iſt) manche Verbeſſerung des Beſtehenden hervorgeht: ſo können wir den Werth dieſes Buches doppelt hoch anſchlagen. N. et G.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Tübingen, b. Oſiander: *Uebertritt des Profeſſors Eiſenbach in Tübingen zur römiſch-katholiſchen Kirche. Von ihm ſelbſt dargeſtellt.* Zweyte vermehrte Auflage. 1834. 8. (4 gr.)

Der Verfaſſer giebt in dieſem Buche eine Autobiographie und Schilderung ſeines Uebertritts, die merkwürdig an ſich, weder eines Prologs noch Epilogs bedarf. Für die Jämmerlichkeit des Zuſtandes, in dem ſich der Vf. befindet, erwarten wir aber von jedem fühlenden Leſer Mitleiden und inniges Bedauern. Zugleich aber wünſchen wir, daſs manche unſerer Zeitgenoſſen, die auf ähnlichen Irrwegen einherwandeln, in dieſem hier vorgehaltenen Spiegel ſich und ihren Zuſtand beſchauen mögen. Und darum folgende Ueberſicht der Schrift!

Der Vf. giebt erſt einige Notizen über ſeine *äuſsere* Lebensgeſchichte, aus denen man erfährt, daſs er 1795 zu Bietigheim, in Würtemberg, geboren, ſchon in früher Kindheit mit Leidenſchaft an der Mathematik hängend — ſpäter Reiſen unternahm, wo er ſich viel mit neueren Sprachen beſchäftigte, ſodann im Ueberſetzen von Büchern ſich verſuchte, ſpäter auch mit der Geſchichte ſich beſchäftigte. Er wurde 1825 Prof. der neueren Sprachen und ihrer Literatur an der Univerſität Tübingen, zuletzt wegen vieljährigen Augenleidens 1830 an der Real- und Gewerbs-Schule zu Stuttgart angeſtellt. Die Geſchichte ſeines *inneren* Lebens beginnt der Vf. mit einer Bemerkung, die geeignet iſt, ihn anfangs mit Intereſſe anzuhören. „Ich muſs vor Allem ſagen, daſs der Stolz meine Hauptleidenſchaft war, Stolz, wenigſtens gegenüber von mir ſelbſt, war die Haupttriebfeder aller meiner Handlungen.“ Als Nahrung für dieſe Leidenſchaft bezeichnet er das Leſen der römiſchen Claſſiker, wodurch Römertugend ſein höchſtes Ideal wurde. Er wünſchte, zu irgend einem groſsen und herrlichen Ziel einſt weſentlich beytragen zu können, und ſetzte daſſelbe bald in die Politik, bald in irgend eine moraliſche That. In ſpäteren Jahren kühlte ſich durch ſo manche Erfahrung die Groſsmannsſucht ab, doch war noch immer das Beſtreben vorhanden, als gemeinnütziger, ſtreng rechtlicher Mann da zu ſtehen. Kleinmuth, Murren über die Welt-Einrichtung, Verzweifeln an der Möglichkeit der Tugend, wechſelten mit Gleichgültigkeit und Leichtſinn. Als Folge jener Leidenſchaft ſtellt er dar den Unglauben. „Aus jugendlichem Uebermuthe, aus dem Kitzel, etwas Auſserordentliches zu wiſſen, fing ich ſehr frühzeitig an, einzelne Wahrheiten des Chriſtenthums zu verwerfen. Bald verlor mir das ganze Chriſtenthum ſeinen inneren Zuſammenhang; der verlorene Glaube lieſs ſich durch menſchliche Vernunftgründe nicht herſtellen. Ich ſuchte vergebens das Hinſchwindende durch Anſtrengungen des Verſtandes feſtzuhalten; vergebens betete ich in beſſeren Stunden weinend Stunden lang; ich muſste, um mit meiner Vernunft, wie ich meinte, nicht in Widerſpruch zu gerathen, das ganze Chriſtenthum aufgeben.“ Die Schuld dieſes Verwerfens der chriſtlichen Wahrheiten liegt aber nicht an ihm — ſo fährt Vf. fort, ſie ruht auf der proteſtantiſchen Theologie und auf denen, die ihm dieſes oder jenes über dieſe Dinge geſagt hatten. Er „als Naturforſcher“ konnte ja dieſe Wahrheiten nicht verwerfen, weil und ſofern er ſie nicht begreifen konnte — der Grund war ein anderer. Wer bürgte ihm, die Sache vom proteſtantiſchen Geſichts-

puncte aus betrachtet — dafs die lange nach Chriftus, zum Theil erft nach dem apoftolifchen Zeitalter zur allgemeinen Oeffentlichkeit gebrachte h. Schrift wirklich das Wort Gottes, und vielmehr nicht eine Ausgeburt müffiger Stunden fey? u. f. w. — Wer verbürgt ihm Unverfälfchtheit (hatte nicht Luther felbft mehrere Bücher für eingefchoben erklärt)? Wer bürgte ihm, dafs diefe oder jene wichtige Schriftftelle nicht von Menfchen zugefetzt fey? — Da hatte ihm einer gefagt: manche Stellen der Schrift feyen nur fymbolifch auszulegen, und doch verlangte man wieder buchftäbliche Auslegung anderer Stellen. Da berief fich einer auf die innere, jedem einleuchtende Wahrheit des Chriftenthums. Er legte den Mafsftab der menfchlichen Vernunft an, — und glaubte unzählige Widerfprüche zu entdecken, — dort fagte ihm einer: man müffe den Verföhnungstod glauben, — weil die Sünden-Vergebung wünfchenswerth fey! — er hatte erfahren, dafs wir zwar gerne das Erwünfchte glauben, aber oft hierin getäufcht werden. Diefe Zweifel erfchienen dem Vf. unauflöslich, Bücher und Menfchen, bey denen er Auffchlufs fuchte, gaben ihm „erkünftelte Sophismen oder flache Zirkelbeweife. Auch hielt ihn die bittere Art, womit gewöhnlich folche Sätze vertheidigt werden, zuletzt gänzlich ab, davon zu fprechen.“ Refultat: Nur ein aufserordentliches Wunder kann dem Menfchen auf diefen Irrwegen zur Erkenntnifs der Wahrheit als folcher verhelfen. Aber ein Wunder erwarten zu wollen ift für den, dem der rechte Weg zur Wahrheit zu gelangen offen fteht, Vermeffenheit *„fides fidelibus, figna infidelibus.“* — Der Vf. geht nun über zu der Befchreibung, wie er aus diefem Zuftand des Schwankens und Unglaubens „auf eine ganz aufserordentliche Weife“ gerettet und zur katholifchen Kirche hingeleitet worden fey. Die „Fügungen zu feiner Rettung“ find folgende. 1) Ein Wunfch, auf deffen Erreichung er alles gefetzt, drohte in dem Moment auf immer vereitelt zu werden, in welchem er nur die Hand ausftrecken zu dürfen glaubte, um das Ziel feftzuhalten. Da machte er es wie ein rettungslofer Kranker, „der ein quackfalberifches Mittel zwar verachtet, aber doch, wenn es nicht fchaden kann, anwendet.“ Er hatte gehört, viele Katholiken thun in folchen Augenblicken Gelübde, er hatte gehört von Erhörungen folcher Wünfche. „Ohne eigentlich daran zu glauben“, that er das Gelübde, der Jungfrau Maria und ihrer Mutter Anna (zu deren Wahl ihn ein fröhliches Familienfeft beftimmte,) eine Gabe zu bringen, wenn er fein Ziel erreichen werde. Gleich nachher hatte er einen glücklichen Einfall, der ihm feinen Sieg ohne Anftrengung und Widerftand ficherte. („Die frevelhaft begehrte Wohlthat wurde ihm fpäter wieder entriffen.“) Das fo plötzliche Zufammentreffen der Erfüllung des Wunfches mit dem Gelübde hatte für ihn etwas Wunderbares, jedoch „wohl vertraut mit den häufigen Selbfttäufchungen in folchen Fällen,“ hielt er es für einen günftigen Zufall. Er erfüllte aber fein Gelübde, „da er von jeher feinen Stolz darein gefetzt hatte, felbft in Beziehung auf Hirngefpinfte, fein Wort nie zu brechen.“ Der erhaltene zeitliche Vortheil fchien den Namen eines himmlifchen Gefchenkes zu verdienen, fofern er feine kühnften Erwartungen überftieg. Er wollte daher mehr thun, als er gelobt, „aus einer dunkeln Idee, man könne Heiligen auf diefe Art etwas Wohlgefälliges thun,“ befuchte er die Meffe. Er fühlte fich wunderfam ergriffen (was nicht finnlichen Eindrücken beyzumeffen, da er „vermöge feiner Kurzfichtigkeit nicht fehen konnte, was am Altar vorging“ u. f. w.); nach jeder Meffe erhielt er eine Kraft zu Ausführung von folchen Vorfätzen, die er früher oft vergebens gewünfcht. Klugheits-Rückfichten und die Furcht, „feine Thatkraft könnte nur Folge vorübergehender Schwärmerey feyn“, hielten ihn ab, mit anderen davon zu reden. Wichtig wurden ihm jetzt 2 Werke: *Silberts*: Gegrüfset feyft du Maria, und eine deutfche Ueberfetzung der heil. Meffe. Kempten 1829. 2) Unbefriedigt, „bey feiner Verehrung zu der göttlichen Mutter, ihren Namen höchft fparfam und kalt von der Kanzel nennen zu hören“, reifte der Vf., „dem Zufalle fich preisgebend“, am grünen Donnerstag 1832 nach dem würtembergifchen Städtchen Gemünd, wohnte am Charfreytag dem Gottesdienfte in der katholifchen Pfarrkirche bey, und hatte den Einfall, „aus Neugierde und wegen der Möglichkeit einer Erbauung“, den Salvatorsberg, einen bekannten Wallfahrtsort, zu befuchen. Er ging nach dem Berg, ftellte fich vor die Stationen, „weil die anderen Leute auch ftehen blieben, und verrichtete vor ihnen irgend welches Gebet.“ Bey der Station der Dornenkrönung trat die „Wichtigkeit und Herrlichkeit von Chrifti Leiden vor feine Seele, feine Zweifel wurden fubjectiv überwunden.“ Bey der Station der Ausftellung vor Pontius Pilatus befiel ihn ein tiefes Gefühl feiner Verftandesfchwäche, feiner bisherigen Thorheit und gänzlichen Unwürdigkeit. „Auch in diefem Zuftand verfuchte ich noch mit Gott zu rechten, und die Unüberwindlichkeit meiner Schwäche ihm als Vertheidigung entgegen zu halten. Befonders überfiel mich eine kleinmüthige Furcht, je das Ziel erreichen zu können. Die letzten Zweifel hob mir die gefchenkte Gnade bey der nächften Station.“ — Nachdem der Vf. den Berg verlaffen, dachte er darüber nach, ob fich die Lehre von der Heiligenverehrung in Schrift und Vernunft begründet finde. Schnell fühlte er feine Zweifel gehoben, und fich in feinen Anfichten feft begründet, indem er fich erinnerte, dafs wir verpflichtet find, nach Chrifti Anweifung für unfere Brüder zu bitten, und dafs diefs, vermöge diefer Anordnung, auch eine Wirkung haben müffe; fey diefs fchon bey fündigen Menfchen, wie viel mehr bey der Fürbitte der Heiligen; ein neuer Zweifel, ob die Heiligen davon Kenntnifs erhalten könnten, hob fich „durch die fchon bekannte Anficht, dafs jeder Menfch feinen Schutzengel habe“ u. f. w. — 3) Am Ofterfeft befuchte der Vf. die Meffe in Stuttgart. Er fpottete „der einfältigen Andacht“ eines im Gange knieenden Bauers, (deffen Figur für ihn etwas Poffirliches hatte,) in feinem Herzen, aber fchnell knieete er auch nieder und bat Gott, dafs ein Theil von dem fegensreichen Gebete diefes Mannes ihm angerechnet werde. „Es war nach der Zeit der Wandlung, und

die in überströmendem Maſse auf beſondere Art gegenwärtige Gnade rührte mich ſo, daſs ich mich nicht ſchämte, in öffentlicher Kirche Thränen zu vergieſsen." — Noch war der Vf. nicht entſchloſſen, in die katholiſche Kirche einzutreten, theils weil ihm die Begründung der Hierarchie noch unklar war, theils weil er „eine groſse innere Zerwürfniſs der römiſchen Kirche und Spaltungen über Hauptpuncte" glaubte bemerkt zu haben. Auch fürchtete er ſich, „ſeine bisherigen Glaubensverwandten möchten Bekehrungsverſuche an ihm machen." — 4) Der Vf. iſt wieder in Gemünd, „wo er ſich täglich allen erlaubten Vergnügungen überläſst, überzeugt, daſs das Chriſtenthum keine Kopfhängerey ſey, und weil er ſich überzeugen wollte, daſs ſein neuer Glaube keine Schwärmerey ſey." Er macht eine dankbare Wallfahrt auf den Salvatorsberg, ſodann die Bekanntſchaft einiger katholiſchen Geiſtlichen, die ihm „gemeine Volkskatechismen" zu leſen gaben, ihn zu ernſter Prüfung ſeines Vorhabens auffoderten, und durch Leben und Predigt ihn erbauten. Seine Ueberzeugung war aber noch zu ſchwach, um ihn zu bewegen, ſeine „politiſche Stellung" Gefahren auszuſetzen. Der innere Kampf ward ihm erleichtert durch die Zunahme ſeines Augenübels; er machte jetzt die äuſseren Ceremonien der Katholiken rückſichtsloſer mit, und begab ſich nun nach Tübingen. Die Profeſſoren der katholiſchen Facultät warnten ihn ernſtlich vor Uebereilung; theilten ihm aber, nachdem ſie ſeinen feſten Entſchluſs ſahen, „in wenigen Worten noch manche wichtige Ueberzeugungsgründe mit." Er theilte ſeinem bisherigen Beichtvater, dem Herrn Archidiakonus *Preſſel*, ſein Vorhaben mit. „Die ſehr gründliche und gemäſsigte Art, mit der er meine neuen Anſichten bekämpfte, ſowie die biedere Freundſchaftlichkeit, mit der er mir beym Abſchiede Gottes Segen wünſchte, haben meine Verehrung und Liebe gegen ihn vermehrt." Der katholiſche Stadtpfarrer gab ihm nun Religionsunterricht. Er rühmt beſonders von ihm „jene vortreffliche Rechtfertigungslehre, die dem Menſchen verdienſtliche Werke läſst, ohne ſeinen Stolz zu nähren, ohne ihn aber auf der anderen Seite kleinmüthig und unthätig zu machen, jenen herrlichſten Schatz der allein wahren Kirche, trug er mir beynahe ganz mit den Worten der tridentiniſchen Kirchenverſammlung vor."

Am 1 Februar, Morgens, legte er ſein Glaubensbekenntniſs öffentlich ab; am Abend des Tages eine Beichte über ſein ganzes bisheriges Leben. „Ich hatte viele und ſchwere Sünden zu beichten, und wuſste nicht, ob mir das Wort nicht auf den Lippen erſterben würde; aber ich betete zuvor zu dem in der eweiheten Hoſtie gegenwärtigen Chriſtus, rief zu der ſeligen Jungfrau, dem heil. Joſeph, der heil. Anna, den hh. Apoſteln Petrus und Paulus, zu allen Heiligen, zu meinem Schutzengel, daſs ich in dieſer Stunde keine Sünde begehen und nicht etwas abſichtlich verſchweigen möchte. Mit unſicherem Tritte, aber kindlichem Zutrauen auf Gottes Güte nahte ich dem Beichtſtuhle, und hier fühlte ich aufs Neue die wirkſamſte Kraft der Gnade. Ohne mich durch Schaam abgehalten zu fühlen, und überhaupt ohne alle Anſtrengung bekannte ich alles, was ich für weſentlich hielt, und ging nach erhaltener Abſolution nach Hauſe, in dem feſten Glauben, daſs alle meine Sünden hinweggenommen ſeyen." Am folgenden Morgen genoſs er das Sacrament und ſchrieb ſpäter, im Drange des Gefühls, einen Aufſatz: „über die Segnungen der katholiſchen Kirche", aus welchem wir nur eine Stelle ausheben: „Eine ſchwere Prüfungsſtunde tritt ein, Gott ſcheint das Antlitz vom Menſchen zu wenden, er ſinkt in immer tiefere Sünden, und hat kaum noch eine unmächtige Sehnſucht nach Rettung. Aber Gott hat ihn nur darum mit Nacht umgeben, damit er die wunderlieblichen Wirkungen jenes im milden Glanze ſtrahlenden Sternes erfahre, welcher der Polarſtern aller Gläubigen geworden iſt. Sie, die in tiefſter Demuth auf Erden wandelte, deren Engelreinheit, deren hohe Würde in der heil. Schrift nur mit ſchwachen Andeutungen berührt, aber doch auf eine unverkennbare Weiſe begründet ſich finden (denn alle Herrlichkeit der Königstochter iſt innen), ſie ſteht fort und fort vor dem Angeſichte ihres Sohnes und bittet für uns. Sie, die Mutter der Erbarmungen, fühlt ihre Seligkeit noch erhöht, wenn die ewige Güte ihr einen verirrten Sünder zeigt, und ihre Fürbitte zu ſeiner Rettung wirkſam ſeyn läſst. Welches Glück, einer Kirche anzugehören, die uns lehrt, täglich um ihre mächtige Fürbitte zu flehen!" — Noch bemerken wir, daſs der Vf. zu Anfange ſagt: Wenn manchmal Erfahrungen und Anſichten, die meinen Entſchluſs bekräftigten, weggeblieben ſind, ſo geſchah es nie in der Abſicht, die Sache in ein ſchöneres Licht zu ſetzen; es geſchah, weil ſie bey mir nicht ins klare Bewuſstſeyn gebracht wurden, weil ſie Privatverhältniſſe berühren, weil ſie meine früheren Glaubensgenoſſen beleidigen dürften u. ſ. w.

✠. E.

Gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.

